HN XbCF K

Digitized by Google

BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

Literatur.

EIN UND VIERZIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. MOHR.

1848.

Digitized by Google

~~IX. 250~~
BP 368.1
1879 June 24
Minot fund.
HARVARD UNIVERSITY LIBRARY
35
53-114
1-52
Digitized by Google

INTELLIGENZBLATT.

Nr. I. *Januar* und *Februar.* **1848.**

Chronik der Universität Heidelberg

für

das Jahr 1847.

Am 20. November fand in herkömmlicher Weise die Feier der Geburt des hohen Restaurators der Universität, des höchstseligen Grossherzogs CARL FRIEDRICH, in der akademischen Aula statt. Der zeitige Prorector, Geh. Rath Rau, hielt die seitdem auch im Druck erschienene Festrede, welche in ihrem wissenschaftlichen Theile: „Ueber Beschränkungen der Freiheit in der Volkswirthschaftspflege" handelt. Den näheren Bericht über den Inhalt dieser Rede wird das nächste Heft dieser Jahrbücher bringen. Aus dem übrigen Theil der Rede entnehmen wir die folgenden Angaben über die Veränderungen, welche die Universität im Laufe des Jahres betroffen haben.

Durch den Tod verlor dieselbe den Geh. Rath Muncke, den vieljährigen Mitredacteur dieser Blätter. Derselbe hatte noch im Laufe des Sommers sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum im stillen Kreise der Seinigen zu Grosskmehlen bei Ortrand in Preussisch-Sachsen gefeiert, und war von Sr. Königl. Hoheit dem Grossherzog mit dem Titel eines Geheimerathes erfreut worden, erlag aber bald nachher längeren Leiden am 1. Oktober 1847. Der Verstorbene war am 28. November 1773 zu Hilligsheim bei Hameln geboren, hatte dann von 1792 an in Göttingen Theologie und Philologie studirt, nebenbei aber sich viel mit Naturwissenschaften beschäftigt; nachdem er dann eine Zeit lang eine Hauslehrerstelle bekleidet, ward er 1793 am Georgianum zu Hannover angestellt und von da im Jahr 1810 als ordentlicher Professor der Physik nach Marburg berufen, von wo er 1817 einem gleichen Rufe nach Heidelberg folgte. „Möge es der Universität nie an Männern fehlen, die gleich dem Entschlafenen mit ganzer Seele, mit den edelsten Lebenskräften und zugleich in vollster Anspruchlosigkeit sich dem Dienste der Wissenschaft weihen!"

Aus dem Kreise der Lehrer schied Professor Spengel, welcher einem Rufe an die Universität München folgte. Dagegen wurden berufen: in die theologische Facultät: Professor Hundeshagen von Bern; in die juristische: Geh. Hofrath Robert v. Mohl aus Tübingen, zunächst

Digitized by Google

für das Verwaltungsrecht; in die philosophische Facultät: Geh. Hofrath Zell, bisher Mitglied des grossherzogl. Oberstudienraths in Karlsruhe, zunächst für das Fach der Archäologie; ferner wurde Professor Bischoff zum Mitdirector des botanischen Gartens; der ausserordentliche Professor Dittenberger zum ordentlichen Professor der Theologie; die Privatdocenten Dr. Ludwig Posselt in der medicinischen und Dr. Hahn in der philosophischen zu ausserordentlichen Professoren in diesen Facultäten ernannt.

Als Privatdocenten habilitirten sich in der juristischen Facultät die Doctoren Levita, Brinckmann und Jolly; in der medicinischen die Doctoren Chelius und Moleschott; in der philosophischen Dr. Hettner für das Fach der Kunstgeschichte und Aesthetik.

Dem Geh. Rath Nägele wurde bei der am 29. Juni erfolgten Feier seiner vierzigjährigen Anstellung von Sr. Königl. Hoheit dem Grossherzog zu dem Comthurkreuz des Zähringer Löwenordens das Eichenlaub ertheilt; das Comthurkreuz desselben Ordens erhielten Geh. Rath Rau und Geh. Hofrath Rosshirt; das Ritterkreuz Geh. Rath v. Leonhard und Kirchenrath Rothe.

Promotionen fanden im Laufe des Jahres 1847 folgende statt:

Von der theologischen Facultät wurde am 4. Juni Herr Wilhelm Hey, Superintendent zu Ichtershausen im Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha zum Doctor der Theologie creirt. Das Diplom bezeichnet ihn als sincera et vere christiana pietate insignem, scriptis praecipue ad theologiam practicam spectantibus celeberrimum, de ecclesia patria et totius Germaniae juventute meritissimum.

In der juristischen Facultät erhielten die Doctorwürde: am 19. Feb.: W. Girtanner aus Sachsengotha; am 28. Febr. Otto Schulz aus Lahr; am 6. März Wilh. Gwinner aus Frankfurt; am 15. April Johann Schwedes aus Frankfurt; am 29. April Friedr. Wilh. Hörle aus Frankfurt; am 12. Mai Karl Burnitz aus Frankfurt; am 20. Mai Alex. Pfeiffer ebendaher; am 24. Juni Carl Fiedler ebendaher; am 16. Jul. Carl Kellner ebendaher; am 21. Jul. Hermann Matsen aus Hamburg; am 24. Jul. Ferd. Kunhardt ebendaher; Karl Ullmann aus Heidelberg; am 5. Aug. Rudolph Johns und am 7. Aug. Emil Lehmann aus Hamburg; am 11. Aug. Louis Michaud aus Neufchatel; am 17. Aug. Moriz Meier aus Leipzig; am 19. Oct. David Calm aus Bernburg; am 21. Oct. Salomo Fuld aus Frankfurt; am 15. Dec. Heinrich v. Lengerke aus Bremen; am 21. Dec. Joh. Simmers aus Hamburg; am 23. Dec. Adolph Strümpell aus Scheppenstadt.

Digitized by Google

In der medicinischen Facultät: am 16. Jan. Karl Amsler aus Schinzach; am 10. März Heinrich Frey aus Mannheim; am 5. April Archibald Graham aus Schottland; am 26. April Adolph Hexamer aus Koblenz; am 22. Mai Georg Jakob Sakreuter aus Frankfurt; am 15. Juni Friedrich Stiebel aus Frankfurt; am 13. Juli Otto Brummer aus Heidelberg: am 29. Sept. Wilhelm Magdeburg aus Höchst; am 12. Oktober Peter Schäffer aus Frankfurt; am 18. Okt. Johann Friedrich Kaiser von Disentis; am 1. Nov. Theodor v. Dusch aus Karlsruhe; am 12. Nov. Georg Hermann Mühlig aus Zweibrücken.

In der philosophischen Facultät: am 19. Febr. Eduard Weil aus Neuwied; am 27. Febr. Eduard Pickford aus Heidelberg; am 12. Febr. Friedrich Leiss aus Grossrohrheim im Grossherzogthum Hessen; am 9. März Karl Stölzel aus Gotha; am 23. März Franz Xaver Wegele aus Landsberg am Lech; am 29. März Carl Ulrich Heinlein, Lehrer an der lateinischen Schule zu Hersbruck; am 31. März Julius Fürst aus Heidelberg; am 7. Aug. Georg Adam Hillengass aus Breitenbronn im Badischen; am 14. Aug. J. Ernst Penard aus Genf und Heinrich Hunt aus London; am 12. Sept. Joh. Wesley Etheridge aus England; am 25. Sept. William Gaspey aus London; am 8. Okt. Constantin P. Lazarevic Zuckic aus Karanowaz in Serbien; am 14. Oct. Adolph Heinrich Hauser aus Bruchsal; am 13. Nov. Georg Aspinal, Pfarrer zu Denton bei Manchester; am 28. Dec. Wilh. Jos. Heinr. v. Brockhausen zu Berlin und Wilhelm Frädersdorf aus Hamburg.

Von den im vorigen Jahr gestellten Preisfragen hatten die folgenden Bearbeiter gefunden:

Die Aufgabe der juristischen Facultät: „Colligantur et exponantur vestigia juris germanici privati, quae in Corpore juris canonici continentur“ hatte eine Bearbeitung erlangt, welche mit dem Motto: „Fortgesetzte Forschung mag entweder die verlornen Zwischenglieder der Kette auffinden oder die vermuthete Verbindung widerlegen. Jakob Grimm.“ bezeichnet war. Die Facultät fällte darüber folgendes Urtheil:

Auctor corpus juris canonici sedulo tractavit studio, nec pauca, quibus juris Germanici vestigia continentur, juris canonici loca collegit et explicavit, eorumque nexum cum juris Germanici principiis demonstravit; materiam lucido ordine disposuit, in nonnullis quoque dissertationis partibus studii et ingenii specimina praeclara exhibuit. Plura vero, quae eum,

Digitized by Google

si accuratius fontes perspexisset, haud fugissent, juris Germanici privati in jure canonico vestigia plane omisit, et in iis, quae exposuit, saepius celeriori calamo usus est; plurima, quae strictius investiganda fuissent, vix indicavit, interdum nimis audacter sententiam statuit, in aliis quoque plane erravit, idemque etiam in iis, ubi rectum re vera invenisse censendus est, haud raro historicam rationem ac demonstrationem sufficientemque argumentorum, quibus sententia defendi possit, expositionem desiderandam reliquit. Quae quum ita sint, Ordo Jureconsultorum dissertationem oblatam ita perfectam et absolutam habere nequaquam potuit, quam dignam judicaret, quae typis excuteretur. Nihilominus Ordo Jureconsultorum studium, quod auctor in una alterave dissertationis parte elaboranda commonstravit, respiciendum esse censuit, praesertim quum Nostra quaestio id potissimum spectaret, ut vestigia juris Germanici antiquioris demonstrarentur, qua in re tam late patente tractanda autor vix quemquam habuit, cujus disquisitionibus adjuvari potuerit, ita ut plurima ex ipsis juris fontibus ducere coactus esset. Quare Ordo Jureconsultorum, hujusmodi quaestionibus aequo ac benevolo arbitrio judicatis juvenum ingenia ad studia continuanda maxime incitari ratus, in auctorem hujus libelli praemium conferendum esse, unanimi sententia decrevit.

Bei Eröffnung des versiegelten Zettels ergab sich als Verfasser Herald Eduard Eggers, stud. jur. aus Schleswig.

Die medicinische Facultät hatte folgende Frage gestellt: „Colligantur et inter se comparentur argumenta, quae ad probandam et impugnandam irritabilitatem, quam dicunt Halleri, ab auctoribus proferuntur et repetuntur recentiorum imprimis sive Reidii sive Longeti, quae plurimum ad solvendam hancce quaestionem facere videantur, experimenta.“

Die darauf eingegangene Preisschrift, versehen mit dem Homerischen Motto: παρ' δύναμιν δ οὐκ ἔστι καὶ ἐσσύμενον πολεμίζειν, ward von der Facultät in folgender Weise beurtheilt: Auctor hujus dissertationis priorem argumenti partem bene tractavit; quae de irritabilitatis notione autoribus placuerunt, diligenter collegit, recte interpretatus est et plerumque justa de iis judicia tulit, quae tamen uno loco congesta malimus, quam, ut ille fecit, per totam dissertationem dispersa. Experimenta, quae, ut denuo instituerentur, ordo postulaverat, infelici successu fecit. Nervi enim, quorum magnam partem exciderat ut quae inde nasci solet paralysin observaret, praeter spem coaluerunt. Jam cum angustiae temporis non paterentur, ut ad experimentum rediret, idem autem alia, non postulata, sed simpliciora experimenta non solum iteraverit, verum etiam via

Digitized by Google

solerter varista quaestionem illustraverit; censet ordo, praemium ei deferendum esse.

Nach Oeffnung des Siegels ergab sich als Verfasser Elias Ruben aus Hamburg.

Die philosophische Facultät hatte die Frage gestellt: Benedictae Spinozae de substantia sententiae explicentur atque dijudicentur.

Eine Beantwortung war eingegangen, mit dem Spruche Cicero's bezeichnet: Hominum ratio non in coelum usque penetravit?

Die Facultät gab darüber folgendes Urtheil: Auctor hujus commentationis fontium locos, qui sententiis Spinozae de substantia accuratius explicandis atque illustrandis inserviunt, summa cum diligentia indagavit et collegit ejusdemque philosophi placita ex principiis philosophiae Cartesianae recte deduxit cumque doctrina aliorum philosophorum apte comparavit. Plura in hujus philosophi doctrina recte disponenda atque dijudicanda quamquam desiderantur, tamen ordo philosophorum auctori, qui in reliquis satisfecit, victoris palmam decernendam esse censuit.

Als Verfasser ergab sich nach geöffnetem Siegel Julius Fürst aus Mannheim.

Für das nächste Jahr sind folgende Aufgaben gestellt:

1) Von der theologischen Facultät: Enarretur historia controversiae paschalis ita quidem, ut simul quaeratur, num ea quid momenti suppeditet ad dijudicandam authentiam Evangelii secundum Joannem.

2) Von der juristischen: De Salviano interdicto.

3) Von der medicinischen: Liebigii sententia, vim, qua salia alvum ducunt, in diffusione (endosmosi) sitam esse, experimentorum examini subjiciatur.

4) Von der philosophischen, eine philologische: Quaeritur, quam sententiam Livius in rebus publicis tenuerit, und eine staatswirthschaftliche: Inquiratur in eas doctrinas ad oeconomiam politicam nostri aevi spectantes, quae jam a physiocraticis, qui dicuntur, auctoribus inventae et prolatae sunt.

Der engere Ausschuss des Vereins für Natur- und Heil-Kunde in Heidelberg hatte für das Jahr 1847 den Geheimen Rath Chelius zum Director erwählt und sich sechsmal versammelt. In den Sitzungen sprach Geheime Rath v. Leonhard über Bildung und Umänderung der Mineralien durch Feuer und belegte den Vortrag mit zahlreichen Probestücken; — Geheime Rath Tiedemann erörterte die Einwirkung der verschiedenen Theile des Nervensystems auf die Athmungs-Bewegungen, so wie

Digitized by Google

die Ursachen ihres Beginnens bei Neugeborenen; — Hofrath Pfeuffer berichtete über die in hiesiger Klinik angestellten Versuche über die Schmerz-stillende Wirkung des Schwefeläthers; — Hofrath Henle sprach unter Anstellung von treffenden Versuchen von den Ursachen der Färbung des Blutes im arteriellen und venösen Zustande; — Geheime Rath Chelius redete von den Ursachen krampfhafter Strikturen am Ende des Mastdarms und von deren Heilung.

H. G. Bronn,
bleibender Sekretär.

Literarische Anzeigen.

Bei dem Verleger dieser Jahrbücher ist erschienen und durch alle Buchhandlungen auf feste Bestellung zu beziehen:

Zur
Methodologie der Geburtshülfe.
Von
Franz Carl Nägele.
I. Lieferung.

Auch mit dem weitern Titel:

Zur
Methodologie der Geburtshülfe.
Grundzüge
der allgemeinen Pathologie und Therapie der Geburt
als Manuscript für seine Zuhörer dem Druck übergeben
von
Franz Carl Nägele.
Erste Lieferung.

Preis geh. 9 gGr. oder 40 kr.

Ferner ist in demselben Verlage erschienen:

Handbuch
der
Literatur des badischen Rechts
von
Fr. Kappler.
Dritte Lieferung. Bogen 22—32.

Gegenwärtiges Handbuch etc. enthält eine systematische Uebersicht der gesammten Literatur des im Grossherzogthum Baden geltenden Rechts in der

Digitized by Google

Art, dass bei jedem einzelnen Artikel des Landrechts, der Prozessordnung etc. angezeigt ist, welche Präjudizien, Erläuterungen, Abhandlungen darüber vorhanden sind. Sie ist daher für Alle, welche sich mit der Anwendung der Gesetze beschäftigen, ein unentbehrliches Hülfsmittel, besonders auch für die Besitzer der Jahrbücher des Grossherzoglichen Oberhofgerichts in Mannheim und der Annalen der badischen Gerichte etc., indem sie zugleich ein systematisches Register über diese bildet.

Das Ganze erscheint in 4 Lieferungen, über 40 Bogen. Die vierte Lieferung wird in Bälde nachgeliefert.

Subscriptionspreis bis zum Erscheinen des Ganzen Thlr. 2. 16 gGr. oder fl. 4. —

Subscriptionssammler erhalten das dreizehnte Exemplar frei.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen, in Heidelberg bei Groos, Hoffmeister, E. Mohr, C. Winter zu erhalten:

Dr. Philipp Marheineke's

theologische Vorlesungen.

Herausgegeben von Steph. Matthias und W. Watke.

Zweiter Band.

Auch unter dem besonderen Titel:

System der christlichen Dogmatik.

gr. 8. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Dr. Ph. Marheineke's Vorlesungen werden 5 Bände umfassen. Band 1: Moral, kostet 3 Thlr.

Duncker und **Humblot** in Berlin.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte

der italienischen Poesie.

Von *E. Ruth.*

Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Der erste Theil (1844) kostet 2 Thlr. 24 Ngr., der soeben ausgegebene zweite Theil 3 Thlr. 6 Ngr.

Bei **Vandenhöck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Hausmann, J. F. W., Handbuch der Mineralogie. 2. Thl. 4e u. letzte Lief. gr. 8. à 2 Thlr. 16 gGr.
(Das ganze Werk kostet 9 rthl 18 gGr)

Studien, Göttinger, 1847. Redigirt v. A. B. Krische. 1. Abth. Mathemat. und naturwissenschaftliche Abhandlungen. 1e Lief. à 2 Thlr.

Digitized by Google

Ferner:

Derselben II. Abth. Philosoph., philolog. u. histor. Abhandlungen. à 2 Thlr. 4 gGr.

(Die in Vorstehendem enthaltenen Abhandlungen sind auch einzeln zu nachstehenden Preisen zu erhalten:)

Cavallari, Sav., zur historischen Entwicklung der Künste nach der Theilung des römischen Reichs. gr. 8. geh. à 8 gGr.

Frerichs, F. Th., über Gallert- oder Colloidgeschwülste. Mit Kupfern. gr. 8. geh. à 14 gGr.

Havemann, W.. Francisco Ximenez. gr. 8. geh. à 8 gGr.

Hermann, K. F., über die Studien der griechischen Künstler. gr. 8. geh. à 10 gGr.

Kraemer, A., über Condylome und Warzen. Ein Beitrag zur Naturgeschichte dieser Gebilde. Mit Kupfern. gr. 8. geh. à 12 gGr.

Leuckart, R., zur Morphologie und Anatomie der Geschlechtsorgane. gr. 8. geh. á 16 gGr.

Lotze, H., über Bedingungen der Kunstschönheit. gr. 8. geh. á 10 gGr.

Ritter, H., über Lessing's philosophische u. religiöse Grundsätze. gr. 8. geh. á 10 gGr.

Sartorius v. Waltershausen, W., physisch-geographische Skizze von Island, mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen. gr. 8. geh. à 16 gGr.

Stern, M. A., zur Theorie der Euler'schen Integrale. gr. 8. geh. à 6 gGr.

Unger, G. W., der gerichtliche Zweikampf bei den germanischen Völkern. gr. 8. geh. á 9 gGr.

Wüstenfeld, F., el-Macrizi's Abhandlung über die in Aegypten eingewanderten arabischen Stämme. Aus den Handschriften zu Leyden, Paris u. Wien herausgeg. u. übersetzt gr. 8. geh. á 12 gGr.

Im Verlage von **G. P. Aderholz** in Breslau ist soeben erschienen:

Das Opferwesen der Karthager.

Commentar zur Opfertafel von Marseille.

Von *Dr. F. C. Movers,*

ordentl. Professor an der Universität zu Breslau.

Nebst einer lithographirten Tafel.

Auch unter dem Titel:

Phönizische Texte. II. Th.

Gr. 8. Geh. 25 Sgr.

Der erste Theil, die punischen Texte im Poenulus des Plautus enthaltend, erschien 1845. Preis 25 Sgr.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Luthers Leben von Karl Jürgens. Erste Abtheilung, Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreit 1483—1517, oder: Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreit 1483—1519 von Karl Jürgens 3r Band. Leipzig, 1847. F. A. Brockhaus 696. S. 8.

Die beiden ersten Theile dieses schätzbaren, nützlichen und gelehrten Werkes hat der Unterzeichnete in diesen Jahrbüchern ausführlich angezeigt, er hält es daher für Pflicht auch diesen dritten Band kurz anzuzeigen, der die erste Abtheilung des ganzen Werks schliesst. Ref. wünscht aufrichtig, dass es bis zu Luthers Tode möge fortgeführt werden; obgleich er einsieht, dass dies in der bisherigen Ausführlichkeit nicht möglich seyn wird. Er nimmt indessen das, was bis dahin gegeben worden, mit Dankbarkeit an.

Den Anfang des neuen Bandes macht S. 1. — 75. ein Abschnitt über Luthers Wirksamkeit als Ordensvicarius. Von S. 75—124 folgt ein Hauptstück über seine Predigten in dieser Periode. Das dritte Hauptstück bis S. 223 handelt von den Predigten über die zehn Gebote. Man sieht aus der blossen Anzeige, dass diese Hauptstücke weder einen Auszug, noch einzelne Anführungen, noch eine Kritik vertragen. Der Verfasser will den Entwickelungsgang Luthers Schritt vor Schritt nachweissen, er hat ganz populär geschrieben; man muss also Alles lesen, und einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Stellen würden eher Missverständnisse veranlassen, als eine richtige Vorstellung vom Zwecke des Verfassers geben. Im Ganzen hat er mit grosser Sorgfalt sowohl in der Art, wie Luther als Vorsteher von München wirkte, als in den Predigten, die er als Mönch hielt, die Punkte angedeutet, welche entweder Anfänge seiner späteren Wirksamkeit sind, oder mit seiner spätern Wirksamkeit contrastiren. Gegen blosse Werkheiligkeit eifert Luther schon in diesen Mönchspredigten, der Verehrung der Jungfrau Maria weiss er aber eine Seite abzugewinnen. Das folgende vierte Hauptstück, Gelehrtenthätigkeit Luthers bis September 1517 scheint dem Ref., wie sehr Vieles Andere in dem Buche zu breit, zu gemüthlich plauderhaft. Dies ist aber eine Manier ganzer Classen von Schriftstellern, also wohl ein Bedürfniss der Zeit. Ref. ist daher weit entfernt den Verfasser

Digitized by Google

tadeln zu wollen. Ref. selbst hat immer an Planks Breite Vergnügen gefunden und sogar an des alten Michaelis Geplauder.

Aufmerksam machen muss Ref. die Freunde deutscher Sprache und Litteratur des späteren Mittelalters auf die Abschweifung des Verf. auf Tauler, die einen ziemlichen Raum in diesem Hauptstück einnimmt. Aus diesem eingeschobenen Stücke will Ref. eine längere Stelle ausheben, damit die Leser der Jahrbücher sehen, wie der Verfasser die Sache gefasst hat. Er sagt nämlich S. 251.

„Die Gemüther wurden in der heftigsten Spannung erhalten, es bildeten sich Vereine, welche die Erhaltung des religiösen und kirchlichen Lebens sich zum Ziel setzten. Ein solcher war der der Gottesfreunde, aus Geistlichen und Laien bestehend. Sie waren praktische Mystiker (dem Ref. scheint dies eine contradictio in adjecto). Ihnen schloss Tauler sich an und gelangte bald zu einem hohen Ansehen als Prediger. Er verliess in seinen Predigten die scholastische Form, sie waren homilienartig wie die der meisten Väter, er legte den biblischen Text mystisch allegorisch aus und fügte dann eine praktisch-erbauliche Anwendung hinzu, wie wir es um diese Zeit und auch später noch häufig bei Luther finden, der eben von 1515 bis 1517 rasch von dem scholastischen Zuschnitt zur einfachsten Form umlenkte, dem die mystisch-allegorische Erklärung bald nur mehr Beiwerk, das Praktisch-Erbauliche Hauptgesichtspunkt wurde, wie namentlich in den Predigten über die zehn Gebote. Taulers Einfluss ist hiebei und in dem ruhigen, nicht eifernden, doch nachdrücklichem und warmen Tone seiner Predigten eben so wenig zu verkennen, als dass er über ihn hinausging. Dies auch in einer andern Beziehung. Tauler predigte deutsch, mischte indessen, zum mindesten anfänglich, noch viel Latein hinein, und als dieses aufhörte, wurde sein Ausdruck, der anfangs einfacher gewesen war, mehr mystisch verstiegen, er schuf sich eine eigenthümliche Sprache für seine mystischen Begriffe und Anschauungen, während Luther nicht blos die deutsche auch als Kanzelsprache völlig und rasch herausbildete, sondern eben so rasch den höhern gelehrten Ton verliess, den einfachen, rein volksmässigen anschlug, sich darin festsetzte und ihn nie wieder aufgab, alle Manier, jede Art von Kunstsprache vermied, die deutsche Sprache schuf, nicht eine besondere für sich. Der Inhalt der Predigten Taulers wurde hauptsächlich durch seine mystische Anschauung bestimmt, in welcher er sich mehr und mehr befestigte. Er begab sich 1338 nach Basel, wo die Zustände ähnlich wie in Strassburg waren, wo er mit Heinrich von Nördlingen zusammentraf, der für einen besondern Freund

Digitized by Google

Gottes" galt, und sodann mehrmals nach Köln, wo Meister Eckard gewirkt hatte und damals mehrere namhafte Mystiker lehrten u. s. w.

Der Verf. handelt dann noch weiter sehr ausführlich von Tauler und von dem Buche der deutschen Theologie, welches den besten Abriss der Grundsätze Taulers und seiner Freunde und wie Herr Jäger bemerkt, zugleich die speculative Grundlage der Predigten Luthers aus dieser Periode enthält. Im Folgenden geht der Verf. in diesem vierten Hauptstücke zu Luthers Verdienst um die deutsche Sprache in dieser ersten Zeit seiner Richtung auf die religiöse und sittliche Bildung des Volks durch Reden und Schriften in der Volkssprache über; wir müssen indessen gestehen, dass die grata negligentia, welche der Verf. sucht, uns bei solchen Punkten, die doch eigentlich das Volk nicht beurtheilen kann, nicht wohl angebracht scheint. Dies nimmt indessen dem, was der Verf. in diesem Capitel in Beziehung auf Luthers Arbeit über die sieben Busspsalmen und über das Vaterunser sagt, nichts von seinem historischen Werth. Wir wollen eine Stelle ausheben, wo von der Bedeutung der Arbeit über die Busspsalme in Beziehung auf deutsche Sprache die Rede ist, weil die Sache uns neu war. Es heisst S. 277, wo man zugleich nicht verkennen wird, dass sich dasselbe sehr viel kürzer sagen liesse: Auch Luthers Sprache klingt noch rauh; sie hat schon die Kraft, die Einfachheit, Natur und Wahrheit statt des Gekünstelten, Gesuchten und Kraftsüchtelnden, noch nicht die Anmuth, Milde und Würde, die er ihr später gab; allein sie wird sichtlich durch die Höhe seiner Anschauung mit gehoben, belebt durch die Lebendigkeit seiner Empfindung. Denn seine Auslegung dieser Psalme wird bisweilen zum Feuerstrome, durchgängig ist sie Herzensergiessung, fast selbst ein Psalm. Die neue Ueberzeugung, die er auch in ihnen aussprach, die auch in ihr wiederkehrte, kam sichtlich aus tiefstem Herzensgrunde eines Erfahrenen, aus einer eben so grossen Ansicht, als aus ächter Begeisterung. Darin lag vornämlich die Gewalt ihrer Wirkung. Indess kam auch noch ein Anderes hinzu, namentlich die Sprache. Von dieser Seite ist die Arbeit vielleicht am merkwürdigsten. Sie ist die erste Druckschrift, die wir von ihm haben, denn die zehn Gebote sind zwar sein Eigenthum, rühren aber doch in der Gestalt wie sie vor uns liegen, nicht von ihm her.

Das fünfte Hauptstück enthält eine Anzahl Notizen, Anecdoten, Bemerkungen Luther und seine Freunde betreffend, welche sich sehr gut lesen lassen, die aber doch zu mannichfaltig und aus gar zu verschiedenen Büchern gesammelt sind, als dass sie einen Gesammteindruck geben oder eine strenge Kritik aushalten könnten. Diese Bemerkung machen wir aus

Digitized by Google

der einzigen Ursache, um die Schriftsteller zu warnen, welche um dem Pedantismus und dem Systematischen und Hochtrabenden der objectiven Geschichte zu entgehen, sich gar zu sehr gehen lassen, wie man im gemeinen Leben sagt. Es ist etwas ganz Anderes, seinen Freunden angenehm und gemüthlich vorplaudern, oder das Publicum schriftstellerisch belehren. Was über Erasmus, Reuchlin und Hutten in dem Hauptstücke vorkommt, möchten wir nicht unbedingt unterschreiben, sehr anziehend dagegen, obgleich nicht gerade neu, ist, was von Luthers Urtheilen über die Epistolae obscurorum virorum gesagt wird. Wer zu lesen versteht, wird darin das Verhältniss der belletristischen Reformation der höhern Classen Italiens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zur religiös-moralischen Reformation der Bürger und der mit ihnen auf einerlei Bildungsstufe stehenden Fürsten und Herrn Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert leicht erkennen.

Im sechsten Hauptstücke ist zuerst von der Geschichte des deutschen Reichs in den ersten siebenzehn Jahren des sechzehnten Jahrhunderts die Rede, wobei der Verf. das, was er für seinen Zweck brauchte, aus bekannten Büchern entlehnt und oft Leute neben einander citirt hat, die sich wundern könnten, auf gleiche Weise als Quellen gebraucht zu seyn; er geht indessen bald wieder zum Speziellen über, wo er theils aus reineren Quellen schöpft, theils sich auf die Sachen beschränkt, die unmittelbar mit Luthers Geschichte zusammenhängen. Er kommt nämlich endlich, nach einer etwas gar zu weit ausgeholten und gar zu langen Einleitung, S. 453 auf Tetzel und seinen Ablasshandel. Wir wollen eine Stelle aus Tetzels Ermunterung zur Steuer zum Bau der Peterskirche beizutragen, hier anführen. Man vergleiche das, was wir aus des Herrn Jürgens Buch hier abschreiben, mit dem, was in unsern Tagen zu Trier bei Gelegenheit des heiligen Rocks gesagt und geschrieben ward, und man wird es eben so natürlich finden, dass aus Tetzels Predigt vom Ablass der Protestantismus, als dass aus Arnoldis Anpreisen des heiligen Rockes der Deutschkatholicismus entstand.

Tetzel lies nämlich eine kurze Anweisung für die Priester zum Predigen zur Empfehlung des Ablasses drucken, worin er sagt: „Darum bedenke das Volk, dass hier (in der Kirche, in welcher das Ablasskreuz aufgestellt worden) Rom ist. Dies ist Sct. Petri Kirche und die jetzt zu besuchenden Kirchen sollen statt der in Rom zu besuchenden seyn. Hier sind Bussprediger und Beichtväter und sind so gut als die höchsten Beichtiger in der Sct. Peterskirche, Gott und der h. Petrus rufen Euch.“ Die Tadler und Lästerer, die das heilige Werk irgendwo,

Digitized by Google

mittelbar oder unmittelbar heimlich oder öffentlich zu hindern sich unterfangen, sollen sofort in den Bann und den Zorn Gottes verfallen seyn. Die Prediger sollen darauf hinweissen, wie Sct. Laurentius, Sct. Bartholomäus u. s. w. für der Seelen-Heil gelitten und wie erschrecklich es sey, wer nicht einmal ein mässiges Almosen für dasselbe anlegen möge. Ferner werden die Prediger angewiesen, das Volk dadurch zum Kaufen des Ablasses zu ermuntern, dass sie ihm zurufen:

„Hört ihr nicht die Stimmen eurer jammernden verstorbenen Aeltern, Brüder u. s. w., lasset sie in den Flammen liegen und könnt doch Beichtzettel haben. Ihr Lasterhaften, Wucherer, Räuber, jetzt ist es Zeit, Gottes Stimme zu hören, der nicht will den Tod des Sünders, sondern dass er sich bekehre und lebe. Ihr Tadler des Ablasses, Ihr seyd ausser der Gemeinschaft der Kirche, keine Messen, keine Predigten, Gebete, Sacramente, Fürbitten helfen Euch. Selig sind, die da sehen und merken, dass sie frühere Geleitsbriefe erhalten, ihre Seelen durch dies gefahrvolle Thränenthal zum Paradiese hindurch zu führen. Auch drohen sollen die Prediger nach dieser Anweisung. Sie sollen unter andern sagen:

Das Volk soll wissen, dsas man für jede Todsünde nach der Beichte und Reue sieben Jahr lang büssen muss, im Leben oder im Fegfeuer. Nun werden aber tagtäglich viele Todsünden begangen und wie viele erst in Monden und Jahren. Welche Strafen im Fegfeuer kommen da heraus! Und dagegen kann man mit einem Beichtzettel vollkommnen Ablass haben. Wer gibt nicht gern fünf, sechs und zehn Prozent, sein Geld sicher anzulegen und hier kann man für einen Viertelgulden die unsterbliche Seele sicher stellen, dass sie frei ins Paradies eingehe.

Der Verf. führt hernach aus der gröbsten uud ungezogensten Schrift, welche Luther geschrieben hat; (denn dass sie das ist, wird Niemand leugnen, der auch nur den Titel der Schrift gegen Hans Wurst lieset) die Worte Luthers an, worin er sagt, warum er gegen Tetzels Treiben aufgetreten sey, oder, wie er sich ausdrückt, wie der „lutherische Lärm“ entstanden. Wir wollen theils der Sache wegen, theils um zu zeigen, in welcher revolutionären Sprache Luther als Volksprophet auftrat und wie wenig er also mit den eleganten Lateinern, die sich an Erasmus und an Reuchlin anschlossen, harmoniren konnte, die Worte anführen, welche Herr Jürgens S. 460 mittheilt.

Der grosse Clamant, heisst es, Albrechts Beuteldrescher Tetzel führet nun den Ablass umher und verkauft Gnade um Geld, so theuer oder so wohlfeil er aus allen Kräften vermocht. Zu der Zeit war ich Prediger hier im Kloster und ein junger Doctor, neulich aus der

Digitized by Google

Esse kommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift. Als nun viel Volks von Wittenberg dem Ablass nachgelaufen sey er gen Zerbst und Jüterbock und er (so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat!), nicht gewusst habe, was Ablass wäre, wie es denn niemand gewusst, da habe er angefangen, säuberlich zu predigen, „man könne wohl Besseres thun, das gewisser wäre weder Ablasslösen, wie er zuvor schon auf dem Schlosse gethan. Da nun sey vor ihm gekommen, wie der Tetzel hätte gepredigt gräuliche, schreckliche Artikel, die ich diesmal etliche will nennen, nämlich: Er hätte solche Gewalt und Gnade vom Pabst, dass wenn einer gleich die Jungfrau Maria, Mutter Gottes, hätte geschwächt oder geschwängert, so könnte ers vergeben, wo derselbe in den Kasten legt, was sich gebührt. Item, das rothe Ablasskreutz mit des Pabstes Wappen in den Kirchen aufgericht, wäre eben so kräftig, als das Kreutz Christi. Item, wenn Sct. Peter jetzt hier wäre, hätte er nicht grössere Gnade noch Gewalt, weder er hätte. Item, er wolle im Himmel mit Sct. Peter nicht beuten; denn er hätte mit Ablass mehr Seelen erlöset, denn Peter mit predigen. Item, wenn einer Geld in den Kasten legt für eine Seele im Fegfeuer, sobald der Pfennig auf dem Boden fiel und klänge, so führe die Seele heraus gen Himmel. Item, die Ablassgnade sey eben die Gnade, dadurch der Mensch Gott versühnt wird. Item, es wäre nicht Noth, Reu noch Leide oder Busse für die Sünde zu haben, wenn einer Ablass oder Ablassbriefe kaufe! (ich sollt sagen, lösset), und verkauft auch künftige Sünde. Und des Dings treibt er greulich viel und war Alles umbs Geld zu thun.

Im Folgenden führt der Verf. ganz ausführlich alle die Schritte an, welche Luther that, um die Bischöfe zu bewegen, den Unfug abzustellen und dem gottlosen und unverschämten Mönch das Predigen zu wehren, S. 467 giebt er das Resultat kurz an. Es war dasselbe, welches immer herauskommt, wenn man Leuten, welche die Gewalt in Händen haben, Mässigung predigt. Albrecht, heisst es an der angeführten Stelle und zwei von den Bischöfen antworteten nicht, ein anderer Bischof liess ihn wissen, „er könne noch dürfe wider solche des Pabstes Geschäfte nichts vornehmen.“ Der Bischof von Brandenburg erwiederte ihm, „Es wäre eine grosse Sache, er griffe der Kirche Gewalt an und würde sich selbst Mühe machen. Ich kann wohl denken, sagt Luther, dass sie alle beide gedacht haben, der Pabst würde mir, solchem elenden Bettler, zu mächtig seyn.“ An einer andern ebenfalls hier angeführten Stelle, sagt er: Er habe nicht geglaubt, dass es ihm zukomme hineinzugreifen (Quicquam statuere aut facere). Er habe sich daher privatim

Digitized by Google

an mehrere kirchliche Magnaten gewendet, von welchen einige seiner Meinung stattgegeben, andere über ihn gespöttelt oder sonst abgünstig sich über ihn ausgesprochen hätten, alle aber wären von der Furcht vor dem päbstlichen Namen und vor päbstlichen Censuren beherrscht worden.

Was die Thesen vom 31. October 1517 angeht, so berichtet der Verf. darüber Seite 475 mit folgenden Worten:

In Wittenberg schwankten die Meinungen über den Ablass, Luther selbst war noch immer ungewiss. Disputationen waren es, worin man Entscheidung in Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten zu suchen pflegte. In ihnen hatte die Freiheit der Ansichten und Aeusserungen den weitesten Spielraum, den stärksten Schutz. Die hergebrachte Sitte liess da die abweichendsten Behauptungen und deren Vertheidigung zu, so fern sie nur als blos individuelle Ansichten auftraten und ihre Urheber das Besserwissen der Kirche vorbehielten und derem Ausspruche sich unterwarfen. Fast genau vor hundert Jahren hatte Hieronymus von Prag zu Konstanz Gersons Vorwürfe gegen seine Lehrmeinungen über die Allgemeinbegriffe, wodurch er schon zu Paris Aergerniss gegeben haben sollte, durch Berufung auf seine Magisterwürde, die ihn berechtigte, neue Lehrmeinungen zur Bestreitung aufzustellen, siegreich und mit leichter Mühe zurückgewiesen. So entschied sich Luther für eine Disputation. In dem Schreiben an Pabst Leo vom 30. Mai 1518, sagte er, als die Bischöfe ihn abgewiesen, habe ihm gedäucht, er könne nicht anders thun, als wenigstens ganz säuberlich (leviuscule) den Ablasspredigern zuwiederreden, das wolle sagen, ihre Lehren anzuzweifeln und auf die Probe einer Disputation zu ziehen, daher habe er diese Disputirsätze ausgehen lassen, nebst Einladung an Gelehrtere, mit ihm die Sache durchzudisputiren. Aehnlich in dem Schreiben vom 22. Mai 1522 an den Bischof von Brandenburg. Nachdem er von so vielen darauf angeredet und von den Ablassfürsprechern in die Enge getrieben worden, habe er gemeint, der beste Rath sey, dass er weder den Einen noch den Andern beipflichte, sondern zunächst über eine so grosse Sache disputire, bis die heilige Kirche sich darüber aussprechen würde, was man zu glauben habe, deshalb habe ich diese Thesen veröffentlicht, und jedermann zur Disputation eingeladen, auch durch Privatschreiben noch einige der angesehendsten Gelehrten gebeten, ihre Ansicht auszusprechen, da ihm gedäucht, die Lehren der Ablassprediger würden unterstützt weder durch die Schrift, noch durch die Kirchenlehrer oder die Kanones selbst, einige wenige noch ohne Text redende Kanonisten und einige doch nur

Digitized by Google

ihre individuelle Ansichten aufstellende und nichts beweisende Scholastiker ausgenommen.

Das siebente Haupsstück handelt von der Ablassdisputation und von den sie begleitenden Schritten und zwar unter den Rubriken, 1. Einleitendes, worin der Verf. von der Form, der Ausgabe und der Entstehung der fünfundneunzig Streitsätze, welche Luther Tetzel und seinem Anhange entgegensetzte, handelt. 2. Die fünfundneunzig Streitsätze und die Erläuterungen, worin Inhalt und Zusammenhang dieser Sätze unter sich genauer entwickelt wird. Herr Jürgens macht dabei in der Note, wo er der Ausgabe dieser Resolutiones disputationum de virtute indulgentiarum ad Leonem X. bei Löscher und der deutschen Ausgabe im 18. Bande von Walchs Ausgabe von Luthers Schriften erwähnt, folgende Bemerkung: Neuerdings hat Otto von Gerlach in einer Auswahl der lutherischen Hauptschriften sie mit einer Einleitung wieder abdrucken lassen. Kurz vor dem Drucke erhielten sie noch einige auf Einreden Tetzels gegen die Thesen sich beziehende, hier noch nicht zu berücksichtigende Zusätze, die sich leicht als solche erkennen lassen. Ref. sollte fast denken, der Verf. sey in seinem, dem Volke, nicht den Theologen allein bestimmten Buche bei der Analyse und der Erläuterung dieser durchaus theologischen Sätze zu ausführlich geworden, er hat aber schon oft erklärt, dass der Inhalt des Buchs noch einmal so lieb seyn würde, wenn die Materie in einem Bande zusammengedrängt wäre. Ref. wagt jedoch von seinem Standpunkte aus nicht zu bestimmen, was für des Verf. Publicum passend ist, da er findet, dass Bücher sehr oft gerade durch die Eigenschaften gefallen, welche er weg wünschen würde. Um dem Leser anzudeuten, was wir meinen, bemerken wir, dass die Abhandlung über diese Streitsätze neunzig enggedruckte Seiten, Seite 474 bis S. 584 einnimmt. 3. Unter der Aufschrift Sermon von Ablass und Gnade theilt Herr Jürgens aus einer Druckschrift Luthers, welche diesen Titel führt, einige Stellen mit, welche zeigen, wie weit Luther in jener Zeit von dem Gedanken entfernt war, der Kirche widerstreben zu wollen. Diese Flugschrift, sagt Herr Jürgens, sey wahrscheinlich in den ersten Tagen nach der Veröffentlichung der Disputation jedenfalls noch im November erschienen und enthalte nicht, wie man aus dem Titel schliessen könnte, eine Predigt, sondern zwanzig Sätze, die zum Theil ebenso kurz und zum anderen Theile nicht viel länger als die Thesen und dem Inhalte und Tone nach diesem ganz ähnlich sind. Wir wollen zwei Stellen, eine längere und eine kürzere

Digitized by Google

ausheben, um von der Stellung einen Begriff zu geben, die Luther seit dem 31. October angenommen hatte, S. 578.

Viel sicherer und besser thäten die Käufer des Ablass, wenn sie zum Sct. Petersbau oder wozu das Ablassgeld sonst dienen soll, um Gotteswillen etwas gäben, als dass sie Ablass dafür nehmen. Einem Dürftigen Gutes thun ist besser als Geld zum Petersbau geben, viel besser, als der Ablass, der dafür ertheilt wird. Denn es ist gewiss ein gutes Werk thun, als viele nachgelassen, und das ist der Ablass oder gar nichts. Dann folgt eine Stelle, worin er hinzusetzt, erst sollte man an die Armen, dann an Kirchen und Altäre der eigenen Stadt denken, ehe von der Peterskirche die Rede seyn könne, dann fährt er fort:

Sprecht ihr, ihr würdet dann niemals Ablass lössen, so ist meine Antwort, wie ich schon gesagt, dass mein Wille dringender Wunsch, Bitte und Rath ist, dass niemand Ablass löse. Lasst das den faulen und schläfrigen Christen, geht ihr euern eignen Weg. Der Ablass ist nicht geboten, auch nicht gerathen, sondern gehört nur zu den erlaubten zugelassenen Dingen, weshalb man auch nicht glauben darf, es sey ververdienstlich Ablass zu lösen, oder man sey des Gehorsam dazu verbunden. Eben darum soll man es zwar Niemandem wehren, sollte aber alle Christen davon abziehen und zu den Werken und Peinen, die durch die Indulgenzen nachgelassen werden, reizen und stärken. Die kürzere Stelle betrifft den Ablass für die Seelen der Abgeschiedenen.

Ob sie, sagt er, durch diesen Ablass aus dem Fegfeuer erlöset werden, weiss ich nicht, glaube es auch noch nicht, wie wohl es von einigen neuen Doctoren behauptet wird. Allein es ist ihnen unmöglich den Beweiss zu führen, auch die Kirche hat es noch nicht beschlossen. Zu mehrerer Sicherheit ist es also viel besser für die abgeschiedenen Seelen selbst zu bitten und zu wirken, was bewährter und gewiss ist.

In der Predigt vom Ablass am 31. October, welche die letzte Rubrik bildet, ist schon vom Antichrist die Rede, der in den päbstlichen Satzungen sich zeigen soll. Eine Stelle hat der Verf. Seite 595 besonders hervorgehoben. Sie lautet:

„Sehet also, welch ein gefährlich Ding die Ablasspredigt ist, die der Gnade zuwider (praecisa gratia) lehrt, die Genugthuung und Strafe fliehen, so dass zu fürchten, dass sie die Wirkung des Irrthums ist, die der Apostel vorher verkündigt hat. Wie kann sonst so leichtfertig die wahre Busse und zugleich so mühelos zu erlangender und so reichlicher Ablass gepredigt werden, da die wahre Busse Strafvollziehung begehrt, jener sie gar zu sehr schwächt? Werden wir entschuldigt seyn wenn wir

Digitized by Google

sagen, die wahre Busse sey von der vollkommenen zu verstehen? es sey eben nicht nöthig, das Volk zur vollkommnen anzuleiten? Aber warum fangen die Zöllner und Sünder — — — die vor den Heiligen bei Gott Gerechtfertigten — mit ihr an? Zu ihr sind gerade alle zu ermahnen.

Der Schluss dieser Abtheilung des Werks über Luthers Bildung und Wirksamkeit, über Inhalt und Zweck seiner bis November 1517 erschienenen Schriften, wie wir des Herrn Jürgens Buch nennen würden, oder das achte Hauptstück desselben, enthält eine Ergänzung dessen, was im sechsten und siebenten Capitel vorgetragen war. Ref. glaubt den Inhalt am kürzesten bezeichnen zu können, wenn er die Rubriken anführt, welche der Verf. dem Hauptstück vorgesetzt hat. Diese sind: Rückblick auf die fünfundneunzig Streitsätze über den Ablass. — Grundsätze über Gehorsam und Widerstand — — . Spätere Aeusserungen Luthers, Selbstbekenntnisse und Urtheile — — — Beweggründe, Absichten, Erwartungen Luthers — Luthers Sendschreiben an den Erzbischof Albrecht vom 31. October — Mehrfache Bedeutsamkeit des Angriffs (Würdigung Luthers, sein Alleinstehen).

Ref. hat sich bemüht, eine Uebersicht des Inhalts eines für unsere Zeit, nicht sowohl durch die Behandlung der Sache, als durch fleissige und vollständige Sammlung der Stellen aus Luthers Schriften und aus den Schriften anderer Gelehrten, welche die Materie aus den Urkunden beleuchtet haben, merkwürdigen Buchs mitzutheilen. Eine Kritik verträgt das Buch nicht, weil der Verfasser sich eine Classe von Lesern gewählt hat, die auf eine eigne Weise belehrt werden muss. Auch ausserhalb dieses Kreises wird aber das Werk vom grössten Nutzen seyn, weil auch diejenigen Leser, die das ganze Werk durchzulesen nicht Zeit oder nicht Lust haben, doch aus einzelnen Abschnitten und Capiteln den grössten Nutzen ziehen können, weil sie durch die Art, wie der Verf. die Sache behandelt hat, durch Luther und aus ihm über seine Ansichten des Christenthums in den verschiedenen Perioden seines Lebens und über sein Verhältniss zu seiner Zeit belehrt werden.

Geschichte der Jesuiten in Deutschland bis zur Aufhebung des Ordens durch Pabst Clemens XIV. (1540—1773) 1r Theil 331 S. 2r Theil 389. S. kl. 8. von S. Sugenheim. Frankfurt am Main. 1847. Literarische Anstalt.

Der Verf. dieses Buches ist durch mehrere gelehrte Arbeiten über specielle Punkte deutscher Geschichte dem Publikum rühmlich bekannt.

Digitized by Google

Unter diesen Arbeiten wollen wir nur die Kirchen- und Volkszustände Baierns im sechzehnten Jahrhundert und Frankreichs Einfluss auf und in Beziehung zu Deutschland besonders erwähnen, weil das Erste der genannten Bücher mit diesem neuen allgemeinen Werk in genauem Zusammenhange steht und zur Zeit des nun ganz verschollenen Jesuitenregiments in Baiern durch die Vorrede wegen der in derselben enthaltenen urkundlichen Nachrichten grosses Aufsehen erregte. Was die Geschichte der Jesuiten in Deutschland angeht, so bedauert Ref. sehr, dass der Verf. Gioberti's Buch über den Orden nicht hat benutzen können. Auch Ref. hat Gioberti's Werk nicht gesehen, und wenn er es auch gesehen hätte, würde er es nicht mit der Arbeit des Verfassers haben vergleichen können, weil es ein gelehrtes und ganz ausführliches Werk, er aber mit andern Dingen so sehr beschäftigt ist, dass er nicht daran denken kann, sich mit der Geschichte eines Mönchsordens speziell zu beschäftigen. Gioberti's berühmtes Werk ist übrigens als Zeichen der Zeit höchst wichtig. Ein gelehrter Reisender, der vor wenig Wochen gerade von einem längeren Aufenthalte in Italien zurück kam, versicherte dem Ref., dass Gioberti's Buch in einer unglaublichen Menge von Exemplaren in Italien verbreitet sey, und dort einen erstaunlichen Eindruck mache. Im Kirchenstaate werde die Verbreitung geduldet, wie in Toscana, und in Rom sehe man Gioberti's Bildniss neben dem Bilde des Pabstes überall ausgehängt. Wenn dies wirklich der Fall ist, dann würde der ganz besondere Schutz, dessen die Jesuiten in Oestereich geniessen und den man aus politischen Gründen erklären will, in Beziehung auf Italien sehr unpolitisch seyn, weil dann die Oestreicher erst als Deutsche und dann als Schutz der Jesuiten verhasst wären. Ein angesehener und sonst gut katholischer Italiener hatte jenem Reisenden versichert, dass Gioberti's Buch, von welchem über hunderttausend Exemplare aus dem Canton Tessino nach Italien geschickt worden, so überzeugend sey, dass es nothwendig dem Orden alles Ansehen rauben und eine zweite Aufhebung desselben überflüssig machen müsse; besonders seitdem der Pabst Errichtung freier Lehranstalten erlaube und das Collegium Romanum ausser Credit gekommen. Doch muss Ref. zur Steuer der Wahrheit bekennen, dass zwei andere Gelehrte, die auch aus Italien kamen, ihm sagten, Giobertis Buch sey ein dickleibiger farrago, voll phantastischen italienischen katholischen Stolzes und die italienische Widerlegung desselben sey noch verbreiteter als Gioberti's Werk. Der Mann sey voll antideutscher Wuth und träume eines Primat Italiens und besonders Roms.

Digitized by Google

Ref. hat nachdem er seine Anzeige der Redaction schon eingeschickt hatte, Gioberti's Buch von der Universitätsbibliothek erhalten, hat aber nur darin blättern können; da er, auch wenn er viel Musse hätte, nie 5 Bände voll italienischer Redseligkeit über die Jesuiten lesen würde. Wer also das Sündenregister der Jesuiten lesen will, fährt viel besser bei Hrn. Sugenheim, dessen Buch Alles Mögliche kurz und lesbar zusammen fasst. Gioberti's Buch enthält nicht weniger als 3366, schreibe drei Tausend drei Hundert sechsundsechzig enggedruckte Seiten. Wer um Gotteswillen wird so viel über Jesuiten lesen wollen, die Niemand liebt als der Sonderbund und Louis Philipp?

Was Herrn Sugenheims Buch angeht, so will Ref. seiner Methode getreu bleiben, das heisst, er will die Leser der Jahrbücher mit dem Inhalte desselben bekannt machen und sie in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, ob das Werk ihnen nützlich seyn kann. Er wird desshalb auch hie und da eine Stelle ansheben, um Manier und Ansichten des Verfassers anzudeuten. Fleissig und gründlich hat der Verf. übrigens gearbeitet, das beweisen die Citate, die wir unter dem Text finden. Gleich vorn herein muss jedoch Ref. bemerken, dass der Verf. als Historiker dem Orden gegenüber nicht so günstig gestellt ist, als Gioberti. Der Letztere ist katholischer Theologe, man muss ihm daher zutrauen, dass er von den Wahrheiten des Christenthums eben so durchdrungen sey, als diejenigen Mitglieder des Ordens, die nicht wie die Mehrsten aus weltlichen Absichten, sondern aus Ueberzeugung in denselben eintraten, ja dass er sogar ihren Zweck, die bestehende Form des Katholicismus aus allen Kräften aufrecht zu halten, eben so eifrig sucht als sie, nur dass er ihn durch andere Mittel gefördert haben will, als durch jesuitische. Der Verf., der wie Ref. hört, nicht Christ ist, hat die Meinung gegen sich, für ihn ist die Aufgabe daher sehr viel schwerer. Die Vorrede hätte daher auch nicht in einem Tone abgefasst werden sollen, den man dem Ritter von Lang nur schwer verzeiht. Dass Dinge vorfielen, wie die, welche in der Vorrede erwähnt werden, ist traurig genug, ihr trockner Bericht wird ohne alle Satyre den Leser stärker treffen, als wenn man sich das Ansehen gibt, als freue man sich, Scandal berichten zu können. Die sogenannten guten Menschen aber, die leben und leben lassen und gern beim Alten bleiben, sind nur zu geneigt, den Schriftsteller, der sich bemüht, die Welt aufmerksam darauf zu machen, dass das Mehrste, was sie für reines Gold hält, schlechtes Kupfer ist, für boshaft und schadenfroh zu halten und ihm Schuld zu geben, er

Digitized by Google

suche aus Neid und Hass das Arge ans Licht zu bringen, und sage allen Leuten (besonders Fürsten oder Geistlichen) gern alles Ueble nach.

Im ersten Hauptstück handelt der Verf. von der Entstehung des Jesuitenordens und von dessen erster Wirksamkeit in Deutschland, und auch hier vermissen wir einen würdigen historischen Ton. Wir wollen, um eine gelindere Stelle zu wählen, gleich die Anfangsworte hersetzen. Diese lauten: Der bleierne Vogel, der während Pampelunas Belagerung durch die Franzosen im Jahre 1521 den spanischen Edelmann Don Juigo oder Ignaz von Lojola, nur verwundete, war einer der verhängnisvollsten, der je von eines Schützen Hand entsendet worden. Hätte er ihn diesem irdschen Jammerthale entrükt, oder ihn gänzlich verschont — — — Beides wäre Wohlthat für die Menschheit gewesen. Dergleichen Wendungen haben wir in der Schrift über Baierns Kirchen- und Volkszustände nicht bemerkt, denn, ausser dass der unterstrichene Ausdruck dem guten Geschmack entgegen ist, würde ein solcher Anfang für eine Anklageschrift zu rechtfertigen seyn, eine historische Schrift darf aber nicht mit der Verurtheilung anfangen. Im Folgenden wird jedoch der Ton im ganzen gut, wenn gleich stellenweise der Verf. immer wieder die Stellung eines Anklägers annimmt. Lesen lässt sich übrigens das Buch sehr gut und an Gründlichkeit mangelt es ihm nicht, die Jesuitenfreunde werden dem Verf. aber immer vorwerfen, er könne, weil er nicht Christ sey auch nicht beurtheilen, was Zelus domus dei für ein Ding sey. Ein Christ, der erfüllt von Begeisterung für biblische Wahrheit (der Lehren, nicht der Dogmen und Geschichten) dem Werkglauben und den Praktiken der Jesuiten die Bibel, als Medusenschild entgegen hält; macht sie wüthend. Wir freuen uns daher immer, wenn sie recht über uns schimpfen und kein gutes Haar an uns lassen, denn dadurch beweisen sie, dass ihnen biblische Gesinnung der grösste Gräuel ist. Als Muster der Art, wie der Verf. die Geschichte erzählt, wollen wir mittheilen, was er von Lainez Thätigkeit auf dem tridentinischen Concilium und von Canisius Wirksamkeit sagt. S. 26.

Es ist sonach nicht zu bezweifeln, dass ohne die Anstrengungen, ohne die Gewandheit des Generals und der übrigen zu Trident anwesenden Theologen des Jesuitenordens die dortige Kirchenversammlung ganz andere Resultate für die Verbesserung der vielen Gebrechen der Kirche gehabt haben würde. Mehr noch aber als Lainez und seine Gehülfen zu Trient hat ihr am Kaiserhofe weilender Ordensbruder Peter Canisius dazu beigetragen, dass die von dieser allgemeinen Synode gehegten Erwartungen belangreicher Reformen unerfüllt blieben, dass der so

Digitized by Google

sehr gefürchtete bittere Kelch an Rom vorüber ging, dass die Pabstgewalt aus dem Kampfe zu Trient erweitert und gestärkt hervorging, nicht geschmälert und umschränkt, wie es eine Zeit lang den Anschein hatte. Wir wissen in welchem Ansehn dieser Jesuit bei Ferdinand I. stand, welchen Einfluss er sich auf denselben zu verschaffen gewusst. Nun war der Habsburger durch alle seitherige Erfahrung durch den, trotz aller Gegenmaasregeln, täglich zunehmenden Abfall seiner Unterthanen vom alten Glauben von der gebieterischen Nothwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung des römischen Kirchenwesens, so lebhaft überzeugt, dass er durch seine nach Trident geschickten Abgeordneten der Synode eine lange Reihe dahin zielender Anträge vorlegen liess. Zugleich verrieth er den ernsten Willen, die Annahme derselben mit jeglichen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu erwirken, zu nicht geringer Bestürzung der Curie. Denn Ferdinand I. Haltung war massgebend für die beiden andern katholischen Hauptmächte, seines Neffen, Philipp II. von Spanien und Frankreichs (daran zweifeln wir), daher von der grössten Wichtigkeit ja entscheidend für den Ausgang des Concils. Desshalb entsandte Pius IV. (April 1563) seinen geschicktesten Unterhändler, den Cardinal Morone, nach Insbruck — — wohin der Kaiser sein Hoflager verlegt, um dort dem Concil näher, das Reformgeschäft desto leichter treiben zu können — um zu versuchen, den Habsburger (man sieht, diese wiederkehrende Benennung hätte der Verf. des guten Tons wegen vermeiden müssen) von seinem beängstigenden Reformeifer zurück zu bringen. Das dürfte dem päbstlichen Abgesandten, wie gewandt er auch war, jedoch schwerlich gelungen seyn, wenn er nicht an Peter Canisius einen überaus erwünschten und einflussreichen Gehülfen gefunden hätte.

Den Inhalt des zweiten Hauptstücks S. 41—93 hat der Verf. unter folgende Rubriken gebracht. Das Verhältniss zwischen Alt- und Neugläubigen in Deutschland in der ersten Zeit nach dem Abschlusse des augsburgischen Religionsfriedens. Gemischter (kirchlich politischer) Charakter der Aufgabe der Jesuiten. Die Sünden der Protestanten. Deren Ausbildung durch die Söhne des heil. Ignaz. Die ersten Religionsversuche dieser gegen den Religionsfrieden. Erzbischof Gebhard und sein kläglicher Ausgang. Dessen Rückwirkung auf die Thätigkeit der Jesuiten. Der Tractat de Autonomia. Die Gegenreformation und die Jesuiten im Paderbornschen und andern geistlichen Fürstenthümern. Das Collegium Germanicum. Das, was in diesen Rubriken als Sünden der Protestanten vorkommt, geht die Protestanten in Oestreich und besonders die Gegen-

Digitized by Google

reformation Ferdinands II. an. Wir wollen einen Theil der Stelle hier beifügen, weil der Verf. die Sache anders erzählt als gewöhnlich geschieht und sich dabei auf seine Quelle beruft. Er sagt nämlich S. 133 Note 54. Dieser von der gewöhnlichen, sehr abweichenden Darstellung der Anfänge der Gegenreformation Ferdinands liegt die seines erwähnten Vertrauten und grossen Jesuitenfreundes, des lavanter Bischofs Georg Stobäus von Palmburg in einem an Pabst Pius V. im Jahre 1610 (1 Non. Junii) gerichteten Schreiben zu Grunde. Stobaei epistolae ad diversos p. 329—333. Diese Darstellung selbst ist S. 132 folgende:

Die Protestanten hatten sich mehrerer Kirchen bemächtigt, auf welche sie keine rechtlichen Ansprüche besassen. Ferdinand leitete seine Gegenreformation nun ganz unscheinbar damit ein, dass er diese Kirchen zurückforderte. Das Ansinnen war billig, weshalb ihm auch entsprochen wurde. Sobald der Fürst die Kirchen dem katholischen Cultus zurück erworben hatte, foderte er für diesen auch die Einkünfte derselben, ohne welche die Seelsorge nicht bestellt, der Klerus nicht unterhalten werden konnte. Auch dieses Begehren dünkte den Evangelischen nicht unbillig und Viele derselben waren so redlich, sich jener Kirchengüter unaufgefordert zu begeben. Das waren aber grosse Fehler, grosse Missgriffe der Protestanten Inner-Oesterreichs, denn der Zweck jener Forderungen war offenbar kein anderer, als ihnen den Puls zu fühlen, zu erproben, ob sie Muth und Festigkeit genug besässen, mindergerechten Forderungen mit Energie sich zu widersetzen. Die Probe fiel nun durch ihre Nachgiebigkeit, Angesichts der beregten billigen Forderungen, durch dieses gutwillige Verzichten auf erlangte Vortheile in den Augen Ferdinands und seiner Jesuiten entschieden zu ihrem Nachtheil aus. Denn, was nach der Meinung der Evangelischen nur Ausdruck eines lebhaften Rechtsgefühls war, erschien dem Erzherzoge und seinen Lenkern als Bethätigung der Muthlosigkeit und Schwäche, weil es Jesuiten und Jesuitenschülern, aus Anlass ihrer eigenen Denk- und Handlungsweise immer unbegreiflich erschienen ist und erscheinen wird, dass errungene Vortheile aus einem andern Grunde aufgegeben werden, als weil man sich zu behaupten zu schwach fühlt, nicht den Muth besitzt, dass Gerechtigkeit mit einem andern Gedanken geübt werde, als weil man sie üben muss. So weit ist die Sache wahr und auch nicht übertrieben, die folgenden Sätze lauten wieder mehr als Anklage oder Ausfall gegen die Jesuiten, als dass sie eine rein historische Haltung hatten. Das vierte Hauptstück enhält die bekannten Vorspiele des dreissigjährigen Krieges, die versuchte Gegenreformation in Oesterreich unter Rudolf und Mathias,

Digitized by Google

die Donauwörther Sache, die Spaltungen der Evangelischen, die Union der Liga. Das Verdienst des Verf. ist, dass er überall hervorhebt und ins Licht setzt, wo die Jesuiten gehandelt haben und wie sie in den Gegenden, wo sie Eingang erhielten, sich einnisteten und die Protestanten verdrängten. Der Verf. hat die dahin gehörigen Notizen sehr gut gesammelt, sie geordnet und die verschiedenen Anecdoten in einen Zusammenhang gebracht. Der Gräuel, den er enthüllt, würde noch mehr Eindruck machen, wenn der Verf. nicht oft bittere oder heftige Ausdrücke gebrauchte. Das werden die Männer der goldnen Mittelstrasse gleich benutzen. Man lese, werden sie sagen, nicht den ruhigen Bericht eines Zuschauers, sondern die Satire eines leidenschaftlichen Gegners. Anziehend war uns, was Hr. Sugenheim vom Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg erzählt, der bekanntlich der Erbschaft von Jülich, Cleve und Berg wegen katholisch wurde und die baierische Prinzessin heirathete. Wir wollen die Stelle anführen, weil es merkwürdig ist, dass Pabst und Jesuiten am Ende doch dulden mussten, dass dieser Convertit nicht bloss eine protestantische Gemahlin heirathete, sondern sie auch trotz seines dem Pabst gethanen Versprechens bei ihrer Religion liess. Der Verf. erzählt Seite 215:

Um sich in der Meinung des altgläubigen Reichstheils und seines Schwagers recht festzusetzen, richtete Wolfgang Wilhelm den Loyoliten schon im Jahre 1616 in seiner Hauptstadt Neuburg ein Seminar und Gymnasium ein und vollzog im Anfange des Folgenden (2. Febr. 1617) die Stiftungsurkunde ihres neuen Collegiums daselbst, dem er die grossen Güter des ehemaligen Nonnenklosters Neuburg überwies — — — Auch in seinem überrheinischen Gebiete, in jenen jülich-cleveschen Landestheilen, in deren Besitz er durch der Spanier und der Liga Beihülfe sich behauptete, — — denn das grosse Verlangen nach dem Alleinbesitze der ganzen Hinterlassenschaft Johann Wilhelms III. dieses eigentliche Motiv seines Confessionswechsels sah Wolfgang Wilhelm nie in Erfüllung gehen, wegen der nachdrücklichen Unterstützung, welche Kurbrandenburg bei den Generalstaaten fand, — — führte der Neuburger einige Jahre später (1619) die Jesuiten ein, zum grossen Verdrusse selbst eines bedeutenden Theils der römischen Geistlichkeit, die von des Ordens genugsam bekannten Begierde nach weltlichen Gütern, von der immer allgemeiner werdenden Sitte seiner fürstlichen Gönner, ihn mit der Habe seiner geistlichen Brüder auszustatten, empfindliche Beschneidung ihrer eigenen fürchtete.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sugenheim: Geschichte der Jesuiten.

(Schluss.)

Das hinderte indessen nicht, dass Wolfgang Wilhelm den ehrwürdigen Vätern zu Düsseldorf (1622) ein reich dotirtes Collegium und Seminar errichtete. Dass er mit ihrer Beihülfe in ähnlicher Weise, wie im Neuburgschen, auch in diesen Landen den Vertilgungskampf gegen den Protestantismus so fort eröffnete, ist nicht auffallend, wohl aber, dass er selbst dann noch in demselben unermüdet fortfuhr, als nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Magdalena, da weder in noch ausserhalb Deutschland eine katholische Fürstentochter mit ihm zur zweiten Ehe schreiten wollte, die reformirte Prinzessin Catharine Charlotte, des Herzogs Johann II. von Pfalz Zweibrücken Tochter (Nov. 1631) heimgeführt hatte, die er bis an ihr Lebensende (Merz 1651) im Glauben ihrer Väter verharren und ihr eine eigne protestantische *Hof*capelle zu Düsseldorf einrichten liess. Aus Recklinghausen, Reformationsgeschichte der Länder Jülich, Cleve, Berg u. s. w. (1818—1837) setzt der Verf. die folgende Note hinzu, die wir mittheilen, weil in unsern Tagen (incredibile auditu!) über die gemischten Ehen noch immer fort so wüthend gestritten wird.

Dem apostolischen Stuhle hatte Wolfgang Wilhelm versprochen, Alles aufzubieten, um seine ketzerische Gemahlin für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen, und nur unter dieser Bedingung, wie unter der weitern, den aus dieser Ehe entspringenden Kindern nicht nur eine ächt katholische Erziehung, sondern selbst katholische Ammen zu geben und sie von dem Verkehr mit ihrer Mutter, so lange diese Ketzerin bleibe, möglichst fern zu halten, auf inständige Verwendung des Kaisers, des Königs von Spanien und vieler andern Potentaten die nachträgliche päbstliche Sanction dieser Mischehe erlangt, welche die älteste vom römischen Stuhle einem deutschen Fürsten gestattete, und schon deshalb der Erwähnung werth ist. Aus den betreffenden von Ginzel im Appendix der angef. Legatio apostolica Carafa's p. 198. f. mitgetheilten Dispensationsurkunde vom 8. März 1633 erfährt man noch, dass Wolfgang

Digitized by Google

Wilhelm, ehe er seine zweite Ehe vollzog, von dem apostolischen Vicar in Holland Dispens sich erschlichen hatte (praevia, subrepticia tamen dispensatione per archiepiscopum Philippensem Vicarium apostolicum Hollandiae impertita), der einen solchen zu ertheilen gar nicht befugt war.

Das fünfte und sechste Hauptstück enthalten die Zeiten des dreissigjährigen Kriegs und besonders die Geschichte der fürchterlichen Grausamkeit bei der Ausrottung des Protestantismus in Böhmen nach der Schlacht auf dem weissen Berge, die Gegenreformation in Oesterreich und Schlesien, und die Bereicherung der Jesuiten mit den geraubten Gütern. Wir verweilen bei diesen Hauptstücken nicht, weil diese Sachen leider nur zu bekannt sind; wir wünschten aber auch in diesen Hauptstücken, wie im ganzen Buch, dass der Verf. weniger Animosität gegen die Jesuiten und gegen das Haus Oestreich gezeigt hätte, denn erstlich muss man bedenken, was sich ja auch in unserer Zeit zeigt, dass sogar der Eifer für Freiheit und Recht, wenn er in Fanatismus ausartet, die grössten Verbrechen hervorbringen und entschuldigen kann, und zweitens würde eine ganz ruhige trockne Aufzählung der Thatsachen und eine Darlegung des wahren, nicht des scheinbaren, innern Zustands von Oesterreich die traurigen Folgen verkehrter Erziehung der an sich mehrentheils sehr wohlgesinnten Regenten und der spanisch-italienischen Politik der Rathgeber derselben schauderhaft genug zeigen.

Die beiden folgenden Hauptstücke (das 7. u. das 8.) setzen die Materie fort, wie schon die Rubriken beweisen, die wir anführen wollen. Aus der Fassung dieser Rubriken sogar geht hervor, dass der Verf. es gar nicht verbergen will, dass sein Buch eigentlich eine durch Thatsache belegte Anklageschrift gegen den Jesuitenorden seyn soll. Das ist redlich, er gesteht also, dass er nur die eine Seite ihrer Geschichte darstellen will. Dass er dies gleich in den Rubriken ausspricht, scheint Ref. lobenswerth, weil er dadurch erklärt, wie er es verstehe, wenn er eine Geschichte der Jesuiten in Deutschland zu geben verspreche. Ref. will keineswegs die Jesuiten in Schutz nehmen, er will nicht bestreiten, dass jeder ihrer Schritte für Deutschland und Oesterreich verderblich war u. s. f.; aber je mehr er dies fühlt, desto mehr würde er suchen, auch den Nutzen, den sie gestiftet, anzuerkennen, und selbst auf ihren Zelotismus, ihre Ausdauer, ihr unverändertes Hinwirken auf einen Punkt das Virtus et in hoste laudanda anzuwenden. Die Rubriken der beiden Hauptstücke lauten, das 7.:

Kaiser Ferdinand's II. eigentliche Essenz. Sein Walten im deutschen Reiche in den Jahren 1627—1630 Wallenstein und die Jesuiten.

Digitized by Google

Das Restitutionsedict und die Art seiner Vollziehung. Mitwirken der Loyoliten bei dieser. Ihr Kampf mit dem älteren Mönchsorden. Wöltingerode. Herrmann von Questenberg und die Mainzer Jesuiten. Das achte: Der Loyoliten diplomatisches Spiel am baierischen Hofe. Hauptursache der Verlängerung des Krieges. Gustav Adolph und die Söhne des heil. Ignaz. Die Jesuiten in Würtemberg. Ihr Widerstreben gegen den Prager und den Separatfrieden des Kaisers mit Amalien Elisabeth von Hessen. Des dreissigjährigen Krieges eigentlicher Charakter. Der Jesuiten Treiben und Wirken während des westphälischen Friedenscongresses. Auf diesem vorgekommene sie betreffende Anträge. Ihr schwarzer Undank gegen Maximilian I. von Baiern. Deutschlands Anblick beim Abschlusse des westphälischen Friedens.

Aus diesen Rubriken wird man leicht schliessen können, welche Punkte der Verf. in der Geschichte Kaiser Leopolds I., womit sich das neunte Hauptstück beschäftigt und im zehnten Hauptstück, wo vom spanischen Erbfolgekrieg die Rede ist, vorzugsweise heraushebt.

Im neunten Hauptstücke hätten wir die Vergiftungsgeschichte und Manches andere gerne übergangen gesehen; dagegen hat Hr. Sugenheim recht gut in wenig Worten den Zusammenhang der plötzlichen *Entfernung* des Premierministers von Lobkowitz angegeben. Dieser war allerdings in Beziehung auf die Jesuiten sehr rühmlich bemüht, des Kaisers unbegrenzte Schenkungswuth zu mässigen und sogar, wenn Leopold I. etwas gewährt hatte, die Ausfertigung der Urkunde zu hindern oder doch hinauszuschieben; wir würden aber doch immer sagen, der grösste Ruhm dabei sey gewesen, dass er ein Schelm über die Schelme gewesen sey. Die Geschichte seines Sturzes, die etwas ausführlicher wäre erzählt worden, wenn der Verf. nicht blos die Jesuiten im Auge gehabt hätte, fasst er S. 151 auf folgende Weise ganz kurz zusammen:

Da Lobkowitz sich auch die Feindschaft der Kaiserin Claudia Felicitas zugezogen — — — — — so vereinte sie ihre Bemühungen mit denen der drei grössten Feinde des Premierministers, der Jesuiten Müller, Beichtvater des Kaisers, Montecuculi, Beichtvater der Kaiserin Mutter und Richard, Beichtvater des kaiserlichen Feldherrn, Herzogs Carl von Lothringen zum Sturze des Fürsten. Er erfolgte den 17. October 1674 in ganz orientalischer Weise. Ein dem Minister bei seinem Eintritte in das Geheime Rathszimmer überreichtes kaiserliches Decret erklärte ihn all seiner Würden und Ehren verlustig und verbannte ihn auf eine seiner Besitzungen in Böhmen mit dem charakteristischen

Digitized by Google

Zusatze, nie nach der Ursache seiner Ungnade zu fragen, bei Verlust des Lebens und aller Güter.

Im eilften Hauptstück benutzt Sugenheim die Quelle über die Zustände Schlesiens vor der preussischen Herrschaft, welche Herr Wuttke in seinem schätzbaren Buche eröffnet hat, für seinen Zweck. Diesen Zweck glaubt jetzt Ref. hinreichend angedeutet zu haben, er wagt aber nicht durch ein Verweilen bei den drei letzten Hauptstücken seine schon etwas lange Anzeige des Buchs noch zu verlängeren. Da sich das Buch leicht und schnell lesen lässt, so ist es auf jeden Fall, wenn auch nicht als unpartheiische Geschichte des Jesuiten in Deutschland, doch als vollständige, leicht zu übersehende Sammlung aller Uebel, welche der Orden in Deutschland gestiftet, allen denen zu empfehlen, die mit dem quantum potuit religio suadere malorum nicht bekannt sind.

Civilisation. Von H. C. E. Freiherrn von Gagern. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Die Resultate der Sittengeschichte VII. VIII. IX. Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder die Familie. Erster Theil. 495 S. gr. 8. Leipzig, 1847. F. A. Brockhaus.

Jeder deutsche Patriot wird sich gewiss schon aus der Ursache über dieses Werk des hochbejahrten Veterans der Diplomaten, der sich um die historische Literatur unseres Vaterlandes Verdienste ganz verschiedener Art erworben hat, herzlich freuen, weil es beweiset, wie frisch und jugendlich der Geist des würdigen Mannes sich erhalten hat. Hätte es an ihm und an seinem Freunde, dem Minister von Stein gelegen, so stände es gegenwärtig besser um die deutschen Angelegenheiten, und es glühte nicht unter der Asche ein Feuer, auf dessen Ausbruch einige hoffen, und welches andere zwar fürchten, aber weder sehen wollen, noch, was jetzt sehr leicht wäre, es dadurch löschen, dass sie das Brennmaterial entfernen, statt immer neues herbeifahren zu lassen. Auch als holländischer Minister war er am Bundestage durch seine Rede für deutsche Interessen thätig, wenn ihn gleich sein Hof oft im Stiche liess. Alle Arbeiten des Hrn. von Gagern sprechen seine Philanthropie, seine Liebe zu gesetzmässiger Freiheit und einen wahrhaft ritterlichen Eifer für alle Nationalinteressen aus, man wird daher, mit den andern Theilen der Resultate der Sittengeschichte bekannt, auch diesen neuen Band voll Resultate humanistischer Studien des verdienten Greises

Digitized by Google

mit Vergnügen lesen. Wie sehr er des Ausdruckes und eines edlen Styls Meister ist, darf hier nicht gesagt werden.

Ref. schickt diese allgemeinen Bemerkungen voraus, weil er, wenn er sich nicht stets in diesen Blättern auf blosse Anzeige, zuweilen mit leiser Rüge, beschränkte, er sich doch über dies Buch auf jeden Fall sehr kurz fassen würde, da es ganz im Geiste der vorhergehenden Abtheilungen desselben Werks geschrieben ist. Um den Lesern der Jahrbücher kund zu machen, wie der Hr. Verf. selbst das Verhältniss dieser neuen Abtheilung seines Werks zu den früheren bestimmt, will Ref. Einiges aus der Vorrede mittheilen. Das Vorwort beginnt:

Als ich mir vor vielen Jahren vornahm, die Resultate der Sittengeschichte aufzuzeichnen, mit andern Worten, das menschliche Daseyn vom Anbeginn bis nun in seinen wichtigsten Bestandtheilen, Bedürfnissen und Beziehungen zu überschauen, zählte ich alsbald die Abschnitte, wie sie mir damals erschienen, fünfzehn an der Zahl nach meiner Einsicht und Fassungskraft dort auf."

Der Verf. setzt hernach auseinander, auf welche Weise er in den früheren Abtheilungen seines Werkes den hier angeführten Plan ausgeführt habe, und fährt dann fort:

Diese historischen Versuche, wie sie nach und nach erschienen, sind anerkannt, gepriesen, ja, mir häufig persönlich gedankt worden, als hätte ich andern zu neuen Versuchen den Weg gewiesen. Neuerlich trat es mehr in den Hintergrund, weil bei den Leidenschaften, Bewegungen, Mängeln, Wünschen und Bedürfnissen dieser Zeit jeder Partei nahm, seine Zwecke und was ihnen förderlich war, verfolgte, auswählte und wenn er es vermochte, in System einkleidete; um Wahrheit, richtigen Verlauf und den Kern der Geschichte wenig bekümmert, oder jeden Einwand selbst an der Hand der Thatsachen. Nachdem der Verf. hernach noch Einiges andere, theils über die Richtung der jüngeren Generation, theils über seine Arbeit gesagt hat, fährt er fort:

„Als ich nun weiter gehen wollte, und zu jener aufgestellten Reihe an die drei wesentlichen Gegenstände gelangte, die das Leben und Familie bedingen — Wohnung — Eigenthum und Arbeit, fand ich mich bald in dieser Absonderung gehindert. Möchte ich sie in ihren Elementen erfassen oder sublimiren, zu den äussersten Grenzen führen, griffen sie doch beständig so in einander, dass ich sie nicht hätte getrennt behandeln können, ohne mich beständig zu wiederholen. Ich habe also vorgezogen, sie zu vereinigen, auch geschichtlich zu verweben und unter der Rubrik und den Ergebnissen von Familie und Civilisation, wohin sie

Digitized by Google

alsobald führen, zu subsumiren und so viel an mir war, zu entfalten und zu präcisiren.

Vorgerückte Jahre haben wenigstens der Lage und Fähigkeit zu beobachten nicht geschadet. Auch die Wärme wird man hin und wieder nicht vermissen. Allein, man würde sehr irren, wenn man es für die Arbeit und Frucht der neuesten Zeit hielte. Da ich nach Laune und Lust sammelte und aufzeichnete, so hat es wohl von diesen Epochen und Stimmungen die unverkennbaren Spuren. Es blieb für uns durch und durch wahr: Haec studia adolescentiam alunt.

Ref. glaubt, dass der edle Greis sich und seine Arbeit in diesen wenigen Zeilen so vortrefflich charackterisirt hat, dass es ganz überflüssig ist, auch nur ein Wort hinzuzusetzen.

Histoire politique de Guillaume III. par M. Ferdinand Goldschmidt. Paris. 1847. 250 p. 8.

Der Verf., ein ehemahliger Zuhörer des Unterzeichneten, gibt über seine Absicht bei der Abfassung dieser Geschichte des Königs Wilhelm III. von Grossbrittanien Rechenschaft in einem kurzen Vorwort an den Leser und in einer etwas ausführlichen Introduction. In dem ersten sagt er, dass blos Eifer für Wahrheit, nicht wie es vielen seiner Zeitgenossen begegne, irgend eine Partheirücksicht ihn bewogen habe, die politische Rolle, welche der Vollender der englischen Revolution gespielt habe, kurz zu schildern. In der Introduction geht er von dem Gedanken aus, dass ihm das Schauspiel der stufenweisen Entwickelung einer freien und glücklichen Nation immer anziehender sey, als Darstellung von blutigen Schlachten und von blutigen Revolutionen der Völker. Das Schauspiel des ruhigen und festen Fortschreitens einer Nation zu Freiheit und Wohlstand biete die Geschichte Englands unter Wilhelm III., desshalb habe er diese in diesem Buche zu behandeln gesucht, ausserdem finde er eine völlige Gleichheit zwischen der englischen Revolution von 1688 und der französischen von 1830.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, das Buch zu kritisiren, denn das würde ganz zwecklos seyn, wir wollen blos den Inhalt desselben zum Nutzen der Leser der Jahrbücher kurz angeben, sonst hätten wir sehr viel gegen den Satz einzuwenden, den der Verf. als ganz ausgemacht annimmt, S. 4.

Digitized by Google

Nous verrons l'intime alliance de la philosophie et de la royauté, cette heureuse alliance si ardemment desirée par Voltaire et si glorieusement consacrée en France par la révolution de 1830.

Um den Gang zu bezeichnen, wollen wir die Ueberschriften der fünf ersten, übrigens sehr kurzen Capitel mittheilen, was freilich nur denen, welche die Geschichte selbst schon vollständig kennen, von Nutzen seyn kann; allein andern kann auch das Buch nicht dienen, denn es enthält nur Betrachtungen und Resultate. Das erste Capitel ist überschrieben: Le detrônement d' un roi. Das zweite: Le Clergé Anglican. Les tories et les whigs. Das Dritte: Guillaume d'Orange. Das Vierte: L'élection des deux princesses. Das Fünfte: Les presbyteriens de l'Ecosse u. s. w. Man wird schon aus diesen Ueberschriften sehen, dass der Verf. seinen Gegenstand aphoristisch behandelt oder mit andern Worten, dass er in siebenzehn kurzen Capiteln ebenso viele Punkte aus der Regierungsgeschichte Wilhelms III. zur Betrachtung aufgestellt hat.

Dass der Verf. seinen Gegenstand nicht ganz habe erschöpfen, oder gründlich habe behandeln wollen, wird man daraus sehen, dass der Text des Buchs nur bis pag. 165 geht. Von dort bis pag. 250 folgen fünfzehn Notes et Pièces justivicatives.

Scriptores rerum Silesicarum oder Sammlung schlesischer Geschichtschreiber Namens des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 3r Band, herausgegeben von Gustav Adolph Stenzel, der Zeit Präses des Vereins. Auch unter dem Titel: Sammlung von Quellenschriften zur Geschichte Schlesiens 1r Band. 435 S. 8. Breslau, 1847. Joseph Max et Comp.

Der Herr Geh. Archivrath Stenzel hat in diesem dritten Bande seiner Sammlung der Quellen Schlesischer Geschichte einen bisher ungedruckten Theil von Kloses Arbeiten über die Geschichte Breslaus abdrucken lassen, weshalb dieser dritte Band der Scriptorum auch noch unter dem dritten Titel:

Sammuel Benjamin Kloses Darstellung der innern Verhältnisse der Stadt Breslau vom Jahre 1485 bis zum Jahre 1526.

ausgegeben wird. Ref. hätte freilich lieber gewünscht, sein Freund Stenzel hätte seine preussische Geschichte beendigt, er fühlt aber, dass er sehr gute Ursachen haben kann, damit zu zögern, und freut sich

Digitized by Google

darum auch der neuen Arbeit zur Bereicherung der Spezialgeschichte Schlesiens.

Hr. Stenzel nimmt einen so bedeutenden Platz unter den deutschen historischen Forschern ein, und Ref. hat so oft gesagt, dass er selbst ihm sehr viele Belehrung über einzelne Nachlässiskeiten oder Flüchtigkeiten verdankte, die er vor etwa dreissig Jahren begangen hatte, als er sich noch in ein unendliches Detail einliess, dass er jedes Wort zum Lobe der Ausdauer, des Fleises, der Genauigkeit, sowohl in Rücksicht dessen, was Hr. Stenzel selbst schreibt, als dessen, was er herausgibt, für überflüssig hält. Ueber den Inhalt dieses Bandes der Sammlung gibt Hr. Stenzel in der Vorrede sehr genaue Auskunft; wie über den sehr mühsamen und mit historischem Tacte angewendeten Fleiss, den er selbst bei der Herausgabe bewiesen hat. Aus dem, was Hr. Stenzel in der Vorrede mittheilt, will Ref. nur dasjenige anführen, was Freunde deutscher Städtegeschichten und Verfassungen über den Geschichtschreiber der Stadt Bresslau etwa zu wissen wünschen könnten.

Klose, sagt Hr. Stenzel, habe seine mit dem mühsamsten Fleisse aus allen Druck- und ihm irgend in Klostern und Archiven zugänglichen Handschriften und Urkunden bearbeitete diplomatische Geschichte Breslaus unter dem Titel, von Breslau Briefe eines Reisenden seit den Jahren 1780 — 1784 bekannt gemacht, und die ganze in den Briefen enthaltene Geschichte von 1052 — 1526, in fünf Abschnitte getheilt. Hernach fährt er fort:

Zu jedem Abschnitte hatte er eine vortreffliche Zusammenstellung alles dessen gegeben, was er von den äusseren Beziehungen und vorzüglich inneren Verhältnissen der Stadt Breslau hatte ermitteln können. Der letzte Abschnitt dieser Darstellungen vom Jahr 1458 — 1526 war noch ungedruckt. Er befindet sich von der eignen Hand Kloses geschrieben, in der auch an kostbaren Handschriften für die Schlesische Geschichte so reichen Bibliothek des Herrn Geheimen Commercien-Raths Oelsner. Dieser — — — gestattete den Abdruck des Werks durch den Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens auf Ansuchen des Vorstehers der Gesellschaft und dieser liess dann durch den Custos des Provinzial-Archivs, Herrn Beinling, vom Originale eine genaue Abschrift nehmen.

Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi Mr. Groen van

Digitized by Google

Prinsterer, Chevalier de l'ordre du Lion Belgique, conseiller d'état. Première Série. Vol. VIII. 1581 — 1584. Leide 1847. Luchtmanns. 510 p. gr. 8.

Gleichzeitig erschienen ist ein Bändchen von 235 p. in demselben Verlag und unter demselben Titel, enthaltend ein Supplément zur Première Série.

Referent weiss dem gelehrten, edeln und wahrhaft frommen Herausgeber dieser unschätzbaren Sammlung von Briefen nicht besser für die gütige Mittheilung des kostbaren Werkes zu danken, als wenn er öffentlich bezeugt, dass er glaubt, der Herausgeber habe der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts durch die Bekanntmachung dieser Briefe einen unschätzbaren Dienst geleistet. Die ersten Bände waren für niederländische und spanische Geschichte ausschliessend wichtig, mit jedem neuen Bande werden sie aber für deutsche, englische und französische Geschichte bedeutender. Wenn nicht Gelehrsamkeit, Urtheil und Verdienst des Herrn Groen van Prinsterer zu sehr anerkannt wären, und wenn der Raum dieser Blätter es erlaubte würde Ref. aus dem neu erschienen Bande durch Vergleichung mit den von Herrn von Rommel aus dem hessischen Archiv bekannt gemachten Briefen aus demselben Zeitraum leicht nachweisen können, welches neue Licht auf alle politisch- Verhältnisse jener Zeit religioser und politischer Bewegung dadurch verbreitet wird, dass von verschiedenen Seiten her die Originalbriefe aller handelnden Personen bekannt gemacht werden. Auch in diesen Briefen, wie in der Wirklichkeit spielt Gebhard Truchsess von Cöln eine gar elende Rolle, auch traut ihm der schlaue Wilhelm nicht.

Wir würden das historische Resultat der einzelnen Briefe genauer angeben, wenn nicht Herr Groen van Prinsterer auf 69 Seiten gleich vorn eine so vollständige Analyse des Inhalts dieses 8. Bandes gegeben und eine mit solcher Einsicht verfasste Table des Matières beigefügt hätte, dass wir nicht wagen können, ohne ihn zu übersetzen, ausführlicher über den Inhalt und die Beziehungen der Briefe zu reden. Ermunterung hat der Verf. bei seinen Landsleuten mehr gefunden, als er in unsern Zeiten in Deutschland vom grossen Publicum würde erfahren haben. Dass seit 1839 die Fortsetzung stockte, erklärt der Verf. daraus, dass er 1841 — 46 in demselben Verlage den ersten Theil eines Handboek der Geschiedniss van het Vaderland herausgab, dessen

Digitized by Google

erster Theil neu aufgelegt werden musste, was ihm sehr grosse Arbeit gemacht habe.

Auch über den Inhalt des Supplément giebt der Verf. in dem Avant Propos vollständige Auskunft, es enthält nämlich das Bändchen supplementarische Briefe und Actenstücke aus den Jahren 1563 — 1584, denen beigefügt ist ein Ermahnungsbrief Pabst Hadrian V. an den Grafen Heinrich vom Jahre 1522. Ferner noch die Beitrittsurkunde der Grafen Wilhelm von Nassau zum Schmalkaldischen Bunde, des Grafen Wilhelm von Nassau Brief an den Kurfürsten von Sachsen über seine Zwistigkeiten mit Philipp von Hessen, endlich des Kurfürsten Antwort auf dessen Brief. Alle drei Stücke vom Jahre 1536. Im Avans-Propos sagt er von allen in diesem Supplement enthaltenen Stücken.

Il y a ici des pièces inédites des archives de la Maison d'Orange Nassau et de celle de Hesse Cassel; puis un assez grand nombre de fragments des manuscrits de la bibliothèque Royale à Paris et de la Correspondence de Granvelle à Besançon.

Schlosser.

Die Nikobarischen Inseln. Eine geographische Skizze, mit specieller Berücksichtigung der Geognosie von Dr. H. Rink. VI u. 188 S. in kl. 8. Mit einer Karte, einer Ansicht der Insel Bambuka und mehreren Zwischendrücken. Kopenhagen, 1847. Bei H. C. Klein.

Im Junius 1845 lief die dänische Corvette „Galathea" von Kopenhagen auf eine Welt-Umseglungs-Expedition aus. Für jeden Zweig naturwissenschaftlicher Untersuchungen hatte Seine Majestät der König, was die nöthigen Hülfsmittel anging, Sorge tragen lassen. Unser Verf., dem der ehrenvolle Auftrag geworden, der Expedition als Geolog zu folgen, verliess dieselbe in Pulo Penang, um vorläufig auf den Nikobarischen Inseln zu bleiben und diese genauer zu untersuchen. Es war ihm jedoch nicht gestattet, sein Vorhaben in dem Grade auszuführen, wie er gewünscht hatte. Anstrengungen in der heissen Jahreszeit, vielleicht auch schädliche Einflüsse der Luft in Wäldern, zogen ihm am Ende jenes bösartige Fieber zu, welches schon manchen Fremdling auf dem Eilande, wovon wir reden, hinwegraffte. Er sah sich genöthigt, nach Europa zurückzukehren und erreichte nach längerem Aufenthalte in Aegypten und Italien, gegen Ende des Jahres 1846 wieder die Heimath. Einige Monate später legte Rink

Digitized by Google

seinem Monarchen einen Bericht über die geologische Erforschung der Nikobarischen Inseln vor, und was er nun dem Publikum mittheilt, ist meist eine Bearbeitung jenes Berichtes in deutscher Sprache mit Hinzufügung einiger allgemeiner Bemerkungen.

Seit dem Jahre 1758, als die dänisch-asiatische Compagnie zuerst einen Colonisations-Versuch auf Gross-Nikobar machte, haben die Eilande unter dänischer Hoheit gestanden. Nur im Jahr 1807 nahmen die Engländer eine Zeitlang Besitz von den Inseln. Während dieses Zeitraumes wurden von mährischen Brüdern und von Andern mehrere Niederlassungen versucht, allein sie waren sämmtlich von kurzer Dauer. Bis jetzt schienen die Unbilden des Klima's allen Anstrengungen der europäischen sowohl als der indischen Ankömmlinge Trotz zu bieten. So geschah es, dass man über die natürliche Beschaffenheit der Eilande, über Cultur-Fähigkeit und Erzeugnisse derselben, wenig wusste. Bekanntlich machten die Engländer auf einer andern Insel-Gruppe, auf den nicht weit von der Küste von Siam entlegenen Andamanen vor längern Jahren einen Colonisations-Versuch, den sie jedoch bald wieder aufgeben mussten. Ob die Schwierigkeiten unüberwindlich sind, ob diese ganze Inselreihe nur bestimmt ist, einige armselige halbwilde Völkerschaften zu nähren? — Unerwähnt möge nicht bleiben, dass die Insel-Gruppe aus acht grössern und zwölf kleinern Eilanden besteht, deren Gesammt-Areal etwas über dreissig Quadrat-Meilen betragen dürfte. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr sechstausend. Kar Nikobar, die nördlichste Insel ist die am besten bevölkerte und wurde von jeher durch Fremde am meisten besucht. Batty Malve und Tillangschon sind unbewohnt.

Unsere Seefahrer benutzten ihren Aufenthalt in Calcutta (November 1845) für die nöthigen Vorbereitungen zur Untersuchung der Inseln, welche während der trockenen Jahreszeit, Januar bis März, vorgenommen werden sollten. Der Verf. hatte sich entschlossen, mit einem englischen Schiffe, welches Anfangs Dezember Calcutta verlassen sollte, nach Klein-Nikobar vorauszugehen. Nach sehr beschwerlicher Fahrt, bei ungünstigem Wind und stürmischem Wetter, welches die Reisenden lange herumtrieb, lief man am Weihnachtstage in einem kleinen Meerbusen ein. Das umgebende Land contrastirte seltsam durch sein frisches üppiges Grün mit der flachen, sandigen, dürren Ostküste Vorder-Indiens. Bis zu ihrem Gipfel zeigten sich die Berge von Klein-Nikobar mit Urwald bewachsen. Nur an wenigen Stellen berührten sie das Meer, steile Abhänge bildend. Das Schiff wurde sogleich von Canots Eingeborner umringt, die an Bord kamen und Früchte von Kokos- und Pisanghäumen als Geschenke brach-

Digitized by Google

ten. Es waren Leute von kräftigem Körperbau, welche fast alle nackt gingen. — Der Hafen, in dem die Reisenden vor Anker lagen, wurde theils von der Küste des Eilandes Klein Nikobar gebildet, theils von der kleinen Insel Milu. Letztere besteht aus Sandstein-Hügeln, mitunter auch aus Alluvial-Land, reich an Kokos-Wäldern. Rink versuchte ins Innere der kleinen Insel vorzudringen und wurde im Thal, welches den Mittelpunkt desselben einnimmt, durch den merkwürdigen, ausschliesslich tropischen Charakter der Pflanzenformen überrascht. Am 14. Januar lichtete man die Anker und steuerte auf die nördliche Insel-Gruppe, um mit der „Galathea" zusammenzutreffen. Die Bewohner des Nikobaren-Dorfes Inuang kamen den Seefahrern am Strande entgegen; sie zeigten sich furchtsam, und theils von höchst widerlicher Physiognomie. Dem Thun und Treiben der Reisenden sahen die Eingebornen mit Neugierde, aber nicht ohne Furcht und Misstrauen zu. Der Verkehr mit fremden Schiffen, namentlich das Beispiel der Malayen, welche oft die Inseln besuchen — und mitunter auf räuberischen Streifzügen — scheinen schädlich auf die Sitten der Bewohner gewirkt zu haben. So lag, um nur einiger Beispiele aus neuester Zeit zu gedenken, im Jahre 1844 Capitän Ignazio Ventura mit einem Schooner zwischen Teressa und Bambuka vor Anker. Viele Einwohner der Dörfer Lallong und Bengallah kamen an Bord und brachten Handelswaaren und Geschenke. Zwei der Männer giengen mit dem Capitän in die Cajüte und während einer eine Kokosnuss öffnete und zum Trinken darbot, brachte ihm der andere mit dem grossen malayischen Messer eine Kopfwunde bei. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die bengalischen Matrosen, vom Schrecken ergriffen, sprangen über Bord, und die, welche man nicht ermordete, ertranken. Nun wurde das Schiff geplündert, angezündet und dem Winde preisgegeben. Im nämlichen Jahre fand ein anderer Schiffs-Capitän bei Kamorta auf ähnliche Weise seinen Tod. Allein der Serang oder Bootsmann, ein Araber, erschoss einen der Missethäter, jagte, durch diese rasche Handlung, dessen Genossen in die Flucht und entkam mit dem Schiffe nach Pulo Penang.

Wir übergehen, was vom Besuche auf Teressa, Kamorta, Kondul und Trais gesagt wird u. s. w. um uns sogleich den Abschnitten des Reise-Berichtes zuzuwenden, welche von geologischen Thatsachen handeln.

Lage und Ausdehnung der Nikobarischen Inselgruppe bezeichnen sie als ein Glied der Kette, die sich durch die Inseln Java und Sumatra hindurchzieht und später wieder in der Andaman-Gruppe und dem Cap

Digitized by Google

Negrais an der Arragan-Küste zum Vorschein kommt. Diese ganze Bergkette zeichnet sich bekanntlich durch sehr verbreitete vulkanische Thätigkeit aus. Auf den Nikobarischen Inseln waren indessen keine Spuren eigentlich vulkanischer Gebirgsarten, auch wussten die Eingebornen nichts von stattgefundenen Erdbeben. Allein es fehlt nicht an Merkmalen bedeutender Hebungs-Phänomene in der jüngsten Periode, welche hier durch das eintretende Leben der Korallenthierchen so auffallend bezeichnet ist, und der Zusammenhang der Insel-Gruppen mit der erwähnten Hauptkette gibt sich ferner in Streichen der ältesten geschichten Massen zu erkennen, welches mit der Verbindungslinie zwischen der Nordspitze von Sumatra und Klein-Andamar zusammenfällt. Die bergigen Inseln bestehen theils aus diesen geschichteten Massen, die den ebenen Meeresboden vor dem Erscheinen der Insel-Gruppen bedeckten, theils aus plutonischen Gebirgsarten, welche jene durchbrachen und bei ihrer Erhebung zum Vorschein kamen. Das Alter der befragten geschichteten Massen würde mithin überhaupt auf das Alter der Insel-Gruppe angeben; der Verf. bezeichnet solche als „Braunkohlen-Bildung", weil sie häufig Braunkohlen-Parthieen einschliessen. Noch fehlt es an hinreichenden Daten, um ihr geologisches Alter zu bestimmen; die wenigen hin und wieder vorkommenden organischen Reste weisen auf einen nicht sehr entfernten, vielleicht tertiären Ursprung hin. Zu dieser Bildung gesellt sich eine dritte, ein Product aus plutonischen Gebirgsarten vermittelst chemischer und mechanischer Zersetzung; diese dritte Bildung besteht aus Thon sowie aus Rollstücken der unterliegenden Massen und trägt einen lokalen Charakter. Die Thon- und Geschiebe-Bildung hat die ausserdem ziemlich hohen und steilen Umrisse plutonischer Berge auf einigen der Inseln geebnet und zu wellenförmig hügeligem Boden umgewandelt. Ohne ihr geologisches Alter näher zu bezeichnen, wurde derselben vom Verf. der Name „älteres Alluvium" beigelegt. Sie ist vom „jüngern Alluvium", das den Corallen-Riffen seinen Ursprung verdankt, und mehr oder weniger von jenen bergigen und hügeligen Inseln scharf getrennt. Als plutonische Gebirgsarten — die auf Bambuka und Tillangschong am entschiedensten auftreten und steile, auch im Verhältniss zur Grösse dieser Inseln ziemlich hohe Berge bilden — werden genannt: Gabbro, Hypersthenfels, Diorit, Syenit u. s. w. An mehreren Stellen zeigen sie sich von Reibungs-Conglomeraten begleitet.

Im dritten Abschnitte werden die Eilande in ihrem fortdauernden Bildungs-Zustande betrachtet, auch ist vom jüngsten Alluvium und von den Hebungs-Erscheinungen die Rede. Daran reihen sich im vierten Ab-

Digitized by Google

schnitte Betrachtungen über die klimatischen Verhältnisse, zugleich kommt die Beschaffenheit der Oberfläche und der Vegetation zur Sprache. Die Inseln besitzen eine der höchsten existirenden Mittel-Temperaturen; die Wechsel-Zustände zwischen Tag und Nacht sind äusserst gering. Man unterscheidet eine trockene und eine Regen-Zeit u. s. w. Die günstigsten Bedingungen der Fruchtbarkeit gewähren jene Eilande, wo die erwähnte „Braunkohlen-Formation" herrscht. Sandsteine und Schiefer, welche dieselbe ausmachen, sind bei ihrem Kalk-Gehalte leicht der Verwitterung ausgesetzt und erzeugen eine mächtige lockere Erdschichte. Gross- und Klein-Nikobar, Kattschall und sämmtliche kleine, zu diesem System gehörende Inseln sind, mit Ausnahme einiger sehr steilen Abhänge, überall mit Wald bewachsen. Ficus-Arten können unter den hohen Laubbäumen, welche den Nikobarischen Urwald bilden, als die überwiegendsten betrachtet werden. Die isolirte Lage der Insel-Gruppe und das geringe Areal einzelner Eilande lassen schon Armuth an Säugethieren erwarten. Eine kleine langschwänzige Affenart ist in Wäldern der südlichen Inseln heimisch; eine sehr grosse Büffelart kommt ausschliesslich auf Kamorta vor u. s. w. Reicher zeigen sich die Eilande an Vögeln. Die feuchten und schattigen Wälder bieten willkommenen Aufenthalt für zahllose Eidechsen und Schlangen; Krokodile trifft man auf den südlichen Inseln. Am reichsten ist das Meer in unmittelbarer Nähe der Küste an Thierformen.

Der fünfte und letzte Abschnitt handelt von der Bevölkerung und dem gegenwärtigen Cultur-Zustand der Inseln. Wir wollen bei dieser und jener Angabe verweilen, da gar Manches, was hier gesagt wird neu und nicht ohne besonderes Interesse ist. Kokosbäume und Pandaneen liefern den Bewohnern vorzugsweise ihre wesentlichen Bedürfnisse und bedingen deren Existenz. Kornbau ist den Nikobaren durchaus fremd. Sie zeigen weder ein Bestreben durch Einführen von Saamen und Pflanzen sich selbst die Producte zu verschaffen, welche sie im Handel mit Fremden kennen und schätzen lernten, wie Reis, Tabak u. s. w., noch die Cultur ihrer schon bekannten Gewächse zu verbessern. Die Bauart der Hütten unserer Insulaner erinnert zunächst an jene in Hinter-Indien überhaupt so bräuchliche Sitte, die Wohnungen auf Pfählen zu errichten; alles deutet eine niedrige Culturstufe an. Die Menschen gehen eigentlich so gut wie nackt. Ihre Bewegungen sind träge und langsam; ihre Blicke zeugen für hohe Grade von Phlegma und Indolenz; die Sprache ist schnarrend und schleppend, so dass man kaum eine übler klingende hören kann. Schifffahrt und Fischfang machen die Haupt-Beschäftigung der

Digitized by Google

Inselbewohner aus. Das erste was man gewahrt, wenn bei den Hütten, die alle am Meere liegen, gelandet wird, sind Canots, welche, wenn sie nicht gebraucht, auf's Trockene gezogen und mit Kokosblättern bedeckt werden, zum Schutz gegen die Sonne. Ein ausgehohlter Stamm dient hier, wie überall, wo die Schifffahrt noch auf erster Entwickelungsstufe sich befindet, als Mittel, um die nicht unbedeutenden Entfernungen zurückzulegen. Manche Canots messen vierzig Fuss Länge, so dass zwanzig Personen Platz finden. Das Umwerfen der schmalen Fahrzeuge zu hindern, werden zwei Stangen in der Quere festgebunden, die etwa drei Ellen von der Seite ausgehen und deren äusserste Enden mit einer dritten grössern Stange verbunden sind, letztere schwimmt dem Bote parallel auf dem Wasser und hält dasselbe im Gleichgewicht. Auf längern Reisen werden kleine Masten aus Bambus mit Segeln aus Palmblättern aufgestellt.

Welche geistige Entwickelung bei dem Volke zu erwarten sey, wovon die Rede, ist leicht zu denken. Die Nikobaren stehen ihrem physischem Charakter zufolge zwischen Malayen und Birmesen, jeden Falls sanken sie aber durch ihre isolirte Lage auf eine weit niedrigere Stufe herab, denn weder von Religionen noch von Staats-Systemen jener Völker scheint irgend eine Spur sich erhalten zu haben. Im Allgemeinen sind die Insulaner von mittlerer Statur und von kräftigem Körperbau; man sieht mitunter athletische Gestalten und bildschöne junge Leute, allein ihre Art sich auszustatten und zu schmücken, gibt ihnen ein widerliches, wildes Aussehen. Am scheusslichsten, und in einer wohl bei keinem andern Volke üblichen Weise, verunstalten sie ihren Mund. Häufiger Gebrauch von Betel und Kalk gibt allen ohnediess schwarze Zähne; durch Einreiben suchen sie diess noch zu vermehren, sie feilen die Glasur ab und bringen es durch Behandlung mit scharfen Säften so weit, dass die Zähne zur schwammigen Masse aufschwellen und die vorderen mit einander verschmelzen. — — Auf den nördlichen Inseln herrscht geschiedenes Eigenthumsrecht in aller Beziehung; Diebstähle werden jedoch nicht nach bestimmten Gesetzen bestraft. Hat Jemand sich mehrere Vergehen der Art zu Schulden kommen lassen, so wird man einig ihn ums Leben zu bringen, und diess geschieht gewöhnlich durch einen gemeinschaftlich ausgeführten Angriff. — Hinsichtlich der Verhältnisse zu ihren Frauen — die gross und kräftig gebaut gefunden werden — zeichnen sich die Nikobaren vor allen Völkern des Orients aus. Polygamie scheint ihnen ganz unbekannt; indessen sind die ehelichen Verhältnisse nicht besonders zärtlich und Trennungen gehören zur Tages-Ordnung. Von Zwillingen

Digitized by Google

wird sogleich einer ums Leben gebracht. — — Missionäre, welche mit Nikobaren in Berührung kamen, waren vergebens bemüht zu erforschen, ob sie Begriffe von einem höchsten Wesen haben. Ihre Vorstellungen vom Unsichtbaren und Uebernatürlichen beschränken sich auf eine Furcht vor Geistern, deren Einfluss sie Krankheiten, Unglücksfälle auf Seereisen, das Missrathen der Kokosnüsse u. s. w. zuschreiben. Jene Geister, „Jvi" halten sich in Urwäldern auf und kommen nur mitunter nach ihren Wohnungen, um sie zu plagen. Der ganze Cultus geht darauf aus, die „Jvi's" zu versöhnen oder auszutreiben. Mit den dazu erforderlichen Ceremonien geben sich die „Maluen" ab, welche, den gesammten Gelehrtenstand vertretend, zugleich Priester, Aerzte, Wahrsager und Hexenmeister sind, eine gewisse Autorität besitzen und als Zeichen ihrer Würde ein besonderes Halsband tragen. Ihren Todten erweisen die Nikobaren besondere Ehrfurcht; sie werden auf einem gemeinschaftlichen Platze in der Nähe der Wohnungen begraben, über jedem Hügel ein Pfahl aufgestellt und mit den Geräthschaften, welche der Verstorbene täglich brauchte, behangen. Wenn drei Jahre verflossen sind, nimmt man die Leiche wieder auf, bringt sie nach der Hütte, putzt das Gerippe, gibt ihm einen Schluck Branntwein und steckt demselben ein Betelblatt nebst einer brennenden Cigarre in den Mund. Alle drei Jahre werden die nämlichen Feierlichkeiten wiederholt, bis sieben Triennien abgelaufen sind, alsdann hören die Ehrenbezeigungen für den Todten auf. **Leonhard.**

Der Bergschlüpf vom 20. December 1846 an den Unkeler Basalt-Steinbrüchen bei Oberwinter, geognostisch geschildert und genetisch erläutert von Dr. J. Noeggerath, K. Pr. Geheimer Bergrath, ordentl. Professor der Mineralogie und der Bergwerks-Wissenschaften an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität u. s. w, Mit fünf grösseren lithographirten Bildern, Karte, Profile, Ansichten u. s. w. darstellend. 57 S. in gr. 4. Bonn. Verlag von Henry und Cohen.

Wir entsinnen uns nur weniger geologischen Ereignisse aus jüngster Zeit, welche die Theilnahme des grössern Publikums in dem Grade allgemein angeregt hätten, über die mehr in Tageblättern verhandelt worden, die zu so manchen durchaus ungegründeten Voraussetzungen und Behauptungen Anlass gegeben; denn ohne die Untersuchung durch Fachmänner und deren Ausspruch abzuwarten, gefielen sich viele darin, bei der Katastrophe wovon die Rede, vulkanische Thätigkeit, Gas-Entwicklungen u. s. w. in Anspruch zu nehmen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der Bergschlüpf bei Oberwinter.

(Schluss.)

Ueber die Unkeler Basalt-Gebilde — sie liegen, wie bekannt, auf dem linken Rheinufer zwischen Remagen und Oberwinter — wurde im Verlauf der letzten sieben Jahrzehnten, von Collini und de Luc an viel geschrieben. Von A. v. Humboldt als „eine der grössten mineralogischen Merkwürdigkeiten des deutschen Vaterlandes" bezeichnet, spielten jene Gestein-Massen, oder, wie man zu sagen pflegt, „die Unkeler Basalt-Steinbrüche", im Streite zwischen Neptunisten und Vulkanisten eine keineswegs unwichtige Rolle. Unmittelbar am Ufer gelegen, in ihrer Fortsetzung sich selbst bis über die Strommitte verbreitend und in Klippen dessen Spiegel überragend, musste die gewaltige Basalt-Parthie, welche durch eine, in sehr frühe Zeiten hinaufreichende Gewinnung besonders zugänglich geworden, für forschende Naturfreunde einen willkomenen Untersuchungs-Gegenstand abgeben, und so kam es, dass der Unkeler Basalt-Berg wesentlich dazu beitrug, den Meinungs-Streit über die Genese eines der merkwürdigsten Gesteine anzuregen und lange Zeit hindurch lebendig zu erhalten. Die Verhältnisse, welche hier dem Auge dargeboten waren, schienen gerade wenig geeignet, dem vulkanischen Ursprung des Basaltes das Wort zu reden, und so hat der Unkeler Bruch durch scheinbare Widersprüche, welche er dieser Lehre entgegenstellte, wesentlich dahin gewirkt, dass andere Stellen erforscht wurden, die jene Widersprüche zu lösen vermochten. Wie ungemein wichtig Tagebaue, die tief ins Gebirge eingeschnitten und Jahrhunderte hindurch in stetem Betrieb befindlich, für geologische Zwecke sind, diess bedarf keiner weitern Auseinandersetzung und unter den zahlreichen, am Rheinufer und in nachbarlichen Bergen vorhandenen Steinbrüchen, dürfte kaum einer zu finden seyn, wo so lange gearbeitet worden. Die ältesten Bauwerke der Umgegend bestehen in gewissen Theilen aus Basalten des Berges, wovon die Rede. Unkeler Basalte aber sind durch einen nicht gewöhnlichen Reichthum eingeschlossener Mineralien — besonders durch viele und grosse Olivin-Parthieen — von allen übrigen gleichnamigen

Digitized by Google

rheinischen Felsarten leicht unterscheidbar, und so lässt sich obiger Ausspruch mit Bestimmtheit thun. Ohne Zweifel haben Römer und sicher auch alte heimische Germanen-Volksstämme bei Unkel Steine gebrochen und verwendet, ja es verehrten römische Arbeiter in den Steinbrüchen selbst ihre Gottheiten und errichteten zu diesem Zweck ihnen geweihte Altäre. Beim Aufräumen alten Steinbruch-Schuttes, welcher durch den Bergschlüpf in die Höhe gehoben worden, fand sich ein aus Trass gehauener Altar, der, wie die Inschrift ergab, dem Hercules gewidmet gewesen. Im Mittelalter wendete man die Unkeler Basalte überall in weiter Verbreitung an. Viele Burgen der Ritterzeit, die Fundamente fast aller grösseren Bauwerke, selbst jenes des Kölner Domes wurden daraus errichtet u. s. w. Ueber alle Maassen steigerte sich im gegenwärtigen Jahrhundert die Benutzung des befragten Materials, so dass in Wahrheit kaum zu begreifen ist, wie der Berg das zu liefern vermochte, was man ihm entzog.

Wenden wir uns nun der Katastrophe zu, deren Schilderung Absicht der Noegerath'schen Schrift ist, und welche, wie berichtet wird, nicht die einzige und erste Erscheinung solcher Art am Unkeler Berg gewesen.

Das Gemeinsame für alle Bergschlüpfe liegt — wie dieses aus der Geschichte zahlreicher Ereignisse, mit dem Besprochenen mehr oder weniger übereinstimmend, zur Genüge bekannt ist — in dem Verhältnisse, dass irgend ein Lager von einem Schichten-Wechsel mit geneigtem Abfalle gegen eine nicht unterstützte Seite nach und nach erweicht und ein Abgleiten der über jenen erweichten Schichten befindlichen Gebirgsmasse statt hat. Das Unkeler Basalt-Gebilde ruht auf einem ihm zugehörigen Conglomerat und wird durch dieses Sohlen-Gestein vom tiefer auftretenden Thonschiefer geschieden. An der Grenze sind Conglomerat und Thonschiefer in so hohem Grade verwittert, dass beide zu einer Töpferthon-artigen Masse umgewandelt erscheinen. Die an und für sich weiche Thonschichte, welche sich unter dem Basalt-Conglomerat, mit nicht unbeträchtlicher Neigung über das Berg-Gehänge verbreitet, ist im Zeit-Verlauf, durch Einsickerung atmosphärischen Wassers, mehr und mehr erweicht und schlüpfrig geworden, die aufgelagerten Massen haben mit ihrer Schwere abwärts gezogen und so entstand die Rutschung. Zu den wichtigsten Phänomenen des Unkeler Bergschlüpfs gehören ohne Widerrede die dabei entstandenen Hebungen. Im Januar-Monat 1846 nämlich — dieses ergeben glaubwürdige Nachrichten — erhob sich, inmitten der Strecke, welche vor den Basalt-Brüchen liegt, das Banquett an der

Digitized by Google

Bergseite der Landstrasse an verschiedenen Stellen um einige Zolle und musste zu verschiedenen Malen abgetragen werden. Mit grössern und kleinern Unterbrechungen hielten die Hebungen an bis zum December. Früher schon hatte die Futtermauer an der Rheinseite Risse bekommen und musste durch eine neue ersetzt werden. Am 19. December sah man sich zur Abspriessung der letztern genöthigt, allein während des Geschäftes stieg die Landstrasse an der Bergseite an mehrern Stellen bis auf ein Drittheil ihrer Breite so sehr, dass ein Umwerfen der Fuhrwerke nach der Thalseite hin zu fürchten war. Die Erhebungen wurden zwar ohne Verzug abgetragen, allein nun entstand in der Mitte der Strasse eine Spalte nach deren Länge ziehend. Am 20. December, Morgens 3 Uhr, bemerkte die ausgestellte Wache ein schwaches Geräusch und um 5 Uhr nahmen Hebung und Zerreissung in dem Grade zu, dass ein Frachtwagen (die Pferde waren noch abgeschirrt), von dem an der Bergseite sich hebenden Steinbruch-Schutt überdeckt wurde. Die Bewegung nahm stets an Heftigkeit zu und war mit Getöse verbunden; der Boden in den Steinbrüchen erhob sich Mauer-artig, grosse Basalt- und Conglomerat-Massen traten hervor und änderten das ganze Strassen-Gebiet in der Weise, wie solches unser Verf. ausführlich beschreibt, eine Schilderung, in welcher wir ihm nicht folgen können, da sie Hinweisung auf Situations-Karten und Profile nöthig machen würde. Aus allem ergibt sich, dass selbst die Haupt-Katastrophe nicht plötzlich, sondern ununterbrochen und ruckweise stattgefunden hat. Unter vielen Bergschlüpfen früherer und späterer Zeiten kennt man mehrere, welche mit dem besprochenen das gemein haben, dass sie an Basalt-Bergen vorkommen und mit Boden-Erhebungen verbunden waren. Letztere Thatsachen dürften überhaupt nicht so ganz selten und eine nothwendige Folge der Schwere fester Gebirgs-Massen seyn, die mit ihrem Druck auf milde oder weiche Schichten wirken.

Alle die sich für die Geschichte der Veränderungen unserer Erd-Oberfläche interessiren, werden mit uns dem Bonner Geologen Dank wissen, dass er das Unkeler Ereigniss so umfassend und gründlich schilderte.

v. Leonhard.

C. Cornelii Taciti Opera. — Emendavit et commentariis instruxit Ludovicus Doederlein. — Tomus alter. — Halis, 1847. Sumptibus Orphanotrophei. — Auch unter dem Titel: Bibliotheca Scriptorum

Digitized by Google

Latinorum, curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consilio God. Bernhardy instituta. — Pars V. C. Cornelii Taciti Opera. Tomus II. Historias, Germaniam, Agricolam, Dialogum de Oratoribus continens. — LVIII. S. Prolegomena. P. I. Histor. 324 S. P. II. die übrigen Schriften (nebst 14 S. Index) 200 S.

Ref. hat im dritten Doppelhefte des Jahrgangs 1842 dieser Jahrbücher den ersten Band dieser Ausgabe angezeigt, und nach seinem Werthe zu würdigen gesucht. Er kann gleichen, ja wohl höhern Werth diesem Bande zuschreiben, da dieser Band die versprochenen Prolegomena enthält, deren erstes Capitel de C. Cornelii Taciti vita scriptisque handelt, auf 21 Seiten, das zweite, bis S. LVIII. de Taciti sermone. Dass diese Prolegomena schon dem ersten Bande hätten beigegeben werden können, wäre freilich für die Beurtheilung auch des ersten Bandes zu wünschen gewesen: doch liess sich auch aus der Praxis des Herausgebers ein ziemlich sicherer Schluss rückwärts auf seine Theorie oder Grundansicht machen. Das erste Capitel ist mit sichtbarer Absicht sich kurz zu fassen vom Verf. behandelt. Dass er über die Lebensumstände des Tacitus kurz ist, ist sehr natürlich, und bei den wenigen Nachrichten, die wir davon haben, hinreichend. Ausführlicher ist er über die einzelnen Werke, deren Charakter, Zweck, Quellen, Aechtheit und Verbreitung: wohl zu kurz ist, was er über seine Vorgänger, die Herausgeber und Commentatoren der sämmtlichen, wie der einzelnen Werke sagt. Wir verlangten nicht gerade eine Aufzählung alles Vorhandenen: aber es ist doch aus Liebe zur Kürze manches Bedeutende übergangen und manche angeführte Leistung aus blossem Streben nach Kürze nicht in ihr gebührendes Licht gesetzt. Vielleicht dachte er sich aber Leser seines Werks, denen dies genüge. Dass ihm aber Alles daran lag, sich kurz zu fassen, sieht man nicht bloss an der Kürze der Noten unter dem Texte, worüber er sich schon in der Vorrede zum ersten Theil erklärt hat, (s. unsere oben citirte Anzeige desselben) sondern auch aus dem Schlusse der Abhandlung de Taciti sermone, und zwar p. LVIII, wo er erklärt, es wäre noch manches zu sagen: de ingenio scriptoris et quid de rebus civilibus ac divinis persuasum habuerit, de doctrina ejusdem et fide et arte." Er habe jedoch Einiges angedeutet, Anderes, was sich nur weitläufig erörtern liesse, lieber gar übergangen, zumal da es bereits von ausgezeichneten Männern gründlich und ausführlich behandelt sey. Die Ausführlich-

Digitized by Google

keit seiner Abhandlung über die Sprache des Tacitus [neben welcher man übrigens mit Nutzen noch lesen wird, was W. Böttticher in den Prolegomenen in seinem Lexicon Taciteum p. XXXIX bis CII. und in mehreren Artikeln des Lexicons selbst (z. B. Ablativus, Accusativus, Adjectivum, Conjunctivus, Conlocatio Verborum, Dativus, Genitivus, Indicativus, Infinitivus, Participium, Pluralis, Pronomen, Singularis, Gerundium, Supinum, Tempora) gesagt hat:] diese Ausführlichkeit, sagt der Herausg. möge von den Lesern als Ergänzung seiner wenigen und kurzen Anmerkungen betrachtet werden, zugleich möge auch die Zusammenstellung seiner Ansichten über den Styl des Tacitus, und die Nebeneinanderstellung der Beispiele und Belege öfters denjenigen Veränderungen des Textes zur Rechtfertigung oder Begründung dienen, welche er entweder gemacht habe oder vorschlage. Dies ist denn auch geschehen, wenn schon das Uebereinstimmen mit den Grundansichten abweichende Ansichten über deren Anwendung auf einzelne Fälle von Seiten der Beurtheilenden nicht ausschliesst. Anstatt nun einen Theil des Commentars beurtheilend vorzunehmen, was sich in einer allgemeinen kritischen Zeitschrift doch immer nur auf einen kleinen Theil des Werkes beschränken müsste, gedenkt Ref. die Prolegomena näher zu betrachten, wobei sich dann, neben Heraushebung einiger Hauptgedanken, auch Veranlassung geben wird, über manche kritisch behandelte Stellen zu sprechen. Zum Voraus, und um nicht immer auch über das ihm ganz zusagende sprechen zu müssen, schickt er die Bemerkung voraus, dass ungeachtet gerade in neuerer und neuester Zeit Tacitus durch die Bemühungen geistreicher und sorgfältiger deutscher Philologen sehr viel gewonnen hat, denn doch dem gegenwärtigen Herausgeber, der sich auf verschiedenen Gebieten des philologischen Wissens schon so reiche Lorbeern gepflückt hat, noch eine recht ergiebige Nachlese für Kritik und Sprache- und Sach-Erklärung geblieben ist, die er zu entdecken und zu behandeln verstand.

Es hat in neuester Zeit ein wahrscheinlich junger preussischer Schulmann, Jul. Held, in einem Schulprogramm aus Schweidnitz vom J. 1846 den Agricola, der von Walch so hoch gestellt worden, tief herabgesetzt und als des Tacitus unwürdig erklärt. Mit siegenden Gegengründen hat bereits Prof. Halm in den Hdlbgr. Jahrb. (1846 4s Doppelheft) die Gründe gegen die Aechtheit in ihrer Nichtigkeit dargestellt, und Hr Prf. D. stimmt ihm p. VI. f. mit Recht gegen Jenen bei. Gleicher Weise müssen wir ihm Recht geben, dass er unter den verschiedenen Ansichten über den Zweck der Germania S. X. die von C. Hoffmeister (die Weltanschauung des Tacitus. Essen 1831. 8.

Digitized by Google

S. 202 ff.) als die einfachste und zugleich geistreichste vorzieht. S. XI. steht durch einen Druckfehler Pomponius, Mela, als ob es zween Schriftsteller wären. — Von dem Dialog de Oratoribus spricht der Verf. von S. XVII. an. Er bemerkt, es haben Manche ihn einem andern Verfasser zugeschrieben, nennt jedoch nur Eichstädt unter diesen, unter den Vertheidigern nur Ad. Lange und Eckstein. Der Verf. ist für die Aechtheit. Dass die Schreibart von der in den historischen Werken abweiche, findet er sehr natürlich, da schon der Inhalt eine andere Darstellung und Behandlung erfordere; es trete aber doch der Grundcharakter des Tacitus deutlich hervor, namentlich die σεμνότης, nur gemässigt durch die dialogische Form. Bestätigt werde die Aechtheit aber auch durch eine ganz entschiedene Anspielung des Plinius Epp. IX. 10. auf Dial. 11. Hier heisse es nemlich: Adiice, quod poëtis — relinquenda-jucunditas urbis, — utque ipsi dicunt, in nemora et lucos, id est in solitudinem, recedendum est. Bei Plinius aber, in einem Briefe an den Tacitus: Itaque poëmata quiescunt, qua tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas. Diese Stelle hat Lange zuerst für die Aechtheit des Dialogs angeführt. Auch Ruperti stimmt ihm mit Recht bei, und nennt die Urtheile der Bestreiter unbillig, ja ungerecht. Mit wenigen Worten berührt unser Verf. auch noch die Ausgaben von Ritter, Bach, Dübner und Orelli, doch ohne ein Urtheil über sie zu fällen, auch einige ältere, z. B. Lipsius, Pichena, Gronov, Rycke, Ernesti, Wolf, Oberlin, Bekker, Brotier, Walther-Eckstein, mit kurzen Urtheilen. Im Ganzen aber muss, da Vollständigkeit in literarhistorischer Hinsicht nicht in Hrn. Ds. Zwecke lag, wer die Literatur über Tacitus genau kennen lernen will, nach andern Hülfsmitteln greifen, vorzüglich nach Hrn. Ruperti's Ausgabe (Hannover, 1832—1839. IV. Voll. 8., bei Hahn). Besonders wichtig aber und gehaltreich ist das zweite Capitel der Prolegomenen, de Taciti sermone, von S. XXII. an. Der Gedankengang ist ungefähr folgender: Des Tacitus eigenthümliche Sprache ist nicht sowohl seine Erfindung, sie ergab sich vielmehr von selbst aus der Eigenthümlichkeit, mit der er seine Aufgabe auffasste. Seine grösste Stärke hat er in der Schilderung der Charaktere von ihrer moralischen Seite betrachtet. Da ist er überall lebhaft und über Schlechtes entrüstet, doch lässt ihn seine Raschheit nie die ernste und würdige Haltung verlieren. Seine Kürze ist zwar in Aller Munde, ihr Wesen aber wird häufig misverstanden. (Gelegentlich bemerkt der Verf., seine Abhandlung verdanke viel theils der Einleitung Böttichers zu seinem Lexicon Taciteum, theils Roths Excursen zu seiner Ausgabe des Agricola.)

Digitized by Google

Man meinte die Kürze des Tacitus liege in den einzelnen Ausdrücken und Sätzen und deren orakelmässiger Gedrängtheit. Dies ist allerdings der Charakter der Germania des Tacitus, die Joh. Müller, der Schweizer-Geschichtschreiber, nachahmte, und worin er mit Tacitus in seiner Schreibart zu wetteifern glaubte. Dieses concise Wesen passte allerdings wohl für jenes Büchlein. Aber in seinen sonstigen Werken bildet er seine Perioden nicht weniger kunstreich, als Cicero, Livius und ihresgleichen. Gedrängt und abrupt ist die Einleitung in die Annalen, aber das Werk selbst stimmt einen ganz andern Ton an. Bei Dingen von Wichtigkeit, die Entwicklung fordern, fehlt diese nie, doch auch dabei ist Kürze sein Gesetz, weil dies die Würde und der Ernst des Römers von antikem Schlage fordert, wovon Cicero durch Nachbildung und Annahme der griechischen Milde abwich. (Bei dieser Auseinandersetzung braucht Hr. D. S. XXV. ungenirt das in dem Panegyricus in Pisonem, der öfters mit dem Lucanus herausgegeben ist, einzeln stehende Wort tetricitas, ohne Zweifel absichtlich.) Indessen hat Tacitus nicht bloss die natürliche Kürze eines antiken Römers, sondern auch eine künstliche, ja oft absichtlich gesuchte, deren Quelle aber in der Erhabenheit seines Geistes und Gemüthes lag. Dazu kam die bei den Rhetoren und Grammatikern seiner Zeit herrschende Gewohnheit, weniger dem ersten freien Ergusse, als der Feile und der Ueberarbeitung, zu trauen, wodurch das Natürliche, und gleichsam Naïve verwischt wurde. An diese Bemerkungen knüpfen sich dann manche sich sehr empfehlende Textesverbesserungen, besonders aber specielle Beobachtungen über den Gebrauch von kürzern Formen, statt der längern, z. B., ut für tanquam, qua für quatenus, super für insuper u. dgl.; Substantiva auf -tus statt auf -tio, z. B. aemulatus für aemulatio; Primitive statt der Derivate, z. B. Fabula für confabulatio; passivischer Gebrauch des Deponens, z. B. von ulcisci, fateri; besonders häufig einfache Formen statt der gebräuchlichern zusammengesetzten, z. B. cernere für decernere Ann. XV,14, woran wir die Bemerkung knüpfen, dass dieser Sprachgebrauch mit dem des Ennius harmonirt, der Annal. VI. 28 (bei Cic. de Off. I, 12.) Ferro — cernamus utrique, gesagt hat und dass überhaupt bei Tacitus, wie bei manchen Schriftstellern des sogenannten silbernen Zeitalters, das damals herrschend gewordene Hereinziehen der Dichtersprache des augusteischen und voraugusteischen Lateins in die Prosa solche Ausdrucksweise veranlasst hat*). Uebrigens sagt Tacitus doch prosaischer quo de Armenia cernerent, als Ennius,

*) Eine Bemerkung, die der Verf. in Beziehung auf Tacitus S. XLVII. gleichfalls macht.

Digitized by Google

bei dem es heisst: vitam cernamus. — Wir können indessen nicht überall zustimmen. Wenn der Verf. z. B. Ann. III. 1, wo der Cod. Flor. gibt Brundisium, quod naviganti — fidissimum adpulsum erat, Beroaldus appulsui und die andern Herausg. appulsu aufgenommen haben, ad pulsum gelesen haben will, und hinzusetzt; „restitui contra editorum desperationem"; so müssen wir hier für diese und noch andere zu besprechende Stellen die Bemerkung niederlegen, dass die Einräumung von Eigenthümlichkeiten bei dem Tacitus nicht so weit gehen darf, dass am Ende seine Sprache nicht mehr lateinisch ist. Diess aber ist der Fall, wenn uns zugemuthet wird, zu glauben ad pulsum soll „zum Landen" heissen, da doch die aus der Palaëographie leicht zu erklärende Lesart uns auf das verständliche und natürliche ADPULSUM, d. h. ad adpulsum führt. So können wir nicht Ann. V. 10. für quippe lapsum custodiae stimmen, wenn schon der Cod. so hat, da doch QUIPPELAPSUM, d.i. quippe elapsum so nahe liegt. Und wenn Hr. Pr. D. sagt: ut XI, 31. Curt. III. 13, 4; so bemerken wir, dass diese Stellen verschieden sind. Bei Curtius heisst es, e manibus custodientium lapsus, und Ann. XI, 31. steht forte lapsa vox, wo auch das e durch den letzten Buchstaben von forte verschlungen seyn kann, wie oben durch quippe, und will man lapsa behalten (wogegen wir Nichts haben); so ist doch eine vox forte lapsa noch verständlich: aber unerträglich wäre z. B. vox forte ori lapsa, wie oben custodiae lapsum. Der Umstand, dass auch Freund im Wörterbuche alle diese drei Stellen zusammen stellt und unter eine Rubrik bringt, so verschieden sie sind, vermag uns nicht, unsere Ueberzeugung (oder, wenn man will, Ansicht, Meinung) zu ändern. — S. XXVIII. sagt der Herausg. selbst: „Alia quaedam ne ipse quidem ausus sum e MSS. revocare, non quo de errore librariorum certus essem, sed veritus ne obscurarctur nimio plus sententia." Gut dass er diese Stellen nicht änderte, denn wo einmal die Verständlichkeit selbst für den Kenner der Sprache aufhört, da hört auch die Befugniss des Schriftstellers auf, er müsste sich denn das σκότισον zum Gesetz gemacht haben, wo ihm dann aber mit Recht entgegen gehalten werden dürfte: qui non vult intelligi, non debet legi. Und doch hat er fast Lust Hist. III, 52. ut ex ventu rerum adversa abnueret, für ex eventu, zu lesen, weil — Ann. XV, 52. steht: postquam Neroni amor eorum venisset (seitdem den Nero die Neigung dazu angekommen sey,) als ob diese Stelle Etwas für jene beweisen könnte! Und wie sollte nicht geradezu zu verwerfen, d. h. entschieden als nicht von Tacitus geschrieben zu erklären seyn, wenn das beste Ms. Dial. 2. quae in Vatinium scri-

Digitized by Google

buntur (betitelt sind) hat, für inscribuntur, da das in des vorhergehenden Wortes das Wegfallen der Sylbe in leicht erklärt. — Richtig wird nun S. XXIX. bemerkt, dass Tacitus kein Freund von Präpositionen sey, „sola casus potentia contentus.“ Aber wenn der Verf. hinzusetzt; „etiam cum periculo ambiguitatis,“ und sodann empfiehlt, An. XII. 38. zu lesen: Ni cito vicis et castellis proximis subventum foret, für e vicis; so müssen wir dagegen protestiren; denn nun sind die Worte nicht mehr blos undeutlich oder zweideutig, sondern sagen, wie der Zusammenhang gibt, geradezu etwas ganz Anderes, als was Tacitus erzählen will. Eben so (S. XXX.) können wir Hist. II. 33. nicht mit dem Flor. lesen imperia ducum incerto (für in incerto). Es ist rein unverständlich. Das vorangehende m hat sicher das in absorbirt: derselbe Fall ist Agr. 27. (S. XXXI. der Abhandlung) bei penetrandum Caledoniam; wir ziehen vor: penetrandum in Caledoniam (ins Herz von Caledonien müsse man eindringen): doch verwerfen wir auch das von Hofman-Peerlkamp, Walch und Roth aufgenommene penetrandam Caledoniam nicht. Und warum soll denn Tacitus Hist. II, 36. abermals ganz unverständlich, d. h. unlateinisch, geschrieben haben: Macer exitium poscebatur statt ad exitium wie die Ausgg. haben? Wirklich fühlt der Verf. selbst so Etwas, wenn er S. XXX. sagt: „Vereor ut multis de hac Taciti licentia persuadeam.“ Ref. seinerseits ist von der Richtigkeit und Wahrheit der Bemerkungen des Verf. in den meisten Fällen überzeugt, so z. B. betrachtet er die S. XXXII. unten und S. XXXIII. oben besprochenen Stellen ganz wie Hr. Pr. D., bemerkt übrigens, dass Agr. 21. wie so manche andere Stellen, die er ohne weitere Bemerkung bespricht, auch schon von Andern in gleichem Sinn besprochen worden. Ebendaselbst will es uns bei An. XII. 20: Hinc dolor injuriarum et libido vindictae adigebat sehr zweifelhaft bedünken, ob aus Hist. I. 55. 76. sacramento adigere zu beweisen ist, dass vindictae adigebat so viel sey, als ad vindictam adigebat: denn dass sacramento nicht der Dativ ist, sieht man bei Livius, der, neben jenem, auch 35,18, jure jurando adegit sagt. Sodann dürfte wohl dolor injuriarum und libido vindictae einander parallel stehen. Dass aber libido mit dem Genitiv des Gegenstandes derselben gesagt werden kann, dafür brauchen wir nicht erst Beispiele, wie ulciscendi libido bei Cicero Tusc. 3,5,11; citharae tragicique cantus libido bei Plin. H. N. 30, 2, 5. und Aehnliches anzuführen. Und dass adigere absolut stehen könne, wie agere, glauben wir wohl mit Walther annehmen zu dürfen, wenn es auch nicht so nahe läge, eben aus libido vindictae zu adegit zu

Digitized by Google

ergänzen ad vindictam, ad ulciscendum, ganz in des Tacitus Sinn und Manier. [Bald darauf ist falsch publicum sibi odium aus Ann. VI. 31. (statt 30.) citirt.] In der weiteren Untersuchung wird bemerkt, dass Tacitus mit den Conjunctionen sparsam sey, und das Asyndeton liebe, namentlich, was die Franzosen style coupé nennen. Die Auslassung des et und sed habe aber besonders bei T. etwas Eigenthümliches. Da führt er denn Ann. XI., 8. (nicht 9.) an, wo durch die Auslassung von sed (aber auch eines voraus zu ergänzenden non modo) der Sinn verdunkelt wurde, den Hr. D. durch gute InterPunktionen herstellt, jedoch durch einen Schreibfehler wieder entstellt hat. Es heisst dort in den Ausgaben: In quos, ut patris sui quo defectoresque, ira magis accensus. Da schreibt er nun: In quos ut patris, sui quoque defectores ira magis — accensus — oder vielmehr, so will er ohne Zweifel schreiben; schreibt aber sui quoque interfectores. In der Ausgabe der Annalen selbst, die Ref. nicht zur Hand hat, wird er wohl defectores gegeben haben. Das Komma nach patris ist aber um so zweckmässiger, da, wenn es wegbleibt, die Worte patris sui quoque umgestellt werden müssten: patris quoque sui. — Wenn er nun aber, nur damit der Cod. Flor. Recht behalte, uns in folgender Stelle annehmen heisst, es sey absichtlich ut ausgelassen, so lässt er wieder den Tacitus, der Breviloquenz zu Liebe, der Sprache Gewalt anthun und ganz unverständlich, also gewiss unlateinisch, reden: Multa Antonio tunc interfectores patris ulciscerentur .... concessisse. So hat nun allerdings der Cod., aber die Herausgeber, die keinen Sinn herausbrachten, verwandelten das tunc in ut (so Aldus) oder dum, wie Muretus und Pichena. Hr. Prof. D. heisst uns tunc behalten, das sehr entbehrlich ist, und eine Conjunction, die nicht fehlen darf, suppliren. Ref. hält dafür, dass in dem tunc die Conjunction cum verborgen liege. Wie ähnlich sich aber cum, tum und tunc in den alten Handschriften sind, ist jedem Kenner der Paläographie bekannt. Man vergleiche nur Baring. Clav. Diplomat. (Comp. scrib. med. aevi, Tabb. 3. und 14.) Gleicherweise ist es nicht nicht zu ertragen in der Stelle Ann. IV. 14. (eo virium venisse, auctoritate patrum coërcendum sit), dass ut vor auctoritate wegfalle, weil der Cod. Flor. es nicht hat. Wir glauben nicht, dass sich Tacitus für diese ihm aufgedrungene Eleganz eines Abschreibers, der zufällig ein Paar Buchstaben oder eine ihm unleserliche Abbreviatur übersah, sehr bedanken würde. Ebenso wenig vermögen wir uns mit der Lesart Ann. XII. 1. zu befreunden, die uns der Verf. empfiehlt: Nec minore ambitu feminae exarserant, suam quaeque nobilitatem, formam, opes con-

Digitized by Google

tenderet, ac dignam tanto matrimonio ostentaret. So hat freilich der Cod. Flor. Aber das Punktum nach exarserant, und die historischen Infinitive contendere und ostentare sind doch die natürlichste und dem Tacitus angemessenste Ausdrucksweise, wie die Ausgg. schon längst geben. Auch geben die am Ende der Wörter in den Handschriften häufig angebrachten Abkürzungen oder besondern Buchstaben-Formen Veranlassung genug, falsch zu lesen. Uebrigens können auch die beiden letzten Buchstaben von exarserant leicht ein folgendes ut absorbirt haben. Wie dem auch sey, die Lesart des Cod. Flor. erlaubt auch der grillenhafteste Styl eines nach Seltsamkeiten haschenden Schriftstellers nicht, und eine Empfehlung von contenderet und ostentaret durch Annahme eines griechischen Optativs, um anzudeuten, jede Frau hätte gern, wollte gern u.s.w., wie Walther meinte, und das ganz unpassende Citat, das er aus Cicero (Phil. V, 7.) beifügt: At ille — qui hanc consuetudinem libere dicendi excluderet, inimicitias mihi denuntiavit — eine solche Empfehlung müsste sich doch Jedermann verbitten. — Das Auslassen des Hülfsverbums und mancher andern Zeitwörter, welche Auslassungen S. XXXVI. und XXXVII. zur Sprache kommen, hat auch seine Gränzen, und der Verf. sagt selbst: „Sed sunt tamen hujus libertatis certi denique fines“; nur dehnt er diese Gränzen weiter aus, als Tacitus selbst, nach unser Ueberzeugung, gethan haben mag. Wenn der Verf. nemlich Agr. 9.: Nullam ultra potestatis personam lesen (aus dem Cod. Flor.) und dazu agebat suppliren heisst, so bemerken wir zuerst, dass, statt agebat, wegen des Abstractums potestatis, das keine solche Personification, wie bei Cic. Mur. 3. gravitatis severitatisque persona, zulässt, induebat nicht nur gedacht werden, sondern auch stehen müsste, wie Quintil. Inst. Or. VI, 2, 36: quorum induere personas quid attinet, nisi affectus assumimus? XII, 8. 15: personam induat judicis fingatque apud se agi causam, und dass die für Auslassung von agebat bereits von Hrn. Prof. D. in der Uebersetzung des Agricola (1817) citirten Stellen das nicht beweisen, hat schon Dronke bemerkt. Zweitens ist die Schreibung nulla ultra potestatis persona (sc. erat, i. q. apparebat) ganz im Geiste des Tacitus, und das m wohl nur durch einen dem a vom Schreiber angehängten Schweif entstanden. Drittens ist unmittelbar vorher im Vordersatze, ubi officio satisfactum gleichfalls erat zu ergänzen. Etwas Anderes ist c. 19 (nicht 10, wie S. XXXVII. steht) nihil per libertos servosque publicae rei, wo wir mit Walther, der mehrere Beispiele anführt, das agere für unentbehrlich halten, so sehr auch Dronke

Digitized by Google

dagegen eifert, vermuthlich, weil Ernesti, dem so Etwas zuweilen widerfuhr, gesagt hatte: illius certe ellipseos exempla requiro. Dagegen muss sich Ref. zu Ann. XIV, 57. (wo die Flor. Handschr. Nec ultra mores hat, wo Tac. die Erzählung forssetzt nach Einflechtung einer Rede von neun Zeilen in der Oratio obliqua) diese drei Worte als selbstständigen Satz anzuerkennen weigern, wobei tulit zu ergänzen sey, ungeachtet der Verf. dazu sagt: „jure meo revocavi.“ Ausser der Bemerkung, dass häufig die Buchstaben am Wortschlusse durch Anhängsel oder Schnörkel entstellt sind, glauben wir schon darum Nec ultra mora (sc. fuit) lesen zu müssen, weil wir bemerkt haben, dass Tacitus gerne die Dichtersprache nachahmt und nachbildet*). Wie häufig ist aber in der epischen Erzählung die Formel Nec mora. Man vergleiche nur Virg. Aen. V., 140, 749; VI., 177; XI., 713. auch III., 207; X., 153. Ovid. Metam. I., 717; IV., 344 und 431, vgl. I., 369. und 671; III. 46.

Sehr passend sind die Beispiele der Aposiopese, die S. XXXVII. sq ausgehoben sind, und zweckmässig die Unterscheidung der Breviloquenz (Brachylogie) von der Ellipse: deren jene dann wieder in drei Arten zerfällt. Die Erklärungen oder Berichtigungen der hiebei aufgeführten Beispiele sind auch hier meistens einleuchtend. Wenn er jedoch (S. XXXIX.) bei Hist. II., 21. (Vitelliani pluteos cratesque et vineas suffodiendis muris protegendisque oppugnatoribus, Othoniani sudes et immensas lapidum — moles perfringendis obruendisque hostibus expediunt) bei perfringendis aus dem Obigen ergänzt wissen will: pluteis [falsch gedruckt plateis] et vineis (nemlich Vitellianorum); so heisst das dem Leser auf Rechnung der Brachylogie des Tac. zuviel zugemuthet. Besser ist gewiss der nachherige Gedanke, es dürfte wohl der Concinnität wegen nach perfringendis einzuschieben seyn operibus, wie zwei Handschr. und die Ausgg. von Frc. Puteol. an bis Gronov haben. — Gleich nachher kommt noch unter der ersten Gattung der Brachylogie die vielbesprochene Stelle Agr. X.: Dispecta est et Thule, quam hactenus nix et hiems appetebat: eine wahre crux interpretum, von B. Rhenanus bis auf unsere Tage. In der Abhandlung, die wir uns zu besprechen ausgewählt haben, macht

*) Der Verf. sagt selbst S. LVI. „Tacitus saepe alios, poëtas maxime, non tam imitatus est, quam ita respexit, ut locum aliquem vel sensus vel locutionis proprietate illustrem cum jucunda legentium recordatione iteraverit suisque scriptis intexuerit. In qua re illud quidem saepe ambiguum est, consultone an insciens id fecerit. Nemo antem poëtarum notior et celebratior fuit illo seculo, quam Virgilius.“

Digitized by Google

der Verf. die Sache kurz ab, und heisst uns nemlich ergänzen invenit domuitque. Und woher? Weil unmittelbar vorausgeht: Hanc oram novissimi maris tunc primum Romana classis circumvecta insulam esse Britanniam affirmavit, ac simul incognitas adhuc insulas, quas Orcadas vocant, invenit domuitque. Nun folgt ein Punkt, es beginnt eine neue Periode mit dispecta est et Thule, quam hactenus — und nun verstummt der Schriftsteller. In der Pause soll der Leser, bis der Schriftsteller wieder zu Athem kommt, den angefangenen Relativsatz mit dem ja schon gesagten invenit domuitque ergänzen, was nach dem neuen Satze „Dispecta est et Thule", also dem Anfang einer neuen Notiz und eines neuen Gedankenganges, eine starke Zumuthung ist: woran sich dann, so abrupt als möglich, nix et hiems appetebat, wie mit einem stotternden Stoss und Anlauf, schliesst. In der Note zu dieser Stelle setzt der Verf. freilich seine Ansicht genauer, aber für uns nicht befriedigender auseinander. Er erklärt ganz hübsch*), aber leider so, dass man sagen muss: wenn Tac. das wollte, warum schrieb er nicht so, sondern Etwas, das gar nicht zu verstehen ist? Und wenn Hr. D. sagt: Tacitus hätte nach invenit domuitque einfach fortfahren können: etiam Thulen hactenus, ut dispicerent; so fragen wir wieder: Also, warum nicht so? Hr. D. anwortet zwar, noluit tam memorabilis rei mentionem, qualis est inclitae insulae inventio, in relativa sententia delitescere. Wir aber antworten: Weil er gar nicht das sagen wolte, was die Paraphrase sagt. Auch Hr. Prof. Bernhardy, der diese Sammlung veranlasste, findet es zweckmässiger, durch Umstellung zu helfen: Dispecta est hactenus et Thule, quam nix et hiems appetebat, wie hactenus bei Cic. de N. D. I., 10, 24 stehe: nunc autem hactenus admirabor eorum tarditatem (bei dieser Gelegenheit, auf diesem einen Punkte). Doch am meisten (um endlich diese Stelle einmal zu verlassen) möchten wir uns zu der Lesart des Cod. B. bei Dronke hinneigen, die auch Hr. Dr. Bezzenberger in Dresden empfiehlt (in der Bewillkommnungsschrift des Blochmannschen Gymnasiums in Dresden an die im J. 1844 dort versammelten Philologen und Schulmänner, p. 44.): Dispecta est et Thule, quam hactenus jussum, et hiems appetebat, wo er dann erklärt: quam nihil nisi dispicere jussum erat. — S. XL. zu Dial. de Or. 8.: Eprium et Vibium...

*) Sensus est: „praeter Orcadas quas invenerant et domuerant, etiam Thule distincte et clare conspecta est; quam tamen hactenus invenit domuitque classis illa, ut dispexisse et posteris monstravisse ad domandum satis haberet; advehi enim ipsi et appellere non poterant, quia nix et hiems prope instabat.

Digitized by Google

non minus esse in extremis partibus terrarum, quam Capuae aut Vercellis, ubi nati dicuntur. Hier soll die Brachylogie darin bestehen, dass man zu esse, welches der Cod. Flor. hat, aus dem folgenden nati ergänze natos. Wäre nati vorausgegangen, so wäre es ein wenig natürlicher: so aber ist es nicht nur äusserst gezwungen, sondern wir müssen es überhaupt für einen unpassenden Gedanken erklären, zu sagen, sie seyen überall geboren, überall her. Denn dass natos heissen könne, „gleichsam zu Hause seyn, eingebürgert seyn", können wir nicht zugeben. Wohl aber kann man eher dem esse diesen oder sonst einen prägnanten Sinn (wie florere) zuschreiben. Für seine Meinung aber wird Hr. Prof. D. doch schwerlich das Beispiel aus Cic. de Leg. II. 2, 5. anführen, wo Atticus, mit Beziehung auf den Marcus und Quintus, Jenen fragt: numquid duas habetis patrias? Am besten wäre es freilich, wenn die von den Zweibrückern aufgenommene Lesart (von der sie sagen „invenit Schurzfleisch") die Lesart einer guten Handschrift wäre, was aus dem invenit nicht mit Sicherheit hervorgeht. Dass notos esse, nosci, innotuisse, esse notos blosse Vermuthungen sind, macht eben keine dieser Lesarten der Aufnahme würdig. — S. XLI. spricht der Verf. vom Zeugma, S. XLII. von der Prägnanz und führt von beiden Beispiele an. Da erscheinen uns dann freilich wieder Seltsamkeiten, welche Ref. wahrlich nicht nur deshalb hart findet, weil er etwa durch vieljährige Beschäftigung mit der Herausgabe Ciceronischer Werke verwöhnt, überall dessen Klarheit haben möchte, sondern weil er überzeugt ist, dass keine Prägnanz ohne Hervortreten des Sinnes aus den Worten, bloss durch Hineinlegen des Sinnes von Seiten des Lesers, bei guten Schriftstellern, und mögen sie die Kürze auch noch so sehr lieben, angenommen werden darf. So finden wir Hist. IV., 86: Modestiae imagine in altitudinem conditus, obgleich kurz vorher vom Domitianus gesagt wird: modica quoque et usurpata antea munia imperii omittebat, es doch gar unmotivirt, silentii zu in altitudinem zu ergänzen, freilich eben so wenig das Supplement von Ryckius: altissime in pectus abdens (schöne Umwandlung von conditus!) pravas suas cupiditates, oder die Umschreibung der Bipontiner: in altitudinem animi — se condens simulando etc. oder Walthers Erklärung: in altitudinem conditus sey soviel als penitus conditus. Auch wollen wir nicht gerade mit Ernesti emendiren: in solitudinem conditus, oder mit Barth in altitudinem conditus studiorum et literarum (statt studiumque literarum). Am ehesten würden wir noch die letztern Worte verändert wünschen in altitudinem conditus studii atque lite-

Digitized by Google

rarum, denn auch Ruperti's Erklärung: in altum secretum conditus ist zu gewaltsam, da altitudo das nicht bedeuten kann. Uebrigens dachten wir auch schon einmal, ob nicht in dem Wort altitudinem etwa ein ursprüngliches altam solitudinem stecke, wie bei Seneca und Quintilian altum silentium vorkommt. — S. XLVI. lin. 5. ist falsch citirt Hist. IV., 54. statt 55. —

Doch es ist Zeit einzulenken, um nicht die Gränzen, die wir uns stecken mussten, zu überschreiten; so gerne wir auch noch eine Reihe von Capiteln durchgangen hätten, um nicht den Eindruck zu veranlassen, als hätten wir das viele Treffliche und Eigenthümliche des Buchs verschwiegen oder in Schatten gestellt. Wir berufen uns übrigens auf unser anerkennendes Urtheil über den ersten Theil des Döderlein'schen Tacitus, das wir oben anführten, und über den wir mit Recht diesen zweiten an Gehalt noch stellen zu dürfen glauben, wenn den Herausgeber schon, nach unserer subjectiven Ansicht, sein Scharfsinn zuweilen zu weit geführt hat, und er unter die von ihm aufgestellten Grundsätze, Gesichtspunkte und Regeln Manches hineinzog, was sich nach unserer Ueberzeugung nur mit höchstem Zwange in diesen Rahmen spannen lässt. Das Aeussere des Buches ist würdig.

Ulm, 1847.

G. H. Moser.

---

1. *Ueber das Studium der Griechischen und Römischen Alterthümer. Vorgetragen am 87. Jahrestag der königl. Akademie der Wissenschaften von Ernst von Lasaulx, Mitglied der Akademie. München, 1846. 14 S. in 4.*

2. *Ueber den Entwicklungsgang des Griechischen und Römischen und den gegenwärtigen Zustand des Deutschen Lebens. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Vorgetragen am 25. August 1847 in der öffentl. Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften von Ernst von Lasaulx. München, 1847. 28 S. in 4.*

3. *Ueber die Bücher des Königs Numa. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie von Ernst von Lasaulx. In den Abhandll. d. akad. d. Wissenschaften S. 81—130, in 4.*

Wir stellen hier, wie wir dies in einem ähnlichen Falle auch bereits früher in diesen Blättern gethan haben, verschiedene Abhand-

Digitized by Google

lungen desselben Verf. zusammen, da in ihnen allen eine gleiche Behandlungsweise und eine tiefere Auffassung des Alterthums sich kund gibt und diese überdem getragen ist von einer Nichts, was auf den Gegenstand Bezug hat, ausser Acht lassenden Gelehrsamkeit, die hier nicht als ein todtes Aggregat von zusammengetragenen Notizen, sondern als der reichhaltige Stoff erscheint, der geistreich und gewandt zu einem Ganzen verarbeitet ist, dem er als sichere Unterlage dient, während die Klarheit der Darstellung einen guten Ueberblick gewährt und die Ergebnisse der gediegenen Forschung leicht zusammenfassen lässt, auch in der ganzen Art und Weise, in welcher hier oftmals ältere Zustände mit ähnlichen der neueren Zeit in Verbindung gebracht werden, jene besser erkennen und richtiger würdigen lehrt. Eben dieses aber ist Etwas nicht blos im Allgemeinen wünschenswerthes, sondern sogar nothwendiges in unserer dem Alterthum, das man nicht kennt, oft abgewendeten Zeit, auf welche eine solche Behandlungsweise noch eher einen Eindruck zu machen im Stande ist.

Wenden wir uns nun zur ersten Abhandlung, so möchte es in der That schwer seyn, die geistreiche Darstellung in einen Auszug zu bringen oder vielmehr darin zu verkümmern, wohl aber wird man verlangen, doch wenigstens über die leitenden Ideen des Verf. und den Gang, den er überhaupt in der Behandlung seines Gegenstandes nimmt, einige Kenntniss zu gewinnen. Der Verf. indem er auf das untergegangene Leben der Völker des Alterthums einen Blick wirft, sucht aus dieser Vergangenheit das hervorzuheben, was wahrhaft Grosses und ächt Menschliches darin liegt, was eben darum, als That des Geistes, auch heute noch lebt und wirkt in unvergänglicher Frische! Es zeigt zuvörderst, wie es in der bildenden Kunst fortgelebt bis auf die grossen Schöpfer der neueren Kunst, und auch in ihnen fortgewirkt: er zeigt, wie sich dies ebenso im praktischen Leben, in Kirche wie im Staat verfolgen lässt. War doch, nach dem schönen Ausspruch des Aristoteles, der Staat den Alten eine Vereinigung freier Menschen: Freiheit und Recht, nicht Furcht und Gnade sollten darin walten, und wo Eines Einzigen Willkühr herrscht, da war ihnen kein Staat mehr.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lasaulx: Akademische Schriften.

(Fortsetzung.)

Zu welchen Vergleichungen mit der Gegenwart und deren Anschauungen eine solche Ansicht führt, wollen wir hier nicht weiter erörtern, die mannichfachen Parallelen, die sich hier bieten, die Betrachtung der grossen politischen Fragen, die das Alterthum bewegten, wie sie nicht minder unsere Zeit bewegen, die sich an ihrer Lösung im verschiedendsten Geiste bisher versucht, ebenfalls übergehen, wohl aber mit dem Verf. daran erinnern, wie wir, ungeachtet wir in diesen Dingen eine zweitausendjährige Erfahrung vor den Alten voraus haben, doch darum immer noch gar Manches darin von den Alten lernen können, im Regieren, wie im Gehorchen, auch insbesondere in der Gesetzgebung, worin, setzt der Verf. hinzu, Frankreich ausgenommen, kaum ein heutiger Staat die prudentia civilis der Römer erreicht hat. Und dies, setzen wir in Bezug auf Deutschland hinzu, trotz allem dem Alles verschlingenden Studium des Römischen Rechts, wie wohl dieses Studium freilich oft weniger auf Geist und Wesen des Rechts gerichtet ist, als auf die Spitzfindigkeiten und Controversen einer entarteten Zeit, die wohl geeignet sind, durch die Masse und den Wust der einzelnen Bestimmungen zu erdrücken und um alle Anschauung des Rechts und allgemeiner Rechts-Grundsätze zu bringen. Wollte man nun einwenden, dass die Verfassungen der beiden, in ihrer geistigen Entwickelung am meisten vorgeschrittenen Staaten des Alterthums, Athen's und Roms, nur Städteverfassungen waren, also auf eine verhältnissmässig geringe Menschenzahl und auf bestimmte lokale Verhältnisse berechnet, so erwiedern wir darauf mit dem Verf.: „aber es war in jenen Staaten viel staatsbürgerliches Leben und ächt politischer Verstand.“ In dieser Hinsicht hebt der Verf. mit Recht die Verfassung des Servius Tullius hervor, „des Begründers aller bürgerlichen Rechtsordnung in Rom,“ nach der schönen vom Verf. in der Note angeführten Stelle des Livius I., 42 und des Cicero pro Sest., 58. Sie erscheint dem Verf. als „der erste gelungene Versuch, Fürstenmacht und Bürgerfreiheit zum Gedeihen beider zu vereinigen, sie ist die erste verfassungsmässige Monarchie, worin die Elemente jeder guten

Digitized by Google

Staatsverfassung, des Königs, des Adels und des Volkes Macht, jede rechtlich begränzt, glücklich gemischt waren.“ Und was will denn unsere Zeit Andres, wenn sie jetzt allerwärts auf eine constitutionelle Monarchie u. dgl. drängt? Was wollte Cicero in seinem Buche über die beste Verfassung eines Staates Andres, als eine constitutionelle Monarchie? Und wie schön hat er diesen Gedanken im ersten, uns glücklicherweise noch zugänglichen Buche seines Werkes durchgeführt! Hier also sollten wir, dem gleichen Ziele zustrebend, nichts von den Alten lernen können, deren gesunder Verstand und natürliche Anschauungsweise nicht durch so viele Hemmnisse getrübt war, die uns, bei gänzlich veränderter Lebensweise und Sitten, unwillkührlich entgegen treten! Hier liegt ein wahrer Schatz im Alterthum verborgen, der wahrhaftig noch lange nicht ausgebeutet ist, und schwerlich je ausgebeutet werden kann. Aber nicht blos darin, auch in manchen andern Dingen können wir Manches von der Staatsweisheit der Alten lernen, um so mehr, als es meist Gegenstände sind, die auch jetzt, bei so manchen dem Gemeinwesen und der Erhaltung des Bestehenden drohenden Gefahren, die Aufmerksamkeit der Staatsmänner ganz besonders in Anspruch nehmen. Unser Verf. erinnert hier besonders an die Weisheit der Alten, wie sie sich in ihrem Colonialsystem kund gab, mittelst dessen sie, des Uebermasses ihrer Bevölkerung sich entledigend, und diese in der Fremde doch wieder an die Mutterstadt anknüpfend, diese nicht blos in Gesundheit und Kraft erhielten, sondern ihr Gedeihen förderten und mehrten; er erinnert an die Jugenderziehung der Griechen, sowohl in physischer wie in geistiger und insbesondere auch moralischer Hinsicht; mittelst dieser waren sie, um auch hier die schönen Schluss-Worte des Verf. anzuwenden, was sie waren ganz, ihre Bildung aus Einem Guss, an Leib und Seele, im Kennen und Können, Verstande und Willen gelungenere Menschen. Und aus diesem Grunde, da ein grosser und nicht der schlechteste Theil unserer modernen Bildung auf griechisch-römischer Grundlage ruht — denn von den Griechen ist die europäische Bildung ausgegangen, sie haben ihre Bildung den Römern, diese die ihrige uns mitgetheilt — aus diesem Grunde ist es gerecht und dem objectiven Bildungsgange der europäischen Menschheit gemäss, dass die wissenschaftliche Bildung des edleren Theils der Jugend fortwährend auf das Studium des classischen Alterthum's gegründet wird.“ (S. 9.)

Vom Staatsleben geht der Verf. auf die Religion über, erinnernd, wie auch hier zwischen der griechisch-römischen und der jüdisch-christlichen ein viel tieferer Zusammenhang herrsche, als gewöhnlich angenommen wird, und wie nicht blos das Judenthum, sondern auch das Heiden-

Digitized by Google

thum eine Vorstufe des Christenthums bilde. Wie schön und geistreich der Verf. diese Ansicht schon mehrmals in der Betrachtung einzelner Mythen und religiösen Anschauungen der Griechen und Römer durchzuführen gesucht hat, freilich nicht ohne theilweisen Widerspruch: das wird den Lesern der Jahrbücher aus der frühern Besprechung mehrerer dahin einschlägigen Schriften des Verf. noch in Andenken seyn. Endlich wendet sich der Verf. S. 11. zu den Studien der sogenannten Alterthümer, die bei den Alten entstanden, den Anfang wie das Ende der nationalen Geschichtsforschung bei derselben bilden: und hier verweilt sein Blick insbesondere bei zwei Männern, „die Marksteinen gleich an der Gränze des ächt hellenischen und des eigenthümlich römischen Lebens stehend, zu erster Betrachtung auffordern," bei dem Griechen Aristoteles und bei dem Römer Varro*).

In der Abhandlung Nr. II. geht der Verf. ebenfalls von dem allgemeinen Satze aus, dass Religion, Sittlichkeit und Recht zu allen Zeiten die idealen Wurzeln des menschlichen Lebens der Völker gewesen; wenn diese gesund und lebendig seyen im nationalen Bewusstseyn, so wachse das Leben, von ihnen getragen, frisch empor, während es abgelöst von ihnen haltlos werde und einstürze. Diesen, durch die nähere Erörterung der Begriffe von Religion, Sittlichkeit und Recht noch näher bestimmten Satz wendet dann der Verfasser auf Griechenland an, indem er uns in schönen Umrissen den Entwicklungsgang des Griechischen Volkes vorführt und (S. 8 ff.) auf die entsprechende Entwicklung der Kunst, der bildenden wie der redenden, übergeht, beides dann aber bis auf die letzten Zeiten des Verfalls des griechischen Lebens unter einem Justinianus verfolgt. Daran knüpft sich (S. 11.) eine weitere Erörterung, die das Verhältniss der Philosophie, weil in ihr gerade am meisten in der Wissenschaft Griechenlands Bedeutung hervortritt, zur Volksreligion betrifft, in wie fern die Philosophie mit der Theologie ursprünglich ver-

*) Wenn es von diesem S. 15. heisst, er habe unter Augustus an der Spitze der ersten grossen von Asinius Pollio gegründeten, im Atrium des Tempels der Freiheit aufgestellten Bibliothek gestanden, so wissen wir für dieses auch von Andern ausgesprochene Factum keinen Beleg aufzufinden: keine der vom Verf. angeführten Stellen aus Ovidius, Plinius und Isidorus legt dafür Zeugniss ab. Alles beschränkt sich vielmehr, so weit wir wissen, auf den von Suetonius (Vit. Julii Caes. 44) erwähnten Plan des Julius Cäsar zu der Anlage einer aus Griechischen wie Lateinischen Büchern bestehenden Bibliothek, deren Ankauf und Anordnung Varro besorgen sollte. Allein Cäsars Tod unterbrach die Ausführung. Dass Augustus sich zu gleichem Zweck des Varro bedient, ist wenigstens durch kein bestimmtes Zeugniss dargethan.

Digitized by Google

bunden, dann von dieser sich lösend, selbständig die Lösung der höchsten Probleme des Lebens versuchte, wie sie zum Volksglauben in einen Gegensatz trat und in sofern zur Auflösung desselben mitwirkte, dann aber als das Christenthum auftrat, diesem gegenüber die Vertheidigung und Erhaltung des nun freilich in ganz andrer Weise aufgefassten Götterglaubens übernahm. Von diesem Standpunkt der Betrachtung aus wirft der Verf. nun einen Blick auf die früheren Philosophen von Thales an, verweilt dann insbesondere bei Plato und Aristoteles, um zu zeigen, wie auch sie an die Götter der Volksreligion nicht mehr glauben, ohne darum in eine scharfe Polemik mit denselben zu treten, wovon der Verf. die Gründe anzugeben sucht; er zeigt namentlich, wie Plato den Volkscultus stets mit der grössten Schonung behandelt, an den Mythen die sittliche Bedeutung hervorhebt, ja selbst in sinnreicher Mythendichtung sich gefalle; er zeigt, wie auch Aristoteles, dem wir hinsichtlich der Volksreligion noch weniger zutrauen dürfen, sich jeder directen Polemik enthält, vielmehr in Sachen der Religion die grösseste Erfurcht vorschreibt; und wie die späteren, in so weit sie nicht feindlich dem Volks- und Staatscultus entgegentreten, diesen vielmehr im Sinn und Geist ihrer Philosophie zu deuten und aufzufassen bemüht waren. Bei den Stoikern tritt dieses Bestreben am augenscheinlichsten hervor, ohne jedoch, ausser den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten, beim Volk, d. h. bei den Massen Eingang zu finden, und insofern halten wir allerdings die Lösung des Verf. für richtig, wenn er vom Volksglauben sagt: „seine festeste Stütze im Leben war sein Verwachsenseyn mit dem Staate, die Macht des Herkommens und der Gewohnheit“ (S. 20.)

Mit gleichem Interesse wird man auch dem Verf. folgen in dem, was er über die Entwicklung des politischen Lebens der Griechen, insbesondere der verschiedenen Regierungsformen mit Rücksicht auf Plato, Aristoteles und Polybius bemerkt, und mit einem Rückblick auf Rom beschliesst, um dann der gewichtigen Frage sich zuzuwenden, in wiefern diese Zustände der alten Welt auch in der neuern Zeit, in dem Leben der Völker und Reiche hervortreten, ob und was aus den dort erkannten Zuständen, aus dem dort hervortretenden naturgemäss bestimmten Entwicklungsgang auf uns, für unser Leben und unsre Zustände, sich anwenden lasse (S 24 ff.), und zwar in unsern politischen wie sittlichen Zuständen, in unsern religiösen Verhältnissen, in der Kunst wie in der Wissenschaft. Was die erstere betrifft, so ruht in Deutschland, sagt der Verf., der Schwerpunkt der Verfassung noch in der Fürstenmacht; da die Souveränität unsrer Fürsten historisch zusammenhängt mit der Auflösung der idealen

Digitized by Google

Macht des römischen Kaisers deutscher Nation, so würde Aristoteles, wenn er unsre Zustände sähe, vielleicht sagen, wir ständen im Stadium der Oligarchie, gegen welche der Demos anzuwogen drohe. Welche Zukunft uns darnach bevorstände, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. In die weiteren Wünsche des Verf. zur Abwendung der Gefahren, welche einer gänzlichen Entfesselung aller gebundenen Kräfte und der Auflösung der nationalen Ordnung drohen, stimmen wir gerne ein und empfehlen das, was über unsre sittlichen Zustände, in denen wir nur ein immer schwächeres Geschlecht zu erkennen vermögen, was über die politischen und religiösen Gegensätze unserer Zeit, über die Verflachung in Poesie und Wissenschaft weiter hier bemerkt ist, der Beachtung und Beherzigung.

Die dritte der oben angezeigten Abhandlungen berührt einen höchst verwickelten Gegenstand der Literaturgeschichte, da es sich hier um das von der Mehrzahl neuerer Gelehrten bestrittene oder doch bezweifelte Daseyn von Büchern des Königs Numa handelt, von welchen in mehreren Stellen der Alten die Rede ist, insbesondere in einer durch Plinius H. N. XIII. 13. erhaltenen Nachricht des alten Annalisten L. Cassius Hemina von einem im Jahr d. St. 573 beim Umgraben eines Ackers gemachten Funde dieser Bücher Numa's in dem Sarge desselben, und der auf den Befehl des Praetor Q. Petilius erfolgten Verbrennung derselben. Auch Varro hatte, wie wir aus Augustinus De Civ. Dei VII., 34 ersehen, von der Sache gewusst, über die auch Livius XL., 29. einen nähern Bericht enthält, womit sich noch die Angaben bei Plutarch, Valerius Maximus, Lactantius und eine kurze Notiz, welche bei dem (zweifelhaften) Aurelius Victor De viris illustribus sich findet, verbinden lassen. Alle diese Nachrichten stellt der Verf., als Grundlage seiner ganzen Untersuchung, zusammen, und prüft ihren Inhalt wie ihre gegenseitige Uebereinstimmung und ebenso ihre Abweichungen und theilweisen Widersprüche: über den Hauptpunkt: das Auffinden der Bücher des Numa, die Zeit des Fundes, und das Verbrennen der Bücher sind sie so ziemlich einig; über den Inhalt derselben schon minder, ebenso über das Verbrennen sämmtlicher Bücher, oder nur eines Theils derselben, und dergleichen Nebenpunkte. Darum legt der Verf. auch besondern Werth auf die in keiner dieser Angaben bezweifelte Aechtheit der Bücher, welche also auch für uns den Gedanken von Fälschung, zumal einer absichtlichen, fern halte, da Männer, wie Varro, Livius, Plinius dies schwerlich verschwiegen haben würden, eben so wenig ein Cassius Hemina, der kaum etliche dreissig Jahre nach dem Funde dieser Bücher seine Annalen niederschrieb, also

Digitized by Google

wohl selbst, oder doch von Andern, welche das noch nahe Ereigniss mit erlebt, darüber unterrichtet werden konnte. Auch bringt der Verf. damit die Angabe in Verbindung, dass die Bücher in charta geschrieben gewesen, auf Baumrindenbast, was eines der ältesten Schreibmateriale gewesen; ferner dass die Erhaltung der im Sarge aufbewahrten Bücher während eines fünfhundertjährigen Zeitraums, die an und für sich so wenig Auffallendes habe, als die Erhaltung vierhundertjähriger Drucke von so neuem Aussehen, als hätten sie gestern die Presse verlassen, noch bekräftigt werde durch die im Berichte des alten Annalisten angegebenen, wider Wurm und Fäulniss schützenden Mittel des Cedernöls, mit dem sie getränkt gewesen, und der Einwicklung in Wachsschnüre.

So glaubt der Verf. das Daseyn und die Aechtheit schriftlicher Aufzeichnungen des Numa erhärtet zu haben: er schreitet dann zur Frage nach dem Grunde ihrer Verbrennung, womit auch die Frage nach ihrem Inhalt zusammenhängt. Nach Hemina wären sie verbrannt worden, weil sie Philosophie enthalten hätten: eine Angabe, welche der Verf. passend in Verbindung bringt mit den verschiedentlich aus dem sechsten Jahrhundert der Stadt sowie auch noch später wieder das Eindringen der Philosophen in Rom ergriffenen Massregeln: indessen hält er doch den von Varro, Livius und Plutarch angedeuteten, politischen Grund für den wahren. Bei dem innigen Zusammenhang des bestehenden Cultus mit dem ganzen Staatswesen fürchtete der Senat, ein Bekanntwerden der Bücher des Numa und ihres Inhalts möchte auf den bestehenden Cultus eine nachtheilige Wirkung äussern, ja selbst das Bestehen desselben bedrohen und eine Auflösung in Aussicht stellen. Diese Ansicht des Verf. setzt also einen Zwiespalt und eine wesentliche Verschiedenheit in dem älteren Religionswesen der Römer mit dem im sechsten Jahrhundert bestehenden Cultus voraus: lässt sich, fragen wir nun, eine solche nachweisen, und zwar bis auf den Grad hin, dass eine gewaltsame Unterdrückung dessen, was auf den Cultus der frühern Zeit sich bezog, in der spätern Zeit nothwendig, und im Interesse der Staatsklugheit erschien? Dieser Punkt verdient allerdings noch eine nähere Erörterung, die uns allein das Verhältniss des römischen Cultus früherer Zeiten zu dem, durch Aufnahme fremder Gottheiten und Amalgamirung derselben allerdings erweiterten und in soweit auch wohl theilweise veränderten oder umgestalteten Cultus der spätern Zeit zeigen und damit auch die Ansicht des Verf. rechtfertigen kann, der sich hier auf das ausdrückliche Zeugniss des Varro in einer freilich fragmentarischen und abgerissenen Stelle beruft, wornach zu dessen Zeit von den Einrich-

Digitized by Google

tungen Numa's auch keine Spur mehr vorhanden gewesen*). Allein genügt diese Stelle, um schon lange vor Varro, im Jahr der Stadt 538, ein solches gänzliches Verschwinden aller Einrichtungen, namentlich der religiösen, des Numa anzunehmen? war von der Einsicht in die Bücher des Numa überhaupt eine so grosse Gefahr, wie die einer Revolution und eines Umsturzes der bestehenden Einrichtung in Kirche und Staat zu befürchten, da es ja in den Händen des Staates lag, die Einsicht in diese Bücher zu verwehren, jedenfalls auf den nächsten Kreis der allein dazu Berechtigten, der Pontifices, zu beschränken? Würden aber diese einen so gefährlichen Gebrauch davon gemacht haben? Wir bezweifeln es, so schwierig es auch allerdings ist, über die uns urkundlich beglaubigte Thatsache des Verbrennens dieser aufgefundenen Bücher einen befriedigenden Grund jetzt aufzufinden: und eben darin lag gewiss ein weiterer Grund für manche Gelehrte, die ganze Nachricht oder doch die Angabe, als seyen es wirklich Bücher des Numa gewesen, welche man vorgefunden, zu bezweifeln: dann wäre die Verbrennung aus dem Grunde schon vom römischen Senat angeordnet worden, weil er an ihrer Aechtheit zweifelte oder geradezu in diesem Funde eine Fälschung erkannte, deren nachtheilige Folgen er auf diese Weise niederzuschlagen bemüht war. Wenn also durchaus kein Grund vorliegt, an dem Factum des Fundes, wie es von Hemina, Varro, Livius u. A., wenn auch in einzelnen Abweichungen über einzelne Nebenpunkte des Ganzen berichtet wird, wenigstens den Hauptpunkten nach zu zweifeln, so wird damit doch noch nicht der andere Zweifel gehoben seyn, in wie fern das, was man angeblich als Bücher des Numa fand, auch wirklich ächt gewesen, d. h. wirkliche Aufzeichnungen des Numa über die von ihm in Staat und Kirche gemachten Anordnungen, über die Pflege des Cultus u. s. w. enthalten: es wird vielmehr die Frage sich unwillkührlich aufdrängen, ob nicht gerade der Verdacht einer Fälschung, also der Unächtheit, und die aus der letztern allerdings hervorgehende Besorgniss für Staat und Kirche es war, welche eine Verbrennung dieser Bücher anordnen und auch ausführen liess. Es waren ja darunter, so versichern die Berichterstatter, auch Bücher der pythagoreischen Weisheit, der griechischen Philosophie, deren Einsicht und Bekanntwerden eine Auflösung der bestehenden Religion befürchten liess! Eben dieser Umstand mag unsere Ansicht, dass man in diesem Funde

*) Die Stelle Varro's lautet bei Nonius p. 282. folgendermassen: „haec Numa Pompilius fieri si viderit, sciet suorum institutorum nec volam nec vestigium apparere".

keine ächten Bücher des Numa anerkannte, vertheidigen, und insofern ihre Verbrennung erklären. Livius, der versichert, die Bücher seyen „non integros modo sed recentissima specie“ d. i. unversehrt und von ganz neuem Aussehen gewesen, bestärkt diesen Verdacht, den auch die folgenden Worte desselben eher vermehren als entkräften: „Adjicit Antias Valerius Pythagoricos fuisse, vulgatae opinioni, qua creditur Pythagorae auditorem fuisse Numam, mendacio probabili accommodata fide“. Es fehlte, wie wir glauben, auch damals nicht an ächten schriftlichen Aufzeichnungen aus des Numa Zeiten, durch ihn oder die von ihm angeordneten Priester gemacht, wenn dieselben auch gleich wenig umfangreich waren; denn an einen gänzlichen Untergang derselben, es sey im Gallischen Brande oder auch nachher, können wir nicht glauben, da in der Zeit nach jenem Brande kein bestimmtes äusseres Ereigniss uns zu einer solchen Annahme berechtigt, und im Falle eines Untergangs in jenem Brande (was wir jedoch bezweifeln), eine Restitution derselben, zumal wenn wir das Feste und Bleibende derartiger, oft auch nur mündlich fortgepflanzten Ordnungen bedenken, ausführbar und selbst wahrscheinlich erscheint; noch weniger aber können wir uns ein so gänzliches Verschwinden der Einrichtungen Numa's (sammt den darauf bezüglichen schriftlichen Aufzeichnungen) aus dem Leben Rom's selbst denken, wie diess der Verf. doch annimmt, um seine Ansicht über den Grund der Verbrennung in Folge der gänzlich veränderten Culte Rom's zu rechtfertigen. Auch hat der Verf. selbst S. 101 bemerkt, dass der wesentliche Inhalt jener wieder aufgefundenen Bücher des Numa auch in den Ritualbüchern der von Numa gestifteten Priestercollegien enthalten gewesen: dann aber wäre jeder Grund eines Verbrennens weggefallen, wenn eine solche Uebereinstimmung des Inhalts der aufgefundenen Bücher mit dem Inhalt der Ritual- und Pontifical-Schriften sich gezeigt hätte.

Nur der Mangel einer solchen Uebereinstimmung und der daraus vielleicht hervorgehende Verdacht einer Fälschung konnte zur Verbrennung derselben führen: die ächten und alten Anordnungen Numa's waren schwerlich so ganz mit der Zeit verschwunden, alle Erinnerung daran zugleich mit der auf sie bezüglichen Ritual- und liturgischen Büchern schwerlich untergegangen; den besten Beweis dafür hat der Verf. selbst dadurch geliefert, dass er von S. 102 ff. eine sorgfältige Zusammenstellung dessen gibt, was von den religiösen Bestimmungen des Numa und zwar noch in einzelnen Angaben und Nachrichten auf uns gekommen ist, und dies zugleich mit den analogen Bestimmungen andrer Religionen des Alterthums, der heidnischen wie der mosaischen, vergleicht, indem gerade mit

Digitized by Google

mosaischen Satzungen eine oft höchst merkwürdige Uebereinstimmung hervortritt, die unser Verf. auch sorgfältig überall, da wo eine Spur sich davon findet, nachzuweisen bemüht ist; „doch wird S. 102 ausdrücklich von ihm die Bemerkung vorausgeschickt, möchte ich daraus nicht auf einen directen Zusammenhang beider Gesetzgebungen schliessen, der jedenfalls historisch unerweislich ist. Es liegt nahe, an die priesterlichen Institute Egyptens als eine beiden gemeinsame Quelle zu denken, umsomehr als auch die verwandten hellenischen Culte und viele Pythagoreische Satzungen dort ihre Wurzeln haben.“ Wir können hier nicht das Einzelne, worin der Verf. eine allerdings in Manchem höchst auffallende Uebereinstimmung der Satzungen Numa's mit mosaischen Ordnungen uns nachgewiesen hat, eingehen, empfehlen dieselben aber umsomehr, als daraus ein nicht geringer Beweis für die relative Reinheit des römischen Cultus der ältern Zeit, wie er eben an den Namen des Numa sich anknüpft, zu entnehmen ist. Wir rechnen dahin insbesondere das, was über die Uebereinstimmung mosaischer und römischer Sitte in der Verehrung der Gottheit ohne Bild (S. 102 ff.), über die bei Beiden vorkommende Anordnung des ewig auf dem Altar brennenden Feuers und die weitere Ausbreitung dieses Gebrauchs bis zu den ewigen Lampen in den christlichen Kirchen herab (S. 105 ff.), über manche einzelne, das Priesterthum, die Verhältnisse und Obliegenheiten der Priester, ihr äusseres Auftreten und Verhalten betreffende Bestimmungen (S. 107 ff.) bemerkt ist, wohin auch die Opfer (S. 112 ff.), und eine Reihe von andern, mehr das äussere Leben und Verhalten berührenden gesetzlichen Bestimmungen gehören. In der äusserst sorgfältigen Zusammenstellung und Erörterung aller dieser Einzelheiten erkennen wir zugleich einen Versuch einer Restauration der Bücher Numa's — schwerlich aber der im Jahr der Stadt 573 aufgefundenen und verbrannten, sondern der aus älterer Zeit in den verschiedenen Priesterbüchern oder auch in den Commentarii regum oder Leges regiae erhaltenen und somit auf die späte Nachwelt noch verpflanzten Bestimmungen und Anordnungen des Numa hinsichtlich des Cultus und der Religion, wie selbst des äusseren Lebens. Auch die von Arnobius II, 73. noch erwähnten Indigitamenta Pompiliana, Weissthümer Numa's, wie unser Verf. S. 101 und 102 dies wiedergibt, werden in diese Kategorie gehören; sie enthielten vielleicht eine, wenn auch erst in später Zeit gemachte, Zusammenstellung des ganzen von Numa angeordneten Cultus, d. h. die Angabe der von ihm eingeführten Gottheiten, die Vorschriften über ihren Dienst und Verehrung, die verschiedentlich zur Besorgung und Pflege dieses Dienstes angeordneten Priestercollegien, mit

Digitized by Google

Angabe der ihnen obliegenden Pflichten. Hätten wir freilich eine solche Schrift, um wie viel klarer würden wir Numa's religiöse Anordnungen, Rom's Verhältniss zu dem Etrurischen Cultus, überhaupt den ältern Cultus Rom's erkennen, der nach Varro's Versicherung in den ersten hundert und siebenzig Jahren ohne allen Bilderdienst war: was, als Anordnung des Numa, allerdings gelten kann, insofern ihm Plutarch, der hier gewiss einer ältern Quelle folgt, in seinem Leben cp. 8. ausdrücklich das Verbot eines menschen- oder thierähnlichen Bildes der Gottheit zuschreibt. Diese wichtige Nachricht ist von dem Verfasser, wie dies schon von früher von Varro (s. Augustin. de Civ. Dei IV. 31.) geschehen war, mit der mosaischen Satzung zusammengestellt und weiter gewürdigt worden: möchte Derselbe seine Forschungen über den noch so dunklen, und schwierigen Cultus des alten Rom's fortsetzen und mit ähnlichen Darstellungen uns erfreuen!

Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters von D. Eduard Melly, Mitglied d. k. Akademie d. Wissenschaften zu Neapel, des archäolog. Instituts zu Rom, der k. k. u. grossh. Akademie zu Arezzo u. A. Erster Theil. Wien, 1846. Friedrich Volke's Buchhandlung. 270 S. in gr. 4. nebst zwölf Kupfertafeln und zahlreichen, eingedruckten Holzschnitten.

In diesen Beiträgen ist der Anfang gemacht zu einer neuen umfassenden Behandlung einer Disciplin, die früher, selbst noch im vorigen Jahrhundert vielfach gepflegt, mit den grossen politischen Stürmen der ersten Decennien dieses Jahrhunderts und der dadurch erfolgten Umgestaltung aller Verhältnisse, ihre Bedeutung verloren zu haben, ja der Vergessenheit anheim gefallen zu seyn schien. Das in Bezug auf Geschichte und Alterthum überhaupt, wie auch in der Kunst neuerwachte Leben hat sich aber in erfreulicher Weise auch auf diese Disciplin übertragen, deren inniger Zusammenhang und nahe Verbindung mit Allem dem, was die Kunde unsrer Vorzeit betrifft, mit Epigraphik, mit Heraldik und Diplomatik, wie selbst mit den religiösen Anschauungen früherer Zeiten, mit dem, was man die Symbolik des Mittelalters nennt, ja selbst mit dem classischen Alterthum, nicht verkannt bleiben konnte. Wenn darin allerdings eine Aufforderung lag zu einer erneuerten und sorgsamen Pflege der längere Zeit vernachlässigten Disciplin, und zwar von einem höhern, wissenschaftlichen Standpunkt aus, so lag darin auch zugleich eine Schwierigkeit, die durch die seit langer Zeit sich mehrende Vervielfältigung des

Digitized by Google

Stoffs eher vermehrt, als vermindert war, die daher Manchen um so eher abschrecken konnte, als die Behandlung dieser Gegenstände nur dann gedeihen und von erspriesslichen Folgen begleitet seyn kann, wenn sie auf eine gründliche und umfassende Kunde unsrer Vorzeit, in geschichtlicher Hinsicht nicht minder wie in künstlerischer, gestützt ist. Diese Eigenschaften finden sich in dem Verfasser dieses Werkes, das auch durch seine vorzügliche typographische Ausstattung unsere besondere Aufmerksamkeit erregen muss, in einem Grade vereinigt, wie man diess in der That selten antrifft. Der Verf. gieng an sein Werk, geleitet von der Ueberzeugung, wie die Siegel und deren Kunde für uns eine wesentliche, bisher noch nicht so, wie sie es verdiente, benutzte und ausgebeutete Quelle bilden nicht blos zur politischen und kirchlichen Geschichte, namentlich der Regentengeschichte, der Geschichte einzelner Stifte, Bisthümer, Kirchen u. dgl., sondern auch zur ganzen Sitten- und Culturgeschichte; wie daraus sich so Manches, was die religiösen Vorstellungen und deren Ausprägung durch die bildende Kunst, selbst mit Einschluss der Architektur, und eben so hinwiederum, was die Verhältnisse des Lebens u. s. w. betrifft, erkennen, manches neue Datum gewinnen, manches ungewisse und unsichere in ein sicheres verwandeln und beglaubigen lässt, mithin auch für die Chronologie ein wesentlicher Gewinn, desgleichen für Epigraphik sich erwarten lässt; in diesem Sinn und Geist unternahm er ein Werk, das durch eine grössere Zusammenstellung und mustergemässe Behandlung, einen bestimmten Kreis abschliessend, andere Freunde und Gönner der Siegelkunde zu ähnlichen Versuchen in ihren nächsten Kreisen auffordern soll, eben weil nur durch das Zusammenwirken vereinter Künste hier Erspriessliches geleistet werden kann. Der Plan des Verfassers, anfangs etwas enger gefasst, erweiterte sich unwillkührlich, indem zu der anfangs allein beabsichtigten Veröffentlichung der Städtesiegel Oesterreichs in der eigenen Sammlung des Verfassers, bald auch die Siegel der Städte benachbarter Provinzen hinzukamen und zuletzt die Herausgabe der Städtesiegel aller der österreichischen Ländertheile, die dem Verf. bekannt oder zugänglich waren, beschlossen ward. Es ist erfreulich zu sehen, wie die höheren Behörden des Landes und insbesondere die Vorsteher der verschiedenen Archive und ähnlicher Sammlungen dem Verf. mit aller Bereitwilligkeit entgegenkamen und seinen Forschungen nicht blos keine Hindernisse in den Weg legten, sondern vielmehr dieselben unterstützten; dadurch ist es ihm allerdings möglich geworden, in diesen Beiträgen nicht weniger als dreihundert sechzig verschiedene Städtesiegel des Mittelalters aus den verschiedenen Provinzen der öster-

Digitized by Google

reichischen Monarchie, namentlich aus den deutschen Landestheilen zu behandeln. Auf das Erzherzogthum Oesterreich unter und ob der Enns kommen allein 168; dann folgt die Steiermark (bis 220 incl.), Tirol bis 237, Kärnthen und Krain bis 255; die Küstenländer, Dalmatien, Venedig und die Lombardei bis 279, Böhmen bis 328, Mähren und Schlesien bis 341, Ungarn sammt den Nebenländern bis 359; den Beschluss macht mit Nr. 360 das Siegel der Stadt Sandec in Galizien. Die genaue Beschreibung dieser einzelnen Siegel mit allen dazu gehörigen historischen und andern Notizen, oft auch mit Zugabe merkwürdiger auf die Stadt und deren Geschichte oder auf einzelne Personen bezüglichen Urkunden, einigemal auch mit Beifügung der Siegel selbst in getreuen wohl ausgeführten Abbildungen füllt den zweiten, grösseren Abschnitt der Schrift, der den Titel führt: „Verzeichniss der Städtesiegel Oesterreichs im Mittelalter" S. 13 — 152. Die Beschreibung des Einzelnen ist mit musterhafter Genauigkeit, Umsicht und Treue gegeben: alle Inschriften sind aufs Sorgfältigste mitgetheilt, und bei jedem Siegel ist der Ort des Vorkommens oder des Fundes, desgleichen am Rande durch eine Zahl das Jahrhundert angegeben, welchem das Siegel angehört, oder, da wo solches möglich war, die Jahreszahl, in die es nach urkundlichen Daten oder sichern Merkmalen fällt. So ist also in dieser übersichtlichen Darstellung und Beschreibung gewiss geleistet, was verlangt und erwartet werden konnte: aber es wird auch nun — und wir wollen es wenigstens wünschen und hoffen — zu erwarten seyn, dass der hier eingeschlagene Weg, namentlich was die übrigen Landestheile des österreichischen Kaiserstaates betrifft, die mit Ausschluss des Erzherzogthums Oesterreich hier noch minder berücksichtigt werden konnten, weiter verfolgt und hiernach auch für diese Landestheile ein Gleiches geleistet werde, wodurch ein die ganze Monarchie umfassendes Ganze allein möglich werden kann.

Mit der sorgfältigen Zusammenstellung und Beschreibung von 360 Siegeln, wie sie dieser zweite Abschnitt enthält, hat sich jedoch der Verf. nicht begnügt: wie er im ersten, vorausgehenden Abschnitt S. 1 — 12 sehr beachtenswerthe Andeutungen über die zu diesem Zweck zu veranstaltenden Abdrücke der Siegel, worüber man hier eine treffliche Anleitung liest, über die Reinigung alter Siegel, über Anlage von Sammlungen alter Siegel, deren Anordnung u. dgl. gegeben hat, so lässt er einen dritten folgen, welcher eine „übersichtliche Darstellung der österreichischen Städtesiegel" enthält S. 153 — 192, und unter einzelnen Rubriken in systematischer Ordnung die allgemeinen Ergebnisse mittheilt,

Digitized by Google

welche aus der im zweiten Abschnitt gelieferten Zusammenstellung hervorgehen. Wir dürfen wohl auf diesen Abschnitt die besondere Aufmerksamkeit der Freunde mittelalterlicher Siegelkunde lenken, da hier so Manches besprochen und erörtert ist, was, wie es einerseits zur Vergleichung mit dem auffordert, was die Siegel anderer Länder bieten, eben so auch wieder zur Erläuterung, zum richtigen Verständniss mancher Vorkommnisse bei andern Siegeln anderer Länder dient und die epigraphische wie geschichtliche Kunde der Vorwelt, insbesondere aber auch die religiöse Symbolik des Mittelalters und die damit zusammenhängende künstlerische Behandlung derartiger Gegenstände ins Licht setzt. Darum wird hier Alles besprochen, was die Form, die Gestaltung, das Material und den Gebrauch der Städte-Siegel betrifft, deren ältestes — das der Stadt Villach — bis auf 1240 zurückgeht, indem das der Stadt Aquileja aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, das hier gleichfalls mitgetheilt wird, durch die Siegelform der Urkunde, als Stadtsiegel nicht ganz sicher gestellt ist; es werden die verschiedenen Arten der Siegel, welche bei diesen österreichischen Städtesiegeln vorkommen, — Hauptsiegel, Geheimsiegel, Gerichtsiegel und Grundsiegel — näher durchgangen, und S. 163 selbst ein Verzeichniss der alten noch vorhandenen Siegelstempel gegeben: es werden weiter auch die Umschriften derselben und die verschiedenen Schriftarten derselben, so wie die darauf befindlichen bildlichen Darstellungen zum Gegenstand einer Erörterung gemacht, die selbst die architektonische Seite des Ganzen nicht ausschliesst, wie z. B. die Anlage und Form der Thürme, der Befestigungen und was dazu gehört, der Kirchen u. s. w., dann aber auf die Wappen übergeht, die allerdings eine Hauptvorstellung der Siegelbilder ausmachen, an welche eine nähere Beschreibung der verschiedenen, auf Siegeln vorkommenden Figuren, Schutzheilige, Engel u. dgl., der Ornamente u. s. w. sich anschliesst. Einer speziellen Erörterung sind im vierten Abschnitt S. 193 ff. die Siegel der Städte Krems und Stein unterworfen: es soll dieser Abschnitt als ein Versuch erscheinen: „eine verbundene Siegelreihe in ihren Einzelheiten und im Zusammenhang mit der Geschichte zu betrachten, weil es mir scheint, dass nur dadurch die Beziehungen der Siegel zu einander, so wie die Ursachen, die sie in und ausser Gebrauch setzten, verständlich werden". An diesem Versuch reiht sich dann im fünften Abschnitt eine Abhandlung über Siegel und Siegelweise österreichischer Damen, wobei jedoch die Regentinnen ausgenommen sind. Der Verf. verbreitet sich auch hier zuerst über die allgemeinen Namen, welche bei diesen Siegeln vorkommen und giebt

Digitized by Google

dann ein Verzeichniss der einzelnen Siegel, welche hier mit gleicher Genauigkeit, wie früher die Städtesiegel, beschrieben werden. Von archäologischer Seite aus wichtig ist besonders der sechste Abschnitt, welcher antike Steinschnitte auf österreichischen Siegeln bespricht und in einer Reihe von einzelnen Beispielen zeigt, wie nicht blos früher, in den auf den Einsturz des Römerreichs unmittelbar folgenden Zeiten, von den verschiedenen Fürsten der neu entstehenden Reiche alte geschnittene Steine, selbst mit heidnischen, mythologischen und andern Darstellungen, als Siegel gebraucht wurden, sondern auch noch später, vom dreizehnten Jahrhundert an, derartige Steine in adeligen wie bürgerlichen, ja selbst geistlichen Siegeln vorkommen: ein Gegenstand, der in unsern Archäologien bisher noch weniger beachtet worden ist, zumal da auch ausserhalb Oesterreich, noch aus manchen andern deutschen wie ausserdeutschen Landen sich Beispiele dafür aufbringen lassen, deren Erforschung und Zusammenstellung der Thätigkeit unserer gelehrten Vereine, wie sie sich zur bessern Kunde unsrer Vergangenheit nun fast in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes in erfreulicher Weise gebildet haben, wohl empfohlen seyn möchte: ihrem vereinten Wirken und ihrer Pflege empfehlen wir auch im Allgemeinen die Sorge für alte Siegel und deren Kunde auf dem vom Verfasser hier, zunächst für Oesterreich, angebahnten Wege. — Schliesslich bemerken wir noch, dass der Verf. den Gebrauch seines mit einer Fülle von geschichtlichen Nachrichten jeder Art ausgestatteten Werkes durch ein Repertorium der in dem Buche enthaltenen Urkunden und Excerpten, welches nach den Jahren geordnet ist, so wie durch ein besonderes Orts- und Namenregister für den Geschichtsforscher erleichtert hat, und dass die beigefügten Abbildungen auf den eilf Tafeln, welche uns eine Reihe von insbesondere merkwürdigen oder in künstlerischer Hinsicht bedeutenden Siegeln bringen, ganz vorzüglich ausgeführt sind: was eben so auch von den zahlreich dem Texte eingedruckten Holzschnitten gilt, die bald merkwürdige Siegel, bald einzelne heraldische oder architektonische oder sinnbildliche Darstellungen enthalten, und zur Veranschaulichung des Ganzen nicht wenig beitragen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Zur Schweizerischen Geschichts-Literatur.

(Fortsetzung von Jahrg. 1847 p. 161 ff.)

Histoire de la Conféderation Suisse par Jean de Müller, Robert Gloutz-Blozheim et J. J. Hottinger, traduite de l'Allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu' à nos jours par MM. Charles Monnard et Louis Vulliemin. Tome seizième. Charles Monnard. Paris. Th. Ballimore, éditeur. Genève, Cherbuliez, libraire. 1847. 8. 460.

Es muss dem gebildeten Publikum, welches den dermaligen Gang der Schweizerischen Angelegenheiten mit gespannter, fast ängstlicher Aufmerksamkeit verfolgt, die Herausgabe des lange erwarteten und vorbereiteten Werks doppelt erwünscht kommen. Es befriedigt nämlich nicht eine flüchtige Neugier, sondern erfüllt die Wünsche und Forderungen der wissenschaftlichen Theilnahme meistens in hohem Grade; es verbindet die schon früher in diesen Blättern anerkannte Gründlichkeit der Forschung mit nicht gewöhnlicher Kunst der Composition und bereichert also wahrhaft den Schatz der historischen Literatur. Diess Verdienst stehet um so höher, je wichtiger und schwieriger der Gegenstand ist. Derselbe betrifft die Helvetische Revolution (1798 — 1803), welche den Ausgangspunkt für den neuen Entwicklungsgang der Eidgenossenschaft bildet und bedeutende Beiträge zur allgemeinen Geschichte Europa's, namentlich Frankreichs und Teutschlands, gewährt. Die treibenden Kräfte und Hebel dieser weit verzweigten, auflösenden und erschütternden Bewegung sind einfach; sie liegen in dem Kampf zwischen dem historischen Recht und Unrecht auf der einen, dem abstract-praktischen Recht und Unrecht auf der andern Seite; die alte dreizehnörtige Eidgenossenschaft, umgeben von kantonaler Sperre und Zerrissenheit, gemeinen und besondern Unterthanen, privilegirten Stadtaristokraten und Demokraten, geistlichen und weltlichen Ständen und Hoheiten, Zugewandten und Verbündeten, — dieser vielartig gegliederte Föderalismus des Mittelalters und Reformationszeitalters macht dem centralisirenden Einheitsstaat in Folge innerer und äusserer Stürme Platz; die neuen Gesetze, Sitten und Verwaltungsweisen, von der Fremde vielfach aufgedrungen und beschirmt, wenn auch oft durch die Vernunft gerechtfertigt, finden keinen Anklang bei dem durch Jahrhunderte gekräftigten und erzogenen Nationalgefühl der Masse;

Digitized by Google

es entstehet zwischen beiden, durch keinen allmäligen Uebergang vermittelten Richtungen ein anfangs heimlicher, dann öffentlicher Krieg auf Tod und Leben, welcher zuletzt durch die von der Schweizerischen Consulta und dem Fränkischen Consul, Napoleon Bonaparte, bewerkstelligte, im Ganzen sach- und naturgemässe Vermittelung für etliche Zeit endigt. Die Hauptschwierigkeiten dieses folgenreichen, an kleinen und grossen Zügen keineswegs armen Abschnittes liegen in den vielfachen Geäder des Parteiwesens, der fremden, namentlich Französischen Diplomatik, den an Umfang zwar geringen, an Tiefe und Zähigkeit bedeutenden Mass und Raumverhältnissen, in den herben, oft undankbaren Urtheilen der mithandelnden Persönlichkeiten und nächstfolgenden, häufig vom Erbtheil der revolutionären Sturmzeit behaglich zehrenden Geschlechter. Gross sind allerdings die Irrthümer, Missgriffe mancher Helvetischer Freiheitsfreunde gewesen, aussergewöhnlich die Leiden und Beschwerden, in welche das gesammte Land fünf Jahre lang verwickelt wurde, aber eben so unläugbar erscheinen die politischen und kulturgeschichtlichen Fortschritte während der sogeheissenen Helvetik. Die Begriffe der staatsbürgerlichen Gleichheit und der volksthümlichen, die Schranken der kontrakten Souveränität durchbrechenden Einheit, des allgemeinen die Cantone, Städte, Flecken und Dörfer überragenden Bürgerrechts, des Nationalguts und freien Verkehrs, der von oben her nach bestimmten Principien geleiteten Volksbildung, welche sogar den Gedanken von Gesammthochschule fassen konnte; — diese und ähnliche Erscheinungen haben jener drangsalsvollen Zeit auch das unverkennbare Gepräge bleibenden Verdienstes aufgedrückt. Ueberdiess stellen die Fehlgriffe der Ultracentralisten und Ultraföderalisten, Demokraten und Aristokraten, einen Spiegel auf, in welchem die Nachgebornen bei ruhigem Blut den Abstand des Urbildes von der Zerrgestalt leicht zu erkennen vermögen. Es ist daher auch für die Gegenwart von erheblichem Nutzen, wenn gründliche Darstellungen jenen bisher ziemlich vernachlässigten Abschnitt den Zeitgenossen klar zu machen trachten. Dafür tritt hier bald nach Anton von Tillier, welcher die Geschichte des Helvetischen Freistaats in drei Bänden beschrieb, Monnard auf.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Schweizerischen Geschichts-Literatur.

(Fortsetzung von Jahrg. 1847 p. 161 ff.)

Er hat neben den gedruckten Quellen seine Forschung aus vielen handschriftlichen Hülfsmitteln geschöpft; das Helvetische Staatsarchiv in Bern, das an Briefen und Depeschen reiche Archiv in Paris, dessen Benutzung auf die preiswürdigste Art vergönnt wurde, die ungedruckten Memoiren des Generals Rovéréa, welcher auf aristokratisch-föderalistischer Seite stand, des für die Umwandlung seines Vaterlandes durch Wort und That wirksamen, edlen, nur oft getäuschten Generals Laharpe, die Bernische, bisher nur handschriftlich vorhandene Revolutionsgeschichte des der alten Schweiz unbedingt getreuen Herrn von Mutach, diese bedeutenden Hülfsmittel standen dem Verf., welcher überdiess einzelne vorragende Persönlichkeiten, z. B. Laharpe, genauer kannte, zu Gebot. Sein Werk ist daher dem Wesentlichen nach eine durchaus ursprüngliche, den unmittelbarsten Quellen entsprossene Forschung und Frucht der lebendigsten Theilnahme zu nennen. Kehrt sich auch letztere entschieden gegen den Kern und die Art der meisten Neuerungen, so weiss sie doch auch die lichten Stellen des hin und wieder mit zu stechenden Farben hervorgehobenen Trauer- und Schattengemäldes zu finden und der Revolution ihre gute Seite abzugewinnen. Diess geschieht z. B. in dem vortrefflichen Kapitel (S. 384—407), welches dem verwaltenden, geistigen und sittlichen Leben gewidmet ist. Dagegen werden bisweilen einzelne Beamte der neuen Republik, wider welche der Verf. von vorneherein eingenommen ist, zu strenge beurtheilt. Dafür mögen zwei Fälle dienen! S. 267 wird bemerkt: „in dem Gefecht bei Frauenfeld (25. Mai 1799) betrug sich der General Keller allein unwürdig seiner tapfern Soldaten (der Helvetischen Legion); er mied den Kampf, berauschte sich in einem Wirthshause und entfloh.“ — Bitterer kann doch wohl kein Feldherr getadelt werden. Wo sind aber die Beweise für eine so schwere Anklage? Hat sie Laharpe, dessen Memoiren bald darauf angezogen werden, erhoben

Digitized by Google

und begründet? Wir wissen es nicht. Befragt man den Herrn von Tillier, so findet man I. S. 301 dieselbe Geschichte; er nennt sogar das Gasthaus zum Kreuz als Schauplatz der Völlerei. In der Anmerkung 260 wird für diese und andere Ereignisse der Geschichtschreiber des Thurgaus, Puppikofer, aufgeführt, welcher, wenn man nachsieht, B. II. S. 338, allerdings denselben ärgerlichen Zug berichtet. Dennoch muss man den ganzen Skandal, welcher vielleicht gemacht wurde, um den bei der Direktion bald darauf in Ungnade gefallenen Befehlshaber herabzusetzen, für unwahrscheinlich, ja, für unwahr erklären. Denn erstens konnte unmöglich der Französische Obergeneral Massena die Helvetische Legion wegen ihres tapfern Benehmens im amtlichen Bericht (Moniteur 1799. Nr. 253. S. 1030) ohne weiteres beloben, hätte der Führer eine solche Nichtswürdigkeit begangen. Zweitens konnte noch weniger der General Keller als Feiger und Trunkenbold dem Helvetischen Directorium den noch vorhandenen Bericht über das Treffen abstatten. „Die Schweizer, heisst es da, haben sich heute (25. Mai) überall gut gehalten, die Legion, die Jäger von Zürich und die Eliten der Cantone Leman, Zürich und Sentis" (S. Bulletin officiel du directoire Helvétique. 1799. Nr. 25). Konnte wohl so vom Schlachtfelde hinweg ein General schreiben, welcher sich der Feigheit und Trunkenheit bewusst ist? Unmöglich. — Ein anderesmal urtheilt der Verf. über einen edlen und seinen politischen Grundsätzen bis zum Greisenalter treu gebliebenen Mann so hart, wie wenn er ein heutiger Cothurn und Wechselbalg gewesen wäre. Der ehemalige Statthalter von Zürich, Joh. Caspar Pfenninger, heisst S. 416. ein guter Arzt, oberflächlicher Politiker, welcher, hingerissen vom Freiheitsschwindel, verführt vom Ehrgeiz und aus Charakterschwäche unfähig, bösen Rathgebern und Schmeichlern zu widerstehen, dem Directorium als Werkzeug mancher schlechten Maassregeln gedient habe. Als Beleg dieser Charakteristik werden die Helvetischen Neuigkeiten, welche übrigens S. 683 nichts beibringen, um so unstatthafter angezogen, je entschiedener der Redaktor dieses Zeitungsblattes, der sogeheissene Restaurator Haller, allen Neuerungen nach kurzem liberalen Liebäugeln widerstrebte. Pfenninger war und blieb, ohne Verirrungen und Missgriffe zu läugnen, bis auf den Tod ein Ehrenmann. (Vgl. seine Lebensgeschichte. Zürich 1835.) — Wie gewöhnlich geschieht, wird auch hier S. 6. dem berühmten Director Reubell maasslose Habgier zugeschrieben und als Hauptbeweggrund des Einfalls in die Schweiz hervorgehoben. Dennoch ist jenes Laster dem verschrieenen Machthaber fremd geblieben; er wa

r

Digitized by Google

uneigennützig, unbestechlich und ohne grosses materielles Vermögen (S. Schlabrendorf und Pigault de Chaumes bei Zschokke im Prometheus II., 195.). Hab- und Eroberungssucht wirkten allerdings für den Invasionsplan, jedoch unabhängig von dem persönlichen Interesse des erwähnten, dafür besonders thätigen Directors. Dass die Denk- und Gesinnungsart des Baslerischen Obristzunftmeisters Peter Ochs nicht immer unbefangen und mit steter Rücksicht auf den politisch-psychologischen Entwicklungsgang des ausgezeichneten Mannes aufgefasst und geschildert wird, lässt sich nach den vorangestellten Beispielen leicht erwarten. Hätte der Verf. die noch vorhandenen, namentlich an Leonhard Meister und Usteri gerichteten Briefe gekannt, er würde sich vor einem unbedingten Verdammungsurtheil gehütet und die Sachen etwas glimpflicher behandelt haben. Der Hauptfehler Ochsens lag in der Eitelkeit und in dem Mangel an durchschlagender Mannheit. Daraus erklären sich die meisten politischen Fehlgriffe; aber an schnöden Verrath, geflissentliche Hingabe an die Fremde darf man nicht denken. Anschuldigungen der Art entstammen dem furchtbaren Parteihass damaliger Tage; man drohete dem plaudersüchtigen Director mit einem Hochverrathsprozess, wenn er nicht freiwillig zurücktreten wolle, und gewann dadurch seinen Zweck. Der Ausdruck: „Sklave der fremden Gunst fiel er in Folge seiner Hingebung an die Fremde“ (S. 287) ist mithin ungeeignet, obschon auch Tillier (I, 329) und vor ihm Mutach (II, 72. der handschriftlichen Revolutionsgeschichte) ähnlich urtheilen. Den Schlüssel zur Charakteristik Ochsens gibt eher ein noch ungedruckter Brief Ebels an Usteri (Paris 26. Decbr. 1797.) „Er will, heisst es hier unter anderm, durchaus politische Reform, er kennt kein ander Mittel als diess durch die aristokratischen Regierungen selbst, oder durch französische Kohorten zu bezwecken. — Eitelkeit besticht den braven Ochs entsetzlich; das habe ich von nenem nur zu deutlich gesehen Auch streicht man ihn auf diese Seite, die ihm so wohl thut, hier nur gar zu sehr, eine schreckliche Beobachtung für mich. Es fehlt ihm durchaus an dem, was ich selbstständige Würde, edlen Stolz, Charakter eines Mannes nenne; es fehlt ihm durchaus an Kraft; daher überschaut er Gegenwart und Zukunft nicht; daher fühlt er kein Mittel in sich, an die Spitze des Volks sich zu stellen und durch Selbstständigkeit und Kraft schnell das zu bewirken, was er wünscht. Er ist kein Mann nach meinem Herzen und wie Ihr Vaterland in jetziger Gefahr bedarf, um es zu retten.“ Wenn man diesen Standpunkt nimmt, so wird das Urtheil milder und gerechter; denn zwi-

Digitized by Google

schen einem Patrioten mit hellem Kopf, reinem Willen und schwacher Thatkraft auf der einen, dem eitelu und selbstsüchtigen Landesverräther auf der andern Seite ist eine ungeheure Kluft befestigt, welche der unbefangene Referent nicht übersehen darf. In der neuern Zeit sind überhaupt abgeschlossene Charaktere äusserst selten, wie man eben deshalb über Fehlgriffe aufrichtiger, jedoch schwacher Persönlichkeiten nicht den Stab des Verbrechers knicken soll. Einsicht, warmes Gefühl und Wechsel treten häufiger auf als rauhe Tugend und Catonische Willenskraft. — Gegenüber der Helvetischen Regierung, mit welcher der Verf. fast nirgends einverstanden ist, muss man besonders die wichtige, S. 181 gegebene Bemerkung festhalten: „Diese Opposition (der Gegner), lautet sie, hemmte alles, gute Absichten der Regierenden, Verwaltungsarbeiten, Sorgen für Gesetzgebung und Bildung; hinderte sie auch nicht alle Fortschritte, so lähmte sie doch dieselben.“ Wenn sich der Leser diesen Satz merkt, so wird er leichter dem Verf. durch die einzelnen Stücke seines reichhaltigen Buchs sichern Schrittes folgen und sich sein eigenes Urtheil über die oft verschlungenen, bald kleinfügigen, bald grossartigen Thatsachen bilden können. Die Anordnung derselben ist folgende. Das erste Capitel (1 — 90) beschreibt den Anfang der Revolution bis zur Verkündigung der einen und untheilbaren Republik (Jänner 1798 — 12. April.), schildert die Umtriebe Frankreichs und der ihm verbündeten oder von ihm als Werkzeug missbrauchten Patriotenpartei, die letzten, schwankenden Anstrengungen und Kämpfe der alten Eidgenossenschaft. Bei der Erörterung des Französischen Invasionsplans vermisst man ungern den merkwürdigen Umstand, dass Oesterreich in einem geheimen Artikel des Campoformio-Friedens den Schritt, dessen Trageweite kaum berechnet wurde, nicht zu hindern verheissen hatte. Ja, das legitime, von dem Minister Thugut damals geleitete Habsburger Cabinet, welchem das Schicksal Venedigs gefiel, erinnerte, melden Etliche, sogar später an einen Theilungsplan der Schweiz. Vgl. Mutach's Revolutionsgeschichte und Müller's Briefe XVII. p. 66 u. 57. Letzterer schreibt am 16. Dec. 1797: „Je ne suis rien moins qu'étonné, si les François ne veulent pas entendre parler d'un démembrement de la Suisse. Car une disposition d'Údine leur donne la Suisse toute entière.“ (an Thugut.) — Das zweite Capitel umfasst den ersten Abschnitt des Helvetischen Regiments; Mässigung, Kampf mit Frankreich; (12. April — 28. Juni 1798) das dritte enthält die Anfänge des directorialen Ueberge-

Digitized by Google

wichts (1. Juli 1798 bis zum Ende Februars 1799); das vierte schildert den fremden Krieg und die Helvetische Schreckenszeit bis zum 6. Junius 1799), das fünfte die Reaction und die Ankunft der Russen; Lecourbe, Korsákow, Masséna; (vom 7. Junius bis zum Ende Septembers.) das sechste Kapitel ist überschrieben: Souwarow und Massena; Ende des Directoriums (vom 20. September 1799 bis zum 7. Jänner 1800); das siebente schildert den Stand der Verwaltung, des geistigen und sittlichen Lebens. Mit besonderer Sorgfalt werden Souwarow und die Russen beschrieben, der Verf. gibt für die Geschichte des berühmten Rückzugs manches Neue, welches er zum Theil mündlichen, an Ort und Stelle gesammelten Aussagen verdankt, hin und wieder auch den noch nicht gedruckten Memoiren Rovéréa's entnommen hat. Es mag genügen, hier ein Bruchstück der vortrefflichen Charakteristik des Russischen Feldherrn auszugsweise mitzutheilen: „Der Graf Peter Alexis Wasiljewitsch Souwarow-Rimnitzkoi, Oberbefehlshaber der Russischen Heere und gleichzeitig kaiserl. königl. Feldmarschall im Dienste Oesterreichs, barg in einem schmächtigen Körper eine Eisenseele. Siebenzehn Jahre alt als gemeiner Soldat die kriegerische Laufbahn beginnend kam er durch alle Zwischenstufen zu dem höchsten Rang, Frucht eines ganzen erobernden Lebens und bisweilen barbarischen Heldenmuths. Jetzt unter der Last seiner 69 Jahre und abgezehrten Angesichts bewahrte er unerschütterlich die Gesundheit, die Frische und feurige Lebhaftigkeit der Jugend. Kalte Bäder, Mässigkeit, Anstrengung und rauhe Lebensart des Soldaten hatten ihm Körper und Charakter gestählt. Auf dem Gipfel der Ehren schlief er auf einem Strohsack mit wollener Decke und theilte den Tisch der Soldaten; oft trug er eine gemeine Regimentsuniform und ein Hammelfell. Ein andermal erschien er im ausserordentlichen, reichen Staat. Treu seiner Religion forderte er die Uebung derselben auch von seinem Heer. An Sonn- und Festtagen las er seinen Leuten persönlich etliche Seiten aus einem Gebetbuche vor; nie gab er das Schlachtzeichen ohne ein Kreuz zu machen und das Bild des heiligen Nicolaus zu küssen. Weit entfernt hart, wild und ungesellig (intraitable) zu seyn, wie ihn die Feinde geschildert haben, war er vielmehr gefühlvoll, liebenswürdig, tugendhaft und mitleidig. In dem furchtbaren Kampf der sterbenden Polenfreiheit gebot Souwarow, sobald er sich im Besitz der letzten Verschanzungen der Warschauer Vorstadt Praga sah, seinen Soldaten, aufzuhören vom Morden; als aber ein Unterbefehlshaber laut betheuerte, dass dazu kein Recht vorhanden sei, und dass die Kaiserin den Untergang

Digitized by Google

der Rebellen befohlen habe; da beklagte er bitterlich, nicht der einzige Zeuge des kaiserlichen Willens zu seyn, und duldete seufzend ein Unglück, welches er nicht hindern sollte und dessen gehässiger Ruf doch auf ihn fiel. (Herr von Rovéréa hörte diese Thatsache vom General Titow, einem unverdächtigen Augenzeugen.) Unerschütterlich in seinen Beschlüssen, treu seinen Zusagen, unbestechlich, sparte er die Worte bei wichtigen Gelegenheiten, während er sie in der gewöhnlichen Unterhaltung in absichtlicher Unordnung verschwendete, erhabene Gedanken mit Possen und ausschweifenden Fragen vermischte, und in abgebrochener Rede wahrhafte Gedankenblitze aufsteigen liess. Bald mengte er mit rauher und grober Stimme mehrere Sprachen durcheinander, bald unterstützten ein edles Organ und ein reiner Vortrag den Flug seiner Gedanken. Der Widerspruch seiner Gewohnheiten erschien berechnet, um den feinsten Beobachter zu hintergehen. Aber wenn diese erkünstelte Rinde zusammenbrach, so entdeckte man allmählig unter dem wunderlichen (bizarren) Menschen den Helden des Schlachtfeldes, den Sieger, welcher die Palme dem Lorbeer vorzog, den Philosophen, welcher eine auflockernde (philosophie corrosive) Philosophie hasste, den Menschenfreund, welcher für den bessern Dienst der Völker und Könige frühzeitig das menschliche Herz studirte vom Thron bis zu den umherziehenden Stämmen, den Krieger, welcher sich zu dem schönen Grundsatz bekannte: Mein erster Wunsch der Menschheit, mein zweiter dem Vaterlande!" — Er besass eine blitzschnelle Anschauungsgabe und Scharfsicht, welche an Divination gränzte; sie leitete den Menschen und den Krieger. Einfach in der Kriegskunst hatte er zwei taktische Grundsätze: „Vorwärts!" und „Drauf zu!" (frappe! Rovéréa. mem. VI, 5.). Er wandte sie in Italien mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit des Beschliessens und Ausführens an. Der General Chasteler schlug ihm zuvörderst das Recognosciren vor. — Recognoscirungen, rief Souwarow aus, will ich nicht; sie dienen nur furchtsamen Leuten und benachrichtigen den Feind. Den Feind findet man immer, wenn man will. Colonnen, Bajonett, blanke Waffe, angreifen, durchbrechen, — das sind meine Recognoscirungen!" —

Mit dem zweiten, bald erscheinenden Band wird die Geschichte der Helvetischen Revolution ihren Schluss erhalten, ein letzter Band das ganze, grossartige Unternehmen beendigen.

Digitized by Google

Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der Helvetischen Republik. Herausgegeben von Ferdinand Wydler. 2 Bände. Zürich bei Friedrich Schulthess, 1847. 8.

Nach Art der Niebuhrischen Lebensnachrichten hat der durch persönliche Stellung und literarische Kenntniss dazu wohl befähigte Neffe des verewigten Rengger dem Publikum eine sehr schätzenswerthe und gehaltreiche Gabe mitgetheilt. Der erste Band enthält die Biographie, schildert Renggers Jugend- und Studienjahre (1764 — 1789) im ersten Abschnitt, im zweiten Renggers Wirksamkeit im Kreise des praktischen Arztes zu Bern (1789 — 1798), im dritten die staatsmännische Entwicklung (1798—1803), im vierten den Aufenthalt in der Waadt (1803—1814), im fünften die Wiener Gesandtschaft und Aargauische Regierungstheilnahme (1814 — 1820), im sechsten den Privatmann und Naturforscher (1821 — 1835). — Darauf folgen Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Rengger, Escher von der Linth und F. C. de la Harpe. Der zweite Theil enthält den Briefwechsel zwischen Rengger und Stapfer und schliesst mit einem Verzeichniss von Renggers schriftlichen und gedruckten Arbeiten. Es erleidet kein Bedenken, dass die genauere Kenntniss vergangener Zeiten am sichersten gefördert wird durch die Zeugnisse begabter, das heisst, urtheilsfähiger oder thatkräftiger Persönlichkeiten. Denn diese vergönnen gerade in den für die grössere Lesewelt nicht bestimmten Mittheilungen klare Blicke in das innere Getriebe und Geäder der Leidenschaften, Sitten, Wünsche und Gedanken, die mores der Zeit, wenn sie überhaupt nach Verbindung der häuslichen und öffentlichen Dinge trachtet, treten hervor und verleihen dem auf andere Weise durch Urkunden, Berichte, Monographien bekannt gewordenen Thatbestand frischere Farben. Dass ausgezeichnete Fähigkeit zu beobachten und im amtlichen Kreise ordnend und schaffend zu handeln dem Hauptsprecher dieser Briefe beiwohnte, wird Niemand läugnen, der sie gelesen und daneben die sonstige Wirksamkeit des Urhebers in Betracht gezogen hat. Rengger war ein heller, ruhig beobachtender und reflectirender Kopf, ein vortrefflicher, durch logische Ordnung, unermüdlichen Fleiss und strenge Gewissenhaftigkeit für die höchsten Kreise der Verwaltung befähigter Beamter, ein warmer, den äussersten Endpunkten abgeneigter Patriot, welcher für die Unabhängigkeit und den geregelten Fortschritt seines Vaterlandes kein Opfer scheute. Etwas geminderte Reizbarkeit und verstärkte Schärfe hätten diesem politischen Charakter unfehlbar eine noch länger andauernde Bedeutsamkeit gebracht, aber auch

Digitized by Google

jene Eigenschaft gelähmt, welche besonders Lord Castlereagh auf dem Wiener Congress belobte. „Unter allen Schweizern, soll der edle Herr geurtheilt haben, die ihm vorgekommen, habe er keinen einzigen Staatsmann ausser Rengger gesehen; die andern hätten alle nur für ihre Kantone gesprochen, dieser einzige habe auch das Allgemeine im Auge gehabt.“ (I, 154.) — Da Escher von der Linth, Laharpe, Stapfer, Usteri und Andere, in deren Kreise der vorliegende Briefwechsel und die Lebensbeschreibung führen, durch Wissenschaft und Gesinnung ausgezeichnete Männer waren, so wird das ergiebige Endergebniss dieser Mittheilungen leicht im voraus vermuthet werden können. Bei näherer Bekanntschaft sieht man sich auch nicht getäuscht, die Briefe geben, unvermeidliche Häuslichkeiten (res privatae) abgerechnet, vielfachen Aufschluss über wichtige Zeitfragen und Ereignisse, wie sie nicht nur die Schweiz, sondern ganz Europa, ja die Menschheit betreffen. Referent begnügt sich damit, aus dem ersten Band der Kürze und Wichtigkeit wegen eine einzige schlagende Stelle hervorzuheben. Rengger, für die Kantone Aargau, St. Gallen, Thurgau und Tessin zum Congress gen Wien abgeordnet, schreibt unter dem 10. Februar 1815 an seinen Freund und ehemaligen Zögling, Samuel von Fellenberg in Hofwyl, folgendes: „Wenn ich auch mit dem Erfolge meiner Sendung, in Rücksicht des nächsten Zweckes derselben, alle Ursache habe zufrieden zu seyn, so sehe ich hingegen bei den vielerlei Keimen von Zwietracht, die man von Seite der Kantonsverfassungen und des Bundesvertrags bei uns zurücklässt, einer trüben Zukunft entgegen. Die Minister sehen zwar die Elendigkeit des letztern so gut wie wir selbst ein, sagen aber und zwar nicht mit Unrecht, dass die Mächte uns keine Verfassungen geben können, ohne solche zu garantiren, was sich mit unserer Selbstständigkeit nicht vereinigen lässt.“ (I, 101.)

Aus diesem, auch von anderer Seite her verstärkten Zeugniss erhellt erstens, dass die Europäischen Grossmächte durchaus keinen positiven Einfluss auf den kontracten und bündischen Constitutionsact der Schweiz in den Jahren 1814 und 1815 ausübten, sondern der eidgenössischen Thätigkeit ziemlich freien Spielraum vergönnten, ein Satz, welchen man häufig, namentlich in der Schweiz, bestritten hat. Die Bevollmächtigten der Tagesatzung erklärten desshalb auch bei der ersten Konferenz mit den Ministern der fünf grossen Mächte, Oesterreich, Russland, Frankreich, England und Preussen: „Die Schweiz halte als Souverän sich berechtigt, ihre Verfassung sich selbst zu

Digitized by Google

geben. Sie habe solche zwar mit Schwierigkeit zu Stande gebracht; aber jetzt sey sie das Werk und der einmüthige Ausdruck aller 22 Kantone. Sie übergebe solche dem Europäischen Kongresse nicht aus Pflicht, sondern in der Absicht, um damit ihr Begehren zu begründen, dass in Betracht ihrer Lage zwischen den drei Hauptmächten Deutschland, Frankreich und Italien, und ihrer wichtigen Stellung für den Angreifenden, das allgemeine Europäische Interesse erfordern dürfte, dass die Schweiz für immer als neutral erklärt werden möchte." (S. Reinhards Leben, von Muralt. S. 587.)

Zweitens wird aus Renggers Brief deutlich, dass die Mächte die Elendigkeit des von den eidgenössischen Commitirten ausgearbeiteten Bundesvertrags einsahen, also auch stillschweigend eine etwaige Veranlassung oder Remedur durch die als souveräner Staat anerkannte Eidgenossenschaft für nicht nur zulässig, sondern auch für nothwendig erklärten. Denn es wäre doch in der That seltsam, ja widersinnig, nur die Sünden und Mängel (Defecte) einer selbstherrlichen Nation zu gewährleisten, die Tugenden und Vorzüge aber, das heisst hier, die mittelst der Revision etwa bewerkstelligten Reformen der Mängel von der Garantie auszuschliessen, oder das Leben eines Volks in den bestimmten, für alle Zeit berechneten Ring des gegebenen Pacts gleichsam hineinzubannen. Um einen solchen Preis wäre selbst die Wohlthat der Neutralität zu theuer erkauft und der Inhaber befugt, sie lieber hinwegzugeben. Ueberdiess drängt ein ewiger Frieden von ausssen her leicht zu innern Zerwürfnissen, welche wiederum den Janustempel für die Fremde öffnen können. Mitten im Hellenischen Gottesfrieden wurde z. B. das geheiligte Elis von Parteiwirren zerrüttet und dadurch auch dem Auslande allmählig preisgegeben. Will man also den Buchstaben des Bundesvertrags als unabweisliche Bedingung der Neutralität unverkürzt festhalten, so ist es wohl schicklicher und gefahrloser, jenem kategorischen Vorbehalt lieber zu entsagen denn für immer die Unvollkommenheit eines legislativen Werkes zu tragen. Ueberdiess weiss Jeder, dass manche, theilweise tief eingreifende Bestimmungen des Kongresses vor dem Ansturm der spätern Umstände und Verhältnisse weichen mussten. Polen, Italien, Teutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Spanien bieten für die Hinfälligkeit staatsrechtlicher Beziehungen schlagende Beispiele. So kann denn auch ohne Gefährdung des Europäischen Friedens und ohne totalen Umsturz der staatsrechtlichen Ausgangspunkte eine Reform der Schweizerischen Bundesverhältnisse recht gut stattfinden; nur muss

Digitized by Google

sie sich natürlich hüten vor Eingriffen in fremde Rechte und vor dem Aufgeben historischer, im Volk und Leben begründeter Principien; der Idealstaat ist und bleibt unpraktisch; man kann ihm nur schrittlings sich nähern.

Der Briefwechsel Renggers und Stapfers, welchen der zweite Band enthält, ist gegenüber der allgemeinen Geschichte der lehrreichste: er liefert für die letzten Jahre der Französischen Republik, die ganze Entwicklung des Kaiserthums und der Bourbonischen Herrschaft, besonders von Seiten Stapfers, die wichtigsten Beiträge. Letzterer befand sich Jahre lang zu Paris oder in der Nähe desselben, also in einem wahrhaften Centralpunkt der Zeitbewegungen. Es ist nur zu bedauern, dass der Herausgeber bisweilen etliche Schreiben zu sehr verkürzt und pikanter Stellen beraubt hat. So fehlt z. B. in dem Briefe vom 15. Nov. 1801 gerade die allgemein anziehende, wenn auch etwas zu scharfe Charakteristik Frankreichs und Bonaparte's. Sie lautet also: „Am politischen Himmel sehe ich sehr trübe. Die Coalition für Erblichkeit bildet sich wieder, und diesesmal dürfte sie mehr Erfolg haben, weil die Französische Nation in Erfahrung gebracht hat, dass sie in ihren Rechten gegen einen Wahlkönig weniger als gegen einen erblichen gesichert ist. Nach dieser langen Ruhe gehen die französischen Armeen mit weniger Elastizität und sichtbar wenigerm Vortheil in den Kampf. Die Coalition wird an dem gedemüthigten und aufgebrachten Deutschen Stolz, an den verzweifelnden und erzürnten Freiheitsfreunden und an den geplünderten Nationen mächtige Verbündete finden, zu denen sich die französische Nation selbst gesellen könnte, die Bonaparte sich unterwarf, weil sie von ihm Ruhe und Genuss hoffte und nun mit Schrecken wahrnimmt, dass sein Don Quichotismus in Verbindung mit Willkühr, Herrschsucht und Herzlosigkeit überall Brennstoff zu neuen und verheerenden äussern und innern Kriegsflammen bereitet. Schon regt sich in Bretagne und Poitou der Empörungsgeist wieder. Ich sehe einem constitutionellen Bourbon entgegen, unter dem zwar Frankreichs wahre Freiheit sich consolidiren, aber auch eine unvermeidliche Reaction gegen die Personen Platz haben wird. — Lange dauert übrigens die gegenwärtige Regierung gewiss nicht. Seine (Bonaparte's) rasende Thätigkeit, verbunden mit der permanenten Angst macht ihn entweder in kurzer Zeit toll, oder zieht ihm so viele Feinde und Händel auf den Hals, dass er stürzt."

Digitized by Google

In dieser scharfen, lebendigen Form sind die meisten Briefe Stapfers abgefasst. Bekannt mit den Nationalitäten Frankreichs und des Auslandes, wie er denn Bonaparte und Talleyrand mehrmals besuchte, Wilh. von Humboldt seinen Freund nannte, war jener durch Einsicht und Charakter ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrte vollkommen befähigt, die grossen Schicksale seiner Zeit zu beobachten, und bei der Abneigung gegen umfassende literarische Arbeiten in den vertrauten Briefen eine lange Reihe von wahrhaft historischen Denkwürdigkeiten niederzulegen. Manche später berühmt gewordene Männer gehörten schon vor Jahren zu den Hausgenossen Stapfers, z. B. der jetzige Minister Guizot. „Wenn Sie, heisst es in einem Schreiben vom 28. Februar 1809 (II, 139), den „Publiciste" lesen, so finden Sie mich bisweilen unter der Firma R., meines Freundes Guizot, der bei mir wohnt und mir in der Erziehung meiner Kinder behülflich ist, Unterschrift und die meinige, wenn ihm die Zeit zu Lieferung seines Antheils gebricht." —

Den gewaltigen Umschwung, welchen für Teutschland die von spätern Pygmäen herabgesetzten Befreiungskriege brachten, fühlte auch Stapfer in Paris. Er empfahl der Schweiz, sich dem neuen Leben anzuschliessen und der besonders von den Aristokraten festgehaltenen wälschen Richtung in Sprache, Sitte und Literatur zu entsagen. „Der Einfluss, meldet ein Brief vom 1. Mai 1814 (II, 160), französischer Grundsätze und Sitten auf den Kanton Bern ist gewiss in den meisten Rücksichten höchst nachtheilig gewesen. Um nur von dem intellektuellen und moralischen Interesse unsers Volks zu sprechen, so ist unstreitig die Vorliebe unserer ehemaligen Machthaber für französische Sprache und Lebensweise vorzüglich an dem Zurückbleiben unserer Mitbürger in allen Fächern höherer Bildung hinter unsern nordischen Sprachgenossen schuld. Anstatt uns an deutsche Kultur und an die Denkweise unserer Nation, die ja doch die deutsche ist, anzuschliessen und uns ihre Vorzüge anzueignen, blieben wir ihrem Fortgang grösstentheils fremd, und stehen nun in literarischer und sittlicher Hinsicht weit hinter Schwaben, Sachsen, Brandenburg u. s. w. zurück. Hohe Zeit ist es, uns endlich von diesem uns verwandten Geist ergreifen und von dem edlen Schwunge fortreissen zu lassen, der nun die deutsche Nation nach allem, was gross und schön ist, hintreibt." —

Sind auch bei weitem nicht alle von dem ehrwürdigen Schreiber ausgesprochene Wünsche und Erwartungen eingetroffen, so fordern doch volksthümliche Würde und die einfachste Klugheit, dass Teutschland in dem gegenwärtigen, für die Schweiz wichtigen, wenn auch keineswegs

Digitized by Google

entscheidenden Augenblicke den ehr- und selbstsüchtigen Entwürfen der Französischen Diplomatik als starker Schild entgegentreten und nicht die Sache des Jesuitismus und staatsbürgerlichen Rückschritts vertheidige. Ein entgegengesetztes Verfahren würde die traurigsten Folgen haben und dem Romanismus oder wälschen Princip in der Schweiz neue, Teutschland selbst über kurz oder lang bedrohende Brücken und Strebepfeiler erbauen.

Auffallend und unangenehm berührend ist das strenge Urtheil, welches Stapfer und Rengger über den Geschichtschreiber Johannes Müller fällen. Er kenne, meinen sie, weder die Menschen überhaupt, noch den wahren Gang der Welthändel; es fehle ihm dazu die nöthige Erforschung und der offene gerade Menschensinn; er hasche nur nach Effekt und glaube durch Archäismen und lächerliche Inversionen sich zu Sallust's und Tacitus' Höhe hinaufzuschwingen u. s. w. (II, 126). Diese Sprache, welche von Woltmann an junge und alte Gesellen der Kritik führen, ist gegenüber den erwähnten Schweizern grösstentheils die Frucht des politischen Hasses; man findet sie fast bei allen Vertretern der Helvetischen Schule, welche in dem Landsmann Müller einen Fremden und Diener fremder Interessen zu erblicken glaubte und desshalb auch im literarischen Urtheil bisweilen ungerecht wurde.

Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz, Professor an der Kantonsschule, und Plácid Weissenbach, Mitglied des Grossen Raths. Erster Band. Drittes Heft. Aarau 1847. Sauerländer, Verlagsbuchhandlung.

Auch dieses Heft einer durch Sorgfalt der Bearbeitung und Mannigfaltigkeit des Stoffes empfohlenen historischen Zeitschrift, auf welche die Jahrbücher schon früher hinweisen, enthält sehr lehrreiche und anziehende Artikel. Die vom Prof. Wilhelm Wackernagel ausgegangene Abhandlung über das Schachgabelbuch Konrads von Ammenhausen erhält hier ihren Abschluss. Der Verf. des darstellenden und dichtenden Reimbuches, in welchem das von Indien über Persien und Griechenland namentlich während der Kreuzzüge bei den Abendländern angesiedelte Schachspiel beschrieben und allegorisch-moralisch erklärt wird, war Konrad von Ammenhausen, Lautpriester, d. h.

Digitized by Google

Pfarrer zu Stein am Rhein, einem edlen Geschlecht des Thurgaus entsprossen (I, 51). Er beendigte sein Buch 1337, also in einer demokratisch bewegten, lebendigen Zeit. Darum ist es wichtig für die Kenntniss der politischen, sittlichen und kulturgeschichtlichen Kräfte des vierzehnten Jahrhunderts, in welchem zwar die Kunst der Poesie im obern Teutschland verfiel, aber die bürgerlich-städtische Freiheit einen mächtigen Umschwung nahm. Der Dichter oder Reimchronist stand durch Gemüth und Beruf dem Volke nahe genug, um die Gefühle, Wünsche und Gedanken desselben mit durchlaufen zu können; er gibt desshalb eine Reihe von charakteristischen, den Zeitgeist (ingenium saeculi) treu schildernden Zügen. Alle Stände und Berufsarten führt er vor; das öffentliche und geheime Corporationsleben tritt bei ihm in Handlung. So schildert er z. B. warnend die heimlichen Gesellschaften (Clubbs) in den Städten, welche Unfrieden erzeugen, die Macht des Eides schwächen, wie einst in Lomparten, so jetzt in Swaben (I, 222). — Heinrich Kurz theilt mit das Bündniss zwischen Zürich, Bern und Strassburg im Jahre 1588 nebst der Beschreibung desselben durch Johann Fischart, und unter den Miscellen einen bisher ungedruckten Brief Luthers, Wittenberg am Catharinentag 1518. Der Empfänger ist der Senator Christoph Langenmantel, welcher dem Reformator bei seiner heimlichen Abreise von Augsburg Dienste geleistet hatte. „Ich bin, heisst es neben anderm, fest entschlossen nicht zu weichen und erwarte die Strafen (censuras). Der Herr wird mir Rathgeber und Helfer seyn. Tödten sie mich, so werden sie ja aufhören einen getödteten Floh zu verfolgen (pulicem occisum desistent persequi).“ — Diese Herzensfreudigkeit, diesen demüthigen Todesmuth haben unsere neuen Reformatoren doch nicht; sie sind Kinder der Tagesmode, Mücken, welche sich etliche Augenblicke lang sonnen und dann spurlos untertauchen.

Die Urkunden über das Haus Habsburg, gesammelt und mitgetheilt von Weissenbach, die Alba amicorum in der Zofinger Stadtbibliothek (Stammbuch eines Zofinger Studenten auf der Genfer Universität [1623 — 25] und spätern Rathsherrn in Zofingen, Koller,) endlich Regesten aus dem Klosterarchiv zu Muri, — diese Artikel bringen einen eben so mannigfaltigen als für den besondern Liebhaber lehrreichen Stoff. Es ist sehr zu wünschen, dass man auch ausserhalb der Schweiz der gediegenen Zeitschrift freundlich entgegenkomme. Denn mit der wachsenden Tagespolitik und politischen Journa-

Digitized by Google

listik, namentlich wenn sie unter Censur stehet, gewinnt man doch allein und ausschliesslich keinen historischen Sinn, stumpft ihn vielmehr, namentlich bei der heranreifenden Generation, immer mehr ab.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Dritter Band. Basel, 1846. Schweighäuser'sche Buchhandlung. 8. Vorwort V. Text 378 S.

Diese gehaltvollen Mittheilungen, welche bereits früher in den Jahrbüchern nach Verdienst angezeigt wurden, liefern in dem vorliegenden Bande eine Abhandlung des Staatsschreibers Lichtenhahn über das Basler Bürgerrecht im Bisthum, neue Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte, von Dr. Streuber, Reisebemerkungen von Jakob Bernoulli, von Merian, Mitglied des kleinen Raths, das Studentenleben in Paris zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, nach Briefen dort studirender Basler, von Dr. Fechter, historisch-politische Beobachtungen über den Bund der Stadt Bern mit den Waldstätten vom 6. März 1353, von Dr. Andreas Heussler, Leben des Cardinals Joseph Fäsch, von Dr. Joh. Rud. Burckhardt, und kleinern Mittheilungen, von Prof. Wilh. Wackernagel. Bei den engen Gränzen unserer Zeitschrift muss sich Referent damit begnügen, auf eine genauere Angabe der einzelnen, in ihrer Art vortrefflichen Aufsätze zu verzichten, um nur etliche Stellen aus zwei besonders anziehenden Abhandlungen hervorzuheben. Der berühmte Mathematiker Jacob Bernoulli (geb. 27. Dec. 1654), welcher entgegen der väterlichen, dem Kaufmannsstande zugewandten Neigung später die Lieblingswissenschaft betrieb, (daher sein Motto: „Invito patre sidera verso) machte als Candidat der Theologie nach wohlbestandenem Examen seine erste Reise gen Genf (1676) und von hier, wo er siebenviertel Jahr verweilte, nach Frankreich. Dahin berief ihn der reformirte Markis de Lostanges im Limousin als Informator des einzigen Sohnes; er verhiess freie Kost und noch jährlich 15 Pistolen Salarium, wie sich das handschriftlich vorhandene Reissbüchlein des jungen Baslers ausdrückt. Das damalige Franzosenthum wird in einzelnen, scharfen Zügen etwa auf folgende Weise geschildert: „Mit den Frantzosen umbzugehen soll diese Maxime allervorderst wohl in Acht genommen werden, dass man frisch, unverzagt und unverschemt seye. Sie wissen nichts von Presenten, wenn man

Digitized by Google

etwas haben will, muss man es fordern. Presentiren si einem Was, muss man sich nicht nicht lang weigern, es anzunehmen. Die Frau Marquise in specie ist dem Geitz sehr ergeben, zänkisch, hochtragend, meint man könne ihr um ihr Gelt nicht genug dienen. Je mehr man leidet und still dazu schweigt, je gebieterischer ist sie. Man muss nicht complaisant seyn, und mehr thun, als seines Ampts ist, in der Meinung sie zu obligiren; denn es ist keine Erkenntlichkeit bei dergleichen Leuthen, und ziehen sie es alsbald in eine Schuldigkeit. Je mehr man das Maul aufthut und ihnen widerspricht, je zahmer und thätiger sie wird." — Dieser klugen Lebensregel, welche für gewisse lebendige Charaktere aller Nationen und Zeiten passt, folgt eine eben so wahre, auf viele Frauen wälscher und deutscher Zunge anwendbare Bemerkung über das schöne Geschlecht von Bordeaux." Die Weiber, heisst es, seind durchaus schön genug, trinken nur Wasser, damit sie das teint weiss behalten, leiden im Haus eher Hunger, nur damit sie was für den Arsch zu henken haben." —

In der Holländischen Lebensweise, welche der Reisende 1681 beobachten kann, fällt es auf, dass man aus Holzmangel meistens nur kalte Speisen und täglich bei Sommer und Winter einen grossen Salat verzehrt, nur einerlei tractirt, entweder lauter Fleisch oder lauter Fische, meistens Bier und Brantewein trinkt, in Folge des lucken (lokern) Bodens nur hohen Standespersonen und Doctoribus medicinae in Karossen zu fahren erlaubt, Kinder in kleine Karosses setzt, welche theils von den Vätern, theils von förmlich gezäumten und aufgeputzten Geisböcken gezogen und von den Müttern daneben mit untergestützten Armen begleitet werden. Ein ächt niederländisches Malerbild. — Ueber England, welches der mittlerweile durch seine Schrift über die Cometen schon bekannt gewordene Bernoulli 1682 besucht, wird bemerkt, dass man in den Kirchen während der Predigt immer baarhaupt sitzt, dass die Sammetdecke der Kanzeln die Jesuitische Inschrift I H S in Stickerei führt, dass man die Predigten gewöhnlich abliest, den Altar beim Vorbeigehen durch Bücken ehrt, die Vesper auf papistische Weise und Melodie, jedoch Englisch, singt, im übrigen der Geistlichkeit Lebensgenuss vergönnt. „Sonnsten, heisst es, leben die domine sehr dissolut, man wird sie in allen Coffée- und Music-Häusern antreffen." (S. 144)

Der die Hälfte des Bandes einnehmende biographische Aufsatz über den Cardinal Fäsch, dessen Vater Franz, mit der Corsikanerin Wittwe Ramolini verheirathet, einem alten Basler Bürgergeschlecht entstammte, wird ohne Zweifel viele Leser finden; denn er betrifft nicht nur

Digitized by Google

einen durch Napoleon Bonaparte, den Neffen des Cardinals, welthistorisch gewordenen Gegenstand, sondern liefert auch viele, bisher unbekannte oder nur schwach beleuchtete Züge zu dem Charaktergemälde des Prälaten und seiner vornehmen Sippschaft. Joseph Fäsch, am 3. Jänner 1763 zu Ajaccio geboren, wurde von der Mutter und der um 12 Jahre ältern Stiefschwester Lätitia Ramolini (geb. 1750), welche dem Gemahl und Advokaten Carlo Bonaparte die berühmten Kinder geboren hat, ganz nach den Sitten und religiösen Grundsätzen der damaligen Corsen erzogen; trotziges Selbstgefühl, spröder Stolz, unbedingter Gehorsam gegen die Satzungen und Aeusserlichkeiten der römisch-katholischen Kirche, Rach- und Fehdelust, dann wieder Grossmuth und Gastlichkeit, — diese und ähnliche Merkmale des damaligen und zum Theil noch jetzigen Nationalcharakters der Corsen gingen auch für den jungen, ob seiner körperlichen Schwächlichkeit dem Kirchendienst bestimmten Fäsch nicht verloren; jedoch hat er die schroffen Züge schon wegen des geistlichen Berufs, für welchen besonders der vielvermögende Archidiaconus Lucian Bonaparte, Oheim Carlo's Bonaparte entschied, bedeutend niederzuhalten und zu ermässigen verstanden. Wechselvoll waren seine und der Seinigen äussere Lebensgeschicke; schon im Besitz einer bedeutenden Stelle und nicht unbeträchtlicher Einkünfte wurde er 1793 durch den Gang der Corsischen und Französischen Unruhen genöthigt, gen Marseille zu flüchten und hier Monate lang anfangs im bescheidenen Wohlstande, dann in der tiefsten Dürftigkeit zu leben. Denn da mit dem 9. Thermidor (27. Juli 1794) auch der aufgehende Glücksstern des Neffen Napoleon Bonaparte sich einstweilen verdunkelte, musste Fäsch, seine Schwester Lätitia und die jüngern Kinder derselben mit der grössten Noth kämpfen. „Die nachherigen Könige und Königinnen, sagt der Verf. (225), speiseten mit zinnernen Gabeln und mussten in der damaligen Theuerung bisweilen mit harten Eiern ohne Brot vorlieb nehmen.“ — Auch der nothgedrungene Aufenthalt in Basel, wo Fäsch von wohlhabenden Verwandten Hülfe erwartete, brachte keine wesentliche Erleichterung (1795 — 96); der kinderlose und begüterte 78jährige Pastetenbäcker Werner Fäsch an der Streitgasse, wies den hungrigen Neffen als Sohn eines dem reformirten Glauben abtrünnig gewordenen Bruders und als wälschen Erzrevoluzer schonungslos ab.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Schweizerischen Geschichts-Literatur.

(Schluss.)

Da brachte die Ernennung Napoleons zum Oberfeldherrn in Italien, und noch mehr der reissende Erfolg desselben plötzlich auch einen günstigen Umschwung in die Familienverhältnisse; der Oheim wurde innerhalb eines Jahrs (1796 April — 1797 Apr.) im Gefolge und Dienst des von ihm vielfach geleiteten, ja, bisweilen abhängigen Neffen reich und angesehen. Behandelte doch der letztere bei seiner kurzen Anwesenheit in Basel (Nov. 1797) sogar den kargen, alten Stiefgrossoheim, den Pastetenbäcker in der Streitgasse mit besonderer Aufmerksamkeit (S. 236). Fortan blieb das Glück viele Jahre lang treu; Joseph Fäsch wurde Erzbischof von Lyon oder Primas der wiederhergestellten Französischen Kirche (1802), deren Pflichten er mit Würde, Ernst und Nachdruck, neben der früh entwickelten Gemälde- und Kunstliebhaberei zu genügen trachtete, zeigte sich als Cardinal dem Papste trotz des Amtes eines Grossalmoseniers von Frankreich durch Eifer zu Gunsten des Jesuitenordens und auf andere Weise dankbar, trat endlich als Coadjutor des Churerzkanzlers von Dalberg als zukünftiger Primas von Germanien auf, wie sich die dafür erlassene päbstliche Bulle (1806) ausdrückte (S. 265). Dalberg und das Domkapitel begnügten sich dabei nicht, den neuen Kaiser Napoleon förmlich um die Gnade zu bitten, dass er seinem einzigen geistlichen Verwandten jene hohe Stelle vergönnen möchte, sondern sie liessen auch in aller Eile einen Fäschischen Stammbaum anfertigen und allerlei erdichtete Verdienste dieses Baslerischen Geschlechts um Kaiser und Reich ausposaunen (S. 264). Fäsch blieb im Glück meistens besonnen und fest; er trat dem ungestümen Ehrgeiz Napoleons, namentlich bei den schweren Conflicten mit dem Papst (seit 1809), mehrmals offen entgegen und warnte, freilich vergebens, vor Uebermuth. „Er reisst uns alle, klagte der Kardinal immerfort, und sich selbst ins Verderben; er ist dess-

Digitized by Google

halb so hoch gestiegen, weil er die Religion (die römische Kirche) wieder hergestellt, allein er zerstört sein eigenes Werk; es muss ihm übel gehen." (S. 292.) Auch der letzte Versuch, kurz vor dem Russischen Feldzug Kirche und Staat zu versöhnen, scheiterte. „Unglücksprophet, sagte der Kaiser entrüstet über den an die Nemesis mahnenden Oheim, ich bedarf Ihrer Lehren nicht. Gehen Sie in Ihre Diöcese und verlassen sie nicht vor meinem Befehl." (S. 294.) Nach einem andern Bericht (Allgem. Zeitung Nr. 178 J. 1839) soll ihn Napoleon an ein Fenster geführt und gesagt haben: „Sehen Sie jenen Stern, mein Oheim?" worauf Fäsch ihm antwortete, er sehe nichts. — „Ich aber sehe ihn, sagte der immer mehr sich täuschende Kaiser, — und so lange ich ihn sehen werde, wird Frankreich gross und glücklich seyn und ich bedarf Ihrer Rathschläge nicht." — Der wiederholten Theilnahme an dem Schicksal des heiligen Vaters (Pius VII.), welchen man im Sommer 1812 gen Fontainebleau als Gefangenen schleppte, folgte für den Cardinal von Smolensk aus die Androhung harter Festungsstrafe, wenn er noch einmal mit dem störrischen Kirchenfürsten einen Brief wechseln würde. Dennoch erneuerte Fäsch dem Neffen bald nach der Heimkehr von Russland schriftlich die dringende Mahnung zum Frieden mit dem Oberhaupt der Kirche, fand aber wiederum nicht Gehör; der Papst wurde vielmehr durch List und Gewalt veranlasst, eine Art Concordats, welches er einige Wochen später widerrief, zu unterzeichnen. So nahete endlich nach mannichfaltigen Wechselfällen die Entscheidung; von allen Seiten her drangen die Verbündeten in Frankreich ein, nahmen Paris und entthronten den Kaiser. Fäsch ertrug das lange vorher geahnte Missgeschick mit Würde, bezeugte seinem Neffen trotz der erlittenen Ungnade offen die aufrichtigste Theilnahme und folgte dem befreiten Oberhaupt der Kirche, welches ihm so manchen Dienst verdankt hatte, gen Rom (Mai 1814). Hier blieb er mit Ausnahme des mehrmonatlichen, durch die Rückkehr des Napoleonischen Glücks und Unglücks veranlassten Abstechers nach Frankreich (1815) mit seiner vielgeprüften Schwester Lätitia, der neuern Niobe, bis an den Tod (1839). Erst in den letzten Lebensjahren überfiel den sonst gefassten und ruhigen Mann mit der weichenden Gesundheit finsterer Verdruss; er überwarf sich wegen der schwesterlichen Erbschaft mit der ganzen Familie, seinen Jugendfreund Joseph ausgenommen, wurde sparsam, fast geizig, und menschenscheu, bei den Schmerzen des langsam am Leben zehrenden Brustkrebses bis zum letzten Tag (13. Mai 1839) geduldig und standhaft. Diese Schickungen, den Tod, das Begräbniss, die Leichenfeier und Verlassenschaft, die Ver-

Digitized by Google

mächtnisse und Kunstschätze, unter welchen die grosse, 2000 erlesene Stücke enthaltende Gemäldegallerie oben anstehet, schildert der siebente oder letzte Abschnitt des inhaltsreichen Aufsatzes; er schliesst mit einer treuen, die Tugenden und Fehler des Cardinals entwickelnden Charakteristik. „War er auch, heisst es nach einem deutschen Berichterstatter, im ganzen genommen „nicht als ein transcendentales Genie“ zu betrachten, sondern blos ein Mann von Klugheit, von vielem Talent, von einem starken, nüchternen Geiste, ein Mann, der seine einflussreiche Stellung in einer der wichtigsten und schwierigsten Zeiten, welche die Weltgeschichte kennt, würdig auszufüllen im Stande gewesen ist, — so verdient er allerdings unter den merkwürdigen Erscheinungen dieser grossen Zeit ebenfalls erwähnt zu werden und diejenigen Länder und Städte, denen er angehörte, haben immerhin Ursache, sich nicht zu schämen, einem solchen Manne das Daseyn gegeben zu haben.“

Zur neuesten Denkschriftenliteratur Englands.

(Fortsetzung von Jahrg. 1847. p. 895 ff.)

The autobiography and Correspondence of Sir Simonds d'Ewes, Baronet. during the reigns of James I. and Charles I. Edited by James Orchard Halliwell. Esq. In two volumes. London 1845. Richard Bentley. 8.

Diese Selbstbiographie und Correspondenz hat für die Geschichte nicht nur Englands, sondern auch des Continents Bedeutung; sie gibt manche vortreffliche Beiträge zur Aufhellung der damaligen Begriffe über Staat, Kirche und Sitten. Geboren am 18. Dec. 1602 zu Coxden in der Grafschaft Dorset, 1639 Oberscheriff für Suffolk, 1640 — 1643, wo ihn die militärisch-demokratische Partei neben andern Glaubensgenossen hinauswarf, Mitglied des Hauses der Gemeinen, im Bürgerkriege trotz des von Karl I. 1641 erhaltenen Diploms eines Baronet auf Seiten des Parlaments, bis zum Tode (18. April 1650) in selbständiger, meistens literarischen Arbeiten gewidmeter Privatstellung, von gemässigt liberaler Denkart, bieder, ein fleissiger, der Rechte und diplomatischen Geschichte seines Vaterlandes vollkommen kundiger Gelehrter, dem evangelischen

Digitized by Google

Princip unerschütterlich treuer Protestant und als solcher nicht ohne gründlichen Hass der römisch-katholischen Kirche, — so etwa geartet konnte der Verf. bei hinlänglicher Gabe und Gunst der äussern Glücksumstände den Gang der zeitgenössischen Begebenheiten mit ruhigem Blick beobachten und in den hier mitgetheilten, für die Oeffentlichkeit nicht bestimmten Denkwürdigkeiten niederlegen. Sir d'Ewes, auf dem Felde der politisch-antiquarischen Literatur auch als journalistischer Schriftsteller nicht unbekannt, war nicht ohne eine gewisse Eitelkeit, welche bisweilen an lächerlichen Pedantismus streift. Seine Kenntniss der Urkunden und Alterthümer weiss er bei jeder Gelegenheit hervorzuheben; die philologischen, namentlich der lateinischen Verskunst zugewandten Studien, werden nicht verschwiegen, vielmehr mit einem wirklichen Wohlbehagen herausgehoben; jedoch geschieht das alles in dem gutmüthigen, gefälligen Ton eines wirklichen Gentleman, welcher den Fortschritt im Staat und in der Kirche aufrichtig wünscht, alle äusserste Endpunkte, hier der absoluten Monarchie und Theokratie, dort der Demokratie und des kirchlichen, von ihm als Wiedertäuferei geächteten Indepedentismus meidet und in Folge dieses besonnen liberalen Systems überall gegenüber den Revolutionsstürmen scheitert und von der herrschenden Partei, bald dieser, bald jener Seite vielfach gemisshandelt zuletzt in die Stille eines unabhängigen Privatlebens flüchtet, um hier sich, den Seinigen und der Wissenschaft zu leben. Bei Collisionsfällen zwischen dem legal-politischen, dem Königthum treuen Princip und der kirchlich-evangelischen Freiheit schwankt der sonst ruhige und nachgiebige Mann nicht lange; er tritt gegen die Krone auf, sobald sie seinem Bedünken nach dem Kern der Reformation Gefahren bereitet; der Wahlspruch: procul amore, procul livore, procul partium studio," verliert dann gleichsam seine Kraft und der loyale Unterthan, welcher mit seinem Blut Krone und Parlament versöhnen möchte, tritt gegen den König in die Schranken (II, 292). Aus dem Reichthum der Beobachtungen, welche innere und äussere Angelegenheiten treffen, springen einzelne Züge von allgemeinem Interesse hervor. Zwei immer weiter fressende Uebel haben besonders den spätern Durchbruch der Revolution beschleunigt, die Corruption der höhern, durch Adel, Reichthum, Bildung ausgezeichneten Classen und die dogmatische Wort- und Formelnklauberei der bischöflichen Kirche. Wenn es in erster Rücksicht bekannt genug war, dass der grosse Philosoph Franz Bacon der schändlichsten Bestechlichkeit überführt sein Kanzleramt (1621) durch den Spruch des Oberhauses verlor, so gibt hier d'Ewes nachträglich Einzelnheiten, welche Ehrgeiz, Hochmuth und Trotz auf den Schirm des elenden,

Digitized by Google

aber gewaltigen Herzogs von Buckingham als Ursachen des Falls bezeichnen und endlich sogar die Makel der unnatürlichen Wollust auf den Charakter des gefeierten Juristen und Philosophen werfen (I, 191). Man schmuggelte Zettel in seine Wohnung ein, welche besagten:

Within this sty a hog*) doth lie,
That must be hag'd for villany d. h.
In diesem Stalle liegt ein Schwein,
Am Galgen müsst' es eher seyn! —

Nicht viel besser ging es mit der vornehmen studirenden Jugend. Saufen, Lärmen, Fluchen und Schwören, grobes und feines Spotten über die Abendmahlsfeier, welche man trotz der strenge beobachteten äussern Bräuche innerlich verachtete, Leib und Seele schwächender Weiberbesuch, — diese und ähnliche Ausschweifungen galten zu Cambridge bei dem grössten Theil der Studentenschaft als guter Ton. Die Lehrer machten ihn entweder mit oder stellten sich unwissend, um ja nicht die Gunst der künftigen Hoffnung des Vaterlandes zu verlieren (I, 141 seqq.). Ein wahrhaftes Schauergemälde der niedrigsten Verworfenheit, maasslosesten Härte und Rachgier tritt in der genauen Schilderung des an dem Rechtsgelehrten und höhern Staatsbeamten Thomas Overbury vollzogenen Giftmordes. Die erste Stelle übernahmen dabei König Jakobs I. damaliger Günstling, Robert Carr, Graf von Rochester, bald Herzog von Somerset, und Franciska Howard, Gräfin von Essex; mitbetheiligt sind Heinrich Howard, Graf von Northampton, damals Grossiegelbewahrer, und andere Hochadelige. In untergeordneter, dennoch wirksamer Stelle handeln die liederliche Frau Turner, welche daneben Zauberei treibt, mehre quacksalbernde Aerzte, Apotheker und Handlanger. Roher Aberglaube, rücksichtslose Wollust und Rachgier, kalt berechnende Bosheit bilden einen wahrhaften Teufelsbund, welcher vor nichts erschrickt und nicht eher ruhet, bis das Opfer gefällt, das Ziel der verruchtesten Wollust erreicht ist. D'Ewes (II, Cap. V.) und die von einem Zeitgenossen abgefasste geheime Geschichte (II, Anhang) erzählen übereinstimmend das furchtbare Verbrechen, die zufällige Entdeckung desselben und den darauf eingeleiteten Strafprozess. Das ganze bildet eine schauerliche, an Abentheuern reiche Diebs-, Mord- und Zaubernovelle aus dem wirklichen Leben, allein hinlänglich, um die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Staats- und Sittenreform, namentlich für die höhern Stände mit Inbegriff des Throns zu beweisen. Der Her-

*) Anspielung auf den Beinamen Bacon-Speck.

Digitized by Google

gang dieses schrecklichen, bisher nur unvollständig bekannt gewordenen Ereignisses ist kurz folgender. Seit Jahren lebte der gutmüthige, reiche, schon etwas betagte Graf von Essex und Franciska Howard, die leichtfertige, ehr- und herrschsüchtige Tochter des Kronschatzmeisters Thomas Howard, Grafen von Suffolk (d'Ewes I, 70), in scheinbar glücklicher Ehe. Der Mann, durch wirkliche Zärtlichkeit bestimmt, that alles, um der jüngern, schon früh, was er nicht wusste, verbuhlten Frau zu gefallen. Diese, von dem plötzlich aufsteigenden Glanz des königlichen Günstlings Robert Carr's, Vicomtes von Rochester, angezogen, umgarnte den neuen Gegenstand ihrer Zuneigung so lange mit allen Künsten der Verführung und Koketterie, bis er, von Natur leichtfertig und damals unvermählt, nachgab, in allerlei Winkelhäusern, zuletzt ziemlich offen den gesetzwidrigen Umgang gestattete. Des ruchlosen Weibes Oheim, der Graf von Northampton, Grosssiegelbewahrer, billigte und begünstigte das sträfliche Verhältniss, um mittelst der ränkevollen, tollkühnen Nichte den allgewaltigen Günstling Jakobs für selbstsüchtige Zwecke unbedingt zu leiten. Daher wurde nach allerlei Zwischenscenen und vorbereitenden Schritten anfangs verstohlen, dann unzweideutig der Rath ertheilt, den getreuen, arbeitsamen Freund und Amtsgenossen Rochesters, Sir Thomas Overbury um jeden Preis zu beseitigen. Denn der biedere Mann hatte ernst den Grafen, seinen Gönner und Vertrauten ermahnt, den ehebrecherischen Umgang mit der Essex aufzuheben. Diese, der Oheim und Buhle beschlossen darnach den Tod des unbequemen Mannes. Demnach wurde Overbury, welcher auf den Rath seines angeblichen Freundes und Gönners Rochester eine zwar einträgliche und ehrenvolle, jedoch das amtliche Aufrücken störende Gesandtenstelle nach Russland oder Brabant abgelehnt hatte, auf Befehl des darob zürnenden, von Rochester heimlich überredeten Königs für etliche Wochen, wie es heisst, einer leichten Towerhaft übergeben. Diese verwandelte sich aber bald entgegen dem Wissen und Willen Jakobs, welcher sich um den Gefangenen nicht weiter kümmerte, in eine Monate lang dauernde Folterkammer. Die vornehmen Verbrecher nämlich gewannen durch Geld den neuen Befehlshaber, Ritter Jervis Elvis (I, 73), den ruchlosen, für den Mord eigends hineingeschobenen Wärter Richard Weston, mehre quacksalbernde und Zaubermittel bereitende Aerzte, Apotheker und andere untergeordnete Helfershelfer. Monate lang 21. April — 15. September des Jahres 1613) wurde fortan in bald kleinern, bald grössern Dosen das auf allmählige Ertödtung berechnete Gift verabreicht; die kräftige Natur widerstand, obschon unter wachsenden Qualen; erst spät, als Rochester in erheuchelter

Digitized by Google

Freundschaft Theilnahme und baldige Freiheit verhiess, stieg der Gedanke an gewaltthätige Behandlung in dem Kopf des unglücklichen Overbury auf; es erfolgte zu spüte Vorsicht bei dem Genuss der Speisen und Getränke; denn schon hatte das Uebel den gesammten Körper ergriffen, Krämpfe, Geschwüre und andere Auswüchse hervorgetrieben; Kälte und Hitze wechselten im schrecklichsten Fieberparoxismus. Diesen Wendepunkt benutzten die lauernden Mörder; es gelang ihnen nach mehrfältigem Suchen einen in dergleichen Handgriffen erfahrenen Apotheker, de la Bell geheissen, durch 10 Pfund Sterling für wirksame Theilnahme zu gewinnen. Sofort bereitete der Mensch als Kunstverständiger dem Kranken vorgeführt ein Klistir mit Quecksilbersublimat und übernahm persönlich die Anwendung; unter fürchterlichen Schmerzen verschied etliche Stunden später der Gefangene (II, 386). Dieser, sprengten die Gräfin Essex, der Vicomte Rochester und Consorten aus, sei in Folge wüsten Lebens an der Lustseuche gestorben; man verscharrte den Körper wie den eines gemeinen Verbrechers und Selbstmörders. Jetzt von ihrem, wie sie wähnten, gefährlichsten Widersacher befreit, bewerkstelligten die Hauptagenten endliche Scheidung Franciska's von dem Grafen Essex, welcher die gesammte Mitgift zurückzahlen musste, und feierten ein prunkvolles Ehebündniss. Ja, König Jakob erhob den ruchlosen Günstling zum Herzog von Somerset, sparte keine Ehre und Gnadengeschenke. Zwei Jahre lang ruhete das Verbrechen im Grabe; endlich wurde es (1615) mittelst einer zufälligen Reihe von Umständen entdeckt, vor Gericht gezogen, durch Zeugen und Geständnisse erhärtet. Aber nur die untergeordneten Werkzeuge, wie der Towerbefehlshaber Elvis, der Wärter Weston, die Kupplerin Turner und Andere traf die verdiente Todesstrafe; die vornehmen Sünder entgingen ihr durch — königliche Begnadigung. Jedoch verlor Somerset den Posten des allgewaltigen Günstlings, welchen Villiers, der spätere Herzog von Buckingham ersetzte, und zog für etliche Monate in den Tower; das ruchlose Weib, ob des eingestandenen Mordes zur Enthauptung verurtheilt, jedoch begnadigt, lebte gleichfalls kurze Zeit in der Haft; sie starb Jahre lang später in Dunkelheit; ihr Oheim, der Graf von Northampton, entkam zur rechten Zeit durch den natürlichen Tod der gerichtlichen Untersuchung und dem Beil des Henkers. —

Auch die Continentalgeschichte wird vielfach durch Briefe und Denkschriften erläutert. Die compakte Spaltung in eine evangelische und römisch-katholische Partei und daran geknüpfte politische Bestrebungen und Tendenzen hielt das beobachtende und thätige Interesse in stäter Spannung und Wirksamkeit. Eine gerechte oder auch schwächliche

Digitized by Google

Mittelfraction (juste-milieu) fehlte entweder oder trat nur äusserst selten in einzelnen überragenden Persönlichkeiten, z. B. Thuanus, hervor. Die Beobachtungen und Berichte sind daher meistens lebendig, wenn auch nicht ohne Befangenheit und Parteinahme. Englisch-Irländisch-Schottische Katholiken und Protestanten folgten mit gleicher Theilnahme den Bewegungen und Wechselfällen des Festlandes, steuerten durch Geld, Agenten, Soldaten bei zur Entscheidung der dort geführten Kämpfe. Wie die Katholiken hatten auch Protestanten damals noch das Gefühl und Bewusstseyn der Einheit, welche trotz der Secten und theologischen Factionen bei kritischen Augenblicken hervortritt, gemeinsamen Zielpunkten zugewandt. Für England mussten daher vor dem Beginn der Revolution und selbst im ersten Laufe derselben die Französischen Hugenottenfehden und die labyrinthischen Gänge des an Teutschland geknüpften dreissigjährigen Krieges eine besonders anziehende Kraft darbieten. Davon gibt auch d'Ewes hinlängliches Zeugniss; seine Tagebücher und Briefe enthalten eine fast ununterbrochene, bald kürzere, bald genauere Erläuterung jener grossen, tragischen Ereignisse; sie bieten sogar manches Neue, beleuchten einzelne im Parteigedränge unstät verschwimmende Thatsachen mit prüfender Fackel. Es wird genügen, dafür nur zwei Beispiele als Beweise des eben geäusserten Urtheils herauszuheben. „Rochette, schreibt am 28. Jul. 1628 Robert Gell (II, 201), ist noch immer im äussersten Elend. Zehn harmlose Weiber, welche Schellfische und Kräuter wider den Hunger suchten, wurden zwischen der Stadt und dem Lager (der Katholiken) von eben so vielen Soldaten des Königs (Ludwigs XIII.) geschändet und dann entlassen. Das nahmen die jungen Leute der Bürgerschaft zu Herzen; zehen von ihnen kleideten sich als Mädchen aus; mit Dolchen in den Taschen und unter dem Brustlatz, Körben in den Händen, wie zum Schellfischsuchen, gingen sie hinaus. Sogleich kamen zehn Soldaten heran und begannen zu kosen, fanden aber eine so schlechte Aufnahme bei den jungen Männern, dass sie sich ihnen ergeben und in die Stadt als Gefangene folgen mussten. Nach schwerer und barbarischer Bestrafung (Eunuchen? Galli?) wurden sie dann entlassen und nach dem Lager ihrer Heldenthaten zurückgeschickt."

Aus der Geschichte des dreissigjährigen Kriegs mag am schicklichsten der Fall und Untergang Magdeburg's gewählt werden. Die häufig zur Unzeit kritischen Teutschen haben in jüngster Zeit mehrmals an der gewöhnlichen Erzählung gemäkelt und in dem schauerlichen Ereigniss einen spätern, von den Protestanten ausgebrüteten Mythos zu entdecken gewähnt. Sir d'Ewes, welcher die Neuigkeit gewissermaassen aus der

Digitized by Google

ersten Hand bekommt, berichtet darüber in seiner Selbstbiographie zum Jahre 1631 dem Wesentlichen nach Folgendes (II, 61).

Diese Freude (über die niederländischen Nachrichten) wurde nicht lange darauf durch Trauermären aus Teutschland getrübt; sie berichteten den schrecklichen und stets beklagenswerthen Fall der berühmten und festen Stadt Magdeburg, welche Johann Graf von Tilly theils erstürmte, theils durch den Verrath etlicher Bürger gewann, Dienstags des Morgens am 10/20. Mai. Der Platz wurde von den blutgierigen Wallonen, den unmenschlichen Kroaten und andern herzlosen Soldaten der kaiserlichen Armee so verwüstet und ausgeplündert, dass innerhalb 12 Stunden die ganze Stadt mit Ausnahme von 139 Häusern und 2 Kirchen in Flammen aufging; nahe bei 2400 Männer, Weiber und Kinder wurden erschlagen, verbrannt oder erstickt; etliche ertranken daneben in der Elbe. Man verglich nicht ohne Grund dieses schreckliche Ende Magdeburgs mit der Zerstörung Trojas durch die Griechen und Jerusalems durch die Römer. Tilly, wird weiter berichtet, habe die Gräuel weder geboten noch gebilligt, vielmehr beklagt und oft geäussert, Blut fordere Blut, desshalb auch nach dem Verlust der Schlacht bei Leipzig ausgerufen: Magdeburgs Blut schreit über uns um Rache! — (S. 63.) Diese Nachrichten mit Ausnahme des Tilly günstigen Urtheils bestätigen so ziemlich den von Chemnitz (Schwedenkrieg 150 — 160) und vom theatrum Europaeum später gegebenen, ausführlichen Bericht; sie verdienen als Ueberlieferung eines scharf beobachtenden, den Begebenheiten nahe stehenden Zeitgenossen auf jeden Fall Beachtung. Ueberdiess wendet d'Ewes eine besondere Aufmerksamkeit dem Teutsch-Schwedischen Kriege zu, wie er denn in den Berichten über den unglücklichen König und Pfalzgrafen Friedrich und die Gemahlin desselben, Elisabeth, Tochter Jakobs I., äusserst sorgfältig verfährt. Die darauf bezüglichen Nachrichten sind schon desshalb sehr beachtenswerth, weil der Verf. die erlauchten Persönlichkeiten kannte und ihre Sache durch Wort wie That nach Kräften zu unterstützen suchte. Nicht minder anziehend sind einzelne Bemerkungen über Gustav Adolf; der König habe, meint d'Ewes, seinem weltlichen Glück bisweilen zu viel vertraut und vorahnend selbst einem hochgeachteten Schottischen Geistlichen, Mr. Forbas, eingestanden, Gott werde ihn, welcher den Waffen des Fleisches hin und wieder ein zu starkes Gewicht beimesse, entweder bald von der Welt abberufen oder den Feinden einen namhaften Sieg schenken (II, 85). — Wie stark wahrhaft konstitutionelle Gesinnungen und Rechtsbegriffe bereits in den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts auch einen milden, loyalen Charakter, wie ihn der

Digitized by Google

Verf. überall zeigt, ergriffen und durchdrungen hatten, erhellt besonders aus den Betrachtungen, welche an die gesetzwidrige, berühmte Steuer des Schiffsgeldes (ship-money) geknüpft worden. Sie sind der Art, dass eine stellenweise Aufnahme am besten den Urheber und die Zeit desselben schildern mag. „Nie sahe ich," heisst es, in meinem Leben so viele traurige Gesichter in England als jene Steuer veranlasste; ja, Bestürzung und Kummer brachen meistens in schmerzliche Klagen aus, nicht nur wegen des gegenwärtigen Drucks, sondern auch als Vorzeichen der Zukunft und des Ausganges. — Offen sagte der oben genannte Richter Hutton: „es liegt nicht in des Königs Prärogative unter Herzbrennen (heartburnings) der Unterthanen Gut zu nehmen." — Manche hielten in ihrer Ueberweisheit den König für desto glücklicher, je weniger er fortan des Parlaments bedürfe; aber wie haben sie sich getäuscht, es wäre denn dass nach ihrem Bedünken ein Fürst Glück geniesst, wenn ihm die Liebe der Unterthanen fehlt, die Wahrheit verborgen bleibt, Gebrechen des Staats und der Kirche in unheilbare Krankheiten umschlagen! — Wenn gleich in frühern Zeiten der Englische Adel dem Könige bisweilen Schachmatt bot und dieses oder jenes Parlament der Krone wahrhaft gefährlich wurde: so haben sich doch seit dem Leuchten des Evangeliums die Parlamente nicht nur als getreue Räthe, sondern auch als Burgen und geweihete Stätten des Fürsten erwiesen; mancher Bösewicht wurde aus Furcht vor dem Parlament von schlimmen Praktiken und Werken im Staat und in der Kirche abgeschreckt. Ketzerei, Bestechlichkeit und Unterdrückung, eine ganze Welt anderer Verbrechen würden am hellen Tage frech einherschreiten, wenn die Guten und Redlichen kein Parlament hoffen, die Bösen und Gottlosen dasselbe nicht fürchten dürfen. Könige nämlich sind nur Menschen; ihr Unglück will es gewöhnlich, dass sie entweder von den Plackereien und Bedrückungen der Unterthanen keine Kenntniss bekommen oder dass, wenn es etwa geschieht, dieser oder jener Magnat, zum Theil aus Gewinnsucht, die Sache vertuscht. Darum wollte unser siegreicher König Wilhelm I., der Eroberer geheissen, bei dem Antritt der Regierung sogar Angelsächsisch lernen, um desto besser die Klagen der neuen Unterthanen zu hören; denn er fürchtete, seine Normänner würden sich zur Bedrückung neigen. — Die Fürsten der Türken und Perser besitzen, wie wir sehen, unumschränkte Gewalt nicht nur über die Güter, sondern auch über die Freiheit und das Leben ihrer Unterthanen. Aber sind sie wegen dieses errungenen und ausgeübten schändlichen Tyrannenregiments auch nur um ein Jota glücklicher? Gewiss nicht; denn desshalb wird der eigentliche Grund und Boden ihrer Herrschaften

Digitized by Google

vernachlässigt und brach gelassen. Selten wohnt ein Türkischer Pascha oder ein Persischer Herr unter den Sofis in einem schönen, angenehmen House; kaum gibts bei den Griechen, welche einst Künste und Wissenschaften pflegten, unter dem Türkischen Joch einen gelehrten, hochherzig gesinnten Menschen. Und das geschieht, weil der Oberherr Macht besitzt, Güter hinwegzunehmen, oder, was das gleiche ist, willkürlich mit Steuern und Tellen zu belegen. Darum freut sich Niemand seines Eigenthums, denkt an keine Verbesserung der Land- und Hauswirthschaft, überlässt sich vielmehr grösstentheils dem Laster, der Faulheit und Ueppigkeit, wie das die Türken thun." (II, 133. 134.) Man sieht aus dieser Stelle, dass Herr d'Ewes bei all seiner Mässigung doch ein parlamentarisches Gemüth besass, welchem er auch im Augenblick der Krisis zu folgen die Kraft hatte.

Kortüm.

Geschichte der Chalifen. Nach handschriftlichen, grösstentheils noch unbenützten Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Weil etc. Zweiter Band. Die Abbasiden bis zur Einnahme von Bagdad durch die Bujiden. 132 — 334 d. H. = 749 — 945 n. Chr. Mannheim 1847. Verlag von F. Bassermann. XIV u. 698 S. 8.

Vorliegender Band, welcher mit der Regierung des Saffah beginnt, und bis zur Entthronung Almustakfi's sich erstreckt, enthält die Geschichte des Chalifats von Bagdad, von seinem Entstehen bis zu seinem tiefsten Verfalle. Es übertraf in seiner Blüthe das von Medina und Damask an äusserm Glanz, es erzeugte und pflegte ein wissenschaftliches Streben, das bisher den Arabern ganz fremd war, an wirklicher Macht und moralischer Kraft standen aber die Abbasiden ihren Vorgängern weit nach, denn die Gründung ihrer Herrschaft trug schon den Keim der Auflösung in sich. Die zwei Häupter der Abbasidischen Missionäre, denen sie ihren Sieg über die Omejjaden verdankten, Abu Salama und Abu Muslim, wurden von den zwei ersten Chalifen gemordet, weil sie, einmal zum Throne gelangt, um sich auf demselben zu behaupten, das Gerüste zerstören mussten, auf welchem sie emporgestiegen. Der Verf. hat die wichtigsten Momente aus der Geschichte der sechs ersten Chalifen an diesen Grundgedanken geknüpft. Er hat aus einer den Annalen des Tabari entnommenen Correspondenz des Chalifen Manssur mit Abu Muslim

Digitized by Google

und dem Aliden Mohammed nachgewiesen, dass die Nachkommen des Abbas, nicht nur denen Muawia's, sondern mehr noch denen Ali's gegenüber, Usurpatoren waren. Die Anhänglichkeit an das Geschlecht Ali's feuerte das Volk zum Kampfe gegen die Omejjaden an und als der Sieg errungen war, erndteten die Abbasiden allein, mit Hülfe einiger Heerführer alle errungenen Vortheile. Der Verf. hat ferner aus demselben Briefwechsel dargethan, dass die Abbasiden, nicht nur auf Kosten der arabischen Nationalität, welche den Persern, ihren eifrigsten Helfern, geopfert ward, sich den Weg zum Throne gebahnt, sondern dass sie, um diese zu gewinnen, auch das innerste Wesen des Islams verläugneten. Was die Feinde der Fatimiden diesen zum Vorwurf machen, allegorische Deutung des Korans und die Lehre vom Imamat die in ihrer vollen Ausbildung die Grundpfeiler des Islams zerstörten, fällt auf die Abbasiden zurück, die dann vergebens sich bemühten wieder zum Alten zurückzukehren. Die von ihnen gepredigte Doctrine verwickelte sie in fortwährende Kriege gegen Aliden sowohl als gegen schwärmerische Perser, wie Mukanna und Babek, und die von ihnen bewaffneten Fremdlinge waren nicht mehr zu unterjochen und wurden bald nicht nur die Herrn der arabischen Völkerschaften, sondern auch ihrer Fürsten. Für europäische Leser ist daher auch die in diesem Bande behandelte Periode weit interessanter als die frühere, weil sich die Masse der Ereignisse mehr um bestimmte Ideen als um Personen reiht. Eine andere für Europäer mehr anziehende Seite bietet die in diesem Zeitabschnitte sich entwickelnde arabischen Literatur, welche einerseits der grossen Staatsumwälzung, die dem gebildeteren persischen Elemente das Uebergewicht verschaffte, ihre Förderung verdankte, andererseits wieder mit spätern wichtigen politischen Begebenheiten in engster Verbindung stand. Um diess recht anschaulich zu machen hat daher auch der Verf. bis zum Chalifate Mutawakkils, wo die Politik der Chalifen auf die Literatur grossen Einfluss übte, die Geschichte der literarischen Bestrebungen der Araber an die der Chalifen geknüpft. Vom Tode dieses Fürsten an schien es ihm aber zweckmässiger die Literaturgeschichte im Zusammenhange in einem besondern Abschnitte zu besprechen.

Was den Plan und die Methode betrifft, welche bei Bearbeitung dieses Bandes eingehalten wurden, und die wegen der Zersplitterung des Stoffes von dem im ersten Bande befolgten verschieden sein mussten, verweist Ref. auf die Vorrede und bemerkt hier nur, dass aus den Annalen der verschiedenen vom Chalifate losgerissenen Fürstenthümern alles

Digitized by Google

aufgenommen ward, was zum Verständnisse des Hauptgemäldes, der eigentlichen Chalifengeschichte, nothwendig war.

Mit besonderer Ausführlichkeit wurden die Kriege zwischen dem byzantinischen Reiche und dem Chalifate dargestellt und dabei die christlichen und muselmännischen Quellen mit einander verglichen und gegenseitig ergänzt oder berichtigt. Auch der Ursprung der Fatimiden so wie ihre ersten Kriege und ihre Polemik gegen die Abbasiden und der damit zusammenhängende Untergang der Aglabiten wurde umständlich erörtert, theils wegen ihrer Wichtigkeit an und für sich selbst, theils weil der Verf. in einigen wesentlichen Punkten von de Sacy abweicht, der bekanntlich diesen Gegenstand in seiner Geschichte der Drusen behandelt hat. Manche neue Aufschlüsse verdankte der Verf. zwei Handschriften der Gothaer Bibliothek (Nr. 245 und 261 des Möller'schen Katalogs), welche dieser Gelehrte nicht benützt hatte, und die unter Anderm auch Gedichte enthalten, welche unter dem Chalifen Muktadir für und gegen Obeid Allah und seine Abstammung von Ali geschrieben wurden. Dass letztere Handschrift nicht ein Bruchstück von einem der verloren gegangenen grössern Werke Masudi's ist, wie H. Kosegarten in der Vorrede zu seiner Chrestomatia Arabica vermuthet, hat schon H. Nicholson [1]) dargethan und liessen es sich leicht noch triftigere Beweise als die von ihm angegebenen hinzufügen. Eben so wenig kann Ibnu-l-Djazzar, wie H. Slane glaubt, Verfasser dieses Werks sein, da dieser ein treuer Anhänger der Obeiditen war, während in unserm Codex der Verf. an mehrern Stellen seine Verdammung dieses Geschlechts kund gibt. Hingegen hat der Verf. in der Vorrede nachgewiesen, dass auch H. Nicholson in zwei Punkten sich geirrt hat, darin nämlich dass er den Verf. dieser Chronik für älter hält als er in der That ist und dass er glaubt das Werk gehe nicht weiter als bis zum Jahre 320 d. H. Inzwischen schrieb H. Dozy aus Leiden dem Ref., dass sich aus dem die Geschichte von Spanien betreffenden Theile dieser Chronik mit Gewissheit schliessen lässt, dass sie unter der Regierung Hakam's II. (350—366 d. H.) verfasst wurde, denn bei Erwähnung seines Vorgängers findet sich noch die nur bei Verstorbenen übliche Formel „Gott sei ihm gnädig" bei der Geburt Hakam's aber heisst es „Gott gebe ihm eine lange Dauer". H. Dozy glaubt ferner mit Bestimmtheit annehmen zu können, der Verf. dieser Chronik heisse Ibn Kattan, weil er darin eine Stelle wieder findet, welche Ibn Ad-

1) An Account of the establishment of the Fatimide dynasty in Africa etc. Tübing. 1849. p. 36—45.

Digitized by Google

hari in seinem Bajan Almugkrib aus einem Werke des Ibe Kattan anführt, doch scheint Ref. dieser Schluss etwas gewagt, da ja möglicherweise der Verf. der Chronik auch so gut wie Ibe Adhari das Werk des Ibe Kattan benutzt werden konnte.

In Betreff der andern vom Verf. zu vorliegendem Bande benutzten handschriftlichen Quellen, kann auch auf die Vorrede verwiesen werden. Die bedeutendsten für die Geschichte des östlichen Chalifats sind Tabari, Ibe Athir und Ibe Chaldun und für die Geschichte Aegyptens Abu-l-Mahasin. Auch Beladori[1]) aus dem zum ersten Bande nur der Abschnitt über die Eroberung Indiens benutzt werden konnte, hat der Verf. inzwischen ganz durchgesehen und wird einige auf die ersten Kriege der Araber bezügliche Ergänzungen oder Berichtigungen als Anhang zum dritten Bande mittheilen. Von andern spätern historischen Werken hat der Verf. wohl manche durchgesehen, sie aber nicht einmal in der Vorrede angeführt, weil sie doch immer nur wieder die ältern ausschreiben oder abkürzen. Selbst bei Ibe Chaldun hat der Verf. viel weniger gefunden als er namentlich in kritischer Beziehung erwartete. Dieser Historiker verdient keineswegs den ihm von manchen Orientalisten beigelegten Namen eines arabischen Montesquieu, oder verdient er ihr wenigstens nur durch seine Prolegomin. In seinen Geschichtswerken findet man keine Spur von freier selbstständiger Forschung und der Leser findet in den Noten zu vorliegendem Bande mehrfache Beweise dafür, dass er manche seiner Vorgänger noch an Befangenheit und Einseitigkeit übertrifft uno dass er daher nur mit der grössten Vorsicht gebraucht werden kann.

Monumens Arabes g'Egypte de Syrie et d'Asie mineure dessinés et mesurés de 1842 a 1845 par Girault de Pranzey, ouvrage faisant suite aux monumens Arabes de Cordue, Seville et Granade publiés de

---

1) Wann ein anonymer Recensent des ersten Bandes meiner Chalifengeschichte, in den Blättern für literarische Erhaltung, seine Behauptung „es gäbe ältere und bessere Quellen als die von mir benutzten" dadurch zu rechtfertigen sucht, dass er Beladori nennt, gibt er nur einen neuen Beweis seiner Unredlichkeit. Der Quartband des Beladori, der sich lediglich mit der Kriegsgeschichte befasst, ist doch nicht „umfassender" als die drei starken Foliobände des Tabari? Und wie konnte er den vom Verf. in der Vorrede genannten Beladori damit meinen, da er auf die Kataloge von Paris, Oxford, Wien u. s. w. verweist?

Digitized by Google

1836 à 1839. Livr. 1. und 2. Paris, 1846. gr. fol. 4 Seiten Text und 8 Kupfertafeln.

Der Verfasser beabsichtigt mit vorliegendem und dem sich daran reihenden Werke eine Geschichte der arabischen Baukunst nicht nur zu schreiben, sondern durch treue Abbildung der erhaltenen Denkmale im eigentlichsten Sinn des Wortes lebendig darzustellen, eine Methode, die gewiss für das ernste wisssenschaftliche Streben des Verf. zeugt, in dem glücklicherweise die Bildung und Begeisterung des Künstlers mit der Ruhe und dem kritischen Sinne des Archäologen vereint sind.

Was Hr. Girault de Prangey als Künstler zu leisten vermag, das hat er in dem vollendeten Prachtwercke, das die bedeutendsten sarazenischen Monumente Spaniens enthält, bewiesen, über das sich die gewichtigsten Kritiker höchst beifällig geäussert. Beweise von gediegenen historischen und architektonischen Kenntnissen, sowie von gesundem Forschergeiste hat er in dem Buche geliefert, welches den Titel führt: „Essai sur l'architecture des Arabes et des maures en espagne, en Sicile et en Arabie."

Schon in der Einleitung zu letzterer Arbeit, welche der Verf. bescheidener Weise nur einen Versuch neunt, drückte er das Bedauern aus, dass es noch immer an dem nöthigen Material fehle zu einer allgemeinen Geschichte arabischer Baukunst. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat er selbst Syrien, Egypten und Kleinasien bereist und bietet uns nun aus diesen Ländern nicht minder erfreuliche Resultate, als die, welche ihm früher seine Reise nach Andalusien geliefert.

Von den hier angezeigten beiden Lieferungen gehören sechs Kupfertafeln den verschiedenen Moscheen Egyptens und zwei dem Schlosse von Haleb an. Von dem sie begleitenden Texte ist Ref. nur der zugekommen, welcher von der Moschee von Amru zu Altahira oder Fostat handelt, der uns aber zur Genüge überzeugt, dass der Verf. auch alle orientalischen Quellen, welche über die Geschichte der von ihm genau abgebildeten Monumente einigen Aufschluss geben, benutzen wird und da er von Männern wie Reinaud, Perron und Derenburg unterstützt wird, so dürfen wir auch in dieser Beziehung nur Ausgezeichnetes erwarten. So finden wir schon hier, nach einer kurzen auf die Eroberung Egyptens durch die Araber sich beziehenden Einleitung des Verf. einen grossen von H. Derenburg übersetzten Auszug aus Makrisi, welcher die Geschichte dieser Moschee, von ihrer Gründung bis zu Anfang des 9ten Jahrhunderts der Hidjrah, enthält und welcher dann die Grundlage zu des Verf. gelehrten Untersuchungen über das Alter der verschiedenen noch erhaltenen Theile bilden. Die Gründung dieser Moschee setzt Makrisi in das Jahr 21.

Digitized by Google

der Hidjrah, nach der Rückkehr Amrus von der Einnahme von Alexandrien. Mit Recht bringt Makrisi diese beiden Thatsachen in Verbindung, denn erst als diese feste Stadt gefallen war, konnten die Araber an eine dauerhafte Besetzung des Landes und an den Bau einer Moschee denken.

Diese Angabe bestärkt daher auch die Ansicht derer, welche den Fall von Alexandrien in das Jahr 21 d. H. setzen, worüber selbst bei den ältesten arabischen Geschichtsquellen keine Uebereinstimmung herrscht. Bei Ibn Abd Alhakam, der ältesten erhaltenen Quelle über die Eroberung Egyptens, kommen drei verschiedene Traditionen vor, von denen die Eine die Einnahme von Alexandrien in das Jahr 20, die Andere in das Jahr 21 und die Dritte in das Jahr 22 d. H. setzt. Abulfeda und Elmakin, folgen ersterer Ueberlieferung, aber die zweite ist offenbar die allein richtige, wie Ref. schon im ersten Bande seiner Chalifengeschichte (S. 115) dargethan, und auch Beladori, den er inzwischen benutzt, hat, schreibt: Die Hauptstadt Egyptens (Memphis) ward im Jahre 20 der Hidjrah unterworfen und im folgenden Jahre zog Amru nach Alexandrien und nahm diese feste Stadt nach einer Belagerung von drei Monaten." Vergrössert wurde die Moschee Amrus zuerst unter Maslamah-ben-Muchalled (nicht Moslemah-ben-Mokkaleb) und fast gänzlich erneuert durch Abd Alaziz Ibn Merwan und Kurrah Ibn Scherik. Nach Edrisi war die Moschee Amrus, wie die der Omejjaden in Damask, ursprünglich eine grichische Kirche und H. Girault de Prangey glaubt an den noch von dem uralten Gebäude erhaltenen Theilen den byzantinischen Styl von Konstantinapel und Athen zu erkennen, obgleich diese Moschee auch später noch mehreremale zerstört und neu hergestellt wurde. Nach den Untersuchungen des Verf. über die Ueberbleibsel der älteren Moschee, denen wir hier nicht folgen können, geht er zur genauen Beschreibung der jetzigen von ihm abgebildeten Moschee über, welche zur Zeit der französischen Expedition ganz verlassen war und auch als H. Coste sein Werk über Egypten schrieb (1818 — 1826) halb in Ruinen lag, im Jahre 1843 aber wieder aufs Neue hergestellt wurde, weil dieses Gebäude wegen seines Alters noch immer in grosser Verehrung steht. Der Umfang des vorliegenden Werks scheint noch unbestimmt zu sein, doch wird er keinesfalls 30 Lieferungen übersteigen, deren jede vier Kupfertafeln mit erläuterndem Texte von zwei bis vier Seiten enthalten soll. Möge der gelehrte Verf., der dieses Werk auf eigene Kosten herausgibt, diejenige Aufmunterung und Unterstützung finden, die ein unsere Kenntniss der Geschichte der Baukunst im Mittelalter so wesentlich förderudes Unternehmen verdient!

Weil.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

The history of the Almohades preceded by a sketch of the history of Spain, from the times of the conquest till the reign of Yusof Ibn Tashifin, and of the history of the Almoravides by Abdol Wahid Al-Marrekoshi now first edited from a Ms. in the library of Leyden, the only one extant in Europe by Dr. R. P. A. Dozy. Leyden, printed for the London society for the publication of oriental texts and sold by S. and J. Luchtmans. 1847. XXII. S. Vorrede und 290 S. arabischer Text in 8.

Vorliegendes Werk, welches im Jahre 621 der Hidjrah (1224 v. Chr.) geschrieben wurde, hat schon längst die Aufmerksamkeit der Orientalisten und Historiker angezogen. Verschiedene kleinere und grössere Auszüge sind seit dem Jahre 1782 von Asso del Rio, Rinck, Weijers, Hoogvliet, Munk und Tornberg mitgetheilt worden, eine vollständige Ausgabe desselben musste daher um so willkommener seyn, als nur eine einzige Handschrift davon nach Europa gekommen ist und es auch im Orient zu den grössten Seltenheiten gehört. Zwar fehlen auch in dieser Abschrift zwanzig Seiten, doch zum Glück in dem die Geschichte der Omejjaden in Spanien, zwischen Hakam I. und Hischam II. betreffenden Theile, der als Einleitung zur Geschichte der Almoraviden (Almurabitin) und Almohaden (Almuwahhidin) dienen soll und aus andern Quellen leicht ergänzt werden kann. Wichtig ist dieses Werk besonders durch die Geschichte der Almohaden, welche der Verf. zum Theil als Augenzeuge berichtet, zum Theil nach Aussagen höchst glaubwürdiger und wohlunterrichteter Zeitgenossen, unter denen auch Jahja, der Enkel des Stifters dieser Dynastie genannt wird. Abd Alwahid ward im Jahre 581 d. H. in Marokko geboren, wo er bis zum neunten Jahre blieb, dann kam er nach Fez, wo er unter der Leitung berühmter Gelehrten seine ersten Studien machte. In seinem vierzehnten Jahre machte er unter Andern auch die Bekanntschaft des berühmten Arztes Abu Bekr Ibn Zohr (Avenzoar) und acht Jahre später die des Sohnes des grossen arabischen Philosophen Ibe Tufeil. Im Jahr 603 ging er nach Spanien, um in dortigen Schulen seine Studien fortzusetzen und ward im Jahre 605 dem Gouverneur von Sevilla, Bruder des vierten Almohaden, vorgestellt, zu dem er bald in das

Digitized by Google

vertrauteste. Verhältniss trat. Im Jahr 611 war er wieder in Marokko, bei der Huldigung des Sultan Jusuf II., den er auch persönlich kennen lernte. Er brachte dann wieder einige Zeit in Spanien zu, schiffte sich im J. 613 nach dem Osten ein und lebte mehrere Jahre in Egypten, wo er, nach der Ansicht des Hrn. Herausgebers, sein Werk verfasste, das daher auch um so eher als ein ganz unparteiisches angesehen werden kann. Der Text ist, einige unbedeutende Druckfehler abgerechnet, sehr correct und ausser der Vorrede und manchen schätzbaren Anmerkungen verdankt man dem gelehrten Herausgeber auch einen vollständigen Index aller Eigennamen, und ein alphabetisches Verzeichniss der vom Verf. in diesem Buche genannten Quellen, die er zu den frühern Abschnitten benutzt hat.

Moslicheddin Sadis Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentare Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Karl Heinrich Graf. Leipzig, 1846. F. A. Brockhaus. XXII und 302 S. kl. 8.

Diese neue Uebersetzung von Sadi's Gülistan (Rosengarten) bildet den 56. Band der ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes und hiemit ist schon der Standpunkt bezeichnet, welchen sie in der Literatur einzunehmen bestimmt ist. Der Uebersetzer hat sich die Aufgabe gestellt das populärste Werk des lieblichsten persischen Dichters, das seit mehr als zwei Jahrhunderte, sowohl in der Ursprache, als in lateinischen, französischen, deutschen und englischen Uebersetzungen in Europa die Runde macht, dem grösseren gebildeten Publicum in einer Gestalt darzubieten, die nicht nur dieselben Gedanken in ihm erwecken, die dem Perser beim Lesen des Originals vorgeführt werden, sondern ihm auch denselben Genuss verschaffen soll, welchen der Urtext den Landesgenossen des Dichters bereitete. Der Gülistan sollte nicht nur mit seinem Inhalte, sondern auch mit den Einzelheiten seiner Form im deutschen Vaterlande einheimisch werden. Die eingestreuten Verse sind metrisch übersetzt und die mit Reim und Parallelismus einherschreitende Kunstprosa ist auch auf dieselbe künstliche Weise in unserer Sprache wiedergegeben worden, ohne dass durch diesen Zwang die Treue der Uebersetzung viel gelitten hätte. Hr. Graf hat mit Recht die Nachahmung nicht bis zur Annahme des persischen Versmasses getrieben, weil dies auf den deutschen Leser den Eindruck des Künstlichen und Gesuchten machen würde, während der Urtext dem Perser ungekünstelt und leicht dahinfliessend erscheint. Aus demselben Grunde glauben wir aber, hätte auch der Reim in der Prosa wegbleiben dürfen, der

Digitized by Google

nicht nur unnatürlich, sondern zuweilen auch unangenehm das deutsche Ohr berührt. Wenn der Uebersetzer hierin unsern grossen Rückert zum Vorbild nimmt, so hat er nicht genug bedacht, dass die Makamat des Hariri auch in der Ursprache gekünstelt sind, dass sie die gelehrtesten Araber nicht ohne Wörterbuch und Commentar zu lesen vermögen, während Sadis Rosengarten ein wahres Volksbuch ist, das in den Händen aller Perser, die lesen können, circulirt. Dass übrigens bei allem Bestreben die Uebersetzung dem Original identisch zu machen, doch gerade durch diesen Reim manche Wendung desselben verloren geht, wird niemand leugnen wollen. Nehmen wir gleich S. 2. den Text von dem Worte Farrasch bis waassarehi, der in treuer, schlichter Prosa also lauten würde: „Dem Kammerdiener Morgenwinde hat er (Gott) gesagt, einen smaragdnen Teppich auszubreiten, die Amme Frühlingswolke hat er geheissen, die Töchter der Pflanzen in der Wiege der Erde gross zu ziehen, die Bäume hat er mit einem grünblätterigen Gewande, als Neujahrsgeschenk umhüllt, und den jungen Zweigen beim Herannahen des Frühlingsfestes eine Blumenkrone aufs Haupt gesetzt.“ Dafür liest man bei Hrn. Graf: „Seinem Kammerdiener, dem Morgenwinde, hat er gesagt, dass er den smaragdnen Teppich auflege, und seiner Amme, der Frühlingswolke, hat er befohlen, dass sie die Mädchen der Pflanzen in der Wiege der Erde pflege; die Bäume hat er zum Feste des Neujahrskleides mit dem grünen Blättergewande überzogen, und den jungen Zweigen bei der Wiederkehr der Rosenversammlung den Blumenkopfputz angezogen.“ Wo Hr. Graf im Texte ein „Fest des Neujahrskleides“ gesehen hat, weiss Ref. nicht, chilati Newruzi bedeutet wörtlich ein Neujahrskleid, aber besonders ein Kleid das zum Neujahre geschenkt wird, so wie überhaupt das arabische Wort chilatun ein Kleid bedeutet, das jemanden als Beweis der Liebe und Achtung zum Geschenk gemacht wird. Eben so wenig findet sich im Texte etwas von einer „Rosenversammlung“ mausem heisst überhaupt „Fest“ und wird besonders für das „Pilgerfest“ gebraucht, mausemi rabia bedeutet „Frühlingsfest.“

Der Uebersetzung, welche, wie schon angedeutet, mehr dem grösseren Publicum zur Unterhaltung, als den Orientalisten zur Belehrung dienen soll, sind auch Anmerkungen beigegeben, welche die letzten siebenzig Seiten ausfüllen. Sie enthalten grösstentheils Parallelstellen aus dem Pendnameh, historische oder geographische Erläuterungen und Legenden, welche zum Verständnisse des Textes dienen. Bei Letztern ist der Uebersetzer viel ausführlicher als bei Erstern, wahrscheinlich weil ihm der Commentar des Sururi, dem er gefolgt ist, hier mehr Stoff zur Hand gab. Während zum

Digitized by Google

Beispiel die Sagen von Loth, Karun und Alexander dem Grossen mehrere Seiten ausfüllen, werden Mahmud der Gaznavide und Amru Ibn Leith der Saffaride mit wenigen Zeilen abgefertigt. Bei Letzterm wird, eben so wenig als bei seinem Bruder Amru, nicht einmal der Name Saffaride, unter welchem diese Dynastie bekannt ist, genannt, auch ihr Todesjahr, das sonst bei ganz unbedeutenden Männern angegeben wird, fehlt hier und das als Zeit der Entthronung Amru's genannte Datum ist unrichtig. Hr. Graf schreibt nämlich: „Amr folgte seinem Bruder in der Regierung nach wurde aber zuletzt von dem Samaniden Ismael entthront und als Gefangener an den Chalifen geschickt (901)." Amru's Gefangennahme fand nach Abulfeda (II. 384) im Jahre 287 der Hidjrah statt, welches dem Jahre 900 unsrer Zeitrechnung entspricht. Amru's Tod, oder Ermordung fand nach Ibn Athir und Andern unmittelbar nach dem Regierungsantritt des Chalifen Muktafi statt, also gegen Ende Rabia-l-achir des Jahres 289, demnach im April des Jahres 902. In der, Mahmud den Gazneviden betreffenden Note, heisst es: „er eroberte ein Reich, welches sich von dem Kaukasus und von Bagdad bis nach Bengalen und Dekan und von Bohara und Kashgar bis an den indischen Ocean erstreckte. „Dass aber Mahmud nach Bagdad gekommen, oder auch nur die westlichen Provinzen Persiens erobert habe, hat Ref. bei keinem arabischen Historiker gefunden. Erst im Jahre 420 d. H,. ein Jahr vor seinem Tode (421 d. H.), den Hr. Graf auch fälschlich in das J. 1028 statt 1030 setzt, eroberte Mahmud Rei, Kaswin Sawa und einige andre Plätze im nördlichen Irak Adjemi oder Djebel, und später nahm sein Sohn Masud auch noch Isspahan. Chuzistan, Fars, Kerman und das ganze Land zwischen Bagdad und Isspahan, gehorchte aber noch dem Chalifen, oder eigentlich den Bujiden.*) Ref. ergreift diese Veranlassung um ein Versehen Wilkens zu berichtigen, welches leicht zu irriger Ansicht über die Orthodoxie der Sufiten oder über die Mahmuds führen könnte. Man liesst nämlich bei Mirchond, in seiner Geschichte der Bujiden, Mahmud habe, nach der Eroberung von Rei, alle Bücher, welche die Lehren der Sufis und Mutazeliten enthielten, verbrennen und die übrigen nach Chorasan bringen lassen, daraus könnte man schliessen, dass die Bücher der Sufis wie die der Mutazeliten Lehren enthielten, welche dem orthodoxen Islam, dem Mahmud huldigte, zuwider waren. Im Texte ist aber von den Sufis gar keine Rede, sondern von den „hukama" (Weisen) und was hier unter hukama zu verstehen ist, sehen

*) Vergl. Abulf. T. III. p. 74. Mirchond Gesch. der Bujiden v. Wilken in den Abhandl. der Berl. Akad. J. 1835. S. 89. und dessen Gesch. der Gaznaviden v. Vullers p. 226 u. Ibn Ath. unter dem J. 420.

Digitized by Google

wir deutlich bei Ibn Athir, wo man statt hukama Alfalsafa (der Philosophen) liest und wo auch noch die Bücher der Sterndeuterhinzugefügt werden.

Den Anmerkungen wird eine Uebersetzung der Biographie Sadi's von Dauletschah vorausgeschickt, an die mit Recht einige Zweifel und Berichtigung geknüpft werden. Hier sowohl als auf dem Titel nennt Hr. Graf den Dichter „Moslicheddin". Dieser Beiname, welcher bekanntlich „Verbesserer des Glaubens" bedeutet, wird aber mit unpunktirtem h geschrieben, da also der Uebersetzer die Worte Saleh, Abulfutuh, Mahmud u. drgl. mit h schreibt, so weiss man nicht warum bei Moslich ein ch gebraucht wird.

In der Vorrede verheisst Hr. Graf auch eine Uebersetzung des Bostan, von der wir eine baldige Vollendung wünschen, denn wir sehen die Arbeit dieses jungen Gelehrten als eine tüchtige an, welche dem Ziele das er sich vorgesteckt, vollkommen entspricht, und gewiss zur Würdigung und Verbreitung Sadi's in Deutschland vieles beitragen wird.

Weil.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Merkwürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Johann Gottfried Sommer. Für 1848. (Neue Folge. Erster Jahrgang.) Mit einem Stahlstich. Prag, 1848. J. G. Calve'sche Buchhandlung. P. Tempsky, S. LXXIX. 279.

Seit einer Reihe von Jahren, vom Jahre 1823 an, erscheint das Sommersche Taschenbuch ununterbrochen, gleichsam eine Fortsetzung des Zimmermann'schen Taschenbuches bildend. Für alle Freunde der Geographie dürfte vorliegende Schrift sehr willkommen sein, da sie einen umfassenden Bericht der neuesten Reisen und Entdeckungen in fremden, bisher weniger bekannten Gegenden, sowie interessante Schilderungen mancher Länder gibt.

In der Einleitung — auf welche wir die Leser besonders aufmerksam zu machen uns erlauben — finden wir eine „allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und Geographischen Entdeckungen", welche der Verfasser mit einem früher nur spürlich durchforschten Erdtheile, mit Australien beginnt.

Ueber keinen Welttheil hat die jüngste Zeit so mannigfache und wichtige Mittheilungen gebracht, als über Australien. Ein deutscher

Digitized by Google

Reisender, Dr. Leichard, der schon im December 1845 in Australien ankam, hat am 21. December 1846 eine grosse Wanderung durch das nördliche Australien, von Ost nach West angetreten. Die aus acht Personen bestehende Expedition ist nicht allein reichlich mit Lastthieren und Lebensmitteln (auf zwei Jahre) versehen, sondern auch im Besitz aller zum Behufe wissenschaftlicher Beobachtungen erforderlichen physikalischen und mathematischen Instrumente. — Vielfache Aufschlüsse über die nördlichen Regionen Australiens gewährt das in London kürzlich (1846) erschienene Werk „Discoveries in Australia" des englischen Seeofficiers Stockes, der eine Expedition auf dem Schiffe Beagle in den Jahren 1838 bis 1843 an den Küsten von Australien leitete. Fünf Flüsse wurden entdeckt, die geographische Lage einer Menge von Buchten und Vorgebirgen berichtigt, Meerestiefen und Strömungen genau untersucht. Die Naturgeschichte und Völkerkunde wurden dabei ansehnlich bereichert. Als eine interessante Thatsache ist hervorzuheben, dass die Erkundigungen, welche der britische Seefahrer bei Eingeborenen einzog, für das Vorhandensein eines grossen Binnensees in Australien sprechen. Eine neue Insel wurde durch einen Wallfischfänger in den Meeresgegenden südlich von Australien entdeckt, und „Sister Island" (Schwester Insel) genannt. Sie kann namentlich für den Wallfischfang wichtig werden. Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Forschungen des Capitän Blackwood; derselbe hat in der Torres-Strasse (zwischen Australien und Neu-Guinea) eine Aufnahme der unzähligen, einzelnen Corallenklippen versucht, die wie eine Mauer drohend aus dem Meere emporragen und seit Cooks Zeiten der Schrecken aller Seeleute waren. Zuverlässige Karten sollen nun bald diesen furchtbaren Seeweg gefahrloser machen.

In Afrika wurden gleichfalls durch Engländer die bedeutendsten Entdeckungen gemacht. Im October 1846 kehrte über Malta, Algerien und Marseille der Brite James Richardson in sein Vaterland zurück, nachdem er in den Jahren 1845 und 1846 von Norden her, aus Tripoli, in das Innere Afrikas eingedrungen, und ganz allein reisend, in mauriscbem Costüm, ohne irgend eine Empfehlung, aber mit der arabischen Sprache vertraut, auf einem noch nie von Europäern betretenen Wege eine Wanderung durch verschiedene Theile der nördlichen Sahara machte. Sein (angeblicher) Zweck, der ihm auch gelungen sein soll, war: genaue Nachrichten über den Sclavenhandel einzuziehen. — Ueber ein noch grösstentheils unbekanntes Land im Innern von Afrika, Darfur, von dem man seit 1797, wo der Engländer Browne es besuchte, nichts wieder vernommen, ist im Jahr 1845 zu Paris die Schilderung einer Reise erschie-

Digitized by Google

nen, die ein Tunese, Mohamed-Ebn-Omar, gegenwärtig Oberaufseher an der medicinischen Schule in Kairo, in den Jahren 1803 u. ff. durch dieses Land gemacht hat. Durch den Director an der nämlichen Anstalt wurde das Werk in das französische übersetzt, und von dem als Geographen rühmlichst bekannten Akademiker Jomard mit erläuternden Anmerkungen versehen. Künftige europäische Reisende dürften vielleicht — so meint Jomard — über die Geographie jenes Landes vollständigere Auskunft geben, aber schwerlich so genaue und umfassende Daten über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen sammeln können. — Der französische Gelehrte Hericourt, der schon in den Jahren 1839 und 1840 das südliche Abyssinien besuchte, und kürzlich (1846) die Beschreibung einer 1842—1845 ausgeführten Reise nach den Ufern des rothen Meeres, in das Land Adel und das Reich Schoa veröffentlichte, wird nun, abermals unterstützt von der französischen Regierung, eine dritte Wanderung nach Abyssinien unternehmen, die vorzugsweise dem Königreich Gondar gelten soll. (Der von der französischen Akademie der Wissenschaften im Mai 1846 über die Beobachtungen Hericourts auf seiner zweiten Reise im Gebiete der Geographie, Meteorologie, Geologie, Botanik und Zoologie erstattete Bericht lautet sehr rühmend.) Ueber Abyssinien verdanken wir besonders den Engländern Beke und Bell interessante Mittheilungen; vom Tagebuch des letztern, der in den Jahren 1840, 1841 und 1842 die Gegenden am blauen Nil oder Abay durchwanderte, bemerkt eine sehr achtbare deutsche geographische Zeitschrift: der Verfasser lässt uns in seiner schmucklosen Schilderung Abyssinien als ganz im Zustande des (europäischen) Mittelalters erkennen. Feudale Zustände mit Blutrache, mit bürgerlichen Kriegen und dem finstersten Aberglauben verschwistert, treten uns entgegen mit allen ihren dunkelen Schattenseiten für das Wohl des Ganzen; aber sie zeigen sich uns, was das Dasein des Einzelnen betrifft, durchglüht von dem Farbenreichthum zahlloser poetischer Erlebnisse. Aus den flüchtigen Strichen, mit welchen er die Landschaft skizzirt, ahnen wir die unbeschreiblichen Reize eines Alpenlandes unter dem Tropenhimmel, und gern durchschweifen wir mit dem reiselustigen Briten zu Ross, von einem dunkelfarbigen Dienertrupp begleitet, die labyrinthisch sich kreuzenden Gebirgsketten und Plateaus des wasser- und pflanzenreichen Landes voller Waldungen und Seen, auf deren Inseln das Flusspferd sich sonnt. Aus den Brücken gleich Römer-Werken über reissende Ströme geschlagen, aus den Trümmern verfallenen Burgen tönt die Stimme der Geschichte, mahnend an die gesunkene Grösse ihres portugiesischen Erbauers. — Es fehlte keineswegs an ungünstigen Erfolgen mancher Expeditionen, so sollen

Digitized by Google

die französischen Reisenden Antoine und Arnaud Abbadie vom Könige der Gallas zurückgehalten werden; ein junger französischer Offizier, Maizan, der das Festland von Afrika durchforschen wollte, wurde von den Eingebornen aufs grausamste ermordet.

Klein-Asien ist bereits seit längerer Zeit das Ziel vieler Reisenden; unter ihnen nennen wir die Engländer Daniell, Spratt und Forbes, die in Lycien ihre Forschungen anstellten, ferner den Franzosen Le Bas, welcher im Jahre 1843 das alte Mysien und andern Küsten-Gegenden der Halbinsel besuchte. P. von Tchihatcheff, der bekannte russische Naturforscher, beabsichtigt eine geologische Wanderung durch Klein-Asien zu unternehmen; hoffentlich wird dieselbe ebenso wichtige Resultate bringen, als seine Reise im Altai. Besonders verdient um die Kenntniss Klein-Asiens hat sich der Franzose Lottin de Laval gemacht, der als Archäolog und Geograph seit 1842 das ganze westliche Asien und einen Theil von Egypten durchstreifte, und sich namentlich in Assyrien, Persien, Mesopotamien aufhielt; seine umfassende und gefahrvolle Reise ist reich an wichtigen Entdeckungen für Geschichte und Kunst, für Länder- und Völkerkunde. Ueber tausend Abbildungen und Skizzen hat Laval aus den berühmtesten Gegenden eingebracht; von grosser Bedeutung für Wissenschaft und Künste ist ein von ihm erfundenes Verfahren der Abformung, vermittelst dessen er in Paris — wo er sich jetzt aufhält — mehr als fünfhundert babylonische, assyrische, arsacidische und persepolitanische Inschriften nebst Basreliefs und zahlreichen Bildwerken darstellen wird. — Die französischen Consuln Botta und Ronet haben in Mossul mannigfache Forschungen angestellt, und hauptsächlich wichtige Alterthümer entdeckt. Ein als Alterthumsforscher ausgezeichneter französischer Gelehrter, de Mas Latrie, wird ein umfassendes Werk über Cypern, nebst einer genauen Karte der Insel herausgeben. Seine Untersuchungen zeigen, dass früher viele irrige Angaben über Cypern vorhanden waren; die gesammte Bevölkerung der Insel schlägt er auf 120000 Seelen an; er rechnet gegen 400 Dörfer, die grösstentheils von Griechen und wenigen Türken bewohnt werden, dagegen nur 84 türkische Dörfer. Ueber Persien sind von einem französischen Arzte, Cloquet, Mittheilungen zu erwarten, und der wohlbekannte französische Naturforscher, Hommaire de Hell hat im Jahre 1846 eine Reise nach Armenien, nach der Südküste des caspischen Meeres und nach Persien angetreten; bei der Tüchtigkeit dieses Gelehrten, darf man eine Reihe interessanter Beobachtungen erwarten.

Die geographische Gesellschaft von St. Petersburg, die zunächst die Erforschung des unermesslichen russischen Reiches im Auge hat, beabsich-

Digitized by Google

tigt eine grosse Expedition nach dem Ural-Gebirge vom 60° n. B. bis zum Eismeer; der Kaiser hat eine jährliche Unterstützung von 10000 Silberrubel bewilligt. Oberst Hofmann, der frühere Gesellschafter Helmersens, steht an der Spitze, begleitet von den Naturforschern Kowalski, Strajewski und Branth; der letztere war bekanntlich der treue Gefährte Middendorfs auf dessen sibirischer Reise. Sibirien wurde im Jahre 1845 von dem finnländischen Sprachforscher Castren besucht, der namentlich über Sprache und Sitten der verschiedenen Volksstämme scharfsinnige Bemerkungen veröffentlichte. Eine der bedeutendsten Reisen aber für die Geographie ist jene, welche die französischen Lazaristen-Missionäre Gabet und Huc im Jahre 1846, freilich zum Theil wider ihren Willen, durch das Innere des chinesischen Reiches gemacht haben; die von ihnen durchwanderten Länder dürften kaum je von einem Europäer betreten worden seyn. „Gabet, der sich seit 1844 in der chinesischen Mongolei befand“ — sagt unser Verfasser — „war nebst seinem Gefährten Huc nach einer ungeheuer beschwerlichen Reise durch Wüsten und Schneegebirge, wo nur Gerippe von Menschen und Kameelen den Pfad bezeichneten, mit erfrorenen Füssen nach Tübet gekommen, wo beide Geistliche in dem Hauptkloster Lamas zu Lassa durch die frommen Bewohner desselben sehr gut empfangen wurden. Der von Seiten des chinesischen Kaisers aufgestellte Commissär oder Resident zu Lassa sah jedoch mit Missfallen diese freundliche Aufnahme der Europäer und brachte es dahin, dass sie ausgewiesen wurden. Auch schrieb er ihnen den zu nehmenden Weg vor; anstatt aber die Missionäre auf der kürzesten Strasse nach Hindostan und den ersten englischen Posten, welche höchstens fünfundzwanzig bis dreissig Tagreisen entfernt waren, bringen zu lassen, mussten sie, Tübet und China die Länge nach durchschneidend, nach Macao gebracht werden. Auf diesem mehr als siebenhundert Lieues betragenden Wege brachten sie acht Monate zu und wurden von den sie begleitenden Truppen so schlecht mit Lebensmitteln versehen, dass sie fast Hungers starben, hatten jedoch keine sonstigen Misshandlungen zu erdulden. Abbé Gabet reiste bald darauf nach Europa ab, und ging am 7. Januar 1847 von Marseille nach Paris, wo er sich mit Beschreibung seiner Reise beschäftigt.“ — Ein anderer französischer Missionär, Grandjean, hat aus Bangkok, der Hauptstadt des Reiches Siam, in einem Schreiben umfassende Nachrichten über eine Reise in der noch wenig bekannten Provinz Laos mitgetheilt. Der westliche Theil des Himalaya und die angränzenden Gegenden werden seit einiger Zeit von dem französischen Naturforscher Robert untersucht.

Digitized by Google

Ueber Süd-Amerika ist von dem Grafen Castelnau ein grösseres Werk zu erwarten; derselbe war entschlossen von Lima in Peru aus über Cuzco nach dem Apurimak zu gehen und auf diesem Flusse und dem Ucayle in den Amazonen-Strom zu fahren. Im Anfange dieses Jahres soll Castelnau wohlbehalten in Para angekommen sein, und man hofft ihn mit den Früchten seiner Reise bald in Frankreich eintreffen zu sehen. — Ein grossartiges Unternehmen wird von einem Engländer, Lord Ranelagh, beabsichtigt; von einer Anzahl Gelehrten begleitet, will derselbe (auf eigene Kosten) auf einem der grossen Zuflüsse des Maranon in das Innere von Bolivia eindringen, zu welchem Zwecke ein zerlegbares Dampfboot mitgenommen werden soll. Ferner hat die nämliche Expedition noch vor, den Maranon bis zu seinen Quellen zu verfolgen, die in der westlichen Cordillere in Peru liegen, und auf dieser Fahrt die Entfernung des stillen Meeres vom Becken des Maranon und die Verbindungswege zwischen beiden genau zu untersuchen. — Auch die Länder an der Nordwestseite Amerika's ziehen jetzt mehr die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Der amerikanische Capitän Fremont der schon früher (1842) die „Rocky Mountains" (Felsen-Gebirge) besuchte, hat seine Forschungen in den Jahren 1843 und 1844 bis in die Gebiete von Oregon und Obercalifornien ausgedehnt, und eine reiche wissenschaftliche Ausbeute gemacht. Neuerdings wurde durch die britische Hudsonsbay-Gesellschaft eine Expedition ausgerüstet, welche den noch gar nicht bekannten Theil der Küste an der nördlichen Ecke des amerikanischen Festlandes, nördlich von Labrador, bereisen soll. Die Expedition besteht aus dreizehn Personen, worunter zwei Esquimos als Führer. Ueber die im Jahre 1845 von England aus unter Segel gegangene Nordpol-Expedition hat man noch keine Nachrichten.

Die einzelnen geographischen Umrisse des Sommerschen Taschenbuchs, welche auf diese allgemeine Uebersicht folgen, sind meist aus anerkannt tüchtigen, englischen Reise-Werken entliehen, die in den letzten Jahren erschienen; es sind folgende:

I. Zur Kenntniss der Sulu-Inseln. Dieser Aufsatz ist entliehen aus dem englischen Werke: Narrative of the United States Exploring Expedition, during the years 1838—1842; by Charles Wilkes, commander of the Expedition. Philadelphia, 1845. Capitän Wilkes, oberster Befehlshaber der nordamerikanischen Erforschungs-Expedition langte am 2. Februar 1842, von den Philippinen kommend, auf der Sulu-Insel an. Bei der wichtigen politischen Rolle die in neuerer Zeit Gegenden des ostindischen Archipels spielen, kann das Bruchstück aus der auch in

Digitized by Google

anderer Beziehung gehaltreichen Schilderung der letzten Entdeckungsreise in Nordamerika den Lesern nur willkommen seyn.

II. Skizzen aus der britischen Cap-Colonie; gleichfalls aus der angeführten Schrift von Wilkes entnommen. Der Schluss des, hauptsächlich commercielle und sociale Verhältnisse betreffenden Aufsatzes bringt eine genaue Uebersicht der Gebiets-Eintheilung der Cap-Colonie in Bezug auf Flächen-Inhalt und Volksmenge, wie sie im Jahre 1842 ermittelt war. Zufolge derselben hat die ganze Colonie eine Area von 109864 engl. (6865 geogr.) Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 153460 weissen Einwohnern; die Gesammtzahl der Farbigen beträgt 10000 Seelen.

III. Bilder aus der arabischen Wüste und Egypten, aus: „a journey across the Desert, from Ceylon to Marseilles. By Major and Mrs. George Darby Griffith. London, 1845. Nach einem mehrjährigem Aufenthalte in Ceylon kehrte der englische Major Griffith mit seiner Gattin im Jahre 1844 auf dem Dampfschiffe Ostindia der ostindischen Compagnie nach Suez und von da zu Lande durch die Wüste, über Egypten und von Alexandria mit einem britischen Dampfer nach England zurück. „Mistress Griffith hat" — so bemerkt Herr Sommer — „diese Reise in einer so unterhaltenden und namentlich über den Flug durch die Wüste und den Aufenthalt in Kairo so viel Neues darbietenden Weise beschrieben; dass ein Auszug des Wesentlichsten wohl einen Platz in unserem Taschenbuche verdient."

IV. Chiwa. Nach Abbott. (Narrative of a Journey from Heraut to Khiva, Moscow and St. Petersburgh, during te late Russian Invasion of Khiva, with some Account of the Court of Khiva and the Kingdom of Khaurism. By Capt. James Abbott. London, 1843.)

V. Madrid. Dieser Auszug stammt aus dem Tagebuch eines ungenannten Engländers (Spain, Tangier, etc. visited in 1841 und 1842. London, 1845) der acht Monate in Spanien und Tanger verlebte, und über seinen Aufenthalt einem Verwandten in London Bericht erstattete. Der Herausgeber hielt es mit Recht für passend, sich auf die vom Verf. besprochenen Merkwürdigkeiten der spanischen Hauptstadt zu beschränken, und alles was Politik betrifft, und durch öffentliche Blätter bekannt geworden sein dürfte, wegzulassen. Wir erlauben uns die Leser auf den Auszug aus dem interessanten und geistreichen Aufsatze des Briten besonders aufmerksam zu machen.

VI. Madagascar. Nach Carayon, Dalmond und Cotais. (Histoire de l'établissement français de Madagascar, pendant la restauration,

Digitized by Google

précédée d'une description de cette Ile par L. Carayon, Capitaine d'Artillerie et ancen commandant du dit établissement. Paris, 1845.) Die geographische Schilderung dieser an der östlichen Seite von Afrika liegenden Insel, der drittgrössten des Erdbodens, welche 1526 durch die Portugiesen Lorenzo Almeida entdeckt wurde, bietet eine Fülle wichtiger und zum Theil wenig bekannter Thatsachen, so z. B. über die klimatischen Verhältnisse. Während man in einem Theile der Insel, auf dem unteren Plateau, eine wahre Frühlings-Temperatur geniesst, empfindet man in den Küsten-Regionen all die Unannehmlichkeiten einer heissen und feuchten Atmosphäre; und dennoch sind gerade die Gegenden an der Küste wegen ihrer Lage, wegen des kräftigen Pflanzenwachsthums, der vortrefflichen Beschaffenheit des Bodens, der Haupt-Schauplatz des Verkehrs. Im Allgemeinen giebt es auf Madagascar, wie in anderen Tropenländern, zwei Jahreszeiten, aber von ungleicher Dauer, die trockene und die Regenzeit. Jene beginnt im August und endigt im December, diese umfasst die übrigen Monate. Die ungünstige Meinung die fast überall über das Klima der Insel herrscht, wurde hauptsächlich durch den Umstand bedingt, dass Europäer — namentlich Franzosen — sich an den ungesundesten Stellen niederliesen, und allerdings Schaaren-weise dahinstarben. Die Franzosen nannten Madagascar auch „das Grab der Europäer." Der Verf. glaubt im Gegentheil, dass eine grosse Strecke der Insel einer vollkommenen Gesundheit geniesst. Madagascar besteht grösstentheils aus Granit und Basalt; von Metallen wird vorzügliches Eisen und Blei in Menge gewonnen. Bergkrystall findet sich bekanntlich in grosser Anzahl, jedoch nicht in den ungeheuern Blöcken, von denen manche Schriftsteller berichten, namentlich von der berühmten Säule, die in der Gegend von Manachar an der Bay Antongil zu finden sein soll. — Die Mittheilungen über Sitten und Gebräuche der Bewohner Madagascars sind höchst anziehend.

VII. Aus der Mandschurey und der Halbinsel Korea. (Novelles Annales Voyages, 1847). Die apostolische Thätigkeit der französischen Lazaristen-Missionäre hat allmählich auch einige Kunde über einzelne Gegenden Asiens verschafft, die bisher noch ein dichter Schleier bedeckte. Dies ist unter andern mit den Bemerkungen über Korea der Fall.

VIII. Skizzen aus der australischen Insel-Welt. (Voyage dans l'Océanie centrale, sur la Corvette francaise le Bucéphale, par M. Ch. Pigeard, officier de la Marine Royale. 1845). „Durch die Bestrebungen der Franzosen auf den Inseln des grossen Weltmeeres feste Punkte zu gewinnen, wird die geographische Kenntniss dieser Welt-Gegend mehr oder weniger ansehnlich erweitert. Namentlich tragen dazu die Be-

Digitized by Google

mühungen der französischen Missionäre bei, welche ausser ihren Arbeiten auf dem Felde des christlichen Glaubens es nicht verschmähen, und auch, ungleich den beschränkten Köpfen der englischen Methodisten grössere wissenschaftliche Bildung und mehr Geschick dazu besitzen, die weltlichen Verhältnisse der ihrer geistlichen Pflege anvertrauten Bezirke ins Auge zu fassen. Wir geben aus dem Reiseberichte des französischen Capitäns Pigeard, welcher in den Jahren 1843 und 1844 den Auftrag hatte, Missionäre nach mehreren Punkten der australischen Inseln zu bringen, einige Auszüge, an welche sich in den künftigen Jahrgängen unseres Taschenbuchs Weiteres anschliessen wird."

Mit den „Skizzen aus der australischen Insel-Welt" schliesst der Jahrgang der neuen Folge des Taschenbuches zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Den Freunden der Erdkunde wird dasselbe nicht allein eine angenehme Lectüre, sondern auch wissenschaftliche Ausbeute bieten. Der beigefügte Stahlstich, eine Ansicht von Suez ist, so wie die ganze Ausstattung vortrefflich und bei dem ausserordentlich geringen Preis, den die achtbare Verlagshandlung von Calve in Prag gestellt, wird Jedem die Anschaffung sehr erleichtert.

G. Leonhard.

Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Von J. Boegner, der Medicin und Chirurgie Doctor, practischer Arzt in Frankfurt a. M., mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. — Mit einer Karte vom Verbreitungsbezirk des Erdbebens vom 29. Juli 1846. Frankfurt a. M. 1847. Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner. 208 S. 8.

„Wir müssen noch die Ursache des unaussprechlich tiefen und ganz eigenthümlichen Eindrucks berühren, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurücklässt. Ein solcher Eindruck, glaube ich, ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit an sind wir an den Contrast zwischen dem beweglichen Element des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, auf dem wir stehen. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben

Digitized by Google

diesen Gedanken befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnissvoll eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in das Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Fall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, den man tritt."

Dies sind die Worte eines unserer berühmtesten Naturforscher, der am späten Abende eines vielbewegten Lebens die, in den weiten Räumen zweier Continente gesammelten Erfahrungen in einem lehrreichen Buche, Kosmos genannt, niedergelegt. Alexander von Humboldt, der während seines Aufenthaltes in Amerika, sich in Gegenden befand, wo Erdstösse fast zu den alltäglichen Erscheinungen gehören, in dem Hochlande von Quito und in Lima, schildert uns mit wenigen, aber ergreifenden Worten den peinlichen, unheimlichen Eindruck, den Erdbeben auf Menschen und Thiere in gleichem Grade machen. Selbst wir, in gemässigten Climaten, wo die rathselhafte, feindselige Naturkraft sich selten, und dann meist nur in geringeren Bebungen und Stössen äussert, empfinden bei deren Eintritt eine angstvolle Beklemmung; wie muss erst der Südländer fühlen, wo Erdbeben in ihrer ganzen, furchtbaren Grösse walten, wo ein Stoss die Arbeit vieler Jahre vernichtet, wo blühende Felder zu Wüsteneien werden, Flüsse ihren Lauf ändern, stehende Sümpfe sich bilden, verheerende Seuchen die kaum dem Tode entronnenen Menschen und Thiere hinwegraffen.

Ein Werk, das die wahrscheinlichen Ursachen der Erdbeben, ihre Wirkungen, die ihnen vorhergehenden und sonst mit denselben verbundenen Erscheinungen mit Genauigkeit erörtert — wie dies in vorliegender Schrift von Boegner der Fall, wird gewiss Vielen angenehm sein, zumal da ausserdem eine gedrängte Schilderung der bedeutendsten Erdbeben und eine chronologische Uebersicht der im mittleren Deutschland vom Jahre 786 bis zu der Katastrophe vom 29. Juli gegeben ist.

Unter Erdbeben versteht man im allgemeinen Bewegungen einzelner Theile der festen Erdoberfläche, die durch eine von innen nach aussen wirkende Kraft erzeugt werden, deren Werkstätte wir nicht kennen. In jenen Gegenden, wo Erdbeben sich energischer äussern — wie in Italien — unterscheidet man drei verschiedene Arten der Boden-Bewegung, nämlich: 1) eine wellenförmige, die sich horizontal fortpflanzt, den Boden abwechselnd hebt und senkt; 2) eine stossende, die wie mit Gewalt einer Mine den Boden in die Höhe schleudert, und 3) eine wir-

Digitized by Google

belnde, wenn die beiden genannten Wirkungen sich vereinigen, oder wenn gleichzeitig wellenförmige Bewegungen nach verschiedenen Richtungen sich durchkreuzen. Die erste der angeführten Bewegungs-Arten, die wellenförmige, ist die am wenigsten gefährliche, sie umfasst alle die kleineren Erdbeben, wie sie auch in Deutschland hin und wieder beobachtet werden. Die Wirkungen der stossenden Kraft sind schon bedenklicher, jene der wirbelnden hingegen die allergefährlichsten; sie fand stets bei den grössten und heftigsten Erdbeben statt.

Die Stärke der Erdbeben ist bekanntlich eine ausserordentlich verschiedene; es gibt kaum fühlbare, und so starke, dass Felsen und Berge zerrissen, ganze Landesstrecken verschoben werden. Von den furchtbaren Erdstössen, die im Jahre 1755 Lissabon und 1783 Kalabrien verwüsteten, berichten Augenzeugen wie die Gipfel der Berge auf und nieder hüpften; einzelne Menschen wurden hoch emporgeschleudert und fielen an ganz anderen Orten wieder zur Erde nieder. Bei den Erdbeben in Kalabrien wurden die Fundamente vieler Häuser — wie der berühmte Naturforscher Dolomieu erzählt — gleichsam von der Erde ausgespieen.

Die Dauer der Erdbeben ist nur sehr gering im Verhältniss zu ihren schrecklichen Wirkungen; ja die Erfahrung lehrt, dass die verheerendsten Stösse, die ganze Städte zerstörten und Tausende unter ihren Trümmern begruben, das Werk eines Augenblicks waren. Die Stadt und Provinz Caracas wurde — so berichtet A. v. Humboldt — durch drei Stösse, deren jeder kaum vier Secunden anhielt, innerhalb einer Minute zerstört und mehr denn 20,000 Menschen kamen dabei um.

Die ungleiche Fortpflanzung der Erschütterungen ist durch viele Beispiele erwiesen. Im Allgemeinen sind sie bei lockerem Erdreich furchtbarer als bei festem Felsboden. Einen lehrreichen Fall von ungleicher Vertheilung der Erschütterung in geringer Entfernung bietet das Erdbeben in Syrien vom 1. Januar 1837; man erzählt, dass von nur einen Flintenschuss auseinander gelegenen Dörfern, das eine durch einen heftigen Stoss zertrümmert, das andere gar nicht von demselben berührt wurde, so dass die Bewohner keine Erschütterung fühlten.

Wiederholung der Erschütterung an demselben Ort kommt nur zu oft vor, es gehört vielmehr zur Charakteristik der Erdbeben, dass sie sich an bestimmten Orten wieder einstellen. Nachdem Cumana am 21. October 1766 durch ein furchtbares Erdbeben zerstört worden war, verharrte die Erde noch vierzehn Monate lang in fast ununterbrochenem Erzittern. Bei der unheilvollen Katastrophe vom 1746,

Digitized by Google

wo die Stadt Callao in Lima verwüstet wurde, zählte man in 24 Stunden über zweihundert der heftigsten Stösse.

Unterirdisches Getöse begleitet gewöhnlich die Erdbeben, selbst die schwächeren. Es gleicht dem Rollen schwerer Wagen auf gepflastertem Wege oder fernem Geschützes-Donner. Das Getöse pflanzt sich nicht — wie man oft glaubt — durch die Luft, sondern in der Tiefe fort. Zahlreiche Beobachtungen in Bergwerken bestätigen dies.

Die durch Erdbeben veranlassten Schwankungen sind nicht immer allein auf das Festland beschränkt; sie theilen sich auch dem Meere mit und rufen ebenso schreckliche Erscheinungen hervor. Bei dem Erdbeben von Lissabon — um nur eines Beispieles zu gedenken — erhob sich, als bereits die heftigsten Stösse vorüber waren, das Meer plötzlich an den Tajo-Mündungen, stieg trotz der Ebbe-Zeit mit furchtbarer Schnelligkeit bis zu 40 Fuss über den Stand der höchsten Fluth, drang in die Strassen ein und zerstörte einen neuerbauten steinernen Damm, auf den sich viele Menschen geflüchtet hatten, die sämmtlich dabei ihren Untergang fanden. — Selbst auf offenem Meere empfindet man die Stösse. Ein fünfzig Seemeilen von Lissabon entferntes englisches Schiff ward während des Erdbebens von einem so heftigen Stoss überrascht, dass das Verdeck beschädigt wurde; der Capitän glaubte zuerst auf eine Klippe gerathen zu seyn.

Es gibt wenig Landstriche, von welchen man mit Bestimmtheit sagen kann, dass sie nie von Erdbeben heimgesucht worden seien. Als fast ganz verschont können gelten: Holland, das nördliche Deutschland, Polen, das mittlere und nördliche Russland, das nördliche Sibirien, die Küsten von Afrika, die mittleren Provinzen des nordamerikanischen Freistaates, so wie der südliche Theil der Ostküste von Südamerika. — Man hat bekanntlich Erdbebenmesser, sogenannte Sismometer, erfunden — weniger zur Messung der Stärke der Stösse dienlich, als zur Bezeichnung der Richtung derselben; auf S. 38 gibt der Verf. eine Beschreibung und Abbildung des besten Instrumentes, erfunden vom Astronomen Cacciatore in Palermo.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bögner: Erdbeben.

(Schluss.)

Ueber den Antheil, welchen die Atmosphäre bei Erdbeben nimmt, ist man noch sehr wenig unterrichtet; anhaltende Trockenheit ging im Allgemeinen vielen Erdbeben voran. Mit den Jahreszeiten stehen die Erdbeben in einem gewissen Zusammenhang; sie treten nämlich in den Tropenländern vorzugsweise um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche ein, und dies scheint sich im Allgemeinen auch in höheren Breiten zu bestätigen. — Zu den auffallendsten Witterungs-Erscheinungen die bedeutendere Erdbeben zu begleiten pflegen, gehört das Auftreten trockener Nebel, ähnlich jenen, wie sie bei uns unter dem Namen Hehrrauch oder Höherrauch bekannt sind und namentlich im verflossenen Jahre häufig vorkamen. So bedeckte im Jahre 1783 — in welchem eines der grössten Erdbeben, das in Calabrien stattfand — ein ungeheurer Nebel fast gleichzeitig im Juni ganz Europa, Nordafrika, einen kleinen Theil von Asien und Nordamerika. Auch bei den Erdbeben von Cumana und Lissabon wurden Nebel beobachtet. A. v. Humboldt warnt indess mit Recht, derartige Nebel als Vorboten von Erdbeben anzusehen.

Electrische Phänomene, Sternschnuppen, Feuerkugeln werden nicht selten bei Erdbeben beobachtet. Sie sind wohl nichts andres, als starke elektrische Entladungen zwischen der Atmosphäre und dem Erdboden; dass in letzterem namentlich ein hoher Grad electrischer Spannung erzeugt werden müsse, wird schon durch die ungeheuere Reibung, welche einzelne Theile der von Erdbeben afficirten festen Rinde erleiden, bedingt. Flammen- und Gas-Ausbrüche hat man auch in vielen Gegenden bei Erdbeben beobachtet, wie in Syrien, Cumana und Calabrien.

Ueber die Ursachen der Erdbeben und der mit ihnen im Zusammenhang stehenden vulkanischen Ausbrüche theilt der Verf. gleichfalls seine Ansichten mit, und bemerkt unter andern: die durch vulkanische Thätigkeit im Innern der Erde erzeugten Erdbeben haben immer eine grössere Ausbreitung und je grösser diese ist, desto heftiger erscheinen darauf vulkanische Ausbrüche. Erdbeben sind gewissermassen das Bestreben der

Digitized by Google

inneren zusammengepressten Dämpfe und Gasarten, die obere Decke zu zerbrechen, und sich freien Ausfluss zu verschaffen; daher pflegen sie dann am heftigsten zu sein, wenn längere Zeit kein vulkanischer Ausbruch stattgefunden hat, der Krater verstopft worden ist. Die Anwohner des Vesuvs und Aetna's kennen die Gefahr, die ihnen droht, wenn diese Vulkane längere Zeit ruhen, und sehen es gerne, wenn in kurzen Zwischenzeiten kleine Ausbrüche stattfinden. Ein schlagendes Beispiel führt v. Hoff an: am 1. November 1755 wo Lissabon zerstört wurde schlug, genau in der verhängnissvollen Stunde der Erschütterung die Dampfwolke auf dem Rücken des Vesuvs in den Vulkan zurück — der Feuerberg schien gleichsam einzuathmen. Von den Vulkanen Amerika's erzählt A. v. Humboldt: niemals fürchtet man sich am Fusse des Tunguragua und des Cotopaxi mehr vor den Erdbeben, als wenn lange keine Dampfentwickelungen auf ihren Gipfeln stattgefunden haben und die Reihenfolge von Unglücksfällen, welche das Hochthal von Quito durch furchtbare Erdbeben mehrfach erlitten hat, wird nach der allgemeinen Ansicht der dortigen Bewohner aufhören, wenn einst die Kuppel des Chimborazo sich wieder öffnen und auswerfen sollte, wie es vor Zeiten der Fall war.

Die angeführten Thatsachen zeigen, wie eng Erdbeben und vulkanische Ausbrüche miteinander verbunden sind. Die Erdbeben steigern sich in der Regel an Heftigkeit bis zum Anfang der Eruptionen; und nur während Gasarten, Dämpfe dem Krater entsteigen, Lava ausgeworfen wird, ruhen sie. Als die, bei Erdbeben und Eruptionen im Innern der Erde hauptsächlich wirkenden Agentien sieht der Verf. mit Recht die Entwicklung von Dämpfen und elastischem Gase, sowie die Entwickelung von Wärme bis zu den höchsten Graden an.

Den Naturforschern, namentlich Kries (vergl. „die Ursachen der Erdbeben", Utrecht, 1820), die an keine Vorzeichen von Erdbeben glauben, pflichtet der Verf. nicht bei; er bemerkt im Gegentheil, dass es allerdings gewisse Erscheinungen gebe, die man als Vorboten von Erdbeben betrachten könne; er rechnet dahin die electrischen Phänomene, die man vor und während der heftigsten Erdbeben, von denen uns die Geschichte erzählt, gesehen hat, ferner die schweren, dichten Nebel in der Luft, die Nebensonnen und Nebenmonde veranlassen, mit bleicher oder Blut-Farbe die Sonne umziehen. Auch im Verhalten der Quellen, der Brunnen, der Flüsse, Landsee'n und des Meeres will man vor Erdbeben gewisse Störungen und Veränderungen beobachtet haben, wie der Verf. durch zahlreiche Beispiele darthut. Zu den räthselhaftesten Erscheinungen gehört es aber, dass Menschen und Thiere oft ein Vorgefühl, eine Ahnung vor Erd-

Digitized by Google

beben zeigen. Während der Mensch gewöhnlich erst kurz vor Eintritt der unheilvollen Catastrophe durch Unwohlsein, durch Neigung zum Erbrechen — gleichsam eine Art von Seekrankheit — gewarnt wird, kündigen die schärferen Sinne dem Thiere schon früher ein bevorstehendes Unglück an. Bei den heftigen Erdbeben auf der pyrenäischen Halbinsel und in Italien boten sich Beweise für diese Behauptung. Die Fische im Meere schienen kurze Zeit vor dem Erdbeben in Calabrien wie in einem Taumel zu leben, eilten unruhig im Wasser hin und her; die Vögel in der Luft flatterten angstvoll umher, Tauben, Hühner, Gänse flohen aus ihren Ställen ins Freie, die Mäuse verliessen ihre Schlupfwinkel. Angebundene vierfüssige Thiere, wie Pferde, Ochsen, Maulesel suchten stampfend sich von ihren Fesseln zu befreien, Hunde liefen mit wildem, starrem Blick umher und erfüllten die Luft mit schrecklichem Geheul.

Das unterirdische Getöse, was nicht selten Erschütterungen vorangeht, wurde nach geschichtlichen Zeugnissen fast vor jedem Erdbeben wahrgenommen. Schon Plinius der Aeltere sagt in seiner historia naturalis, dass ein fürchterliches Getöse dem Erdbeben vorausgehe, oder gleich einem Gemurmel dasselbe begleite. Um nur eines Beispieles zu gedenken: ein fürchterliches unterirdisches Getöse verkündigte im Jahre 1755 dem unglücklichen Lissabon sein Geschick.

Bei dem zweiten und grösseren Abschnitt (S. 95 — 208) vorliegenden Werkes können wir, ohne allzuweitläuftig zu werden, nicht verweilen; derselbe enthält eine chronologische Uebersicht derjenigen Erdbeben, die im mittleren Deutschland beobachtet worden sind, ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern in den Jahren 786 n. Chr. bis zum Juli 1846; eine sehr fleissige, sorgsame und vollständige Zusammenstellung. Mit Recht verweilt der Verf. nur bei den Katastrophen, welche gleichsam als Hauptmomente in der Geschichte der Erdbeben gelten können, wie das von Lissabon (1755), das von Valladolid in Mexico (1759) und jenes von Calabrien (1783) u. s. w., und schenkt am Schlusse noch eine besondere Aufmerksamkeit dem Erdbeben vom 29. Juli 1846, das einen beträchtlichen Theil von Deutschland heimsuchte. In einer besonderen Schrift hat bereits Nöggerath dasselbe geschildert, wie wir in diesen Blättern vor Kurzem berichteten (vergl. Heidelb. Jahrb. d. Lit. Jahrg. 1848 S. 32). Auch der Verf. vorliegenden Werkes hat alle ihm bekannt gewordenen Mittheilungen getreu gesammelt und in ein Ganzes verschmolzen.

Auf das Erdbeben vom 29. Juli folgte im nämlichen Jahre, sogar kurz darauf eines in Toscana am 11. August, das noch heftiger war,

Digitized by Google

aber doch kein Menschenleben kostete; Professor Pilla in Pisa erstattete bekanntlich einen ausführlichen Bericht über das ganze Ereigniss.

Zu den anderen Erscheinungen, die noch im Jahre 1846 stattfanden, und die Manche als mit den Erdbeben vom 29. Juli und 11. August zusammenhängend ansehen wollen, gehören ein unterseeischer Vulkan-Ausbruch bei Sicilien (4. October), der grossartige Bergschlipf bei Unkel am Rhein (19., 20. Dec.) der Durchbruch eines neuen Sprudels bei Nauheim (21. Dec.) und endlich eine kleine Erderschütterung vom 25. December in Würtemberg.

G. Leonhard.

Geologie des europäischen Russlands und des Urals, von R. Murchison, E. von Verneuil und A. von Keyserling, bearbeitet von Gustav Leonhard. Erste Abtheilung: das europäische Russland. Mit einem Stahlstich. Stuttgart, 1847. E. Schweizerbarts Verlagshandlung und Druckerei. Gr. 8. 354 S.

Es wurde bereits in diesen Blättern (Jahrg. 1847. S. 375—400) ein ausführlicher Bericht von dem englischen Originale gegeben, das wie bemerkt, mit seltener Pracht ausgestattet ist. In bescheidnerem — aber billigen Anforderungen wohl genügendem — Gewande erscheint eine deutsche Ausgabe: statt der vielen Tafeln ist nur eine, die pittoreske Tschussowaya-Schlucht, beigegeben; an die Stelle des grossen Quart-Formates ist ein mässiges Octav-Format getreten. Es handelte sich indess darum, dem geologischen Publikum Deutschlands und Russlands eine wortgetreue Uebersetzung des anerkannt wichtigen Werkes zu geben — wenigstens war dies das Streben des Bearbeiters; möge es nicht verkannt werden.

Die zweite Abtheilung, welche die Geologie des Urals enthält, soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen; dieselbe wird von einer geognostischen Karte von Russland und dem Ural begleitet.

G. Leonhard.

Der römische Gränzwall von der Altmühl bis zur Jaxt in Verbindung mit den römischen Heerstrassen und Alterthümern an der Oberdonau, der Jaxt und dem mittleren Neckar, nach Archiv-Documenten und neuern Forschungen mit Rücksicht auf das dritte Segment der Peutingerschen Tafel, beleuchtet von Carl Fried-

Digitized by Google

rich von Gok, Ritter des Königl. Ordens der Würtembergischen Krone, K. Hofdomainen-Rath a. D., Mitglied der Centralstelle des Würt. landwirthschaftlichen Vereins, der Würt. Vereine für Vaterlands- Natur- und Alterthumskunde und mehrerer auswärtigen Alterthums-Vereine. Stuttgart, 1847, bei F. H. Köhler. Auch unter dem Titel: Urkunden und Beiträge zur älteren Geschichte von Schwaben und Südfranken von C. F. von Gok. Zweiter Theil. XII. u. 260 S. 8.

Als Ref. den ersten Band der gründlichen Forschungen des für Erforschung der vaterländischen Alterthümer so thätigen Hrn. Verf. in diesen Jahrbüchern (1847 p. 434 ff) ankündigte, gab er sich der Hoffnung hin, dass wir bald mit einem zweiten Theile, die römischen Heerstrassen am Bodensee und auf dem Schwarzwalde enthaltend, von ihm beschenkt werden möchten. Statt dessen hat uns nun der Verf. mit dem angeführten Werke erfreut, welches den östlichen Bezirk der Römerherrschaft im Decumatenlande beleuchtet, und zum Zwecke hat, zu zeigen, in wie inniger Verbindung die grossen Strassenzüge vom Rhein nach Italien und zur niedern Donau mit jenem grossartigen Systeme von Befestigungen standen, das unter dem Namen Gränzwall, Pfahlhecke, Pfahlhag, Teufelsmauer fortwährend den Scharfsinn und Eifer einzelner Forscher sowohl als ganzer Vereine beschäftigt. — Was Ref. bei der Anzeige des ersten Theils als vorzüglich verdienstvoll herausgehoben hat, jener besonnene Gang der Forschung, welcher stets die eigene Untersuchung und die Fingerzeige alter archivalischer Notizen in Zins- und Lagerbüchern mit den Ergebnissen vergleicht, die seine Vorgänger gewonnen hatten; dieses ist auch in dem vorliegenden Bande eingehalten worden. Das von S. 209—260 laufende Verzeichniss von Flurbenennungen dieser Gegenden, die Ausbeute jahrelanger Forschungen im königlichen Archive zu Stuttgart, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für Jeden, der jene Gegenden vollständig erforschen will und würde allein schon dem Werke einen unabhängigen Werth verschaffen, welchen nur Derjenige in vollem Umfang zu würdigen weiss, der, wie der Ref., selbst den ganzen Gang dieser mühsamen Forschungen in den alten Rechnungen, Saalbüchern mit ihrer halberloschenen Schrift aus dem XVI. Jahrhundert angetreten hat, um — vielleicht in einem Quartbande einen einzigen Namen zu finden, an welchem die weitere Untersuchung eine Stütze fand.

Doch ist, zumal bei der im Verhältniss zu andern Gegenden so reichen Literatur, die dem Verf. vorlag und von ihm äusserst gewissenhaft benutzt wurde, dieser Anhang nicht von Nöthen, um dem ganzen Werke

Digitized by Google

Werth zu geben. Diesen hat es ohnedies als die fleissigste, genaueste Zusammenstellung und klare Uebersicht sämtlicher Spuren der Römerschaft in diesem Bezirke.

Mit diesem Urtheile will indessen Ref. seine Anzeige nicht schliessen, sondern dasselbe durch eine gedrängte Uebersicht der Leistungen des Verfassers erhärten.

Im ersten Capitel (S. 1—10) werden zuvörderst die 7 Hauptstrassen erwähnt, welche seit Drusus die Römer zur Donau zogen, nemlich: 1. die von Drusus angelegte, von Claudius wieder hergestellte von Verona durch das Etschthal bis Botzen, von da auf den Anhöhen des rechten Eisack-Ufers bei Clausen, Brixen, Sterzing, sodann über die Wasserscheide des Brenner durch Matray in's Innthal, über die Scharniz endlich nach Hochbayern. 2) die kürzere „Via Claudia" die durch das Rheinthal an den Bodensee, von da nach Celius mons und Guntia führte. — Ausser der vom Hrn. Verf. hierüber angeführten Literatur macht Ref. seine Landsleute auf ein Werk aufmerksam, welches v. Hormayer zwar benutzt, das für die Geschichte der Römerherrschaft in Deutschland aber noch nicht hinlänglich ausgebeutet zu sein scheint, nemlich Roschmann's Manuscript der Historia Tyrolensis in der Bibliothek des Ferdinandeums zu Inspruck, eine Sammlung des meisten Vorhandenen und Vieles seitdem schon wieder verloren gegangenen an Denkmälern, Inschriften, Fundstücken u. s. w. 3) Die von Salzburg nach Augsburg, 4) die von Basel Augst über Pfyn an den Bodensee, von da über Vemania und Viaca nach Augsburg, nebst dem geradern Zug 5) von Campodunum über Navoe u. Rapis; 6) die von Vindonissa nach Regino, 7) die von Augsburg über die Donau, welche der Verf. im ersten Bande seiner Forschungen behandelt hat.

Sodann wird die Frage, ob schon Drusus zum Schutz seiner Strasse ein System von Verschanzungen angelegt habe, verneint und die erste derartige Befestigung dem Kaiser Domitian, die Vollendung durch ein Palisadenwerk Hadrian zugeschrieben (S. 5—10). Der Verf. theilt sodann das Gebiet des Gränzwall's in drei Distrikte — Der vierte von der Jaxt bis an das linke Ufer des Mains und die Gegend auf dem Spessart und Taunus sind nach der Nachweisung S. 201 ff. noch nicht hinlänglich erforscht. — Den ersten District von der Mündung der Altmühl bis zum Eintritt in das Königreich Würtemberg, südlich von Eck, Oberamts Ellwangen, beschreibt der Verf. S. 10—16. Sodann wird im 3. Capitel S. 16—28 die Einleitung zu der Beschreibung der mit dem Gränzwall in Verbindung gestandenen Römerstrassen gegeben. Der Verf. findet (S. 17), was nicht übersehen werden darf, einen dreifachen Zweck, welchen die

Digitized by Google

Römer bei den grossartigen Anlagen des Strassennetzes in diesen Bezirken vor Augen hatten, 1) Ihre Südprovinzen und Italien mit den Colonien und Befestigungen am Bodensee, Neckar, an der Alp und Ober-Donau bei Augsburg in Verbindung zu setzen, 2) desgleichen ihre westlichen Provinzen mit den Befestigungswerken im Schwarzwald, am mittleren und unteren Neckar, am linken Donauufer und Pannonien; 3) diese Verbindung zugleich mit dem Gränzwall zu vermitteln. Da der Verf. die Strassendistricte der ersten Categorie schon im ersten Theile behandelt hatte, so genügt er nunmehr der Betrachtung der 2ten und 3ten Categorie und macht besonders darauf aufmerksam, dass von den vielen Römerstrassen des ersten Districts eine zusammenhängende Hauptlinie auf dem geradern und nähern Weg in einiger Entfernung vom linken Donauufer bis gegen Regino zog, während andere Strassen von dieser Linie gegen den Grenzwall ausliefen und mit mehrern Seitenwegen in Verbindung standen, die zum Theil auch über die Donau gegen Augsburg zogen.

Es berichtigt sofort der Verfasser die Ansicht, welche der preuss. Obristlieut. v. Schmidt in seiner Schrift „die Oberdonaustrasse der Peutinger'schen Tafel" aufgestellt hatte, dass nemlich diese von Günzburg bei Regensburg stets auf dem rechten Donauufer fortgelaufen sei; — eine Ansicht gegen deren Unumstösslichkeit auch Ref. in diesen Jahrbüchern nach der Analogie der ersten Abschnitte des Schmidt'schen Werkes Bedenken erhoben hatte. — Vom 4. bis 8. Capitel (S. 28—54) verfolgt sodann der Verf. seine Ansicht über die Fortsetzung des Peutinger'schen Strassenzugs von Aquileja (Heidenheim) nach Opie (bei Stauffen), Iciniaco (Itzing), Germanico (bei Pförring), Celeuso und Abusina, wie er mit den meisten Neuern das Arusina der Tafel schreibt, nach Regensburg.

Ob durch diese Abschnitte die schwebende Frage bis zur Evidenz gelöst sei, darüber enthält sich Ref., wie er bei der Anzeige des ersten Theiles schon bemerkt hat, eine Stimme abzugeben. Die behandelten Gegenden sind vom kleinen Gebiete seiner Forschung allzuferne. So viel aber ist gewiss, dass der Verf. keine Station seiner Strassenrichtung festgestellt hat, ohne sie durch bedeutende Römische Alterthümer zu belegen.

Im achten Capitel (S. 54 — 67) endlich werden nicht weniger als sieben Verbindungsstrassen aufgeführt, die von Punkten dieses Districtes gegen den Wall liefen. Sämmtliche sind theils durch Alterthümer, theils durch Flurbenennungen, theils durch eine reiche Literatur von Beobachtern an Ort und Stelle begründet.

Digitized by Google

Der zweite District des Walles, dem der Verf. das neunte bis zwölfte Capitel widmet, ist ihm weniger durch seinen Umfang, als durch die bei Welzheim und Lorch beginnende nördliche Wendung bedeutungsvoll, wodurch er sich mit dem Rhein in Parallele setzt, wie er früher mit der Donau parallel geht. Zugleich aber verändert sich seine Construction (S. 59), die nunmehr in einem vollkommnen Erdwall besteht, während sie früher einer trocknen Mauer geglichen hatte. Obgleich dieser District verhältnissmässig nicht reich an römischen Alterthümern ist, so hat doch der Verf. drei Verbindungswege in demselben nachgewiesen. Bei weitem die wichtigste aber ist die von Rottenburg über Canstatt durch das Remsthal über Pfahlbronn an den Pfahl ausgehende Heerstrasse, welche in der Beschreibung von Würtemberg die Pfahlstrasse genannt ist. Hier galt es, die Behauptung bewährter Forscher, wie Leichtlen zu erschüttern, welche den Zug der Peutingerschen Tafel hierher versetzt haben. Diesem ist der Abschnitt S. 87—106 gewidmet. Die Vergleichung der Zahlen der Tafel, der von Schöpperlin schon hervorgehobene Mangel an römischen Heerstrassen, Münzen etc. im eigentlichen Riese geben dem Verf. genügende Rechtfertigung seiner Zweifel gegen jene Behauptung.

Das zwölfte Capitel (S. 195—120) beschreibt den dritten District des Grenzwalls von Welzheim bis an die Jaxt. Die dort vorzüglich bei Oehringen und Olnhausen aufgefundenen Alterthümer und Inschriften sind aufgezählt und erklärt. Eine der letztern, der Juno, dem Mars und Hercules, den vaterländischen Göttern und allen Göttern und Göttinen geweiht, zeugt u. A. von der Bereitwilligkeit, mit welcher die Römer die Gottheiten fremder Nationen aufnahmen. Bemerkenswerth war dem Ref., beiläufig gesagt, der Umstand, dass weder hier, noch in Schwaben überhaupt, so viel ihm bekannt ist, der Name eines Windes auf solchen Votivsteinen erscheint; obgleich diesen z. B. dem Boreas, bei den Atheniensern ein eigener Cultus nicht fehlte. Eine Inschrift, im schönerhaltenen Victoria-Tempel zu Pola im südlichen Istrien mit andern, so viel er weiss, bei uns wenig oder nicht bekannten Steinschriften aufgestellt, scheint ihm sich hierher sich zu beziehen. Sie lautet:

EVANGELVS
COLONORVM
POLENSIVM
BORIAE. V. S. L. M.

Digitized by Google

Trotz der abweichenden Schreibart konnte Ref. nur an jene Borra denken, die mit alles verheerender Gewalt von den Krainer Gebirgen so oft gegen das flache Ufer Istriens herniederstürzt. —

Doch um wieder zum Werke des Verf. zurückzukehren, so lässt dieses im XIII. Cap. die Beschreibung der Heerstrassen im dritten District des Grenzwalls folgen. Es ist die schon länger hervorgehobene Hauptstrasse von Baden über Ettlingen, Pforzheim, Weil nach Canstatt. Bei der Aufzählung der längs dieses Strassenzugs aufgefundenen Alterthümer wird denn auch der bekannte Neptunsstein zu Ettlingen angeführt. Der Verf. verweist S. 122. gelegentlich auf eine Notiz in Joannis Tabularium etc., die Geschichte des Steins betreffend. Ref. hat den ihm vom Verf. daraus abschriftlich mitgetheilten Brief Kaiser Maximilians, welcher den neuesten Bearbeitern der badischen Inschriften entgangen ist, zur Bekanntmachung bei einer andern Gelegenheit bestimmt. Möge dann die Mitwelt, bei welcher die Forschung nach vaterländischen Alterthümer, fast einer Entschuldigung bedarf, daraus ersehen, dass ein Kaiser, dessen Scepter von Ungarn bis zur Nordsee reichte, die Aquitition eines „alten Steins" für bedeutend genug hielt, darüber einen Briefwechsel mit einem Reichsfürsten zu beginnen. —

Die bei Canstatt entdeckten römischen Alterthümer glaubte der Verf., ob sie gleich bei Würtembergischen Schriftstellern, namentlich bei Stälin schon aufgezählt sind, noch einmal zusammenstellen zu dürfen (S. 126—136), um sodann im XV. Capitel (S. 136—145) die Untersuchung von sechs Strassenzügen anzuknüpfen, die bei Canstatt einmünden und auslaufen. Von diesen hebt Ref. vornemlich die von Thiergarten nach Oeschelbronn aus, deren Existenz Mone nachgewiesen hat, ohne nach seinen archivalischen Notizen sie weiter verfolgen zu können. Der Verf. verfolgt sie nach fast ununterbrochenen lagerhüchlichen Benennungen bald als Heerstrass, bald als Hochstrass, Hertstrass, Hewweg über die Markung von Nussdorf, Weissach, Heimertingen Kornwestheim, von wo sie mit einer andern, der s. g. Steinstrasse vereinigt in fast schnurgerader Richtung nach Zazenhausen, Burgholz und die Altenburger Höhe nach Canstatt führte.

Die andere Strasse (durch ein Druckversehen steht vielleicht S. 137 wieder von Oeschelbronn) führt er gegen Aldingen, sodann über den Neckar gegen Hohenacker nach Winnenden, dessen Wartthurm mit seinen (S. 139 abgebildeten) Steinmetz-Zeichen der Verf. für römisch zu halten geneigt ist, während Ref. ihn gerade wegen seiner Rosenssteine eben so wie den von Steinsberg und Conzenberg dem früheren Mittelalter zueignen

Digitized by Google

möchte. — Noch zwei andere vom Verf. nachgewiesene Strassen zeugen dem Verf. von der Wichtigkeit der Römischen Niederlassung bei Canstatt und erregen ihm den Wunsch, (S.145) den Ref. lebhaft theilt, dass hier bedeutendere, umfangreiche Nachgrabungen veranstaltet werden möchten. —

Sodann behandelt der Verf. im Cap. XVI. und XVII. die römischen Alterthümer in der Umgebung von Marbach mit den daselbst einmündenden und auslaufenden Heerstrassen. An diese knüpft sich (Cap. XVIII.) die von Pforzheim auf dem linken Enzufer über Eutingen, Kieselbronn und Düren geführte Strasse, deren Wichtigkeit durch eine Menge in der Nähe entdeckten römischen Ueberreste dargethan ist. Als zehnten Strassenzug in diesem dritten Districte des Grenzwalls bezeichnet der Verf. einen wahrscheinlich von Speier über Altlussheim, St. Leon, Roth (?), Langenbrücken, Stettfeld, Menzingen, Flehingen, nach Ochsenberg gehenden, durch lagerbüchliche Notizen bezeichneten Weg, den er sodann von der Würtembergischen Grenze in der Nähe von Güglingen, wo sie 1838 ausgegraben wurde, gegen Brackenheim, Meinsheim, von da mit einer von Sinsheim auslaufenden gegen Laufen verfolgt. Das Alter dieser Stadt, (schon durch den Major Domus Carlmann als Hlauppa vorkommend) in Verbindung mit der strategischen Wichtigkeit der Gegend, veranlasst den Verf. zur Vermuthung, es möchte sowohl die von Ammianus (28, 2) angedeutete Correction des Neckars durch Valentinian, als das Lupodunum des Ausonius hieher zu versetzen sein. Eine Vermuthung, welche wohl von mehrern Seiten lebhaften Widerspruch erfahren und unentschieden bleiben wird, wie so manche andere, bis einmal der Zufall eine Inschrift zu Tage fördern wird, die über die Ansprüche von Ladenburg, Lupfen, Laufen entscheiden kann. Noch werden im XX. Capitel mehrere Strassenzüge vom linken Rhein-Ufer bei Speier über Wiessloch gegen die würtembergische Grenze an den Limes besprochen, die nach des Ref. Ansicht indessen noch einer genauen Erforschung mit dem Grabscheit an Ort und Stelle bedürfen, obgleich es an römischen Ueberresten auch hier nicht mangelt. Bei dieser Gelegenheit bespricht der Verf. auch den Steinsberg, der in neuester Zeit im Schosse der badischen Alterthumsforschung zur Streitfrage geworden ist, indem Wilhelmi gegen den römischen Ursprung dieser Befestigung auftrat, von dessen Behauptung indessen Mone von selbst wieder zurückgetreten war. Die Ansicht des Verf., welcher gewiss beide Parteien mit dem Ref. beistimmen werden, ist, dass der Bau von Architekten, welche Italien bereist haben, untersucht und so die Streitfrage zur Entscheidung gebracht werden möchte. (S. 183.) —

Digitized by Google

Ref. schliesst seine Anzeige, mit der Inhalts-Angabe der beiden letzten Capitel (S. 191—208), die den Strassenzug von Wimpfen am Nekar an den Pfahl bei Oehringen und Jaxthausen, so wie die Schlussbemerkungen des Verf. über den Limes von der Jaxt bis an das linke Ufer des Mains und die noch einer nähern Untersuchung bedürfenden Spuren auf dem Spessart und Taunus behandeln. Hier ist das Meiste noch lückenhaft, unerforscht. Der Verf. hofft, der neubegründete Alterthums-Verein für Würtembergisch-Franken werde über diese Gegend mehr Licht verbreiten. Auch Ref. ist der Hoffnung, in welcher ihn der wohlbekannte Forschungs-Eifer Alberts in Oehringen nur bestärken kann. Vor allem aber drückt er den Wunsch aus, dass im III. Theile seiner Forschungen der Verf. selbst, wie er S. 203 zusagt, die für die Beschreibung der römischen Heerstrassen von der Jaxt bis zur Einmündung des Mains in den Rhein, vom Rhein- und Neckargebiete herauf über den Odenwald und der Alterthümer jener Gegenden gesammelten Notizen veröffentlichen möge. —

Im Anhang S. 209—260 sind Excerpte aus den im königlichen Staatsarchiv in Stuttgart aufbewahrten Documenten gegeben, welche die Heerwege und Hochstrassen am römischen Limes und den Verbindungsstrassen an der Donau, Jaxt und am mittlern Neckar innerhalb der Grenze von Würtemberg betreffen. Ref. hat schon Eingangs dieser Anzeige auf die Wichtigkeit dieses Anhangs aufmerksam gemacht. Er spricht auch am Schlusse derselben seine Ansicht dahin aus, dass sie eben so wenig, als die von Mone in der Urgeschichte des badischen Landes aufgeführten Notizen entbehrt werden können, wenn man genauer in die dunkle Urgeschichte dieser Gegenden eindringen will. Möge ihre fleissige Benutzung dem Buche des Verf. recht ausgedehnte Verbreitung verschaffen. —

Der Druck ist gut, das Papier vortrefflich, Druckfehler sind dem Ref. ausser den im kleinen Verzeichniss aufgeführten keine aufgefallen, als S. 13 Z. 4 v. u. siebenjährigen st. dreissigjährigen, und S. 7 Z. 16 v. o, römische st. deutsche.

Donaueschingen.

Fickler.

Hohenzollerische Forschungen von R. Freiherr von Stillfried und Dr. J. Märcker, Theil I. Schwäbische Forschung. Nebst einer Stammtafel und 22 sphragistischen Beilagen. — Auch unter dem Titel:

Erster Bericht über die im Allerhöchsten Auftrage S. M. des Königs von Preussen 1845 u. 1846 unternommenen Forschungen zur Auf-

Digitized by Google

klärung der älteren Geschichte des erlauchten Hauses Hohenzollern von R. Freiherrn von Stillfried und dem ihm zu diesem Behufe beigeordneten Dr. J. Märcker. Berlin. In Commission bei Carl Reimarus (Gropius'sche Kunst- und Buchhandlung) 1847 VIII. u. 256 S. gr. 8.

Der zweite Titel des vorliegenden Werks klärt uns über die Entstehung desselben auf. Es handelt sich nicht blos um das Ergebniss vereinzelter Forschungen eines Privatgelehrten, der, was er durch mühsames Studium in seiner einsamen Kammer gewonnen zu haben glaubt, der Oeffentlichkeit übergibt. Ein Ereigniss ist wieder erstanden, welches man mit dem vorigen Jahrhunderte auf immer begraben wähnte; ein deutsches Fürstenhaus bethätigt und betheiligt sich wieder bei der Abfassung seiner Geschichte. Gerade derjenige Zweig des Zoller'schen Stammes, welcher aus den engen Grenzen seiner Stammlande zuerst zum reichen Besitz der Burggrafschaft Nürnberg, hernach zur Chur von Brandenburg, zuletzt auf einen der schönsten Throne Deutschlands gelangte, verschmähte es nicht seine dunklen, geringen Uranfänge an's Licht zu bringen, während vor nicht gar langer Zeit — wenn der scharfen Zunge des Ritter von Lang zu trauen ist — der kleinste Ast des nemlichen Geschlechtes auf seine Geschichte verzichtete, wenn sie nicht bis auf Thassilo zurückgeführt werden könne. Preussens König hat sohin die Unterlassungs-Sünde wieder gut gemacht, welche das Geschlecht der Zollern seit langer Zeit gegen seine Geschichte sich zu Schulden kommen lies, da der mächtigere Zweig seinen Blick nicht rückwärts auf seine Vergangenheit richten konnte, um die Befestigung der jungen Königskrone nicht aus dem Auge zu verlieren, die beiden Fürstenhäuser der schwäbischen Stammlande aber lange in zu gedrückten Verhältnissen lebten, um diese Pflicht zu erfüllen.

Blicken wir nun zuvörderst auf die Männer, denen die Ausführung des königlichen Entschlusses anvertraut wurde, so finden wir in Freiherrn v. Stillfried einen durch frühere Forschungen über die Hohenzollersche Geschichte, durch den Anfang seiner Monumenta Zollerana, durch seine Geschichte des Burggrafen von Nürnberg wohlbekannten Namen von bestem Klang, der zuerst durch die Bekanntmachung mehrerer Haupt-Urkunden, durch aufmerksame Beobachtung und Vergleichung der ältesten Siegel das Dunkel aufzuklären begonnen hat, welches über der ältesten Geschichte des Geschlechts lag. Märcker aber hat durch seine Geschichte der Burggrafschaft Meissen seinen Beruf für die specielle historische Forschung zu gut bewiessen, als dass man nicht von der Verbindung

Digitized by Google

beider Gelehrter für ihre gemeinschaftliche Unternehmung zu den schönsten Hoffnungen berechtigt wäre. —

Ref. will nun durch die Darlegung des Inhalts dieses ersten Theiles der „Forschungen“ zu zeigen versuchen, in wieferne jene Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind.

Das Werk zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste (bis S. 79) einen Bericht enthält, welcher in der Art der Itinerarien mancher Gelehrter des vorigen Jahrhunderts den Gang und das Ergebniss ihrer Forschungen in denjenigen Archiven, vorzüglich Schwabens, darstellt, wo noch eine Ausbeute für die Geschichte des schwäbischen Stammes zu hoffen war. Beiden Abschnitten voran geht eine „Einleitung zur Orientirung auf dem Gebiete der Hohenzollerschen Historiographie“ mit welcher Ref. sich zuerst eine Weile beschäftigen will.

Wer im Gebiete specialgeschichtlicher Forschung schon Etwas zu leisten versuchte, ist mit den unsäglichen Schwierigkeiten nur zu bekannt, welche der völlige Neubruch eines ganz unangebauten Feldes verursacht. Noch viel grösser sind sie, wenn vor jeder Möglichkeit des Anbau's zuerst der Schutt weggeräumt werden muss, womit seit langen Jahren die Wildbäche falscher Vermuthungen und Behauptungen das tragbare Erdreich bedeckt haben.

Es war aber wohl die Geschichte keines deutschen Fürstenhauses in so trostlosem Zustand, als die des Zollerschen Geschlechtes. Die Ursachen ihrer Vernachlässigung hat Ref. oben angedeutet; der Grund des Verderbnisses derselben durch haltlose Fabeln war nach des Ref. Ansicht das den meisten Geschlechtern Deutschlands nach dem Wiederaufleben der classischen Studien gemeinsame Streben, ihren Ursprung an irgend einen berühmten römischen oder überhaupt fremden alten Namen anzuknüpfen. Es mochte dann allerdings, wie S. 5. angegeben ist, ein ähnliches Bestreben des Cardinal Colonna, die Säule seines Wappens mit dem Scepter auf dem Helm des neuen Churfürsten von Brandenburg, Friedrich I. zu vergleichen, auf dem Concil zu Constanz sich gezeigt haben; — die Erfindung der ersten genealogischen Fabel aber, die das Haus Zollern von einem eingewanderten Colonna (Petrus um 1100) entspriessen lässt, fällt gewiss erst in eine spätere Zeit, die für viele Geschlechter gleichzeitig diese Fabeln erfand und, wie die Verf. S. 5. u. 6. gründlich nachweissen, auch mehrfach ausschmückte. So wurde, um ein Beispiel anzuführen, das mit dem Zollerschen Geschlechte so mannigfach verbundene Haus Fürstenberg, wie Ref. an einem andern Orte gezeigt hat, durch den genealogi-

Digitized by Google

schen Witz des XVI Jahrhunderts, Gott weiss auf was für einen Grund hin, von dem erfundenen Geschlechte der römischen Anicier abgeleitet und durch diese geradezu auf die Trojanischen Helden zurückgeführt. So eingebürgert war im folgenden Jahrhundert diese Sage, dass der Genealog (!) P. Bucelin die Söhne des Grafen Hermann Egon v. Fürstenberg mit dem Scheidegruss nach Rom begleitete:

„Roma caput mundi proprios tibi destino natos.
Atratos tibi do. Reddito purpureos;"

ein Wunsch, der an einem derselben, dem Cardinal Wilhelm später in Erfüllung gieng. —

Der Colonna-Sage, welche in eine welfische Abstammung erweitert wurde, folgte sodann (S. 7) die Thassilo-Welfische Fabel, welche auf die leichtfertigste Weise beglaubigt und von den meisten spätern Genealogen beibehalten wurde (bis S. 12). Dieser zufolge wäre ein angeblicher Bruder Welf I., Zeitgenosse Carl d. Grossen, des Geschlechtes Ahnherr (!). Auch die bessere Zeit, die unter dem talentvollen wissenschaftlich gebildeten Grafen Johann Georg v. Hohenzollern Hechingen zu Anfang des XVII Jahrhunderts für die Zollern'sche Genealogie aufzugehen schien, war von keiner Dauer. Allerdings waren Männer von echter Bildung, wie der Ritter Hans v. Schellenberg [Herr zu Hüfingen und Randeck, ein ausgezeichneter Mann, über welchen wir bald aus der Feder des würdigen Kirchhofer in Stein nähere Notizen zu erwarten haben] dem Grafen zur Aufstellung einer sichern Genealogie seines Hauses gerne gewärtig; bald aber trübte diese Ansicht sich wieder durch das Streben desselben nach der Reichsfürsten-Würde. Jetzt wurde der Welfische Ursprung gar auf Witekind und den Sachsenkönig Arthur (100 J. v. Chr.) hinaufschematisirt. Wenn die Verf. den Gräfl. Geh.-Secretär Joh. Georg Pfister als Urheber dieses Schema's vermuthen, (S. 13.) so kann Ref. ihnen nur beistimmen, denn er kennt seinen Sohn, den gleichnamigen Privat-Secretär des Fürsten Hermann Egon v. Fürstenberg, als Urheber eines fast gleichen genealogischen Schema's für das letztere Haus, welches zu gleichem Zwecke wie das Hohenzoller'sche verfasst wurde und der sonst äusserst geschmackvollen und schätzbaren Biographie des Grafen Hermann Egon vorangesetzt ist. — Die mit noch andern Auswüchsen geschmückte Thassilonische Abstammung fand endlich auch in der fränkischen Linie Geltung, welche indessen unter dem grossen Churfürsten zuerst das Verdienst hatte, die gemeinsame Abstammung beider Linien festzustellen und die fränkische urkundlich bis auf die neuere Zeit herabzuführen, während in die Schwäbische durch Pregitzer zu Anfang

Digitized by Google

des XVIII. Jahrhunderts neue Verwirrung kam (S. 18—20) und, wie es S. 20 richtig bezeichnet ist, ein „Genealogisches Chaos“ zu Tage gefördert wurde. Die Bemühung des Dr. Harprecht in Tübingen, eine diplomatische Geschichte des Hauses aus den schwäbischen Archiven herzustellen, scheiterten, wahrscheinlich an der Selbstgenügsamkeit, die sein Vorgänger geweckt hatte, obwohl Harprecht — ein merkwürdiges Zeichen der Zeit — nicht nur ohne Entgelt die Arbeit übernehmen, sondern sogar sein ärmliches Honorar (einen Gulden für den Bogen) — mit dem Hechingischen Kanzler theilen wollte; (S. 21). — Das XVIII. Jahrhundert, welches für die Geschichte und Genealogie selbst kleinerer Geschlechter so schätzbare Quellenwerke und Ausarbeitungen förderte; an dem Zoller'schen Hauses gieng es vorüber, ohne einen Strahl des Lichts auf dessen Geschichte zu werfen!

Unsere Zeit endlich, welche, Dank den uneigennützigen Bemühungen einzelner Forscher und ganzer Vereine, sich wieder dem mühsamen Quellenstudium zugewandt hat, brachte in J. Baur's „Geschichte der Hohenzollerschen Staaten Hechingen und Sigmaringen“, vorzüglich aber in desselben „Historisch-kritischen Untersuchung über den Ursprung und das Wachsthum des Hauses Hohenzollern“, eine neue, eben so unhaltbare Hypothese zu Markte, die Ableitung des Geschlechts von den Sülichgaugrafen. Der Geschichte dieser Geschichte setzt Schillings Plagiat aus Reiner's unglücklicher Arbeit die Krone auf, und wir sagen mit den Verf. (S. 29) „In solch' trostlosem Zustande befand sich die Hohenzollerische Historiographie noch vor wenigen Jahren.“ —

Ref. hat sich bei dieser Einleitung dem Anscheine nach zur Ungebühr aufgehalten; er glaubte es thun zu müssen, um den Lesern diesern Zeitschrift ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten zu geben, mit welchen ähnliche Forschungen nur zu oft — denn die Misère der Zollerschen Geschichtsforschung steht nicht vereinzelt in Deutschland — zu kämpfen haben.

Auch mag sie zur richtigeren Würdigung der königlichen Unterstützung sowohl, als der Ausführung dieses Werkes beitragen; — einen weitern Gesichtspunkt hiezu verschafft der erste Abschnitt (S. 31—78) mit der Ueberschrift „Archivalische Forschungen“.

Es beginnt dieser Abschnitt mit einer sehr beachtenswerthen Untersuchung über das alt-zollersche Familien-Archiv, welches der Sage nach bei der Eroberung der Burg Zollern durch die schwäbischen Städte 1423 den Ulmern in die Hände fiel und dann spurlos verschwand.

Digitized by Google

Die Verf. weisen (S. 32—34) bis zur grössten Wahrscheinlichkeit aus einem, bis jetzt nicht beachteten, Fragment der Gräfl. Zimmernschen Chronikhandschrift (in dem Archiv des Fürsten v. Fürstenberg zu Donaueschingen) nach, dass die alte Urkunden schon vorher geflüchtet worden seien. Leider ist der Name des Zufluchts-Ortes weder in der durch den Zimmernschen Secretär gefertigten Reinschrift, noch in dem vom Grafen Werner selbst auf Pergament geschriebenen Entwurfe ausgeschrieben. Ref. möchte dieses ganz einfach dem Zustande zuschreiben, dass der Graf über den aus alter Tradition nachklingenden Namen noch nähere Erkundigung einziehen wollte, ihr Ergebniss aber nachzutragen vergass, oder vor erlangter Gewissheit starb. Die Herrn Verf. scheinen S. 33 anzunehmen, dass Müller sichere Kunde gehabt, dieselbe aber aus Unwillen gegen das Zoller'sche Geschlecht verschwiegen habe. Sei dem, wie ihm wolle; aus innern Gründen kommen die Verf. zum Ergebniss, dass Reutlingen der Zufluchts-Ort des Archives gewesen und dass letzteres bei dem grossen Brande zu Grunde gegangen sey, der 1726 diese Stadt verheerte. Ref. giebt indessen die Hoffnung nicht ganz auf, dass — zumal bei den fortgesetzten Forschungen der Verf. in den Archiven Deutschlands — noch einmal ein glücklicher Fund auch diese Urkunden zu Tage fördern könne, wie unlängst der Urkundenschatz des Klosters Bebenhausen im Archive des Markgrafen von Baden zu Tage kam. — Ob aber dann der Fund so reichlich sein werde, als man sich vielleicht Hoffnung macht; dies ist eine andere Frage, welche nach der scharfsinnigen Deduction der Verf. S. 35—36 wahrscheinlich verneinend beantwortet werden muss. —

Die im Hechingischen Archive noch erhaltenen über die Zeit der Zerstörung der Burg hinauf reichenden Actenstücke, sind indessen nach der Darstellung (S. 38—43) zumal durch die Vereinigung geistlicher Documente, wie des Archives der Nonnen zu Stetten (bis in das XIII. Jahrhundert zurückgehend) immerhin noch beträchtlich genug, die Aufmerksamkeit der schwäbischen Geschichtsforscher auf sich zu ziehen. —

Von den Archiven der stammverwandten Häuser werden dem Schicksale des Archives der beiden Zweige der Grafen von Hohenberg, sodann des Schalksburgischen Zweiges der Zollern einige Worte gewidmet (S. 44—46). Von Sigmaringen war ausser dem Kloster-Archive von Beuron, über welches die Schalksburger im XIII. Jahrhundert Vögte waren, wenig zu erwarten, da die Archivalien dieses Hauses nur bis in das Jahr seiner Abzweigung vom gemeinsamen Stamme 1575 reichen können. —

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 9. HEIDELBERGER 1848.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Stillfried und Merker: Hohenzoller'sche Forschungen.

(Schluss.)

Leider konnte auch über das Schicksal des Hohenbergischen Archives wenig Tröstliches gesagt werden; ein Theil der Archivalien liegt — für Zoller'sche Zwecke noch unbenützt in Wien; ein anderer ist spurlos verschwunden. — Hier erhebt Ref. die Frage, ob von dem durch einen Grafen von Hohenberg gestifteten Kloster St. Märgen, über welches noch Graf Albrecht zu Ende des XIII. Jahrhunderts die Vogtei besass, ausser den wenigen (nach §. 63) in Carlsruhe befindlichen Urkunden Nichts mehr anderswo vorhanden sei? — Auf den Wink Mone's hat Ref. selbst im Kloster Rheinau alten Necrologien der Schwarzwälder Benedictiner Klöster nachgespürt, aber ausser einer Abschrift der alten Necrologien von S. Peter zum Gebrauch des letzten Priors dieses Klosters, P. Meichelbeck, nur die unerquickliche Nachricht erhalten, eine gute Anzahl Original-Pergamentschriften von St. Peter und St. Märgen, welche der nemliche Pater in der rheinauischen Statthalterei Mammern mit seiner sterblichen Hülle zurückliess, seien in Privathände gewandert und so der Wissenschaft entrissen, weil man sie der beaufsichtigenden Cantonalbehörde Zürich, die keinen Anspruch daran hat, nicht gönnen wollte. Dieses ist zwar wenig, aber doch Etwas mehr, als dem Verf. (S. 51) dort zu Theil wurde. Möchte ein glücklicher Fund sie wieder an den Tag bringen! — Das dritte Hauptstück (S. 48—55) betrifft die „Forschungen, in verschiedenen Schwäbischen und anderen Archiven". Wir freuten uns an der Spitze der Männer, welche darin die Verf. unterstützten, den Nestor südteutscher — insbesondere badischer — Spezialgeschichte, v. Lassberg, erwähnt zu finden, dessen Schloss zu Meersburg für die Wissenschaft das geworden ist, was einst unter Hans von Schellenberg die Schlösser Hüfingen und Randeck waren, ein gastliches Dach, wo fast jeder Forscher freundliche Aufnahme und die uneigennützigste Unterstützung in seinem Werke findet. — Sonst zeugt die Angabe der Funde in St. Gallen, Kreuzlingen, Schaffhausen und Donaueschingen genügend von dem unermüdeten Fleisse der Verfasser. —

Die kleinen Archive der Stadt und des Spitals zu Constanz, zu Ueberlingen, zu Villingen hat Ref. nicht erwähnt gefunden. Sie enthalten viel Schätzbares, da aber der Benützung noch mancherlei Schwierigkeiten im Wege stehen, so kann Ref. nur von dem letztern mit Bestimmtheit angeben, dass für die Zwecke der Hohenzoller'schen Forschungen — Nichts zu finden sei.

Ueberlingen besass u. A. aus dem XVI. Jahrhundert einen für die Haus- und Landes-Geschichte bedeutsamen Pfand-Vertrag, dessen Original aber

Digitized by Google

nach Sigmaringen abgegeben worden sei, wo es den Verfassern wohl zu Gesichte kam.

Dass in dem Grossherzoglichen Landesarchive in Carlsruhe die Verf. alle Förderung ihrer Bemühungen fanden, war von dem reichen Schatze der Kenntnisse und dem regen Antheil Moné's an jeder wissenschaftlichen Strebung nicht anders zu erwarten. Dennoch ist die Ausbeute minder bedeutend gewesen, als sich von der Reichhaltigkeit jenes Archives hoffen liess, vorzüglich, weil — wie oben erwähnt ist — das Archiv der Hohenbergischen Stiftung St. Märgen in früher Zeit wahrscheinlich verschleudert wurde. Ref. hatte gehofft, in Fürstenbergischen Archivalien einigen Aufschluss über die Güter zu finden, die Hohenberg noch spät im XIII. Jahrhundert im Schwarzwald besass, als deren letzte Spur die von den Markgrafen v. Baden (als Erbschaft v. Hohenberg) behauptete Oberlehensherrlichkeit über Schloss Neufürstenberg im XVI. Jahrhundert erscheint, denn auf dieses Geschlecht bezieht sich wohl die Stelle der St. Georger Annalen bei Ussermann a. a. 1175. „Bellum inter ducem (de Zähringen) et Zollrenses, dux occupavit Fürstenberg". — Allein bis jetzt umsonst! —

Die meisten, vorzüglichsten Materialien (S. 67) fanden die Verf. in den würtembergischen Archiven und Bibliotheken, sowohl an Urkunden, als Zusammenstellungen alter, bewährter Forscher, wie z. B. der beiden Gabelckofer. Mit der Darlegung dieser Forschungen schliesst (S. 65—78) der erste Abschnitt des Werks. — Ref. hat auch hiebei etwas länger verweilt, denn er hält denselben für ganz vorzüglich geeignet, den Forscher in andern Parthien mittelalterlicher Specialgeschichte über die Fundgruben zu orientiren, wo Ausbeute für seine Zwecke zu erwarten ist. Wer ohnedies noch zwischen den Zeilen dieses Berichtes zu lesen versteht — und dieses ist nicht allzu schwer — wird zugleich finden, wo er im Voraus freundlicher Ansprache und bereitwilliger Unterstützung uneigennütziger Forscher gewiss sein kann, oder wo das „Hic habet fœnum in cornu, hunc tu Romane caveto gelte.

Ueberhaupt hat den Ref. sehr gefreut, in einem aus Veranlassung des Königs von Preussen erscheinendem Werke so freie richtige Ansichten über die Benützung der Archive ausgesprochen zu finden (S. 53. 56. 57. 40. 39. 31 u. s. f.). Dieses freimüthige Glaubensbekenntniss berechtigt denn doch wohl zum Schlusse, dass das Archivwesen jenes grossen Staates unter der Direction v. Raumer's in Kurzem wieder zur Höhe jenes offenen liberalen Entgegenkommens sich aufschwingen werde, welche es in den Zeiten Hardenberg's so rühmlich behauptete: ein Schluss, welcher u. A. durch mehrere Arbeiten in Schmidt's Zeitschrift, durch die wahrhaft erquickende Arbeit des Coblenz'schen Archivars H. Beyer in Friedemann's Zeitschrift für Archive jetzt schon seine Bestätigung erhalten hat. —

Was nun den II. Abschnitt des Werkes betrifft, so giebt er in IX Hauptstücken (S. 70 — 249) die Ergebnisse der Forschung für die Schwäbischen Zollern bis zur Zeit, da dem Grafen Friedrich, dem Oettinger, nach so manchen Irrsalen des Lebens, die in unseligem Bruderzwiste das Geschlecht an den Rand des Untergangs gebracht hatten, die Ruhe des Grabes zu Theil wurde auf

Digitized by Google

einer Wallfahrt, die er zum Grabe des Erlösers — vielleicht zur Sühne seiner früheren Tage — unternommen hatte (1443 n. Chr.).

Den Beginn des geschichtlichen Stammbaumes haben die Ref. mit jenem Burchard und Wezel genommen, die 1061 von dem Fortsetzer des Hermannus Contractus genannt werden. Von letzterm leiten die Verf. — jedoch nur als Vermuthung aus dem 1115 vorkommenden Wecil v. Zollern, der ihnen mit grösster Wahrscheinlichkeit mit dem Grafen Wezel v. Haigerloch (1125, 1139 u. 1141 mit seinem Sohne Adelbert) eine und dieselbe Person ist — die Gräflich Haigerloch'sche Linie ab, von welcher zwar 1150 — 1160 noch ein Graf Wezel erscheint (Dieser ist von dem Verf. S. 89 richtig angegeben und belegt, fehlt aber in der dem Werke angehängten Stammtafel). Jener Wezel v. H. ist urkundlich der Sohn einer Gräfin von Eberstein und (nach der Vermuthung des Verfassers) jener Adalbert von Zolre, der Alpirspach stiftete. Diese Vermuthung dürfte fast zur Gewissheit erhoben werden durch eine Notiz, die Ref. dem ehrwürdigen Veteranen schweizerischer Geschichtsforscher, Kirchenrath Kirchhofer in Stein verdankt, dass in den Urkunden der Stadt Schaffhausen zur Zeit der Stiftung des dortigen Klosters Allerheiligen (n. 1052) Adalbert, Graf von Heigerloch erscheint.

Dass die übrigen Zoller'schen Linien, die schwäbische, die burggräflich Nürnbergische, die Zimmern'sche, die hohenbergische von dem vorhin erwähnten Burchard abstammen, muss bis zur Auffindung neuer Quellen natürlich im Gebiete der Vermuthung bleiben. Der erste urkundlich nachweisbare Stammvater ist Graf Friedrich, den die Verf. nach den Chroniken Mante nennen, was wenigstens beweist, dass die unrichtige Etymologie des Namens Zollern von einem Appellativum — statt von einem Eigennamen — schon seit langer Zeit usurpirt ist. —

Dieser Friedrich ist den Verfassern, wie Stälin (Würtemb. Gesch. II. S. 505) jener Fridericus (senior) advocatus aus der spätern Alpirspacher Stiftungs-Urkunde (facsimil. in v. Stillfrieds Alterthümern 2). Ref. gesteht, dass die dortige blosse Namensangabe ohne den gräflichen Titel, trotz der erwiesenen Theilnahme der Zollern an der Alpirspacher Klosterstiftung, ihn immer zu der Vermuthung geleitet habe, die Vögte von Alpirspach seien die Dynasten von Wolva gewesen, bei denen der Name Friedrich sich bis zu ihrem Erlöschen (1280) behauptete, wiewohl der Name Egino als Bruder des Fridericus (junior) advocatus Alp. (Stälin S. 508) die Annahme der Verf. mehr unterstützt, denn dass dieser Name durch die Heirath der Udilhild von Urach in das Zoller'sche Geschlecht kam, wäre den meisten übrigen Beispielen mittelalterlicher Stammregister analog.

Die Brüder jenes Fridericus Senior geben die Verf. mit Stälin (S. 505) analog. Bei Gottfried, welcher als Herr v. Zimmern 1140, Graf v. Zimmern 1134. 1153. 1156, Graf v. Zollern 1155 vorkommt, möchte Ref. die Frage aufwerfen, ob nicht jener Albrecht, Graf v. Zimmern, der 1200 in Krautheim als Johanniter-Comthur starb und dessen Epitaphium die freilich sonst für diese Zeit nur mit äusserster Vorsicht zu gebrauchende Zimmernsche Chronik also anführt: „Albertus Comes de Zimbern Magister in Krauten hujus Hospitalis Si. Johannis de Hierosolomytano (!) obiit die Egidii. Cujus anime

requiescat in Pace. Ao dmi 1200." — als Sohn dieses Gottfrieds einzuführen sei? Wenigstens dürfte diese Spur einer weitern Nachforschung werth sein. —

Die nächste Generation zeigt die grössten Schwierigkeiten der Zoller'schen Genealogie und zwar I. in der Abzweigung der Grafen von Hohenberg, welche die Verf. geneigt sind, von Burckhard v. Zollern, dem Sohne Friedrich Mante's abzuleiten, während Andere aus dem Besitze von Haigerloch und aus der Stelle des Joh. v. Wirzburg „Von Rotenburch grav Czoller Sein geschlecht man nennet Von Hohenberg von Heygerloch" eine Berechtigung zu haben glauben, sie an die obenerwähnten Grafen von Haigerloch anzuknüpfen.

Das erste urkundliche Licht in dieses Dunkel bringt die Urkunde des Klosters Kreuzlingen von 1225, worin Albert v. Rotenburg, Sohn des verstorbenen Grafen Burkhart v. Zollern sich des Siegels seines verstorbenen Bruders Burkhart bedient. Dieses aber hat die Umschrift: Burcardus. Comes. de Hohenberg. — Von da geht dann die Geschlechtsreihe sicher fort bis auf Albrecht den Minnesänger und seinen Bruder Burkhart, von denen jeder einen Ast des Hohenbergischen Stammes begründet. Die Verf. haben nur noch Albert in ihre Darstellung aufgenommen (S. 104), und versparen die weitere Darstellung dieses Geschlechts bis zu seinem Erlöschen auf spätere Zeit. Ref. benützt diese Gelegenheit ein Regest beizufügen, welches allen Umständen nach zu diesen Hohenbergen gehört. Zu einer Urkunde d. d. mense Aprili 1274, wo vor König Rudolf v. Habsburg Manegold Graf v. Nellenburg und Bertold Truchsess v. Rohrdorf einen Gütertausch vornehmen, beginnt das Zeugenverzeichniss . . „presentibus nobilibus viris A. et B. de homburch (sic!) fratribus h. de Fursteberch comitibus etc. „(Orig. im F.F. Archiv zu Donaueschingen). —

II. Eine andere Schwierigkeit ist die Zeit der Abzweigung der Burggrafen von Nürnberg zu bestimmen. Diese von den Verfassern mit grösster Wahrscheinlichkeit, jedoch aus Mangel zureichender Quellen noch nicht mit urkundlicher Sicherheit, behandelte Parthie, bei welcher Ref. auf das Werk selbst verweisen muss (S. 108 — 118), lässt im ersten Burggrafen von Nürnberg, dem Gemahl der Erbtochter Conrads von Rätz, den Sohn des zweiten Vogts von Alpirspach und Enkel Friedrich Mante's erblicken und erst in der zweiten Generation die Schwäbische von der Nürnberger Linie sich trennen.

Vom IV. Hauptstück sofort, bis zum Ende des Werkes wird S. 119 — 256 das Schicksal des schwäbischen Hauses bis zum Tode des Oettingers dargestellt, zuerst bis zur ersten Theilung 1288, in Folge deren der Schalksburger Zweig S. 130 — 166 sich trennte und bei seinem Erlöschen die schönsten Besitzungen des Hauses dem Zoller'schen Stamme für immer entfremdete (S. 163 — 164). Die hierauf behandelte Hohenzoller'sche Hauptlinie zeigt leider schon 1344 eine neue Theilung in die Schwarzgräfliche (S. 178 — 196) und Strassburger Linie (S. 194 — 218) und mit ihr jenen Zerfall eines mächtigen Geschlechtes, herbeigeführt durch den Egoismus der Familienglieder, die lieber mit erbärmlichen Erbportionen sich begnügen, als durch Verzichtleistung den Glanz des Hauses aufrecht erhalten wollten: eine Erscheinung, welche wir im XIV. u. XV. Jahrhundert in den meisten Geschlechtern des hohen und niedern Adels von Südteutschland finden. Eine Folge derselben war auch der Kampf

Digitized by Google

auf Leben und Tod zwischen dem Grafen Friedrich dem Oettinger und Eitelfriedrich I. zu Zollern, in Folge dessen die Stammburg in Trümmer sank und das Geschlecht seinem Untergange nahe gebracht wurde (S. 218—249). Hier nun zeigte sich vorzüglich der Fleiss und Scharfsinn der Verfasser auf überraschende Weise, indem jene falschen Eitel-Friedriche der ältern Genealogen entfernt, die Verwirrung, die bisher in der ganzen Geschlechts-Reihe dieser Periode geherrscht, beseitigt und ein klares Bild desselben gegeben ist. Auch das rechnet Ref. den Verfassern zu nicht geringem Verdienst an, dass sie den Charakter des zwar händelsüchtigen, abentheuerlichen, aber doch nicht unedlen Oettinger's von manchen Flecken reinigten, welche die ihm meist feindseligen Geschichtsquellen des XV. Jahrhunderts auf ihn geworfen hatten.

Doch noch mehr ins Einzelne einzugehen, verbietet dem Ref. der schon allzusehr angewachsene Umfang dieser Anzeige; er muss den Leser auf das Buch selbst verweisen. Möge derselbe durch unbefangene Prüfung selbst zu dem Ergebniss kommen, welches uns sich ergab, dass die Verf. nach den bis jetzt — und meist von ihnen zuerst entdeckten — Quellen das Möglichste geleistet haben, die Uranfänge des Zoller'schen Geschlechtes in einer Würdigkeit darzustellen, die sowohl seinem Alter und seiner Geschichte, als auch dem Range entspricht, den es jetzt in Deutschland einnimmt.

Auch das Aeussere des Werkes, welches durch Reinheit des Druckes, durch das schöne Papier und die werthvollen sphragistischen Beilagen sich an die schönsten Produkte teutscher Typographie anreiht und in seinen Prachtexemplaren mit den englischen Drucken wetteifert, — entspricht der Sorgfalt, die auf seine Abfassung verwendet wurde.

Hoffentlich wird es dem Referenten in Bälde vergönnt sein, über den II. Theil, die Fränkische Forschung zu berichten.

Donaueschingen.

Fickler.

Kurze Anzeigen.

---

1) *Das Friedrichshaller Bitterwasser, seine Anwendung und Wirkung, von Dr. Bartenstein in Hildburghausen. Nordhausen, bei Adolph Büchting, 1846. 8*

2) *Das Friedrichshaller Bitterwasser, dessen Bestandtheile, Wirkung und Gebrauch beschrieben von Dr. Eisenmann. Erlangen bei Ferdinand Enke 1847. 8.*

Die Entdeckung des Friedrichshaller Bitterwassers ist ein Gewinn für Deutschland, da es das Einzige in Deutschland ist und sich den bekannten böhmischen Bitterwassern anreiht, diese nicht blos ersetzt, sondern in mancher Beziehung den Vorzug vor ihnen verdient. Dasselbe wird aus der Soolquelle zu Friedrichshall bei Lindenau, 5 Stunden von Hildburghausen, im Herzogthum Sachsen-Meiningen, gewonnen, ist hell, klar, hat fast ganz die ge-

Digitized by Google

wöhnliche Wasserfarbe und ist ohne Geruch. Der Geschmack ist dem Püllnaer Bitterwasser ähnlich, doch etwas milder und weniger unangenehm. Es hat bei + 10° R. eine spezifische Schwere von 1,022 und widersteht dem Luft-, Wärme- und Lichteinflusse der Art, dass es, selbst in geöffneten Flaschen und Krügen, nach längerem Stehen keine Zersetzung erleidet und nicht an Wirksamkeit verliert, wogegen die böhmischen Bitterwasser in dem Gehalte und sonach auch in der Wirksamkeit nicht immer gleich bleiben. — Seit mehr als 60 Jahren wurde aus der Friedrichshaller Quelle Bitter- und Glaubersalz gewonnen, woher letztes den Namen Sal aperitivum Friedericianum, allgemein bekannt durch durch die Abhandlung von Delius, erhielt.

H. Ch. Creuzburg unterwarf die Soole der Saline Friedrichshall 1837 einer chemischen Analyse, und diese brachte Dr. Bartenstein auf die Idee, dass hier ein ganz vorzügliches Bitterwasser gefunden sei. Nur kam es darauf an, für die Quelle, die, wie sie zu Tage tritt, zu geringe an festen Bestandtheilen ist, um in gleicher Quantität, wie die Bitterwasser von Saidschütz, Sedlitz und Püllna, die gleiche Wirkung zu besitzen, — den rechten Concentrationsgrad durch einfaches Verdunsten der wässerigen Theile mittelst Luftgradirung zu erzielen. Dieses gelang mittelst eines 800 Fuss langen Gradirwerkes, und durch einen Filtrationsprozess wurde dem Wasser grössere Haltbarkeit gegeben. Dieses concentrirte Bitterwasser wurde 1843 durch Creuzburg von neuem physikalisch und chemisch untersucht. 1846 hat v. Liebig eine Analyse desselben veranstaltet und stellt darüber folgendes Zeugniss aus:

„Das Friedrichshaller Wasser gehört durch seinen Kochsalz-Chlormagnesium- und Bromgehalt zu den wirksamsten Europa's, und ich halte den Besitz der Quelle für einen wahren Schatz, dessen hoher Werth von jedem anerkannt werden muss, der durch den Gebrauch die trefflichen Wirkungen des Wassers kennen gelernt hat."

Wir lassen v. Liebig's Analyse des Friedrichshaller Bitterwassers und zur Vergleichung die nach Ficinus vom Püllnaer folgen.

16 Unzen enthalten: Schwefelsaures Natron Friedrichshall 46,510, Püllna 10,105 Gran; Schwefelsaures Kali F. 1,523, P. 82,720 Gr.; Schwefelsaure Magnesia F. 89,553, P. 96.975 Gr.; Schwefelsaurer Kalk F. 10,341, P. 0,880 Gr.; phosphorsaures Natron F. —, P. 0,290 Gr.; salpetersaure Magnesia F. —, P. 4,602 Gr.; kohlensaure Magnesia F. 3,992, P. 2,280 Gr.; kohlensaurer Kalk F. 0,113, P. 0,760 Gr.; Chlornatrium F. 61,102, P. — Gr.; Chlormagnesium F. 30,252, P. 19,120 Gr.; Brommagnesium F. 0,875, P. 0,585 Gr.; Quellsäureverbindung F. —, P. 4, 640 Gr.

Bartenstein setzt nach mitgetheilter Analyse in seinem Schriftchen die Wirkung des Bitterwassers im Allgemeinen und die des Friedrichshaller im Besondern auseinander und gibt die Indikationen und Dosen für dessen Gebrauch näher an.

Eisenmann liefert I. eine geschichtliche Einleitung; bespricht II. die physikalische und chemische Beschaffenheit des Wassers; dann III. die physikalischen und therapeutischen Wirkungen desselben überhaupt; IV. die besondern Wirkungen desselben,

Digitized by Google

A. auf das Verdauungssystem, B. auf das Harnsystem, C. auf das Respirationssystem, D. auf das Blut, E. auf das Nervensystem, und gibt zuletzt V. die Gebrauchsweise an.

Referent, der mehrfach das Friedrichshaller Wasser in seiner Praxis angewendet hat, kann aus eigner Beobachtung Bartenstein's und Eisenmann's Angaben bezüglich der trefflichen Wirkung des fraglichen Bitterwassers bestätigen.

Beide Schriften sind besonders denjenigen zu empfehlen, welche mit dem Friedrichshaller Bitterwasser näher bekannt zu werden wünschen, und dieses muss in der Absicht eines jeden praktischen Arztes liegen, da dasselbe bei grosser Wirksamkeit um ½ wohlfeiler, als das böhmische und zur Versendung ganz geeignet ist.

Das kalte Schwefelwasser zu Bad-Weilbach im Herzogthum Nassau, nach eignen Beobachtungen in medicinischer Hinsicht dargestellt von Dr. Heinrich Roth. Mit einer Abbildung. Mainz bei V. v. Zabern. 1847. 8.

Mit Recht hat der Hr. Verf. eine Reihe von Jahren zu genauen Beobachtungen über die Wirkungsweise des Weilbacher kalten Schwefelwassers benutzt, bevor er zur Herausgabe dieser Schrift geschritten ist. Jeder Sachverständige wird mit ihm übereinstimmen, wenn er sagt: „Das erste Erforderniss zur richtigen Anwendung eines Heilmittels ist die genaue Kenntniss seiner Wirkungsweise.“

Das Weilbacher Schwefelwasser wurde 1838 von Kastner in Erlangen und 1846 von Jung in Hochheim untersucht, und die Analyse lieferte folgendes Ergebniss:

a) gasförmige Bestandtheile, in Cubikzollen ausgedrückt, Schwefelwasserstoff Kastner 2,949, Jung 2,646; Kohlensäuregas K. 5,800, J. 5,636; Stickgas K. 0,005, J. Spuren.

b) feste Bestandtheile, in Granen ausgedrückt; kohlensaures Natron K. 4,520, J. 4,5142; kohlensaure Magnesia K. 1,803, J. 1,7896; kohlensauren Strontian K. 0,035, J. 0,0334; kohlensauren Kalk K. 2,176, J. 2,2250; schwefelsaures Natron K. 0,359, J. 0,3415; Chlornatrium K. 2,052, J. 2,0478; Chlormagnesium K. 1,003, J. 0,8926; Kieselerde K. 0,367, J. 0,3750; Thonerde K. —, J. Spuren; phosphorsauren Kalk K. Spuren, J. —; Chlorkalium K. Spuren, J. —; organisches Extract K. 0,085, J. —.

Dieses Wasser ist unter den Schwefelwassern fast das reichste an ungebundenem Schwefelwasserstoffgas, dennoch riecht es nur schwach darnach, wenn es zu Tage kömmt, und nur durch Bewegen und Schütteln tritt der Geruch nach Schwefelwasserstoff mehr hervor, woraus hervorgeht, dass dieser innig mit dem Wasser gemengt, also mechanisch gebunden ist. Das frisch geschöpfte Wasser ist krystallhell und perlt wenig; allmälig setzt es an der Luft einen geringen gelbweissen Niederschlag von Schwefel, kohlensaurem Kalk und einem organi-

Digitized by Google

schen Stoffe ab. Das Wasser schmeckt weich, von dem Schwefelwasserstoff schwach bitter und von dem kohlensauren Natron gering laugenhaft. Seine Wärme beträgt + 11° R. und seine spezifische Schwere 1,007.

Bei dem innerlichen Gebrauche des Weilbacher Schwefelwassers stellt sich nach Kurzem und in der Folge, je nach der genossenen Flüssigkeit, wiederholt in kleinen Zwischenräumen ein starker Drang in der Harnblase ein, der zur Entleerung des Harns nöthigt. Die hierbei sich ergebende Harnmenge entspricht zuletzt dem getrunkenen Wasser. Dieses Verhältniss besteht während der ganzen Kur und wird weder durch wärmere Temperatur, noch durch Bewegung bis zur stärkeren Transpiration, noch durch die späteren Veränderungen des Stuhles abgeändert. Der so gelassene Urin ist, wie überhaupt bei reichlichem Wassergenuss, blass. Er ist stark sauer und führt freie Essigsäure, enthält aber im Verhältniss zu dem Weilbacher Wasser weder kohlensaure Salze, noch (kurz nach der Entleerung) Schwefelwasserstoffgas, ausserdem auch kein Schwefeleisen. Zur Bestätigung dieser Angabe lässt der Herr Verf. die Resultate zweier an demselben gesunden Individuum angestellten Versuche mit gleichen Mengen (48 Unzen) Weilbacher Wasser und Regenwasser (das, wie jenes, 15 Gran kohlensaures Natron enthielt), welche in gleichen Zeiten, in 1 Stunde und 4 Minuten, und zwar alle 8 Minuten zu je 6 Unzen getrunken worden sind, folgen. — Schleimflüsse der Blase (Blasenhämorrhoiden) erfahren in den ersten 10—14 Tagen des Wassergebrauches eine Vermehrung der Absonderung, worauf sich das Leiden nach und nach verliert.

Dieses Wasser bewirkt keine Neigung zu wässerigen Darmentleerungen weder zu Anfange, noch in der Folge. Im Gegentheile haben die Kurgäste in der ersten Zeit eine gebundene, gewöhnlich festere Oeffnung und zwar täglich oder ein um den andern Tag, selbst zu Anfang mit 2—3tägiger, selten längerer Zwischenzeit; doch ist dieses seltener gerade bei manchen Unterleibskrankheiten, die mit — mehrtägiger — Stuhlverhaltung auftreten, namentlich bei Personen mit ausgesprochenen Hämorrhoidalerscheinungen; hier wird gewöhnlich die Darmausleerung schnell geregelt. Im Verlaufe der zweiten Woche wird allmälig der Stuhl leichter, etwas breiig und erfolgt regelmässig alle 24 Stunden einmal, bei Hämorrhoidariern obiger Art öfter auch wiederholt, immer aber nicht unmittelbar von dem Wasser veranlasst. Schleimig sind die Stühle nicht, sie haben nur diese Eigenschaft, wo in Krankheiten Schleimflüsse vorhanden sind, die dann, wenn der Sitz bei einfachen Hämorrhoidalschleimflüssen im Mastdarm ist, schnell verschwinden, aber beim Vorkommen im Grimmdarm (skrophulöse Leiden) höchstens etwas abnehmen. Im Verlaufe der Kur wird die Darmausscheidung endlich ganz gesundheitsgemäss Ausser diesen Erscheinungen zeigen die Stuhlausleerungen auch noch Veränderungen in der Farbe, die Excremente werden dunkler, bekommen allmälig, manchmal schon am dritten Tage, öfter gegen Ende der ersten, wenigstens im Verlaufe der zweiten Woche, ein dunkelgrün-braunes, noch häufiger ein mehr rein dunkelgrünes, seltener, nur bei sogenannten atrabiliären Personen, ein schwarzes Aussehen. Allmälig geht dieses wieder in ein braungelbes, gesundheitsgemässes über. Werden die im Wasser gelösten grünen Excremente mit verdünnter Salzsäure behandelt, so entschwindet unter Entwickelung von sehr viel Schwefelwasserstoffgas die grüne

Digitized by Google

Färbung. Filtrirt man nun, so hat der Rückstand eine entschieden gallige Farbe, und in dem Filtrat lässt sich leicht Eisen nachweisen. Hiernach enthalten also die grünen Stühle bei dem Gebrauche des Weilbacher Wassers eine grössere Menge Gallenstoffe, als sonst der Stuhl führt, und Schwefeleisen. — Bei vorhandener Diarrhöe oder bei Neigung zu solcher wird diese durch den Gebrauch des Wassers vermehrt oder begünstigt.

Der Appetit wird bald erregt oder vermehrt und zwar auffallend gegen die Zeit völliger Genesung. Druck, Unbehagen, Völle in der Herzgrube, Blähbeschwerden bei wirklichen Hämorrhoiden oder bei Hämorrhoidalanlage verlieren sich nach kurzem Gebrauche, eben so Magensäure und Sodbrennen.

Die Erscheinungen in dem Gefässsystem und den dazu gehörigen Gebilden sind nicht gerade sehr auffallend. Hämorrhoidalknoten und die sie häufig begleitenden Kreuzschmerzen, sowie Schleimflüsse des Mastdarms verschwinden in der ersten Zeit, spätestens innerhalb acht bis zehn Tagen. Für sich allein ruft das Weilbacher Wasser keine fliessenden Hämorrhoiden hervor, mögen nun Knoten oder keine vorhanden sein; doch können sie auftreten, wo solche früher oder wenigstens Knoten zugegen waren: 1) ganz im Anfange der Kur, wenn ihr Ausbruch gerade bevorsteht; 2) sofern eine unpassende Lebensweise eingehalten, reichlich erhitzende Speisen und namentlich Spirituosa genossen werden; 3) wenn sehr profuse Hämorrhoidalflüsse vorausgegangen sind und dadurch ein anämischer Zustand herbeigeführt ist; diess ist zumal bei Affektionen der Brust der Fall; 4) wenn kühles, feuchtes Wetter in der ersten Zeit der Kur herrscht.

Bei chronischen Lungenleiden vermindert sich die Frequenz des Pulses, um so auffallender, je erhöhter sie war, und hat in der Regel gegen Ende der zweiten, längstens in der dritten Woche, ihren tiefsten Stand erreicht. Dieses findet aber im Allgemeinen nicht statt, wo ausgebreitete Knotenablagerung oder Verdichtung des Gewebes nach Entzündung zugegen ist, die Krankheit im letzten Stadium sich befindet und mit Hektik einhergeht, oder wo in früheren Zeiten zwischendurch grössere entzündliche Reizungen bestanden; ebenso fällt der Puls nicht, wo ausgebildete Bleichsucht oder doch eine anämische Blutbeschaffenheit zu Grunde liegt, wie in den chronischen Lungenleiden mit fehlendem oder spärlichem Monatfluss, mit Fluor albus, nach Wochenbetten mit grösserm Blutverlust nach Missfällen, nach zu langem Stillen oder andern Schwächungen. — Seltener erfolgt die Abnahme der Pulsfrequenz in Halsleiden, öfter bei Unterleibsübeln.

Die Erscheinungen in den Respirationsorganen sind bei dem Gebrauche des Wassers augenfälliger. Druck, Beklemmung auf der Brust, trockener Husten, wie sie in der ersten Zeit der Lungentuberkulose vorkommen, verlieren sich, so lange die Krankheit noch in dieser Periode und falls nicht Bleichsucht oder anämische Blutbeschaffenheit oder grössere entzündliche Reizung zugegen ist, schon im Anfange, oft nach drei bis vier Tagen des Gebrauchs. Dasselbe gilt mit gleichen Einschränkungen von etwa vorhandenem Blutspeien, sofern das Wasser in kleinen Gaben angewendet wird. Besonders treffliche Dienste leistet dasselbe bei denjenigen Formen der Lungentuberkulose, die auf

Digitized by Google

hämorrhoidalem und skrophulösem Boden ruhen, vorausgesetzt, dass der Kräftezustand der Kranken nicht zu sehr gesunken ist.

Merkurielle Heisserkeit verschwindet bald; auch hämorrhoidale und nach Unterdrückung gewohnter (meistens, zumal bei Männern ebenfalls von hämorrhoidaler Grundlage ausgehender) örtlicher Schweisse entstandene Kehlkopfleiden, die mit allgemeiner Röthe und Schlaffheit des Zäpfchens, der Gaumensegel und der hintern Rachenwände, in welchen ausserdem die Venen reichlich entwickelt sind, gewöhnlich mit beträchtlicher Absonderung und entsprechendem Husten, mit oder ohne Heisserkeit einhergehen, verlieren sich, sofern das Wasser bei noch kräftigen Personen und kurzer Dauer der Krankheit hinlänglich angewendet wird.

In den Halsleiden der Bleichsüchtigen, gemeiniglich verbunden mit Menstrualstörung, mit oder ohne Fluor albus, die meistens längere Zeit ohne Auswurf und Husten bestehen, mit einem lästigen Gefühle von Trockenheit oder Schmerz, Brennen und mit geringer Abänderung der Stimme, mehr schwacher Stimme, ebenso bei Formen, die auf Missbrauch sexueller Thätigkeit beruhen, mit grosser Reizbarkeit und sehr viel Husten, mit belegter Stimme oder starker Heisserkeit, gewöhnlich mit nicht bedeutendem Auswurf, vermehren sich diese Zufälle. Ueberhaupt ist die Wirkung des Wassers auf Halsleiden beschränkter und geringer, als auf Lungenleiden. — Asthmatische Anfälle mit Unterleibsstockung zusammenhängend werden gebessert, doch nicht geheilt.

Die Wirkung auf die Haut bei dem innerlichen Gebrauche des Wassers ist unverkennbar; es geht freies Schwefelwasserstoffgas durch die Haut, wie die Schwärzung metallener Gegenstände, welche nahe der Haut oder des Versuches wegen absichtlich auf der Haut getragen, und der Geruch der Ausdünstung, zumal der Lungenausdünstung der Trinkenden beweisen. — Das Wasser ruft nie Schweiss hervor. — Wo keine Hautausschläge bestehen, erscheinen selten kleine Papeln, viel seltener noch Pusteln am Vorderarm, Rücken, im Gesicht. — Der sogenannte heilsame Brunnenausschlag kömmt nicht vor. Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass das Weilbacher Wasser in seiner Wirkung keine stürmische Erscheinungen hervorruft, nie plötzlich eine Besserung erzeugt, sondern diese nur allmälig sich bemerkbar macht. — Interessant ist des Herrn Verfassers Mittheilung eines Falles von Bleivergiftung mit günstiger Wirkung des Weilbacher Wassers.

Mit vielem Interesse wird gewiss jeder rationelle Arzt des Herrn Verfassers sehr compact mitgetheilte, auf den jetzigen Standpunkt der Physiologie sich stützende Ansicht über die wahrscheinliche Wirkungsweise des innerlich gebrauchten Weilbacher Wassers lesen. — Die Anzeigen und Gegenanzeigen gibt der Herr Verf. ohne vorgefasste Meinung mit Umsicht und Scharfsinn genau an.

Zum Gebrauche von Bädern wird das Wasser der Quelle in einem grossen Behälter gesammelt; während des Stehens fällt aus dem Wasser organische Materie nieder, und zugleich entbinden sich zum Theil die Gase, wodurch weiter die schwerlöslichen Erdsalze sich absetzen; zum Theil wird auch das Schwefelwasserstoffgas durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft seines Wasserstoffes beraubt und so fein zertheilter Schwefel gebildet, der sich gleich-

Digitized by Google

falls niederschlägt. — Bei dieser Stoffarmuth wirkt das äusserlich als warmes (25 — 27° R.) Bad gebrauchte Weilbacher Wasser, da von seinen Bestandtheilen nichts erweislich in den Organismus übergeht, rein örtlich, ohne jedoch die Haut zu reizen, und zwar

1) hautreinigend und dadurch die normale Hautthätigkeit befördernd,

2) von den innern Theilen blutableitend und

3) das Nervensystem beruhigend, abspannend, — welche beiden letzteren Theile der Wirkung vorwiegend durch die Wärme veranlasst sind.

Hieraus ergeben sich die Anzeigen und Gegenanzeigen für die Anwendung der Bäder in Krankheiten und zugleich das Verhältniss derselben zum innerlichen Gebrauche des Wassers.

Zum Einathmen des Schwefelwassers ist an der Quelle eine besondere Vorrichtung getroffen, indem der Brunnenraum mit einem Pavillon überdeckt ist, wo sich das Gas in hinlänglicher, jedoch, wie der Geruch zeigt, nicht in zu grosser Menge angehäuft findet. Die gleichzeitig noch vorhandene Kohlensäure ist bei dem geringen Gehalt des Wassers an derselben und ihrem Verhältniss zum lebenden Körper neben dem so fremdartigen Schwefelwasserstoffgas nicht in Anschlag zu bringen, auch gibt sich dieselbe durchaus nicht unmittelbar zu erkennen. Dagegen darf die Wasserverdunstung nicht ausser Acht gelassen werden. In diesem Brunnenraume sassen die Kranken täglich bei gutem Wetter gewöhnlich zweimal 1 — 2 — 3 Stunden lang, um das Gas zu athmen. Der Herr Verf. konnte sich während drei Sommer von einer vortheilhaften Einwirkung des Gasathmens auf krankhafte Zustände nicht überzeugen, weshalb er dasselbe später gar nicht mehr anwenden liess.

Es folgen hierauf in der Schrift nähere Nachweise über die Anwendung des Weilbacher Wassers in einzelnen langwierigen Krankheiten unter Beachtung der dargelegten Wirkungsweise und der daraus hervorgegangenen Anzeigen und Gegenanzeigen, und hier bespricht der Herr Verf. einige Hals-, Brust-, Unterleibs-, Harn- und Geschlechtskrankheiten, Rheumatismen und Krankheiten aus Missbrauch von Metallen näher.

Die Anwendungsart schildert er in allgemeinen Umrissen, gibt die Lebensweise bei dem Gebrauche des Wassers genau an und bestimmt die Zeit des Kurgebrauches.

Diese gediegene Schrift fördert die Wissenschaft in der That und umfasst ihren Gegenstand mit der erforderlichen Vollständigkeit. Unwesentliche Dinge, z. B. die Entstehung und Geschichte der Heilquelle, die Beschaffenheit des Bodens, die Flora der Umgegend, sind unberücksichtigt gelassen; die klimatischen Verhältnisse des Badortes und der Aufenthalt des Kurgastes sind nur insofern besprochen, als es in Bezug auf den Kranken, der die Quelle besucht, für die Wirkung des Wassers selbst von Belang und dem fremden Arzte zu wissen nothwendig ist. Dagegen ist die volle Aufmerksamkeit der Wirkungsart de Wassers gewidmet. Der Kreis der für das Weilbacher Wasser geeigneten Krankheiten ist genau und scharf gezogen und die Gegenanzeigen sind bestimmt dargestellt. Die Darstellungsweise ist rein wissenschaftlich, gegründet auf den gegenwärtigen Standpunkt der Physiologie, überhaupt der rationellen Heilkunde,

Digitized by Google

und beurkundet zugleich den umsichtigen, vorurtheilsfreien, für seine Quelle nicht blind eingenommenen Praktiker. Dieses Werk muss als eine Bereicherung der Brunnen-Literatur betrachtet werden, und mit freudiger Erwartung sieht Ref. dem baldigen Erscheinen der in der Vorrede versprochenen Schrift: „Beiträge zur Lehre von der Halsschwindsucht und der knotigen Lungenschwindsucht, vorzüglich in Hinsicht ihrer ursächlichen Verhältnisse und ihrer Behandlung“ entgegen.

Mainz. **Dr. F. L. Feist.**

O. T. Keil, Quaestionum Tullianarum specimen P. II. (*Osterprogramm der Ritter-Akademie zu Liegnitz 1846.*) *XVI S. 4.*

Dr. Foertsch, Quaestionum Tullianarum particula altera (*Osterprogramm des Domgymnasiums zu Naumburg a. S.*) *18 S. 4.*

Wir fahren in der Beurtheilung kleinerer Schriften über die Ciceronischen Werke für Diejenigen, welche sich für diesen Zweig der Literatur interessiren, fort, zumal, da solche Gelegenheitsschriften nur in wenige Hände und fast nie in den Buchhandel zu kommen pflegen. Dass wir von beiden nur die Fortsetzung früherer Abhandlungen beurtheilen können, weil uns bisher nicht gelungen ist, die ersten Theile derselben zu bekommen, hindert uns nicht, da stets nur einzelne Stellen behandelt werden, und die Verf. sich selten auf Früheres berufen. Beachtenswerth aber finden wir beide, und machen die Bearbeiter des Cicero auf sie aufmerksam: auf die erste aber besonders auch die Verf. von syntaktischen Werken über die lateinische Sprache, weil Herr Prof. Keil sich über einen theils ungenau, theils verschieden aufgefassten Sprachgebrauch erklärt.

Vor sieben Jahren, sagt Hr. K., habe er grösstentheils Stellen aus den Tusculanen kritisch behandelt, und diese Schrift sey von Klotz für beachtenswerth erklärt worden. Seine veränderte Stellung an der Anstalt habe ihn und seine Thätigkeit, aber nicht seine Neigung, von der klassischen Literatur entfernt, und so habe er denn, da er das Programm zu schreiben hatte, seinen ihm lieb gebliebenen Gegenstand wieder aufgenommen. Er wisse wohl, dass man mit der Conjecturalkritik, welche nach grammatischen Regeln die Lesarten der alten Handschriften verbessern wolle, bei denen wenig Ehre einlegen, welche mit den Handschriften eine Art von Abgötterei treiben, lieber das von dem Geist der Sprache Abweichende in Schutz nehmen, als mit der leichtesten Aenderung die rationelle Richtigkeit herstellen oder herstellen lassen; doch wir übergehen weitere einleitende Bemerkungen, um zur Sache zu kommen. Der Verf. bespricht vorzüglich die abhängigen oder sogenannten indirecten Fragen, die in der Prosa, besonders bei Cicero, nach der Regel das Verbum im Conjunctiv haben, dessen Ursache Viele nicht mit Recht darin suchen, weil die Sache als zweifelhaft dargestellt werde: richtiger Andere, weil die Sache als bloss gedacht ausgedrückt sey. Da habe man sich denn, wo Stellen von der Regel in den Handschriften und Ausgaben abweichen, anstatt sie auf leichte Art zu berichtigen, gewunden und gedreht, bis man scheinbare Gründe gefunden, den Fehler stehen zu lassen: z. B.

Digitized by Google

Sall. Jug. 4, 4: Qui si reputaverint, et quibus ego temporibus magistratus adeptus sum, et quales viri idem assequi nequiverint, et postea quae genera hominum in senatum pervenerint: wo man das sum durchaus (trotz nequiverint und pervenerint) halten wollte, um nicht sim schreiben zu müssen, wofür man doch bloss das et wie ein Einschiebsel eines Abschreibers hätte behandeln und wegstreichen, und die directe Frage erst mit et quales beginnen lassen sollen. So sey, sagt der Verf. ferner, de Finn. II, 34, 115, zwar in allen Handschriften Quaero enim de te, — qui possunt esse beati; aber mit Recht habe schon Lambin und neuerdings Madvig possint gegeben. Da sage man freilich: es sey in der Sprache des gemeinen Lebens, wie man aus den Komikern sehe, Sitte gewesen, den Indicativ auch in der indirecten Frage zu setzen, und Cicero, der sich dessen gewöhnlich enthalte, erlaube sich ihn auch, wo sich sein Vortrag dem gewöhnlichen Gesprächston nähere: die Komiker aber, meist Uebersetzer griechischer Muster, haben diesen Sprachgebrauch auch den Griechen nachgemacht. Fragt man aber nach dem Beweise der ersten Behauptung, so bleiben sie ihn schuldig. Wäre das Gesagte ganz richtig, so müssten dergleichen Indicative in den Briefen so häufig seyn, als sie selten und unsicher sind (z. B. Cic. ad Famm. VIII, I, in einem Briefe des Cölius: quae de eo spes est, tibi perscribemus: Orelli aus Handschriften sit; II, 9: scis, quem dico, wo der Cod. Med. richtig dicam hat). Die Beispiele bei den Komikern lassen sich allerdings eher als den Griechen und ihrer laxern Construction nachgebildet annehmen, bei andern Beispielen corrigire man besser, als dass man den Solöcismus stehen lasse, z. B. Finn. IV, 24, 67: at quo utuntur argumento, operae pretium est considerare, wo man besser daran thue, utantur zu lesen, als den ersten Satz für einen blossen Relativsatz zu nehmen; so corrigire man auch de Leg. Agr. III, 4, 15 besser: quorum causa ille hoc promulgarit, ostendi, statt mit Andern das schlechte promulgavit schlecht zu vertheidigen. Recht deutlich lässt sich auch die Falschheit der Vertheidigung des Indicativs an der Stelle des Cic. de Legg. I, 9, 27: oculi, quem ad modum animis affecti sumus, loquuntur darthun. Behält man den Indicativ, dann sagt der Satz: oculi ita loquuntur, ut affecti sumus, also: si male affecti sumus, male loquuntur, si commode, commode: was verkehrt ist. Wir übergehen mehrere richtige Bemerkungen, die den Conjunctiv an solchen Stellen als richtiger darthun, und kommen auf die Erörterung des an manchen Stellen stehenden Indicativs nach quum, das den Conjunctiv nach der Regel hat, wenn es causal ist, den Indicativ, wenn es temporal ist: wo dann aber zuweilen das Causale und Temporale in einander laufe, und die Feststellung des Modus erschwere. Bei der Stelle aus in Verr. Act. I. §. 27 (es ist 10, 28) können wir die Ansicht des Verfassers nicht theilen. Es heisst dort: Quid faceres pro homine innocente et propinquo, quum propter hominem perditissimum — de officio — decedis, et committis, ut, quod ille dictitat, alicui, qui te ignorat, verum esse videatur. Hier will er decedis und committis beibehalten wissen, dagegen ignoret von Lambinus und (Car.) Steph. aufnehmen. Beides müssen wir ablehnen. Quid faceres steht nicht für quid facturus es: der Sinn ist vielmehr: „Da du ja schon wegen eines nichtswürdigen Menschen deine Pflicht hintansetzest (also decedas), so wür-

Digitized by Google

dest du für einen Unschuldigen mehr thun müssen." Der Conjunctiv ignoret ist aber nicht nöthig, da qui te ignorat für eine blosse Umschreibung, statt eines einfachen Substantivs gelten kann. Doch wollten wir uns ignoret noch eher, als jene Indicative decedis und committis, gefallen lassen. — S. XIV. sq. vertheidigt der Verf. noch die Lesart (oder Verbesserung) Tusc. IV, 23, 51: Haec quum constituta sunt judicio atque sententia, tum est robusta illa et stabilis fortitudo gegen Klotz, der das sint der allerdings bessern Handschriften in Schutz nahm. Wir müssen unsere Ueberzeugung mit der des Verfassers vereinigen. Der Raum nöthigte den Verf., wie uns, hier abzubrechen. Den Verfolg seiner Forschungen will er in einer eigenen Schrift niederlegen. Wir bitten ihn, es ja nicht zu unterlassen. Nur ungerne versagen wir es uns, den äusserst schönen Schluss des Programms, eine Anrede an die Zöglinge der Ritter-Akademie zu Liegnitz enthaltend, abzuschreiben, und wenden uns zu der Schrift des Hrn. Dir. Dr. Förtsch.

Dieser bespricht zwei und zwanzig Stellen aus den Büchern de Divinatione und eine aus den Tusculanen. Auch Hr. F. übt Conjecturalkritik, aber eine besonnene und sehr genau abwägende. Man muss diess selbst da anerkennen, wo man nicht seiner Ansicht seyn kann. Gleich die erste Conjectur zu de Div. II, 32, 69: Nam illa praedicta Vejentium, si lacus Albanus redundasset, isque in mare fluxisset, Romam perituram: si repressus esset, Veios, ita aqua Albana deducta ad utilitatem agri suburbani, non ad arcem urbemque retinendam — empfiehlt sich sehr. Zuerst weist er die bisherigen Conjecturen und Erklärungen treffend ab, vergleicht dann mehrere ähnliche mit Nam beginnende Stellen, und schlägt endlich mitto, für ita vor, so dass zu lesen wäre: Nam illa praedicta Vejentium, si lacus Albanus — in mare fluxisset, Romam perituram; si repressus esset, Veios, mitto: aqua Albana deducta (nemlich est) ad utilitatem agri suburbani, non ad arcem urbemque retinendam. Dagegen ist er zu einer Selbsttäuschung verleitet worden, wenn er de Div. II, 10, 25: Addunt ad extremum (nemlich Stoici) omnia levius casura rebus divinis procuratis. Si enim nihil fit extra fatum, nihil levari re divina potest — glaubt, wenn man Addant corrigire, so werde das Si enim nicht mehr anstössig seyn, obgleich die Worte omnia-procuratis als Worte der Stoiker zu nehmen seyen (wie sie es auch sind), und mit Si enim die Einwendung des Cicero eingeleitet wird. Das kann aber, schreibe man Addunt oder Addant, nur dann seyn, wenn man nach procuratis ergänzt, wie Hr. F. selbst will: nihil agent. Aber das Ergänzen in Gedanken erfolgt bei dem Leser nicht, wenn es nicht dasteht. Denn erst dann hat Si enim den rechten Sinn, da es den Grund der in nihil agent enthaltenen Behauptung ankündigt. Fehlen diese zwei Worte, so ist die Emendation Si autem, si vero oder Sed enim si, oder Ernesti's Einschiebsel Male, vor Si enim, nicht auszuweichen. Recht aber müssen wir Hrn. F. geben, wenn er in der Stelle de Div. II, 9, 22: An Cn. Pompejum — laetaturum fuisse, si sciret se in solitudine Aegyptiorum trucidatum iri — die Worte in solit. Aeg. mit Hand erklärt: apud Aegyptios, procul a celebritate Romae, orbis terrarum capitis, quo homines undique confluunt. Denn die Erklärung jener Worte (in sol. Aeg.) von Klotz, zu Jakobs' Uebersetzung (S. 83): „unter einer Hand voll Aegyptier," oder „unter einer geringen Anzahl Aegyptier", ist durchaus unhaltbar. Zwar sagt

Digitized by Google

dort Hr. Kl.: „diesen Sprachgebrauch des Worts solitudo mehr zu begründen, ist hier nicht der Ort.“ Wir fürchten, es giebt keinen Ort, wo er sich für unsere Stelle des Cicero begründen liesse: wir fürchten, für eine solche ist er überhaupt nicht zu begründen. Genau genommen, dürfte sich nur Eine Stelle finden, wo solitudo durch „eine Hand voll Leute“ gegeben werden könnte, und diese fiel uns gleich ein, als wir jene Bemerkung lasen: sie steht Corn. Nep. Thrasyb. II, 2: Neque vero hic (Thrasybulus) non contemptus est primo a (XXX) tyrannis atque eius solitudo: das lässt sich ganz wohl übersetzen: „und seine Hand voll Leute“: denn, sagt C. N. kurz vorher: non habuit (Thr.) secum plus (quam) triginta de suis. Nun vergleiche man alle Stellen, wo solitudo in der Bedeutung des „Vereinzeltstehens“ genommen werden kann, wie die Erklärer sie aus Curtius, Tacitus, Lactantius, Appulejus (der solitas dafür hat) anführen: sie beweisen alle Nichts für jenen Sinn der Worte in solitudine Aegyptiorum: von Cicero ist ohnehin kein Beispiel aufzutreiben, wodurch bewiesen werden könnte, Aegyptiorum solitudo bezeichne eine Hand voll Aegyptier: heisst doch bei Corn. Nep. eius solitudo eigentlich auch gar nicht „seine Hand voll“, sondern s. v. a. opum (v. sociorum) exiguitas. Am ähnlichsten ist noch der Stelle des Nepos, die bei Cic. ad Q. Fr. I, 4, extr.: si tuam solitudinem communemque calamitatem nemo despexerit: das heisst aber, mit Zuziehung des Zusammenhanges, weiter nichts als: „Wenn Niemand dich wegen deiner Verlassenheit und uns Beide wegen unseres Unglücks verachtet“; daraus wird man aber gar nicht zu schliessen berechtigt seyn in solitudine Aegyptiorum durch „unter einer Hand voll Aegypter“ zu übersetzen. — Wir übergehen mehrere recht gute Vorschläge, die von einem künftigen Bearbeiter dieser Bücher nicht unbeachtet bleiben werden. Aber ablehnen wollen wir unsererseits (um nicht anmaassend zu sagen: in Cicero's Namen) noch einige: z. B. de Div. I, 53, 121: fore, ut Arbelis — Persae a — Macedonibus proelio vincerentur, wo alle Handschriften armis haben, was die dem Cicero ungewohnte Construction (Arbelis, bei Arbela) abweist, wofür aber freilich dann auch, nach dem Cod. Balliol., das Wort proelio den Platz räumen muss; endlich müssen wir uns auch gegen die Conjectur zu de Div. I, 19, 36. erklären, bei den Worten: Contemnamus etiam Babylonios et eos, qui e Caucaso coeli signa servantes numeris et motibus stellarum cursus persequuntur: wo Hr. Dir. Förtsch, nachdem er seine frühere Conjectur (numeris et notis) verworfen, numeris et rationibus stella curs. persequuntur vermuthet. Rationibus persequi cursus stellarum, oder eine ähnliche Phrase, lässt sich nicht nachweisen: auch passt die aus dem Vitruvius (IX, 1. extr.) angeführte Stelle nicht hierher, und Chaldaicis rationibus eruditus aus de Div. II. 47. rechtfertigt die kühne Aenderung an unserer Stelle noch nicht: wogegen siderum motus numeris persequi ein Ausdruck aus unserm Werke selbst (de Div. II. 6) ist. Wir wiederholen nicht, was in unserer Ausgabe S. 96 f. steht, würden aber jetzt durch eine kleine Umstellung zu helfen suchen: numerisque motus stellarum cursus que persequuntur: ein Mittel, durch das der Verf. auch der einzigen aus den Tusculanen behandelten Stelle (IV, 9, 21.) zu helfen gesucht hat. Es heisst nemlich dort: odium ira inveterata (est) inimicitia ira ulciscendi tempus observans: discordia ira acerbior intimo odio et corde concepta. Da sagt er denn unter Anderm zu odium und cor

Digitized by Google

passe nicht intimum, zumal nebeneinander; die bisherigen Correcturen befriedigen nicht (s. unsere Ausgabe T. II. p. 303.) und versucht endlich: discordia (est) ira, acerbior odio, et intimo corde concepta: auf jeden Fall nicht übel, und gelinder, als die Correctur, die nach Jahns Jahrb. 1832. 9. p. 87. auch von Hrn. F. seyn soll: discordia ira acerbior odio, et intimo pectore concepta.

G. H. Moser.

Titi Livii Pataviri Historiarum libri I-IV. Mit erklärenden Anmerkungen von Gottl. Christ. Crusius, Rector in Hannover. Hannover. Im Verlag der Hahn'schen Buchhandlung. 1847. Drittes Heft. Lib. III. 128 S. Viertes Heft. Lib. IV. 107 S. Fünftes Heft. Lib. V. 99 S. Sechstes Heft. Lib. VI und VII. 144 S. in gr. 8.

Die beiden ersten Hefte dieser neuen Bearbeitung des Livius sind in diesen Jahrbüchern 1846 p. 792 seq. angezeigt und dabei auch Plan und Anlage, wie Zweck und Bestimmung näher bezeichnet worden. Erfreulich ist der rasche Fortschritt des schwierigen Unternehmens, erfreulich auch seine weitere Ausführung, die auf der gegebenen Grundlage fortschreitend, in diesen beiden Heften keineswegs hinter den ersten zurückbleibt, sondern selbst einen gewissen Fortschritt bemerken lässt, der in der grösseren Sicherheit, womit Erörterungen gegeben und Schwieriges hier und dort besprochen wird, hervortritt. Insbesondere haben wir hier, und wir rechnen diess mit als einen Hauptvorzug, eine im Vergleich zu den beiden ersten Heften weit öftere und sorgfältigere Berücksichtigung der Ausgabe von Alschefski und des von diesem Gelehrten gelieferten Textes wahrgenommen; was uns veranlasst, ein Paar Stellen hervorzuheben, um wenigstens darau dem verdienten Herausgeber die Theilnahme zu zeigen, mit der wir seinen fortgesetzten Bestrebungen gefolgt sind.

Wenn wir z. B. dem Herausgeber Recht geben, dass er III. 3 in den Worten: „Ab his proximi audita incerta eoque vaniora ferre ad alios" die Lesart proximi, die hier selbst als bestimmter Ausdruck des Subjects nothwendig erscheint, unverändert gelassen, und nicht proxume aufgenommen, das allerdings durch die Mediceische Handschrift wie durch den Codex Rhenani empfohlen, auch von Alschefski deshalb aufgenommen, aber wie wir wenigstens glauben, nicht richtig von ihm in dem Sinne von beinahe, ungefähr, also hier „kaum deutlich" aufgefasst wird, so glauben wir dagegen III, 4 in den Worten: „ut — Postumio alteri consulum negotium daretur, videre ne quid res publica detrimenti caperet" mit Baumgarten-Crusius und Alschefski auf der auch in der mediceischen Handschrift hervortretenden, schon von Gronovius empfohlenen Lesart videret, als einer grammatischen Forderung bestehen zu müssen: bei der von diesem Gelehrten nachgewiesenen Bedeutung dieser Handschrift, die jedenfalls als eine der ältesten Quellen des Textes erscheint, werden daher die Worte des Herausgebers: „die meisten und besten Cod. haben jedoch videre", was er darum auch beibehalten, kein Gewicht in die Wagschale legen können.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Dagegen schliesst sich der Herausgeber wieder, und mit allem Recht, an diesen neuesten Herausgeber des Livius III, 5 an: „qui caede legati et consulis vulnere accensi nulla deinde vi sustineri potuere, quum compulsi in castra Romani rursus obsiderentur nec spe nec viribus pares.“ Hier wird gezeigt, wie quum allein richtig ist, quia, was Baumgarten-Crusius, Bekker, und schon früher Crevier aufgenommen, nicht richtig seyn könne. In der Stelle III, 6 gleich nach dem Anfang: „grave tempus ei forte annus pestilens erat urbi agrisque etc.“ muss es wohl et für ei heissen, das unseres Wissens auf keiner handschriftlichen Autorität beruht, und vielleicht hier nur als Druckfehler anzusehen ist: denn die Mediceische und Pariser Handschrift haben et: wenn aber Alschefski anfragt, ob nicht forte vor dieses et zu setzen, also mit grave tempus zu verbinden seyn, so hängt die Beantwortung dieser Frage, die wir wenigstens negiren, wieder zusammen mit der Auffassung der Worte annu pestilens, die wir nicht „von der Jahreszeit der Seuchen“, sondern in dem Sinne verstehen, dass wir, an die Vulgata et forte a. p. uns haltend, übersetzen: „und es war gerade ein Jahr der Seuche“, so dass auf die allgemeine Angabe von der Härte der Zeit (grave tempus), dann die besondere Angabe, in der durch zufällige Ursachen herbeigeführten in diesem Jahre herrschenden Seuche, nachfolgt; bei den weiter folgenden Worten: „et auxere vim morbi u. s. w.“, denken wir zu auxere uns ein Subject, wie Romani — ein deutsches man — hinzu, da morbi doch nothwendig als Genitiv zu vim gehört, und nicht als Subjectsnominativ zu auxere passend ist: was auch unser Herausgeber anerkennt. — In der Stelle III, 8: „Itaque hostes — in Lucretium incidunt consulem jam ante exploratis itineribus suis instructum et ad certamen intentum“ macht die Auffassung von suis Schwierigkeit, das in vierfacher Weise von den verschiedenen Auslegern erklärt wird. Wir zweifeln aber, ob unser Herausgeber Recht hat, wenn er mit Drackenborch suis auf Lucretius bezieht, also statt itineribus ipsius Lucretii nimmt. Ref. bezieht suis auf das Subject und die handelnde Person, wie immer, also auf die hostes, welche auf den Lucretius fallen, der, eben weil schon vorher ihre (der Feinde) Wege von ihm ausgekundschaftet worden waren, wohl gerüstet zum Kampfe war, also nicht unvorbereitet und plötzlich überfallen werden konnte. — In den Worten III, 10: „Inter alia prodigia et carnem pluit“ behielt Herr Crusius mit Kreyssig und Drackenborch carnem bei, das Baumgarten-Crusius, mit dem Zusatze „insignem librorum consensum secutus“ aufnahm, zumal da der Accusativ sich

Digitized by Google

erklären lasse, und selbst auf die Analogie des Griechischen, wo Accusativ und Dativ in solchen Fällen wechseln, wie z. B. bei Athenäus VIII p. 333 gestützt werde. Indessen die Mediceische Handschrift sammt dem Codex Rhenanus hat an unserer Stelle carne, was Alschefski mit allem Recht wieder hergestellt hat; auch nach dem Vorgang in den Stellen I, 31 und XXXIX, 55 würden wir unbedenklich hier den Ablativ beibehalten, da uns überhaupt Zweifel über die Zulässigkeit des Accusativs in dieser Verbindung entstanden sind, für welche man gewöhnlich auch auf die Stelle des Cicero De divin. II, 27 („sanguinem pluisse senatui nuntiatum est") sich beruft, wo jedoch die Variante sanguine ebenfalls bemerkt wird: in den verschiedenen Stellen des Livius herrscht der Ablativ vor, für den, ausser Anderem, uns auch der Umstand zu sprechen scheint, dass für pluit mit einem sachlichen (nicht persönlichen) Accusativ der Art durchaus kein analoger Fall irgend eines ähnlichen impersonell gebrauchten Verbums sich darbietet: wir haben das lange Verzeichniss der mit dem Accusativ verbundenen intransitiven Verba bei Schuch (der Objectscasus oder Accusativus etc. p. 16—21) durchgangen, aber ausser pluit in der eben besprochenen Doppelconstruction, durchaus kein ähnliches gefunden, oder eine analoge, auf diesen Fall anwendbare Construction; wohl aber dürften für den Ablativ verwandte Fälle sprechen, wie z. B. Livius XXII, 1, wo bei der Aufzählung der Prodigien es heisst: „et litora crebris ignibus fulsisse: et scuta duo sanguine sudasse." Ganz verschieden ist XXVIII, 23: „Lapides pluere et fulmina jaci de coelo"; denn hier ist lapides, so gut wie das folgende fulmina, der Subjectsaccusativ zu dem (intransitiven) pluere. — Bei dem Worte III, 20: „Consul alter — in peragendis consularis officii partem ad se vindicabat" hat sich der Herausgeber durch die verschiedenen Erklärungen früherer Ausleger nicht irre machen lassen, sondern mit Alschefski richtig consularis off. partem zu vindicabat als Object genommen, während er zu in peragendis, sich ein rebus oder negotiis hinzudenkt. An Alschefski hielt er sich auch in Rechtfertigung der von Manchen als lateinisch überhaupt bezweifelten Worte desselben Capitels „Igitur tribuni — de proferendo exercitu agere" und nimmt proferre richtig in dem Sinne: etwas (hier also das Heer) von einem Orte weg an einen andern, entfernteren bringen, so dass also das Bemühen der Tribunen darauf ausgieng, das Heer noch weiter von der Stadt zu entfernen. In der mehrfach bestrittenen Stelle III, 22: „Equites item suae cuique parti post principia collocat" behält der Verf. auch die von Alschefski auf die Autorität der Pariser und Mediceischen Handschrift beibehaltene Lesart suae (wofür Gronovius sua vorschlug) bei, und dann theilt er die verschiedenen Erklärungsweisen der allerdings schwierigen Worte suae cuique parti von Heusinger, Döring und Alschefski mit, ohne sich jedoch bestimmt für die eine oder die andere zu entscheiden. Am leichtesten wird es nun hier seyn, derjenigen Auffassung zu folgen, wornach Fabius die Reiter einer jeden der drei vorhergenannten acies, auch einer jeden derselben beigegeben und im Hintertreffen aufgestellt. Eher wäre man dann versucht, für suae zu lesen suos, wie es auch den Herausgeber anzusprechen scheint. Abweichend dagegen von Alschefski finden wir an einer andern Stelle VII, 2 fin. die Vulgate beibehalten: „quae inde exodia appellata consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt" statt conservatuque, was weder durch

Digitized by Google

sachliche noch kritische Gründe sich wird rechtfertigen lassen. Uebrigens wird man in diesem, für die Geschichte der älteren Poesie so wichtigen, zum Theil aber auch schwierigen Capitel sich durch die Erklärungen des Verfassers im Ganzen befriedigt finden; die einzelnen hier vorkommenden Ausdrücke sind richtig erläutert, wenige, minder bedeutende Punkte ausgenommen, wie z. B. wenn es heisst: „Satura oder Satyra war eine Art dramatischer Dichtung von vermischtem Inhalt und in verschiedenen Versarten verfasst u. s. w.“ Aber Satyra muss dann wenigstens in Satira umgewandelt werden. Von den Fescenninen heisst es: „Sie wurden am häufigsten bei Hochzeiten und Erntefesten gesungen und waren sowohl dem Silbenmaasse als dem Inhalte nach unrein.“ Hier wäre jedenfalls statt unrein ein anderer Ausdruck anzuwenden. Die Wiederherstellung der alten Dativform versu (statt versui) in den Worten: „qui non—Fescennino versu similem incompositum temere ac rudem alternis jaciebant etc.“ kann man billigen.

Diese Proben mögen genügen, um von dem Verfahren des Herausgebers, wie von der Theilnahme des Ref. an dieser Erscheinung Zeugniss zu geben, welcher wir einen raschen Fortgang, so weit es die in Manchem nicht leichte Arbeit erlaubt, und eine gute Aufnahme wünschen. In der äussern Einrichtung und Ausstattung, namentlich was auch den (recht befriedigenden) Druck und die Lettern wie das Papier betrifft, so ist diess ganz gleich den beiden ersten Heften gehalten.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau, so wie auch über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz im zwölften Jahrhundert. Von Joseph Bergmann, k. k. Rath, erstem Custos am k. k. Münz- und Antikenkabinette und der k. k. Ambraser-Sammlung, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Wien, 1847. Gedruckt bei Carl Gerold. 54 S. in gr. 8.

Diese neue Forschung des verehrten Verfassers reiht sich an die, auch in diesen Jahrbüchern seiner Zeit besprochenen (s. Jahrg. 1845 p. 953 seq.) Untersuchungen des Verfassers über die Walser im Vorarlberge passend an und verbindet mit der gleichen Gründlichkeit einer durchaus quellenmässigen, aber eben desshalb höchst mühevollen Forschung eine Nichts, was auf den Gegenstand Bezug hat, übersehende Sorgfalt: ihr Gegenstand ist eben das Land und der Volksstamm, innerhalb dessen jene Walliser sich erst angesiedelt hatten, und unter dem sie noch jetzt leben. Dieses Ländchen, seit frühester Zeit, etwa seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts unter dem Namen des Bregenzer Waldes*) bekannt, jetzt zu dem (österreichischen) Kreise Vorarlberg, der

*) Es heisst schon in der Gallia Christiana V. 973 „Meinradus Gebhardo successit (als Abt zu Mehrerau) anno 1175 in annum saltem 1187 quo plaga magna facta dicitur circa Brigantina montana.“ In der weiter unten noch

Digitized by Google

einen Theil des Tirolischen Guberniums bildet, gehörig, hinter dem Rücken der alten Hauptstadt Bregenz sich südwärts bis zu den Quellen der diese Berglandschaft durchströmenden Aach ausdehnend, ist jetzt ein schön bewachsener, triftenreicher, von einem kräftigen und fleissigen Völkchen bewohnter Bergstrich, der mit allem Recht zu den schönsten und reizendsten Alpgeländen gezählt wird und, früher wenig besucht, jetzt bei der steigenden Reiselust, zahlreiche Wanderer in die schönen Thäler und Berge verlockt. In Folge dessen sind wir auch in den letzten Zeiten Etwas näher über die früher wenig beachtete, gewissermaassen ausser dem Kreis des Europäischen Weltverkehrs und seinen Strömungen stehende Landschaft unterrichtet worden: womit dem Bedürfniss der Touristen allerdings gedient seyn konnte: eine gründliche, die Geschichte des Landes und seiner Bewohner in der Wurzel erfassende, und auf urkundlicher Grundlage, streng quellenmässig weiter führende Darstellung vermisste man bisher: wir freuen uns, diese Lücke in dem vorliegenden Versuch auf eine Weise ausgefüllt zu sehen, die Nichts als den Wunsch einer baldigen Fortsetzung und Vollendung des so schön Begonnenen übrig lässt. Denn der Verf., gewiss mehr als jeder andre berufen, die früheren Schicksale seines Heimathlandes uns vorzuführen, giebt hier eigentlich nur die ersten Anfänge einer solchen urkundlichen Geschichte des Bregenzerwaldes: was freilich den schwierigsten und dunkelsten Théil des Ganzen ausmacht, das in den nachfolgenden Jahrhunderten schon einen hellern Charakter annimmt, wenn auch gleich an einzelnen dunkeln oder verworrenen Parthieen es später nicht fehlt. Wir erhalten zuerst vom Verf. eine genaue Angabe dessen, was man eigentlich unter dem Namen des Bregenzerwaldes versteht, seines Umfangs im weiteren und im engeren Sinne des Wortes, mit genauer Angabe aller der einzelnen, dazu gehörigen Ortschaften, ihrer Lage und ihrer Bevölkerung: dass der Verf. in seinen Untersuchungen sich an den weiteren Umfang des Ganzen hält, war durch die Sache selbst geboten, und bedarf keiner Rechtfertigung. Seine älteste und erste Bevölkerung erhielt die waldige Berggegend zuerst von dem schon vorrömischen Bregenz und dessen nahen Umgebungen aus; von den Ufern des Bodensee's mögen die ersten Ansiedler gekommen seyn, auf welche schon die Sage von drei heiligen Geschwistern: Marbot, der um 1120 erschlagen ward, Diedo und Ilga, hinweist: hier tritt zuerst der Bregenzerwald aus seinem Dunkel Etwas hervor: nur dürfen diese Geschwister nicht für Abkömmlinge aus dem Geschlechte der Grafen von Bregenz oder der von Montfort gehalten werden, wie ausdrücklich erinnert wird. Dass die grossen politischen Ereignisse des eilften Jahrhunderts, zumal in der letzten Periode desselben, die Kämpfe in den um den Bodensee gelegenen Gegenden, die Theilung des alten Herzogthums Alemannien und Anderes, was vom Verf. deshalb näher berichtet wird, nicht ohne Einfluss

---

anzuführenden Urkunde des Pabstes Innocenz IV. vom Jahr 1249 werden unter den Besitzungen des Klosters Mehrerau genannt: „possessiones et nemora, quae in Constantiensi dioecesi in contrata (mittelalterliches Latein, an das Italienische contrada erinnernd), quae Bregenzerwalt dicitur, dicitis nos habere. Um diese Zeit lassen sich bereits drei Pfarrkirchen und fünfzehn Ortsnamen urkundlich dort nachweisen.

Digitized by Google

auf die Bevölkerung der Waldgegend und ihre immer weiter nach Innen zu längs den Ufern der wilden Aach gehende Ausbreitung blieb, ist wohl begreiflich: dass die erste Cultur auch hier wie anderwärts an die Gründung von Gotteshäusern, von Klöstern geknüpft ist, kann eben so wenig befremden. Die erste Stiftung der Art, von der eine sichere Kunde zu uns dringt, ist die an der Stätte, wo Diedo als Einsiedler gelebt und gestorben, bei Andelsbuch, fünf Stunden von Bregenz, durch Mönche des Klosters Petershausen (bei Constanz) gegründete Niederlassung: an ihre Stelle tritt nachher das näher bei Bregenz im Gebüsche am See durch den Abt Theodorich von Petershausen gegründete, dem h. Petrus geweihete Gotteshaus, welches den Namen der Au am See, Augia Brigantina oder major, woraus der jetzige Namen Mehrerau (im Gegensatz zur Augia minor, der Minderau) geworden, erhielt. Da Theodorich im Jahre 1086 Abt von Petershausen ward, so musste also die Stiftung dieses Klosters jedenfalls nach diesem Jahre fallen. Wenn nun diese zunächst auf den Petershauser Chronisten begründete Ansicht, welche die Mehrerau als eine neue, durch den (Petershauser) Abt Theodorich von dem Grafen Ulrich von Bregenz und seiner Gemahlin Bertha gemachte Stiftung erscheinen lässt, im Widerspruch zu stehen scheint mit einigen anderen Spuren, die auf ein früheres Daseyn des Klosters, vor dem bemerkten Jahre, führen, so wäre die einfachste Lösung dieses Widerspruchs wohl in derjenigen Auffassung zu suchen, welche die neue Stiftung unten am See im Jahre 1086 an die Stelle eines älteren, aber zerfallenen Klosters bei Bregenz treten lässt, und damit das Bedenken beseitigt: vgl. S. 12. 13. Das Kloster, wenn auch nicht durch Schenkungen von Kaisern und Fürsten begünstigt, hob sich dennoch in den nachfolgenden Zeiten, und vereinigte in seinen Besitz eine nahmhafte Zahl von Gütern in einem ziemlich weit verbreiteten Umfang, geschützt darin durch den heiligen Stuhl, wie eine Reihe von noch vorhandenen Bullen des dreizehnten Jahrhunderts bezeugen, welche in einer um die Mitte des siebenzehnten Jahrhundert copirten Sammlung von dreissig Bullen noch erhalten sind, die ein Freund des Verfassers, Joseph Fessler, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts zu Brixen, in seiner Vaterstadt Bregenz glücklich rettete. Der Verf. theilt daraus in einem getreuen Abdruck vier Bullen der Päbste Gregor IX. und Innocentius IV. aus den Jahren 1227. 1230. 1249 mit: da in ihnen die Besitzungen des Klosters ausdrücklich erwähnt werden, namentlich in der letzten Bulle, in welcher Innocentius IV. von Lyon aus unter dem 17. Sept. 1249 den gegenwärtigen wie zukünftigen Besitz des Klosters in seinen apostolischen Schutz nimmt, alle Einkünfte, Zehnten an verschiedenen Orten bestätigt, so bilden dieselben wichtige Quellen für die Kunde jener Gegenden, namentlich die damals schon bestehenden Ortschaften u dgl. Darum hat der Verf. diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und von S. 30. 47 alle diese einzelnen Ortsnamen, wie sie in jener Urkunde vorkommen, aufs sorgfältigste, in sprachlicher wie in geographisch-historischer Hinsicht besprochen, was allerdings nur ein mit der Geschichte des ganzen Landes so vertrauter Gelehrter thun konnte; denn wir erhalten auf diese Weise einen historisch-statistischen Ueberblick über die verschiedenen, einst dem Kloster zugetheilten oder doch mit ihm in einer Verbindung stehenden Ortschaften nicht blos im Bregenzerwalde und in dem Rheinthal, und zwar zu

Digitized by Google

beiden Seiten des Rheins, sondern auch im obern Schwaben, besonders im Allgau. Eine S. 48 beigegebene Tabelle lässt uns alle diese Besitzungen, nach ihrer geographischen Lage geordnet, überblicken, und so die verschiedenen Fäden weiter verfolgen, die von diesem Mittelpunkte aus sich weiter fortspinnen. Bis zum Jahre 1806 bestand das Kloster Mehrerau, dessen Glieder der Regel des h. Benedict folgten; damals ward es durch die baierische Regierung eingezogen und Alles veräussert: das Klostergebäude dient jetzt zu einer Fabrik! Was ausser diesem Kloster andre Klöster und Stifte im obern wie im untern Vorarlberg an Gütern, Rechten und Zehnten besassen, wird, gleichsam als ein Anhang zu dieser ausführlichen Erörterung über den Besitz von Mehrerau, mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit dargestellt; eben so müssen wir noch am Schlusse der in einer Episode S. 14 ff. eingeschalteten Untersuchung über Bertha, die Gemahlin Ulrichs VIII., so wie über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz und den Uebergang ihrer Besitzungen an die Pfalzgrafen von Tübingen, deren jüngere Linie im 13. Jahrhundert als Grafen von Montfort hervortritt, gedenken und hier nochmals den Wunsch einer baldigen Fortsetzung dieser mit so musterhafter Genauigkeit und Gründlichkeit geführten Forschungen, die uns das schöne Bild des herrlichen Berglandes und seiner Bewohner vervollständigen, aussprechen. Ein Idiotikon dieses Bergstriches, wie es der Verf. dann beizugeben beabsichtigt, wird eine sehr erwünschte Zugabe seyn, eben so eine Karte, wie wir sie von demselben wohl kundigen Militair (Obristen Hausleb) zu erwarten haben, der auch der andern Abhandlung über die Walliser die schöne Karte beigefügt hat.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Botzen. Von Matthias Koch. 30 S. in gr. 4.

Diese Beiträge erstrecken sich zunächst über die frühere Geschichte der Stadt, ihre erste Anlage durch die Römer und ihre weiteren Schicksale in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, in welche die eigentliche Entwickelung der Stadt fällt. Wenn Chronisten und Geschichtschreiber früherer Zeit das Entstehen der Stadt bis in die Zeiten unmittelbar vor Christi Geburt zurück verlegten, als Drusus und Tiberius Rhätien eroberten, um 15 — 13 v. Chr., so zeigt uns der Verf. alsbald, dass die beiden angeblich römischen Baudenkmale, auf welche diese Behauptung sich zunächst bezieht, keineswegs, wenn man sie näher betrachtet, der Römerzeit angehören, wie denn überhaupt erwiesene ächte Römerdenkmale und zumal solche, die bis in die Zeiten eines Drusus zurückgehen sollten, weder in Botzen noch in der nächsten Umgebung sich finden. Sicherer ist allerdings die Erwähnung eines Ortes Bauxare im Codex Theodosianus: eine der Verfügungen des Kaisers Gratianus aus dem Jahre 379 n. Chr. ist aus diesem Orte datirt, in welchem man allgemein die älteste Namensform für das heutige Botzen, mithin auch das älteste Zeugniss für die Existenz der Stadt selbst erkannt hat. Doch glaubt der Verf., dass dieses Bauxare keine besondere Wichtigkeit oder Bedeutung als militärische Anlage gehabt, sondern dass es vielmehr „ein Anbau der Landesgebornen, der schon sehr frühe begon-

Digitized by Google

nenen Rebenkultur wegen, gewesen". So auffallend diess Manchem auf den ersten Anblick erscheinen mag, so spricht doch für diese Ansicht schon der gänzliche Mangel an irgend welchen Spuren einer militärischen Niederlassung, eines Castellum u. dgl., eben so selbst die dazu in der That nicht geeignete Lage der Stadt in dem von Gebirgen rings eingeschlossenen Kessel, wohl aber das für Landbau, Rebenbau u. s. w. günstige, vor rauhen Winden geschützte Clima des Ortes. Leider fehlen weitere Nachrichten über dieses Bauxare, das uns erst mehrere Jahrhunderte später als Bauzanum — um 677 — bei dem Paulus Diaconus in einer Stelle entgegen tritt, die — auffallend genug, in der von Spruner übersetzten Bamberger Handschrift fehlt. Indessen werden wir auf das Fehlen dieses erklärend hinzugefügten Satzes — qui Bauzana et reliqua castella regebat — in jener Handschrift um so weniger Gewicht legen dürfen, da diese Handschrift des eilften Jahrhunderts eine ganze Reihe von ähnlichen Auslassungen bietet, und, wie Bethmann seiner Zeit gezeigt hat, einer zweiten, jüngern Classe von Handschriften angehört, mithin keineswegs für eine unmittelbare Abschrift des Originals gelten kann: daher wir auch der Vermuthung des Verfassers, dass diese Stelle eingeschoben seyn möchte, nicht beipflichten können. Sichere Spuren des Ortes Bautzen treten im achten und neunten Jahrhundert in Schenkungsurkunden hervor aus den Jahren 740 (Pozana) 770 (Bozano) 784 (Pozanum, Pauzana), 828 (Bauzana) und in einer Schlichtungsurkunde von 855 (Pauzana). Im Munde des Volks scheint damals die Aussprache Pozana die herrschende gewesen zu seyn, was auf jenes Bauxare wohl zurückweisen kann, welches der Verf. übrigens für einen keltischen Namen ansehen will. Nun war Botzen Hauptort der bairischen Grafschaft, darum auch wohl eine Malstätte und, wie der Verf. anzunehmen geneigt ist, auch, zum Theil wenigstens, befestigt; die Bevölkerung war ohne Zweifel eine zwar mehrfach gemischte, jedoch in überwiegender Zahl aus Deutschen, zumal aus Longobarden und Baiern bestehende, welche hauptsächlich vom Weinbau lebten, indem der Handel, der in neueren Zeiten dem Orte seine Bedeutung giebt, erst später, mit Einführung der beiden ersten Jahrmärkte, emporzublühen beginnt, in Folge einer Uebertragung dieser beiden Märkte auf Botzen im Jahre 1024. Auch der Handelszug über die Alpen scheint damals noch nicht, wie diess auch früher, unter den Römern der Fall war, die Richtung über Botzen genommen zu haben; sonst bietet die Geschichte der Stadt vom achten bis zwölften Jahrhundert, wie der Verf. S. 6 bemerkt, fast nichts als Nachrichten über die Anwesenheit deutscher Könige und durchziehender fremder Heere, so wie über Gütervergebungen an die Klöster und Stifte diesseits der Alpen, wie Augsburg, Freising, Benedictbeuern, Andechs, Eichstätt, St. Emmeran, Weihenstephan, Niederalteich, Chiemsee u. s. w. erscheinen. Auffallend und darum mit allem Recht von dem Verf. hervorgehoben ist die in einer Urkunde vom Jahre 1203 vorkommende Angabe eines Adalperius Pigelarius und seiner Gattin Reilanda, welche erklären, dass sie nach römischem Gesetze leben wollten — qui professi fuerunt lege vivere Romana: der Verf. erkennt darin Nachkömmlinge römischer Familien, deren (römische) Particularrechte also noch in so später Zeit in Gültigkeit geblieben waren. Früher noch, in den Anfang des zwölften Jahrhunderts setzt der Verf. die Bildung einer eigenen bischöflich-tridentinischen Stadtgemeinde und zeigt uns,

Digitized by Google

in Ermanglung bestimmter historischer Zeugnisse, in welcher Art und Weise sich diese Gemeinde bildete und wie sie selbst bedeutender erscheint, als die dem Landesherrn — dem Grafen von Tirol — zugehörige Gemeinde. Doch alle diese zum Theil verwickelten Verhältnisse, die verschiedenen daraus hervorgehenden rechtlichen Beziehungen, die sich daraus entwickelnde Municipalverfassung, werden besser in der Schrift selbst nachgelesen, die uns die bedeutenden Ereignisse und Begebnisse, welche im Laufe des Mittelalters die Stadt betroffen haben, vorführt und dabei manchen schönen Zug der Sitten- und Culturgeschichte des Mittelalters mittheilt, überhaupt einen schönen Beitrag zur deutschen Städtegeschichte liefert, der alle Beachtung verdient. In einem Nachwort kommt der Verf. nochmals auf jenes Bauxare zurück, welches im Codex Theodosianus als der Ort, wo eine der Verfügungen des Gratianus erlassen ward, sich genannt findet: er stellt bei dieser Gelegenheit die sämmtlichen in dem Codex Theodosianus vorkommenden Verfügungen dieses Kaisers aus dem Jahr 379 nach dem Datum des Tages und dem Ort des Erlasses zusammen, wornach der Kaiser Gratian am 3. August zu Mailand, am 4. zu Trier (Triveri), am 13. zu Vicus Augusti (Auer), am 19. zu Bauxare (Botzen) und am 14. Sept. zu Trier (Triv.) sich müsste befunden haben, wenn anders die Daten selbst richtig wären: aber es scheint hier allerdings eine Verwirrung in so fern unterlaufen zu seyn, als diese Tage verschiedenen Jahren angehören, wodurch es dann möglich wird, dass der Kaiser am 3. August zu Mailand und am 4. (aber eines andern Jahres) zu Trier eine Verordnung erlassen konnte: war er aber am 3. August (379) zu Mailand, so konnte er am 13. desselben Jahres in Auer und am 19. in Botzen sich allerdings aufhalten. Es ist diess die einfachste und natürlichste Lösung des Widerspruchs: statt Trier — der damaligen Kaiserresidenz und dem Lieblingsaufenthalt des Kaisers Trient zu setzen, wie Giovanelli verlangt, ist eben so unstatthaft, als selbst dem Sprachgebrauche nach unzulässig, wornach das so oft im Codex Theodosianus vorkommende Trev., Triv., Triveri, Triberi nur von Trier, nicht von Trient (Tridentum), einem damals kleinen und unbedeutenden Orte, zu verstehen ist. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, wie erwünscht es wäre, wenn die in der letzten Zeit über einen grossen Theil von Süddeutschland (die Rheinlande, Baden, Württemberg, Bayern und die Schweiz) mit so grosser Sorgfalt und Ausdauer geführten Untersuchungen über den Bestand dieser Länder unter römischer Herrschaft, und die damit verbundene sorgfältige Zusammenstellung der entdeckten Römerreste, namentlich der Inschriften, nun auch weiter auf die Nachbarländer Oestreichs fortgesetzt würden und vor Allem ein genauer Inschriftencodex der einzelnen Landestheile, wie z. B. hier zunächst von dem Lande Tirol zu Stande käme. Diess wäre, zumal da einzelne Beiträge dazu mehrfach schon vorliegen, eine zweckmässige Aufgabe für die Alterthumsforscher dieser Länder und beziehungsweise selbst der neugestifteten Wiener Akademie, welche einige tirolische Gelehrte, die auch im Ausland bekannt sind, unter ihren Gliedern zählt. Von dem Verf., der gründliche Gelehrsamkeit mit streng kritischer Forschung verbindet, wünschen wir aber recht bald viele Beiträge ähnlicher Art.

Digitized by Google

Zweiter Bericht des historischen Vereins der Pfalz. Speyer, 1847. Gedruckt bei Daniel Kranzbühler. 98 S. in gross 4. nebst sieben Tafeln von Abbildungen.

Der erste Jahresbericht mit seinem, die römische Vorwelt zunächst berührenden Inhalt ward seiner Zeit in diesen Blättern Jhrg. 1843 p. 144 ff. angezeigt: der zweite, den wir jetzt anzeigen, bewegt sich auf gleichem Grund und Boden, insofern auch er die römische Vorzeit betrifft und die im ersten Hefte von dem Conservator der Sammlungen des Vereins Prof. Rup. Jäger begonnenen Mittheilungen römischer Denkmale, welche in der letzten Zeit aufgefunden worden sind, fortsetzt, und diese in gleicher Weise mit gelehrten Erörterungen jeder Art begleitet, die auf die Geschichte der römischen Kaiserzeit im dritten Jahrhundert, und insbesondere die Verhältnisse zu den germanischen Provinzen und den dortigen Begebnissen ein vielfach neues Licht werfen, das bei dem Dunkel, welches noch bis jetzt auf diesem Theil unserer Geschichte lastet, nur doppelt erwünscht seyn kann. Die grosse Vorsicht, mit welcher der Verfasser dabei zu Werke geht, die streng kritische Forschung in allen geschichtlichen Erörterungen, die glückliche Combinationsgabe, die sich in der Ergänzung der lückenhaften Geschichte kund giebt und jede Willkühr von sich fern hält, empfiehlt darum auch diesen zweiten Beitrag nicht minder. Wir übergehen die erste Abtheilung, welche die genauesten statistischen Notizen über den Verein bringt, die einzelnen Erwerbungen und die Vermehrung der Sammlungen des Vereins aufzählt u. dgl. und wenden uns sogleich zur zweiten Abtheilung, welche die schon oben erwähnte Fortsetzung unter folgendem Titel enthält: „Historisch-archäologische Erläuterungen zu den antiquarischen Erwerbungen des historischen Vereins der Pfalz vom Jahre 1843—1846 von Prof. Rup. Jäger.“ Es sind zunächst Steinmonumente, der Mehrzahl nach Wegsäulen mit leider meist verstümmelten Inschriften bedeckt, welche den Gegenstand der Erörterung bilden, die noch einige andere römische Denkmale, die früher schon in die Sammlungen des Antiquariums gekommen, und auch in den (ausserhalb der baierischen Pfalz jedoch nicht verbreiteten) Intelligenzblättern des damaligen Rheinkreises mitgetheilt worden waren, befasst, zunächst solche, die von Seiten ihres künstlerischen Werthes oder ihrer antiquarisch-historischen Bedeutung eine nähere Beachtung und Behandlung allerdings ansprechen konnten. Das erste Steindenkmal, welches näher besprochen, in seiner lückenhaften Inschrift versuchsweise, aber mit allem Glück, ergänzt und ausführlich erläutert wird, ist ein zu Altrip aufgefundenes Bruchstück einer Wegsäule. Sie ward nach der, wie wir glauben, wohl begründeten Ansicht des Verfassers in der ersten Hälfte des Jahrs 196 p. Chr. gesetzt auf der, aus Anlass von Sever's Zug gegen Albinus hergestellten und erneuerten Rheinstrasse, zu Ehren und als Zeichen der Anerkennung des erwarteten Kaisers, durch das Volk der Nemeter (S. 53. 54). So einleuchtend dieses Resultat im Ganzen gewiss ist, so beruht es doch in Manchem auf blossen Annahmen, mithin auf blosser Wahrscheinlichkeit, was der Verf. selbst am wenigsten in Abrede stellt: indessen zweifeln wir doch sehr, ob ein gegründeter Einwand sich erheben, oder überhaupt Etwas

Digitized by Google

Besseres an die Stelle sich setzen lässt. Eben diese Beziehung des Steins auf den Kaiser Severus hat nun den Verf. veranlasst, in die Geschichte dieses Kaisers, zumal was die germanischen Verhältnisse und die Beziehung des Kaisers zu denselben betrifft, zurückzugehen und er benutzt diese Gelegenheit, die Resultate seiner Forschungen, die auf mehrere dunkle oder zweifelhafte Punkte ein Licht werfen, hier niederzulegen (S. 54 ff.). Wir bitten diesen schönen Beitrag zur Römischen Kaisergeschichte wie zur Aufhellung der germanischen Kriege und Verhältnisse in der Schrift selbst nachzulesen. Das zweite Denkmal in Stein, das erörtert wird, ist gleichfalls eine verstümmelte Wegsäule, in deren ebenfalls verstümmelter, aber glücklich entzifferter Inschrift der Name des Kaiser Gallienus vorkommt; ihm zu Ehren ward, und zwar zwischen 254 — 257 p. Chr. wie der Verf. nicht ohne Grund annimmt, dieser Stein gesetzt. Nun folgt eine andere Wegsäule mit einer noch weit mehr verstümmelten Inschrift, deren Ergänzung, wie man auch über Einzelnes darin denken mag, doch hinsichtlich des Namens des Kaisers, unter dem dieselbe gesetzt ward, keinen Zweifel lässt, so wie hinsichtlich der Zahl des Jahres, in welche das Denkmal fällt: diess ist aber das Jahr 259 p. Chr., in welchem das Volk der Nemeter dem Kaiser Postumus zu Ehren diesen Stein gesetzt. Auch hier war der Verf. genöthigt in das Leben und die Thätigkeit dieses Kaisers zurückzugehen und einige Punkte, im Widerspruch mit Düntzer, einer speciellen Erörterung zu unterwerfen (S. 70 ff.). Wir können ihm nur beistimmen, zumal da wo er die Vertheidigung des Vopiscus wider den Vorwurf der Fälschung oder doch der Unächtheit einzelner von ihm mitgetheilter Dokumente unternimmt Wir hoffen, darüber noch bei einer andern Gelegenheit einige weitere Belege für Vopiscus geben zu können. Die zwei folgenden Reste von Wegsäulen mit ihren verstümmelten Inschriften, beziehen sich, wie hier mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sich herausstellt, auf den Kaiser Carinus (282 — 285) und Diocletianus: die Bedeutung dieser Wegsäulen, ihre Nützlichkeit, ihr Zusammenhang untereinander: diess und Anderes giebt zu weiteren Erörterungen Veranlassung, die wir bei dem Verf. selbst nachzulesen bitten. Ein Dedicationsmonument mit einer leider auch wieder verstümmelten Inschrift und ein Stück eines Leichensteins mit einer nur noch in ein Paar Worten erhaltenen Inschrift macht den Beschluss und lässt baldige Fortsetzung dieser Erörterungen wünschen, die wir nicht blos den Freunden der römischen Alterthumsforschung empfehlen, sondern auf die wir auch alle diejenigen insbesondere hinweisen, welche mit römischen Alterthümern und Inschriften, zumal solchen, die auf deutschem Boden gefunden worden sind und noch fortwährend hier und dort zu Tage gefördert werden, sich näher beschäftigen. Die beigefügten lithographischen Tafeln geben recht gute Darstellungen der im Bericht beschriebenen und erörterten Inschriften so wie eine Reihe von römischen Bildwerken, die in den Besitz der Gesellschaft gelangt sind.

---

1. Chronicon Novaliciense ex recensione Bethmanni. In usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit Georgius Henricus Pertz serenissimo Borussiae regi a consiliis regiminis intimis, bibliothecae regiae

Digitized by Google

Berolinensis praefectus. Hannoverae, impensis bibliopolii Hahniani, 1846. 108 S. in gr. 8.

2. *Adami gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum ex recensione Lappenbergii. In usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit Georgius Heinricus Pertz etc. etc. Hannoverae impensis bibliopolii Hahniani 1846. XII und 216 S. in gr. 8. Beides auch mit dem besondern Titel: Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum.*

Den besondern Ausgaben, die wir früher von einigen andern wichtigen und bedeutenden Schriften erhalten haben, welche in die Sammlung der Monumenta Germaniae aufgenommen worden sind, (vgl. diese Jahrb. 1840 p. 466 ff. 1845 p. 788) und welche in eben so vielen einzelnen Heften bereits die Schriften eines Einhard, Nithard, Luidprand, Widukind, Richer, Ruotger (vita Brunonis), Lambert von Hersfeld, und Bruno (De bello Saxonico) umfassen, reihen sich auch die beiden vorliegenden, in ihrer äussern Ausstattung völlig gleich gehaltenen Abdrücke an, durch welche nun zwei wichtige, im siebenten Bande der Monumenta mitgetheilte Quellen deutscher Geschichte auch einem grössern Kreise besser zugänglich gemacht werden, da die Monumenta selbst, wenn auch in der Regel auf allen öffentlichen Bibliotheken vorfindlich, doch in Privathänden sich im Ganzen weit weniger befinden, und selbst das grössere Format der Bequemlichkeit der Benutzung, an die wir nun einmal gewöhnt sind, immerhin leicht einen Eintrag thut. Auch bei diesen beiden Schriften ist der Text ein vielfach veränderter, weil auf die ältesten Urkunden zurückgeführter, und damit ein urkundlich durchaus getreuer geworden; die Herausgabe ist durch Männer besorgt worden, welche hier geleistet haben, was überhaupt nur unter solchen Verhältnissen geleistet werden kann. Das Chronicon Novaliciense oder die Chronik eines Mönches des Klosters Novalese am Montcenis aus dem eilften Jahrhundert erscheint in einem auf die Originalhandschrift, die zu Turin wieder aufgefunden ward, begründeten Abdruck unter Beachtung der früheren auf Copien dieser Originalhandschrift beruhenden Abdrücke bei Muratori u. A.; ihre Wichtigkeit und Bedeutung, namentlich auch für einen Theil der Geschichte Carls des Grossen, ihre Beziehung zur älteren Heldensage und Poesie ist von dem Herausgeber, der darum keineswegs mannichfache Irrthümer, zum Theil aus der Befangenheit des Chronisten hervorgegangen, in Schutz nimmt, so hervorgehoben worden, dass man auf jeden Widerspruch, wie selbst auf weitere Erörterung verzichten muss, wohl aber es bedauern mag, dass das Vorwort des Herausgebers, in welchem alle diese Punkte so erschöpfend behandelt sind, nicht in seiner ganzen Vollständigkeit in den Sonderabdruck aufgenommen worden, sondern Einzelnes, wie auch die den Text begleitenden Noten, weggefallen ist, so dass der Gelehrte sich mit diesem Abdruck doch nicht allein wird begnügen können, sondern die Monumenta selbst einzusehen genöthigt ist. Hier hätte vielleicht bei etwas kleinerem Drucke, ohne besondere Ausdehnung des Raumes, auch das Ganze wirklich mitgetheilt werden können: ein Wunsch, der eben so auch auf die Handausgabe des Adam

Digitized by Google

von Bremen und die, nur abgekürzt mitgetheilten Erörterungen des gelehrten Herausgebers sich bezieht. Wir verzichten hier gerne auf Auszüge aus diesen Erörterungen, weil man sie besser in dem Texte selber liest und wir der erschöpfenden Darstellung doch Nichts hinzuzufügen wüssten: in Bezug auf die Ausgabe des Textes selbst, bemerken wir, dass dieser, bei dem Chronic. Novalic. ganz mit der Urkunde selbst, der er entnommen, übereinstimmt, selbst bis auf die Schreibweise und die oftmals wechselnde Orthographie: sonach überall e statt ae, z. B. prevalet, egrotare, estivis, sepe, femine (für feminae), aque, ecclesie (obwohl an einigen Stellen auch ecclesiae und feminae, oder auch, wie III, 14 aecclesia, gerade wie auch einigemal aequi für equi z. B. II, 2 und 3) queque, hec, que u. s. w. cotidie, dicio (für ditio), mencior und dagegen offitium, ipsud, capud und dgl. Dahin gehört auch die fast regelmässige Weglassung der Aspiration (h) in gewissen Fällen, wie z. B. bei dem Verbum habere und den davon gebildeten Wörtern, wie abitatio, abitus,obwohl auch habitus (II, 8), vorkommt: ebenso habere II, 11 und II, 7 habuisse, nachdem kurz zuvor II, 6 umati und II, 7 erbas für herbas, orti für horti u. dgl. eben so proibitum, während wir doch auch prohibitum (III, 14), adhibitis und Aehnliches finden. Damit contrastirt die Hinzusetzung der Aspiration vor manchen Worten, wie z. B. hictus (für ictus), hactus (für actus), historum (für istorum) u. dgl.

In eigenen Namen kann der Wechsel der Schreibart weniger befremden, obwohl pithafia, was wir II, 6 für epitaphia finden, wofür II, 14 und III, 27 epythafia steht, allerdings auffällt. Wohl wird sich hier die Frage aufwerfen lassen, ob in dem für ein grösseres Publikum bestimmten Abdruck, der Correctheit vor Allem verlangt, diese Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Schreibweise so beizubehalten waren, wie sie diese Originalhandschrift enthält, ob nicht dem neueren Herausgeber so gut wie dem Herausgeber einer Schrift des classischen Alterthums die Freiheit zustand, oder vielmehr als eine Anforderung ihm oblag, diese mittelalterlichen Schreibweisen, von denen wir nur ein Paar Proben aufs geradewohl ausgewählt und oben mitgetheilt haben, zu berichtigen, und also statt que ein quae, statt femine ein feminae u. dgl. zu setzen. Lesbarer würde dadurch das Ganze gewiss geworden seyn, auch mit Verlust dieser mittelalterlichen incorrecten Schreibweisen, die nicht einmal consequent durchgeführt sind. Was die Sprache und den Ausdruck des Chronisten betrifft, so sagt der Herausgeber in der Vorrede: sermone utitur plane barbaro, sonitu aequali gaudens ex more illius saeculi, varius tamen. Und doch scheint sie uns fast noch besser, wie manche ähnliche Producte Italiens aus gleicher Zeit. Wohl liessen sich hier manche Nachträge zu der Abhandlung des Herausgebers, im 9. Bande des Archivs über den Sprachgebrauch des Chronicon Cassinense sammeln, insbesondere was den Gebrauch mancher Präpositionen und Casus oder auch selbst einzelner Formen (z. B. in antedictu episcopio II, 6) betrifft, Verwechslung der Genera, anakoluthische Constructionsweisen, welche die bessere Latinität geradezu als fehlerhaft verwerfen würde. Wörter wie coenobium, monasterium werden bald als Neutra bald als Masculina gebraucht, oder der Dativ statt des Genitivs gesetzt, wie z. B. II, 11. cui superius memoriam feci-

Digitized by Google

mus, der Accusativ statt des Ablativ, wie z. B. III, 28. regnum Italicum potiti sunt. Von anderen Abweichungen, wie z. B. von quod statt des Acc. c. Inf., oder dicitur mit dem Acc. c. Inf., oder von dem Infinitiv nach Verbis und Adjectivis zum Ausdruck einer Absicht oder eines Zweckes u. dgl. wollen wir gar nicht reden: auffallender ist die Verbindung mancher Präpositionen mit dem Accusativ statt des Ablativs (in regnum für in regno II, 8) und eben so mit dem Ablativ statt des Accusativs, wovon z. B. III, 14 mehrere Fälle vorkommen: ob meritis — per circuitu — ante suo conspectu; eben so auch ad an einer Stelle, in der wir aber kaum den Verdacht eines Schreibfehlers oder derartigen Irrthums zurückhalten können, II, 3: hec autem sententia, quae huic libro inferendo conscripsimus, non de relacione alicujus hominis vel nostro visu addidimus, sed ad quodam antistite Petro, qui librum quondam suis legit temporibus Veronam etc. Eben so auch II, 7: „famosissimus enim valde ubique fuisse adletham ac fortis viribus refertur“ wo wir allerdings auch versucht sind, eher an einen Schreibfehler zu denken, als einen Solöcismus, den wir dem Chronisten, in Betracht seiner übrigen Schreibweise, kaum zuzutrauen wagen. Doch solche Sätze (s. z. B. auch II, 9 zu Anfang) sind im Ganzen seltener: und da es bei diesen Schriftstellern weniger auf die Form als auf den Inhalt ankommt, dieser aber auch in der minder guten und selbst anstössigen Form doch immer erkannt wird, so hat die Sache nicht die Bedeutung, die sie in jedem andern Fall allerdings ansprechen könnte.

Bei dem Adam von Bremen ist die Sprache und der Ausdruck ungleich besser, dabei reichlich mit Sentenzen und Nachbildungen classischer Schriftsteller des alten Rom's untermischt, die von der Bildung des Mannes ein vortheilhaftes Zeugniss ablegen. Was die Ausgabe selbst betrifft, so ist nicht leicht die Bearbeitung eines alten Schriftstellers mit sorgfältigeren und umfassenderen Vorarbeiten unternommen worden, als diess bei diesem wichtigen Quellenschriftsteller des deutschen Nordens der Fall ist, der uns nun auf diese Weise in einer bequemen Handausgabe bei einem streng correcten Texte vorliegt, der auf die ältesten vorhandenen Quellen sich stützt und mit der grössesten Sorgfalt und Genauigkeit zu derjenigen Correctheit gebracht ist, die er unter diesen Verhältnissen erlangen konnte. Was über die dabei benutzten handschriftlichen Quellen, über die frühern Ausgaben u. dgl. in dem Vorwort des Herausgebers bemerkt ist, ward, was wir bedauern, nicht in dem Sonderabdruck mitgetheilt: wir bemerken daraus nur so viel, dass unter diesen Quellen die nachweislich älteste und beste, dabei auch allein vollständige, eine ehedem Salzburger, jetzt Wiener Handschrift des XIII. Jahrhunderts zu Grunde gelegt ward, und dass wir im Text nur in Wenigem die Beibehaltung gewisser Eigenthümlichkeiten mittelalterlicher Schreibung der Handschriften (dahin gehört z. B. istorici, optulit, atleta u. dgl.) bemerkt haben. Uebrigens finden wir in dem Abdruck auch die alten Scholien, so wie die Nachweisungen und Bemerkungen des Herausgebers aufgenommen, beides in den Noten und dem Text, der hier in correcter Schrift durchweg gegeben ist, die fehlerhafte Schreibung des Mittelalters, wie wir sie vorher besprochen haben, meist vermieden ist: was wir billigen, da es sich hier nicht um ein Apographum, oder ein Facsimile eines handschriftlichen Textes handelt

Digitized by Google

sondern um einen lesbaren, möglichst correcten Text selbst. Was aber den Autor selbst und seine Lebensverhältnisse wie seine Bildung, was über sein Werk, dessen Anlage, so wie die dabei benutzten Quellen u. dgl. über Sprache und Ausdruck u. s. w. zu sagen war, das ist vom Herausgeber, der über die Quellen dieser für den Germanischen Norden so wichtigen Schrift schon früher im sechsten Bande des Archivs S. 770 sich ausführlich erklärt hatte, in dem Vorwort in einer solchen Weise erledigt worden, dass wir uns nur freuen können, auch von dieser Seite aus die Forderungen befriedigt zu sehen, welche die Bearbeitung eines so wichtigen und bedeutenden Schriftstellers an den Herausgeber stellt. In das Einzelne selber einzugehen, kann weder im Plan noch in der Absicht dieser blossen Anzeige liegen, welche diesen empfehlenswerthen Abdruck zur Kunde der Leser bringen soll. Ein Register, wie es dem Chronicon Novaliciense beigefügt ist, würde bei dem Adam von Bremen fast noch erwünschter gewesen seyn.

Eilfter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, von Karl Wilhelmi, erstem evangelisch-protestantischen Pfarrer in Sinsheim, Director der dortigen Alterthums-Gesellschaft u. s. w. Sinsheim 1846. Auf Kosten der Gesellschaft. 162 S. in gr. 8.

Dieser eilfte Bericht setzt die durch den zehnten unterbrochene Gräberstatistik von da an fort, wohin der neunte sie geführt hatte (vgl. diese Jahrbücher 1846 p. 476 seq.), und bringt diessmal alle die alten, nicht römischen Grabstätten, welche in der südlichen Hälfte Deutschlands in dem gesammten Gebiete der Donau bis jetzt eröffnet worden sind, mit genauer Angabe ihres Bestandes und der in ihnen gefundenen Gegenstände — in Allem gerade zweihundert Nummern. Wir haben auf die Wichtigkeit einer solchen Uebersicht nichtrömischer, sondern germanischer Gräber für die gesammte Alterthumskunde schon früher hingewiesen und auf die mannigfachen Ergebnisse und Folgerungen, die aus einer solchen Zusammenstellung unwillkührlich hervorgehen, aufmerksam gemacht: was wir aber wiederholt hervorheben müssen, das ist die grosse Schwierigkeit, eine solche übersichtliche Darstellung zu liefern, die auf Genauigkeit wie Treue gleichmässig Anspruch machen kann. Dass hier beides in einer Weise vereinigt sich findet, wie diess nicht leicht irgend einem Andern möglich gewesen wäre, dafür bürgt schon der Name des Verfassers, dem auch nicht die geringste Erscheinung auf diesem Gebiete entgangen ist, der Alles mit der grössten Genauigkeit und Sorgfalt angiebt, was zur Vollständigkeit des Ganzen gehört, das darum auch diessmal einen so bedeutenden Umfang erhalten hat. Einzelnes aus dieser Gräberstatistik, die, und wir wollen hoffen recht bald, noch mit einem weitern Hefte, das die Gräber im südlichen Elbe- und Odergebiet enthalten soll, vollendet seyn wird,

Digitized by Google

hier auszuheben, unterlassen wir, selbst da, wo wir gerne Einiges daraus mittheilen möchten, wie z. B. bei dem Berichte über die Nordendorfer Gräber und ihren Befund: denn diess Alles wird sich besser in dem Berichte selbst nachlesen lassen, auf welchen die Freunde germanischer Alterthumskunde gern ihre Blicke richten werden. Ist aber einmal diese Uebersicht geschlossen — einzelne Nachträge wird es immer noch geben, und sind sogar zu hoffen — so ist damit eine Hauptquelle unserer vaterländischen Alterthumskunde geebnet, um daraus selbst geschichtliche Folgerungen mit einiger Sicherheit ableiten zu können. Dass der Verfasser bei jedem Punkte auch die betreffende Literatur angiebt, und so jeden in den Stand setzt, das Einzelne noch weiter zu verfolgen, wird kaum nöthig seyn, besonders zu bemerken.

---

1. *Geognostische Special-Karte des Königreiches Sachsen und der angrenzenden Länder-Abtheilungen. Unter Aufsicht des Königlich Sächsischen Ober-Bergamtes bearbeitet von den Professoren C. F. Naumann und B. Cotta. Herausgegeben von der Königlichen Berg-Academie zu Freiberg. Gezeichnet und lithographirt von der Königlichen Cameral-Vermessung zu Dresden. 1846. (Zu haben in der Arnold'schen Buchhandlung.)*

2. *Section Nr. XIV dieser Karte. (Neue Auflage. 1846.)*

3. *Geognostische General-Karte des Königreichs Sachsen u. s. w. Zusammengestellt von C. F. Naumann*

4. *Geognostische Karte von Thüringen, als Fortsetzung der geognostischen Karte von Sachsen u. s. w. Von B. Cotta. Sectionen II und III. Dresden, Arnold'sche Buchhandlung, 1846.*

5. *Bauerkeller's Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Städtenkunde, zum Gebrauch beim methodischen Unterricht und Selbststudium, so wie für Freunde der anschaulichen und vergleichenden Erdkunde überhaupt. Bearbeitet von L. Ewald. Hefte 3 bis 10. Darmstadt, 1846 u. 1847, in der Bauerkeller'schen Präg-Anstalt, Jonghaus und Venator.*

Das Blatt Nr. 1 ist der Schlussstein der in gleichen Graden wichtigen als meisterhaft durchgeführten Unternehmung. Man findet darauf u. a. die Erklärung der beim Coloriren der Karte gewählten Farben. Wir gaben den Lesern der Jahrbücher seiner Zeit Nachricht über die einzelnen Sectionen, so wie solche veröffentlicht wurden. Es bleibt uns hier nur Weniges beizufügen. Die „geognostische Colorirung" von Karten macht allerdings den Gebirgsbau eines Landstriches, wie solcher an der Oberfläche sich darstellt, in ziemlich getreuem Bilde anschaulich, jedoch nur so, wie er zu Tage austritt, nicht wie derselbe abwärts fortsetzt; nur das Nebeneinander-Liegen, nicht das gesetzmässige Ueber- und

Digitized by Google

Untereinander-Liegen der Felsmassen ist zu erkennen. „Um nun auch diese höchst wichtigen Verhältnisse zu veranschaulichen, wurden" — so belehrt uns die der zweiten Auflage von Section XIV beigegebene „kurze Uebersicht" — „folgende Hülfsmittel benutzt":

„geognostische Profile; auf dem obern und untern Rande der Karten angebracht, stellen die, längs der Profil-Linie statt findenden Lagerungs- und Schichtungs-Verhältnisse bildlich dar, während sie zugleich über die relative Erhebung der Massen belehren, indem die Höhe der verschiedenen Profil-Punkte nach ihren gegenseitigen Verhältnissen im Maassstabe von $\frac{1}{28800}$ der wirklichen Höhe eingetragen wurden";

„Pfeile, bei geschichteten Gesteinen die Richtung bezeichnend, nach welcher die Schichten einfallen";

„dunklere Farben-Säume, die gewöhnlich längs der Grenzen zweier Felsarten mit der Farbe und auf der Seite derjenigen Felsart angebracht wurden, welche der andern aufliegt."

Für die „geognostische General-Karte" (Nr. 3) werden Viele, denen die grosse Karte nicht zugänglich, dem würdigen Herausgeber sich sehr verpflichtet achten.

Auf Nr. 4, das Cotta'sche Unternehmen — dessen auch früher schon mit gebührendem Lobe gedacht worden — behalten wir uns vor zurückzukommen, wenn, was recht bald der Fall seyn möge, das Ganze vollendet vorliegt.

Was Plan und Ausführung von Nr. 5 betrifft, so wurden diese, bei Gelegenheit der Anzeige beider erstern Hefte des Bauerkeller'schen Handatlasses bereits besprochen (Jahrbücher 1846, Nr. 39, S. 612). Die neuen, seitdem erschienenen Hefte stehen den erwähnten in keiner Beziehung nach. Man findet darin, aus dem Gebiete der physikalischen, mathematisch-, so wie der topisch-geographischen und der statistisch-topographischen Sectionen, von Karten: Planeten-System; Erdkarten zur Uebersicht der Temperatur und der Strömungen des Meeres (wir erachten solche als vorzüglich gelungen); Europa zur Uebersicht der Meer- und Strom-Gebiete; Schweden und Norwegen, südliche Hälfte; Spanien und Portugal; Fixsterne und Cometen; Deutschland, Uebersicht der Gebirgs- und Tiefländer; Europa, Uebersicht der Staaten; Oesterreich; geologische Elemente (ein Ideal-Profil der Erdrinde, Angaben der geologischen Perioden, der Eruptionen der Massen-Gesteine u. s. w.); Deutschland, geognostische Uebersichts-Karte (als Vorbild diente vorzugsweise von Dechen's „Uebersichts-Karte" und Ewald leistete, was bei dem kleinen Maasstabe billigerweise erwartet werden kann); Deutschland, Uebersicht der deutschen Bundesstaaten; Britische Inseln; Italien. — Unerwähnt dürfen die Situations-Plane der Städte London, Paris, Petersburg, Lissabon, Madrid und Constantinopel nicht bleiben.

Druckfehler: S 72 Z. 8 von unten lies: kantonalen statt: kontrakten;
S. 73 Z. 13 von oben lies: Verbesseruug statt: Veranlassung.

Digitized by Google

Zur Geschichte des teutschen Befreiungskrieges.

Seit mehrern Jahren suchen Franzosen und Teutsche einander sorgfältiger zu prüfen und auf der Licht- wie Schattenseite durch Gegensätze zu ergänzen. Jenseit des Rheins studirt man mit wachsendem Fleiss die Sprache und Literatur der östlichen Nachbarn, vertieft sich hier und dort in den spekulativen Gang derselben, arbeitet, nicht befriedigt von den Begebenheiten des Tages und der nächsten Vergangenheit, für eine gründliche Kenntniss der mittlern Jahrhunderte, welche oft nicht ohne bedeutende Kosten durch Herausgabe von Urkunden, Denkwürdigkeiten, Kunstsachen und Provinzialgeschichten vielfach aufgehellt werden und für die rohe Zerstörungssucht während der Revolution mannichfaltigen Ersatz bringen. Dabei wächst der Eifer für häuslichen und persönlichen Nutzen; Geschenke, Bestechungen, Ordens- und Titelsucht, kommen zu einem gewissen Credit; man raucht sogar Taback und hält kommerschähnliche, von wüthenden Trinksprüchen und geballten Sackfäustchen begleitete Gelage. In Teutschland wird dagegen die französische Leichtigkeit häufiger; alles will rasch und ohne grosse Anstrengung belehrt, vergnügt seyn; nur die Gegenwart gefällt; Zeitungs- und Broschürenliteratur stehen oben an; die Dämpfe der Eisenbahnen und Wasserschiffe steigen zu Kopf; die Phantasie beginnt, vom nachtretenden Verstande matt gezügelt, ihre liebenswürdige Herrschaft; mitten in der Prosa alltäglicher Drangsal führt sie ihr sanftes, mit Rosen und Vergissmeinnicht umwundenes Scepter; plötzlich sinkt es; Neptuns Dreizack beruhigt mit einem quos ego die zischenden Wogen; der Befehl von oben gibt den untern und mittlern Schichten das alte, beliebte Bett der Gemächlichkeit zurück. Diese merkwürdige Ergänzung der beiden, durch vortreffliche Eigenschaften ausgezeichneten Nachbarsvölker tritt auch in der jüngsten diplomatischen Entwicklung hervor. Frankreich, Oesterreich, Preussen, vielleicht auch der Bund, haben eine Art Tripelallianz wider die dermaligen Fermentationen der beinahe vereinzelten Schweiz abgeschlossen. Ausserordentliche Boten eilen von Wien und Berlin nach Paris, um von dem sogeheissenen Friedensnapoleon ihre Instruktionen, wenn auch nicht als Befehl, doch als vorherr-

Digitized by Google

schenden Rath zu empfangen. Diess erinnert unwillkührlich an die Tage des gewaltigen Korsen, welcher es verstand, seine damals noch unbefestigte Hauptstadt in den Centralpunkt auch der teutschen Politik umzuwandeln. Was beabsichtigen nun wohl der neue Friedenskaiser und sein Talleyrand, welcher, wie Dahlmann höflich meint, *) an der Geschichte zu wirken hat, mit dem vielfach bedrängten, aber noch lebensfrohen Bunde der Eidsgenossen? — Man will sie allmählig zähmen und im günstigen Augenblick um ein Stückchen Gränzgebiets ärmer machen. Bereits hat die Regierung des Mannes, welcher einst in den Alpen als Flüchtling eine Schirmstätte fand, dafür den ersten Schritt gethan; mitten im Frieden wurde im Sommer 1846 das dem Waadtlande angehörige Dappenthal militärisch besetzt und bis auf den heutigen Tag zurückbehalten. Diess geschah entgegen der Erklärung des Wiener Congresses vom 20. März 1815. „Das vormals zum Canton Waadt gehörige Dappenthal wird demselben zurückgegeben," lautet der zweite Artikel. Die Ruhe, mit welcher die vom historischen Recht gleichsam umbollwerkten Grossmächte Teutschlands diesem offenbaren Unrecht zuschauen und Vorschub leisten, zeugt wohl am deutlichsten für die von Frankreich abhängig gewordene Diplomatik der neuesten Zeit und beweist gegenüber dem besondern Fall die heranreifende Tripelallianz. Sie bildet eine Art verjüngten Rheinbundes, jedoch mit dem bemerkenswerthen Unterschied, dass ihm die kleinern souveränen Staaten meistens widerstreben, die grössern anhängen. Die gemeinsame Angst vor den Schreckbildern der Revolution und des Communismus, nebenbei auch wohl der geheim wirkende Jesuitenorden und Finanzrücksichten, mögen auf dem Continent jenes herzliche, ursprünglich nur dem Insel- und Seekönigthum gewidmete Einvernehmen, die berühmte entente cordiale, vorbereitet haben **). Ein anderes Zeichen der französischen Ueberlegenheit in diplomatischen Dingen tritt, Schleswig-Holsteinsche Manipulationen zu übergehen, jenseit der Pyrenäen her-

*) Englische Revolution, Vorwort.

**) Die diplomatische Hegemonie Frankreichs zeigt sich selbst in dem numerischen Verhältniss der Agenten, welche gegen Ende Novembers 1847. die verlornen Söhne des sogeheissenen Sonderbundes in den Alpen der Walliser aufsuchten. Paris sandte zwei, Berlin nur einen Boten. (Augsburger allgemeine Zeitung Nr. 28. Jahrg. 1848) — Wer denkt dabei nicht an Juvenals Spruch: „J, demens, et saevas curre per Alpes, ut pueris placeas et declamatio fias?" —

Digitized by Google

vor: ungestört von Seiten Oesterreichs und Preussens darf sich hier die Successionsfrage zu Gunsten des Hauses Orleans gestalten, während England Portugal ausbeutet. Die Teutschen allein, bei wachsendem Gewerbsfleiss auf einen regern, internationalen Verkehr mit der Pyrenäischen Halbinsel angewiesen, schauen seit Jahren bewegungslos den dortigen Wechseln zu. Obwohl dafür die seit Monaten fortgesetzten Plackereien und Interventionsgelüste gegenüber der Schweiz entschädigen worden? Man muss es um so mehr bezweifeln, je bestimmter Nachdenken und Erfahrung dafür sprechen, dass Teutschlands natürliche Allianzen in dem germanischen Kreise liegen. Die kleinern, stammverwandten Völker, die Schweizer, Belgier, Holländer, Scandinavier, bieten, richtig behandelt, neben dem gegenseitigen Nutzen auch militärische Ehre und Würde für die Gefahren und Glückswechsel der Zukunft. Diese unmassgeblichen Gedanken und Ansichten kamen dem Referenten, als er mehre, auf den alten Befreiungskrieg bezügliche Schriften anzeigen sollte: sie erinnerten an eine längst abgelaufene, für viele Männer des stürmischen Fortschritts und der zähen Stabilität wahrhaft antiquirte Zeit, welche aber nichtsdestoweniger wie ein militärisch-politischer Riesenstein für Frankreich, Teutschland und andere Völker im Gesichtskreis der nächsten, untergegangenen Generation emporragt, ein Mal- und Warnungszeichen auch für das lebende, in üppiger Gesundheit blühende Geschlechtsalter. Möge es im günstigen Augenblick zur Ader lassen und dadurch einem drohenden Schlagfluss begegnen! Möge es damit nicht bis zum hohen Alter, welches dafür sehr empfindlich seyn soll, zaudern! —

Aufzeichnungen des Generallieutenants Friedrich Wilhelm Grafen von Bismark. Karlsruhe, Verlag von Nöldeke. 1847. 8. S. 566.

„Aufzeichnungen historischer Begebenheiten, sagt das Vorwort, sind keine erschöpfende, ins Einzelne gehende Geschichte: die vorliegenden Aufzeichnungen, chronologisch-pragmatisch geordnet, nehmen keinen andern Werth in Anspruch als getreue Darstellung der Thatsachen mit ihren Ursachen und Wirkungen, denen der Verfasser als Zeitgenosse beiwohnte.

Es sind Weltereignisse, die er als Weltbürger ohne Vorurtheil, ohne Partei für Personen und Völker auffasste und nun darlegt, streng nach dem Satze: „Jedem das Seine!

Das politische Princip, welches der Verfasser als das richtige anerkannte, gelt als ein Kenn- und Wahrzeichen seines Geistes und seiner

Digitized by Google

Ueberzeugungen durch das Ganze fort.“ — Wer nach diesem offenen Geständniss das Werk eines Mannes, welcher in hohen militärischen und diplomatischen Aemtern bei langsamem Vorrücken stand, unbefangen durchliest, wird sich vielfach belehrt und angeregt finden. Die Denkwürdigkeiten nämlich sind gegenüber den letzten entscheidenden Ereignissen mit der Ausführlichkeit des theilweise thätigen oder handelnden Augenzeugen niedergeschrieben, während sie ältere und gleichsam einleitende Vorgänge nur summarisch darlegen. Die bei Erinnerungen der Art nicht gar häufige, gewissermassen objective Gemüthsruhe verläugnet sich fast niemals, und die für die gegnerische Seite, namentlich den Mittelpunkt, Kaiser Napoleon und Frankreich, beobachtete Unparteilichkeit, selbst stellenweise Vorliebe, gehören zu den seltenen Eigenschaften eines teutschen Memoirenschreibers jener wechselvollen, schwierigen Zeiten. Es ist wahr, man hat diess- wie jenseit des Rheins den Bändiger der Revolution, den Schöpfer eroberuder Heerfahrten und vermittelnder Institutionen, bald zu hoch, bald zu tief gesetzt. Auch mag es jetzt noch unmöglich seyn, hier das richtige Mass einzuhalten; denn die Leidenschaften wirken, obschon unter abweichenden, oft glatten Formen, gegen eine unbefangene, objective Auffassung der öffentlichen und persönlichen Verhältnisse. Im Allgemeinen bleibt es aber unbestritten, dass die Ansicht, nach welcher Napoleon als Sündenbock für die Verbrechen und Fehler seiner Zeit vielfachen Opfertod erleidet, eine Art mystischer Sühne darstellt, immer mehr an Credit verliert. Nicht minder bekommt dem patriotischen Standpunkt gegenüber die Ueberzeugung Gültigkeit, dass die vielfachen, bisweilen gräulichen Fehlgriffe und Gebrechen der Teutschen und anderer Völker den diplomatisch-militärischen Strom der Nachbarn entfesselten und ihm den Durchbruch erleichterten. Welche Seelen- und Geldschacherei zeigt z. B. nach dem Frieden von Lüneville das sogeheissene Entschädigungsgeschäft! Wie wetteifern Fürsten und Völker, um durch Bestechungsgelder für ihre örtlichen oder ständischen Interessen die Gunst der fremden Machthaber zu gewinnen! Ein so schamloser Handel, wie ihn der Ritter von Lang urkundlich in seinem Leben beschreibt, verdiente allerdings den Eintritt der strafenden Nemesis. Umsonst entbrannten dawider edle Gemüther; sie wurden von dem Schlamm der öffentlichen und häuslichen Sitten so lange gleichsam überschwemmt und hinweggespült, bis das Uebermass den Geduldsfaden zerriss und bei dem vielfach gesunden Kern des Volks einen neuen, läuternden Umschwung der Dinge bereitete. Der Verfasser hat also wohl gethan, wenn er einen ruhigen, weltbürgerlichen Standpunkt wählte und von diesem

Digitized by Google

aus die labyrinthischen Gänge der Zeit beobachtete. Dadurch gewinnt nur die geschichtliche Wahrheit, welche sich kaum wird gekränkt finden, wenn die Heroenschaft der Gegenseite hier und da etwas zu hoch angeschlagen erscheint, oder wenn in dem entgegengesetzten Lager der Kaiser Alexander von Russland eine zu ausschliessliche Rolle des persönlichen und staatsrechtlichen Grolles gegen das westliche Kaiserreich bekommt. Denn in dem russischen und französischen Dualismus liegt nach des Verfassers Ansicht die eigentliche Pulsader der katastrophenmässigen Ereignisse. Das alles ist, wie gesagt, für den historischen Gehalt, wenn nur die Thatsachen ungekränkt bleiben, ziemlich gleichgültig; Zeit und Menschen sind von Natur geneigt, an grossen Charakteren, welche wie Marmorbilder aus der Ferne glänzen, mit Meissel und Hammer zu mäckeln und zu glätten; zuletzt bleibt doch in den Augen des gebildeten Publikums das Ordinäre und Handgreifliche allein in Gültigkeit; Helden und Kriegsfürsten werden schon der zweiten Generation gar leicht mundgerechte Paradegenerale, Schicksale ausserordentlicher Art gewöhnliche — Journalabentheuer des täglichen, ruhigen Entfaltungsprozesses. — Es wird für die Uebersicht des auch durch reine, einfache Sprache empfohlenen Buchs genügen, die einzelnen Abschnitte zu bezeichnen, hier und dort mit erläuternden oder abweichenden Bemerkungen zu begleiten. Nach einem kurzen, „Legitimation“ überschriebenen Vorwort entwickelt das zweite Kapitel, die nordteutsche Neutralität, den Gehalt und nachwirkenden Giftstoff des zwischen Preussen und der fränkischen Republik aufgerichteten Basler Friedens (1795), wobei jedoch der schmähliche Anhang, die parteilose Demarcationslinie, nicht genauer angegeben wird. Diese führte aber bekanntlich erst die chinesische Mauer eines nördlichen und südwestlichen Teutschlands vollkommener auf und nöthigte einzelne Staaten des letztern, wie Baden, Würtemberg, zu schirmenden, den künftigen Rheinbund vorbereitenden Separatverträgen. Oesterreich, welches seiner Pflicht und Stellung treu blieb, beging dabei nur den Fehler, dass es keine Strafgewalt anwandte, um die abfallenden Glieder des allerdings in Fäulniss übergehenden Reichs an ihre Pflichten zu mahnen. Die Lauenburger Convention (1803) that für die Isolirung Nordteutschlands wiederum einen bedeutenden Schritt vorwärts (Cap. 3). Das träge Ministerium des Churfürstenthums Hannover benutzte weder die Schlagfertigkeit des Heers noch den guten Willen des Volks; es ertheilte vielmehr die Weisung, alles zu vermeiden, „was Ombrage oder Aufsehen erregen könne.“ (S. 23), und gebot der Armee, beim Zusammentreffen

Digitized by Google

mit den Franzosen nicht zu feuern und von den blanken Waffen mit Moderation Gebrauch zu machen. — (S. 24). Weil man, meinten die elenden, nur mit Rangverhältnissen beschäftigten Minister, keinen Widerstand leisten könne, so müsse man durch Trotz den Feind nicht noch mehr reizen. Dieser verstand den Wink; Uebermuth, Brandsteuern fanden freien Spielraum. Schaarenweise gingen die verrathenen Soldaten, unter welchen sich auch der Verfasser befand, nach England hinüber und bildeten hier den Stamm der königlich hannoverschen Legion; sie zeichnete sich bei vielen Gelegenheiten, besonders in Spanien, aus. Inzwischen wuchs ungestört das Consulat zum Militärkaiserthum an und verdiente sich bei Austerlitz (1805) seine ersten Rittersporneu. Die Bahn war gebrochen; man konnte weiter gehen (Cap. 4. Die Hannoveraner in England), mit Beihülfe käuflicher Seelen jenseit des Rheins durch geschickte Anwendung der Eitelkeit und Regierungssucht den Rheinbund stiften, allmählig vom Südwesten nordostwärts schieben. Seit einer Reihe von Jahren hatte Teutschland eine besondere, fast kindische Lust an Titeln, Ordensbändern und ähnlichen in die Sinne fallenden Ab- und Denkzeichen offenbart. Selbst Friedrich der Grosse ernannte ja halb aus Spott einen geheimen Hoftrompeter. — Diese Schwäche der für seine Plane wichtigen Nachbarn benutzte folgerichtig Kaiser Napoleon; es entstand der Rheinbund, mit neuen Titeln und Abstufungen, mit Königen, Grossherzogen, Fürstprimas und Consorten, frischen, in Frankreich gefundenen Gesetzen, Bräuchen und Sitten. Dazu kam denn die Herrschlust, befriedigt durch den staatsrechtlichen, der alten Reichsconstitution in der Art unbekannten Begriff der fürstlichen Souveränetät, welche auch fortan hemmende Schranken, z. B. landständische und corporative Rechte der frühern Zeit über Bord warf. Dabei geschahen im militärisch-administrativen Fache manche Fortschritte und Verbesserungen; unhaltbare, lähmende Feudalverhältnisse hörten auf, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz fand Anerkennung. So gestützt auf eine tapfere, für Glück und Missgeschick des Protektors empfängliche Bundesgenossenschaft im Südwesten wandte sich Napoleon wider den durch kein Reich mehr geschirmten Nordosten, zertrümmerte Preussen, wo Männer, Sitten, Staatseinrichtungen alterten, und gewann im Tilsiter Frieden (1807) die einstweilige Freundschaft Russlands. Es rundete sich ab auf Kosten Preussens, Oesterreichs, anerkannte die neue, für die Zügelung Teutschlands hauptsächlich errichteten Lehen-

Digitized by Google

staaten des Grossherzogthums Warschau, der königlichen Kronen Sachsens, Westphalens, billigte endlich die Continentalsperre, den riesigen, abenteuerlichen Gegenschlag zu dem englischen Blokadeprincip. Die Besitznahme Hollands, welcher bald die vertragswidrige Confiscation der Hansestädte, Oldenburgs und anderer nordwestlicher Gebietstheile folgte (1810), vollendete den zersetzenden Prozess Teutschlands. Umsonst hatte sich, ihn zu unterbrechen und angezogen von dem Vorgang der für ihr Volksthum mit alten Tugenden und Gebrechen kämpfenden Spanier (1808), Oesterreich erhoben (1809); es unterlag, von der Uebermacht erdrückt, von den Teutschen mehr durch Wünsche denn durch Thaten unterstützt, und besiegelte durch Blutsbande die Legitimität des thatsächlich längst anerkannten Machtinhabers. Demselbigen dienten, unabhängig von den politischen Schöpfungen in Italien, wo Papst und Neapel weichen mussten, bereits vielfach die Geister neben den überwundenen Leibern. Für den zweiten grossen Karl, welcher die Revolution gebändigt, die monarchische Gewalt hergestellt, das Heidenthum Frankreichs abgeschafft und in den Schoss der freilich umgewandelten Kirche zurückgeführt hatte, erklärte sich meistens das öffentliche Urtheil; von ihm erwartete die grübelnde Speculation teutscher Denker und Humanitätslehrer, die praktisch-militärische Kraft Frankreichs, eine wahrhafte Wiedergeburt des Menschengeschlechts, ja, Kants ewigen Frieden, die Utopie der Glückseligkeit und Nachfolgerin zeitlicher, für das Urbild (Ideal) nothwendig gewordener Leiden und Drangsale. Man glaubte, was den schlagendsten Beweis der Allgewalt bildet, in der Regel aufrichtig an die fatalistische — die Frommen sagten, providentielle, — Bestimmung des Mannes, für welchen die leipziger Sternwarte eigene Abzeichen am Himmel und die Religion den Beinamen des Heiligen entdeckt hatten. Wer daran zweifelte, galt für einen Thoren oder Verräther; er musste schweigen oder flüchten. Ja, bisweilen geschah, wie bei den wilden Jagden der englischen Herrn, ein förmliches Thurmwettrennen gen Paris, wo die Gnaden und Ehren gespendet wurden. Die neue Grossen- und Fürstenfabrik machte bessere Geschäfte als die für den Ersatz des Zuckers, namentlich in Teutschland, betriebene Runkelrübenspekulation. — Bildete doch ein vornehmer Herr aus preussischen Deserteurs und ähnlichen Gesellen ein eigenes, gen Spanien geführtes Reiterregiment! — Da überdiess nicht sowohl die Dinge an sich als die Vorstellung von denselben (ἡ δόξα) den Begriff des Glücks, der Macht u. s. w. darstellen, so war die neue riesenmässig anschwel-

Digitized by Google

lende Ordnung eben desshalb fast unüberwindlich und legitim geworden, weil man daran glaubte. Denn der Glaube, sagt das Sprichwort, macht selig. Diese eudämonistische Ansicht der Zeit liegt in zahllosen Zeugnissen und Urtheilen vor. Sie wurzelte um so tiefer, je anziehender, populärer die Persönlichkeit des aus bescheidenem Dache hervorgegangenen, durch Fürsicht, Thatkraft, Glück erhobenen Kaisers in seinen besten Tagen war. Er sah das Grösste und Kleinste gleichzeitig, daher den Grossen und Geringen lieb, von der Soldaten- und Bürgergunst ohne ängstliches Buhlen getragen, auch der Milde, Offenheit, Freundschaft und zarten Regungen des Gemüths nicht fremd, in antiker Besonnenheit Jahre lang unermessliche Räume des schwindelnden Glücks und herabdrückenden Missgeschicks durchwandelnd. Seine Fehler und Uebergriffe sind mehr aus dem schlaffen Benehmen der Feinde und dem Lobspenden der Freunde denn aus innerer Verhärtung und Bosheit entsprungen. Wenn der römische Senat fremden Fürsten die lästigen Gratulationsreisen untersagte, so haben jene, nicht der republikanische Stolz die Hauptschuld. Und wenn den Kaiser Napoleon ein Rheinbundsfürst unaufgefordert am Kutschenschlage reitend eskortirte, so hat der Herzog, nicht der Protektor die Verantwortlichkeit. „Napoleon war, wird demnach mit Fug bemerkt, (S. 188) „Gegenstand der Bewunderung, und der Bürger wie Soldat verehrten ihn wie einen Heiligen, wie einen gottähnlichen Helden. Er hatte die Sympathien des Volks, nicht nur in Frankreich und Italien, sogar in England für sich, wo der Ruhm seines Namens blendete.“ Angelangt bei dem Wendepunkt des russischen Feldzugs (1812), zu welchem in rascher Uebersicht die Capitel 5—7 führen, wird der Verfasser weitläufiger; eilf Abschnitte (7—18) entwickeln sorgfältig die Motive, Kräfte, politisch-strategischen Bewegungen des kühnen, verhängnissvollen Unternehmens, welchem der Berichterstatter als Würtembergischer Offizier und mithandelnder Augenzeuge beigewohnt hat. Man folgt ihm desshalb mit wachsender Theilnahme und Belehrung; mehre bisher verdeckte Punkte erscheinen neu, heller beleuchtet, andere, früher im strahlenden Vorgrunde, treten zurück; es ist im Ganzen eine treffliche, wohl gruppirte Darstellung, durch viele kleine Charakterzüge noch mehr gehoben. Jedoch muss man gegenüber der psychologisch-politischen Auffassung dieses allerdings welthistorischen Ereignisses zwei nicht unbedeutende Bedenken erheben. Der Verfasser hat den Kaiser Alexander zu hoch, das russische Volk und Heer zu tief gestellt, daneben der Naturnothwendigkeit einen übermässigen Spielraum zugeschrieben. Lediglich Neid und concurrirendes Streben nach der europäischen Dictatur sollen

Digitized by Google

den Beherrscher des slavischen Nordens zum Freundschaftsbruch bestimmt, ihm den Gedanken: „Ich oder Napoleon!“ mit stehender Schrift in die Seele eingedrückt haben. (S. 90.) Umgekehrt sei dem stets offenen, gerade auf sein Ziel losgehenden Oberhaupt des romanischen, theilweise germanischen Südwestens nur durch die starre Opposition Russlands der Entschluss des Krieges gleichsam abgenöthigt worden. Der Plan, mit dem ehemaligen Freund und Bewunderer die europäische Hegemonie zu theilen, wie etwa bei dem teutschen Entschädigungsgeschäft, (1803) habe vor dem entschiedenen Bruch mit dem Czar nichts an seiner Stärke und Aufrichtigkeit verloren. Allein Russland hatte hier in der That nur die Wahl zwischen zwei Wegen; entweder musste es durch das Festhalten an der Continentalsperre seinen Wohlstand gänzlich untergraben und mittelst der wachsenden Verarmung im Schoss der eigenen Grossen revolutionäre Gelüste horvorrufen, oder aber als letztes Gegenmittel die Waffen erheben. Bei längerem Stillsitzen verschwanden alle Aussichten auf mögliche Bundesgenossen, welche im Fall kräftigen Handelns Spanien, Portugal, England, Schweden und der vielfach bei den Teutschen kochende Unmuth eröffneten. Russland befand sich also auf der Linie des abwehrenden, defensiven Theils, während das grosse französische Lehen- und Militärreich angriff und in seine Offensive die nächsten wie fernsten Glieder des ungeheuern Umfangs, namentlich den Rheinbund, Preussen und Oesterreich, hineinzog. Wie gewöhnlich, so liegen auch hier die Quellen und Ausgangspunkte auf der angreifenden Seite, welche durch die glückliche Erschütterung Russlands wenigstens einstweilen jedes Hinderniss des Continentalsystems entfernte und den bisherigen Fortschritten die Krone aufsetzte. Es handelte sich also bei der militärischen Völkerwanderung (600,000 Bewaffnete) Südwesteuropas gegen den Nordosten (Russland und Schweden) allerdings nicht um den Ehrgeiz Alexanders, sondern um die Freiheit des Festlandes. Dass der Czar, wie S. 92 behauptet wird, mit einer beinahe ausserordentlichen Geistes- und Seelenstärke den Gedanken an Napoleons Sturz mit vollem Selbstbewusstsein von vornherein nährte und wie ein heiliges Vestafeuer unterhielt, — diese Hypothese wird durch den späteren Gang des Krieges hinlänglich widerlegt. Es ist jedem damaligen Zeitgenossen und Augenzeugen bekannt genug, wie in Frankfurt (Dec. 1813), Chatillon (Febr. 1814) und anderswo die Verbündeten, also auch Alexander, an den politischen Sturz des französischen Kaisers noch gar nicht dachten, sondern erst nach dem beschlossenen und ausgeführten Zug

Digitized by Google

auf Paris eine Kombination der Art zu Gunsten der Bourbons suchten und fanden. Ferner hat der Verfasser, welcher den etwas weichen Czar mit einem Hannibalisch-Barcinischen Groll und Plan ausstattet, das russische Hauptquartier und Heer zu tief gesetzt, ihm Plan, Uebereinstimmung, strategische, wenn auch nicht tactische, Tüchtigkeit gleichsam abgesprochen. Das ist unrichtig; die Russen wichen seit dem Treffen bei Smolensk (17. 18. August) absichtlich und in guter Ordnung zurück, zeigten bei Borodino dem nachstürzenden Feind die Hörner (7. Sept.), zerstörten Moskau (16—19. Sept.), nahmen südwestlich die treffliche Flankenstellung bei Tula-Kaluga und antworteten dem jetzt besorgten, verlegenen Gegner, welcher Frieden wünschte, ganz trocken: „Jetzt erst beginnt der Krieg.“ — Mit Grund bemerkte desshalb der grosse, preussische General von Gneisenau am 15. Jänner 1813 brieflich einem Freunde: „Auf den Frieden hatte Bonaparte gerechnet, auf den in der feindlichen Hauptstadt zu erzwingenden Frieden. Er hat fehl gerechnet, und hierin, in diesem Rechnungsfehler, liegt allein die Veranlassung unserer neu auflebenden Hoffnungen; ohne diesen Rechnungsfehler hätten wir alle das stürzende Gebäude nicht halten können.“ (Dorow, Denkschriften und Briefe II, 219.) — Man muss daher offenbar Plan, Zusammenhang annehmen, auch nicht zu viel auf die Rechnung der Kälte setzen. Denn vor dem Eintritt derselben räumten ja die Franzosen Moskau, erlitten bei Tarutina, Jaroslavez u. s. w. bedeutende Einbussen; die strenge Natur fand ein bereits geschlagenes, vielfach demoralisirtes Heer vor und vollendete nur, was Menschenkraft begonnen hatte. An hellen Augenblicken, tapfern Thaten, fehlte es zwar der grossen Armee nicht, aber übertrieben ist die Seite 188 erhobene Anklage der Elemente, als welche ohne Niederlage durch Eisen die Riesenmacht gebrochen hätten. Die Ausdauer, Umsicht und Aufopferungsfähigkeit der Russen gaben den eigentlichen Grundstein zum Napoleonischen Missgeschick, mögen auch immerhin die Sieger manches vergrössert, die Besiegten oft von menschlicher Schuld an den eisernen Gang der Naturnothwendigkeit appellirt haben.

Die Kapitel 19—27 erzählen den Feldzug von 1813, die Abschnitte 28—36 den Heerzug von 1814, dessen unmittelbare Folgen, Napoleons Abdankung und Verbannung, in den Capiteln 37—39 dargelegt werden. Der ruhige, unpartheiische Ton, beiden Krieg führenden Mächten gleich gerecht, verdient alle Anerkennung, mag man auch einzelne Begebenheiten und Verhältnisse anders beobachtet und beurtheilt

Digitized by Google

haben. Ueberdiess treten die Charakterstärke, Kühnheit und Umsicht Bonapartes seit 1796 vielleicht nirgends schärfer und glänzender hervor als in dem kurzen, wechselvollen Winterfeldzuge des Jahres 1814. Er widerstand, wie auch seine bittersten Gegner eingeräumt haben, einer mindestens vierfachen Uebermacht mit steigender Spannkraft und büsste den einzigen strategischen Fehlgriff, die Blossstellung der Hauptstadt, durch eine zu rasche, widerspruchsvolle Nachgiebigkeit, welche seinen unmittelbaren Fall herbeiführen musste. Manches könnte man gegen den Verfasser, dessen Optimismus zu Gunsten des gestürzten Machthabers in den letzten Gängen der Catastrophe besonders hervortritt, einwenden und zum Theil auf eigene Anschauung zurückführen, der Referent thut es aber nicht, weil er bereits in diesen Blättern bei der Beurtheilung des Ott'schen Werks denselben Gegenstand behandelt hat. (Jahrbücher 1845 Nro. 3 und 4). Die Capitel 38 und 39, Napoleons Verbannung und Reflexionen überschrieben, enthalten meistens fruchtlose Betrachtungen über den geringen Gewinnst der Teutschen gegenüber den ungeheuern Fortschritten der andern Verbündeten, namentlich Russlands, welches durch Alexander gleichsam den leer gewordenen Platz des französischen Kaisers eingenommen habe. Da man auch diesen Wendepunkt bei der Anzeige der darauf bezüglichen Schriften von Gagerns und Schaumann's (Jahrbücher 1845 Nro. 22—24) beleuchtet hat, so ist es unstatthaft, das schon Gesagte zu wiederholen. Ein thatkräftiges Bessermachen im günstigen Augenblick ist ja überdiess für Privatleute, Regierungen und Völker die gründlichste Lehre, welche man aus begangenen Fehlgriffen schöpfen kann; leere Klagen, patriotische Seufzer und Phantasien helfen nichts: sie stehen ausserhalb des historischen Gebiets. — Den endlichen Ausgang der politisch-militärischen Verwicklung behandeln die Abschnitte 40—50; ihren Gehalt bezeichnen schon die Ueberschriften; sie lauten: Wiener Congress; Napoleons Rückkehr; Napoleons Friedenspolitik; Politik des Congresses; Vorbereitung des Krieges; das Manifest; Napoleons Initiative; Schlachten von Ligny und Waterloo; Folgen der Schlacht der drei Namen; die Restauration; der zweite Pariser Friede, welchen man wohl eine Nothbrücke unzuverlässlicher Festigkeit und ein Halbwerk der Versöhnung streitender Gegensätze nennen darf. Die Verbannung des gestürzten Kaisers auf eine ferne Felseninsel bleibt jedenfalls als Bekenntniss herzloser Schwäche für künftige Jahrhunderte ein warnendes Wahrzeichen. Es beweist nicht nur das Dasein der strafenden Nemesis, sondern auch

Digitized by Google

die oft verkannte Wahrheit, dass ohne die Beseitigung der sündigenden Grundkraft, welche nicht in dem Kaiser Napoleon allein lag, die Fortschritte des bessernden Princips eine Unmöglichkeit werden.

Wanderungen eines alten Soldaten. Von Wilhelm Baron von Rahden. Erster Theil. Befreiungskrieg von 1813—1815. S. 406. Berlin, bei Dunker. 1846. gr. 8. Zweiter Theil. S. 567. 1847.

Sich die Zeit der Haft im Schloss von l'Ecluse zu verkürzen und der Nachwelt ein Zeugniss seiner mannichfaltigen Erlebnisse zu überliefern, verfasste nach der Schlacht bei Pavia (1525) Robert von der Mark, Herr von Fleuranges und Sedan, Marschall Frankreichs, seine lehrreichen, anziehenden Denkwürdigkeiten (Mémoires). Halb Ritter, halb Soldat, nennt er sich mit einem gewissen Nachdruck den jungen Abenteurer, Reiseläufer, (le jeune adventureux), beschreibt auf eine kunstlose, einfache Weise, ohne festen Plan und weit reichenden Blick, aber lebendig und wahrhaft die bunten Lebenswechsel, Schlachten, Belagerungen, Gespräche, Freuden und Erholungen des Friedens, spiegelt Sitte und Denkart der Gegenwart, zunächst des ritterlich-soldatischen Standes ab, feinern Gedanken und Gefühlen ziemlich fremd. Aehnliches begegnet dem Baron Rahden; durchaus soldatisch erzogen und gesinnt, für kriegerische Ehre und loyal-legitimen Dienst schwärmend, uneigennützig und unstät, hat er vieler Herren Städte und Länder gesehen, mannichfache Gefahren und Drangsale im Norden und Süden bestanden und bei herannahendem Alter endlich einen gastlichen Ruheplatz bei der Frau Herzogin von Sagan gefunden, welcher auch das Buch gewidmet ist. Ehemals Hauptmann in preussischen und niederländischen Diensten, designirter Capitän im russischen Generalstabe, zuletzt Brigade-General im Geniecorps der spanisch-carlistischen Armee von Aragon und Valencia, — bei dieser aufsteigenden Aemter- und Ehrenlinie, wenn auch bisweilen in partibus infidelium angestellt und vom Glück wenig begünstigt, musste der Verfasser vieles beobachten und erleben. Davon geben auch die vorliegenden zwei starken Bände ein hinlängliches Zeugniss; sie schildern einfach, hin und wieder zu breit und gesprächig, oft von Abschweifungen, gemüthlichen Gefühls- und Gedankenstrichen unterbrochen, das wirkliche, vielfach bewegte, ja abenteuerliche Leben, geben frische Kriegs- und Friedensscenen, kündigen eine offen-loyale, genügsame, ob der Beimischung des ritterlich-phantastischen

Digitized by Google

Elements eigenthümlich halsstarrige und eben desshalb häufig geprellte Soldatennatur an, wie man sie dermalen wohl nirgends mehr findet. Sein übrigens gutartiger Unmuth über Kants ewigen Frieden, dessen Früchte ihm ungeniessbar oder halb sauer erscheinen, bricht oft in elegischen Lobsprüchen der grossen, bewegten Kriegszeit hervor; seine Worte gleichen, wie sich die Einleitung ausdrückt, für das Ohr der Waffengefährten Klängen einer verrosteten, alten Trompete, die gern gehörte, lang vermisste Lieder dem, zum Frieden gezwungenen Kriegssoldaten vorführt. — Der Sache seines jeweiligen Dienstherrn und Vaterlandes ist er unbedingt treu; Schminke, List, Verstellung sind ihm fremd; für Teutschland, namentlich Preussen, fühlt und lebt er ganz in den Jahren seines Jünglings- und Mannesalters; die äussern Erscheinungen des Staats und der Gesellschaft betrachtet er lediglich vom militärisch-patriotischem Standpunkte aus und sprühet überall Funken des herzlichsten Hasses gegen den Fremden und den Druck desselben; später gestalten sich ihm die Dinge milder und mehr weltbürgerlich, wie ja schon der Zickzack des soldatischen Reiselaufes beweist. Jedoch folgt derselbe einem loyal-legitimen Compass, dessen entgegengesetzte Pole in der Revolution und im sogeheissenen Liberalismus hervortreten. Dem jungen Abenteurer des neunzehnten Jahrhunderts wohnen also Charakter und Richtung des Princips bei, wodurch er, wie Fleuranges, offenbar an historischer Befähigung und Glaubwürdigkeit gewinnt. Denn ein grundsatzloser Wetterhahn oder Kothurn kann mit Glück Ameisenschlachten beobachten, im Waffengewühl der Menschen geht er kopf- und besinnungslos zu Grunde. — Eine andere Klippe, das Ueberfliegen der gesteckten Gränzen, wird von dem Verfasser gleichfalls gemieden; mit einer eben nicht gar häufigen Bescheidenheit will er eigentlich nur berichten, was in seinem unmittelbaren Gesichts- und Gehörkreise geschah, nur monographische Beiträge zur nächsten, gleichsam individuellen Kriegs- und Zeitgeschichte geben, nicht die wissenschaftlichen Endergebnisse tactisch-strategischer Forschung, sondern die Früchte eines praktischen, erfahrungsreichen Subalternoffiziers, wie dieser Ausdruck häufig gebraucht wird, sammeln und gemeinnützig machen. Eben desshalb waren Abschweifungen, bald militärisch-wissenschaftlicher, bald patriotisch-freundschaftlicher Art, unvermeidlich. Sie stören jedoch den aufmerksamen Leser nicht wesentlich, unterhalten die Spannung desselben und geben, meistens aus dem damals frischen Leben gegriffen, wirkliche Züge der gährenden und handelnden Zeit. Dieser die friedliche und dennoch missvergnügte Gegenwart bisweilen schriftstellerisch anzunähern, ist ohne Zweifel nützlich; man

Digitized by Google

wird nicht immer auf dem bequemen Polster- und Rosenbett eines von den Vätern errungenen Friedens ruhen und mit Behaglichkeit die übersuckerten Quecksilberdämpfe des Religionsgezänkes, der atheistisch-materiellen Grübelei und Consorten einschlürfen oder sogar dem Jüngling und gebildeten Publikum diese und ähnliche Errungenschaften als den Kern und Stolz des modernen, nationalen Bewusstseins, wie die Phrase lautet, in Wirthsstuben und auf Lehrstühlen bieten. Denn es nahen ganz andere Kämpfe, welche Gut und Blut fordern, also auch andere Bannerträger, Männer des Glaubens und der That, fordern. Daher ist es, wie gesagt, nützlich, besonders für die vielfach getrennten Teutschen, dass eine nächst vorangegangene Staaten- und Völkerkrise durch möglichst viele, dem Leben entnommene Einzelzüge beleuchtet und aufgefrischt werde. Dieses Geschäft unternimmt nun der Verfasser, für seinen Antheil und Standpunkt mit Eifer, Sorgfalt und Unpartheilichkeit. Denn diese letztere rühmliche Eigenschaft wird man beinahe überall finden; nirgends tritt ein vorlautes Prunken und Rühmen hervor, wie so oft auf gegnerischer Seite: der Tapferkeit, Umsicht und Ausdauer des Feindes wird volle Anerkennung gezollt. — Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Buchs würde es eben so unmöglich als unfruchtbar seyn, den reichen, mannichfaltigen Inhalt schrittlings hervorzuheben und diejenigen Seiten zu bezeichnen, welche entweder auf einzelne Stücke der grossen Kriegsgeschichte eine neue Beleuchtung werfen oder bisher unbekannte, an Persönlichkeiten oder Zufälligkeiten geknüpfte Thatsachen melden. Obgleich in beiden Richtungen manches Tüchtige und Brauchbare vorkommt, so erschwert dennoch der nothwendig aphoristisch-fragmentarische Gang des Wanderers einen übersichtlichen, die Haupt- und Nebenwege darlegenden Bericht. Diesen wird sich desshalb der Leser ohne Mühe selbst abstatten können: hier genügt es zu bemerken, dass mehre, bisher dem grössern Kreise unbekannte Züge bezeichnender Art vorkommen und den Blick in die damalige Gemüthswelt des teutschen Soldaten erleichtern. Referent erinnert nur an zwei Fälle dieser Gattung, um gleichzeitig eine Probe der Schreibweise zu geben. I, S. 221 heisst es bei Anlass der Schlacht von Leipzig mit näherem Bezug auf die heissen Kämpfe bei dem Dorf Probsthaide also: „Ein kleiner Tambour vom ersten Bataillon des Regiments (des zweiten Schlesischen, in welchem Herr von Rhaden damals stand) verrichtete Wunder persönlicher Bravour; es war dies der junge Karl Hoffmann, damals ein blosser Knabe, welchem man auch desshalb nur die Trommel anvertrauen wollte. Hoffmann, beim Sturm auf Probsthaide immer an der Tête der angreifenden Colonnen, schlug

Digitized by Google

kräftig und unausgesetzt den Sturmschritt (in der Soldatensprache wegen seiner Einförmigkeit „Plumpsack“ genannt) aber eben so kräftig mit den pausirenden Trommelstöcken den Soldaten, welche nicht Muth genug zeigten, im Gefecht auszudauern und umkehrten, rechts und links in's Gesicht. Man staunte den Jüngling an, welcher, ohne irgend ein Zeichen von Furcht zu äussern, auf seinem gefährlichen Posten ausharrte, und alle mitfechtenden zu immer neuem Kampfe anfeuerte, bis es endlich gelang, sich in Probsthaide festzusetzen.*) Der Tambour Hoffmann erhielt für sein ausgezeichnetes Benehmen das eiserne Kreuz und den russischen Georgenorden, wurde später Unteroffizier, Feldwebel, Lieutenant, und blieb in jeder Stellung gleich musterhaft und brauchbar.“

Wie bisweilen wichtige Kriegsereignisse von zufälligen Kleinigkeiten abhängen, lehrt ein anderes Beispiel. Es hängt mit dem berühmten Rückzuge Blüchers auf Etoges (14. Febr. 1814) zusammen. An der Seite von 5—6000 Reitern umschwärmt und von starken Fussvolksmassen im Rücken bedrängt, richteten sich die durch Gefechte und Beschwerden gelichteten Preussen und Russen langsam auf Etoges, empfiengen in Vierecken geschaart auf 50—60 Schritte die feindlichen Reitergeschwader, trieben sie durch ein geregeltes, wohl genährtes Bataillonsfeuer von der Nähe des Hauptweges zurück und sandten ihnen die gut geregelten Schüsse der 30 bis 40 Schritte vorspringenden Tirailleurs nach. Diese wichen dann, wenn eine frische Reiterschaar heranjagte, eben so rasch auf das Bataillon zurück, welches in gehöriger Entfernung sein Feuer entsandte und die wiederum vorbrechenden Tirailleurs bei neuem feindlichem Andrang aufnahm. In den gewöhnlich nicht langen Zwischenräumen der Ruhe bewegte sich die schwer bedrängte und fast umringte Heeressäule langsam auf das Dorf Etoges. „Es war indessen,“ erzählt der Verfasser I. 248, „ganz dunkel geworden; die feindlichen Angriffe unterblieben, und dies war sehr schade, denn bei der Nachhaltigkeit und Konsequenz unserer Leute griff die ganze Vertheidigung wie eine wohlgeregelte Maschine in einander, welche sehr gern noch Stunden lang, bis auf die letzte Patrone, so fortgearbeitet haben würde.“ Letzteres möchte man bezweifeln; denn die Lage der Preussen und beigegebenen Russen war bekanntlich der Art, dass der gesammte Generalstab

*) Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des kleinen bravèn Trommelschlägers, welchen Schill nach dem Gefecht von Dodendorf, wegen seines rühmlichen Verhaltens in gleicher Weise, um Napoleon zu persifliren, zum Herzoge von Dodendorf creirte. Wie bekannt, war dieser junge Mann in den spätern Kriegsjahren ein gar tüchtiger Husarenoffizier.

Digitized by Google

den Degen zog, und Blücher dem General Gneisenau unverholen sagte: „Wenn ich heute nicht umkomme, so ist mir ein langes Leben bestimmt; ich hoffe, in der Zukunft Alles wieder gut zu machen.“ — Der kräftige Angriff des Fussvolks und Geschützes, Dunkelheit und Mangel an berittener, im tiefen Kothe fest gefahrner Artillerie auf Seiten der Franzosen, retteten einstweilen, entfernten aber nicht alle Gefahr. Eine preussisch-russische Colonne nämlich stiess bei stockfinsterer Nacht, als das Dorf Etoges erreicht wurde, plötzlich auf den hier seit mehreren Stunden befindlichen Feind, stürzte entweder in die offenen Brunnen und den schlammigen Bach oder fiel in die Hände der hinter den Bäumen und Häusern verborgenen Franzosen. Andere Haufen zerstreuten sich seitwärts in der wildesten Flucht; alle Ordnung entwich diesem Heertheil: er wäre, meint Herr von Rahden, ohne einen glücklichen Zufall, welcher bei der Dunkelheit den Feind stutzig machte und am Verfolgen hinderte, unrettbar geblieben. „Ein junger russischer Offizier nämlich,“ heisst es S. 252, „rief geistesgegenwärtig mit starker Stimme fortwährend: Barabánczeck! Barabánczeck!“ d. h. Tambour, worauf sich einige Spielleute bei ihm sammelten und unausgesetzt den Sturmmarsch schlugen und bliesen. In der stockfinstern Nacht konnten sich die Feinde von diesem blossen Kunstgriff des jungen Militärs nicht überzeugen, sondern mussten annehmen, dass Unterstützung anrücke; Klugheit gebot ihnen daher, ihre errungenen Vortheile nicht weiter auf's Ungewisse zu verfolgen. So allein scheint es erklärlich, und auf solche Weise allein, glaube ich, ist die Infanterie und Artillerie von Kleist und Kapzewitsch vor schimpflicher Gefangenschaft nach einem so ruhmvoll und heldenmüthig bestandenen Tage bewahrt worden. (die Cavallerie war nämlich längst schon vorangeeilt). Abermals ein Beweis, dass, wie im gewöhnlichen Leben, so auch besonders im Kriege, kleine unbedeutende Ursachen und Zufälligkeiten, mit Kraft und Geistesgegenwart ergriffen und benutzt, grosse Wirkungen herbeiführen können.“ Aehnliche, zufällige Besonnenheit römischer Spielleute rettete, wie Cassius Dio (56, 22.) meldet, einen Theil der Legionen aus den Schrecknissen der teutoburger Waldschlacht. —

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Geschichte des teutschen Befreiungskrieges.

(Schluss.)

Der zweite, minder lebhaft geschriebene Band, welcher die Friedensjahre darstellt, enthält für die Geschichte des Befreiungskrieges einen nicht unwichtigen Abschnitt, die biographischen Nachrichten über den preussischen Feldmarschall Grafen Neidhardt von Gneisenau (278—354) und über den General der Infanterie, Carl Wilhelm von Grolman. (S. 354—386.) Der Verfasser, welcher beiden ausgezeichneten Feldherrn und Menschen nahe stand, theilt aus seinen persönlichen Beobachtungen manches Anziehende mit, anderes hat er schon bekannten Quellen, namentlich E. W. Arndt, entlehnt. Es genügt, hier nur einen, auf Gneisenau bezüglichen Zug der ersten Art herauszuheben. Im Julius 1831 richtete der Feldmarschall, damals Oberbefehlshaber der zusammengezogenen vier preussischen Armeecorps, in Posen bei der Tafel an einen höhern Staabsoffizier, welcher siebenzehn Jahre lang Hauptmann gewesen war, folgende characteristische Worte: „Nun, da können Sie sich mit mir trösten. Ich habe beinahe 20 Jahre diese Charge bekleidet, und schon nannte man mich den Hauptmann von Capernaum; da machte sich das Geschick einen Witz mit mir, und neun Jahre darauf war ich General der Infanterie.“ — So bescheiden war der grosse Mann.

Zur Geschichte des ehemaligen ostpreussischen National-Cavallerie-Regiments in den Feldzügen von 1813 und 1814. Mittheilungen aus den Tagebüchern und Erinnerungen eines Freiwilligen. Leipzig bei Jurany. 1846. 8. S, 288.

Als sich Preussen nach dem Aufruf des Königs vom 3. Februar 1813 wie ein Mann erhob, Hörsäle und Werkstätten leer wurden, Landleute und Städter zu den Waffen griffen: da beschlossen geachtete Männer in Königsberg neben der allgemeinen Landwehr die Errichtung eines National-

Digitized by Google

Cavallerieregiments. Den ersten Anstoss dazu gab der General und Generalgouverneur von York, welcher bekanntlich schon am Ende des Jahres 1812 die Stimmung des Volks ausgesprochen und dadurch die folgenden Ereignisse eingeleitet hatte. „Die zusammen gekommenen Repräsentanten der Nation," schrieb York am 12. Februar an die Stände (Beilage 1.) „haben auf meine Aufforderung neben der allgemeinen Landwehr auch noch die Errichtung eines National-Cavalleriecorps zur Verstärkung der Armee beschlossen. Der Herr Major Graf von Lehndorf wird nach meinem Wunsche, als ein bekannter und geachteter Landstand Preussens die Organisation dieses Nationalcorps übernehmen und die nähern Festsetzungen zur Formation desselben öffentlich bekannt machen. — Lasst uns, Mitbürger Preussens, dieses Corps als ein Beispiel für die andern Provinzen der Monarchie aufstellen und durch vereinte, kräftige Anstrengungen überhaupt ganz Europa, was jetzt seine Augen auf uns richtet, zeigen, was Liebe zum Könige und zur Unabhängigkeit des Vaterlandes auch bei uns vermag." — Diesem auch in politischer Rücksicht merkwürdigen Actenstücke entsprechend bewilligten die Repräsentanten als Organ der Bewohner Preussens (S. 259) die für die Ausrüstung nothwendigen Mittel; wer in eigenen Kosten sich wappnete, trat als Elit in das auf 1000 Pferde berechnete Reiterregiment ein. Es zählte in vielfacher Beziehung durch Bildung, Vaterlandsliebe und Gabe der Unterordnung ausgezeichnete Männer, welche, wie damals auch anderswo, mit jugendlichem Feuer, den Gefahren, Beschwerden, und Abentuern eines furchtbaren, auf Tod und Leben geführten Krieges entgegenritten, ihn, meistens als Angehörige des berühmten York'schen Heertheils glorreich bestanden. Ein ehemaliger Freiwilliger gibt in dem vorliegenden Büchlein die schlichte, anschauliche Schilderung aller Schicksale des National-Reiterregiments und öffnet einen hellen Blick in die Denk- und Gemüthswelt der damaligen Stimmung, beschreibt, von dem Standpunkte eines biedern, bescheidenen, lebhaften und wachsamen Freiwilligen ausgehend, nicht den Lauf der grossen Ereignisse im genauen, übersichtlichen Zusammenhange, wohl aber einzelne Gefechte und Vorfälle des Kriegs- und Lagerlebens, Spässe und muntere Streiche, wie sie in den Reihen der Freiwilligen vorkamen, gibt Urtheile über Begebenheiten, Personen, Wünsche und Hoffnungen jener stürm'schen Zeit, folgt endlich nach Kräften der Wahrheit als oberstem Gesetz jeder Berichterstattung. Niemand wird diese anspruchslosen, aber vielfach aufklärenden, von Urtheil und Gesinnung zeugenden Blätter ohne Theilnahme und mannichfaltige Belehrung durchgehen, vor allen aber mag die studirende Jugend, das souve-

Digitized by Google

räne, junge Universitätsvolk der Gegenwart aus den Aufzeichnungen eines frühern Standesgenossen die Lehre entnehmen, dass nur zeitige Abhärtung und Gewandtheit des Leibes, durch Wissenschaft und Charakter gewonnene Ascetik der Seele für die ernsten Kämpfe des Lebens vorbereiten. Denn leicht können die Tage nahen, in welchen nicht Federn, sondern Schwerter, nicht Zeitungsblätter und Reden, sondern Manneskraft und Thaten über das Loos der Welt entscheiden.“ „Wenn du den Frieden willst, so rüste für den Krieg!“ Dieses bekannte Wort sollte namentlich für Teutschland gelten, Regierungen wie Völker leiten. — Und er redete sie an: „Was schlafet ihr? Stehet auf und betet, damit ihr nicht in Versuchung gerathet.“ (Luc. 22, 46.*)

Für den zwar nicht gewünschten, jedoch wahrscheinlichen Fall einer kriegerischen Verwicklung bleibt aber das Benehmen früherer Feldherrn und Vaterlandsvertheidiger nicht gleichgültig. Diesem darf man ohne Bedenken den jüngst verstorbenen Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg beizählen. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg mit Benützung österreichischer Original-Quellen dargestellt von Wilhelm Gebler, Major im k. k. General-Quartiermeisterstabe. Wien, bei Gerold. 1848. S. 88. 8. — mögen daher den Schluss dieser, auf den teutschen Befreiungskampf bezüglichen Anzeige bilden. Nach einem kurzen, genealogischen Rückblick, welcher jedoch nichts aufklärt, und ziemlich überflüssig erscheint, begleitet der Verfasser den im Jahre 1779 zu Homburg gebornen Prinzen auf seiner militärischen, an Oesterreich geknüpften Laufbahn, zeigt in einfacher, lobrednerischem Prunk fremder Sprache den militärisch-politischen Bildungsgang des jungen Mannes und verweilt mit Recht ausführlicher bei der Schilderung, der für Oesterreich und einen Theil Teutschlands glorreichen, wenn auch zunächst erfolglosen Anstrengungen des Jahrs 1809. Der Prinz, welcher während der dreijährigen kurzen Friedensfrist auch durch ernstes Studium historischer, politischer und militärischer Schriften die Lücken seines praktischen Kriegerberufs auszufüllen getrachtet hatte, befehligte in dem Feldzuge das Regiment Hiller. Mit diesem theilte er namentlich die Gefahren der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai), welche sich bekanntlich mit besonderem Nachdruck um das Schicksal des Dorfes Esslingen drehte. Mit Gräben und krenelirten Gartenmauern umgeben, auf der Angriffsseite von einem durchaus gewölbten, dreistöckigen Schüttkasten (Speicher) geschirmt

*) Die neusten Pariser Sachen (Febr. 22—24.) bestätigen das Gesagte.

Digitized by Google

und durch den Kern des französischen Fussvolks vertheidigt, glich es einer kleinen Feste. „Theile der vierten und fünften Kolonne," heisst es S. 27, „und das Grenadiercorps bereiteten sich zum Angriff. Die fünfte Kolonne, darunter das vom Prinzen Hessen-Homburg geführte Regiment Hiller, gewann die auf der östlichen Seite vom Dorfe gegen die Donau führende Allee und den dortigen Eingang des Dorfes. Dort schreitet nun Prinz Hessen-Homburg mit seinem braven Regimente zum Angriff auf Esslingen. Er ergreift die Fahne des ersten Bataillons, und dringt an der Spitze seiner tapfern Soldaten in das brennende Dorf, wo sich ein furchtbarer Kampf entspinnt. — Aber auf der Fronte scheiterten die Angriffe der vierten Kolonne und der Grenadiere gegen den Schüttkasten und die Gartenmauer. Der Feind kämpfte für seine Rettung. Die französischen Generale führten immer frische Truppen in das Dorf, um die ermatteten abzulösen. Nur allein durch Beschiessen mit schwerem Geschütze hätten in den Schüttkasten und die Mauer Oeffnungen gebrochen, den Kolonnen Wege in das Innere des Orts gebahnt werden können. Hiezu fehlte es aber vor Allem an Zeit. Auch war schon früher Mangel an Munition fühlbar geworden. Daher befahl der Erzherzog (Karl) um ein Uhr den Angriff aufzugeben. In der Nacht vom 22. auf den 23. vollendete der Feind seinen Rückzug in die Lobau, und um 3 Uhr des Morgens hatte auch seine Ariergarde Esslingen geräumt." — So tapfer stritten die Oesterreicher an den beiden Tagen, dass der Generalissimus in seinem Bericht an den Kaiser Franz alle Soldaten von Aspern der öffentlichen Dankbarkeit für würdig erklärte. (S. 28.) Den Heldenmuth des Regiments Hiller (nunmehrigen Kaiser Alexander) zu ehren, wurde der Fahnenstab des ersten Bataillons mit folgender Inschrift geschmückt." Am 22. Mai 1809 hat bei Aspern der tapfere Oberst Prinz Philipp Hessen-Homburg das zweite ungarische Infanterie-Regiment zum Ruhme des Heeres und der Nation mit der Fahne in der Hand gegen den Feind geführt" (S. 29.) — Für die Geschichte des russischen Feldzuges (1812), so weit er das von Oesterreich gelieferte Hülfscorps betrifft, theilt der Verfasser manches Neue oder wenig Bekanntes mit. (S. 41—46); ohne Polemik zu führen, widerlegt er durch Thatsachen, d. h. durch Gefechte und Märsche, diejenigen, welche an dem nachdrücklichen Ernst des Fürsten von Schwarzenberg zweifeln, und beweist, dass die Oesterreicher, unter welchen sich wiederum der Prinz Hessen-Homburg auszeichnet, bei jenem unheilvollen Zuge ihre Verbindlichkeiten treu erfüllten. Dafür zeugt besonders die blutige Schlacht

Digitized by Google

bei Podubnie (12. Aug.), deren glücklichen Ausgang ein kühner Angriff des Prinzen Philipp entschied. Wie derselbe mit steigendem Ruf und Commando in den teutschen Kriegen von 1813—1815 wirkte, Milde mit Muth und leitender Umsicht paarte, als Soldat den Bürger nie vergass, wird eben so einfach als wahrhaftig geschildert. Befangener ist dagegen der Verfasser, wenn er die italienischen und spanischen Bewegungen der Jahre 1820 und 1821 lediglich von dem durch Napoleon nur augenblicklich unterdrückten Giftstoff der Revolution ableitet (S. 68.) und alle weitern Erläuterungen jener Ereignisse zurückweist. Wer weiss nicht, dass mannichfaltige, tief eingreifende Missbräuche und Fehlgriffe der Verwaltung dafür wirkten? Was freilich in Neapel geschah, konnte sich schon desshalb nicht halten, weil es als Kopie des in Spanien gegebenen Beispiels hervortrat und eine, schon für das Mutterland ungeeignete, rein demokratische Verfassung an die Spitze der staatsbürgerlichen Reformen stellte. (6. Julius 1820.) — Darum erhielt auch der König, vor den Laibacher Kongress geladen, leicht den nachgesuchten Beistand. Die Ausführung des Beschlusses übernahm Oesterreich, welches überdiess die Ruhe der andern italienischen Staaten für gefährdet hielt. Eine der fünf Divisionen, welche im Ganzen 40 Bataillons und 40 Eskadrons zählten, befehligte der Prinz von Hessen-Homburg; er wurde nach leicht vollbrachtem Werk zum Militär-Gouverneur der Stadt Neapel ernannt; denn sein edles, menschenfreundliches Benehmen flösste der Regierung wie der Nation volle Zuversicht ein (S. 73). Die weitern friedlichen Schicksale des Prinzen, welcher am 25. Dezember 1846 als Feldmarschall und souveräner Landgraf starb, werden auf den letzten Blättern erzählt, am Schluss einzelne Züge seines Charakters zusammengestellt. Ritterliche Tapferkeit, Feldherrnblick, menschenfreundliche Milde und strenger Rechtssinn treten dabei besonders hervor und sichern dem trefflichen Manne ein vieljähriges Gedächtniss. Möge er in den obern und untern Reihen viele Nacheiferer finden! —

Februar 8. **Kortüm.**

Ganganelli — Pabst Clemens XVI. — Seine Briefe und seine Zeit. Vom Verfasser der römischen Briefe. Berlin. Verlag von Alexander Dunker. 1847.

Die Aufschrift des Buches verspricht mehr als es leistet. Sie sollte eigentlich lauten: Briefe von Ganganelli (Pabst Clemens XVI.) mit einer geschichtlichen Einleitung. Eine neue deutsche Uebersetzung der schönen und geistvollen Briefe, in denen sich eine ächt christliche Gesinnung, eine

Digitized by Google

grosse und edle Menschenkenntniss und eine helle unbefangene Ansicht der Dinge abspiegelt, ist allerdings sehr zu verdanken. In der Einleitung aber findet man nicht eine einzige noch unbekannte Thatsache oder Auskunft, die auf die Bildung, das Leben und die Wirksamkeit Ganganelli's neues Licht verbreitete und auch eine befriedigende Schilderung des Geistes und Charakters dieser ausgezeichneten Persönlichkeit wird man hier vergebens suchen. Der Verfasser sucht seiner Darstellung der Dinge den Schein der Unpartheilichkeit zu geben. Allein seine meisten Urtheile über Ganganelli zernichten diesen Schein. Gleich auf der ersten Seite sagt er in absprechendem Ton: „Clemens XIV. ist kein heldenmüthiger Pabst gewesen. Es mag seyn, werden manche sagen, dass die Sache, um die es sich handelte, des Heldenmuths nicht werth war. Clemens XIV. hat nicht gegen seine Ueberzeugung gehandelt, aber er hat der päbstlichen Macht und Autorität einen empfindlichen Stoss gegeben. Er hat seine Befugnisse nicht um ein haarbreit überschritten, aber er hatte sich die Hände gebunden, bevor er den entscheidenden Schritt that. Er hat ihn sich abnöthigen lassen.“ So viele Sätze, so viele Unrichtigkeiten! Wer die tiefgewurzelte und weitverbreitete Macht und den grossen Einfluss des Ordens, welchen Clemens XIV. aufhob, kennt und zu würdigen weiss, wird die Behauptung schwerlich wagen, dass der Akt seiner Aufhebung keinen wahren Heldenmuth erforderte. Die Vertheidiger des Ordens haben sich zwar nicht gescheut, seine Unterdrückung derjenigen des Tempelordens gleichzustellen und sie einer feigen Nachgiebigkeit des Pabsts gegen die selbstsüchtige Anforderung weltlicher Mächte zuzuschreiben. Wie ganz verschieden war aber das Benehmen Clemens V. und das Clemens XIV.! Wie ganz verschieden der sittlich-religiöse Charakter von beiden Päbsten! Und auch auf Seite der weltlichen Mächte wie war ihre Stellung ganz anders! Die Unterdrückung des Templerordens wurde allein von Philipp dem Schönen von Frankreich verlangt; die des Jesuiterordens lag im Wunsch beinahe aller katholischen Monarchen. Die Triebfeder Philipps war schnöde Macht- und Geldgierde; die der Monarchen im achtzehnten Jahrhundert die Ueberzeugung von der Unverträglichkeit des Ordens, der in seinen herrschsüchtigen Anmassungen jedes Maass überschritten hatte, mit dem Frieden in Kirche und Staat und mit einer dem Bedürfniss der Zeit entsprechenden Staatsverwaltung. Das Vermögen der Templer wurde die Beute königlicher Habsucht; das des Jesuitenordens blieb den Anstalten für Erziehung und Unterricht vorbehalten. Wohl war dieser Orden der scheuloseste und strengste Verfechter der Unfehlbarkeit und der unbeschränkten Machtfülle des päbstlichen Stuhls. Es war aber eben die grosse

Digitized by Google

Frage: ob nicht dadurch dem Ansehen der Kirche, deren Oberhirt der Pabst ist, und somit seinem eigenen Ansehen selbst weit mehr Abbruch als wahrer Vortheil erwachsen sey. Eine Menge Thatsachen beweisen übrigens, dass der Orden die päbstliche Machtfülle nur zum Fussgestell seiner eigenen Herrschaft zu machen bedacht war, und dass er sich selber über den heiligen Stuhl setzte, dessen Vorschriften er nur dann zu achten bereitwillig war, wenn sie nicht seinem Privatinteresse entgegenstanden. Diese Gesinnung gab der Orden selbst noch nach seiner Aufhebung aufs deutlichste kund, indem er seinen Fortbestand gegen den ausgesprochenen Willen des Pabsts, sogar durch Verhandlungen mit weltlichen und katholischen Mächten aufrecht zu halten kein Bedenken trug. — Durchaus unerwiesen und falsch ist des Verfassers Behauptung: Ganganelli habe sich die Hände gebunden, bevor er den entscheidenden Schritt that. Es ist nicht die mindeste Spur vorhanden, dass er sich um die Tiara beworben habe. Als das Conclave zusammentrat, dachte Niemand, er selbst am wenigsten daran, dass die Wahl auf ihn fallen werde. Dem Intriguenspiel der Diplomaten, dessen der Verfasser S. 64, freilich nur mit ein Paar Worten erwähnt, blieb Niemand fremder als Ganganelli Dass er sich früher mit edelm Freimuth gegen die auffallenden Schritte Clemens des XIII. gegenüber den Mächten zu Gunsten des Ordens erklärt hatte, war kein Geheimniss. Diess konnte allerdings einen Beweggrund abgeben, ihn zu wählen. Aber noch am 22. April schrieb der französische Botschafter Bernis; Ganganelli sei craint et pas asses consideré. (Seite 64.) Alles, was man von den Verhandlungen kennt, beweist, dass Ganganelli's Wahl desshalb erfolgte, weil sich unter denen, die dem System Clemens XIII. abhold waren, Keiner befand, in welchem sich bei weniger Partheilichkeit und grösserer Unabhängigkeit von den Höfen so treffliche Eigenschaften ohne alle Mäckel vereinigten, wie in ihm. Dass er durch ein Versprechen der Aufhebung des Ordens sich den Weg zur Wahl gebahnt habe, ist baare Verläumdung. Eben so ungegründet ist es: dass er sich durch den weltlichen Vortheil seines Stuhls zur Aufhebung habe bewegen lassen. Schrieb er ja doch an Ludwig XV. in Betreff von Avignon: Für zeitliche Interessen soll kein Tropfen Bluts vergossen werden, und an den spanischen Bottschafter: Wisset, dass ein Pabst die Seelen leitet, nicht verschachert (S. 66). Ganganelli bestieg den päbstlichen Stuhl mit dem festen Entschluss, die Sache des Jesuitenordens einer gründlichen und unparteiischen Untersuchung zu unterwerfen, und seine Entscheidung einzig von ihrem Ergebniss abhängig zu machen. Auch liess er sich hierin durch keine Zudringlichkeit der Diplomatie, welcher die lange Verzögerung

Digitized by Google

missfällig war, irre machen. Er that den Ausspruch erst, als die Untersuchung vollendet war, und er die volle Ueberzeugung gewonnen hatte, dass der Orden sich zu keiner Reform, die den Missständen abzuhelfen geeignet wäre, verstehen würde. (*S.* den Brief S. 355.) Der Verfasser legt, um zu zeigen, dass der Pabst nur nach fremder Nöthigung gehandelt habe, ein grosses Gewicht darauf, dass er sich in dem Aufhebungsbreve über den Orden mit schonender Milde nur dahin ausgesprochen: die Gesellschaft könne nicht mehr die reichlichen Früchte und Vortheile bringen, um derenwillen er gestiftet wurde. Diese milde Schonung im Ausdruck ist aber weit entfernt, eine Freisprechung des Ordens von seiner Ausartung und seinen vielen Verschuldungen zu enthalten, wovon das Aufhebungsbreve selbst so viele Thatsachen aufzählt. In Form und Ton dieses Urtheilsspruchs, in welchem Ernst und Milde gepaart sind, kann kein Billigdenkender und Unbefangener den väterlichen Geist und die liebreiche Würde verkennen, welche jede Handlung des kirchlichen Oberhirten bezeichnen sollen. — Was der Verfasser von einer Reue erzählt, welche Clemens XIV. wegen dieser That bezeigt habe, ist lediglich aus der Luft gegriffen. Dergleichen Widerhalle von Salonsgeschwätz und von Gerüchten, in deren Ausstreuung die Glieder des gestürzten Ordens unerschöpflich waren, verschmäht die ernste Muse der Geschichte. Selbst die Berufung auf einen Brief Friedrichs II. an d'Alembert kann hier nicht helfen. War doch Friedrich ein erklärter Beschützer des Ordens. Uns wird aber jetzt das Bedauern kaum zu verargen seyn, dass dieser hochgefeierte deutsche König die Katholiken seiner Staaten keiner bessern Aufklärung würdig hielt, als jener, welche ihnen der vom Pabst verworfene Orden so spärlich zuzuscheiden für gut fand. Ueber den Versuch, Ganganelli's Grösse, zu verkleinern mögen die jetzt wieder so zahlreich auftauchenden Liebhaber des Jesuitismus, mögen alle, denen der geistige Fortschritt der Katholiken gleichgültig oder gar ein Dorn im Auge ist, frohlocken. Doch die, welche mit dem Wesen des Katholicismus im ächt christlichen Sinn befreundet sind und dessen fortwährende Entwickelung anstreben, haben keinen Dank dafür. Sie wissen, dass die Kirche durch Ganganelli's Herabsetzung nicht verherrlicht werde. Seine Worte bei der Unterzeichnung des Aufhebungsbreve's: Questa Sopressione mi dara la morte (S. 69) zeugen für seine richtige Voraussicht, zugleich aber auch dafür, dass er sich durch sie nicht einschüchtern liess. Ob eine physische oder eine moralische Giftmischerei sein edles Leben so schnell abkürzte, gilt hier gleichviel. Er fiel, wie er vorausgesehen, als Opfer einer That, wozu er sich als kirchliches Oberhaupt verpflichtet hielt, nicht nur um

Digitized by Google

die Eintracht zwischen Kirche und Staat herzustellen, sondern auch um die Kirche von dem unerträglich gewordenen Joch einer noch schlimmern Pharisäerherrschaft zu befreien, als diejenige war, welche Christus zerstörte. Wir fragen: was wäre Deutschland jetzt, wenn Ganganelli nicht den entschlossenen Muth gehabt hätte, allen Mächten der Finsterniss zum Trotz, eine Gesellschaft aufzulösen, die wie ein ungeheurer Phalanx dem Sieg des Lichts sich widersetzte und, selbst für jede Reform unempfänglich, auch jeder solchen in der Kirche den Weg zu versperren sich zur Aufgabe machte?

Constanz.

J. H. v. Wessenberg.

Fr. Kölle, Italiens Zukunft. Beiträge zur Berechnung der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung. Stuttgart 1848. 327 Seiten.

Der Verfasser hat einen 16jährigen Aufenthalt in Italien, der ihn dort ganz einheimisch machte, und seine sehr günstige Stellung vortrefflich benutzt, sich eine genaue Kenntniss von den Zuständen und Bedürfnissen der Italiener, von ihrer Stellung und ihren Beziehungen zu andern Völkern, ihren Hoffnungen und Mitteln zu verschaffen. Ueberdies war er durch eine gute Beobachtungsgabe, Unbefangenheit, Klarheit der Auffassung und eine ehrenhafte Wahrheitsliebe, die ihm keine Rücksichten, weder zu Gunsten von Ministern, noch von Gelehrten, noch vom Volk, keine Bemäntelungen elender Anstalten und verderbter Stände durch statistische Vorrechnungen erlaubte, vor vielen Beurtheilern italienischer Zustände berechtigt. So erhalten wir ein Werk, das obgleich nur skizzenhaft angelegt und nur allgemeine Andeutungen über die Ereignisse und deren Ursprung gebend, doch unendlich mehr als die vielen dickleibigen Bücher über Italien unsre Kenntniss der italienischen Entwicklungsphasen, deren Natur und Ursprung, Störungen und Abwege und Zusammenhang mit der allgemeinen Bewegung in Europa bereichert und aufklärt. Wir können dem Verfasser nach Lesung seines Werks nur den lebhaften Wunsch aussprechen, dass es ihm gefallen möge, seine tiefen Beobachtungen und Studien in einer ausführlichern Darstellung mitzutheilen. Gesunde und wohlbegründete Ansichten über Charakter, politische Lage, Bewegung, innere und äussere Mittel und Aussichten des italienischen Volks fehlen uns noch fast gänzlich, obgleich wir dicke Bücher voll Briefe, ästhetische Reisen und sentimentale Schilderungen haben. Die, welche ein günstiges

Digitized by Google

Geschick an die rechten Quellen gesetzt und mit den besten äussern Mitteln und Gelegenheiten, die geheimen Ursachen und Triebfedern kennen zu lernen, ausgerüstet hat, haben entweder gar keine Urtheilskraft mitgebracht und daher aus guten Gründen unterlassen, den Geist des Volks aus den Thatsachen auszuziehen, oder sie geriren sich als Diplomaten, die hinter einem statistischen Wust über den Besuch der Schulen und der Gefängnisse uns glauben machen wollen, sie wüssten mehr als sie mittheilen könnten, und die Gott danken, dass sie sich hinter einen Namen wie Göthe's verstecken können, wenn sie rufen: „politisch Lied — pfui, garstig Lied;" oder sie sind so in dem alten hierarchischen System verwachsen, dass sie das eigentliche Elend Italiens nicht sehen oder nicht eingestehen wollen.

Nachdem der Verfasser in kurzen Zügen die Hauptrichtung der romanischen Völker treffend geschildert, und an Frankreich gezeigt hat, dass der grosse noch nicht geheilte Bruch am Ende des vorigen Jahrhunderts dort dadurch entstand, dass Hof- und Geistlichkeit das Stationäre festhalten, Gelehrte und Volk das Progressive heftig verlangen mussten, sagt er: „Auch Italien wird vielleicht seine Schreckenszeit durchmachen müssen. Es ist die Nothwendigkeit, eine gewaltsam zurückgehaltene, organische Umbildung nachzuholen und im Fiebersturm zu erstreben, was sich im Wege der Reformen in protestantischen Ländern ruhig durchbildete." Diese Zeit scheint nun für Italien, wenn sie je kommt, noch ziemlich fern zu sein. Denn dort hat damals Alles zu einer kräftigen Umbildung gefehlt und fehlt zum Theil noch. Die französische Bewegung drang theilweise sehr schwer ein; denn sie wurde nur von der geistigen Bildung der höhern Stände und von den materiellen Interessen der Industrie allein gefordert. Wo diese aber gar nicht oder nur in Minorität bestehen, da ist das Alte schwer zu überwinden. Dann ist aber auch die vorherrschende Masse provinzieller Elemente jeder einheitlichen und gleichmässigen Bewegung entgegen. Der Austausch der Ideen, der Stammcharakter ist dort sehr erschwert; die Italiener sind mehr als andere Völker romanischen Blutes zur Vereinzelung gewiesen, durch das Leben, durch die wenigen Bedürfnisse, aber besonders durch das Zusammenwirken des Absolutismus und der Hierarchie und durch die auf der Vergangenheit ruhende Meinung von eigenem hohem Werth. Das öffentliche Leben ist verschwunden, das Privatleben abgeschlossen; der alte Gewerbstrieb verloren, aber die Genusssucht behalten. Der Adel hat durch den langen Müssiggang seine Energie meistens verloren und drückt den Bürgerstand wenig. Das Landvolk ist ohne Eigenthum, aber in seinem be-

Digitized by Google

beschränkten Zustand nicht zu Revolutionen geneigt. Diesen letzten Umstand mit seinen Ursachen und Folgen hat besonders Mazzini (De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne. Paris 1847). hervorgehoben und vielseitig beleuchtet.

Ganz ohne Folgen war allerdings die französische Herrschaft in Italien nicht. Allein sie traf ein so unvorbereitetes Volk an, dass das plötzliche Licht eher eine Art Blendung verursachte; und obgleich man die guten Folgen des gewaltsamen Heilmittels in der Gesetzgebung, dem äussern Kirchenregimente, dem Handel ahnte, so dauerte die Wirkung doch zu kurz, um eine ganze Generation so weit heranzubilden, dass sie aus eigner Kraft das Werk fortsetzte. Eine besondere Folge des französischen Einflusses war die Einführung geheimer Gesellschaften, besonders der Freimaurer, der Carbonari und der Philadelphen. Es ist zu bedauern, dass der Verfasser nicht näher in das Wesen dieser und der vielen andern nach ihnen entstandenen Gesellschaften, die in der ganzen Restaurationszeit doch eine grosse Rolle gespielt haben, eingegangen ist, und besonders ihre verschiedenen, sich oft durchkreuzenden Zwecke, ihre Thätigkeit, ihre Fehler ausgeführt hat. Wie viel wir von einem so besonnenen und gründlichen Beurtheiler hätten lernen können, beweisen schon die wenigen offenherzigen Aufschlüsse, welche Mazzini in dem angeführten Werk über diese Verbindungen mitgetheilt hat. Zur Kenntniss des italienischen Volks und seiner Qualificirung für Bewegungen und Reformen wäre es besonders wichtig zu erklären, was auch dem Verfasser aufgefallen ist, warum bei dem jetzigen Aufschwung des Volks die geheimen Gesellschaften im Hintergrunde und ihre Thätigkeit meist ohne Wirkung bleibt.

Dagegen sind die allgemeinen Bemerkungen über den Zustand des Volks in den ersten Zeiten der Restauration vortrefflich. Sie lassen sich kurz so zusammenfassen: „Das was den Geist des Volks so sehr von den Regierungen abwendete, war theils von diesen selbst verschuldet, theils unabhängig von ihrem Wirken. Dass sie den Strebungen nach nationeller Einheit entgegentreten, dass sie Verbindlichkeiten früherer Jahre erfüllen mussten, dass sie für grossartige Zwecke nicht so grosse Summen hergeben konnten, wie die untergegangene Regierung, die vom Capitale der inkamerirten Klostergüter zehren konnte, das war eine nothwendige Folge ihrer Lage. Aber während die talentvollsten Menschen unter den Franzosen gedient hatten, drängten sich nur beschränkte Köpfe als Märtyrer um die neu aufgerichteten Fürstenstühle, und viele Ausgewanderte, welche auch hier nichts gelernt und nichts vergessen hatten, nahmen die bedeutendsten Stellen ein. Alle Kräfte des Volks wurden hierdurch ge-

Digitized by Google

waltsam in die Opposition gedrängt. Keine der wiederhergestellten Regierungen verstand es, einen geistigen Mittelpunkt für Italien zu schaffen durch einige Lüftung der Fesseln der Presse, Herbeiziehung der ausgezeichnetsten Köpfe, Errichtung einer Akademie oder Universität in grösserem und zeitgemässem Massstabe. Die Restauration drückte auf die höhern Klassen, auf die Gutsbesitzer, die Gelehrten, die gebildeten Industriellen im Verhältniss ungleich stärker als auf die Masse des Volks, und die Richtung der Regierungen war zuweilen dieselbe, welche den Absolutismus überall bezeichnet: sie bevorzugte die Nichtsbesitzenden, den eigentlichen Pöbel vielfach auf Kosten des bessern Theils des Volks. Dieser Weise kamen die Grundsätze des Katholicismus trefflich zu statten, wie dieser nach der Restauration sich dargestellt hatte. Oesterreich und der päbstliche Stuhl hinderten wechselsweise eine Vereinigung der Regierungen durch ein allgemeines Band. Nur in den rückschreitenden Massregeln und in den Ansichten, welche den Volkswünschen am entgegengesetztesten waren, sah man die Regierungen einig. Ueberall zeigten sie dem Volke zugleich das Naschwerk und die Zuchtruthe, liessen es ahnen, dass sie es fürchteten, aber ihm doch nicht den Willen lassen wollten, nie aber, dass sie es achteten, und einer bessern Zukunft entgegenführen wollten. Die Italiener mussten glauben, dass man sie geistig verdummen, politisch und ökonomisch entkräften wolle. Nicht nur die sehr erregbare Eitelkeit, sondern auch der gerechte, auf die älteste Kultur in Europa gegründete Nationalstolz wurde von den fremden Beherrschern oft mit einer Art Schadenfreude gekränkt. Keine Regierung fand die rechte Intonation, was Wunders, dass sie keinen Wiederklang fand in den Herzen des Volks.

So gewann der innere Zustand des Landes durch die Restauration gar nichts. Der Adel zog sich theils in grollender Opposition von aller Thätigkeit im Staat zurück, theils hat ihn die Erziehung durch Priester und die Verwandtschaft mit Priestern in sittlicher, ökonomischer und physischer Beziehung entkräftet. Das Landvolk ist noch in seinem besitzlosen Zustand, und lässt sich die geistige Niederhaltung durch die Kirche, gefallen, da es doch nicht, wie in nördlichen Ländern, vom Elend gedrückt wird. Der Handel wurde eher gehemmt als befördert. In allen Häfen und auf allen Märkten herrscht fremde Thätigkeit, fremdes Geld und fremde Schiffe.

Hierauf kommt der Verfasser zu dem innern Grund aller traurigen Zustände in Italien, an den Jahrhunderte wirkenden, tödtenden Einfluss einer Kirche, die sich längst überlebt hat, und die, um gut oder übel ihr Dasein hinzuziehen, das Volk in einem noch niederern Zustand halten

Digitized by Google

musste. Was der italienische Nationalprophet vor mehr als 300 Jahren über den Einfluss des römischen Stuhls auf den Nationalcharakter sagte, ist jetzt noch und sogar in verstärktem Verhältnisse wahr, denn nur die nichtkatholischen Lande sind seitdem vorgeschritten, nur die katholischen, Portugal, Spanien, Italien sind gesunken, und wenn Frankreich nicht auch gesunken ist, so kommt es daher, dass es das stationäre Princip in Kirche und Staat etwas unsanft von sich abgeschüttelt hat. Der Zustand der Kirche, wie sie seit den schlimmen Zeiten der Reformation vorsichtig lavirt, wie sie sich mit der heissen sinnlichen Natur des Italieners abgefunden hat, wie sie durch die Feste seiner Phantasie und Sinnlichkeit, durch die Nachsicht im Beichtstuhl seinen Leidenschaften schmeichelt, wie sie schon in der Erziehung die Jugend zu Genuss, List, geheimen Ränken und krummen Wegen führt, wie sie mehr die leichte äussere Uebung als sittlichen Ernst verlangt, und wie sie durch ihre ganze schlaue Anbequemung nach und nach mit dem immer mehr verweichlichten Volk verwachsen ist, das Alles ist hier vortrefflich geschildert.

So lange die Erziehung in den Händen der Priester ist, wird sich das Volk nie erheben. Mit furchtbarer Folgerichtigkeit wird der Grundsatz durchgeführt, das Volk nur in demjenigen zu unterrichten, was ihm unumgänglich nothwendig und der Priesterherrschaft zuträglich ist. Wer eine wissenschaftliche Ausbildung verlangt, der wird mit scholastischen Formeln so hingehalten, dass er ermüdet ankommt, wenn er nicht unterwegs liegen bleibt. Sehr hervorleuchtende Talente müssen entweder gewonnen oder verderbt werden. Die Naturwissenschaften werden spärlich und mangelhaft vorgetragen, weil die Geistlichkeit glaubt, dass sie die Leute in ihrem Glauben nur zu leicht irre machen. In Rom steht die Physik noch als Physika sacra im Verzeichniss der Vorlesungen, und wenn dort das Copernikanische System jetzt geduldet wird, so ist es dennoch so wenig amtlich anerkannt, als zu den Zeiten Galilei's. Bei solchen Umständen bleibt den Staatsgewalten nur das leichte Geschäft übrig, nachzuhelfen oder einzuschreiten, wo sie glauben können, dass sie in ihrer Wesenheit benachtheiligt oder bedroht seien. Diese Aufsicht der Geistlichkeit über die Erziehung und die öffentlichen Schulen sichert die Regierungen in so weit, als ihr Interesse mit dem der katholischen Kirche parallel geht, vor Ausbreitung schädlicher Doctrinen. Den Kindern wird überall schon im Katechismus leidender Gehorsam eingeschärft und die äussern Andachtsübungen werden möglichst vervielfältigt, um dem unbequemen Denken ein Gegengewicht zu geben.

Digitized by Google

Was nun die unausbleibliche Folge eines solchen unverantwortlichen Verfahrens betrifft, so macht der Verfasser darüber die richtige Bemerkung: die Mitbewerbung anderer freierer Staaten macht es täglich weniger möglich, mit der halben Bildung auszukommen, welche allein der erneuerte Katholicismus seinen Jüngern gestatten will. Um den Staatsbedarf aufbringen zu können, muss man Kunstfleiss, um in diesem sich halten zu können, Kenntnisse besitzen. Daher sind die Lücken des in Italien allgemein befolgten Systems überall sichtbar, und die heimlich aus angeschwärzten verbotenen Büchern, aus eiligen Reisen, aus dem Umgang mit Ausländern erworbene, unvollständige Einweihung in die Ideen der Neuzeit, verbunden mit dem beleidigten Nationsgefühl, welches sich der Fähigkeit zum Höchsten, und der Unfähigkeit der Mitbewerbung gegen weit jüngere Culturen zugleich bewusst ist, — werden den jetzigen italienischen Regierungen gefährlicher werden, als je eine ruhige, gleichmässige, unumschränkte, aber organische Ausbildung je geworden wäre.

Bei der jetzigen Bewegung und Gährung in Italien sind natürlich die verschiedenartigsten, oft sich ganz widerstreitenden Einflüsse theils der auswärtigen Mächte je nach ihrem System oder ihrem Interesse, theils der vielen Partheien im Innern thätig, und gerade hierüber hätten wir uns von den Kenntnissen und dem Urtheil des Verfassers gern ausführlicher belehren lassen. Nachdem er in kurzen Andeutungen gezeigt hat, wie unter den Massen noch Sympathieen für Frankreich wegen der Revolution und der Kaiserherrschaft übrig sind, wie dieses aber durch Verweigerung seiner Hülfe im Jahr 1831 sehr bittere Erinnerungen zurückgelassen und das Vertrauen ganz geschwächt hat, und die Leiter der Bewegungen eher seinen Einfluss ablehnen; wie England für sein Handelsinteresse sehr thätig an der Wiedergeburt Italiens arbeitet, Oesterreich dagegen das grösste Interesse an der Erhaltung des Bestehenden hat: geht der Verfasser dann zu der innern Natur der Bewegung über. Wenn er auf einer Seite sagt, die Bewegung sei aristokratisch, und dann etwas später, sie gehe vom Mittelstand aus, so ist der Widerspruch nur scheinbar, und die ganze Unklarheit wäre vermieden worden, wenn wir gerade hier ein recht ausführliches Bild von den vielen Partheien und den Zwecken, die sie verfolgen, erhalten hätten. In Italien kämpft nicht nur das Neue gegen das Alte, sondern Altes und Neues sind auch wieder in ihrem Innern vielfach entzweit. Jedes einzelne Land Italiens bedarf grosser und durchgreifender Reformen, aber jedes in verschiedener Weise. In dem einen Land muss die Aristokratie, in dem andern die Geistlichkeit in sitt-

Digitized by Google

licher, intellectueller oder politischer Beziehung reformirt werden, in dem dritten sind die Regierungsprincipien nicht angemessen, in dem andern müssen die mittlern und untern Stände erst zu moralischer Kraft erhoben werden. Die Bewegung ist also bald eine aristokratische gegen die Macht und Willkür der Regierungen, bald eine des Mittelstands der beiden andern, bald eine allgemeine gegen die Jesuiten und zum Theil geht sie selbst von den Regierungen aus. Nirgends lässt sie sich aber mehr zurückhalten, und sie gewinnt in der freien Entwicklung immer mehr Feld. Municipalgesetze, Bürgerwehr und Eisenbahnen machen die Rückkehr zur Willkürherrschaft unmöglich. Die vielen entstehenden Vereine (wissenschaftliche und andere) drängen vorwärts, und werden bald eine Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts nöthig machen. Die freie Presse und die öffentliche Meinung muss jetzt das ausführen, was die Kirche nicht im Stande ist, sie muss besonders den Beamtenstand in den Wegen der Rechtlichkeit und der Ehre erhalten, die sehr gelockerten Bande der Sittlichkeit strenger anziehen, darüber wachen, dass nur Ehrenhaftigkeit und Einsicht an die Spitze der Verwaltungen gestellt werden, und so die unselige Trennung zwischen Staat und Volk und das gegenseitige Misstrauen verschwindet.

Dass die allgemeine Aufregung, die jetzt schon überall bei den paar gewonnenen Schritten herrscht, von den Parthien und geheimen Gesellschaften benutzt, vergrössert, irre geleitet in Leidenschaften und Unordnungen getrieben wird, ist klar. Dies und eine mögliche Einmischung von aussen macht allerdings die Zustände in Italien gefahrdrohend. Die alte und neue Schuld, die gelöst werden soll, ist zu gross, eben so gross die Ungeduld des südlich lebhaften Volks, das nun zum Bewusstsein eines jahrhundertelangen Drucks gekommen ist und alle Uebel auf einmal von sich schütteln möchte. Gegen ein etwaiges gefährliches Ueberströmen der Volksbewegung ist die Widerstandskraft selbst der bessern, reformirenden Regierungen sehr gering. Die bisherige Unterlage, Geistlichkeit und Militär, geben keine Stütze mehr, sie sind theils verdorben, theils fremd. Der Adel ist entweder selbst in der Bewegung thätig, oder er ist an Thatkraft, Einsicht und Vermögen äusserst arm. Die Geldaristokratie ist zu selbstsüchtig, und die Massen, früher eine Hauptstütze des Absolutismus, sind jetzt zu aufgeklärt. Ein unbewaffnetes Einschreiten würde aber den Hass vergrössern und die Revolution herbeiführen. „Wie schwer bei diesen Symptomen zu rathen sei, beweisen nicht nur Selbstmord und Wahnsinn bei französischen Botschaftern, es beweist es auch das Betragen der italienischen Machthaber selbst, es beweisen es die Zeitungsartikel, mist wel-

Digitized by Google

chen eine sonst die Tagespresse gänzlich ignorirende Grossmacht, ja sogar mit welcher der General des Jesuitenordens die Lesewelt zu belehren und von irrigen Ansichten zurückzuführen suchen."

E. Ruth.

Beiträge zur Lehre von den Erz-Lagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Berg-Reviere der k. k. österreichischen Monarchie, von Dr. W. Fuchs. k. k. Bergrathe und königlichem Oberhüttenverwalter des niederungarischen Bergdistrictes. Mit drei Kupfertafeln. VI und 86. 8. Wien, bei Gerold. 1846.

Gangstudien oder Beiträge zur Kenntniss der Erzgänge. Herausgegeben von B. Cotta, Dr. Ph. und Professor der Geognosie zu Freiberg. Heft I. von Weissenbach über Gang-Formationen. Mit vier lithographirten Tafeln und einem Holzschnitt. XII. und 54 Seiten. 8. Freiberg, bei Engelhardt. 1847.

Gibt es im Bereiche geologischer Wissenschaft eine Doctrin, die Gegenstand mannigfaltigster Controversen war, ist — und wohl noch längere Zeit bleiben dürfte, so lässt sich dieses von der Lehre der Erz-Lagerstätten sagen; zumal was gewisse Gangverhältnisse betrifft, sind wir noch sehr zurück. Und dennoch mögen wenige Erscheinungen im grossen Gebiete unorganischer Natur die Beachtung von Bergleuten und Geologen mehr in Anspruch genommen haben, als Erzgänge mit ihren vielartigen Eigenthümlichkeiten. Man vermochte nicht, sich auf Betrachtung des materiell Gegebenen zu beschränken, sondern fühlte sich berufen, das Genetische zu ergründen, in der Hoffnung, über die Erfahrungs-Grenzen hinausgeführt zu werden, dahin zu gelangen, dass diese und jene Verhältnisse und Beziehungen sich gleichsam im Voraus bestimmen liessen. — Nun fanden sich aber viele einzelne Beobachter verleitet, Hypothesen zu schaffen, die sie allgemein geltend zu machen strebten, obwohl dieselben nur auf das mehr oder weniger beschränkte Feld eigener Erfahrungen, auf den häufig sehr engen Kreis, innerhalb dessen die Beobachtungen sich bewegten, nicht selten auf örtliche Thatsachen gestützt waren; ein Verfahren, das eben so entschiedenen Nachtheil bringen musste, als wenn man mit fremden Augen sehen will und im Beobachten sich durch Meinungen stören lässt, oder sich in müssigen Grübeleien verliert.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Fuchs, Erz-Lagerstätten. — Cotta, Gang-Studien.

(Schluss.)

Unter Umständen, wie diese, kann es nicht anders als sehr erfreulich sein, dass die Freiberger oberste Bergwerks-Behörde eine Untersuchung dortiger Gänge — es gibt deren über achthundert — verordnete, um die Bedingungen der Erzführung möglichst aufgeklärt zu sehen, namentlich was Ursachen der Veredlung oder Verunedlung betrifft. Wir sind gewiss, dass diese Forschungen, mit aller Ausdauer und Liebe zur Sache betrieben, eine Quelle reicher Erfahrungen abgeben werden. Cotta — Mitglied der für die besprochenen Zwecke niedergesetzten Commission — will sich das Verdienst erwerben, uns mit den Ergebnissen bekannt zu machen. Er beabsichtigt nämlich, ohne theoretische Speculation und Kritik auszuschliessen, in den „Gangstudien" die Zusammenstellung einer Reihenfolge von Beobachtungen und Betrachtungen, welche vorzugsweise den durch Bergbau aufgeschlossenen Erzgängen gelten sollen.

Der Verfasser der andern vorliegenden Schrift, ein wohlverdienter, mit der Wissenschaft sehr vertrauter österreichischer Bergbeamter, stellte sich die Aufgabe: Erz-Lagerstätten zu schildern, womit er auf practischem Wege und durch sorgfältiges Studium vertraut geworden. Es sind jene Lagerstätten gleich wichtig in rein wissenschaftlicher, wie in technischer Beziehung; Fuchs überschritt jedoch das Gebiet geologischer Forschungen nicht, er suchte die Bildungsweise der befragten Lagerstätten zu ergründen und die Hypothesen, welche er sich gestattete, beruhen ohne Ausnahme auf Selbstanschauung von Thatsachen.

Reden wir zuerst von der Arbeit des Herrn Fuchs.

In der Einleitung wird sehr richtig bemerkt, dass man schon in frühester Zeit jene Aufhäufungen von Erzen — oder von Mineral-Substanzen überhaupt, die mit der Zusammensetzung des Ganzen eines Gebirges nicht übereinstimmen — welche mit der Masse des Nebengesteines erwiesen gleichartiger und gleichzeitiger Entstehung waren, von andern Anhäufungen trennte — oder zu trennen versuchte — die später, nach vollendeter Gebirgsbildung, in, auf irgend eine Weise entstandenen, leeren

Digitized by Google

Räume sich ablagerten. So unterschied man Lager und Gänge und die Art, in der bei letztern das spätere Alagern gedacht werden konnte, gab Anlass zu den heftigsten Meinungskämpfen. Als im Verfolg die Ansichten über Felsarten-Bildung sich änderten, kam man nach und nach dahin, alle Gänge, oder wenigstens die Mehrzahl derselben, in feuerig-flüssigem Zustande aus der Tiefe in die gesprengte Masse der Gebirge dringen zu lassen. — — Manche ausgezeichnete Forscher erkannten den richtigen, allein zum Ziele führenden Weg rationeller Empirie und fussten auf dem festen Boden der Erfahrung; jedoch beschränkten sie sich entweder ausschliesslich auf treue Schilderung des Gesehenen und versuchten höchstens die Erklärung einiger Erscheinungen, oder es blieben dieselben nicht frei vom nachtheiligen Einflusse vorgefasster Meinungen. Mit sichern Schritten betrat zuerst Trebra jenen Weg (1785), indessen muss auch er Annahmen und Erklärungsweisen, denen specielle Gültigkeit nicht abzusprechen, eine Allgemeinheit bei, welche ihnen nicht zukommt. Trebra, Voigt und Charpentier (1799) wiesen auf die Nothwendigkeit der Annahme allmäliger Entwickelung von ihnen geschilderter Gangbildungen hin, sie gestanden einen im Gebirgs-Innern fortdauerden chemischen Process zu. — — Bestimmter als seine Vorgänger erklärte sich Weissenbach (1836) für langsam vorgeschrittene Bildung der Gangmassen. (Wir kommen bei Gelegenheit des Cotta'schen Buches auf den, 1846 verstorbenen, um die Ganglehre so wohl verdienten sächsischen Bergmann zurück.) — — „Ehe man sich," so beschliesst unser Verfasser seine Einleitung, aus welcher das Vorhergehende ein gedrängter Auszug ist, „an Erforschung der Gang-Verhältnisse und überhaupt der, bei Erz-Lagerstätten vorkommenden Erscheinungen wagt, thut es Noth, über Gebirgsverhältnisse im Allgemeinen, über Gebirgs-Structur und Gebirgsbildung sich zu verständigen, da die vielfachen und innigen Beziehungen zwischen dem Gebirge und seinen Erzlagern die genaueste Kenntniss des erstern unerlässlich machen, und jeder dasselbe betreffende Fehlschluss nothwendig beirrend auf Beurtheilung der letztern einwirkt. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es, genau zu wissen, ob das Gänge oder Lager einschliessende Gebirge eine ursprüngliche, oder eine Sediment-Bildung sei, da die Beziehungen des Nebengesteins zur Gangmasse oft der Art sind, dass diese Kenntniss unmittelbar zur Lösung aller, die Bildung eines Ganges oder Lagers betreffenden Fragen führt, und dennoch bleibt solche Bestimmung häufig ungemein schwer; die Grenze einer und der andern Bildungsform wurde sehr oft so verwischt und unkennbar, dass ganze

Digitized by Google

Reihen der interessantesten Gebirgsmassen in dieser Beziehung nur höchst zweifelhaft erscheinen."

Weiter werden Missverständnisse und Missgriffe zur Sprache gebracht, aus solch fehlender Begrenzung entspringend, aus dem Uebergang von, alle Merkmale ursprünglicher Bildung an sich tragender, Gebirgsmassen in Sediment-Straten — mit dieser Benennung begreift F. ausschliesslich Schichten, die ganz oder vorzugsweise dem Gesetze der Schwere bei ihrer Bildung folgten. Es wurden falsche Kriterien aufgestellt zur Bestimmung gleichartiger und ungleichartiger Bildung der Mineral-Anhäufungen mit jener des sie einschliessenden Gesteins u. s. w.

Die Schrift selbst zerfällt in vier Abtheilungen: gleichzeitig mit dem Gebirge entstandene Erzlager (die Beispiele wurden entnommen aus dem Schiefer-Gebirge zu Schmöllnitz und Agordo, aus jüngern Kalklagen der südlichen Alpen unfern Venedig und in Kärnthen, sowie aus krystallinisch-körnigen Gebirgsmassen in Tirol und in Banat); Erzlager späterer Entstehung (als Beispiele dienen die Trapp- und Trachyt-Gebilde der niederungarischen Bergdistrikte); Gangspiegel und Gang-Verschiebungen, und daran reihet sich zuletzt eine Classification der Erzlager.

Wir bedauern, dem Verfasser nicht in Aufzählung sämmtlicher einzelner Thatsachen folgen zu können und beschränken uns dahin, eine und die andere anzudeuten, welche uns besonders beachtungswerth geschienen.

Die Hauptmasse der Kies-Anhäufung im talgig-quarzigen Schiefer-Gebirge von Agordo entwickelte sich nach F. aus dem, in seiner ganzen Masse Kies-Krystalle führenden, Gestein. Es bauchet und weitet sich jene Anhäufung an manchen Stellen gewaltig, an andern dagegen verengt und verdrückt sie sich sehr, dabei ist dieselbe in der Runde von einer, mitunter einige Fuss mächtigen Talkschieferhülle umgeben. Vorzugsweise da, wo der Kiesstock dicht und feinkörnig wird, zeigen sich Spiegel von seltener Reinheit, die zuweilen Räume von mehreren Quadrat-Klaftern einnehmen. Und diese blendenden Flächen entstanden — so wird berichtet — ungeachtet jede die Merkmale einer Rutschfläche trägt, mit der Masse zugleich, ihre Bildung wurde bedingt durch die Natur der Zusammensetzung." (Welche Kräfte dabei thätig waren, bleibt unentschieden). — Auf gleiche Weise entwickelten sich aus dem Gebirgsgestein die mächtigen Magneteisen-Lager im Thonschiefer- (Talk-Glimmerschiefer-) Gebirge des Banates, die Eisenspath-Lager Oberungarns u. s. w. Sämmtliche Erscheinungen in jüngern Kalkgebilden der südlichen Alpen

Digitized by Google

lassen keinen Zweifel aufkommen über die Bildungsweise ihrer Erzlager; es sind diese gleichzeitiger und — allerdings nur in gewisser Beziehung — gleichartiger Entstehung mit dem ganzen Kalkgebirge. Wie zu Agordo im Kieslager, so treten auch hier spiegelnde Flötze in den Bleilagern auf, ohne im geringsten an die verwerfenden Klüfte gebunden zu sein. In den krystallinisch-körnigen Gebirgsmassen des Banates lässt sich an der Zusammensetzungs-Form, wie solche geschildert wird, der Gang der Natur beim Bilden von Mineral-Ausscheidungen in bestimmten Umgrenzungs-Formen Schritt vor Schritt verfolgen; vom verschwimmenden, kaum bemerkbaren Flecken bis zur vollendeten Kugel — oder statt derselben zum Klüftchen, aus schwacher Streifung sich herausbildend — liegt die allmälige Entwickelung klar vor Augen. An den Berührungspunkten der "Trapp-Gesteine" mit differenten Gebirgs-Formationen häufen sich jene Ausscheidungen zu bedeutenderer Lagerbildung an. Namentlich ist es zu Orawitza, Csiklowa, Szászka und Moldawa, wo der Kalk, an dem der durchbrechende Syenit Granat und Wollastonit ausscheidet, ferner Arsenikkies, Eisenkies, Kupferkies, Kupferglanz, Magneteisen und Eisenglanz mit Silbererzen und mit metallischem Gold gemengt. Rein ausgebildet erscheinen oft von Kalkspath, umschlossen, die erstgenannten Mineralien; es durchsetzt Arsenikkies den Kalkspath in strahligen Gruppen und Gold legt sich nicht selten in Fäden und Blättchen zwischen die Zusammensetzungs-Flächen desselben, der sich in allen diesen Fällen unläugbar als gleichzeitig mit den umschlossenen Specien gebildet herausstellt. Keineswegs gilt diess vom Kalkgebirge selbst, welches an den Punkten des Contactes zwar von körnig-krystallinischem Gefüge erscheint, und dessen massige Form anfangs kaum Schichtung erkennen lässt, das aber bald in deutliche Straten sich sondert, Feuerstein-Knollen ausscheidet, Ammoniten, Terebrateln u. s. w. führt, die das ganze Gebilde unzweifelhaft als Sediment-Form erkennen lassen." — Aus dem, was über Erzlager späterer Entstehung gesagt wird, namentlich über die in Trapp- und Trachyt-Gebilden des niederungarischen Berg-Bezirkes, können wir uns nicht versagen, das, auch in technischer Hinsicht sehr beachtungswerthe Resultat hervorzuheben. Die Verhältnisse aller Gebirgs-Formen und Erz-Lagerstätten des Schemnitzer Distriktes, ihre wechselseitigen Beziehungen und besondern Charactere ins Auge fassend, stellten sich nämlich dem Verfasser folgende Erfahrungssätze auf unzweifelhafte Weise heraus:

1) Alle Metalle, welche sich in Gängen zu abbauwürdigen Gruppen häufen, finden sich im ganzen Gang-Gebirge bald regellos vertheilt, bald vorzugsweise in der Nähe besonderer Ablagerungen (Gänge) zusammen-

Digitized by Google

gedrängt; gelangen jedoch grösstentheils nur innerhalb der Grenzen dieser letztern zu gewinnbarer Entwickelung.

2) Die Verbindungsform (Mineral-Species) in welcher die Metalle im Neben-Gestein auftreten, differirt im Allgemeinen nicht von jener, in der sie in der Gangmasse erscheinen.

3) Die besondern Lagerstätten (Gänge) sind Spalten im Gebirgsgestein, welche allmälig, theils auf mechanischem Wege — durch Baumstämme, Kohlen, Gerölle, Thonmassen — theils chemisch durch Krystall-Bildung, und in diesem letzten Falle durch Krystall-Ansatz an den Ulmen der Spalte, zum Theil oder ganz ausgefüllt wurden.

4) Die Krystall-Bildung fand unter Beihülfe tropfbar-flüssigen Wassers statt, und die Grundmasse der Gang-Ausfüllung (Quarz) umschloss keineswegs bereits ausgebildete, auf anderem Wege entstandene Erze, sondern wurde mit diesen zugleich auf gleichartige Weise gebildet.

5) Schemnitzer und Kremnitzer Diorite, wie der erzführende Trachyt von Königsberg und Kremnitz, sind neuerer Entstehung und keine ursprünglich-krystallinische Bildungen, obschon sie mit solchen (Syenit und Eurit-Prophyr) durch unmerkliche Uebergänge zusammenhängen."

Diese Sätze gelten F. als vollkommen erwiesen, alles Andere bleibt ihm hypothetisch. Unentschieden lässt er, ob und welchen Einfluss Wasser auf Bildung des dioritischen und trachytischen Erzgebirges übte, ob die Kieselerde, welche zum Quarz der Gänge zusammentrat und hin und wieder das Nebengestein imprägnirte, aus fremdartiger, von aussen hinzutretender wässeriger Lösung krystallisirte, oder ob jene Erde unter Einwirken von Wasser (bei hoher Temperatur?) sich aus zersetztem Nebengestein schied u. s. w.

Die „Classification der Erzlager," wie unser Verfasser solche im letzten Abschnitte aufstellt, ist folgende:

Erste Gruppe. Symmorphe Bildungen oder eigentliche Lager. Sie zerfallen in:

1) Lager freier Bildung, welche sich in der Gebirgsmasse und mit derselben entwickelten, ohne dass eine störende oder bestimmende Einwirkung fremder Potenzen wahrnehmbar wurde.

2) Central-Lager. Anhäufungen an die Grenzen gewisser Formationen gebannt. Sie bilden sich stets oder vorzugsweise an den Berührungs-Punkten verschiedenartiger Zusammensetzungs-Form, bei ihrer Entwickelung scheint eine solche Berührung bedingend und gestaltend einzugreifen.

Digitized by Google

Zweite Gruppe. Allogene Gebilde oder Gänge. Sie sind in mehrere Unterabtheilungen geschieden.

1) Plutonische Gänge, die, durch Einwirken früherer Temperaturen, unter Ausschluss tropfbar-flüssigen Wassers gebildet. Es können dieselben:

a) Injections-Gänge sein: die Gang-Ausfüllungsmasse ging aus liquidem, feuerig-flüssigem Zustande unmittelbar in den starren über, oder

b) Sublimations-Gänge, von Dämpfen zu fester Masse erstarrt.

2) Neptunische Gänge. Dahin:

a) Infiltrations-Gänge und

b) Sediment-Gänge, die mechanische Ausfüllung.

Erz- und Mineral-Anhäufungen können sich folglich in Gebirgen auf sehr verschiedene Art gebildet haben, und viele der sie begleitenden, einander höchst ähnlichen Erscheinungen vermögen dieser Aehnlichkeit ungeachtet aus differenten Ursachen zu entspringen, so dass allen darauf gestützten Folgerungen nur sehr bedingte Gültigkeit zusteht. Neptunische Infiltrations-Gänge — deren Bildung auch durch unmittelbaren Zutritt von Wasser und wässerigen Lösungen in offenen Spalten stattfinden kann — dürften keineswegs häufig selbstständig auftreten, vielmehr grösstentheils nur als Begleiter symmorpher Bildungen erscheinen, deren Zusammensetzungs-Formen in diesem Falle einer besondern Umgestaltung unterlagen, und in gewissem Sinne metamorphosirt, die offenen Weitungen und die Spaltenräume erfüllten.

Mögen Fachmänner den vom Verfasser betretenen Weg weiter zu verfolgen sich veranlasst sehen; es kann diess der Wissenschaft nur Gewinn bringen.

Was nun die Cotta'schen „Gangstudien" betrifft, so enthält deren erstes Heft eine Abhandlung Weissenbach's über „Gang-Formationen," die sich in einer Handschrift unter des Verstorbenen zurückgelassenen Papieren fand. Der Verfasser, welcher seinen Beruf, in dieser Angelegenheit ein gewichtiges Wort mitzureden, längst dargethan, hatte in dem trefflichen Buche: „Abbildungen merkwürdiger Gang-Verhältnisse," die Zusage ertheilt, demnächst seine Ansichten über die Gang-Formationen Sachsens näher zu entwickeln. Die Abhandlung, wovon wir jetzt zu sprechen haben, eine naturhistorische Schilderung der Gesammtheit einzelner Gruppen oder sogenannter Formationen der Gänge des sächsischen Erzgebirges, sollte jene Zusage lösen. Inmitten der Arbeit aber — so berichtet Reich im Vorwort — wurde Weissenbach vom Tode ereilt. Das Ganze blieb unvollendet, ja ohne den wichtigsten und haupt-

Digitized by Google

sächlichsten Theil; man vermisst den Abschnitt über die Erzgänge, deren besseres Verständniss eben durch das Vorhergehende begründet werden sollte. Demungeachtet ist die Veröffentlichung dankbar zu erkennen; denn der Aufsatz enthält eine Fülle, einen wahren Schatz von Thatsachen, auch als Bruchstück bleibt er bedeutungsvoll.

Ohne bei Darstellung der Gang-Formationen dieselben vorzugsweise von geognostisch-bergmännischem, oder von einem überwiegend oryctographischem Standpunkte zu betrachten, beabsichtigte der Verfasser solche mehr in rein geognostischem Lichte erscheinen zu lassen und so deren Betrachtung an jene der Gebirgsmassen enger anzureihen. Eine Gang-Entstehungs-Theorie wollte W. weder begründen, noch verfechten. Er legt das freimüthige Bekenntniss ab, „dass die unbefangene Erwägung sämmtlicher, in einem mehr als zwanzigjährigen Berufs-Leben ihm entgegengetretener, vielfacher Erscheinungen an Gang-Verhältnissen, ihm noch nicht gestattet, eine der herrschenden Entstehungs-Theorieen für die unbedingt richtige, für eine alle jene Erscheinungen mit gleicher Sicherheit und Natürlichkeit erklärende, und keiner derselben widersprechende, anzuerkennen.“ — Sehr beachtungswerth ist, was über die „Begriffsbestimmung von Gang,“ sowie über die „bisher angenommenen Gang-Formationen“ in der Einleitung gesagt wird. Wir erlauben uns, darauf ganz besonders hinzuweisen und wenden uns sofort der von W. aufgestellten Eintheilung der Gänge in sechs „Classen“ zu, deren jede Bildungen umfasst, welche den Typus ganz verschiedener Entstehungsweise in dem Grade an sich tragen, dass man solche durchaus nicht miteinander vergleichen oder verwechseln kann. Sie lassen sich nach geognostischen Gattungs-Charaktern unterscheiden.

Wir wollen in so weit der uns vergönnte Raum solches gestattet, bei einer jeden dieser „Classen“ verweilen; die versuchte Eintheilung erscheint jedenfalls sehr beachtungswerth.

I. Sedimentär-Gänge, durch mechanische Einführung von oben in offenen Spalten entstandene Bildungen. Dahin gehören sämmtliche mit Alluvium und Diluvium erfüllte gangartige Weitungen in älteren Gebirgen, ferner gewisse Sandstein- und Kalkstein-Gänge, wie solche hin und wieder in Sachsen vorkommen.

II. Kontritions-Gänge. Sie bestehen aus Erzeugnissen der Zerreibung und Zerdrückung oder anderer mechanischen Zerstörungen ihres Neben-Gesteins, bedingt durch Kräfte, welche auf oder neben vorhandenen Klüften und Spalten in Gebirgsmassen thätig waren. Je nachdem die Wirkungen mehr allmälig oder stossweise nur einmal oder wiederholt eintraten, je nachdem mehr frisches oder bereits zersetztes Gestein berührt

Digitized by Google

wurde u. s. w. mussten die Produkte sehr verschieden ausfallen. Die Erzgänge stehen wenigstens stellenweise mit Kontritions-Gangbildungen im Verband. Weissenbach nimmt für diese Classe folgende Formationen an, wovon die fünf ersten, durch Entstehungsweise verschiedenen, Gang-Gebilde ihr Eigenthümliches nur in der Art der Erscheinung tragen und in den Structur-Zuständen, keineswegs aber im Stoff oder im Gestein selbst, woraus sie entstanden; denn dieses ist stets jenes des Gebirges, worin dieselben aufsetzen, daher man solche auch nicht nach dem Gestein in besondern Formationen zu unterscheiden vermag.

1) Gänge mit Verwitterungs-Produkten. Matte, erdige, dunkle oder auch eisenschüssige Färbungen und Ueberzüge gewöhnlicher, durch Austrocknen oder durch Zusammenziehung entstandener Klüfte in beinahe allen Gebirgs-Bildungen, gebildet durch chemische Thätigkeit des Kohlensäure-Gehaltes der Wasser u. s. w.

2) Gänge mit Zerreibungs-Produkten. In Folge des Hin- und Herschiebens einer Gebirgs-Hälfte, auf der andern in grossen Klüften, zumal wenn der Druck mächtig ist, entstehen pulverförmige oder kleinkörnige Massen, die angefeuchtet als „Letten" oder „Ausschram" sich darstellen und die Spalten erfüllen.

3) Gänge mit Zerdrückungs-Produkten. Sehr gewöhnlich findet man, bei grösseren und selbstständigen Gängen, besonders in der Nähe der Erz-Vorkommnisse, das Nebengestein zersetzt, gebleicht und oft auf eine Entfernung von mehreren Lachtern. Hierher das Entstehen von Porzellanerde, von Sahlbänden, die Speckstein- oder talkartige Natur zeigen u. s. w. Bei weicher, in höhern oder geringern Graden thoniger Beschaffenheit, wie solches der Fall wo Gneiss, Glimmer- oder Thonschiefer als Neben-Gestein vorhanden sind, ereignen sich, in der Nähe der Gänge und Gangklüfte, unter dem ungeheuern Drucke höher liegender Gebirgsmassen, Verdrückungen, Aufbiegungen und Stauchungen nicht nur an jenen Felsmassen, sondern es zeigen sich auch, bei wiederholtem Bewegen und Verschieben beider Gebirgs-Hälften, ganze Gänge mit verdrücktem, verschobenem und gestauchtem Nebengestein erfüllt. Das sächsische Erzgebirge ist sehr reich an Beispielen solcher Bildungen von Gängen und Gang-Trümmern, es scheint sogar das Entstehen derselben heutiges Tages noch vor sich zu gehen.

4) Gänge mit Brocken-Gesteinen. Hatten die Wirkungen bewegter Gebirgs-Hälften nicht sowohl stetig drückend und reibend statt, als vielmehr stossend, reissend oder schlagend, so wurden die, zwischen beide Spalten-Wände gerathenen Gestein-Blöcke, und ebenso die vor-

Digitized by Google

springende Theile jener Wände, auch ganz oder halb losgezogene Schalen in eckige, scharfkantige Bruchstücke zerschlagen, welche umherfielen und den Spaltenraum ausfüllen halfen. Am gewöhnlichsten werden Erscheinungen der Art bei Erzgängen getroffen.

5) Gänge mit Kugel-Gestein. Eine eigenthümliche Art der vorhergehenden Formation, wo die zermalmten Stücke des Nebengesteines, wahrscheinlich in Folge wiederholter reibender Bewegungen der Spaltenwände auf einander, als abgerundete kugelige Körper vorkommen.

6) Gänge im Steinkohlen-Gebirge (sogen. Rücken, Sprünge, Wechsel u. s. w.), welche, was ihre Eigenthümlichkeit betrifft, im Gegensatze der bis jetzt besprochenen, mehr von der Ausfüllungs-Masse bedingt werden. Dass sie später als Kohlen-Flötze, und durch weite offene Spalten entstanden sein müssen, beweisen die fast immer durch dieselben bewirkten Verwerfungenund Niederziehungen angrenzender Kohlenflötze. In ihrer Gestein-Beschaffenheit kommen solche Gänge meist sehr nahe mit denen über oder unter Steinkohlen ihre Stelle einnehmenden Felsmassen überein.

III. Stalaktistische oder Infiltrations-Gänge, d. h. durch Ueberrindungen aus einsickernden, an chemisch gelösten Stoffen reichen Wassern entstandenen Spalten-Ausfüllungen. Aehnliche Phänomene, wie solche an Wänden von Kalkstein-Höhlen getroffen werden. Gänge der Art, in der Regel von sehr geringer Mächtigkeit, haben meist glatte angewachsene Sahlbänder. Sie bestehen ihrer Masse nach aus Kalkspath, Kalksinter oder Aragon. — (Dass an Bildungen von dieser Classe zugehörigen Gängen aufsteigende Mineralquellen einen nicht unwesentlichen Antheil genommen, leidet wohl keinen Zweifel.)

IV. Plutonische oder Gebirgsmassen-Gänge, eruptive Gang-Bildungen aller derjenigen Gesteine, die als epochenmässig aufeinander gefolgte plutonische Formationen überhaupt vorkommen. (Mit Bearbeitung dieser Gang-Klasse fing W. erst an, sich zu beschäftigen, nachdem er die fünfte vollendet hatte, und wurde durch den Tod an der Ausführung unterbrochen).

V. Ausscheidungs-Gänge, durch Stoff-Ausscheidungen, oder durch Zusammenhäufung aus dem Nebengestein entstandene Trümmer, Geoden und gangartige Gebilde im Innern des Gebirgsgesteins. Gänge wie diese, haben eine ganz chemische oder krystallinische Bildung. Sie befinden sich dergestalt um und um im festen Nebengestein eingeschlossen, dass die Zuführung ihrer Substanz nicht unmittelbar und in offenen Kanälen von aussen her, sondern nur durch Ausschwitzungen oder Stoff-Ausscheidungen

Digitized by Google

und Zusammenführungen aus den nächsten Umgebungen des Nebengesteins erfolgt sein kann. Unter diesen Gebilden dürften wesentliche Verschiedenheiten beim Entstehen stattgefunden haben. Einige finden sich in Gesteinen, die vormals in feuerig-schlüssigem Zustande waren und theils vielleicht noch zu der Zeit, wo die Ausscheidung sich bildete, andere kommen in Felsarten vor, die aus wässerig-flüssiger Auflösung abstammen u. s. w. Als wesentlichste Ganggebilde der Art betrachtet unser Verfasser:

1) Plutonische Ausscheidungs-Gänge durch Zusammenziehung. Man trifft sie bei Graniten, Syeniten, „Grünsteinen" und Porphyren.

2) Plutonische Ausscheidungs-Gänge durch Ausschwitzung in Spalten. Ausscheidungen von Gang-Trümmern mit den nämlichen Bestandtheilen, wie das Nebengestein, nur in mehr krystallinischer Beschaffenheit erscheinen da noch begünstigt, wo Risse und kleine Gang-Spalten, theils durch abkühlende Contraction des Gebirgs-Gesteins, theils vielleicht auch durch partielle, kleine Senkungen und Zusammendrückungen vorausgegangen waren, indem nach jenen Spalten hin die noch flüssigen Bestandtheile sich um so leichter ziehen und in grösster Ruhe krystallinisch ablagern können. Diese Art von Ausscheidung nimmt W. namentlich bei den etwas grössern Ausscheidungs-Gängen in plutonischen Gesteinen als vorwaltend an.

3) Stockscheider. Zu den merkwürdigsten und schönsten Vorkommnissen der Ausscheidungs-Gänge aus plutonisch gebildeten und zu jener Zeit noch in ganz oder halbflüssigem Zustande gewesenen Gebirgsmassen gehören die in sächsischen Erzgebirgen sogenannten Stockscheider, wovon besonders zwei sehr ausgezeichnete Beispiele bekannt sind, im Stockwerke zum Geyer und in der Weisserdenzeche bei Aue. Beide Erscheinungen schildert unser Verfasser ausführlich und fügt zur genaueren Verständigung eine Reihe belehrender Abbildungen bei.

4) Serpentin-Adern.

5) Chlorit-Gänge im Serpentin.

6) Quarz-Trümmer und Nester in Schiefern. Namentlich in den meisten Thonschiefern, im Glimmerschiefer und Gneiss findet man zuweilen nesterartige Quarz-Ausscheidungen, welche sich durch Begrenzung und Massen-Beschaffenheit deutlich von jenem Quarz unterscheiden, der als regelmässiger Bestandtheil jener Felsarten zwischen den Blättern derselben in dünnen Lagern oder in Schuppen und Blättchen zu sehen ist.

7) Mandelstein- und Achat-Trümmer. Bei diesem be-

Digitized by Google

kannten, aber wiederholten Betrachtung gewiss sehr würdigen Erscheinungen verweilt W. mit sachgemässer Ausführlichkeit.

8) Trümmernetze in Sphäroditerit-Kugeln (Septarien). Zu den augenfälligsten Arten von Ausscheidungs-Ganggebildern gehören diejenigen, welche sich zuweilen im Innern grosser Linsen oder platter Kugeln von Sphärosierit-Mergel und Kalkstein finden. Wir machen auf die mitgetheilte getreue Abbildung des Durchschnittes einer Thon-Eisenstein-Niere von Dunbar in Schottland aufmerksam.

9) Marmor-Adern. So bekannt die weissen Kalkspath-Adern in bunten, grauen und schwarzen, dichten Kalksteinen sind, so einfach die Natur dieser Bildungen, dennoch haben solche manches Eigenthümliche und Interessante und die vom Verfasser mitgetheilten Bemerkungen dürfen nicht unbeachtet bleiben.

10) Quarz-Adern im Lydit u. s. w.

11) Faser-Trümmer. Eine eigenthümliche Formation von Ausscheidungs-Gängen bilden jene Gang-Trümmer verschiedener Mineralien, welche stets eine rechtwinkelig gegen die Sahlbänder stehende faserige oder stängelige Structur haben. Ihr Entstehen scheint nach W. mit der Erscheinung übereinzukommen, die man noch jetzt unter dem Namen des „Ausblühens" vor sich gehen sieht. Diese Faser-Trümmer haben nie Ganglager-Struktur, nie Drusen in ihrer Mitte, nie verschiedenartige Gesteins-Zusammensetzung, nie Ablösungen oder Besteg an Sahlbändern, keine umgestürzte Neben-Gestein-Bruchstücke, sowie keine gegenseitigen Durchsetzungen und Verwerfungen, wohl aber vielfältige Anastomosen und Verzweigungen. Sie können eben sowohl den Schichten und den Schiefer-Blättern der Gebirgsmassen parallel liegen, als dieselbe in allen Richtungen quer durchsetzen und durchschwärmen. Zu den bekanntesten und gewöhnlichsten Vorkommnissen der Art gehören jene des Gypses, die merkwürdigsten aber, die welche solche Faser-Trümmer, was ihr Entstehen betrifft, am unzweideutigsten als Ausscheidungen im Innern des Gesteines beurkunden, sind die von Faserkalk in den Schiefern von Moutiers in Savoyen; sie werden ausführlicher besprochen, auch in mehrern Abbildungen dargestellt.

12) Wavellit-Trümmer. Sie lassen sich mit keiner der bis jetzt beschriebenen Art von Ausscheidungs-Gängen vereinigen und dürften als sehr lokale, nur in der Nähe der Gebirgs-Oberfläche vorhandene Bildungen zu betrachten sein, welche vielleicht durch Einwirken phosphorsaurer Tagewasser auf die thonige Substanz der schwarzen Schiefer entstanden.

Digitized by Google

13) Anflug und Trümmer in Klüften der Schwarzkohlen, dahin die zarteren Gebilde und dünnen Blättchen von Kalkspath, Gyps, Bleiglanz, Blende, Kupfer- und Eisenkies.

14) Gang-Nester und Trümmer in ältern Flötzkalk-Gebirgen, Erscheinungen, die man in Thüringen und im Neustädter Kreise trifft, Poren, Blasen, Höhlungen, von der Punktgrösse bis zur Weite mehrerer Zolle, theils leer, theils erfüllt mit mannigfaltigen Mineralien. Wir können dem Verfasser in seiner ausführlichern Schilderung nicht folgen.

Als sechste und letzte Classe nennt der Verfasser die Erzgänge, wir sagen nennt, denn wie bereits erwähnt, es war ihm die Vollendung der Entwicklung seiner Ansichten nicht vergönnt. Wir sind weit entfernt, darüber zu rechten, ob eine solche Abscheidung jener Gänge und ihre Aufstellung in einer besondern Classe Billigung verdienen. Es ist nicht denkbar, dass W. sämmtlichen Erzgängen eine und die nämliche Bildungsart zugeschrieben haben sollte, wir glauben vielmehr mit Cotta, dass unser Verfasser für viele Erzgänge, zumal aber für jene der Freiberger Umgegend, eine zusammengesetztere Entstehungs-Weise anzunehmen geneigt gewesen wonach ein und derselbe Gang mehreren der erwähnten fünf Classen unterzuordnen wäre. Darauf bezieht sich ohne Zweifel das, was S. 13 in vorliegender Schrift zu lesen ist. Indem der Gegenstand weiterer Betrachtung vorbehalten bleibt, heisst es u. a.: „Hier werde so viel gleich im Voraus bemerkt, dass die verschiedenen Classen von Gang-Bildungen in gewissen Erscheinungen, und in manchen ihrer äussersten Glieder so mit einander zusammenhängen, oder bei einem und dem nämlichen Gange in dem Masse concurriren, dass man selbst bei ihnen nicht durchgehends einen ganz scharfen Abschnitt, wie unter naturhistorischen Species machen kann, und in einzelnen Fällen in Verlegenheit kommt, welcher der Classen von Gängen ein bestimmtes Individuum zuzuzählen sei. Sind aber auch die Classen der Gänge festgestellt, so spalten sich dieselben dennoch zum Theil wieder in mehrere unter sich in ihren äussern Erscheinungen ziemlich constant verschiedenen Gruppen, wie diess am auffallendsten und zahlreichsten bei der Classe der Erzgänge der Fall ist. Da man schon im Allgemeinen zu sehr daran sich gewöhnt hat, diesen Complexen in der äussern Erscheinung unter sich ähnlicher Gänge einer und derselben Gangclasse den Namen von Gang-Formationen beizulegen, so behielt der Verfasser diese Benennung zwar ebenfalls bei; er verwahrte sich jedoch ausdrücklich dagegen, unter Gang-Formationen mehr verstanden wissen zu wollen, als constante Varietäten oder Arten

Digitized by Google

von Gängen einer bestimmten Classe. „Bei Erzgängen insbesondere sind die Gang-Formationen nur Gruppen unter sich vorzugsweise ähnlicher Gänge, welche man beliebig aus der, theils als verschiedene Entwicklungsstufen, theils als lokale Modificationen der allgemeinen Erz-Gangbildung sich darstellende Mannigfaltigkeit von Gängen wählte."

Leonhard.

Bodenstedt, die Völker des Kaukasus.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients von Friedrich Bodenstedt. Mit sieben Tafeln, Abbildungen und einer Vignette. Frankfurt a. M., Verlag von Herrmann Johann Kessler 1848. XIV. und 572. S. 8.

Als vorliegendes Werk geschrieben wurde, zogen zwei Männer, durch ihre Klugheit, Tapferkeit und Ausdauer, im Kampfe gegen die zwei mächtigsten Reiche des europäischen Festlands, die Aufmerksamkeit, Theilnahme und Bewunderung aller die Zeitgeschichte verfolgenden Leser auf sich. Abd-Elkader (eigentlich Kadir, der Diener des Allmächtigen) stritt am Atlas an der Spitze einer kleinen Schaar Beduinen für Freiheit, Glauben und alte Sitten gegen ein starkes Franzosenheer und Schamyl für dieselben Güter, mit noch geringeren Kräften, im Kaukasus, gegen eine noch zahlreichere russische Armee. Auf der einen Seite war ein grosses Uebergewicht an Zahl der Streiter, an Kriegskunst und Kriegmaterial, auf der andern hingegen ein für Parteikämpfe günstiges Terrain, ein bis zur Todesverachtung gesteigerter Fanatismus und endlich, was hier entscheidend ist, die Sympathie aller Landesbewohner, selbst derjenigen, die sich zum Scheine den christlichen Herrschern längst unterworfen haben, so dass Russen und Franzosen, selbst nach den glänzendsten Siegen, bei ihren sogenannten Freunden und Verbündeten nie vor einem Ueberfalle sicher sind, während Schamyl's und Abd-Elkaders Anhänger auch nach ihren Niederlagen überall auf freundliche Aufnahme und Unterstützung rechnen konnten. Abd-Elkader ist in diesen Tagen vom Kriegsschauplatze abgetreten, er ist aber nicht von den Franzosen besiegt worden, denn gegen diese hätte er noch viele Jahre bei seinen Glaubensgenossen Schutz gefunden, ein anderer islamitischer Fürst, der für seine eigene Existenz zitterte, hat ihn mit gleichen Waffen bekämpft und endlich so in die Enge getrieben, dass ihm keine andere Wahl blieb, als sich seinem

Digitized by Google

neuen oder seinem alten Feinde zu ergeben. Er zog Letzteres vor, weil ihm das Ehrenwort eines Europäers mehr Vertrauen einflösste. In Folge der Gefangennehmung Abd-Elkaders wird wahrscheinlich die Colonisation Algiers grössere Fortschritte machen, denn obgleich jedem Araber die Fremdenherrschaft überhaupt und die der „Ungläubigen" insbesondere verhasst ist, bedurfte es doch eines Mannes, wie Abd-Elkader, um die unter sich selbst zerfallenen Beduinenstämme zu einem gemeinsamen Streben zu verbinden Mit dem Falle dieses Häuptlings wird das Vertrauen der Widerspenstigen sinken; der Muth zu weitern Unternehmungen wird erst dann wiederkehren, wenn irgend eine neue Hülfe von Aussen hinzukömmt. Was der nun vom Kriegsschauplatze abgetretene Abd-Elkader in Afrika war, ist Schamyl in Asien, denn er gibt dem Russen- und Christenhasse der islamitischen Bevölkerung des Kaukasus Leben und Kraft, sowohl den Bestechungen als den Waffen ihrer Feinde zu widerstehen. Er hat zwar noch über geringere Mittel zu verfügen, als Abd-Elkader zu Gebote standen und ist ringsum von grössern feindlichen Schaaren umgeben, das Terrain ist ihm aber noch günstiger, die ihm ergebenen Gebirgsvölker sind kräftiger als die Araber und das Regiment der Russen stachelt sie mehr zum Widerstande an. Ein Werk, welches grösstentheils nach eigner Anschauung des Verfassers ein Gesammtbild des Kaukasus und seiner Bewohner gibt, und nach zuverlässigen Berichten die Geschichte des unheilvollen Kriegs entwirft, der alljährlich den Daghestan mit Leichen überzieht, muss um so willkommener sein, als die aus Zeitungen bekannt gewordenen russischen Bulletins gar sehr der Ergänzung und Berichtigung bedürfen. Herr Bodenstedt hat seine Arbeit, wie es auf dem Titel angedeutet ist, in zwei Bücher eingetheilt, das erste beschäftigt sich mit der Geographie, Ethnographie und Statistik und das zweite vorzüglich mit der Geschichte des Kaukasus und seiner Bewohner bis zum Jahre 1842, dann folgt noch in einem Anhange eine Uebersicht der kaukasischen Zustände vom Jahre 1842 bis auf die neueste Zeit. Wir beschäftigen uns hier vorzüglich mit dem zweiten Buche, theils weil dessen Inhalt neuer und zur Besprechung in diesen Blättern geeigneter ist, theils weil wir glauben, dass eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Punkte desselben, besonders des religiösen Charakters dieses Krieges und der Lehren Schamyls und seiner Vorgänger vielen Lesern erwünscht sein dürfte.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die ältere Geschichte von Georgien, die wir für das grosse Publikum, das dieses Werk gewiss in Deutschland finden wird, etwas ausführlicher gewünscht hätten, beginnt der Verfasser die eigentliche Geschichte dieses unglücklichen Landes mit

Digitized by Google

der Abdankung des Fürsten Georg XIII., welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch vor dem Tode des Kaisers Paul stattfand. Diese Entsagung, auf welche die Russen und ihre Vertheidiger unter anderen ihre Rechte auf dieses Land stützen, ward, wie H. Bodenstedt zeigt, durch Bestechungen und Gewaltthätigkeiten der empörendsten Art herbeigeführt und zog dem Andenken dieses schwachen Fürsten den Fluch und die Verachtung aller Edlen des Landes zu. Die Fürstin selbst war über die Feigheit ihres Gemahls aufs Aeusserste empört und konnte nur mit Gewalt nach der Hauptstadt Russlands abgeführt werden, wo sie der Verfasser noch kurz vor ihrem Tode, in einem fast ärmlichen Landhause wohnend, kennen lernte. Mit noch weit geringerem Rechte dehnte Russland, nach der Besitznahme von Georgien, seine Herrschaft über die benachbarten Länder aus; so wurde die Kabardah fortan als eine russische Provinz betrachtet, weil Iwan Wassilowitsch, der Grausame, die Tochter eines kabardischen Fürsten zur Frau gehabt und weil schon im Jahre 1717 ein kabardischer Fürst sich dem Zuge der Russen gegen den Chan von Chiwa angeschlossen, d. h., in der moskowitisch-diplomatischen Sprache, unter russischen Fahnen kämpfte. Die am kaspischen Meere gelegenen Provinzen wurden unterjocht, weil schon zur Zeit Peters des Grossen daselbst russische Niederlassungen gegründet wurden. Die Rechte Russlands auf die Herrschaft über die Küstenvölker des schwarzen Meeres, die eigentlichen Tscherkessen, stützen sich bekanntlich auf den Vertrag von Adrianopel, (1829) in welchem der Sultan alles zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere gelegene Land an die Russen abtrat. Nun ist aber die Frage, die nach der Ansicht des Verfassers unbedingt verneint werden muss, ob die Tscherkessen jemals unter türkischer Botmässigkeit gestanden, folglich die Herrschaft über sie vom Sultan abgetreten werden konnte. Es wird zuerst aus dem Vertrage von Kutschuk Kainardschi bewiesen, dass Russland sowohl wie die Türkei die in Frage stehenden Länder als von jeher und für alle kommende Zeiten frei und von Gott allein abhängig erklärten. Nur durch einen schmählichen Bruch dieses Traktats bemächtigte sich die Kaiserin Katharina, theils mit List, theils mit offener Gewalt, der Krimm, worauf dann Potemkin, unter dem nichtigen Vorwande, dass sie ehemals von der Krimm abhängig gewesen, auch nach dem Besitze angrenzender Länder trachtete, zu denen das zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere gelegene Land der Tscherkessen gehört.

Wir verfolgen des Verfassers weitere Erörterungen über die Rechte Russlands auf die Herrschaft der Länder, die es vergebens bisher mit Ge-

Digitized by Google

walt der Waffen zu unterjochen strebte, nicht weiter, und wenden uns zud em für uns wichtigern zweiten Kapitel, das von den eigentlichen Religionskriegen im Daghestan handelt. Die Grundlage dieser Aufzeichnungen bildet ein in russischer Sprache abgefasstes, in Tiflis in vielen Abschriften verbreitetes Manuscript, welches einen im Kriege umgekommenen, hohen russischen Offizier zum Verfasser hat. Ergänzt wurde es durch Marlinsky's Briefe aus dem Kaukasus und die mündliche Mittheilurg mehrerer mit dem Verfasser befreundeten Offiziere und Ulemas. Wichtiger ist dieser Abschnitt schon darum für uns, weil, wie H. Bodenstedt ganz richtig bemerkt, die bisherigen verschiedenen Berichte in Bezug auf das religiöse Moment im Daghestan, sich ungefähr auf Folgendes reduciren lassen: Schamyl hat eine neue Sekte gebildet, deren Anhänger Muriden heissen, welche zur Auszeichnung weisse Mützen tragen, während die pelzverbrämten Mützen der übrigen Freiheitskämpfer braun, blau oder gelb sind. Was unter dieser weissen Mütze verborgeu ist, hat man vergessen zu bemerken.

Gründer dieser neuen Sekte ist der Kadhi (oder Kasi, wie es Türken und Perser aussprechen) Mullah Mohamed aus dem Flecken Jarach im Kurinischen Gebiete des Daghestan. Dieser hatte einen Schüler Namens Chas (Ghasi?) Mohamed aus Bochara. Gegen das Jahr 1824 wollte dieser Jüngling in seine Heimat zurückkehren, ward aber im Lande Schirwan mit dem berühmten Weisen Hadis-Ismail aus Kurdomir bekannt, bei dem er ein ganzes Jahr zubrachte und statt in seine Heimat zurückzukehren, kam er wieder nach Jarach, zu seinem Lehrer Mullah Mohamed, dem er die Weisheit des Hadis-Ismail mit so beredter Zunge pries, dass er sich entschloss, mit ihm, und in Begleitung mehrerer anderer Mullahs, den gelehrten Hadis-Ismail in Kurdomir aufzusuchen. Hadis-Ismail wendete alle seine Beredtsamkeit auf, um Mullah Mohamed, der bei den Völkern des Daghestan in grösstem Ansehen stand, und der bisher Alles aufgeboten hatte, um die Bewohner seines Bezirks von der Theilnahme an den kriegerischen Bewegungen gegen die Russen abzuhalten, zu überzeugen, dass des Moslim erste und heiligste Pflicht sei, Leben und Gut im Kampfe gegen Ungläubige zu opfern. Ich selbst, — sagte Hadis-Ismail — wandelte lange Zeit im Irrthum und Finsterniss; ja ich war einer der Verstocktesten unserer Sekte.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bodenstedt, die Völker des Kaukasus.

(Schluss.)

Mit Hermurmeln der üblichen Gebete, mit pünktlicher Verrichtung der vorgeschriebenen Waschungen, mit Flüchen gegen die Anhänger Omars (die Sunniten) glaubte ich, sei Alles gethan, aber Allah hat durch ein Wunder meine Augen erleuchtet u. s. w. „Hadis-Ismail erkannte wohl den unseligen Hass zwischen den Schiiten und Sunniten als den Grund des Verfalls des Islams, von dem Tode Omars an bis auf die neueste Zeit, denn offenbar verdankt Russland seine grossen Fortschritte in der Unterjochung der islamitischen Völker grossentheils auch dieser tiefen Spaltung im Innern derselben, welche ein Zusammenwirken Persiens und der Türkei hinderte, von denen ersteres Land der Lehre der Schiiten und Letzteres der der Sunniten huldigt. Hadis-Ismail durfte sich daher, um den Kampf gegen die Moskowiten anzufachen, nicht damit begnügen, auf den Koran hinzuweisen, der reichlich gesegnet ist an Versen, welche den Krieg gegen die Nichtmohammedaner predigen, er musste vor Allem Einigkeit unter den Gläubigen zu begründen suchen, durch Hinwegräumen der bisherigen Streitpunkte. Den Akt seiner eignen Umwandlung vom eifrigen Schiiten in einen über alle Parteien stehenden reinen Moslim gründete er auf eine angebliche oder wirkliche Vision während einer Wallfahrt nach Kerbelah. [1]) Er fand sich in ein Thal des Paradieses versetzt, in dessen Mitte ein marmorner Tempel stand. Im Vorhofe desselben sassen auf Teppichen um eine Fontaine herum, die Gläubigen aus Persien und der Türkei. Ergrimmt rief er: wie kommen die gottverdammten Anhänger Omars in die wasserreichen Gärten der Seligen? Bald darauf sah er dichte Kriegerschaaren heranziehen mit grauen Gesichtern, stumpfen Nasen und zottigen

1) H. Bodenstedt schreibt immer „zur Kerbelah“ und setzt in einer Note (S. 317) hinzu: „zum Grabe Hussein's (Husein's) unfern Bagdad“ Kerbelah ist aber nicht der Name des Grabes, sondern der Ebene, in welcher Husein erschlagen ward. Vergl. des Ref. Gesch. der Chalifen I. 313.

Digitized by Google

Haaren, wie die Russen, welche die Gläubigen vergebens im Freien zu bekämpfen suchten; sie flüchteten in den Tempel, brachen die goldene Kuppel und marmornen Wände ein und schleuderten die zermalmenden Stücke auf die Köpfe der andringenden Feinde. Obgleich erfreut über den Untergang der Gotteslästerer, fragte doch Hadis-Ismail, ob die Gläubigen nicht eher hätten umkommen sollen als den Tempel des Herrn zu zerstören. Hierauf erschien eine Lichtgestalt, die dem Zweifler unter Andrem zurief: „O Hadis-Ismail! gehörst du auch zu jener blinden Rotte, die am Worte klaubt, ohne den Geist zu erkennen, dessen Gewand es ist? wo soll der Friede von Aussen herkommen, so lange die Bekenner des Propheten sich selbst unter einander verfolgen?... Ich sah den Grimm in deinem Herzen, als die Streiter Gottes junge Bäume aus der Erde rissen und die Mauern des Tempels abbrachen zum Verderben ihrer Feinde; aber wahrlich, ihre That war besser als dein Zorn! eher mögen alle Wälder verbrennen und alle Tempel in Trümmer fallen, als dass ein Gläubiger seinen Feinden zur Beute werde!... Schmach über dich und dein Volk, Schmach und Wehe, so lange euch die Schlingen der Ungläubigen gefangen halten... Lass, o Hadis-Ismail, deine Pilgerfahrt zum Grabe Huseins und kehre zurück in deine Wohnung, um den Weisen deines Volks zu verkündigen, was ich zu dir geredet habe. Wallfahrten sind Werke der Heiligung, aber der Kampf für den Glauben ist heiliger noch. Jeder Schritt, den der Gläubige seinen Feinden entgegen geht, ist besser als eine Wallfahrt zur (nach) Kerbelah; jedes Wort, das ein Priester zur Ermuthigung der Streiter des Glaubens spricht, ist besser als ein Gebet zu Gott.

Diese Vision und die uns unbekannten Kommentare derselben von dem Weisen von Kurdomir machten einen so tiefen Eindruck auf Mullah Mohammed, dass er bei seiner Heimkehr alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um seine Anhänger zum Kriege gegen die Russen anzustacheln.

Betrachten wir, ehe wir uns der Thätigkeit Mullah Mohammeds zuwenden, die Worte des Hadis-Ismail etwas näher, so finden wir sie dem Geiste nach ziemlich übereinstimmend mit denen früherer Schiiten, wie sie schon zur Zeit der letzten Omejjaden auftraten, um den Aliden den Weg zum Throne zu bahnen und wie sie sich später in aller Nacktheit als Karmaten, Fatimiden und Ismaeliden zeigten. Wir sehen sie als ein nach den Bedürfnissen des Augenblicks modificirter Schiismus, oder wie der Verfasser glaubt, des Sufismus an, indem wir auch im Sufismus einen Zweig der ältern Doktrin der Aliden, oder besser der Nicht-Sunniten

Digitized by Google

wiederfinden. Beide sehen im Koran etwas Anderes, als den ihm von der Tradition beigelegten Sinn. Die Einen gestalteten ihn durch allegorische Deutung in eine Sittenlehre und Anweisung zum beschaulichen Leben um, die Andern in eine vorzüglich die politischen Rechte und Privilegien der Nachkommen Mohammeds berücksichtigende Staats- und Rechtslehre. Auch fehlt es nicht an Beispielen, dass eifrige Schiiten unter der Maske des Sufismus ihre staatsgefährlichen Lehren verbreiteten und darum auch von den herrschenden Abbasiden, die nur bis zum Umsturze der Omejjaden diesen Doctrinen huldigten, als Freigeister verfolgt wurden. Freigeister waren aber auch gewissermassen die Schiiten sowohl, als die consequenten theoretischen Sufiten in den Augen der Sunniten, weil sie die Offenbarung nur als eine Leiter zur höhern Erkenntniss betrachteten, die man füglich verwerfen dürfte, sobald man die höchste Stufe erstiegen hatte.

Mullah Mohammed predigte bei seiner Rückkehr nach Jarach keine neue Lehre, er drang auf strenge Befolgung der Koransgesetze und hob nur als das Wichtigste derselben die Bekämpfung der Ungläubigen und das Vertrauen auf Gott und ein lohnendes Jenseits hervor. Er selbst führte von nun an den Namen Murschid (der auf den Weg der Wahrheit leitende) und seine eifrigsten Jünger wurden Muriden (Strebende) genannt. Mullah Mohammed ward, als die Zahl der Muriden immer zunahm und sich in allen Theilen des Daghestan geheime Gesellschaften bildeten, welche den Aufruhr gegen die Russen verbreiteten, im Jahre 1825 auf Befehl des Generals Jermolow gefangen genommen. Er sollte nach Tiflis abgeführt werden, täuschte aber die Wachsamkeit seiner Führer und flüchtete sich in die Schluchten von Tabassaran, wo er schon einen grossen Anhang zählte. Ghasi Mohammed, bekannt unter dem Namen Kasi Mullah, setzte das begonnene Werk Mullah Mohammeds fort und ward in seinen Bestrebungen aufs eifrigste von dem jungen Geistlichen Mullah Schamyl aus Himry unterstützt. Kasi Mullah begnügte sich aber bald nicht mehr mit der Rolle eines Predigers und Parteiführers, er trat als ein neuer Prophet auf, verunstaltete die Lehre des Koran durch freie Auslegung und willkührliche Zusätze, und zog sich dadurch den Hass der alten Gläubigen, besonders vieler Geistlichen zu, so dass er, um ihren Widerstand zu beseitigen, gegen seine eigenen Landes- und Glaubensgenossen das Schwert ergreifen und selbst das Haus seines alten Lehrers Sahid-Effendi aus Araken in Brand stecken musste. Den ersten grössern Widerstand fand Kasi-Mullah in Chunsach, wo die Chanin Pachu-Bike herrschte. Er ward im Jahre 1830 aus dieser Provinz gejagt und selbst am Kopfe verwundet, obgleich die Schaar seiner Anhänger damals schon

Digitized by Google

8000 Mann stark war. Nach einiger Zeit erholte sich Mullah-Mohammed wieder von dieser Schlappe und sein Name ward besonders nach seinem Siege in den Wäldern von Tschunkeskan über den Fürsten Bekowitsch Tscherkasski in ganz Daghestan mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt. Im Mai 1831 nahm er Tarku, an der Ostküste des kaspischen Meeres, nach einem hartnäckigen Gefechte gegen den Generalmajor von Taube, und wenig fehlte, so wäre auch die Festung Burnaja in seine Hand gefallen. Im Herbst desselben Jahres belagerte er Derbend, musste jedoch, als Kachanow aus dem nördlichen Daphestan mit einer Truppenabtheilung zum Ersatze herbeizog, die Blokade aufheben. Kasi Mullah zog sich in das nördliche Tabassaran zurück, heirathete eine Tochter des Mullah Mohammed und begab sich dann mit diesem nach Himry. Im Frühjahr 1832 eröffnete er seine Kriegszüge wieder und die Russen sahen die dringende Nothwendigkeit ein, einen entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen. Himry ward am 18. Oktober von den Russen unter dem General von Rosen erstürmt und Kasi Mullah fiel in der Hitze des Gefechts. Auch Schamyl, einer der Wenigen, die treu bei ihm ausharrten, sank von zwei Kugeln durchbohrt, zu seinen Füssen nieder und wurde für todt auf dem Schlachtfelde gelassen.

Hamsad Beg, (wie Bey auszusprechen) ein Waffengenosse Kasi Mullah's, der jetzt von Mullah Mohammed zu dessen Nachfolger ernannt ward, verdient nur als Anführer der Muriden genannt zu werden, denn von seiner Thätigkeit als geistliches Oberhaupt ist uns gar nichts bekannt, und seine abscheulichen, selbst einen Barbaren entehrenden Handlungen, geben ein schlimmes Zeugniss für seinen Glauben und seinen Charakter. Seine bedeutendste militärische Unternehmung fällt in das Jahr 1834 und war gegen die Chanin von Awarien gerichtet, welche ihre Herrschaft so tapfer gegen Kasi Mullah vertheidigt hatte. Die Chanin sandte ihre beiden Söhne in das Lager Hamsad Beg's, um ihn um Schonung zu bitten und ihrer Freundschaft zu versichern, beide wurde aber auf dessen Befehl gemordet und die Einnahme von Chunsach war die Folge dieser verruchten That, bei der auch der Muride Schamyl betheiligt war. Auch die alte Chanin ward nicht verschont und die Gattin des einen gemordeten Sohnes musste dem Mörder ihre Hand zur Ehe reichen. Diese und andere Gewaltthaten führten endlich den Sturz dieses Tyrannen herbei. Er ward von Verwandten der gemordeten Prinzen in der Moschee erschossen und der Tod dieses gefürchteten Zwingherrn war das Signal zu einem Aufstande der Avarier gegen seine verhassten Anhänger, die Muriden. Dreissig derselben, unter ihnen Schamyl, flüchteten sich in eine

Digitized by Google

Burg, die aber das Volk von Chunsach in Brand steckte, so dass sie theils verbrannten, theils sich aus den Fenstern der Burg herabstürzten, oder im Gefechte blieben. Schamyl allein schlug sich auch diessmal durch und sammelte bald die zerstreuten Schaaren Hamsad Beg's um sich.

Da Mullah Mohammed, welcher den letzten Anführern die priesterliche Weihe gegeben, um diese Zeit schon todt war, so musste die Wahl eines Nachfolgers Hamsad Beg's dem Volke überlassen bleiben. Unter den vielen Prätendenten zur Würde des Murschid, thaten sich besonders zwei hervor: Taschaw Hadschi, der durch Gewandtheit und einschmeichelndes Wesen einen grössern Theil der Krieger zu gewinnen wusste, und der schon genannte Schamyl (eigentlich Schamuil) der am Ende doch mit Hülfe seines ehrwürdigen im ganzen Daghestan angesehenen Lehrers Mullah Djelal-Eddin den Sieg über seinen Nebenbuhler davon trug und zum Feldherrn der Muriden erkoren ward. Taschaw Hadschi erkannte jedoch erst im Jahre 1837 öffentlich Schamyl's Oberherrschaft an. Schamyl's erster Kriegszug, nachdem sich die zerstreuten Schaaren Hamsad Beg's um ihn gesammelt hatten, galt der Stadt Chunsach, die er aber vergebens zweimal mit Sturm zu nehmen suchte. Als hierauf, nach wiederholtem Flehen Hadschi Murads, welcher einsah, dass er sich nicht lange würde gegen Schamyl behaupten können, die Russen in Awarien einrückten, zog sich dieser zurück, liess aber vorher den zwölfjährigen Bulatsch-Chan, den letzten Sprössling des alten Hauses der Chane von Awarien ermorden. Awarien war auch in den folgenden Jahren das Land, nach dem er seine Eroberungspläne richtete. Im Jahre 1835 drang er siegreich bis Chunsach vor, ward aber von dem schleunig mit einem starken Heere herbeieilenden General Reont zum Rückzuge gezwungen und musste alle erkämpften Vortheile wieder aufgeben. Im Jahre 1836 scheiterte sein neuer Versuch auf Awarien an dem tapfern Widerstande der Bewohner dieser Provinz, die den ihrem Herrscherhause widerfahrenden Schimpf nicht vergessen konnten und daher Alles aufboten, um der Herrschaft Schamyl's zu entgehen, dazu kam noch die Uneinigkeit unter seinen Truppen, von denen damals noch ein grosser Theil dem auf seine wachsende Macht neidischen Taschaw-Hadschi anhieng. Das wichtigste Ereigniss des Jahres 1837 bildet der Kriegszug des Generals Fesi, der mit acht Bataillonen regulärer Truppen und etwa 12000 Bergmilizen von Derbend nach Chunsach zog, wo er eine Citadelle errichtete, dann die Feste Achulgo nahm und zuletzt den Aoul Tilitlä mit Sturm zu nehmen versuchte, wohin sich Schamyl selbst zurückgezogen hatte. Die Hälfte des Aouls ward von den Russen genommen, doch hatte ihnen dieser Sturm so viele Leute

Digitized by Google

gekostet, dass General Fesi, welchem Berichte von Verschwörungen in Kuba, und andern von Schamyl bearbeiteten Provinzen zukamen, den Rückzug beschloss und sich mit einer scheinbaren Unterwerfung Schamyls begnügte. Dieser Rückzug des siegenden russischen Feldherrn steigerte den Muth und das Vertrauen der Gebirgsvölker. Schamyl äusserte sich in dem Aufrufe, den er bald nachher an sein Heer erliess, folgendermassen über dieses Ereigniss: „Als der Pascha (General Fesi) mit seinem grossen Heere nach Tilitlä herbeizog, die Geschlagenen (unter Oberst Butschkiew) zu rächen, und es ihm gelang, trotz unsres tapfern Widerstandes, sich der Hälfte des Aoul's zu bemächtigen, so dass wir täglich des letzten entscheidenden Kampfes gewärtig waren — da lähmte plötzlich Allah seinen Arm und verfinsterte seine Blicke, dass er seinen eigenen Vortheil nicht benutzen konnte und eilig wieder abziehen musste desselbigen Weges, welchen er gekommen war. Niemand jagte die Feinde, als ihr böses Gewissen, ihr Unglaube flösste ihnen Furcht ein und liess sie die Flucht ergreifen, weil sie nicht weilen konnten in der Nähe der Gläubigen, So straft Gott die, welche nicht auf seinen Wegen wandeln u. s. w.“

In Folge dieses Aufrufs nahm Schamyl's Einfluss dermassen zu, dass auch Taschaw Hadschi sich ihm Angesichts des ganzen Heeres unterwarf. Von allen Seiten her sammelten sich Krieger unter seiner Fahne, mehrere Provinzen wurden im Laufe des Jahres 1838 den Russen wieder entrissen, die frühern Festungen wurden wieder hergestellt und besonders Achulgo wurden furchtbarer als je befestigt. Um diese Zeit finden wir auch zuerst, dass Schamyl der Name „Prophet“ beigelegt wird, obgleich er in seinem Aufrufe nirgends vorkömmt und er in demselben sich immer auf den Koran beruft, welcher den Krieg gegen Ungläubige an die Spitze der gottgefälligen Thaten des Moslims stellt und obgleich bekanntlich nach den Lehren des Korans Mohammed als das Siegel oder der Schlussstein der Propheten anzusehen ist. Wie sein Vorbild, der Stifter des Islams, verschmähte übrigens auch Schamyl kein Mittel, um seine Macht zu vergrössern. Beraubung und Ermordung war die Strafe der ihm Widersprechenden, die Wankenden wurden durch Geisseln zum Gehorsam gezwungen oder durch Vorspiegelung von Bündnissen mit der Pforte und dem Pascha von Egypten getäuscht. Wenn ein grosses Unternehmen ausgeführt werden soll, lässt er eine angebliche Unterredung mit Allah oder dem Propheten vorhergehen. Um sich zu diesem feierlichen Akte vorzubereiten, begibt er sich entweder in eine verborgene Höhle oder er versteckt sich in seinen Gemächern, wo er drei Wochen mit Fasten, Gebet und Lesen des

Digitized by Google

Korans zubringt. Während dieser Zeit wird sein Haus aufs Strengste bewacht und Niemanden der Eintritt gestattet. Am Abend des letzten Tages seines Einsiedlerlebens versammelt er die vornehmsten Anführer und Geistlichen um sich, und verkündet ihnen mit feierlicher Stimme, dass Mohammed, der Prophet, ihm erschienen sei, in Gestalt einer Taube, ihm Befehle ertheilt, hohe Geheimnisse offenbart, und ihn ermahnt habe, beharrlich fortzufahren, im heiligen Kriege u. s. f." Hierauf zeigt er sich dem in unabsehbaren Haufen das Haus umringenden Volke, theilt ihm das Wichtigste aus der neuen Offenbarung mit, die waffentragenden Männer ziehen ihre Dolche, erneuern den Eid der Glaubenstreue und zerstreuen sich unter dem Ausrufe: „Gott ist gross, Mohammed ist sein erster Prophet und Schamyl sein zweiter." Wir wollen Schamyl nicht darüber verdammen, dass er, um seine Gebirgsvölker vollständiger zu beherrschen, nicht bloss ihr Feldherr und geistliches Oberhaupt sein will, sondern ihnen als ein unmittelbarer von Gott gesandter Prophet erscheinen möchte. Nur begreifen wir nicht, wie diess mit dem Islam und Sufismus vereinbar ist und sind daher überzeugt, dass entweder die Vergötterung Schamyls von seinen Anhängern weiter getrieben wird, als er selbst fordert, oder dass noch immer, trotz den dankenswerthen Aufschlüssen, die uns in vorliegendem Werke geliefert werden, manche Lücken auszufüllen sind, wenn wir in dem Religionsgebäude Schamyls und seiner Vorgänger ein zusammenhängendes, systematisches Ganzes erblicken sollen. Uebrigens findet Schamyl, trotz seiner und der Muriden Bemühungen das Volk von seiner Sendung zu überzeugen, keineswegs allgemeinen Glauben, und selbst als Herrscher hat er zahlreiche und mächtige Gegner, die längst seinem Leben ein Ziel gesetzt hätten, wenn er nicht in der Wahl seiner Umgebung so äusserst vorsichtig wäre. Niemals zeigt er sich allein; der Zutritt zu seiner Person ist für Alle, die nicht zu seinen Vertrauten gehören, mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Sein Haus ist immer von zahlreichen Wachen umgeben. Auf grössern Reisen ist er von 500 bis 1000 Reitern umgeben, selbst in solchen Provinzen, an derer Treue er nicht zweifelt, in Ländern, deren Ergebenheit ihm zweifelhaft scheint, ist er von 2000—5000 Mann umringt, ein Beweis, dass sein Gottvertrauen und seine Todesverachtung keineswegs so gross ist, als er sie bei seinen Anhängern hervorrufen möchte. Indessen sind wir weit entfernt, wie manche russische Autoren thun, seinen Muth und seine Tapferkeit, besonders dem Feinde gegenüber, in Zweifel zu ziehen. Wir müssen nun hier abbrechen und in Betreff der weitern Geschichte Schamyls und seiner Thätigkeit als Fürst und Administrator auf das vortreffliche Werk selbst verweisen.

Digitized by Google

Manche interessante Einzelnheiten über Schamyl findet man im 9. und 11. Kapitel. Das 10. und 12. geben eine kurze Uebersicht der Kriegsoperationen unter dem Oberbefehle des Generaladjutanten von Grabbe in den Jahren 1839—1842, die noch durch einen Anhang ergänzt werden. Das Buch endigt mit einer Schlussbetrachtung, die als Uebersicht der kaukasischen Zustände unter Neidhart und Woronzow, von 1842 bis auf die neueste Zeit gelten kann.

Sowohl die Vignette, welche verschiedene Stämme in ihrer Nationaltracht darstellt, als die sieben Tafel-Abbildungen, verdienen wegen ihrer charakteristischen Aufzeichnung und herrlichen Ausstattung eine besondere Erwähnung.

Weil.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters, herausgegeben von G. H. Pertz. Neunter Band. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung 1847. VIII und 728 S. in gr. 8.

Dieser neue Band eines mit dem grossen Nationalwerke, den Monumentis Germaniae fortschreitenden, es begleitenden und in manchen Beziehungen selbst ergänzenden Unternehmens hat es diessmal nicht bloss, wie sein nächster Vorgänger (s. diese Jahrb. 1844 p. 793 seq.) mit Reiseberichten der einzelnen Herausgeber der Monumente oder mit Handschriftenverzeichnissen der verschiedenen, von ihnen durchmusterten, bisher meist nicht näher bekannten oder für die Zwecke der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands noch nicht benutzten Bibliotheken zu thun: diess bildet nur den einen Theil des Ganzen, dessen erster Theil auf beinahe fünfthalb hundert Seiten eine Reihe von selbstständigen Untersuchungen enthält, die sich zunächst über einige Quellen mittelalterlicher Geschichtschreibung verbreiten und hier allerdings zu wesentlichen Ergebnissen führen. Die erste Stelle darunter nimmt die von dem Herausgeber und von Dr. Köpke eingeleitete Untersuchung über das Chronicon Cavense und einige andere der von Pratillo herausgegebenen Schriftsteller ein; sie zerfällt in einen in der Akademie der Wissenschaften von dem Herausgeber darüber gehaltenen Vortrag (S. 1—33) und in eine ausführliche Darstellung des Dr. Köpke (S. 33—239) von circa zweihundert Seiten, die den Nachweis der Quellen dieses Chronicon im ersten Abschnitt bringt, im zweiten (S. 194—224) über die diesem Chronicon verwandten Chroniken in

Digitized by Google

ähnlicher Weise sich verbreitet und daran im dritten Abschnitt (S. 224 bis 239) noch eine kürzere Darstellung der literarischen Thätigkeit Pratillo's knüpft. Es kann hier nicht in das Detail dieser mit der grössten Genauigkeit und Sorgfalt geführten Untersuchung eingegangen werden, die uns über das, was das Schlusswort des Vortrags des Herausgebers ausspricht, keinen Zweifel lässt, vielmehr dieses Endurtheil im Einzelnen vollkommen bestätigt. Das Chronicon Cavense (verschieden von der bei Muratori IV. pag. 381 abgedruckten Chronik — Annales Cavenses nennt sie desshalb zum Unterschied der Verf.) ward durch Francesco Maria Pratillo zu Neapel im Jahre 1753 bekannt gemacht in dem vierten Bande (p. 386—451) der von ihm besorgten Ausgabe der Historia principum Longobardorum des Camillo Peregrino, auch seitdem mehrfach in gelehrten Forschungen benutzt worden, indem es Annalen des Klosters La Cava vom Jahre 794 bis 1085, mit einiger Unterbrechung der Jahre 953—962 enthält, mithin für eine namhafte Quelle der dunkeln Geschichte dieser Zeiten gelten konnte, zumal wenn, wie Pratillo annahm, das Ganze von zwei verschiedenen Verfassern herrührte, von welchen der eine bis 952, wo die bemerkte Lücke eintritt, geschrieben, der andere aber, welcher den Rest von 963—1085 hinzugefügt, in eben diesem Jahre oder zu Anfang des nächstfolgenden Jahres verstorben. Pratillo gab vor, Alles nach einer ihm aus den Papieren Pellegrino's, der das Original habe verbrennen lassen, zugekommenen Copie mitgetheilt zu haben. Wenn die ganze Art und Weise, in der Pratillo in den Besitz dieses Quellenwerkes mittelalterlicher Geschichte gelangt zu seyn vorgab, gerechtes Bedenken erregte und jedenfalls auch dem Unbefangensten befremdlich und ungenügend erscheinen musste, so ward dieser Verdacht bei näherer Einsicht in das von ihm publicirte Product nicht wenig gesteigert; „die Chronik ist nicht," sagt Hr. Pertz am Schlusse seines Vortrags S. 32, „wofür sie sich ausgibt, ein von einem gleichzeitigen Cavenser Geistlichen geschriebenes Jahrbuch des Klosters Cava, sondern das Werk eines um Jahrhunderte späteren Verfassers, zum Theil aus älteren noch vorhandenen Quellen abgeleitet, zum Theil aber mit abenteuerlichen, naturwidrig Erdichtungen ausgestattet, welche verbunden mit dem Gewande einer nicht mittelalterlichen, sondern barbarischen und theils abgeschmackten Darstellung und Sprache dem Werke das Ansehen eines höhern Alters geben sollten, aber die Ueberzeugung nur befestigen, dass auch die übrigen Angaben, welche der Chronik eigenthümlich sind, nur mit dem grössesten Misstrauen und nur dann benutzt werden dürfen, wenn sie mit Nachrichten älterer Quellen, aus denen sie nachweislich nicht geflossen seyn

Digitized by Google

können, übereinstimmen.“ Die Untersuchung des Hrn. Dr. Köpke hat nun die Richtigkeit dieses Ausspruchs und damit auch die Unächtheit des Chronicon aufs schlagendste nachgewiesen in zahlreichen, sachlichen und chronologischen Irrthümern, in dem bald zu sehr generalisirenden, bald zu sehr individualisirenden Verfahren des angeblichen Chronisten; sie hat, und zwar im Einzelsten, gezeigt, aus welchen Quellen der Inhalt der Chronik abgeleitet und wie dieselbe nur als eine gelehrte Compilation anzusehen ist, die als ein Ganzes nur den Eindruck eines mosaikartig zusammengesetzten Werkes macht. Man braucht desshalb nur die Zusammenstellung der Ergebnisse S. 180 ff. zu vergleichen. Eben so wird S. 190 ff. nachgewiesen, wie immerhin ein grosser Theil des Chronicon Cavense aus Muratori's Annalen entnommen erscheint. Nach Allem dem wird Pratillo von dem Verdacht einer durch ihn oder auch durch einen andern gemachten Fälschung nicht freizusprechen seyn und das von ihm als eine gleichzeitige Geschichtsquelle des Mittelalters publicirte Werk kaum anders als für ein Produkt gelehrter Thätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts angesehen werden können, das als urkundliche Quelle keinen Werth besitzt. Aber Hr. Köpke blieb bei diesem Resultat nicht stehen: er wendet sich zu einigen andern, mit diesem Chronicon in Verbindung stehenden, ihm verwandten, zum Theil von demselben Gelehrten, der jenes Chronikon zu Tage förderte, herausgegebenen, unteritalischen Chroniken, die am Ende auch in keinem besseren Lichte erscheinen, und als Fälschungen einer späteren Zeit erkannt werden. Zuerst erscheint in dieser Reihe der auch von Pratillo (V. 5—14 und daraus in den Monum. Germ. SS. III. 210) zuerst herausgegebene Catalogus ducum Beneventi et principum Salerni, dessen Zusammenhang mit dem Chronicon Cavense ihm ein gleiches Schicksal und einen gleichen Werth anweist. Einem gleichen Verdacht unterliegt das von Pratillo (IV, 360—380 vergl. Mon. Ger. SS. III. 173) ebenfalls herausgegebene Breve Chronicon monasterii S. Sophiae Beneventi, dessen angebliche Quelle, ein 1724 aufgefundener Codex, mehr als zweifelhaft ist. Und nicht besser steht es mit dem ebenfalls von Pratillo in dem genannten Werke (III. 146—156 und Monum. Ger. SS. III, 207) publicirten Chronicum Comitum Capuae; selbst die von J. B. Tafuri in der Istoria degli scrittori nati del regno di Napoli. (Nap. 1744 ff.) II, 1. p. 477. ff. zuerst publicirte und dann auch von Pratillo an a. O. III. p. 283 aufgenommene Chronik: Arnulfi monachi Chronicon Sarracenico-Calabrum von 903—966 erregt den Verdacht des Verfassers, indem über die Handschrift, der die Chronik entstammt, jede

Digitized by Google

weitere Angabe fehlt, mithin die sichere Grundlage vermisst wird. Mit mehr Entschiedenheit und aufs Bestimmteste wird dagegen die von Pratillo (III. p. 27) gleichfalls aus einer Handschrift (die aber nie existirt) edirte Chronik: Ubaldi Chronicon Neapolitanum für ein modernes, demnach dem Mittelalter untergeschobenes Produkt erklärt; s. p. 221. So stellt sich eine ganze Reihe von Fälschungen heraus, die, zumal wenn wir auf die im letzten Abschnitt gegebene Darstellung der Lebensverhältnisse und das gelehrte Treiben Pratillo's einen Blick werfen, allerdings uns zu der Ueberzeugung drängen, in Pratillo selbst den Verfertiger dieser Chroniken, den Falsarius zu erkennen. Die nächste Untersuchung (S. 240—292), durch gleiche Gründlichkeit und Genauigkeit ausgezeichnet, betrifft die Quellen der Chronik des Hugo von Flavigny, durch denselben Hrn. Köpke. Diese Chronik (Chronicon Virdunense oder Flaviniacense bei Labbé Bibl. Nov. Mss. I. p. 75 ff.) ist in ihrem ersten Theile allerdings aus gar verschiedenartigen Quellen zusammengetragen, was freilich für die nach dem Maasstab jener Zeit gewiss umfassenden Kenntnisse des Verfassers ein erfreuliches Zeugniss ablegt: in ihrem andern Theile aber, der das eilfte Jahrhundert befasst, bildet sie eine wichtige Quelle für die Kenntniss der politischen wie kirchlichen Verhältnisse und Zustände jener Zeit, zumal Frankreichs: eigene Erlebnisse wie mündliche Mittheilungen, verbunden mit Urkunden und andern Belegen, bilden die Grundlage der Darstellung und verleihen ihr dadurch auch einen besondern Werth. Diese Quellen nun im Einzelnen nachzuweisen, ist der Zweck der Untersuchung, und zwar auf dreifachem Wege, indem zuerst, was aus Chroniken und Lebensgeschichten der Heiligen, dann, was aus Urkunden und Büchern entnommen, und zuletzt, was auf mündlichen Ueberlieferungen und eigenen Erlebnissen beruht, also mit dem eigenen Leben des Verfassers in Verbindung steht und in so fern besondere Bedeutung anspricht (vgl. p. 278 ff.), im Einzelnen nachgewiesen wird. Die dritte Abhandlung von Hrn. Dr. Roger Wilmans betrifft eine Chronik des Hennegau: Jacobi de Guisia (Guyse) Annales Hannoniae seu chronica illustrium principum Hannoniae ab initio rerum usque ad annum Christi 1390, welche jedoch nicht vollständig gedruckt uns vorliegt, indem die Pariser Handschrift, nach welcher der Marquis Fortia d'Urban zu Paris (1826—1833) den lateinischen Text sammt einer französischen Uebersetzung herausgab*) mit den Ereignissen des Jahrs 1253 abbricht, der

*) Eine abgekürzte Uebersetzung soll schon früher zu Paris 1531 unter dem Titel: Cronique et Annale de Haynau et Pays circovoisins erschienen seyn.

Digitized by Google

Rest von 137 Jahren also, der den für uns wichtigsten Theil des Ganzen enthält, in so fern darin Jacob de Guyse auch seine eigene Zeit behandelt hatte, fehlt: die Hoffnung, diesen fehlenden Rest ganz oder doch zum Theil wieder aufzufinden, scheint inzwischen nach dem, was S. 296 ff. über andere Handschriften dieser Chronik bemerkt wird, noch nicht völlig abgeschnitten zu seyn. Da der Chronist sich besonders bei der Darstellung der älteren Geschichte in Sagen gefällt, so ist er früher manchen Anfeindungen ausgesetzt gewesen; es ist die Aufgabe dieses Aufsatzes, auch mit Berücksichtigung der andern Theile des Werkes, zu zeigen, welche Fülle reichen Materials für Literatur und Geschichte aus diesem Werk zu schöpfen, welche grosse Zahl verlorener Chroniken die Wissenschaft zu bedauern habe, und wie der Chronist, selbst als blosser Compilator betrachtet, auch in dieser Sphäre alles Lob verdiene; denn er zeigt stets ein aufrichtiges und eifriges Bestreben, die Wahrheit allerwärts zu erforschen, selbst da, wo es mit Mühen und sogar mit Gefahren verbunden war, er nennt stets seine Quellen, eben so wie er die aus Mangel derselben entstandenen Schwächen seines Werkes nicht verhehlt, er entschuldigt sich wegen etwaiger Irrthümer, während er zugleich hie und da eine Kritik übt, die seine Wahrheitsliebe und seinen ehrenhaften Charakter ins schönste Licht stellt. Insbesondere verdient die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher alle Quellen benutzt und ganz wörtlich in die Darstellung aufgenommen sind, eine Anerkennung, namentlich auch da, wo diese Quellen uns nicht mehr zugänglich sind, wie diess bei so manchen urkundlichen Aufzeichnungen, die vom Verfasser auf diese Weise benutzt wurden, der Fall ist. In vorliegendem Aufsatze werden nun zuerst die sagenhaften Quellen der älteren Zeit wie die der mittleren besprochen, darauf die ächt geschichtlichen Quellen, dann die Lebensgeschichten der Heiligen und zuletzt die Urkunden. Der letzteren sind es im Ganzen weniger, zumal in Betracht des bedeutenden Umfangs der Chronik; dagegen sind die Lebensgeschichten der Heiligen sehr fleissig benutzt, manche derselben sogar in voller Ausdehnung aufgenommen. Das alphabetische Verzeichniss (S. 375 ff.) dieser Vitae weist nicht weniger als fünf und dreissig nach; ächtgeschichtliche Quellen hat der Chronist von dem zweiten Bande an, d. h. von dem achten Buche an (die sieben ersten Bücher, welche den ersten Band füllen, enthalten die ältere Geschichte bis zum Kaiser Valens) zunächst benutzt, und darüber wird hier (S. 343 ff.) der sorgfältigste Nachweis gegeben: unter ihnen erscheint zuerst Sigbert, jedoch nicht ohne einzelne Abweichungen; dann folgen die verschiedenen im Werke benutzten Hennegauischen Chro-

Digitized by Google

niken einzelner Orte, Kirchen und dgl., sowie Landesgeschichten, unter welchen Gislebert's Chronicon Hannoniae besonders fleissig benutzt erscheint, desgleichen auch Vincens von Beauvais: die Stellen, welche beiden entnommen sind, werden mit Verweisung auf die entsprechenden Orte in beiden Schriftstellern S. 366 ff. und 373 angegeben. Vincens von Beauvais erscheint insbesondere in dem Abriss der Weltgeschichte (von Samuel bis zum Kaiser Valens), welcher in dem ersten Theile des Ganzen sich findet, als die Hauptquelle, der Alles, bis auf die Citate alt-classischer Autoren, getreulich entnommen ist. Bei dieser Gelegenheit kommt nun der Verfasser auch auf den in diesem Abriss (aus Vincens) citirten Julius Celsus, in welchem man bisher einen lateinischen Grammatiker, etwa des siebenten Jahrhunderts, wo nicht schon früher, zu erkennen glaubte; dieser hatte eine Revision des Textes der Commentarien des Cäsars über den Gallischen Krieg besorgt, diess auch, nach der Sitte der Grammatiker, durch ein unter diesen Text gesetztes Legi oder Emendavi mit seiner Namensunterschrift beglaubigt und dadurch allerdings die Veranlassung gegeben, dass im Mittelalter die von ihm hinsichtlich des Textes und dessen Correctheit und Lesbarkeit durchgesehene Schrift für sein eigenes Produkt galt und unter seinem Namen Einzelnes daraus citirt ward. Diese Ansicht wird jedoch von dem Verfasser bezweifelt; er neigt sich lieber zu der Annahme, dass im Mittelalter eine eigene, selbstständige Schrift eines Julius Celsus über Cäsars Gallische Kriege, die allerdings nur aus Cäsars Commentarien entnommen, ein Auszug oder eine abgekürzte Bearbeitung derselben gewesen, existirt habe, und dass daraus dann dasjenige weiter entnommen sey, was unter dem Namen dieses Julius Celsus bei Vincens von Beauvais und daraus auch bei Jacob von Guyse und Andern citirt werde. Der Verfasser stützt sich dabei insbesondere auf eine Stelle des Vincens von Beauvais Spec. hist. VI, 5, in der es heisst: „hoc enim bellum Caesaris Gallicum Julius Celsus diligenter in libris quinque describit, de quibus etiam haec quae sequuntur, excerpta sunt;“ er stützt sich weiter darauf, dass von sechs Excerpten, die Vincens von Beauvais aus dem ersten Buche des Julius Celsus beibringt, eines derselben aus dem ersten Buch der Commentarien Cäsars, die drei folgenden aber aus dem siebenten und dritten Buche Cäsars entnommen, ein anderes, welches aus dem fünften Buche des Julius Celsus angeführt wird, sich sogar im Bellum Africanum fände. Wir bezweifeln das Gewicht dieser Gründe, wenn damit die Existenz einer eigenen Schrift über Cäsars Gallische Kriege durch einen mittelalterlichen Schriftsteller erwiesen werden soll, der aus Bruchstücken der Schriften Cäsars sein

Digitized by Google

Werk gebildet, und, bei vielfach veränderter Anordnung, diesem seinem Werke eine gewisse Selbstständigkeit zu verleihen gesucht habe. Es wird sich überhaupt aus den Schriftstellern des Mittelalters, welche diesen Julius Celsus citiren, kein Beweis für eine solche Behauptung gewinnen lassen, indem dieser Celsus hier, wie z. B. bei Petrarca zu einem Begleiter Cäsars, mithin zu dessen Zeitgenossen gemacht, also in die römische Zeit hinaufgerückt wird. War man einmal dazu gekommen, den mit seiner eignen Unterschrift auf den Handschriften der Commentarien Cäsars stehenden Julius Celsus für den Verfasser dieser Commentarien zu halten — eine jenen Zeiten wahrhaftig nicht so ferne liegende Verwechslung — so musste schon der Inhalt der ihm beigelegten Schrift dazu führen, diesen Verfasser auch in das römische Zeitalter hinaufzurücken und einen Römer, der im Gefolge Cäsars auf dessen Zügen gewesen, darin zu erkennen. An einen Schriftsteller des Mittelalters dachte man dabei durchaus nicht. Auf die ungenauen Citate des Vincens können wir in der That den Nachdruck nicht legen, da ähnliche Ungenauigkeiten bei Vincens sowohl wie bei andern Schriftstellern des Mittelalters in Anführungen der älteren Classiker nicht selten sind, und selbst Entstellungen und Veränderungen, mittelst einzelner Zusätze oder Abkürzungen vorkommen, die je nach der Individualität der Schreibenden und der Zeitverhältnisse variiren, wie diess auch die hier aus dem Hennegauischen Chronisten vom Verfasser selbst namentlich bei Lokal- und Völkernamen Cäsars beigebrachten Beispiele beweisen. Es benutzte dieser Chronist sogar eine französische Uebersetzung dieses angeblichen Julius Celsus: in dieser mochte allerdings der ächte, lateinische, unter des Celsus Namen überkommene Cäsar schon gar manche Abkürzungen und Veränderungen erfahren haben, die uns den Mangel an Uebereinstimmung einzelner Citate und Excerpte des angeblichen Celsus mit den ächten Commentaren Cäsars nicht so befremdlich erscheinen lassen. Wohl hat unser Verfasser Recht, wenn er zur sichern Entscheidung dieser Frage eine ausführliche und gründliche Untersuchung über die Art und Weise verlangt, wie Cäsars Commentare dem Mittelalter bekannt gewesen (S. 307. Not. 1). Einige Beiträge dazu wird man in Nipperdey's Ausgabe des Cäsar (Quaestion. Caesar. p. 36 ff.) finden, ohne dass jedoch das, was hier über Celsus glaublich gemacht werden soll, daraus auch nur einen Schein von Bestätigung gewänne. Allerdings hängt die Beantwortung dieser Frage zusammen mit der nähern Untersuchung über die von Cäsars Commentarien noch vorfindlichen Handschriften, welche, wie nach frühern Versuchen von Elberling, Whitte, Schneider u. A. auch jetzt wieder Nipperdey nachgewiesen hat (p. 37 ff. an a. O.), auf zwei Classen sich

Digitized by Google

zurückführen lassen, von welchen die eine ältere und bessere, gerade diejenige ist, die hier zunächst in Betracht kommt. Diese Classe von Handschriften, welche blos die Bücher vom Gallischen Krieg und zwar am Schlusse verstümmelt enthält, während die andere Classe von Handschriften, die jüngere und interpolirte*), uns auch die übrigen Bücher Cäsars: de bello civili, de bello Africano, Alex. und Hisp. liefert, ist es nun gerade, bei welcher wir das schon oben erwähnte Legi des Julius Celsus Constantinus beigefügt finden, wobei zu bemerken, dass diese Handschriften bis ins achte oder neunte Jahrhundert zurückgehen, also der karolingischen Zeit angehören, welche die Commentare Cäsars über den Gallischen Krieg las, ohne dabei an einen Julius Celsus zu denken oder einen Schriftsteller dieses Namens zu kennen; aus der ältern Urschrift, die wir mit Nipperdey wohl als letzte Quelle der beiden erwähnten Classen der Handschriften Cäsars annehmen können, mag der Name dieses Celsus zugleich mit dem andern des ebenfalls nicht weiter bekannten Flavius Licerius Firminus Lupicinus in jene Handschriften der ersten Classe gekommen seyn.

Die Untersuchung über Cäsars Handschriften scheint übrigens noch keineswegs ganz abgeschlossen: vielleicht ist auch hier noch Neues zu gewinnen: dass die karolingische Zeit Cäsars Commentarien über den Gallischen Krieg kannte und las, steht auch durch andere Zeugnisse fest, unter denen wir nur auf eine Stelle in dem Briefe des Abt Lupus von Ferrières an den Bischof Heribald aufmerksam machen wollen, welchem der Abt diese Commentare, sobald er ihrer habhaft werden könne, zu übersenden verspricht; da die Stelle auch aus andern Rücksichten wichtig ist, wollen wir sie hier beifügen: „Julius Caesar historiographus Romanorum nullus est, Commentarii belli gallici, quorum ad nos manavit opinio, tantum exstant, nec quantum ad historiam, quod compertum habeam, quidquam aliud. Nam ceterarum ejus rerum gestarum, postquam idem Julius totius paene orbis causarum molibus est oppressus, Hirtius ejus notarius in commentarios seriem referendam suscepit.“ (Epist. 37. pag. 77. ed. Baluz.) Lupus schrieb unter Carl dem Kahlen und war ein Mann, der in jener Zeit durch seine Bildung selbst hervorragte, auch diess in der grösseren Reinheit und Correctheit des lateinischen Ausdrucks seiner Briefe noch jetzt erkennen lässt. Eine nähere Kunde von Cäsars Schriften

*) Diese Interpolationen aus einer besondern Schrift oder einem Tagebuch Cäsars (Ephemeris) ableiten zu wollen, geht schon darum nicht, weil die Existenz einer solchen Schrift sich keineswegs erweisen lässt.

Digitized by Google

scheint ihm abgegangen zu seyn; was allerdings auffallend wäre bei einem Manne, der mit Einhard in einer Correspondenz stand, welche sich theilweise um die classischen Schriftsteller des alten Roms dreht, wenn wir nicht bei Einhard selbst, der lieber einen Sueton sich zum Muster nahm, einen ähnlichen Mangel einer näheren Kunde der Schriften Cäsars annehmen zu können glaubten; es gehörten Cäsars Commentarien nicht unter die Schriftsteller, mit welchen man in den Bildungsanstalten des karolingischen Zeitalters sich zunächst beschäftigte, wie Cicero, Sallustius, Suetonius, Persius und unter den Dichtern zunächst Virgilius, Horatius, Juvenalis. So mag der Mangel einer näheren Kunde der Commentarien Cäsars in dieser, oder, was wir eher glauben, in der auf die karolingische Zeit folgenden Periode, zu dem Irrthum oder der Verwechslung geführt haben, welche den Namen des Grammatikers, welcher den Text durchgesehen und diess durch seine Unterschrift beglaubigt hatte, für den Namen des Autors ansah, und demnach von Commentarien des Julius Celsus über den Gallischen Krieg reden konnte. War doch schon weit früher Cäsar sogar mit Suetonius verwechselt worden, wie diess aus Nipperdey a. a. O. p. 36 ersichtlich ist. Julius Celsus Constantinus wird demnach für keinen Schriftsteller des Mittelalters gelten können, wohl aber werden wir in ihm einen der Grammatiker oder Diorthoten anzuerkennen haben, welcher in Gemeinschaft mit dem oben schon erwähnten Flavius Licerius Firminus Lupicinus das Geschäft einer Durchsicht der Commentare Cäsars über den Gallischen Krieg besorgt hatte, in ähnlicher Weise wie bei den lyrischen Gedichten des Horatius auch zwei Grammatiker, Mavortius und Felix, sich dem gleichen Geschäft unterzogen hatten; vergl. Lersch, Römische Diorthoten §. 5, 9 oder p. 15, 30 ff. In welche Zeit nun die beiden Diorthosen des Cäsar fallen, möchte allerdings schwer zu bestimmen seyn, da jede weitere Nachricht über beide fehlt; jedenfalls werden sie vor die Zeit fallen, welcher die älteste und beste der noch vorhandenen Handschriften vom Gallischen Krieg (Bongarsianus primus) aus dem neunten, wo nicht gar achten Jahrhundert angehört, und zwar noch geraume Zeit zuvor, da diese Handschrift selbst nur aus einer älteren Urschrift stammt, die aus der Durchsicht dieser beiden Grammatiker hervorgegangen war.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Pertz, Archiv. Band IX.

(Schluss.)

Ist freilich Sirmond's Vermuthung richtig, welche in Flavius Licerius Firminus Lupicinus einen Sohn der Euprepia, einer Schwester des Bischofs Ennodius erkennt, mithin auf den Anfang des sechsten Jahrhunderts uns hinweist, so wäre damit auch für Julius Celsus und die Bestimmung seines Zeitalters ein Anhaltspunkt gefunden, den wir bis jetzt noch gänzlich missen. Ein Consul Flavius Lupicinus wird in den Fasten des Jahres 367 p. Ch. angeführt: an diesen zu denken, hielt Oudendorp aus dem Grunde für unzulässig, weil in den Handschriften Cäsars, wo sich die Unterschrift findet, das Prädikat V. C. (Vir clarissimus) fehle, was in solchen Fällen beigesetzt wird. Dieser Grund scheint uns jedoch für sich allein noch nicht genügend, da dieser Zusatz V. C. eben so leicht auch vom Copisten weggelassen werden konnte. Wir würden dann auch für Celsus eine frühere Periode gewinnen, für welche vielleicht selbst sein Beiname Constantinus sprechen dürfte: entscheiden lässt sich jedoch die Sache nicht.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem weiteren Inhalte dieses Bandes des Archives zurück, so finden wir zunächst eine Abhandlung von J. M. Lappenberg: Ueber die Chronologie der älteren Bischöfe der Diöcese des Erzbisthums Hamburg S. 382—438. Sie sucht durch sorgfältige Zusammenstellung aller auf uns gekommenen Nachrichten einiges Licht in das Dunkel zu bringen, das selbst die von dem Verfasser unternommene Sammlung Hamburgischer Urkunden und die Besorgung der neuen Ausgabe des Adam von Bremen, nicht immer zu zerstreuen vermochte; sie verbreitet sich demgemäss über die Bischöfe von Altenburg, von Schleswig, von Jütland, Schonen und den dänischen Inseln, von Schweden, von Norwegen, Island, den Orchaden und Grönland. Manches bleibt noch unaufgeklärt, mancher Widerspruch noch nicht beseitigt, wenn nicht neue Urkunden uns zur Lösung verhelfen: aber was nach den uns bekannten Quellen dazu führen kann, das ist gewiss hier geleistet. Auf eine S. 438 ff. befindliche handschriftliche Mittheilung desselben Gelehrten zur Biographie Thiefmar's von Merseburg folgt S. 440 ff.

Digitized by Google

ein Verzeichniss der Deutschland betreffenden Urkunden des Vaticanischen Archivs aus den Jahren 1269—1500, nach den Pariser Auszügen, von Prof. Dr. Waitz. Daran schliessen sich nun die umfassenden Reiseberichte des Herausgebers und seiner Gehülfen, sowie die Handschriftenverzeichnisse der Bibliotheken verschiedener Orte. Zuerst werden die Handschriften der verschiedenen zu Prag befindlichen Bibliotheken, dann die des St. Peterstifts zu Salzburg und des Domkapitels zu Olmütz, sowie die neuen Erwerbungen des Britischen Museums in London samt den Arundel-Manuscripts und den Handschriften der Sammlung des Baronet Sir Thomas Philipps zu Middlehill durch den Herausgeber verzeichnet, welcher zu diesem Zweck in den Jahren 1843 nach Böhmen und Oesterreich, und im Jahre 1844 nach England gereist war (S. 463 bis 504). Dann folgen die Handschriften der Hamburger Stadtbibliothek, durch Hrn. Lappenberg mitgetheilt (S. 505—507), die des Brüsseler Archivs von Hrn. Köpke (S. 508—510) und die des Akademikers G. J. Gerard zu Brüssel durch Hrn. Bethmann (S. 510—513); den Schluss bilden die Ergebnisse einer grösseren von Dr. Bethmann durch Deutschland und Italien, ja später sogar bis in den Orient nach Constantinopel ausgedehnten Reise, von der ein erster Bericht (S. 513 bis 658) mitgetheilt wird, welcher die Handschriften zahlreicher Bibliotheken und Privatsammlungen umfasst. Es werden nämlich darin verzeichnet die Handschriften der Gräfl. Schönbornschen Bibliothek zu Pommersfelde, des Dr. Heller zu Bamberg und des Dr. Meier zu Nürnberg, des bischöflichen Seminars zu Eichstädt, der Universitätsbibliotheken zu Giessen, zu Heidelberg (hier zunächst die aus Salem im Jahr 1825 durch Kauf der Universitätsbibliothek zugekommenen Handschriften), der Stadtbibliotheken zu Augsburg, Lindau und St. Gallen, des Klosters Pfäffers im Stiftsarchiv zu St. Gallen, der Privatbibliothek des Königs von Sardinien zu Turin, der Universitätsbibliothek ebendaselbst, der Capitularbibliothek zu Ivrea, des Domkapitels zu Aosta, des bischöflichen Archivs, der Collegiatkirche St. Ursus und des Domherrn Gal ebendaselbst, dann verschiedener Mailänder Bibliotheken, der Stadtbibliothek zu Fermo, der öffentlichen Bibliothek zu Malta und der Handschriften des Patriarchats von Jerusalem zu Constantinopel. Den Beschluss macht S. 657 und 658: „Catalogue des livres qui se trouvent dans le Sérail et que le Sultan permettra aux Savants étrangers de parcourir.“ Traduit du Turc. Mitgetheilt von Sir Stratford Canning. Es sind einige meist ältere Drucke, lateinische, griechische und französische, die aller weiteren Bedeutung entbehren: dass die vorher genannten Handschriften-Verzeichnisse nicht blos auf dasjenige sich beschrän-

Digitized by Google

ken, was zunächst auf deutsche Geschichte und damit verwandte Zustände oder Verhältnisse Bezug hat, sondern auch manches Andere bringen, was auf die ältere classische Literatur geht, wird den Lesern dieses Archivs schon aus den ähnlichen Mittheilungen früherer Bände bekannt seyn und bedarf kaum noch einer besondern Erwähnung, wenn es nicht wäre, um auch Andere, als die Forscher und Freunde der deutschen Geschichte, insbesondere die Philologen, die mit Herausgabe alter Classiker sich beschäftigen, wiederholt auf diese Handschriftenverzeichnisse aufmerksam zu machen. Auf diese Verzeichnisse folgt S. 659—672: „Ueber den Sprachgebrauch des Chronicon Casinense und des Andreas Presbyter von Bergamo (Monumenta German. S. S. T. III.) von Dr. Bethmann. Wir erkennen darin einen sehr dankenswerthen Beitrag zur näheren Erörterung eines Gegenstandes, der bisher noch zu wenig beachtet worden zu seyn scheint: wir meinen die genauere Nachweisung und möglicher Weise auch die Feststellung aller der einzelnen sprachlichen Eigenthümlichkeiten, welche von dem Ende des carolingischen Zeitalters an, das noch so ziemlich an die ältere Sprachweise sich hielt, bei den verschiedenen Schriftstellern des angehenden Mittelalters, zumal des zehnten und eilften Jahrhunderts, und insbesondere bei denen, die in Italien oder im südlichen Frankreich schrieben, vorkommen, namentlich aller der Abweichungen, welche in dem, was die ältere Zeit Roms und selbst noch die späteren Grammatiker als Regel und Norm aufgestellt hatten, sich nun vorfinden, und hier nicht blos auf die Schuld des einzelnen Scribenten geworfen, oder mit dem allgemeinen Ausdruck der barbarischen Zeit und Sprache abgefertigt werden können, sondern mehr oder minder als gewisse, durch die Zeitverhältnisse und die gesunkene Bildung eingeführte Ausdrucksweisen sich darstellen. Aber eben diess wird nur durch fortgesetzte Beiträge der Art, wie sie dieser Aufsatz enthält, möglich werden. So würde z. B. aus dem vom Verfasser selbst im siebenten Bande der Scriptores in den Monument. Germaniae unlängst herausgegebenen Chronicon Novaliciense aus der Mitte des eilften Jahrhunderts leicht eine ähnliche Sammlung, wie sie hier aus dem Chronicon Casinense vorliegt, sich veranstalten lassen. Um auf den vorliegenden Beitrag zurückzukommen, so erstreckt sich derselbe zuerst über die Orthographie und verzeichnet genau alle die hier vorkommenden Abweichungen oder Eigenthümlichkeiten in Consonanten wie in Vokalen; er geht dann über auf die Abweichungen im Genus, in den Formen der Nomina und Verba, bespricht dann den veränderten, von der Schriftsprache sich immer mehr zur Volksmundart (der lingua rustica) neigenden Gebrauch der Casus, die Unregelmässigkeiten in dem Numerus,

Digitized by Google

im Satzbau, dann die Conjunctionen, Präpositionen, Pronomina. Wie manches daraus für die nähere Kunde der Bildung der romanischen Sprachen zu gewinnen steht, ist leicht einzusehen.

Ueber eine merkwürdige Bamberger Handschrift, die ausser Jordanis und Paulus Diaconus auch noch einiges Andere enthält, was Beachtung verdient, verbreitet sich, in Verbindung mit einzelnen ungedruckten Mittheilungen aus derselben, Prof. Waitz S. 673—703; ein kurzer Aufsatz eben desselben, gegen eine von Sybel unlängst versuchte Herstellung eines alten und kurzen Textes der Gesta Trevirorum gerichtet S. 703—708: „der angeblich älteste Text der Gesta Trevirorum" beschliesst das Ganze, dessen reichhaltigen Inhalt wir nur in kurzen Andeutungen hier zur Sprache bringen konnten. Das genaue Register, das von S. 709 bis 728 beigefügt ist, verdanken wir der Thätigkeit des Hrn. Dr. Köpke.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Eilften Jahrgangs zweites Heft. 192 S. Zwölfter Jahrgang. Erstes und zweites Heft 211 und 195 S. Dreizehnter Jahrgang. Erstes und zweites Heft 219 und 218 S. in gr. 8. Stettin 1845—1847. Auf Kosten und im Verlage der Gesellschaft. (J. T. Bagmihl in Stettin.)

Diese weitere Fortsetzung der Baltischen Studien liefert gleich den früheren Bänden (s. diese Jahrbücher 1846 p. 472 ff.) eine Reihe von werthvollen Aufsätzen und Nachrichten über die Vorzeit des Landes, in dessen Bereich zunächst diese Studien fallen; nicht Weniges ist jedoch auch darunter, was durch seinen Inhalt auch ein allgemeineres Interesse gewinnt und über die blos lokalen Beziehungen hinaus in das Gebiet der gesammten Alterthumskunde oder der Kunstgeschichte einschlägt. Auf Einiges der Art aufmerksam zu machen, soll der Zweck dieser Anzeige seyn. Das zweite Heft des eilften Jahrgangs eröffnet ein Aufsatz des Mannes, welcher als einer der gründlichsten und gelehrtesten Forscher des germanischen Nordens und Ostens bekannt ist, wie diess auch die in diesen Studien reichlich beigesteuerten Beiträge erweisen können: „Das Pommersche Landwehr an der Ostsee von Ludwig Giesebrecht," nebst einem weiteren daran sich schliessenden Aufsatz, der die Alterthümer aus diesem Landwehr, Stablose Runen und Keilbilder, enthält. Wie landeinwärts gegen Osten wider die Polen, so bestand gegen die Einfälle

Digitized by Google

der Dänen und Normänner von der See her ein längst der Küsten der Ostsee sich in einer Breite von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen hinziehendes Landwehr, eine Art von Befestigung, bei deren Anlage, zumal an den Flüssen, das System gepaarter Burgen vorherrschte. Der Verfasser verfolgt genau die Linie, innerhalb welcher die Befestigung sich hinzog; er weist genau die einzelnen Spuren nach, welche noch heut zu Tage davon Zeugniss geben und theilt über jeden einzelnen Punkt die weiteren historischen Nachweisungen mit; vielfache Aufschlüsse über einzelne Punkte des pommerschen Küstenlandes uud der daran gelegenen Städte in geographischer wie historischer Hinsicht sind in dieser Darstellung enthalten. Dasselbe gibt von zwei andern Aufsätzen desselben Verfassers, die gleichfalls in diesem Hefte sich befinden und die Landwehre der Luitizer und Pommern zu den beiden Seiten der Oder (S. 105 ff.) zum Gegenstand haben, wozu auch noch Einiges die Pommersche Landwehre im ersten Hefte des zwölften Jahrgangs p. 60 ff. und im zweiten pag. 178 gehört. Dass diese Versuche, die alterthümlichen Befestigungen des Landes, welche aus den ersten Zeiten christlich-deutscher Civilisation zum Schutz wider Einfälle von Aussen stammen, zu ermitteln und den Zusammenhang dieser befestigten Linien nachzuweisen, von grosser Wichtigkeit für die historisch-geographische Kunde der Vorzeit dieser Strecken des germanischen Nordostens sind, begreift man leicht, auch ohne dass hier einzelne Belege dazu aus dem, was in diesen Studien vorliegt, beigebracht werden; aber Jeder kennt auch die Schwierigkeiten, Gegenstände der Art zu ermitteln und aus schwachen Resten von Burgwällen oder Todtenfeldern und nur zum Theil aufgedeckten Gräbern, in Verbindung mit den oft nicht genauen oder widersprechenden Angaben mittelalterlicher Schriftsteller diese Linien zu verfolgen; er wird dann auch das Verdienst des Verfassers zu würdigen wissen. In Verbindung mit derartigen Forschungen steht der mehr archäologische Aufsatz desselben Verfassers über die Trigorki S. 91 ff. d. h. Steindreiecke, die sich nicht blos in Schweden, Norwegen und Island (aber nicht in Dänemark, Schleswig-Holstein, Magdeburg) sondern auch in Pommern, diesseits und jenseits der Oder vorfinden, so dass die Existenz dieser dreieckigen Steinsetzungen, welche nach Darguner Urkunden (s. Codex Pomeran. Bd. I. Nr. 36) im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte den Namen Trigorke oder Trigorki d. i. dreigipfliche Hügel in der Sprache der Slaven führten, ausser Zweifel gestellt ist. Schwieriger ist aber die Frage nach ihrer Bestimmung. In Schweden hielt man sie bald für Gräber, bald für Stätten des Cultus; dass sie das erste gewesen, kann schon der Ausdruck der

Digitized by Google

Urkunden zeigen, welche das slavische Wort durch sepulcra antiquorum erklären: und dafür spricht auch so Manches Andere, was von dem gelehrten, der Vorzeit so wohl kundigen Verfasser für diese Ansicht beigebracht wird und über diese Bestimmung kaum noch einen Zweifel übrig lässt, während die andere Ansicht nur in so weit Geltung erlangen kann, als Todesstätten immerhin auch für geweihete, geheiligte Stätten schon in jener frühen Periode gelten, die über die germanische Einwanderung hinausreicht — denn einem germanischen Volksstamme gehören die Trigorki im Lande der Pommern so wenig wie in Island an. Dass der Steinkultus, d. i. Heiligachtung und selbst Verehrung von Steinen, als Gott geweiheten Gegenständen, Opfersteinen und dgl. auch unter den heidnischen Slaven stattgefunden, zeigt der Verfasser in einem den Schluss des Heftes bildenden kleinen Aufsatze: Zwei Idolsteine S. 189 ff. aus Veranlassung von zwei in Pommern vorgefundenen Stein- oder Felsblöcken, an welche die Sage solche Beziehungen anknüpft. Eine anziehende Schilderung gibt der Aufsatz von C. G. Fabricius: „Stralsund in den Tagen des Rostocker Landfriedens (13. Juni 1283)," auch noch in einem spätern Hefte (XII, 2. p. 61 ff.) fortgesetzt. Der Verfasser hat es unternommen, aus dem ältesten Stadtbuch und andern urkundlichen Nachrichten, uns ein Bild dieser Stadt mit allen Einzelheiten aus derjenigen Periode zu geben, in welcher Stralsund sich zu einer grösseren Bedeutung und selbst äusserem Glanz erhoben hatte. Die sorgfältige Zusammenstellung hat nicht blos einen lokalen Werth und ein lokales Interesse: der Kundige wird daraus gar Manches, was die Verhältnisse und Einrichtungen der deutschen Stärke des dreizehnten Jahrhunderts im Allgemeinen betrifft, entnehmen können. Ein Aufsatz von L. Quandt hat die Landestheilungen von Pommern vor 1295 zum Gegenstand, und setzt diesen sehr verwickelten Gegenstand klar auseinander. Das erste Heft des zwölften Jahrgangs enthält eine Reihe von archäologischen Untersuchungen von Ludwig Giesebrecht: die Danziger Runenurne; zwei alterthümliche Bronzen mit Keilbildern; über die Bereitung der Thongefässe heidnischer Zeit; Näpfchensteine, Grabmäler bei Lupow und dgl. Sie stehen alle in näherer Beziehung zu der Vorzeit der Deutschen Ostseeländer, behandeln jedoch auch Manches, was von weiterem und allgemeinerem Interesse ist; dahin gehört z. B. der, zum Theil gegen einige Ansichten von Lisch gerichtete Aufsatz über die Bereitung der Thongefässe, in welchem die beiden Fragen besprochen werden, wie die Graburnen gehärtet wurden, ob an der Sonne gedörrt oder im Feuer gebraten und zwar, ob in offenem oder geschlossenem Feuer, an freiem

Digitized by Google

Feuer oder im Backofen; und daran schliesst sich dann die weitere Frage: ob diese Gefässe aus freier Hand oder auf der Töpferscheibe gearbeitet wurden. Der Verfasser zeigt, dass die Heidenzeit des Nordens den Brand der Thongefässe in eingeschlossenem Feuer, also in einer Art von Oefen, schon gekannt hat; er zeigt eben so, wie gewagt es sey, die Töpferscheibe den Heiden des Nordens gänzlich absprechen zu wollen; der Uebergang von der sogenannten freien Hand zur Töpferscheibe, sagt der Verf. S. 52, ist demnach ähnlicher Art mit dem vom freien Feuer zum Brennofen: die eine Weise zu formen schliesst die andere nicht unbedingt aus u. s. w. Sonach mag manche Graburne des Nordens aus freier Hand geformt, manche aber auch auf der Töpferscheibe gemacht worden seyn. Auch die weitern Angaben über die Masse dieser Urnen verdienen gleiche Beachtung. Fortgesetzt sind diese archäologischen Untersuchungen im zweiten Hefte p. 127 ff. in einem Aufsatz über die Zeit und Formen der Todtenverbrennung und über die Burgwälle der Insel Rügen. Jener Aufsatz zeigt an mehreren sogar auffallenden Beispielen das Vorkommen des Verbrennens der Leichname in unserm christlichen Mittelalter, und zwar des Verbrennens des Fleisches, nicht der Gebeine: diese wurden beigesetzt und fanden im Grabe ihre letzte Ruhestätte; dagegen das Fleisch samt den Eingeweiden ward verbrannt und dann in eine Urne die Asche davon aufgenommen, so dass also die Todtenverbrennung und die Aschenkrüge, wie man sie nach den hier gegebenen Mittheilungen noch jetzt aufgefunden hat, nicht blos dem Heidenthume, zunächst dem römischen angehören, sondern noch tief in die christliche Zeit, und in unser Mittelalter hinein, ja bis ins dreizehnte Jahrhundert herab, reichen. Wichtig ist dieser Nachweis für die richtige Beurtheilung so mancher, nicht blos im Norden aufgedeckter Gräber; man wird darum sorgfältig stets darauf zu sehen haben, ob der ganze Körper als Gerippe begraben ward, oder schon des Fleisches entkleidet. Dass aber alle Grabmäler im Norden dem Zeitalter der Leichenverbrennung angehören, dessen Anfang freilich eben so wenig chronologisch sich bestimmen lässt, als der Anfang der Eisenperiode, in welche diese Gräber sämmtlich fallen, diess glaubt der Verfasser mit aller Sicherheit aus den hier gegebenen Belegen annehmen zu können (S. 156).

Noch enthält dieses Heft, ausser einer Besprechung der früheren Benennungen der Stadt Stettin (Burstaborg und Sczecino) von L. Quandt S. 188 ff. eine ausführlichere, auch in sprachlicher Hinsicht merkwürdige Mittheilung des Tagebuchs von Nikolaus Gentzkow aus den Jahren 1558—1568, in einer abgekürzten Form durch Dr. Zober S. 1—51.

Digitized by Google

Die Fortsetzung folgt im ersten Heft des dreizehnten Jahrgangs S. 109 ff. In diesem finden wir einen grössern Aufsatz (S. 1—108) von Robert Klempin über einen viel besprochenen und viel bestrittenen Gegenstand der nordischen Alterthumskunde, über die Lage der Jomsburg. Die verschiedenen, darüber bisher laut gewordenen Ansichten werden einer neuen Prüfung unterworfen, welche die Identität von Jomsburg, Julin-Wollin darthun soll. Allerdings ist diess eine jetzt viel verbreitete Ansicht, der, wie wir eben sehen, auch der neueste Herausgeber des Adam von Bremen sich anschliesst, indem er in den Monum. Germ. Script. VII. pag. 312 zu der bekannten Stelle dieses für die Kunde des Nordens so wichtigen Autors II, 19 (wo er selbst Jumne aus der jetzt zu Grunde gegangenen Koppenhagener Handschrift aufgenommen hat; die Wiener Handschrift hat Uimne) die Bemerkung hinzufügt: „prope urbem Wollin." Indess fehlt es auch nicht an manchen Bedenken und erheblichen Gegengründen; wir können uns hier um so weniger in eine nähere Erörterung derselben einlassen, als Herr Giesebrecht, wie eine Nachschrift meldet, gesonnen ist, die Sache einer nochmaligen, strengen Prüfung zu unterwerfen, indem er die früher (in diesen Studien IX, 2 p. 15 ff.) ausgesprochene Ansicht noch keineswegs aufgeben zu können glaubt. Hiernach wäre die Jomsburg der Heimskringla und das Jumne des Adam von Bremen an der Mündung der Swine, wo jetzt Swinemünde liegt, zu suchen, keineswegs aber mit Julin oder Wollin zu identificiren. Mit vielem Interesse sind wir den im zweiten Hefte dieses dreizehnten Jahrgangs fortgesetzten archäologischen Untersuchungen desselben Gelehrten gefolgt, die zugleich Früheres vervollständigen und erweitern. Denn die für die ganze Kunde des nordischen wie des germanischen Alterthums, in Ermanglung schriftlicher Quellen und Nachrichten, so wichtige Frage der Todtenbestattung bildet den Gegenstand dieser Untersuchungen, die in der erschöpfenden Weise, wie sie hier geführt sind, auch selbst auf manche Sitten und Gebräuche der alt-classischen Welt der Griechen und Römer ein Licht werfen. Die erste Erörterung über die Pflanzenstoffe in der Todtenbestattung verbreitet sich unter Anderem insbesondere über die Holzarten, die man bei dem Verbrennen der Leichen benutzte, und bildet so einen umfassenden Commentar zu der Stelle des Tacitus (Germ. 27) über die bei der Verbrennung der Leichname angesehener Männer gewählten, bestimmten (aber von Tacitus nicht weiter bezeichneten) Holzarten. Aber es kommt auch gar Manches Andere zur Sprache, was in den Gräbern verschiedener Gegenden des nördlichen wie des südlichen Deutschlands gefunden wird. Die religiösen Ansichten, welche

Digitized by Google

bei der ganzen Art und Weise der Todtenbestattung vorwalteten und sogar bis auf die Lage der Gerippe ihren Einfluss äusserten, werden besprochen und insbesondere aus derartigen Vorstellungen die im gesammten Alterthum, dem römisch-griechischen wie dem germanischen, vorkommenden Gebräuche, den Hingeschiedenen mit Blumen und Kränzen zu schmücken, seinen irdischen Resten verschiedene der Pflanzenwelt entnommene Stoffe beizufügen und dgl. mehr, abgeleitet. Denn in dem Leben der Pflanze, die im Winter abzusterben scheint und im Frühjahr wieder von neuem grünt, war die natürliche Beziehung auf menschliches Leben und Tod, auf Unsterblichkeit gegeben. Doch man werfe auf S. 55 ff. einen Blick, um sich zu überzeugen, wie schön diess der Verfasser durchgeführt hat. Eben so befriedigt wird man sich mit dem Abschnitt: die Theilgräber S. 85 ff. finden. Mit diesem Ausdruck bezeichnet nemlich der Verfasser solche Gräber, in welchen nur ein Theil des Körpers sich beigesetzt findet, in so fern in einzelnen Fällen, z. B. bei Fürsten die einzelnen Theile der Leiche an verschiedenen Orten in eben so vielen Gräbern beigesetzt wurden. Diese im germanischen Alterthum begründete Sitte fand alsbald auch im Christenthum Eingang: im germanischen wie im romanischen Mittelalter finden sich davon zahlreiche Belege; die Art und Weise der Theilung der Leiche hängt selbst zusammen mit der oben schon erwähnten Sitte, das Fleisch zu verbrennen und blos die Gebeine beizusetzen: der Verfasser beschreibt das ganze Verfahren so genau als möglich, das Ausweiden der Leiche mittelst Herausnahme und Absonderung der Eingeweide, die Ablösung des Fleisches, das Abkochen oder Rösten der Leiche und die dafür, seit dem durch Pabst Bonifacius VIII. ergangenen Verbot eingeführte Einäscherung. Wir verbinden damit den Abschnitt (Nr. 16, p. 112 ff.) über Thiergräber. Während in Aegypten auch Thierkörper beigesetzt und einbalsamirt wurden, wovon der Grund, wie wir glauben, in dem Thierkultus der Aegyptier liegt, in Griechenland aber doch nur wenige Spuren eines Begräbnisses von Thieren vorkommen, die überhaupt mehr als vereinzelte, durch besondere Veranlassungen hervorgerufene Fälle, dann als eine allgemeine Sitte gelten können, finden wir im Norden, wie diess hier näher und im Einzelnen uns gezeigt wird, zwar keine mumisirten Thierkörper, wohl aber Anhäufungen von Thierknochen und Gräber geopferter Thiere: in bei dem ist der religiöse Zweck gleichfalls nicht zu verkennen. Auch finden sich, wie weiter (Nr. 17, p. 133 ff.) nachgewiesen wird, Thierknochen angewendet als Grundlage von Baustätten, namentlich Tempeln in heidnischer Zeit. Verschiedene Gründe lassen sich zur Erklärung dieser auch noch in christlicher Zei

Digitized by Google

hier und dort vorkommenden Sitte anführen, die jedenfalls einen religiösen Zweck hatte. Man muss auch hier das Nähere beim Verfasser selbst nachlesen, der noch einige andere auf die Todtenbestattung und den daran geknüpften Glauben der germanischen Vorwelt bezügliche Punkte in gleicher Weise behandelt hat. Eine Vereinigung aller dieser einzelnen Untersuchungen zu Einem grossen Ganzen über die Art und Weise der Todtenbestattung bei den germanischen Stämmen möchte man wohl vom Verfasser wünschen. — Den Schluss des zweiten Heftes (S. 168 ff.) macht ein aus dem Polnischen durch A. Wellmann übersetzter Aufsatz, welcher die Aufschrift trägt: Ein Blick auf die Quellen der Archäologie Litthauens, und über Grabhügel, Thränenkrüge, weiblichen Schmuck, Waffen, Münzen u. s. w. sich verbreitet. Man sieht aus dem, was mitgetheilt wird, zur Genüge, wie hier noch ein reiches Feld der Forschung sich öffnet, das näherer Untersuchung, wozu dieser Blick gern Veranlassung geben möchte, vor Allem noch bedürftig erscheint. Die beiden Jahresberichte, der zwanzigste und ein und zwanzigste, enthalten ausser einzelnen darin abgedruckten Urkunden insbesondere die nöthigen Angaben über den Bestand der Gesellschaft und die zahlreichen und erfreulichen Vermehrungen der Sammlungen der Gesellschaft in allen ihren Theilen. Eben so ist auch zu den zwölf ersten Jahrgängen dieser Studien ein nach Materien wohl geordnetes Inhaltsverzeichniss, entworfen von einem Mitglied der Gesellschaft, dem Gymnasiallehrer und Stadtbibliothekar zu Stralsund, Ernst Zober beigefügt, wodurch die Uebersicht des Ganzen und das Nachschlagen einzelner Gegenstände sehr erleichtert wird. **Ch. Bähr.**

Dr. Adolph Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur, vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart. Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1847. (28 Bogen, 436 S.) —

In dem Augenblicke, in welchem auch in Oesterreich Pressfreiheit verkündiget wiud, liegt uns in oben genannter Schrift ein Werk vor, welches als eine treffliche Leistung eines für die politische Freiheit und sociale Entwickelung seines Vaterlandes glühenden Geistes die ernstlichste Beachtung aller derjenigen verdient, welchen eine tiefere Kenntniss vaterländischer Zustände am Herzen liegt. Allgemein vermisste man bisher in den publicistischen Werken, die in Deutschlang erschienen, Mittheilungen über die österreichischen Staatsinstitutionen: schien es doch fast, wenn man von

Digitized by Google

Deutschland sprach, als könne Oesterreich nicht zu demselben gerechnet werden. Der Hauptgrund dieser Auslassung der österreichischen Verhältnisse in unserer publicistischen Literatur liegt aber eben darin, dass Oesterreich selbst so gut wie keine publicistische Literatur besitzt, und dass die Quellen des öffentlichen Rechtes dem Oesterreicher selbst grossentheils nicht zugänglich sind und sich daher noch weniger den Nicht-Oesterreichern erschliessen konnten. Diesem Mangel ist durch das vorliegende Werk in Bezug auf die Pressverhältnisse in Oesterreich abgeholfen. Der Verfasser hat sich in einem Vorworte zu seinem Werke, welches er den Landsländen der zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oesterreichs gewidmet hat, über den Zweck seiner mühevollen Forschungen ausgesprochen; sie sollten den Ständeversammlungen der österreichischen Monarchie zur Grundlage für die bevorstehende, und auch in der deutschen Bundesversammlung damals schon angeregte Revision der Pressgesetzgebung dienen, damit nicht die Stände, welche jetzt nach Licht in dem Labyrinthe der Censurverhältnisse streben, „bei dem Mangel einer wegweisenden Literatur über den wichtigen Gegenstand, leicht, wie leider schon in der böhmischen Ständeversammlung der Fall war, das Rechte aus den Augen verlieren und das Unrechte ergreifen können." Treffend sagt der Verfasser in seiner Anrede an die österreichischen Landstände: „Diese Schrift enthält die Thaten Ihrer Ahnen für die geistige Freiheit und breitet über ihr eigenes entgegengesetztes Benehmen keinen schmeichlerischen Schleier. Dass die Censur die wohlwollende Regierung in Ausführung grossartiger Pläne lähmt, dass sie einst sogar mitwirkte, die heiligen Bande, die Fürst und Unterthan verknüpfen, zu erschüttern, beweist diese Schrift." Wohl hatte der Verfasser zu der Zeit, als er die Frucht seiner eifrigen Studien dem Drucke übergab, keine Ahnung davon, dass wenige Monate oder Wochen nach ihrer Erscheinung von dem Volke selbst in raschem Aufschwunge errungen sein würde, was er durch ein mannhaftes Benehmen der Stände zu erlangen hoffte: aber gerade dieser Umschwung der Dinge beweist, wie wahr der Verfasser gesprochen, und wie richtig er die Stimmung in Oesterreich erkannt hat, wenn er sich dahin aussprach, dass kein ängstliches Anklammern an Palliativmittel mehr möglich sei, und die Pressfreiheit von der Mehrzahl der gebildeten Bürger Oesterreichs, wenn auch still, doch innig in verschlossener Brust nicht minder gewünscht und begehrt werde, wie in den anderen deutschen Staaten. Der Umschwung, welchen die Dinge in Oesterreich genommen haben, wird dem vorliegenden Werke nichts von seinem Werthe und von seiner Bedeutung nehmen; es ist und bleibt unter allen Umständen ein treffliches

Digitized by Google

Geschichtswerk uber die Verhältnisse der nun hoffentlich überall und für immer in Deutschland zu Grabe gegangenen Censur; ein Geschichtswerk, wie Deutschland bisher über diese in sein geistiges Leben so tief eingreifenden Verhältnisse noch keines besessen hat, und das auch für die übrigen deutschen Staaten ausser Oesterreich von grossem Interesse ist, da sich die Censur-Verhältnisse überall mehr oder minder unter dem Einflusse des Metternich'schen Cabinets entwickelt haben. Ueberdiess aber hat dieses Werk noch eine grosse praktische Bedeutung, und verdient vor allem die Beachtung aller derjenigen, welche an dem bevorstehenden Werke der allgemeinen deutschen nationalen Pressgesetzgebung mitzuarbeiten, einen äusseren oder inneren Beruf haben. Jeder, der sich nicht durch den äusseren Schein allein blenden und beherrschen lässt, wird die Ueberzeugung theilen, dass mit dem blossen Worte der Pressfreiheit allein noch nichts gethan ist: dass alles darauf ankommt, in welchem Geiste die Gesetzgebung über die Presse abgefasst werden wird, und dass es auch, wie der Verfasser richtig bemerkt, eine Art der Pressfreiheit geben kann, wogegen sogar die altersgraue Censur liebenswürdig erscheint. Daher verdient besondere Beachtung, was der Verfasser über die Pressgesetzgebung Kaiser Joseph's II. mittheilt „jene Pressgesetzgebung, die den alten fesselschweren Gedankenbann löste, freudig die heilige Bestimmung der Geister anerkannte, und Alles aufbot, ihnen Schwingen zu verleihen oder die gebundenen zu lösen." Gerne stimmen wir daher dem Verfasser bei, wenn er sagt, dass die Josephinische Gesetzgebung in Deutschland gegenwärtig gleichwichtig sey für Oesterreich, wie für ganz Deutschland, sowie auch darin, dass jenes grosse Werk, das jeden Mann von Talent gleichsam zum Hüter des öffentlichen Wohles stellte, auf welches der Kaiser alle seine grossen Reformen stützte, so gut wie unbekannt, ja selbst verkannt ist! Insbesondere machen wir aufmerksam auf den §. 3 der Josephinischen Gesetzgebung vom 11. Brachmonat 1781: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Unterthanen, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken lässt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muss, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt." Der Verfasser bemerkt hierzu p. 154. „Selbst in Staaten, die sich vollkommener Pressfreiheit erfreuen, ist die Person des Regenten vor jeder scharfer Kritik sicher gestellt. In Frankreich darf (d. h. jetzt: durfte) man trotz der Pressfreiheit nicht ohne grosse Gefahr vor gerichtlichen Verfolgungen, Beschlagnahme der

Digitized by Google

Blätter und Schriften und erdrückenden Geldbussen die Person des Königs einer schärferen Kritik unterwerfen. Wollen (wollten) die Publicisten das thun, so flüchten (flüchteten) sie unter ein die persönliche Regierung des Königs bedeutendes Wort. Das System muss (musste) alle Angriffe aushalten, die auf Louis Philippe zielen (zielten). In England musste der Verfasser der Juniusbriefe die ängstlichste Sorgfalt anwenden, seine Person in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen. Die Briefe an seinen Verleger zeigen klar, wie sehr er Verfolgungen fürchtete." Noch eine andere Bestimmung des Josephinischen Gesetzes (§. 4) verdient besondere Beachtung. „Periodische Schriften" sagt der Verfasser, „die nach der späteren Staatspolizei als besonders gefährlich, doppelt streng behandelt werden, sollten nach Josephs Ausspruch freigegeben werden, wenn sie auch einzelne anstössige Stellen enthalten, und wenn in der Folge wirklich ein Stück einer periodischen Schrift unter die Klasse der verbotenen Schriften zu setzen käme, so sollte es den Personen, die für das ganze Werk subscribirten, dennoch verabfolgt werden, wenn es nicht die Religion, die guten Sitten, oder den Staat, oder den Landesherrn auf eine gar anstössige Art behandelte. Diese freisinnige Manipulation fehlt selbst in Staaten, die sich, wie Frankreich, vollkommener Pressfreiheit erfreuen; denn wenn hier ein Theil einer periodischen oder einer anderen Schrift im gesetzlichen Wege in Beschlag genommen wird, so darf sie ohne Ausnahme an Niemand, und am wenigsten wie unter Joseph, von der Behörde selbst verabfolgt werden." — Sehr interessant sind die Nachrichten, welche der Verfasser über die Art und Weise gibt, wie der Buchhandel in Oesterreich vor und nach der Josephinischen Periode in Folge der strengen Censuranstalten nur auf Schleichwegen betrieben werden konnte, die Verhinderung des Schleichhandels aber sich als eine Unmöglichkeit darstellte. Der Verfasser rügt p. 243 die Unrichtigkeit, welche in der offiziellen Darstellung der österreichischen Pressverhältnisse am deutschen Buude (Oct. 12, 1818) enthalten sind; und gibt nach einer erschöpfenden Schilderung des letzten Systems der Pressbeaufsichtigung in Oesterreich auch eine Darstellung der neueren Strebungen für ein freieres Pressystem, welche der jetzigen Katastrophe vorhergegangen siud. Wir theilen aus diesem letzteren Theile der Darstellung einige Züge mit, welche die österreichischen Zustände besonders charakterisiren. Bekanntlich unterzeichneten die Wiener Literaten am 11. März 1845 eine Petition um Erleichterung der Censur, worauf nie ein öffentlicher Bescheid erfolgte. „Einen mündlichen, denkwürdigen Bescheid ertheilte, wie glaubwürdige Zeugen erzählen, Fürst Metternich

Digitized by Google

einem der Unterzeichneten in offizieller, vertraulicher Weise. Zwanzig Jahre arbeite ich an der Ordnung der deutschen Pressverhältnisse, sagte der Allgewaltige, der das Prachtschiff Austria am Ruder führt (führte). — Schon war Alles zu diesem Zwecke vorbereitet, da kommt Ihr mit Eurer Petition, und verderbt mir Alles!" — Es muss das Wiener Volk doch wohl mit einigem Stolze und mit gerechter Freude erfüllen, dass es in kaum zwanzig Stunden zu Stande brachte, was Metternich in zwanzig Jahren nicht vermochte. Noch bezeichnender ist eine Aeusserung in dem Vortrage des Fürsten Lamberg auf dem böhmischen Landtage 1847 (p. 423): „Unsere inländischen Journale und Druckschriften vermögen nicht, die Sache der Regierung zu vertreten, weil ihr politischer Theil nicht gelesen wird, und so sah sich denn die hohe Staatsverwaltung gezwungen, durch auswärtige Organe zu ihren Völkern zu sprechen. Eine Augsburger Zeitung ward besonders erkohren, die Ansichten unserer Regierung zu vertreten und den feindlichen Angriffen der Ausländerpressen zu begegnen, allein die Stimmung des grossen Publikums ist schon der Art, dass es allen diesen Artikeln keinen Glauben mehr bezeugt, seit es weiss, dass diese Zeitung unter österreichischem Censur-Einflusse erscheine, und so sieht sich denn unsere hohe Regierung oft in die bemerkenswerthe Lage versetzt, in die allerradikalsten auswärtigen Zeitungen ihre Ansichten einrücken zu lassen, nur damit sie vom Publikum gelesen und beachtet werden." — Besonders rühmen müssen wir an vorliegendem Werke neben der Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhalts, die vortreffliche Schreibart, durch welche der Verfasser sein belehrendes Buch überdiess höchst anziehend zu machen gewusst hat. Fast möchten wir ein so vortrefflich gearbeitetes Denkmal zu gut für die Censur halten, wäre es nicht durch die Gunst des Geschickes ihr Leichenstein geworden. Unwillkürlich erinnern wir uns eines Wortes Kaiser Heinrichs III., mit welchem er eine Aufforderung, das Grabmal eines seiner Gegner zu zerstören, zurückwies: „Ich wünsche jedem meiner Feinde ein solches prächtiges Grabmal!" —

Zöpfl.

Digitized by Google

Die Metaphysik vom empirischen Standpunkte aus dargestellt durch Professor Friedrich Fischer in Basel. Zur Verwirklichung der Aristotelischen Metaphysik. Basel, Schweighäuser'sche Buchhandlung. 1847. (152 Seiten in 8.)

„Mit der empirischen Prüfung und Bewährung der von der deutschen Spekulation producirten Jdeen einen Anfang zu machen, oder der Empirie wenigstens das Recht dazu zu vindiciren, ist die Aufgabe dieses Versuches." So bestimmt der Verfasser in der Vorrede genauer den empirischen Standpunkt, von welchem aus diese Metaphysik abgefasst ist. Es erhellt daraus von selbst, dass der Verfasser auf der Seite derjenigen steht, welche eine schöpferische Spekulation, ein Erzeugen von Erkenntniss durch das reine Denken, Leugnen, und eine Spekulation nur in dem Sinne annehmen, dass „die spekulativen Jdeen an und für sich nur vorläufige Blicke, wo nicht blosse Hypothesen sind, bei denen, wenn sie sich bewähren sollen, die empirische Prüfung und Nachweisung hinterdrein kommen muss", wie eine andere Stelle der Vorrede lautet. Auch dem Verfasser ist die Spekulation offenbar nichts weiter, als eine von dem Material des Erfahrungswissens abhängige Hypothesenbildung im guten und im übeln Sinne, und ihre Berechtigung sowohl wie ihre Schranken sind dann mit dieser Stellung zum Erfahrungswissen sogleich gegeben. Wo der Verf. in seinem Werkchen von der Spekulation spricht, thut er es in diesem Sinne, und es wäre zu wünschen gewesen, er hätte sich über diese Auffassungsweise der Spekulation und ihren Gegensatz zu der bisher herrschenden ausdrücklich ausgesprochen. In demselben Sinne nennt der Verf. sein Werkchen auch einen Beitrag zur Verwirklichung der Aristotelischen Metaphysik, indem er damit andeuten will, dass eine Metaphysik auf empirischem Standpunkte nicht blos im Geist und Sinn der Aristotelischen, sondern auch in ihren Spuren und als ihre Fortbildung auszuführen sey. „Wenn, sagt er in der Vorrede, dabei auf Aristoteles zurückgegangen und die angestrebte Leistung als Verwirklichung, Entelechie, der von ihm gelegten Keime bezeichnet wird, so hat dies — neben dem Wunsche der deutschen Spekulation dieselben Dienste zu leisten, wie er der Platonischen — den Grund, dass ich ausser der Aristotelischen keine wahrhaft empirische Metaphysik kenne, auf der ich fortbauen könnte." Cum grano salis, d. h. mit den durch die Verschiedenheit des beiderseitigen Bildungsstandes, des unserigen und des zu Aristoteles Zeit, bedingten Beschränkungen kann auch diese Zugrundelegung des Aristoteles vollkommen gebilligt werden, und ein Denker, der, wie Aristoteles, in dem Er-

Digitized by Google

fahrungswissen und in der Spekulation, d. h. im abstrakten reinen Denken gleich sehr zu Hause wäre, würde sicher das philosophische Bedürfniss unserer Zeit am besten befriedigen.

Es ist begreiflich, dass, bevor ein solches Meisterwerk geliefert werden kann, viele Versuche vorausgehen müssen, damit sich die Denker in der neuen Richtung erst allmälig orientiren. Als einen solchen Versuch gibt sich das vorliegende Werkchen, und als ein solcher darf es natürlich auch verlangen beurtheilt zu werden. Aus seinem bescheidenen Umfang ergibt sich zugleich, dass die in ihm behandelten Gegenstände mehr nur berührt und angedeutet, als erschöpft und ausgeführt sind. Aber selbst diese anspruchlose, mehr skizzirte Form möchte dem Werkchen zum Vortheil gereichen, indem sie eine Einfachheit des Vortrages und eine plane Lesbarkeit der Darstellung herbeigeführt hat, welche dieser Metaphysik, besonders im Vergleich mit andern frühern und gleichzeitigen Schriften ähnlichen spekulativen Inhalts, fast den Charakter einer angenehmen Erholungslektüre gewährt. Streng genommen möchte zwar diese Eigenschaft der leichten Lesbarkeit wohl nur für den Kreis der mit dem Gegenstande schon vertrauten Fachkenner vorhanden seyn, jedenfalls aber bleibt auch für den Nichtkenner von dieser Leichtverständlichkeit soviel, dass das Werkchen nur Schwierigkeiten des Gegenstandes enthält, sei es, dass sie aus seiner abstrakten Natur oder aus seiner ungenügenden Auffassung herrühren, diese aber nicht noch durch Dunkelheit und Unklarheit der Form vermehrt, und also in dieser Beziehung zur Einführung in die Metaphysik nicht ungeeignet ist. Bedenklicher dagegen fällt gerade dem Fachkenner die neben und trotz dieser Klarheit der Form dennoch bestehende Unklarheit der Gedanken nicht selten auf, die offenbar nicht blos in einem Streben nach Popularität ihren Grund hat.

Der Gang, welchen der Verf. einschlägt, ist nun im Allgemeinen folgender. In einer Einleitung wird zuerst Begriff und Standpunkt der Metaphysik festgestellt. Da dies nicht thunlich ist, ohne auf die Schwankungen Rücksicht zu nehmen, welche der Begriff der Metaphysik je nach den verschiedenen philosophischen Richtungen und deren Hauptsystemen erlitten hat, so enthält diese Einleitung auch zugleich eine kurz gefasste innere Geschichte der Metaphysik. Als den wesentlichen Inhalt der Metaphysik, der sich durch alle ihre Schwankungen, ihre Auffassungsweisen, ja selbst durch die Zweifel an ihrer Existenz hindurchzieht, gibt der Verf. an, dass sie es mit den allgemeinsten Begriffen des Wirklichen zu thun habe.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fischer, Metaphysik.

(Schluss.)

Es begreife sich nun leicht, dass ein wahrhaftes Interesse an der Metaphysik nur stattfinden könne bei dem Glauben an die objektive Wahrheit und Wirklichkeit des Allgemeinen, mit welchem sich die Metaphysik beschäftigt; dies Allgemeine müsse als die gemeinsame Substanz, das gemeinsame Wesen der Dinge als Weltsubstanz aufgefasst werden. Dann werde die Metaphysik zur Lehre von den allgemeinsten Wesenheiten der Dinge, zur Ontologie. Auf diese Weise beschränkt also der Verf. den Umfang der Metaphysik, die bei Aristoteles noch Theologie, Ontologie, Kosmologie und Psychologie zusammen umfasst, blos auf einen einzigen ihrer früheren vier Theile. Denn mit der Theologie könne sie nur dann zusammenfallen, wenn die Weltsubstanz zugleich als die Gottheit gefasst würde. Da dies aber, wie wir sehen werden, bei dem Verf. nicht der Fall ist, indem er die Naturkraft als von der Gottheit gesondert und unterschieden auffasst, so fallen ihm beide Wissenschaften, Metaphysik und Theologie, obgleich sie sich gegenseitig ergänzen und erläutern, ganz auseinander; ebenso schliesst er auch Psychologie und Kosmologie, letztere als eigentliche Naturphilosophie aufgefasst von der Metaphysik aus, so sehr sie auch von ihr abhingen, und die Naturkraft nur in ihrer concreteren Gestaltung zur Geistes- und Körperwelt weiter verfolgten, da sie sich längst schon des angewachsenen Stoffes wegen als eigene Wissenschaften abgezweigt hätten.

In Uebereinstimmung mit dieser Definition der Metaphysik beginnt nun der Verf. mit der Untersuchung, ob das Allgemeine objektiv existirt oder nicht, und nachdem er diese Frage bejahend beantwortet, dieses Allgemeine in einer einigen, den gesammten Dingen als ihre Substanz zu Grunde liegende Naturkraft. Das erste Kapitel handelt demnach von der Existenz des Allgemeinen und der Einheit der Natur. Der Verf. ist also im mittelalterigen Sinne Realist, er bekennt sich zum Realismus nicht blos eines Allgemeinen, sondern der Allgemeinbegriffe, der

Digitized by Google

Gattungen und Arten überhaupt, im Gegensatze zu dem in dem modernen Dualismus seit Des Cartes herrschenden Nominalismus, der die Allgemeinbegriffe, die Gattungen und Arten etc. als blosse Abstraktionen, Gedankenerzeugnisse, betrachtet; eine übersichtliche Geschichte des Realismus und Nominalismus im Mittelalter dient zur Einleitung; dadurch dass der Verf. auf diese Weise den Realismus des Allgemeinen überhaupt mit dem Realismus der Gattungen und Arten ganz gleichsetzt, hat er sich eine befriedigende Führung der Untersuchung selber abgeschnitten, da man, um die Ausdrucksweise des Verf. zu gebrauchen, den Realismus des Allgemeinen annehmen und dennoch den Realismus der Gattungen und Arten im mittelalterigen Sinne verwerfen kann. Die Verbindung zwischen beiden, zwischen Realismus der Gattungen und Arten und der Annahme einer Einheit der Naturkraft, sucht der Verf. so herzustellen, dass er die generische Verwandtschaft, das Gemeinsame der verschiedenen Gattungen und Arten, aus einem generischen Zusammenhang, einer Entstehung und Ableitung aus jener Einen allgemeinen Naturkraft ableitet. An dieser generischen Einheit der allgemeinen Substanz hält der Verf. so fest, dass er, ohne den Vorwurf des Materialismus zu fürchten, konsequent die Trennung von Geist und Materie aufhebt, und den menschlichen Geist nur als eine höhere Potenz, als eine blosse Fortentwicklung der thierischen Seele, diese wieder als eine Potenz der pflanzlichen Lebenskraft, und diese endlich als eine blosse Fortentwicklung und Potenzirung der mineralischen Materie betrachtet.

Der Verf. wirft somit einen grossen Theil des modernen Dualismus über den Haufen, indem er die Verschiedenheit zwischen Geist und Materie aufhebt. Man sollte nun erwarten, dass er auch den Rest des Dualismus, den dem Unterschied zwischen Materie und Geist entsprechenden zwischen Welt oder Naturkraft und Gottheit aufheben, und ein System des Pantheismus mit seinen Konsequenzen aufstellen würde, da ja, wie der Verf. selbst bemerkt, die pantheistische Denkweise der modernen Naturforschung von dieser naturphilosophischen Einsicht in die Einheit der Natur ausgegangen ist. Diese Erwartung trifft aber nicht ein. Der Verf. verwirft pantheistische Ansichtsweise sammt den unmittelbar mit ihr zusammenhängenden Folgerungen: dass diese Eine Natursubstanz zugleich der letzte zureichende Grund der Welt, ihr schöpferisches Princip sey, die weltlichen Dinge demgemäss nur als nothwendig erfolgende, blos kausal bedingte Selbstgestaltungen und Selbstentwicklungen dieser Naturkraft, und hält vielmehr an dem Theismus insoweit fest, dass er neben und über der Naturkraft auch einen persönlichen Schöpfer annimmt, der

Digitized by Google

die Bildungen der Naturkraft nach einem fest und stetig sich entwickelnden Systeme von Schöpferideen umformt und weiter bildet. Die ganze vorhandene Welt ist also zugleich ein Produkt der blind nothwendig wirkenden Naturkraft und der nach Schöpferideen thätigen Gottheit; die von selbst sich ergebende Folge dieser Annahme ist, dass die Welt zugleich kausal und ideologisch aufgefasst werden müsse, — während man bisher glaubte, beide Erklärungsweisen schlössen einander gegenseitig aus, — und zwar so, dass die kausale Erklärung stattfinde bei den Produkten der Naturkraft, bei allen individuellen Dingen und Ereignissen und somit bei der gesammten unmittelbar sichtbaren Erscheinungswelt, die aus lauter individuellen Dingen und deren Veränderungen bestehe; dagegen das Gebiet des Allgemeinen, der specifischen und generischen Natur der Dinge, ihrer Kräfte und Gesetze, das Produkt der nach Schöpferideen wirkenden Gottheit, nur teleologisch nach den in ihnen zu Tage tretenden Ideen, Zwecken, Absichten etc. zu erklären seyen. Denn weit entfernt, dass die generellen Grundlagen der Natur, die bisher als das absolut Nothwendige und Unwandelbare betrachtet wurden, trotz ihrer Ableitbarkeit aus der Naturkraft die eigenen und nothwendigen Selbstgestaltungen der letzteren wären, seyen sie vielmehr Umwandlungen, welche ihr (der Naturkraft) von einer höhern Gewalt (der Gottheit) nur angethan worden.

Demgemäss werden die verschiedenen Naturprodukte, sowohl wie sie jetzt noch neben einander vorhanden sind, oder bei der Entwicklung der Erdkugel sich verdrängend auf einander folgten, die vorhandenen und die untergegangenen Schöpfungen nur als Versuche zur Verwirklichung der schöpferischen Ideen betrachtet, wobei die spätere Verwirklichung der Ideen immer vollkommener war als die frühere. Dieser steigenden Vervollkommnung der Schöpfungen gemäss nimmt der Verf. an, dass auch in Gott selbst das Bewusstseyn der schöpferischen Ideen erst nach und nach klar geworden und durch die Ausführung sich vollendet habe, wie ja auch unsere Gedanken erst durch Aussprache und Ausführung sich klar werden und in sich selbst vollenden. Denn, meint der Verf., wenn die schöpferische Idee von Anfang an fertig und in sich vollendet gewesen wäre, so sey nicht einzusehen, wozu die millionenjährige Vorarbeit gedient hätte. Diese allmälige und immer vollkommener werdende Verwirklichung der Schöpferideen lässt nun der Verf. in der Form einer creatio continua und zwar in dem ernstlichsten Sinne des Wortes eintreten.

Alle diese verschiedenartigen, aus sehr verschiedenen philosophischen und theologischen Feldlagern herrührenden Vorstellungsweisen in ein sich-

Digitized by Google

lich buntes Ganze zusammengefasst, machen den Inhalt des zweiten Kapitels: Ueber das Verhältniss der Naturkraft zur Gottheit aus.

Das dritte Kapitel, über Raum und Zeit, enthält nun die Nachweisung dieser creatio continua unter der Form des Raums und der Zeit. Das höchst Auffallende dieser Conception erklärt sich so: Zuerst an die Untersuchung Kant's über Raum und Zeit anknüpfend und gegen sie polemisirend, erklärt sich der Verf. gegen die von Kant behauptete Subjektivität beider Begriffe, und vindicirt ihre objektive Wirklichkeit, und zwar dem Raume eine selbstständige, der Zeit dagegen eine an den Raum als dessen Daseynsform gebundene, blos accidentelle. Auch in ihrem übrigen Wesen sind Raum und Zeit entgegengesetzt, denn das Wesen des Raums ist die einfach unendliche Expansion, das Wesen der Zeit dagegen zusammengesetzt aus dem ihr eigenthümlichen Streben, den Raum mit der ihn erfüllenden Welt aus seiner unendlichen Expansion zusammenzuziehen bis zum völligen Verschwinden, und dem unmittelbar darauf eintretenden Streben des Raums seine unendliche Expansion wieder einzunehmen, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, die Zeit ist kein ebenso einfaches und ursprüngliches Wesen wie der Raum, sondern das Produkt zweier entgegengesetzten Faktoren, nämlich der eigenthümlichen, die Wirklichkeit des Raums aufhebenden Thätigkeit der Zeit, und der ebenso continuirlich sich selbst wiederherstellenden Thätigkeit des Raumes. Jene Vernichtung des Raumes und des in ihm Befindlichen findet statt bei dem Uebergang des jetzt vorhandenen gegenwärtigen Augenblicks in die völlig vernichtete und nie mehr wieder herzustellende Vergangenheit, während die Neuschaffung des Raumes und der in ihm befindlichen Welt in dem Uebergange der in dem gegenwärtigen Augenblicke noch nicht vorhandenen Zukunft in die Gegenwart besteht. Oder wie der Verf. sagt: Mit Einem Zuge sinkt jeden Augenblick die gesammte Welt in das Nichts der Vergangenheit zurück, mit demselben Zuge aber stellt sie sich für die Zukunft wieder her; die weltlichen Dinge theilen dieses Schicksal mit dem Raume, den sie als ihre Natur in sich tragen. Es wird bei dieser Auffassungsweise der Zeit den meisten Lesern wohl in Wirklichkeit nicht besser ergehen, wie dem Verf., der selber gesteht, es schwindle Einem, wenn man sich diese Vergänglichkeit und Nichtigkeit der Welt überlege und mit dem Gedanken Ernst mache. Dem Verf. aber ist es mit dieser Vorstellung wirklich so Ernst, dass er meint, man könne in Wahrheit sagen, die einzig feste und dauernde Grundlage der weltlichen Existenzen liege in der schöpferischen Allmacht und ihrem sich in der Welt verwirklichenden Systeme schöpfe-

Digitized by Google

rischer Ideen, an welcher metaphysischen Betrachtung sich denn das religiöse Gefühl der Endlichkeit und Nichtigkeit der weltlichen Dinge und Existenzen verschärfen und bestätigen möge.

Wegen dieser dem Raum zukommenden Energie, sich nach der Vernichtung durch die verzehrende Kraft der Zeit als unendliche Expansion immer wieder von Neuem herzustellen, fasst daher der Verf. den Raum auch nicht blos als den leeren Ort der Welt, sondern als eine wirkliche Substanz auf, eine Ursubstanz, und zwar als die Ursubstanz der Welt, mit Einem Wort als die Urmaterie, die mit dem, was die Astronomen den Aether nennen, identisch sey. Ich wüsste wenigstens, sagt der Verf., kein einziges Merkmal, wodurch sich der Aether von dem als wirklich gedachten Raume unterschiede. Eine merkwürdige Umbildung der Cartesianischen Ansicht von der Identität des Raumes und der Materie, die wieder zu den ältesten orientalischen Vorstellungen von dem Urraume als dem Urquelle alles Vorhandenen sich zurückwendet.

Als Aether aufgefasst wäre also der Raum ein wirksames, Zustände und Wirkungen fortpflanzendes, trotz seiner unendlichen Dünnheit wellenförmiger Contraktionen und Expansionen fähiges, elastisches Continuum. Die Möglichkeit, aus diesem Uräther blos mit Hilfe dieser beiden Energien der Expansion und Contraktion die Naturdinge herzuleiten, soll nun das vierte Kapitel nachweisen, das von der Naturkraft an sich handelt. Zuerst wird der Begriff der Ursubstanz, des Aethers als Urmaterie, auseinandergesetzt, indem dabei sowohl an die Meinung jener Astronomen, welche alle Himmelskörper aus der Verdichtung des Aethers entstehen lassen, als auch an die Hypothese des Anaximenes angeknüpft wird, der die Luft zur ἀρχὴ τῶν ὄντων macht. Dann wird der Begriff der Materie im engeren Sinn aus jenen beiden Energien so hergeleitet, dass die Contraktion nicht blos in der oben geschilderten Form der Zeit stattfinde, in welcher die Welt und der Raum sich immer bis zum Nichts, zum gänzlichen Verschwinden contrahirt, sondern auch in der Richtung der drei Dimensionen des Raumes selbst, ungleich, in verschiedenem Stärkegrad und auf diese Weise die an Dichtigkeit verschiedenen Arten des Stoffes hervorbringend, „als die in sich selbst contrahirte und eben damit verdichtete Expansion“. — Man sieht, der Begriff ist keiner von den klarsten, obgleich das Ziel, auf welches der Verf. hinausgeht, klar ist, die Idee nämlich, dass der Gegensatz der Expansion und Contraktion genüge, nicht blos die Materie und ihre verschiedenen Dichtigkeiten, sondern auch ihre verschiedenen Zustände, die Festigkeit, Flüssigkeit und Luftigkeit zu erklären. Schon Kant habe diese Idee gehabt und die späteren

Digitized by Google

Naturphilosophen hätten darauf fortgebaut. Die Nachweisung aber, wie sie durch die Wiederholung dieses Urgegensatzes der Expansion und Contraktion aus der allgemeinen Naturkraft hervorgegangen seyen, gehöre nicht mehr in die Metaphysik, sondern sey Gegenstand einer eigenen Wissenschaft, der Naturphilosophie. Als Grundgesetz wird der Satz aufgestellt, wenn auch nicht weiter erwiesen, dass die Naturkraft alle folgenden und höheren Naturprodukte implicite und dem Vermögen nach bereits in sich enthalte, und dass dieselben blosse Fortentwicklungen und Umwandlungen jenes Urgegensatzes der Naturkraft in aufsteigender Reihe seyen. Diese Fortentwicklungen und Umwandlungen der niedern Naturformen in die höheren bedürfen aber gerade eines höheren Princips; da sey der Punkt, wo die Naturkraft nicht ausreiche, sondern wo, an Aristoteles anknüpfend, man einen νοῦς, eine schöpferische Intelligenz, bedürfe, welche jene Umformung der Natursubstanz zu den höheren Naturprodukten zur Verwirklichung ihrer schöpferischen Ideen hervorbringe.

Das fünfte und letzte Kapitel endlich umfasst die gewöhnlich in den Metaphysiken der breiteren auseinandergesetzten Eigenschaften der Dinge, die der Verf., so gut es gehen will, aus seinen Grundansichten von der Naturkraft herzuleiten versucht. Dies Kapitel heisst daher: Die Naturkraft als das Wesen der Dinge. Als solche allgemeine Eigenschaften der Dinge werden aufgeführt: 1) Räumlichkeit und Zeitlichkeit, 2) Quantität und zwar sowohl extensive als intensive, 3) Qualität und zwar a) die aus dem Zerfallen der Natur in Arten und Unterarten entspringende, und b) die aus den Veränderungen der Dinge herrührende, und endlich 4) die Existenzformen der Naturkraft, sowohl des Seyns als auch des Werdens. Dies letzte Kapitel ist weniger selbstständig und auch verhältnissmässig nur kurz berührend dargestellt.

Das Angegebene wird hinreichend seyn, den Inhalt des Werkchens wenigstens in seinen markantesten Theilen anzudeuten. Eine Beurtheilung der darin dargelegten Ansichten liegt ausserhalb des Zweckes dieser Blätter. Denn fast jede der angeführten Partikularansichten des Verf. und namentlich ihre Vereinigung zu einem systemartigen Ganzen, das nichts weniger als mit einander in seinen Theilen übereinstimmend und gleichartig ist, möchte grossen Widerspruch erfahren, so dass eine Discussion der im Werkchen niedergelegten Ansichten leicht den Umfang der zu beurtheilenden Schrift selbst übersteigen würde. Jedenfalls hat die Darstellung, ausser ihrer schon anerkannten stylistischen Annehmlichkeit, das Verdienst anzuregen, und kein Leser, vorausgesetzt dass er überhaupt für solche abstrakte Gegenstände Interesse hat, wird das kleine Buch aus

Digitized by Google

der Hand legen, ohne dem Verf. für eine belebte und geistreiche Unterhaltung zu danken, was für eine Metaphysik schon ein nicht gewöhnliches Lob ist. Druck und Papier sind anständig, ja elegant; das Papier weiss, der Druck schwarz und rein.

Röth.

---

*Handwörterbuch der lateinischen Sprache, von Reinhold Klotz, Prof. an der Universität zu Leipzig. In 2 Bänden. Erste Lieferung: von A—Aestimo. (Der Art. Aestimo ist noch nicht beendigt.) gr. 8. (Lex.-Format.) Braunschweig. Druck und Verlag von George Westermann. 1847. 208 S. mit gespaltenen Columnen (also 416 Col.) oder 13 Bogen *).*

Wer nach den lexikographischen Leistungen der deutschen Philologen, besonders seit dem Beginne des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts, nach den tiefen, auch auf die Lexikographie zurückwirkenden Forschungen nicht nur über Synonymik, sondern auch über Grammatik (Etymologie und Syntaxe), über die altitalischen Sprachen, über Paläographie, Epigraphik, Kritik und Eigenthümlichkeit der Schriftsteller in den verschiedenen Stylgattungen und Zeiträumen, ferner nach besondern über mehrere Schriftsteller erschienenen tüchtigen Wörterbüchern und sprachlichen Abhandlungen — kurz, wer jetzt mit einem neuen lateinischen Wörterbuche hervortritt, der berechtigt, eben wegen so vieler tüchtigen Vorarbeiten, auf deren Schultern er stehen kann und muss, zu Forderungen an seine Leistungen, die nicht befriedigt sind, wenn er (was schon schwierig genug wäre) als Sammler und Zusammensteller bisheriger Leistungen Anderer auftritt: eine Thätigkeit, die unter Umständen dankenswerth genug seyn kann; er berechtigt zu der Erwartung, dass er selbst Forscher auf diesem Gebiete sey, die Sprache in ihrem ganzen Umfange kritisch und lexikalisch studirt habe, sein Blick durch sprachvergleichende Studien erweitert sey, und er dabei dennoch, bei der Masse des sich ihm darbietenden, ja aufdringenden Stoffes, Schärfe des Urtheils und Umsicht und Kraft genug besitze, die Masse zu bewältigen, zu ordnen, übersichtlich zu machen und zu einem Ganzen zu verarbeiten, das nicht blos Mosaik aus verschiedenem Gestein sey, sondern durch das sich, so zu sagen, der

---

*) Der Michaelismesskatalog d. J. kündigt auch das zweite Heft (Lieferung) als fertig an.

Digitized by Google

rothe Faden ziehe und sichtbar bleibe, welcher die Eigenthümlichkeit seiner Forschungen, die Berechtigung, mit seinen Vorgängern in die Schranken zu treten, beurkunde. Es kann für den, welcher die bisherigen Leistungen des Verf. dieses neuen Wörterbuches auf dem Gebiete der lateinischen Literatur, wenn auch nicht der lateinischen Lexikographie, kennt, keine Frage, kein Zweifel seyn, dass hier ein Berufener, ein Berechtigter auftrete, und nur zwei Bedenklichkeiten können dem Rufe „Willkommen" etwas störend in den Weg treten, nämlich ob dem Verf., den sein Beruf, sowie seine anderweitig übernommenen Beschäftigungen, Verpflichtungen, begonnenen oder versprochenen Werke in Anspruch nehmen, alles Dieses Musse und Kraft genug lassen werde, das in 15 Lieferungen, wie die vorliegende, zu erscheinen bestimmte Werk in nicht zu weit aus einander liegenden Zeitfristen erscheinen zu lassen, auch schon darum, weil, da ein Tag den andern lehrt, an den längst vor der Beendigung erschienenen einzelnen Heften, so sehr es auch vielleicht hie und da dem Verf. nöthig scheinen möchte, Nichts mehr zu ändern ist, ein Lexikon aber, wenn es bequem zu gebrauchen seyn soll, Supplemente nicht wohl duldet, da es durch diese eine störende und erschwerende Beilage erhält: eine Erscheinung, wofür das von Wenigen benützte, von Manchen, weil oft vergebens befragt, mit Unmuth bei Seite gelegte Supplementbändchen zu Schneider's griechisch-deutschem Wörterbuche einen Beleg gibt. Die zweite Bedenklichkeit ist die: Der Verleger verspricht das complete Werk in zwei Bänden für 8 Thlr. zu liefern, es sollen 15 Lieferungen werden, zu 13 bis 14 Bogen. Dass sie „so rasch als möglich sich folgen" sollen, dass „der Verf. seit Jahren mühevoll für sein Werk vorgearbeitet habe", sind zwar tröstende Versicherungen, aber beruhigen können sie denjenigen nicht ganz, der zweifelt, ob das versprochene Handwörterbuch ein Handwörterbuch werden und in den angegebenen oder auch ein wenig erweiterten Raum gefasst werden könne, so dass dabei die gewöhnliche Redensart der Verleger ausreiche: „Durch die kleine Erweiterung und dadurch nothwendig gewordene kleine Erhöhung des Preises habe das Werk, und somit die Käufer, nur gewonnen." Wir setzen nämlich voraus, dass das Werk gleichförmig werde bearbeitet seyn, und nicht so, dass der erste Theil einen überwiegend grossen Theil des Ganzen einnimmt und ausmacht. Vergleicht nun ein Zweifler das vorliegende Heft mit dem grösseren vierbändigen Wörterbuche von Freund und nimmt eine gleichförmige Behandlung an, so ergeben sich folgende Zahlenresultate. Während Hr. Klotz auf 416, etwas breitern, Columnen den Buchstaben A bis zu Aestimo bringt, steht Fr. an Aestimo, bei gleich

Digitized by Google

hohen Columnen, erst auf der 276sten. Das ganze Werk von Freund hat nicht volle 300 Bogen für seine vier Bände, und kostet etwa doppelt so viel, als das Klotz'sche kosten soll. Aber das Letztere fordert (so kann es scheinen), wenn es in dem jetzt angefangenen Verhältnisse vollendet werden und gleichmässig gearbeitet seyn soll, fast 400 Bogen, und noch nicht die Differenz in Anschlag gebracht, dass das Klotz'sche Handwörterbuch z. B. auf den Artikel A, Ab, Abs 38 Columnen verwendet, Freund für denselben Artikel nur 10 *). So sehr sich dadurch auf des Erstern Selbstständigkeit und reiche Studien schliessen lässt, so schwer wird dem Zweifler der Glaube werden, dass sich weder Hr. Klotz noch sein Verleger verrechnet habe. Mag nun der Erfolg und das Endergebniss dieses Bedenken rechtfertigen oder widerlegen: wir nehmen das Buch, d. h. den Theil desselben, der vorliegt, wie er ist, theilen erst das Nothwendige aus dem vom Verf. vorausgeschickten Prospectus (wie man's jetzt nennt) mit, und knüpfen daran, so weit es sich jetzt schon thun lässt, unsere Gedanken über das Ganze und unsere Bemerkungen zu einzelnen Artikeln.

Zuerst betrachten wir, was in dem Prospectus gesagt und zu leisten versprochen wird. Man habe, bemerkt Hr. Klotz, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts Material in grossen Thesauren aufgehäuft, im Einzelnen auch sey, namentlich von Gessner und Forcellini, manche treffliche Erklärung gegeben, im Ganzen aber doch der Stoff nicht durchgearbeitet, Etymologie und Grundbedeutung der Wörter nicht genug erforscht, die Bedeutungen nicht gehörig aus einander entwickelt, auch die Synonymik nicht genug beachtet. Dazu habe erst die neuere Zeit rechte Vorarbeiten geliefert, und damit habe denn auch eine neue Aera der Lexikographie begonnen. Vollständig gelungen könne noch keiner auch der neuern und neuesten Versuche genannt werden. Hr. Klotz glaubt nun im Ganzen und Einzelnen, natürlich auf den Schultern seiner Vorgänger stehend, Besseres leisten zu können, obgleich er seinen Vorgängern Geist und tüchtiges Streben nicht abspricht. Irrthümer aber, sagt er, habe er bei

*) Fast ganz so verhält sich der Artikel ad in beiden Wörterbüchern. — Doch da der Verf., wie wir unten sehen werden, im Prospectus sagt, er habe sich vorgenommen, „namentlich die Präpositionen, welche die Casusbeziehungen unterstützen, und die übrigen Partikeln, welche die grammatischen Fügungen vermitteln, aufs Sorgfältigste ins Auge zu fassen"; so dürfen uns gerade diese Artikel nicht als Massstab der allgemeinen Ausdehnung der übrigen erscheinen.

Digitized by Google

Allen gefunden, oft sehr ergötzliche: er wolle sie aber nicht auf eine gehässige Weise aufdecken oder lieblos züchtigen, zumal da er auch nicht ohne Irrthum gearbeitet zu haben glaube. Er wolle also liefern: 1) Den lateinischen Sprachschatz, die Wurzeln und die abgeleiteten Wörter, so weit ein Handwörterbuch es erträgt, Abstammung und Verwandtschaft angeben, die Grundbedeutung und den Sprachgebrauch entwickeln, Alles logisch aneinanderreihen, auch die Kunstausdrücke nicht übersehen; 2) die Constructionen der Wörter vollständiger und übersichtlicher darstellen, die Verbindungen angeben, auch die Partikeln, besonders die Präpositionen, vorzüglich berücksichtigen; 3) Etymologie, Synonymik und Alterthumskunde herbeiziehen, auch die Synonymik der Wortformen eines Stammes; 4) das Grammatische beachten, so weit es ins Lexikon gehört, in Hinsicht auf Etymologie und Syntaxe, nebst der Synonymik der syntaktischen Fügungen; endlich 5) die Eigennamen, auch die geographischen, einreihen.

Werfen wir nun unsere Blicke auf das Buch selbst, so begegnet uns zuerst ein schöner, gut in die Augen fallender Druck auf schönem Papier, eine lobenswerthe Correctheit, obgleich keine absolute: eine grosse, häufig die bei Freund weit überbietende Ausdehnung der Artikel in einer Anordnung, der man im Ganzen richtige und logische Aneinanderreihung und Ableitung der Bedeutungen nicht absprechen kann, die aber doch wegen ihrer Ausführlichkeit und der nothwendigen Zusammendrängung des Druckes, welche nicht vieles Abbrechen der Zeilen gestattet, der äussern Uebersichtlichkeit Eintrag thut, und das schnelle Auffinden eines Beispiels für eine bestimmte Bedeutung erschwert, auch, obgleich lohnend beim Durchstudiren eines solchen langen Artikels, dem Vorsatze, einen gelegentlichen Aufschluss zu finden, eine Hemmung in den Weg legt, und, je gehaltreicher der Artikel ist, desto gewisser ein Stadium desselben in Anspruch nimmt. Man sehe nur gleich den ersten, trefflich bearbeiteten, Artikel a, ab, abs. Wir freuen uns dieser Leistung: aber ganz gleichförmig kann das Werk auf dem auf 200 Bogen beschränkten Raume schwerlich gehalten werden.

Doch wenden wir uns zu Einzelnheiten, die, bei aller Umsicht des Verfassers, ja bei allem Reichthum, dennoch zu Bemerkungen Anlass geben, denen wir übrigens keinen weitern Werth beilegen, als ihnen ihr Gehalt wirklich gibt, und womit wir, soweit wir Raum ansprechen dürfen, nur unsere Aufmerksamkeit, die wir dem Werke schuldig zu seyn glaubten, beurkunden wollen. Zu S. 1 a. Das lange a findet sich nicht bloss als zwei a geschrieben, aber doch als eine Sylbe ausgesprochen,

Digitized by Google

sondern auch wirklich in zwei Sylben zerdehnt, z. B. bei Ennius Ann. VI. 39. in der Ausgabe von E. Spangenberg: — — sese flexere viæa, wo freilich Hr. Klotz (Cat. maj. 6.) viai liest. — Wenn a für ah (die Interjection) steht, wird zu bemerken seyn, dass es dann als das griechische ἄ zu nehmen ist. — A als Abkürzung hat ausser den angeführten Bedeutungen noch manche andere, wegen deren auf Grammat. Putschii, Orell. Inscript. und Pauly's Realencyklopädie verwiesen ist. Aber andere stehen auch überdies in folgenden ältern Werken: P. Apiani Inscr. S. 8. vetustatis, fol. Ingolst. 1534. Jo. Nicolai de Siglis Vett. (4. Lugd. B. 1711.) und Rasche's Lex. Abruptti in numismatis Romanorum (s. Nbgs. 1777.). — Bei abs war noch zu bemerken, dass es in der Zusammensetzung auch in der Form as erscheine, wie subs in der Form sus (in sustento), obs als os, in ostento. — S. 1 b. unten, bei der Verwandlung von ab in au sollte bemerkt seyn, das komme von der Aussprache des b und v, welche oft in dem Laute w zusammentrafen. — S. 2 a. sollte als die Grundbedeutung von ab nicht bloss von Etwas weg, sondern auch von Etwas her angegeben seyn; also auch S. 13 b. bei ab ostio nicht bloss an der Thüre und von der Thüre weg oder ab, sondern auch von der Thüre aus, nämlich an der Thüre stehend oder von dieser aus horchend. — Wenn es S. 23 b. am Schlusse von abdicare heisst, dieses Verbum stehe in gedrängter Darstellung auch absolut, ohne jede nähere Bezeichnung de N. D. II. 4. 11: augures rem ad senatum, senatus, ut abdi carent consules: abdicaverunt; so bemerken wir: dieses Verbum steht nicht sowohl grammatisch absolut, es ist vielmehr eine gleichsam oratorische Wirkung der Darstellung damit erzielt: gerade wie im ersten Satz referunt ausgelassen ist, und der Lexikograph oder Grammatiker doch nicht sagen kann: man habe den Gedanken „eine Sache dem Senat vortragen" auch ohne Verbum, durch rem ad senatum ausgedrückt. Blickt doch bei abdicarent und bei abdicaverunt das se consulatu, aus consules, stark genug heraus. — S. 23 b. wird abdere richtig von abscondere unterschieden, auch Döderlein's Synonymik IV. S. 50 dazu citirt. Dass aber, nach Döderlein, abdere einen „tumultuarischen Act" bezeichnen soll, will uns nicht recht einleuchten, wiewohl allerdings, dem condere gegenüber, mit dem es D. vergleicht, abdere eine stärkere Bedeutung hat. Hr. Klotz konnte etwa andeuten, dass bei abscondere die Präposition con vorzüglich oder hauptsächlich wirke, bei abdere die Bedeutung von ab. (S. Kl. unter abscondo.) Wenn z. B. Cic. de

Digitized by Google

Off. I. 35, 126 sagt: quae partes corporis — adspectum essent deformem habiturae — eas (hierzu hätte Hr. Kl. S. 24 b. natura aufnehmen sollen) contexit atque abdidit; so kann doch nicht gesagt werden, dass die Natur dabei tumultuarisch verfahren sey. Unter abditus sollte bei der Bemerkung, abditus komme öfters mit penitus verbunden vor, auch gesagt seyn, von den drei angeführten Stellen sey die erste, Off. II. 3. extr., eine Dichterstelle, und die beiden andern (de N. D. II. 60, 151. und I. 18, 49.) spielen offenbar auf jenen Vers an. — S. 25 a. steht durch einen Schreib- oder Druckfehler aus Virg. Aen. III. 631. quascunque adducite terras für abducite. — S. 25 b. wird eine und dieselbe Stelle (Ter. Ad. 3, 4, 36.) zweimal citirt; das erste Mal jedoch hunc abduce vinci zum Belege der Bedeutung abführen (nämlich um Jemand in Fesseln zu legen): das zweitemal als Beweis, dass man auch abduce gesagt habe. — S. 26 a. unten wird ripam abibis aus Virg. Aen. VI. 375 angeführt, und so haben allerdings die alten Ausgaben (ripamve iniussus abibis?): aber Heyne und Jahn haben obibis: adibis aber der Cod. Medic., und aus ihm der neueste Herausgeber, Ph. Wagner (1845). Man hat zwar jenes abibis durch die Lesart Aen. IV. 106: quo regnum Italiae Libycas averteret oras empfohlen, wogegen Einige dieses averteret in adverteret verwandeln wollten: allein hier ist die beste Autorität für averteret, und Voss übersetzt ganz in diesem Sinne: „dass sie der Italer Reich ablenkt' auf libysche Küsten": Neuffer freilich: „Auf die Libyerküst' Italia's Reich zu verpflanzen". — S. 27 a. unter 2) wird der passivische Gebrauch abitum est, abiri, abeatur, abiretur aus Livius und den Digesten angeführt, dann wieder S. 27 b. in einer Anmerkung abitur, als impersoncll, aus Plautus. Das brauchte nicht getrennt zu seyn. Auf derselben Seite unter 3) steht seltsam: „abire habe auch die Bedeutung des Fort- und Vergangenes". — Wenn Hr. Kl. unter abligurio die Bemerkung macht, es hätte bei Cic. Cat. II. 5, 10 nicht gegen die Handschriften aufgenommen werden sollen, weil es nur der Vulgärsprache angehöre; so bemerken wir dazu: a) dass der Redner absichtlich das gemeine Wort für eine sehr gemeine Handlungsweise gewählt haben kann, b) dass, wenn der Verf. dafür (was er nicht sagt) obligurierunt will, dieses um Nichts weniger gemein ist als jenes: Jenes hat Terentius, dieses wird, aber als den Satiren des Ennius angehörend, aus dem Donatus zu Ter. Phorm. II. 2, 25 angeführt; c) dass er aber etwa die dritte Lesart obligaverunt wolle, wie einige Handschriften bei Grav. haben, ist nicht zu denken.

Digitized by Google

Uebrigens ist abligurierunt nicht ganz gegen die Handschriften. Denn eine bei Muretus hat es, s. Mureti Opp. Ed. Ruhnk. T. II. p. 589 und P. Manutius nahm es auf. Auch ist nicht abzusehen, warum abligurio unpasslicher seyn soll als ligurio, das Cicero, neben dem auch nicht delicaten devorare, in Verr. II. 3, 76 braucht, indem er sagt lucra ligurire und pecuniam publicam devorare. — Mit der Etymologie von aboleo aus ἀπολέσαι (S. 33), neben adolesco (S. 151), aus ad und alesco, können wir uns nicht befreunden, wenn schon auch Döderlein für jenes ἀπολέσαι ist, und halten uns bei beiden an die Wurzel alo, ΑΛΔΩ oder ΑΛΘΩ. — Zu S. 40 a. unter absolvo bemerken wir, dass die aus Cic. Rosc. Com. 12, 36 citirte Stelle se a Fannio iudicio absolvere, so gesagt, unverständlich ist. Es sollte ausgehoben seyn: Curtam imperite agit, ut nec Roscium stipulatione alliget, neque a Fannio iudicio se absolvat? Nun sieht man erst, dass stipulatione alliget Roscium und iudicio se absolvat a Fannio einander gegenüberstehen und einander erläutern, so dass Eins oder das Andere geschehen sollte. Dergleichen Citate, wo die Stellen wegen zu wenig ausgehobener Worte unverständlich bleiben, sind uns übrigens mehrere aufgefallen, und sie sind in allen Wörterbüchern, auch den ausführlichsten, häufig. — Wenn der Verf. S. 35 sagt, von abrumpo komme das vulgäre Abruppen (vermuthlich rheinisch oder norddeutsch für abrupfen); so war wohl ebenso gut am Platze, unter absorbeo auf dessen Uebergang ins Deutsche aus sorbeo, sorbillo, in das alte sorfeln, surfeln (noch in Schwaben gebräuchlich) und das entstellte hochdeutsche schlürfen (holländisch slurpen, slorpen) hinzudeuten. — Unter absque S. 41 bemerken wir zu der Stelle aus Cic. ad Att. 1, 19, 1: nullam a me epistolam ad te sino absque argumento et sententia pervenire, dass auch wir diese Lesart der noch von Or. in der neuen Ausgabe aufgenommenen Oudendorp'schen Correctur sino sine argumento, die keine handschriftliche Autorität zu haben scheint, vorziehen: nicht darum, weil wir dem Cicero überhaupt jenen Ausdruck der Vulgärsprache vindiciren wollten, sondern weil wir glauben, Cicero habe sich diesen Ausdruck in einem vertraulichen Briefe um so eher erlaubt, weil er dadurch den Missklang sino sine vermied: ungefähr wie wir im Deutschen sagen: Ich will lieber als Betrogener, denn als Betrüger vor dir stehen: statt: als als Betrüger. — S. 42 b. wird unter abstinere citirt Martialis Epigr. IX. 86: Languidior noster si quando est Paulus, Atili, non se, sed convivas abstinet ille suos. Hier ist aber das den

Digitized by Google

Pentameter zerstörende sed wegzustreichen und bloss in Gedanken zu suppliren. — Wenn es S. 42 a. unter abstineo heisst, es stehe absolut selten, und meist nur in bestimmten Formeln, und S. 43 a. abstinere se stehe selten absolut und leicht nach dem Zusammenhang zu fassen; so gehört die letztere Bemerkung auch zu dem ersten Falle, z. B. dem aus Liv. 29, 18, 16 angeführten Beispiele: abstinerent manus: deam sua templa defensurum, wo nichts weniger als eine bestimmte Formel ist, sondern aus dem Zusammenhange leicht zu ergänzen ist, was verstanden werden muss, nämlich a transferenda pecunia, oder a thesauris movendis. — Unter abstrahere steht S. 44 a. oben: abziehen von —, mit der Erklärung: verhindern an Etwas. Diese Erklärung ist gleich für das erste Beispiel aus Cic. Sen. 6, 15 falsch, denn a rebus gerendis abstrahit senectus heisst nicht: das Alter verhindert an Thaten, sondern es lässt Einen, der bisher res gessit, dieses res gerere nicht fortsetzen. Abziehen ist auch in den einzelnen sonst noch dafür angeführten Stellen nicht sowohl verhindern, als vielmehr nicht fortmachen lassen. — Zu absum S. 44 b. bemerken wir, dass die Construction et domo absum et foro in der Prosa seltener als in der Poesie ist, wo der blosse Ablativ auf abesse folgt bei Sachen, Orten und Personen: z. B. im Atys des Catullus 60: Abero foro, palaestra, stadio et gymnasiis: — 59: Patria, bonis, amicis, genitoribus abero. (S. 45 b. med. steht aus Cic. Tusc. I. 31, 76 tantum abest abeo, statt ab eo, wie in der Zeile vorher richtig geschrieben ist.) S. 47 a. med. wird der in der ältern Sprache (bei Terentius und Afranius) vorkommenden auffallenden Construction absente nobis Erwähnung gethan und dazu bemerkt: „was, in Berücksichtigung der Fälle praesente ambobus, praesente amicis, praesente legatis, praesente testibus u. dgl. mit unserm: „abwesend“ oder gegenwärtig, in der Wendung: „Gegenwärtig: die Minister des Cultus und der Finanzen“ u. s. w. zu vergleichen ist.“ Aber die Vergleichung passt doch nur dann, wenn man annimmt, Gegenwärtig stehe für Gegenwärtige. Allein bei unserm Gegenwärtig ergänzen wir pluralisch waren oder sind, während bei praesente nur der Singular ergänzt werden kann, nicht aber, wie bei unserm Gegenwärtig der Singular ist, oder der Plural sind, weil der Plural zu praesente grammatisch gar nicht gedacht werden kann. Uebrigens da einmal diese Construction erwähnt wurde, so hätte, um nicht Studirende oder Lateinschreibende, welchen andere Bücher nicht zu Gebote stehen, zu Irrthü-

Digitized by Google

mern zu veranlassen, genauer angegeben werden sollen, bei wem denn, ausser den genannten zween Schriftstellern, jene Seltsamkeit sich zeige, und dass sie auch durch Interpretation zum Theil beseitigt wurde. Wir verweisen hier auf Vossii (J. Gerh.) Aristarchus, s. de Arte Gramm. Lib. VII. (de Construct.) c. 55. p. 532. Ed. Amst. 1662. 4., wo Pomponius, Attius, Fenestella, Novius, Plautus, Afranius, Donatus ad Terent. Eun. IV. 3, [7.] (wozu wir auch Ruhnken citiren, in der Ausg. von Bruns, p. 223.) Varro (bei Donat), Catullus (Carm. CVIII. 5 seq., in andern Ausgaben CVI. oder CVII.), Tibullus (III. 6, 55. S. dazu Broukh. p. 347 seq., gegen welchen Heyne, p. 221. Ed. IV. Wunderlich. durch Construction und Interpunction die anstössige Construction nobis merenti beseitigt). Vgl. auch Wunderlich zu der Stelle, Obss. p. 315 seq., der sie noch besser erklärt. — Ebend. würden wir die Stelle aus Terent. Eun. I. 2, 112: cum milite isto praesens absens ut sies, anstatt: nicht wahrhaft anwesend, lieber mit Ruhnken's Worten praesens corpore, absens animo erklären, worauf einigermassen die gleich darauf aus Augustin. Confess. IV. 4. (2. p. 95. ed. Antwerp. Plant. 1650. 8.) citirte Stelle führt. — S. 47 b. heisst es unter absumo, nach einem Citat aus Virgil, es stehe bei demselben Schriftsteller putant dentes in cornua absumi: da es doch bei Plinius H. N. steht, der an 2 Stellen vor der Virgilischen angeführt wird. Ebendas. fehlt an der aus Suet. August. 98. angeführten Stelle gerade das hierher gehörende Verbum absumpturos, das sich, ungeachtet neun Worte angeführt sind, doch nicht von selbst versteht. — S. 49 a. wird aus Brut. ap. Cic. ad Brut. I. 4, 4 angeführt omnia sic abunde adsunt, und gesagt, Orelli streiche hier abunde. Wir fügen hinzu: mit Recht. Es steht im Cod. Med. nicht; desswegen, und aus einem innern Grunde, schnitt es Or. in der neuen Ausgabe weg, nachdem er es in der ersten Ausg. beibehalten hatte. — Bei S. 51 a. med. wollen wir bestimmter angeben, dass in der Stelle des Cato de re rust. 76, 4, statt des falschen adusus der neuern Ausgaben, die Ausgabe des Ausonius Popma (Franeq. 1620. 8.) p. 45, jedoch unter Nr. 77, richtig abusus hat. — Unter accedo wird S. 55 b. l. 15. Ruhnken ad Rutil. Lup. p. 84, 114. Frotsch. citirt, Ref. hat die Frotscher'sche Ausg. nicht zur Hand, findet aber S. 84 bei Ruhnken die versprochene Bemerkung nicht. Ob etwa S. 58 gemeint ist? Unter demselben Artikel, am Ende, S. 56 sollte es wohl anders heissen, als: „Selten mit ungeschlossener Angabe dessen, was noch hinzukommt." — S. 56 b. wird in der Stelle aus Corn. Nep. Att. 22: ne ad id, quod natura cogeret, ipse quoque sibi accele-

Digitized by Google

raret das ad id für eine Dittographie erklärt. Hr. Kl. schreibt also id ohne ad. Wir stimmen bei, bemerken aber, dass er in seiner Ausgabe des Corn. Nepos von 1846 das ad id beibehalten hat, und vielleicht sich mit Heusinger's Bemerkung befriedigte, welcher sagt: accelerare ad aliquid sey so gut gesagt, als adire ad aliquem. Wir können diesem, wegen der transitiven Bedeutung von accelerare, nicht beistimmen. Ebend. unter accendere steht aus Virg. Aen. 5, 4: quae tantum incenderet ignem aus Versehen, für accenderit: wo übrigens wirklich eine Leidner Handschrift incenderit hat. Ebenso steht S. 57 a. unter demselben Worte bei 2) in Feuer und Fluth (für Gluth) bringen. — Warum nimmt der Verf. S. 58 b. med. in der Stelle aus Ammian. Marcellin. 24, 4, 22 die schlechtere Schreibung aenatorum für aeneatorum? S. ihn selbst S. 185 b. unter aenator und aeneator. — S. 62 b. l. 14. ab ult. ist das Citat aus Tac. Ann. XII. 25 (unter accingere) gar nicht verständlich, da der Verf. nur ausgehoben hat: se iuvene partem curarum capessituro. Es musste genommen werden: se quoque accingeret, iuvene partem curarum capessituro. — S. 64 a. l. 7. ab ult. ist die Stelle aus Plautus Amph. I. 1, 129: Ego-te-tuis prodictis et malefactis — accipiam unverständlich geworden, dadurch, dass nicht pro dictis gedruckt ist. — S. 66 b. unter accipiter ist zu der Stelle aus Plaut. Pers. III. 3, 5: populi labes pecuniarum accipiter bemerkt, es bezeichne metaphorisch einen habsüchtigen Menschen, wie es denn überhaupt auch einen Raubvogel bedeuten könne. Gut: aber für jene Stelle war es passend, anzudeuten, accipiter sey ein auf accipere anspielendes Wortspiel, zu dessen Uebersetzung unser Habicht, von haben, ganz gut passe. Wenn freilich Döderlein (Lat. Synon. u. Etymol. VI. p. 4) sagt: „accipiter ist ὠκύπτερος ὄρνις Hom. Il. XIII. 62"; so hat er nicht nur die Ansicht des Plautus und auch der meisten Neuern (auch unsers Verfassers), sondern auch den von ihm selbst angeführten Lucilius bei Caper (nach Hrn. Kl. bei Charis. I. p. 76. Putsch.) gegen sich, welcher diesen Raubvogel auch acceptor nennt. — Ebend. steht bei der Stadt Accis (jetzt Guadix el viejo), welches bei Andern Acci heisst, es liege in Hispania Tarragonensis, wie es auch in Pauly's Realencyklop. d. klass. Alterthumswissensch. I. p. 14 steht. Es muss aber Tarraconensis heissen, obgleich die Stadt, von der die Provinz benannt ist, jetzt Tarragona heisst: denn der alte Name ist bekanntlich Tarraco, Tarracon, Ταρράκων.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Klotz, Handwörterbuch der lateinischen Sprache.

(Schluss.)

Es kommt zwar im alten Hispanien auch ein Tarraga, aber im Gebiete der Vascones, weit gegen Norden von Tarraco: nach jenem war aber die Provinz nicht benannt. Jenes Tarraga aber, das Ptolemäus kennt, heisst jetzt Larraga.

Wir wagen es nicht, noch mehr Raum anzusprechen, um noch mehr Stellen durch das ganze Heft hin mit unsern Bemerkungen zu begleiten. Auch wollen wir uns die Aussicht auf die Vollendung des Werks nicht durch den Gedanken stören lassen, dass, abgesehen von der fast unzweifelhaften Verrechnung in Hinsicht auf den Raum, den das Ganze, gleichförmig so fortgearbeitet, wird einnehmen müssen, auch die Zeit der Vollendung nicht eben als nahe wird gedacht werden dürfen. Denn, sagt der Verleger im Prospectus, das Werk sey seit Jahren mühevoll vorgearbeitet, so wird das wohl ebenso gut vom Verfasser, ja eher noch als vom Verleger, zu verstehen seyn. Ueber Anordnung der Bedeutungen aber, Eintheilung und Unterabtheilung derselben und Aehnliches, wo überall die Subjectivität des Auffassenden eine grosse Rolle spielt und sich geltend macht, wollen wir uns in Beziehung auf einzelne Artikel, da das Ganze sich sehr durch Richtigkeit empfiehlt, nicht herumstreiten, auch wollen wir nicht tadeln, dass der Verf. sich bei manchen Artikeln (z. B. Ad, das über 36 Columnen einnimmt) wie in Abhandlungen ergeht: denn was er sagt, ist des Raumes gar sehr werth: wir wollen nur bemerken, dass unsere Ausstellungen, denen wir ohnehin wenig Gewicht beilegen, nicht den Werth des Werkes irgendwie zu schmälern beabsichtigen, so wenig als es die vielen andern thun würden, die wir unterdrücken. Und da das Werk nun einmal ein Handwörterbuch seyn will, wozu es ohnehin eher der Beschränkung als der Erweiterung bedürfen möchte, so unterdrücken wir mehrere Zusätze, die wir machen wollten: so wie wir auch die Sammlung von Wörtern, die wir gemacht hatten und die etwa Dieser oder Jener zur Vervollständigung noch aufgenommen wünschen

Digitized by Google

möchte, da das Aufnehmen derselben dem Plan des Verf. entgegen gewesen seyn mag, weglassen.

Ulm, November. **Dr. G. H. Moser.**

---

1) ***Die römischen Elogien und König Ludwig's Walhallagenossen. Eine literar-historische Abhandlung mit einem Anhange, enthaltend: Reste römischer Elogien und Proben einer lateinischen Uebersetzung der Walhallagenossen von Karl Zell, Dr. phil., grossh. bad. Ministerialrath. Stuttgart bei Metzler. 1847. 8.***

2) ***De Aristotele patriarum religionum aestimatore. Oratio quam ad auspicandum munus professoris publici ordinarii in literarum universitate Ruperto-Carola habuit Carolus Zell. Heidelbergae sumtibus Caroli Winter. 1848. 8.***

Indem der Verf. der beiden genannten Schriften einer für unsere Jahrbücher bestehenden Anordnung folgt, wornach einheimische Schriftsteller ihre Arbeiten selbst anzuzeigen pflegen, will er über den Zweck, welchen er bei jenen beiden Schriften im Auge hatte, sich erklären und zugleich diese Gelegenheit zur Beigabe einiger Nachträge benützen.

Die Veranlassung und den Mittelpunkt der ersten Schrift bilden die epigraphischen Elogien berühmter Römer, von welchen die meisten von Orelli Inscript. lat. collectio n. 534 — 546 zusammengestellt sind. Obgleich diese Denkmäler bekannt genug sind und seit Niebuhr in seiner römischen Geschichte aufs Neue darauf aufmerksam machte, auch nicht selten gebraucht und angeführt werden, so hatten sie doch bis auf die neueste Zeit keine besondere Bearbeitung des Textes gefunden, noch waren die damit zusammenhängenden epigraphischen und literarhistorischen Fragen einer speciellen und umfassenderen Behandlung unterworfen worden. Dem Unterzeichneten schien es der Mühe werth, die Lösung dieser Aufgabe zu versuchen. In dem Anhange der Schrift, welcher auch in einem besondern Abdruck erschienen ist (Elogiorum romanorum reliquiae additis ex opere Ludovici regis Bavariae regis quod inscribitur Walhalae consortes, capitibus latine versis. Ed. Carolus Zell. Stuttgartiae sumtibus librariae Metzlerianae. 1847.), werden alle diese epigraphischen Elogien und was dafür ausgegeben wird, in XXI Nummern, gegeben; zuerst XI vollständig oder fast vollständig erhaltene Stücke und von XII—XXI die Fragmente, mit exegetischem und kritischem Commentar und mit genauer Angabe der Fundorte und frühern Abdrücke. Zu den bei Orelli gege-

Digitized by Google

benen Elogien sind hier als Zuwachs hinzugekommen das Fragment eines in Pompeji neu aufgefundenen Elogiums des Aeneas; ferner drei schon früher gedruckte, aber bei Orelli fehlende Elogien des Valerius Corvinus, Aemilius Paulus mit dem jüngern Scipio Africanus, und des Pompejus, letzteres jedoch offenbar unecht. Die Fragen, welche sich im Allgemeinen an diese Denkmäler knüpfen, sind folgende: einmal über ihre Echtheit; dann ob wir im Falle der Echtheit in ihnen die Inschriften haben, welche an der historischen Reihe von Statuen berühmter Römer auf dem Forum des Augustus zu lesen waren; endlich ob die kurzen Lebensbeschreibungen in der Schrift des Aurelius Victor (De viris illustribus) aus denselben Elogien auf dem Forum des Augustus genommen seyen. Das Resultat der hier geführten Untersuchung spricht für die Echtheit und für die Wahrscheinlichkeit, dass darunter Inschriften von dem Forum Augusts sich finden. Was die Betrachtung der dritten Frage betrifft, so gibt sie ein recht auffallendes Beispiel, wie man in solchen Punkten der höhern Kritik, besonders von Seiten solcher Männer, welche gewichtvolle Autoritäten sind, sich vor ungenauen und vorschnellen Urtheilen zu hüten habe. Der Jesuit Morcelli, jener treffliche Erklärer römischer Inschriften, hatte, obgleich ganz bescheiden und zurückhaltend, die Vermuthung geäussert, in jenen Elogien könnten wohl Reste der Elogien auf dem Forum des Augustus sich erhalten haben. Borghesi hatte in dem Giornale arcadico gelegenheitlich die Schrift des Aurelius Victor genannt: „un' antica collectanea dei titoli che ornavano la basilica o il foro di una qualche città.“ Darauf nennt nun Niebuhr in der römischen Geschichte die Schrift des Aurelius Victor geradezu; „nach Borghesi's höchst glücklicher Vermuthung auf die Elogien der Statuen berühmter Männer vom Forum des Augustus begründet.“ Dieser Gedanke Niebuhr's wurde dann seither da und dort als eine ausgemachte Sache betrachtet. Aber Becker in seinem Handbuch der römischen Alterthümer (I. 56.), ohne sich auf die nähere Darlegung der Entstehung dieser Hypothese einzulassen, bringt Gründe gegen diese Ansicht bei aus der Schrift des Aurelius Victor selbst. Eine Unterstützung der Niebuhr'schen Ansicht, welche von Bunsen aus der Localität des Forum Augusts hergenommen wird, scheint dagegen nicht von Entscheidung. Becker berührt diesen Punkt nicht und auch in der Schrift des Unterzeichneten ist dieses durch ein Versehen unterlassen worden. Bunsen (Beschreibung d. St. Rom III. 2. S. 151) führt nämlich an, dass, wenn man aus jenem Büchlein des Aurelius Victor diejenigen Nummern ausstreiche, welche nicht vom Forum genommen seyn können, weil sie keine Triumphatoren betreffen, 56 oder 57 übrig blieben. Nun gäben

Digitized by Google

aber die 14 Nischen jeder Halle im Grundplan jenes Forums, wenn man eine doppelte Reihe derselben und der Ehrenbilder annähme, mit einer Statue über dem Tribunal gerade 58 Plätze. Aber abgesehen von der Ungewissheit über die Art der Aufstellung, so sagt Suetonius (Octav. c. 31) gar nicht, wie Bunsen annimmt, dass nur wirkliche Triumphatoren dort aufgestellt waren; sondern er nennt im Allgemeinen duces qui imperium populi romani ex minimo maximum reddidissent und sagt nur, die statuae seyen triumphali habitu gewesen. Dann werden ausserdem auch bei alten Schriftstellern unter diesen Statuen ausdrücklich die Statuen von Personen genannt, welche nicht triumphirt hatten, wie die Statue des Valerius Corvinus. Der Unterzeichnete kommt zu demselben Resultate wie Becker, dass Aurelius Victor nicht Abschriften der Elogien das Forum Augustus, wenn auch mit Zusätzen, enthalte. Eine nähere Betrachtung aber des ganzen hier angrenzenden Gebietes der Epigraphik und Literaturgeschichte, welche in der angezeigten Schrift angestellt wird, führt zu dem Resultat, dass diese epigraphischen Elogien, wie sie auf Grabdenkmalen, auf den imagines maiorum und auf Ehrenbildsäulen vorkamen, allerdings eine analoge literarische Gattung kürzerer biographischeu Darstellungen veranlassten, ähnlich wie die metrischen Aufschriften die literarische Gattung des Epigramms hervorriefen. Als Ausgangspunkt für dieses literarische Elogium bei den Römern werden die Hebdomaden des Terentius Varro und des Cornelius Nepos Werk De viris illustribus angenommen und näher beleuchtet. Es wird dann nachgewiesen, wie namentlich auch der Titel des zuletzt genannten Werkes mit dieser Art biographischer Darstellung in der Literatur sich fortsetzt bis auf des h. Hieronymus Werk De viris illustribus und weiter das Mittelalter hindurch bis zu der seit Paolo Giovio (Paul Jovius) beginnenden Reihe lateinisch geschriebener Elogia. Daran knüpft sich die Betrachtung derselben historischen Gattung in den modernen Nationalliteraturen, worin das französische akademische Eloge seit Fontenelle besonders hervortritt. Dabei ist auch übersichtlich zusammengestellt, was sich Verwandtes in der deutschen Literatur bis auf die neueste Zeit findet. So musste denn die Betrachtung zuletzt auf König Ludwigs Walhallagenossen kommen, welche nichts anderes sind als Elogia zu den Bildsäulen berühmter Deutschen in jenem grossartigen Bau, durch welchen dieselbe Idee verwirklicht wird, welche Augustus mit dem römischen Walhalla auf seinem Forum bezweckte. Nach dieser Grenze der hier versuchten Monographie über das epigraphische und literarische Elogium waren zur Bezeichnung des Inhaltes der Schrift die Walhallagenossen mit den römischen Elogien zu verbinden. Wie man

Digitized by Google

auch die in der kleinen Schrift ausgesprochenen Ansichten und Urtheile des Verf. aufnehmen mag, so scheint es ihm doch auch jetzt noch keine uninteressante Aufgabe gewesen zu seyn, diesen in bestimmter Abgrenzung hervortretenden Theil der Biographik von den ersten Anfängen bei den Römern bis jetzt in übersichtlicher Zusammenstellung und genetischer Entwicklung zu behandeln, wobei er die Befriedigung hat, nicht blos selbst manche sonst nicht so allgemein bekannte oder vergessene literarische Denkwürdigkeit kennen gelernt zu haben, sondern auch vielleicht andere Freunde der Literatur, welchen das Buch etwa in die Hand kommt, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Was die in dem Anhang mitgetheilte lateinische Uebersetzung von Abschnitten der Walhallagenossen betrifft, so mag sie leicht als ein sonderbares Curiosum erscheinen, besonders in einer Zeit, wo man den Gebrauch der lateinischen Sprache auch da zu verdrängen sucht, wo man sie als das allgemeine europäische Organ der Gelehrtenrepublik immer zu hören gewohnt war. Der Unterzeichnete will sich über diesen Theil des Anhanges offen aussprechen. Als er bei der Ueberschauung des Zweiges der Literatur, welchem er diese Monographie widmete, zur Lectüre der Walhallagenossen kam, so fielen ihm manche Eigenheiten der Form und der Sprache allerdings auf, aber das Werk selbst schien ihm seinem Inhalt nach, auch wenn kein König der Verf. wäre, bedeutend und interessant, vornehmlich auch durch die Vergleichung mit andern ähnlichen Darstellungen. Dass das Werk einen König zum Verf. hatte, konnte, wenn auch seinen innern Werth nicht ändern, doch seinem Interesse nichts entziehen, im Gegentheil dasselbe nur noch erhöhen. Denn wenn wir Gelehrten und Schriftsteller uns auch vor jeder Schmeichelei gegen die Grossen der Erde zu hüten haben, so muss es doch für uns immer eine erfreuliche und anziehende Erscheinung seyn, wenn Fürsten und Könige in den Geschäften und Zerstreuungen des Lebens Zeit, Lust und Kraft finden, Kunst und Literatur nicht blos zu schützen, sondern als ausübende Freunde aufzutreten und damit sich gleichsam in unsere Reihen zu stellen. Der Unterzeichnete nimmt wenigstens gar keinen Anstand, seine monarchische Gesinnung in dieser Beziehung zu bekennen und zu sagen, dass die Walhallagenossen auch als schriftstellerisches Werk eines deutschen Königs für ihn ein besonderes Interesse hatten. Die Eigenthümlichkeit der Sprache an so manchen Stellen, welche antiken Formen nachgebildet sind, veranlasste bei der Lectüre, sich diese und jene Stelle lateinisch zu denken, wodurch nicht selten die Wendung eines Gedankens, welche im Deutschen nicht ohne einen gewissen Zwang war, ihre natürliche Form gleichsam wieder-

Digitized by Google

fand. Diese Wahrnehmung und das Wohlgefallen an der lateinischen Sprache überhaupt, welche namentlich für solche gedrängte Ausdrucksweisen so sehr geeignet ist, führte dann unvermerkt zur Uebersetzung ganzer einzelner Abschnitte und so entstand dieser Anhang.

Die zweite kleine Schrift wurde durch eine Aenderung in der bisherigen Stellung des Unterzeichneten veranlasst, wodurch ihm das Glück zu Theil geworden ist, sich wieder vorzugsweise der literarischen Thätigkeit widmen zu können, während ihm andererseits die Gelegenheit gegeben ist, seine mehrjährigen Erfahrungen im Gebiete des öffentlichen Unterrichtes als auswärtiges Mitglied des grossherzoglichen Oberstudienrathes geltend zu machen. Zur Wahl gerade dieses Gegenstandes bestimmte ihn die Wahrnehmung, dass man weder in den Werken über Geschichte der Philosophie, noch in den Werken über Aristoteles eine genauere und umfassendere Darstellung des Verhältnisses des Aristoteles zur griechischen Volksreligion findet, obgleich in dem die ganze Weltgeschichte durchziehenden und bestimmenden Verhältniss zwischen Philosophie und positiver Religion auch dieser Ring in der Kette von nicht geringem Interesse ist. Wie wenig darüber in dem allgemeinen wissenschaftlichen Verkehr bisher verhandelt worden ist, mag unter andern folgende Stelle eines Schriftstellers beweisen, welcher eine grosse Belesenheit in den Werken über Geschichte der griechischen Religion zur Schau trägt. Dort heisst es in einer übersichtlichen Darstellung des Verhältnisses der griechischen Philosophen zur griechischen Volksreligion also: „Dans Aristote je n'ai trouvé aucune explication allegorique. Sous ce rapport comme sous bien d'autres il était veritable disciple de Socrate ... Macrobe pretend avoir lu dans Aristote qu'Apollon et Bacchus ne sont que deux noms de la même divinité. Dans les ouvrages que nous possédons de sa main on n'en trouve rien. (Memoire sur l'explication allegorique de la mythologie grecque par P. van Limburg Brouwer. A Groningue. 1847. S. 8.) Das, nebst der Bemerkung, dass das Werk de mundo als unecht hier nicht in Betrachtung zu ziehen sey, ist Alles, was der strenge Beurtheiler der bisherigen mythologischen Forschungen, über Aristoteles in dieser Beziehung zu sagen weiss. Dass über symbolische und allegorische Deutung der griechischen Volksreligion viel mehr als dieses bei Aristoteles zu finden ist; dass Aristoteles eine ganz andere Stellung auf diesem Gebiet einnimmt; dass somit dieses Urtheil wenigstens des gelehrten Mannes ganz unrichtig und ungründlich ist, das wird die angezeigte akademische Gelegenheitsschrift, wie auch sonst ihr Inhalt beurtheilt werden mag, schon durch die blosse Sammlung aristotelischer Stellen

Digitized by Google

hinreichend beweisen. Aber auch viel gewichtigere Autoritäten, welche sonst vorzugsweise berufen sind, die Leistungen des Philosophen zu würdigen, scheinen ihn in dieser Beziehung nicht immer gehörig zu würdigen; so selbst der Philosoph unserer Zeit, welcher sonst in anderer Beziehung verdient, neben Aristoteles genannt zu werden, selbst Schelling, wenn man anders die ohne Wissen und Willen desselben bekannt gemachten Vorlesungen berücksichtigen darf (S. 407). Das Resultat der in der hier angezeigten Rede gegebenen Darstellung führt vielmehr dahin, dass Aristoteles, wie überhaupt der positiven Religion, so namentlich der griechischen Volksreligion eine grosse Aufmerksamkeit und selbst Anerkennung zuwendete; dass er in vielen Vorstellungen derselben einen höhern geistigen Gehalt nachwies; dass er sie vielfältig zur Veranschaulichung oder Begründung seiner philosophischen Lehren anwendete, und andererseits durch philosophische Betrachtungsweise die Volksreligion in ethischer Beziehung zu unterstützen und zu veredeln bemüht war.

Zwischen Philosophie und positiver Religion ist ein natürlicher Gegensatz wie zwischen Centripetal- und Centrifugalkraft. Jeder Versuch durch harmonische Vermittlung beider die richtige Diagonale bei diesem Parallelogramm der Kräfte zu finden, ist, abgesehen von der Frage, ob nicht hierin auch das wissenschaftliche Ziel der Vollendung liege, jedenfalls im Interesse des Lebens und der Gesellschaft, welches noch über dem einseitigen wissenschaftlichen Interesse steht, höchst dankenswerth und um so wichtiger, von je grössern Denkern er unternommen wird. Diejenigen, welche statt positive Religionen in ihrem geistigen Gehalte und nach ihrem individuellen Charakter aufzufassen und zu würdigen, von einem einseitigen und beschränkten Standpunkte aus, nichts Besseres als immerwährende Declamationen gegen „Pfaffen“ und „Pfaffenthum“ vorzubringen wissen, könnten ausser von andern grossen Denkern auch von Aristoteles eine andere Art der Auffassung und Behandlung kennen lernen.

Zell.

Das Germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen. Dargestellt und erläutert von den Gebrüdern W. und B. Lindenschmit. Mainz, Verlag von Victor von Zabern. 1848. Mit dem Motto auf dem Titel: „Die Gräber mit Eisenwaffen stammen aus der Zeit der Völkerwanderung.“ II. und 54 Seiten in grösstem 8. und mit bildlichen Holzschnitten neben

Digitized by Google

dem Texte, mit Abbildungen von 16 mit allen ihren Mitgaben in den geöffneten Gräbern ruhenden Skeletten in lithographischem Farbendruck und mit einer grossen Tafel der einzelnen Grabergegenstände.

Diese Ausgrabungen und die Beschreibung derselben gehören zu dem Ersten und Ausgezeichnetsten, was wir in diesem Fache haben. Drei Dinge nämlich müssen sich zu beiden vereinen, wenn sie sollen recht geschehen: Geist, scharfer und unbefangener, der sehen kann und sehen will und von keinen Vorurtheilen und vorgefassten Meinungen sogleich von vorn herein umwölkt und irre geleitet ist, Wissenschaft, welche die nöthigen Kenntnisse besitzt, dem sich Darbietenden richtig seine Zeit und sein Volk anzuweisen, und Kunst, welche die Ausgrabungen mit der nöthigen Sorgfalt und Pünktlichkeit vorzunehmen versteht und alles Erscheinende, in dem Ganzen wie in dem Allereinzelsten, zu zeichnen und bildlich darzustellen vermag. Und diese drei Dinge sind wirklich bei den Ausgrabungen bei Selzen und deren Beschreibung und Abbildung auf seltene Weise vereinigt: Geist, Wissenschaft und vorzüglich auch Kunst. Die Herren Lindenschmit haben zumal nicht etwa nur einen tüchtigen Zeichner zur Seite gehabt, sondern sie sind selbst ausgezeichnete Maler, und was sie vortrefflich in Farben sogar gemalt, hat ihnen ein tüchtiger Lithograph, Hr. A. Weingärtner in Mainz, in dem besten Farbendrucke nachgebildet. Die 16 Abbildungen in Farbendruck, welche sechszehn der geöffneten Gräber mit ihren Skeletten und mit Allem, was diesen in die Gräber mitgegeben worden war, auf das Anschaulichste darstellen, haben ihres Gleichen nicht und sind das Vorzüglichste in ihrer Art, zumal auch in ihren völlig anatomischen Zeichnungen der ganzen Skelette und der Schädelformen besonders. Die colorirten Exemplare von Kruse's Necrolivonica sind gar nichts gegen diese Abbildungen, und selbst die so lobenswerthen colorirten Blätter der Züricher und Augsburger Gesellschaften stehen doch denselben nach. Hohes Lob auch verdienen die Holzschnitte: sie sind in ihrer Art selbst noch sorgfältiger und genauer nach den Zeichnungen gefertigt.

Und wo haben nun die Herren Lindenschmit gegraben und was haben sie gefunden und gegeben?

Sie haben gegraben unfern des Rheines oberhalb Mainz unweit Nierstein, dieses durch seinen Wein noch heute so berühmten Ortes, an Hügeln bei dem Dorfe Selzen hinter der Kirche und dem jetzigen Gottesacker, auf der Südseite und in der nächsten Umgebung des Dorfes, hart

Digitized by Google

an der alten Landstrasse, welche noch heute der Heerweg genannt wird. Daselbst befinden sich nämlich noch zwei uralte zusammen stossende Kirchhöfe oder Gottesäcker: einer der Selzener Mühle gegenüber, hinter der Kirche, mit ganz einfachen Gräbern in der blossen Erde, gerade so, wie wir unsere Gräber noch heute machen; und einer in Süden von diesem, auf der sogenannten Heuer-Gewann, mit Gräbern aus Steinplatten oder Plattenhäusern. Erstern Gottesacker hat man schon früher entdeckt, und derselbe scheint ursprünglich eine grosse Ausdehnung gehabt zu haben: er zieht sich nach NW zu jenseits des Heerweges und nach NO zu bis unter das Dorf Selzen, das später auf denselben gebaut worden ist. Ja, die Gräber setzen sich sogar jenseits über Selzen hinaus bis auf das Wahlheimer Feld fort. Der andere Kirchhof erstreckt sich nach S hin über die ganze Heuer-Gewann; und dieser konnte bis jetzt wegen des Anbaues des Feldes noch nicht genugsam untersucht werden. Viele Grabstätten sind auch auf demselben eben durch den Anbau entweder ganz oder halb zerstört worden; und es wurden hier bloss zwei noch wohl erhaltene, 8 bis 9 Fuss lange, Plattengräber geöffnet. Beide waren ihrer Hauptform nach gleich: sie bildeten ein von W nach O gestelltes Viereck, und die westliche Seite, wo das Haupt des Todten lag, war von breitern und höhern Platten gebaut, als die entgegengesetzte in Ost, bei den Füssen, wo das Grab niedrig und flach wurde. Und man hat auf dem ersten Kirchhofe, von dem eigentlich allein nur hier die Rede ist und seyn kann, zu dreien verschiedenen Malen gegraben: zuerst hat Hr. Kraft, Lehrer in Selzen, 6 Gräber, sodann Hr. Ludwig Lindenschmit in dem Jahre 1845 7, und endlich der letztere in dem Jahre 1846 noch 21 Gräber aufgedeckt, so dass also im Ganzen 34 Gräber untersucht worden sind. Diese waren von 5 bis zu 10 Fuss tief in dem Lehmboden und bildeten längliche, an den Ecken abgerundete, ziemlich regelmässige Vierecke.

In denselben aber hat man gefunden beerdigte Todten und zwar ein gesundes, grosses und kräftiges Geschlecht von vollständig regelmässigem Wuchse, mit rein europäischen ächt deutschen Hochschädeln und mit vollständig erhaltenen blendend weissen Zahnreihen. Die Männer, mit starken Arm- und Schenkelröhren, waren nicht unter $6\frac{1}{2}$ und bis 7, ja meistens selbst 7 Fuss, die Frauen aber nicht unter $5\frac{3}{4}$, 6, $6\frac{1}{2}$, ja eine Frau selbst 7 Fuss lang. Sie lagen mit gegen Sonnenaufgang gerichtetem Angesichte, also von W nach O, und mit zu beiden Seiten des Körpers gerade ausgestreckten Armen auf dem Rücken; nur Ein Todter hatte eine sitzende Stellung und war mit dem Oberkörper und Kopfe

Digitized by Google

ganz auf seine Schenkel und Kniee gebeugt. Kinderskelette wurden nicht gefunden; und die Todten lagen, in Einer Schichte nur, reihenweise geordnet, von S nach N neben einander. Nur zwei Gräber (und zwei Gräber auch auf der Heuer-Gewann mit Skeletten ohne alle Mitgaben zwischen den Plattengräbern) waren zwischen jene regelmässigen Reihen, wie es scheint, erst später und aus Mangel an Raum in der Richtung von S nach N eingegraben worden. Dadurch kam man zugleich den vier östlich von denselben bereits liegenden Todten zu nahe und brachte diese um ihre Köpfe. Denn den letzteren fehlten die Schädel ganz, sowie auch hier und da Theile des Oberkörpers. Diese Todten lagen, wie es wohl den HH. Lindenschmit nur schien, in der blossen Erde; doch scheinen vielmehr die Bretter, von welchen man noch unter dem Einen Todten ganze Schichten fand, auf Todtenladen hinzuweisen; und diese Todtenladen bei den übrigen Todten gänzlich vermodert gewesen zu seyn. „Kleine Brandplätze, Aschen- und Kohlenreste waren, mit sehr geringen Ausnahmen, in jedem Grabe zu sehen.“ — Kann aber dieses nicht zum Theile wenigstens das vermoderte Holz der Todtenladen gewesen seyn? — Männer waren es weit mehr als Frauen: die 28 Gräber, welche uns näher beschrieben werden, enthielten 20 Männer und nur 8 Frauen. Und bei jenen in dem Heuer geöffneten Gräbern befand sich auch eine Grube, voll der verschiedensten Thierknochen, über denen eine tiefe Aschenschichte lag. Es zeigten sich Knochen von Schweinen, Stieren und Rehen, Vogelgerippe, namentlich Hahnenfüsse, so auch Knochen von Pferden und Hunden.

Diese Todten alle aber hatten noch ihre nach Alter, Geschlecht und Vermögen sehr ungleiche, reichere oder geringere, Grabesausstattung. Und zwar fand man an beiden, an Männern und Frauen zugleich: nach den vielfach noch deutlichen Abdrücken auf dem Letten und an dem Roste der Eisenschnallen die deutlichsten Spuren einer engen kurzen Unterkleidung unmittelbar auf dem Körper von feinerer oder stärkerer Leinwand und eben so die unverkennbaren Zeichen einer, wohl über jener getragenen, Pelz- oder Lederkleidung, sowie nicht minder durchgängig die Spuren eines Gürtels, welcher über die enge Kleidung um den Leib ging und allgemein aus einer stärkern Leinwand, bei einzelnen Männern auch aus Leder, gemacht und mit kleinen Nägeln von Weissmetall dicht beschlägen, sowie bei einzelnen Frauen auch mit dünnem Bronzeblech verziert war, und welcher von einer eisernen oder weissmetallenen, ja auch bei Einem Manne von einer mit Einsätzen aus rothem Glase verzierten silbernen Schliesse zusammengehalten war. Dazu trugen beide, Männer und Frauen, zugleich: je zwei Hefteln (fibulae) auf der Brust, die Männer

Digitized by Google

eiserne, jedoch auch bronzene und selbst oben an fünf vorspringenden Knöpfen mit rothem Glase besetzte, die Frauen selbst zwei silberne mit rothen Glaseinsätzen, und zu diesen noch zwei von vergoldeter Bronze, also vier Hefteln, sowie noch dazu kleine Bronzeringchen, Nadeln von Eisen oder Bronze und Krappen von Weissmetall, auch eine kleine römische Fibula von Bronze; — an jedem Knie ein feines Schnällchen, ohne Zweifel eines Knieriemens; — weiter unten an den Knöcheln der Füsse kleine weissmetallene Beschlägstückchen von Riemen und Riemenstücke, offenbar von einer Fussbekleidung; — Schmuck von trefflich gearbeiteten vielfarbigen Korallen aus Bernstein, Glas und Thon, zumal alle Frauen ganze Schnüre um den Hals und die Handgelenke; — den öfter mit Bronzeblech beschlagenen Kamm von hartem Holze mit Zähnen an beiden Seiten; — grössere und kleinere Messer, oft zwei, ja die Frauen Messerchen von Eisen oder Bronze, welche meistens entweder an dem Gürtel oder an einem längern Bande weiter unten in der Gegend der Kniee hingen, zum Theile auch in einer mit Silber beschlagenen Scheide stacken, und unter denen besonders ein $11\frac{1}{2}$ Zoll langes Messer ist, dessen hölzernen mit Bronze beschlagenen und oben gekrümmten Griff Einsätze von rothem und grünem Glase verzieren; — Scheeren von Eisen; — Stahl und Feuerstein; — Becken von dünnem Bronzeblech, zumal bei einer Frau eines mit Haselnüssen, sowie auch ein kleines Schälchen von Bronzeblech; — Trinkbecher von Glas, und zwar unten abgerundete, die nicht stehen können, sondern immer ausgetrunken und auf den Rand gestülpt werden mussten, zumal einen grossen prachtvollen, sowie auch ein 4 Zoll hohes feines Gläschen; — zahlreiche Thongefässe sehr verschiedener Art, aber nie von römischer, sondern von eigenthümlicher Form, und aus dem Letten der Gegend, von mehr oder minder geschickter Hand auf der Drehscheibe gefertigte, durch Punkte, Striche, Schlangenlinien, Ringe etc. verzierte, feinere und gröbere, ja ganz ordinäre Kochgeschirre, wie unsere heutigen Milchhäfen, mit Henken; besonders einen noch von dem Feuer geschwärzten Hafen mit zweien Hahnenfüssen, wie Urnen gestaltete Schalen, Töpfchen etc., auch ein kleines ächt römisches Töpfchen aus der rothen Siegelerde, und besonders (S. 7) ein höchst merkwürdiges graues Thongefäss mit vier Streifen, auf denen immer ein durch eine Form eingedrucktes Ornament wiederkehrt, welches zum Theile ganz so ist, wie die Verzierungen auf dem einen der drei Merowingischen Grabsteine in Mainz; — zumal grosse Thongefässe zu den Füssen der Skelette mit einer ganzen Anzahl denselben mit in das Grab gegebener Gegenstände; — römische Münzen: der Männer einer in der untern Kinnlade ein kleines

Digitized by Google

Silbermünzchen von Justinianus I., ein anderer eine grössere Silbermünze eben dieses Kaisers in dem Munde, und ein dritter ein kleines Bruchstückchen einer Silbermünze, sowie eine Frau eine durchbohrte Münze des Kaisers Constantin des Grossen an einem Zierbande der Hand; — und endlich Thierreste: ein Mann, das Skelett eines nicht sehr grossen unbeschlagenen Pferdes mit Sattel und Zeug, zumal mit der eisernen Trense, und eine Frau einen Stierschädel unten neben ihren Füssen, und eine andere Frau ein Vogelgerippe. — — Die Frauen allein hatten: Ohrringe von Silber, aber immer nur Einen an dem linken Ohre; — ein schweres silbernes Armband und einen Armring von Bronze; — Fingerreife von Bronze; — ein breites Wiegemesser von Eisen mit zweien Handhaben, gleichwie man heute noch solche Messer hat; — einen kleinen Schleifstein; — Spindelespern oder Würtel von gebranntem Thone und von Bein, grössere und kleinere; — einen zum Anhängen mit einem Loche versehenen stark abgenutzten Eberzahn, der vielleicht zum Glätten, wahrscheinlicher zu einem Amulete diente, und ein Stück Eisenerz. — — Den Männern allein endlich waren mit in das Grab gegeben: ein Bronzering von nur 3 Zoll Durchmesser und von ungewöhnlicher Form, der vielleicht dazu gedient hatte, den Schopf des aufgekämmten Haupthaares zusammenzuhalten; — eine Tasche wohl an der linken Seite des Gürtels, deren Schnalle noch gefunden wurde und in welcher Scheere, Feuerstein, Stahl und ein noch federkräftiges Zängchen von Bronze staken; ein kleiner Schlüssel von Bronze; ein Stift von Bronze; ein kleiner Griffel von Bein, und der Sporn von Eisen nur mit einem ganz kurzen Stachel hinten ohne Rädchen, immer nur Einer an dem linken Fusse; sowie die verschiedensten Waffen. Diese bestehen nämlich in der Spatha oder dem bis 3′ langen zweischneidigen Schwerte in einer Scheide von Birkenrinde und öfter mit einem Knopfe von Bronze, sowie mit einem Gehänge mit einer grossen eisernen Schnalle, — in der einschneidigen bis 1′ 5″ langen Semispatha oder dem kürzern Schwerte, — in grössern Messern, — in der langen Lanze mit ungeheurer, bis 1′ 9″ langen schlanken Spitze von Eisen, — in dem kürzern Speere oder Wurfspiesse, — in dem Bogen mit $4\frac{1}{3}$″ langen Pfeilen, — in einer ganz eigenthümlichen 4′ und 2″ langen Eisenstange, die an ihrem Ende noch deutliche Holzspuren, vielleicht von auf denselben befestigt gewesenen Thiergestalten, zeigt und wohl zu einem Feldzeichen gehörte, — in dem Schilde mit rundem grossen, 7″ in dem Durchmesser habenden, Eisenbuckel mit bronzenen Nagelknöpfen und noch mit den Resten des Spangenwerkes, — und zumal in schmalen 6″ langen Aexten von Eisen, von denen man noch vier fand,

Digitized by Google

und in einem $6^1/_2$″ langen Beile mit ganz breiter Schneide. Und es lagen bei den Männern: die Spatha an keiner bestimmten gleichen Stelle, — die Semispatha allein an der linken Seite meistens von dem Becken aufwärts über dem Körper, die übrigen Waffen aber an der rechten Seite, und zwar die Aexte neben den Unterbeinen mit den Stielen von Holz aufwärts und die Lanzen neben und unterhalb der Füsse. Die Pfeile fanden sich öfter unten zwischen den Füssen, und die Skelette hatten meistens zwei Pfeile. — — In dieser Todtenausstattung aber prädominiren das Eisen und Silber, die Stoffe der Alterthümer der jüngsten Periode, so dass die HH. Lindenschmit auch das mitgetheilte Motto sogleich auf den Titel gesetzt haben. Denn zuerst erscheint der Stein und Bernstein, dann kommt die Bronze neben dem Golde, und zuletzt erst wurden gebraucht das Eisen und Silber. Sachen von Gold haben die Selzener Gräber nicht, sondern nur wenige vergoldete.

Das also sind die Selzener Gräber. Und um das Volk und die Zeit derselben fest zu bestimmen, vergleichen sie die HH. Lindenschmit mit einer kleinen Anzahl nur der wichtigsten erst in neuerer Zeit entdeckten Gräber. Allein dieses scheint nicht zu genügen. Damit man vielmehr erkennt, wie sehr sich solche Erdgräber, Plattengräber und zugleich auch gemauerte Gräber ganz mit gleicher Ausstattung und auch ohne alle Ausstattung über ganz Süddeutschland und die Schweiz verbreiten und bis tief in die Alpen hinein erstrecken, wollen wir hier wenigstens nur die Orte nennen, wo solche Gräber bis jetzt gefunden worden sind, indem wir von dem Niederrheine bis zu den Alpen aufwärts und von den Quellen der Donau bis zu ihrem Ausflusse aus Deutschland abwärts steigen. Wir bezeichnen die Orte mit Gräbern in der blossen Erde mit Ausstattung mit aa, ohne Ausstattung mit a nur, die Orte mit Plattengräbern mit Ausstattung mit bb, ohne Ausstattung mit b, und die Orte mit gemauerten Gräbern mit Ausstattung mit cc und ohne Ausstattung mit c. Und da haben wir in dem Rheingebiete Gräber: zwischen Neuwied und Heddesdorf aa, in dem Lahngebiete bei Herborn aa, unterhalb Mainz bei Graurod und bei Schierstein aa, in dem Maingebiete bei der Schwadermühle unfern Cadolzburg aa, oberhalb Mainz unfern Oppenheim bei Nierstein und bei Schwabsburg bb, bei Selzen aa, bb und b, bei Wahlheim bb, bei Hessloch und bei Eppelsheim bb (mit Spuren von verweseten Särgen), unfern Mannheim: bei Käferthal, bei dem Strassenheimer Hofe, bei Wahlstadt, bei Feudenheim und in dem Schwetzinger Schlossgarten lauter aa, in dem Gebiete des Neckars: bei Sinsheim aa und a, bei Auerbach unfern Mosbach aa, bei Neckarelz cc, bei Gundels-

Digitized by Google

heim bb, bei Zell Oberamts Backnang aa, bei Kornwestheim unfern Ludwigsburg aa, bei Zatzenhausen cc mit Platten oben, bei Canstadt aa, bb und cc, bei Urach bb, bei dem Vaihinger Hofe unfern Rottweil cc, bei Gölsdorf bb, bei Hochmauern bb, bei Bühlingen bb und bei Spaichingen cc, — unfern des Rheines bei Rheinzabern aa, in dem Gebiete der Schutter bei Dinglingen und bei Altdorf bb, — unfern Freiburg bei Merzhausen bb, bei Ebringen bb, bei Sölden cc, bei Norsingen aa mit Steinplatten oben nur, bei Ehrenstätten bb, bei Heitersheim aa mit einer Platte oben, und bei Horn in Südwesten des Feldberges bb; — in dem Wiesegebiete unfern Schopfheim bei Adelshausen und bei Eichsel bb, in dem Schluchgebiete bei Weilheim aa und in dem Wutachgebiete bei Döggingen aa, bei Brunnadern in Tuffstein eingehauene Gräber, bei Wilmenthiengen und bei Thiengen cc, sowie jenseits des Rheines: an dem Untersee bei Eschenz ein Todtengewölbe, — an dem Greifensee bei Stänikon aa und bb; — das Limatgebiet hinauf: bei Altstetten bb, in der Forch aa, auf dem Entibüchel bei Zürich aa, bei Küssnacht cc, bei Thalwyl b und bei Bonstetten b; — in dem Gebiete der Reuss bei Birmensdorf bb und bei Lunnern aa mit Platten oben; — in dem Gebiete der Aar: bei Kienberg bb, bei Hägendorf bb, bei Gränchen bb und bei Würmlos aa, — an dem Mölibache bei dem Eglinger Hofe (Kloster Iglingen) und bei Wintersingen bb; — in dem Gebiete der Ergelz bei Höllstein in dem Sisthale bb und bei Rigoldswyl cc; — in dem Birsthale bei der Abtei Dornek bb; — in dem Birsigthale bei Metzerlen und bei Witterswyl bb; und bei Bel Air unfern Cheseaux oberhalb Lausanne aa mit hölzernen Särgen und darüber bb und aa. — — In dem Donaugebiete aber boten sich Gräber dar: bei Aasen Bezirksamts Hüfingen aa; — in dem Gebiete der Ella bei Oberflecht aa mit Todtenbäumen, bei Stetten unfern Mühlheim aa; — in dem Gebiete des Baren: bei Gosheim, Wehingen, Bubsheim, Egesheim, Oberdiegesheim, Ensesheim und Bärenthal lauter aa; — in dem Gebiete der Brenz bei Ober-Stotzingen unter aa und darüber a, auch Todtenhügel; — in dem Gebiete der Wörnitz: bei Heinsfahrt unfern Oettingen aa und bei Ebermergen unfern Haarburg aa; — in dem Gebiete der Schmutter bei Nordendorf aa; — in dem Gebiete des Lech: bei Gross-Aitingen aa, bei Oberhausen bb und bei Langweid aa; — unweit Neuburg an der Donau bei Laisacker aa; — in dem Gebiete der Isar bei Freimann aa, und zumal noch in dem Inngebiete unfern der Salza oder Salzach: bei Mayerhofen, Berg, Oed, Muttering, Fridolfing, Hausmanning, Palling, Fürst und Rauherding lauter aa. — In dem Rheingebiete aber findet sich neben dem Eisen mehr das Silber, das Donaugebiet

Digitized by Google

strahlet mehr in Gold; und die Krone aller Ausstattungen ist und blieb bis jetzt das dem alten kunstreichen Augsburg nahe Nordendorf. — Solche Gräber finden sich selbst auch in Dänemark, Norwegen und Schweden, ja selbst in den von Kruse in seiner Necrolivonica beschriebenen Gräbern in Liv-, Esth- und Curland und zu Stowting in Kennt, der südlichsten Grafschaft Englands; und ganz gleiche Schmucksachen und Waffen bieten uns selbst auch Gräberhügel, wie namentlich die von Wiesenthal bei Philippsburg und die von Ober-Stotzingen, dar.

Und um nun wenigstens eine Anzahl und zwar eine grössere, von wesentlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten, mit den HH. Lindenschmit, anzugeben, welche die Selzener Gräber mit allen diesen genannten einzelnen Gräbern mehr oder weniger gemein haben; so fand man die Reste von Todtenladen auch bei Eppelsheim und Ober-Stotzingen, ja ganze Todtenbäume und Todtenbettgestelle bei Oberflacht; — ganz dieselbe Schädelform bei Nordendorf und Fridolfing; und sehr häufig die Mischung mit römischen Gefässen, Fibeln etc., namentlich auch römischen Münzen, als mit Münzen von Trajan bei Gross-Aitingen, von Antoninus Pius bei Hessloch, von der jüngern Faustina bei Schwetzingen, von Probus bei Bühlingen, von Domitian und Trajan bis Maximianus Herculius bei Fridolfing, von Constantin dem Grossen bei Eppelsheim, von Augustus bis Jovian bei Ascheraden, von der Gens Julia bis Valentinian I. und Valens bei Nordendorf, und von Mag. Maximus und selbst von den Merowingern und Karolingern bei Bel Air. Die Waffen alle sind wie die bei Sinsheim, Nordendorf, Fridolfing, Herborn, Ober-Stotzingen etc., namentlich die Streitäxte wie die bei Eppelsheim, Döggingen, Graurod, Schierstein, Herborn; die Schildbuckel wie die bei Sinsheim, Bühlingen, Schwetzingen, Graurod, Kienberg, Nordendorf, Fridolfing, Heinsfahrt, Hausmanning, Ebermergen etc. Die Stange zu dem Feldzeichen wie die bei Eppelsheim, und das Pferdegeschirr, namentlich die Trense, wie dies bei Sinsheim, Bühlingen, Nordendorf, Ebermergen, Ascheraden etc., sowie nicht minder die Hippe, wie die von Schierstein; das Wiegemesser wie die von Eppelsheim, Lausanne und in Skandinavien gefundenen; Stahl und Feuerstein wie die von Cadolzburg und Nordendorf; die Zängchen (Lampenzängchen) von Bronze wie die von Nordendorf, Oberflacht, Sinsheim, Schwetzingen etc.; die Zierscheiben wie die von Entibüchel, Auerbach, Wiesenthal, Nordendorf etc.; die Fussbekleidung wie die von Wiesenthal, Nordendorf, Ebringen, Ascheraden etc.; die Schnällchen an der Kniebeuge wie die von Nordendorf, Wiesenthal etc.; die Becken und Schälchen von Erz wie die von Neuwied, Feudenheim, Entibüchel etc.; die Trinkbecher

Digitized by Google

von Glas wie die von Bel Air, Oberflacht, Eppelsheim, Schwetzingen, Graurod, Schierstein, Mainz, Bingen, Nierstein, Alzei, Rheinzabern, Fürst etc.; das Bronzegefäss mit den Haselnüssen selbst, wie ein solches bei Langweid; und die Haselnüsse überhaupt wie die bei Oberflacht; die Thiergebeine, namentlich die von Rossen, wie die bei Nordendorf, Langweid, Heidenheim, Oberflacht, Sinsheim, Ascheraden, Wiesenthal etc.; die Tasche wie die von Fridolfing; die irdenen Gefässe mit mancherlei Gegenständen wie die von Schwetzingen und Nordendorf; das Stück Eisenerz wie solche Stücke bei Wiesenthal. Und berühren wir endlich noch die Schmucksachen, wie viele gleichen lassen sich da nicht weit und breit auffinden und wie zeigt der Schmuck in beinahe allen den genannten Gräbern in den zwar etwas rohen, aber reichen Verzierungen in Linien, in Sonnenkreisen und in vielfältigen Verschlingungen von Gestalten, in Thieren und Menschen, in Drachen und Schlangen zumal, ein den Römern und Griechen ganz fremdes und mehr nach dem Oriente hindeutendes Gepräge, wie weiset er mehr auf den skandinavischen Norden und die wundersamen phantastischen Gestalten an den ältesten deutschen Domen hin; wie haben wir hier einen Styl, welcher, wie die HH. Lindenschmit so wahr sagen, den Uebergang der spätern römischen Ornamentik in jenen verwildernden und phantastischen Geschmack der Völkerwanderungszeit bezeichnet! Und um hier nur drei Stücke zu vergleichen: die Gewandnadel von Gestalt eines Raubvogels, vielleicht Falken, mit eingesetzten Glasaugen S. 25 ist ganz so wie solche Nadeln von Nordendorf und Neuwied; die Fibula S. 5 ganz gleichfalls wie eine solche bei Neuwied; und das Gehänge S. 25 ganz beinahe wie solche Gehänge von Wiesenthal, Nordendorf und Ascheraden.

Aus diesen Gleichungen aber, die wir hätten noch gar sehr vermehren können, geht unwidersprechlich der Satz hervor, dass die genannten Gräber alle von demselben Volke sind, das seine Todten bei Selzen begraben hat. — Was ist dieses nun für ein Volk? — Es ist ein Deutsches und zwar das Fränkische. Dafür zeugen zumal die Münzen von Justinian I., der von 527 bis 565 regierte; dafür das Ornament an dem einen Gefässe, ganz beinahe wie eines auf dem einen Merowingischen Grabsteine in Mainz; dafür die ganze Fränkische Bewaffnung, zumal die Francisca, die man noch nirgends so zahlreich gefunden hat; dafür die so vielfache Aehnlichkeit der Gegenstände der Selzener Gräber mit den in König Childerich's I. Grabe gefundenen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lindenschmit, das Germanische Todtenlager bei Selzen.

(Schluss.)

Die Agricultur hatte schon vor Chlodowich Fortschritte gemacht und Flachs wurde zu Kleidung gezogen. Eisen, Gold und Silber wussten schon geschickte Künstler unter den Franken selbst zu verarbeiten. Dazu waren Waffenfabriken aller Art noch von den Zeiten der Römer her durch ganz Gallien verbreitet und konnten die Völker an dem Rheine und der Donau alle aus diesen ihre so gleichen Waffen beziehen. Die Notitia Imperii gibt (II. 33) selbst die Namen dieser Fabriken an, und liefert zugleich die Bildnisse dieser Waffen. Falken wusste man zur Jagd abzurichten. Der Gürtel ist entschieden Fränkisch. Ueberhaupt den Frankenfürsten Sigimer beschreibend, sagt Sidonius Apollinaris (IV. 20): „Der Vorderfuss trug eine Hülle von haarigem Leder, festgebunden an dem Knöchel; Waden, Knie und Schenkel blieben nackend; ein knapp anpassendes mehrfarbiges Kleid reichte mit den untern sich erweiternden Theilen kaum bis an die Kniekehle, an dem obern Theile reichte es zur Oeffnung der unbedeckten Arme, ein grünlicher Kriegsrock überdeckte das Ganze.“ Darzu liessen die Fränkischen Könige selbst nicht blos Münzen schlagen, sondern galten in Gallien, und an dem Rheine auch, die Römischen Münzen. Schlüssel und Schlösser waren nicht minder gebräuchlich bei den Franken. (Ich verweise auf den zweiten Band der Deutschen Verfassungsgeschichte von Georg Waiz.) — Dazu gehen die HH. Lindenschmit in die ganze Geschichte von Mainz und der Umgegend ein und thun sie auch aus derselben auf glänzende Weise dar, dass die Gräber von Selzen nur Fränkische seyn können. Und zwar sind es Fränkisch-christliche Gräber: das Grab gehöret dem Christenthume, der Gräberhügel dem Heidenthume an. Einzelnes in den Selzener Gräbern darf uns nicht irren: die ganze Todtenausstattung überhaupt blieb noch lange unter den christianisirten Heiden, die oft ausser der Taufe noch wenig von dem eigentlichen Christenthume empfangen hatten; und gleichwie die in der Sierra de Elvira bei Granada entdeckten Römischen Todten noch die Münzen für den Charon in dem Munde hatten; so sehen wir solche Münzen in den christlichen Särgen

Digitized by Google

des vierten Jahrhunderts von Trier und selbst in den christlichen Katakomben zu Neapel. Findet man doch auch sogar die gläsernen Gefässe in den letztern; und opferten doch in dem Jahre 539 die Franken selbst noch Menschen!!

Wie aber die Selzener Gräber Christlich-Fränkische sind, so sind die gleichen genannten Gräber alle in dem Rhein- und Donau-Gebiete Christlich-Deutsche überhaupt, und zwar gehören die Erdgräber mit den vielen Mitgaben der frühern, die Plattengräber und gemauerten Gräber mit schon wenigen Mitgaben der weitern, und die Gräber ohne alle Mitgaben der spätern christlichen Zeit an. Jene Erdgräber reihen sich unmittelbar an die letzten heidnischen Todtenhügel, namentlich z. B. an die von Wiesenthal und Ober-Stotzingen. Und die Gräber an dem Ober-Rheine sind gewiss meistens Alemannische, die an dem Unter-Rheine mehr Fränkische; die an der Donau wohl auch grössten Theiles Alemannische, die in der westlichen Schweiz, wie namentlich die bei Bel Air, ohne Zweifel meistens Burgundische; gleichwie die auf heim sich endenden Orte bei diesen Gräbern offenbar von den Franken, die auf ing sich schliessenden Orte von den Alemannen gegründet sind. Doch den bestimmten Unterschied zwischen Alemannen-, Franken- und Burgunder-Gräbern vermögen wir noch nicht anzugeben. Möchten deswegen noch recht viele Gräber, wie die bei Selzen, entdeckt und beschrieben werden! Dann wird sich dieser Unterschied immer klarer herausstellen. Dank den HH. Lindenschmit für ihre kunstvollen Untersuchungen und tiefe Forschungen, zumal aber für ihre einzigen guten und schönen bildlichen Darstellungen. Durch sie ist ein sehr bedeutendes Glied in der grossen Kette der Gräber mehr gewonnen.

Karl Wilhelmi.

The American Light-House Guide: with sailing directions, for the use of the mariner: founded on official reports received at the treasury department of the United States, with a general view of the coast from the St. Lawrence to the Rio del Norte, including an account of the lights on the Gulf of Mexico, Caribbean sea, and the South American Atlantic coast, also sailing directions for the gulf and river St. Lawrence, according to the official reports received from the Trinity Board of Quebec: by Robert Mills, P. A., engineer and architect, member of the na-

Digitized by Google

tional institute. City of Washington. Mit dem Motto: „Thro the mists of the deep see the Light-house fire blazing, like a star in the midst of the ocean.“ Washington. 189 pages. 8.

Wenn eine Anzeige eines solchen Buches in unsern deutschen Literaturzeitungen auch etwas Unerhörtes ist, indem man zu glauben scheint, dass dergleichen nicht in den Kreis der sogenannten Bildung gehöre, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass mancher hochgebildete deutsche Mann beim Durchlesen dieser Blätter und beim Anblick eines so utopischen Gastes, wie der amerikanische Leuchtthurmführer bei uns zu Lande seyn mag, seine schwache Seite fühlen wird, und darum auch hat Ref. nicht unterlassen können, diesen Leuchtthurmführer, selbst auf die Gefahr hin, für ebenso utopisch gehalten zu werden, dem Publikum einer ganz verschiedenen Welt vor die Augen zu führen. Die meisten Menschen denken, wenn sie einen Leuchtthurm sehen, wenig oder nichts dabei.

Bei uns zu Lande gibt es andere Thürme, die man lieber hat, immer anblickt, als da sind Schlossthürme, Kirchthürme, Raubthürme, thürmende Denksäulen, bei deren Denkwürdigkeiten ein vernünftiger Mensch zweifelhaft wird, und dazu kommen noch die irischen Säulenthürme, worüber die von Hrn. Kohl abgeschriebene, durch und durch irrige Abhandlung eines Irländers gegenwärtig die beste deutsche Quelle ist. Solcherlei Thürme hat man bei uns in dem alten Germanien am liebsten, in dem neuern, dem amerikanischen, aber nicht. Im germanischen Amerika sind die Feuerthürme die wichtigsten Thürme. Man sieht daraus, wie es in einem solchen Lande bestellt ist, und was da vor sich geht allenthalben an den Küsten und tief im Innern, wo schon 50 Leuchtfeuer an jenen grossen Landseen glänzen, an welchen es noch vor Kurzem weiter nichts als Finsterniss, Wilde und Wildnisse gab. Der Leuchtthurm hat seine Geschichte, seine lebendige Geschichte, aber diese Geschichte und der grossartige Geist, der sie schafft, sind beide dem Verständniss der Landmenschen fern. Still und bescheiden steht der Leuchtthurm da, Tags unscheinbar, ohne Glanz, bemerkt von Niemand, nur Nachts leuchtend, wenn alle Menschen auf dem Lande schlafen, und Niemand an die Pilger des Meeres denkt, die sich abmühen im Dunkel mit Sturm und Wogen, dann blickt er von ferne die Schlaflosen tröstend an, wie ein Stern in der Höhe, woran sich unsere Hoffnung hängt. Millionen von Seeleuten hat der Leuchtthurm schon getröstet, geschützt, gerettet. Seine Gegenwart ist desto häufiger in einem Lande, je freier es ist, wo aber die Menschen Knechte sind, da geht man im Finstern. Seine Gegenwart ist desto sel-

Digitized by Google

tener in einem Lande, je ärmer es ist, und wo die Menschen Knechte sind, da findet sich im Volk kein Wohlstand. Einen Leuchtthurm zu bauen und erhalten, kostet eine ungeheure Summe und ein Feuerschiff noch viel mehr. Kein Schiff hat grössere Gefahren zu bestehen, als ein Feuerschiff, wenn Stürme und Orkane den Seegang hügelhoch wälzen, es muss an seinem Ort bleiben oder untergehen. Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten an ihren atlantischen und Landseeküsten im Jahre 1845 schon 256 Feuerthürme, 30 Feuerschiffe und 1000 Boien. Von diesen sind reichlich 100 Leuchtfeuer seit 1832 errichtet worden, in den Jahren 1837, 1838 und 1839 allein 49. Nur 11 amerikanische Feuer sind aus dem vorigen Jahrhundert, und darunter ein einziges aus der Zeit vor der Erklärung der Unabhängigkeit, nämlich das von 1769 auf Nantucket Eiland in Massachusetts.

Nach Voraussendung dieser paar Worte mögen jetzt einige Bemerkungen zuvörderst über die Küsten der Vereinigten Staaten und dann über die Leuchtfeuer selbst folgen, um zu zeigen, dass ein solches Buch wie der Leuchtthurmführer kein unwichtiges Buch auch für Landmenschen ist.

Die Seeküste der Vereinigten Staaten erstreckt sich längs der atlantischen See von St. Croix River bis Cape Florida 1800 miles, und von Cape Florida am Golf von Mexico hin bis zur Mündung des Flusses Sabine, der Ostgrenze von Texas, 1100 miles, bis zum Rio Grande del Norte aber, der Westgrenze von Texas, 400 miles mehr, und vom Rio Grande del Norte bis nach Vera Cruz noch 500 miles weiter, im Ganzen also 3800 miles. Der Golf von Mexico ist 1100 m. lang und 700 m. breit, und das caribbische Meer 1600 miles lang. Mexico, von den Spaniern unter Cortez im Jahre 1521 erobert, war eine spanische Kolonie bis 1821, als es eine unabhängige Republik ward. Von 1821 bis 1835 bildeten die mexikanischen Staaten nach amerikanischem Vorbild eine Föderalrepublik, gaben aber in dem letztgenannten Jahr ihre Separatunabhängigkeit auf und wurden eine Central- oder consolidirte Republik. Yucatan erklärte sich im Jahre 1841 für unabhängig von Mexico. Texas, jetzt im Bunde der Neuen Welt, war eine Provinz Mexicos bis 1835, als es sich für eine unabhängige Republik erklärte. Die Mexikaner machten seitdem häufige Versuche, die neue Republik zu erobern, wurden aber völlig geschlagen, besonders in der denkwürdigen Schlacht von San Jacinto am 21. April 1836, als der General Santa Anna, damaliger Präsident von Mexico, gefangen genommen und seine Armee von einer nur halb so grossen texanischen Macht vernichtet ward. Die Bevölkerung von

Digitized by Google

Texas wuchs von 7000 im Jahre 1807 bis zu 25,000 im Jahre 1835 und betrug im Jahre 1842 über 100,000. Die Bewohner sind hauptsächlich Einwanderer aus dem südlichen Theil der Vereinigten Staaten.

Mr. Darby in seinem Werk über die Vereinigten Staaten theilt die atlantische Küste Amerikas in drei grosse Baien, nämlich die südwestliche, die mittlere und die nordöstliche. Die erste liegt zwischen den Kapen Florida und Hatteras (600 miles). In dieselbe fallen die Aestuarien St. Johns, St. Marys und Altamaha sammt vielen grossen Flüssen. Die zweite liegt zwischen den Kapen Hatteras und Cod (550 miles). In diese ergiessen die Baien Chesapeake, Delaware und Long Island Sound ihre Gewässer, ingleichen die schönen Buchten Narraganset und Buzzard. Die dritte reicht von Cape Cod bis zur Passamaquoddy Bay (200 miles) und nimmt die Ströme Charles, Merrimack, Piscataqua, Saco, Kennebeck, Penobscot und St. Croix auf. Eine andere grosse Bai der Vereinigten Staaten, die allergrösste, welche man die südliche nennen könnte, umfasst die ganze Nordhälfte des Golfs von Mexico und übertrifft alle andern an Grossartigkeit, Tiefe und Wassermasse. Ihre Ausdehnung zwischen Cape Florida und dem Rio del Norte, der Westgrenze von Texas, beträgt 1500 miles. Diese grosse Binnensee empfängt den ungeheuren Strom Mississippi mit seinen zahlreichen Ausgängen, ferner die Ströme Mobile und Apalachicola und jene grossen, westlich vom Sabine River liegenden Reviere Trinity, Brazos, Colorado, Guadaloupe, St. Antonio, Nuecas und Rio Grande del Norte. Der Mississippi macht seinen Ausgang in den Golf von Mexico unter sehr merkwürdigen Umständen, indem er seine Dämme weit in den Golf hinausstreckt, ehe er seine Wassermassen in drei grossen und drei kleineren Betten entladet. Sein besuchtester Auslauf ist der südöstlichste, welcher ausser Springzeit 12 Fuss Wasser hat. Die ganze Louisiana Küste zwischen Sabine River und den Rigolets oder den Ausflüssen des Pearl River, welcher sich in Lake Borgne ergiesst, ist eine zusammenhangende, nur von Wasserläufen unterbrochene Marsch von 400 miles Ausdehnung, und hinter diesen Marsch- und Wiesenflächen dunkelt ein dichter und ununterbrochener Wald die Aussicht. Oestlich von den Rigolets erreicht die Fichte den Golf von Mexico und liefert längs der Küsten der Staaten Mississippi, Alabama und eines grossen Theils von Florida das vorherrschende Bauholz. An den Nordküsten des Golfs von Mexico läuft der Strom westwärts, was den der Einfahrt des Mississippi sich nähernden Schiffen zur Leitung dient. Die bedeutendste Bai am Golf von Mexico ist die Bai von Mobile, welche von den vorspringenden Spitzen von Mobile Point und Dauphin Island eingeschlossen wird.

Digitized by Google

Die Küste der oben erwähnten südwestlichen Bai, welche die Kapen Florida und Hatteras bilden, ist überall niedrig und sandig, ihre kleinen Inseln erstrecken sich in der Richtung des Festlandes, und ihre Flüsse sind am Austritt in die See vergleichungsweise flach. — Der Golfstrom, dieser grosse Fluss des Oceans, schwingt sich längs der Buchtlinie der genannten Bai und bildet in ihrer innern Krümmung einen ungeheuren Wellenstrudel (whirlpool). Dieser mächtige Seestrom, welcher seinen Ursprung in den höheren Breitengraden hat, stürzt, nachdem er seine Wassermassen in den Golf von Mexico gegossen, wieder durch die Cuba- und Bahama-Strasse in den atlantischen Ocean hinaus, indem er längs der Küste der Vereinigten Staaten und Nova Scotias bis zum 50. Grad Nordbreite forteilt, wendet sich hier, wo er mit den arctischen Strömen aus der Davis-Strasse und der nordatlantischen See zusammentrifft, nach Europa und dem nordwestlichen Afrika und geht endlich in seinem Urquell innerhalb der Wendekreise unter. Es ist der nächstgrösste und bei weitem markirteste Stülpstrom des Erdballs. Seine gewöhnliche Bewegung ist veränderlich und seine periodische Umlaufszeit ungefähr $2\frac{1}{2}$ Jahr. Seine Schnelligkeit hat Humboldt erforscht auf den Breiten 26 und 27 und hat gefunden, dass sie 5 Fuss in einer Sekunde oder ungefähr 80 mills in 24 Stunden ausmacht, und das zu einer Zeit, als es sehr stark aus Norden stürmte. Am Ende des Golfs von Florida, auf der Parallele von Cape Canaveral an der Ostseite Floridas, läuft der Golfstrom nordostwärts, während seine Fahrt einem Sturzstrom gleicht, manchmal 5 miles in einer Stunde. — Cape Hatteras bildet die kennbarste Landmarke auf der Ostküste der Vereinigten Staaten. Nur wenig über den Wogen erhaben, welche mit unaufhörlicher Wuth gegen seine Felsenstirn schlagen, ragt dieses sturmvolle Vorgebirg, welches die volle Gewalt des Golfstroms aus der Bahama-Strasse erfährt, in den Ocean hinaus, fast gerade in der Mitte zwischen Florida Point und Passamaquoddy Bay, und Mr. Darby hat es mit Recht das Kap der Stürme genannt (Cape of Tempests). Die Riffe oder langen sandigen Eilande 30 mills auf beiden Seiten von Cape Hatteras halten der hochlaufenden nimmer müden See eine ungebrochene Stirn entgegen, während drinnen der Pamlico Sund auf seiner stillen Oberfläche einen seltenen Contrast zu dem ewigen Wogenkampf draussen bietet. Es ist hier, sagt Mr. Darby, wo immer seit der Entdeckung Amerikas der Geist des Sturmes gewohnt zu haben scheint. Der St. Marys River, der Grenzfluss zwischen Florida und Georgia, ist von Bedeutung wegen der Wassertiefe auf seinem Bar, welche ausser Springzeit, d. h. den Voll- und Neumondfluthen, 20 Fuss beträgt, und Beaufort in South

Digitized by Google

Carolina ist einer der besten Häfen des amerikanischen Südens, der Hafen von Charleston aber ist der beste an dieser Südküste durch seine gute Lage, Geräumigkeit und Sicherheit.

Auf der mittleren grossen Baistrecke liegt die Chesapeake Bay, die grösste atlantische Bucht in den Vereinigten Staaten, ungefähr 180 miles lang, 10 bis 25 miles weit und viel tiefer, als die allergrössten Schiffe gehen. Der grosse Fluss Potomac ist der schiffbarste Chesapeake-Zweig, denn schwerbeladene Kauffahrtei- und Kriegsschiffe können diesen Strom fast 200 miles von der Chesapeake-Mündung hinauf, und Schiffe von 600 Tons gehen von der Chesapeake Bay auf Patapsco River nach Baltimore. Die Chesapeake endet oben in dem breiten Susquehannah River. Von Cape Charles bis Cape Henlopen, eine Strecke von 120 miles, findet sich keine einzige Erhöhung, nur lange Sandeilande mit gedehnten, aber seichten Sunden. Die Fahrt auf Delaware Bay ist leicht und sicher für ein Schiff von 64 Kanonen bis nach Philadelphia hinauf, 120 miles von der See. Die Küste nordwärts von Delaware Bay ist der zwischen den Kapen Charles und Henlopen ähnlich, hat aber mehr binnenländische Wassertiefe und erhebt sich nach und nach immer mehr über den Ocean, bis sie endlich die Neversiek Hills erreicht unweit Sandy Hook. Das ist die einzige Höhe von einiger Bedeutung auf der ganzen über 1350 miles langen Strecke von Cape Florida an. Der Long Island Sund ist 120 miles lang und seine Mittelweite 9 miles. Diese prächtige Bai bietet an ihrer Nord- oder Connecticutseite ein zusammenhangendes Bild von allgemach aufsteigenden Höhen, kühnen Vorgebirgen und bequemen Häfen, und die tiefgefurchten Küsten sind mit den Städten Greenwich, Stamford, Norwalk, Fairfield, Bridgeport, Stratford, Milford, New Haven, Brandford, Guilford, Hillingworth, Saybrook, New London und Stonington geschmückt. Hier, eben nördlich vom Hudson River, tritt man in Neu-England hinein, das Monotone hört auf, die Landschaften werden reicher, grossartiger, mannigfaltiger bei jeder Biegung des Weges. Der Connecticut ist einer der herrlichsten Ströme in den Vereinigten Staaten, und die Narraganset Bay im Staat Rhode Island verdient ausnahmsweise den Namen der schönen Bai.

In der grossen nordöstlichen Bai der Vereinigten Staaten Amerikas muss eine Erscheinung, deren Ursache bisher auch von Mr. Mills noch wenig aufgehellt worden, die grösste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Bei der ungefähr hornförmig gestalteten Halbinsel Barnstable, der äussersten Landzunge von Massachusetts, innerhalb welcher die Cape Cod Bay liegt, tritt nämlich auf einmal ein merkwürdiger Wechsel in dem perio-

Digitized by Google

dischen Steigen und Fallen der atlantischen Wasserzeiten ein. Südwestwärts von dieser Halbinsel längs der amerikanischen Küste nimmt die Höhe der Fluth immer mehr ab, bis in der Strasse von Cuba der Ocean durchgehends nicht über 3 Fuss steigt, dahingegen findet vom Innern der Cape Cod Bay an ein plötzliches und ungewöhnliches Steigen der Fluth statt. In Buzzards Bay, welche der Cape Cod Bay südwestwärts gegenüberliegt, und welche beiden Buchten nur durch den 7 miles breiten Nacken von Sandwich (Sandwich Neck) von einander geschieden sind, steigt die Fluth gewöhnlich nicht mehr als $4^1/_2$ Fuss, während in Cape Cod Bay 17 bis 18, und nordostwärts nimmt dieses Steigen der Fluth immer zu, und zwar bis zu 50 bis 60 Fuss an der äussersten Grenze der Vereinigten Staaten, in der Bay von Fundy, in deren obersten Ecken die Fluthhöhe sogar 75 Fuss, wie in den innersten Winkeln vom Kanal von Bristol in England, beträgt. Wer diesen Umstand in der Bewegung und Grösse der Wasserzeiten nicht kennt, wird staunen oder nicht glauben, wenn ihm erzählt wird, dass die Häfen von Plymouth, Boston, Salem, Newburyport, Portsmouth, Portland und noch mehr die Häfen weiter nach Nordost im Winter weniger mit Eis verstopft sind, als selbst der Hafen von New-York. Doch die Schwierigkeit fällt sogleich weg bei einem Blick auf die natürlichen Wirkungen der Ebbe und Fluth einer so gehäuften Wassermasse, besonders zur Zeit der Ebbe, welche die durch die vorhergegangene Fluth gebildeten Eistrümmer mit unwiderstehlichem Ungestüm in den Ocean hinausführt. Diese Erscheinung in den Wasserzeiten, sagt Mr. Mills, sey hauptsächlich dem Einfluss des Golfstroms zuzuschreiben, denn so wie dieser Strom in Höhe sinke und in Fahrt oder Schnelligkeit abnehme, so auch erfahre der gewöhnliche Seegang (oceanic swell) weniger Hemmung in seinem westlichen Lauf der amerikanischen Küste zu, und folglich sey das Resultat übermässige Wasserzeiten nach NO. Das Vorragen der Halbinsel Barnstable, welche wie ein ungeheurer Damm wirke, diene als Demarcation und bringe zum Theil jene plötzliche Revolution in der Wasserzeithöhe hervor. Diese Stelle wird den meisten Lesern dunkel sein, denn unsere Gebildeten sind mit solcherlei Dingen wenig bekannt. Der Golfstrom läuft aus der Bahama-Strasse nordostwärts, ist am reissendsten an der Ostküste von Florida, nimmt zwischen Cape Hatteras und den Bermuden immer mehr ab und geht, sich immer weiter von der amerikanischen Küste entfernend, bis zwischen 45 und 50^0 Breite hinauf, wo er den Stromläufen aus der Davis-Strasse und dem Nordmeer begegnet. Also wo er am wildesten ist, an der Küste von Florida, da soll nach der Meinung des Mr. Mills seine Gewalt so gross seyn, dass

Digitized by Google

der ihn durchschneidende westwärts gerichtete Seegang des atlantischen Oceans in Folge der erfahrenen Hemmung nicht im Stande sey, an der Küste zwischen Cape Cod und Cape Florida eine eben so hohe Fluthhöhe zu bewirken, als wie nördlich von Cape Cod der Fall ist, wo der viel schwächer gewordene Golfstrom eine solche Wirkung nicht hervorbringen könne. Referent findet diese Meinung nicht gegründet. Man nehme die Karte zur Hand, denn ohne die Karte ist eine klare Vorstellung in solcherlei Dingen nicht möglich. Die hornförmige Halbinsel Barnstable ist mehr als eine Demarcationslinie, und ich lege einen andern Sinn in die Worte des Verf., sie bringe theilweise die plötzliche Revolution in der erwähnten Fluthhöhe hervor. Das thut sie, aber auf andere Weise. Auch der Golfstrom, denk' ich, trägt das seinige zu jenem wachsenden Fluthstande bei, aber nicht in Folge seiner schwächeren Kraft, sondern eher in Folge seines Zusammentreffens mit den Nordströmen, den Küsten Maines und Canadas gegenüber, wo die heranschwellende See in grossen Buchten eingezwängt und in ihrem weiteren Fortschreiten und Ausdehnen gehemmt wird. Denn überall auf dem Erdball, wo die volle See frei fortrollen kann und nicht durch Buchten und Engen in ihrem Lauf aufgehalten wird, da steigt die Fluth lange nicht so hoch, als wo sie ins Gedräng kommt, oder wo ihr ein weiteres Fortschreiten oder auch ein rascheres Fortschreiten innerhalb eines beschränkten Raums nicht gestattet ist. An der ganzen Küste der Vereinigten Staaten vom Golf von Mexico an bis zu den Aussenspitzen von Massachusetts hat der Ocean freien Raum, sich auszudehnen, und stösst nirgends auf einen Widerstand, der eine ausserordentliche Fluthhöhe verursachen könnte. Aber in der Cape Cod Bay, welche von der Halbinsel Barnstable umschlossen ist und noch bei weitem mehr in der Bai von Fundy zwischen Nova Scotia, New Brunswick und Maine ist ein solcher Widerstand vorhanden, hier können die Wassermassen sich nicht ausdehnen und finden keinen Durchgang, und darum ist der gewöhnliche Fluthstand in der ersteren Bucht 18, in der letzteren bis zu 60 und 75 Fuss. Wäre Cape Cod Bay von einer so langen Halbinsel oder Landzunge eingeschlossen, wie Fundy Bay, und hätte dann die See einen eben so breiten Eingang, so würde die Fluth in dieser Cape Cod Bay auch eben so hoch steigen, als in Fundy Bay. Dieselbe Erscheinung findet im Kanal von Bristol und in der Bucht von St. Malo statt. Aus der erwähnten Ursache muss die Fluth z. B. in den Revieren der Elbe und Weser einige Fuss höher steigen, als bei Helgoland, weil die See an diesem Eiland frei vorbeilaufen kann und wenig Hemmung erfährt. Dass auf dem Hudson River der Fluthstrom weiter hinauf ge-

Digitized by Google

spürt wird, als in Neu-Englands Strömen, ist in andern Ursachen gegründet, denn auch auf dem St. Johns River in New Brunswick in Canada, der sich in die Fundy Bay ergiesst, geht die Fluth über 80 miles hinauf. Die Küste von Maine zwischen Casco Bay und Passamaquoddy Bay ist durch ihre vielen weit vorspringenden Halbinselspitzen und durch die Menge ihrer allgestaltigen Eilande mit deren unzähligen Sunden und Baien eine der verworrensten des Erdbodens, und wenn nicht geöffnet durch grosse Wasserzeiten, eine der unfahrbarsten im Winter. Dass die Wasserzeit des Oceans den ungeheuer breiten St. Lorenz in Canada 432 miles durchdringt und bei Quebec 17 bis 18 Fuss steigt, ist sehr begreiflich. Der St. Lorenz ist 30 miles unterhalb der Hauptstadt Quebec 11 miles breit. Der Fluss Saguenai, der an der Nordseite in den St. Lorenz fliesst, ist ein mächtiger Strom, gewöhnlich $2^1/_2$ bis 3 miles, an der Mündung 1 mile breit, und hat in seiner breiten und tiefen Rinne einen ungemein heftigen Lauf. An seinem Ausfluss, wo der von Hochlanden umringte schöne Hafen Tadousac liegt, hat man mit 500 Fadem (3000 Fuss) keinen Grund gefunden, 2 miles höher ist er 130 bis 140 Fadem tief, und 60 bis 70 miles vom St. Lorenz 50 bis 60 Fadem.

Der Staat Maine erstreckt sich längs der atlantischen See 235 miles von Passamaquoddy Bay SW z. W bis zur Mündung Piscataqua. Die Küste zwischen Casco Bay und Passamaquoddy Bay ist ausserordentlich gezackt von weit vorragenden Spitzen und unzähligen Eilanden, zwischen welchen die schönen Ströme Kennebec und Penobscot ausfliessen, sammt vielen andern von geringerer Bedeutung, und hat eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit von Häfen. Auf diese ganz zerbrochene Küste giesst sich eine Wasserzeit von 20 bis 40 Fuss, und so gewaltig ist der Seegang hier, dass er das Wintereis zertrümmert und zerbröckelt und die Häfen Maines offen hält, während jene mehrere Grade südlicher geschlossen sind. Der vornehmste Handelsort dieses Staats ist Portland an der SW-Seite der Casco Bay. Die Küste Maines beleuchten 32 Feuerthürme.

New Hampshire besitzt nur eine kleine Strecke Seeküste. Es hat 3 Leuchtthürme, die von Portsmouth, White Island und Whale Back, welche alle als Führer in den Hafen von Portsmouth, seinem einzigen Seehafen, dienen. Dieser Hafen ist ein sehr guter und zu allen Zeiten des Jahres offen. Er ist zu einer der Flottenstationen der Vereinigten Staaten gemacht worden, und ist mit Beziehung auf Handel und Verkehr am Rang der 7. in der Union. Die weissen Berge in diesem Staat ragen über alle Gipfel der Appalachian-Kette hervor und dienen Schiffen weit in See als Landmarken.

Digitized by Google

Die Küste von Massachusetts ist im Allgemeinen sandig und steinig und mit einer Menge Baien ausgezackt. Die Hauptstadt Boston mit ihrem vortrefflichen Hafen, der zu allen Jahreszeiten zugänglich ist, nimmt in commercieller Bedeutung den zweiten Rang in der Union ein. Newburyport ist der dritte Handelsort im Staat von Massachusetts und hat einen guten Hafen, zu welchem aber das Einsegeln schwierig ist. Salem ist die zweite Handelsstadt in Neu-England und die achte in den Vereinigten Staaten. New Bedford und Plymouth sind auch Plätze von bedeutendem Verkehr. Die ganze Küste von Massachusetts ist wohl ausgefeuert (mit Leuchtfeuern versehen), nämlich mit 45 Leuchtthürmen und 1 Feuerschiff.

Der Staat Rhode Island berührt mit einer Küstenstrecke von 40 miles in der Länge die atlantische See. Die schöne Bai von Narraganset mit ihren wirklich reizenden Inseln Rhode Island, Prudence und Conanicut, nebst andern kleineren Eilanden, bildet einen tiefen Einschnitt an der Küste. In ihrem innersten Winkel, recht im Herzen eines grossen Manufakturdistrikts, wo es mehrere hundert Baumwollen- und Wollenmühlen gibt, liegt Prudence oder Providence mit seinem tiefen und vielfassenden Hafen, die grösste Stadt im Staat, und unten an der Mündung nahe am südwestlichen Ende der lieblichen und herrlich angebauten Insel Rhode Island prangt die Stadt Newport neben ihrem vortrefflichen und wohl befestigten Hafen, welcher die grössten Schiffe aufnehmen kann. Obwohl der kleinste Staat in der Union, ist doch sein Manufakturbetrieb nach Verhältniss grösser als in irgend einem andern. Sein kleines Küstengebiet hat 9 Leuchtthürme.

Der 95 miles lange Küstensaum von Connecticut mit vielen schönen Häfen liegt ganz binnen Long Island Sound. Die wichtigsten Häfen sind New London, New Haven, Bridgeport und Norwich. An den Küsten sind 10 Leuchtthürme und 1 Feuerschiff.

Das Seeküstengebiet des Staats New-York beschränkt sich hauptsächlich auf die Insel Long Island, welche von den Narrows bis zu Montauk Point 120 statute miles lang ist. Die Küste dieser Insel stellt eine ununterbrochene Fläche dar hinter einer Kette von langen, schmalen, niedrigen, sandigen und durch enge Sunden geschiedenen Eilanden, welche sich von den Narrows bis zu Sagg Point 100 miles erstrecken. Die Stadt New-York, das Hauptemporium des Handels der Vereinigten Staaten, ist dadurch so eigenthümlich begünstigt, dass sie vier Eingänge zu ihrem Hafen hat. Ihr ausserordentlicher Strom, der Hudson River, lässt die Wasserzeiten des Oceans 150 miles in das Herz des Landes hinein und bildet mit dem Erie Kanal eine ununterbrochene Wassercommunica-

Digitized by Google

tionslinie durch den ganzen Staat vom atlantischen Meer bis zu den grossen Landseen. Die Aussenküsten dieses Staats sind mit 18 Leuchtthürmen und 1 Feuerschiff versehen.

New Jersey hat 120 miles Seeküste von Cape May bis Sandy Hook. Dieser atlantische Küstenstrich hat zahlreichere, tiefere und geräumigere Einbuchten, als in den Staaten südwestwärts davon, und ist besäumt mit langen schmalen Eilanden, zwischen welchen und dem Festland seichte von Sumpf und Seemarsch umbordete Baien liegen. Es findet sich indess zwischen Sandy Hook und Cape May kein guter Hafen für grosse Schiffe. Die Südhälfte dieses Staats ist niedrig und eben und grossentheils dürr und sandig, die Nordhälfte hügelig und fruchtbar, nur der nördlichste Theil gebirgig und reich an Gräsung. New Jersey hat keine grosse Handelsstadt, die Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht, doch sind in der Nordostecke mehrere grosse Manufakturstädte.

Der Staat Delaware bis Cape Henlopen stösst auf einer Strecke von 20 miles, wo die Küste sandig und an mehreren Orten tief eingekerbt ist, an das atlantische Meer, und 30 miles Weges an die Bai von Delaware. Die Oberfläche des Landes ist im Allgemeinen niedrig, eben und sandig. Waizen und indisches Korn (Mais) sind die Hauptprodukte. Die Bewohner der mittleren und südlichen Theile des Staats treiben gemeiniglich Feldwirthschaft, aber der Haupthafen Wilmington im nördlichsten Theil ist nebst der Nachbarschaft der Sitz zahlreicher Manufakturen. Die Bai von Delaware ist von ungeheurer commercieller Wichtigkeit, da sie die grosse Hauptstrasse des Wasserverkehrs der drei Staaten Delaware, New Jersey und Pennsylvania mit dem atlantischen Ocean bildet. Ein sehr grossartiges Werk ist das Delaware Breakwater bei Cape Henlopen, welches aus zwei Steindämmen besteht, wovon jeder $^1/_2$ mile lang und 75 Fuss dick ist. Die Regierung der Vereinigten Staaten liess diesen Pier mit einem Kostenaufwand von 3 Millionen Dollars bauen, um die Schifffahrt auf der Bai von Delaware gegen Sturm und Treibeis zu sichern. An den Küsten von New Jersey und Delaware finden sich 17 Leuchtthürme und 4 Feuerschiffe.

Die atlantische Küste des Staats Virginia ist 110 miles lang, und gemeinschaftlich mit Maryland erstreckt sich Virginia längs der Chesapeake Bay bis an den Potomac River 55 miles. Die Chesapeake Bay nimmt die grossen Ströme Susquehannah, Potomac und James auf und unterscheidet sich von den andern Sunden am atlantischen Meer nicht allein dadurch, dass sie nur einen einzigen Ausgang hat, sondern auch durch ihre grosse Wassertiefe, welche die grössten Schiffe zulässt bis ungefähr

Digitized by Google

so weit als der Fluthstrom hinaufgeht. Richmond am James River ist die Hauptstadt, Norfolk das Haupthandelsdepot, Portsmouth einer der vornehmsten Flottenhäfen der Vereinigten Staaten.

Die atlantische Seite Marylands ist 35 miles lang. Die segensreiche Chesapeake Bay, deren Küsten von zahllosen Sunden, Buchten und Kapen zerschnitten sind, geht mitten durchs ganze Land, und der grosse Strom Potomac begrenzt seine Westseite. Die grösste Stadt im Staat, an Einwohnerzahl die vierte in der Union, ist Baltimore, das Handelsemporium grosser Distrikte von Pennsylvania und den westlichen Staaten und einer der grössten Mehlmärkte in der Welt. Die Stadt ist berühmt auch durch ihre schnellsegelnden Schooners, die sogenannten Baltimore Clippers. Die Küsten von Virginia und Maryland haben zusammen 22 Leuchtthürme und 8 Feuerschiffe.

North Carolina hat eine niedrige und flache Küste, welche von vielen Sandbänken und Eilanden, Sunden und Buchten umgeben ist. Sie ist wegen ihrer Brandungen und schweren Stürme der Schrecken der Seeleute. Ihr Mangel an guten Häfen hat ihren Handel nach den Städten Virginias und South Carolinas vertrieben. Ralrigh ist die Hauptstadt, Wilmington auf der Südostseite am Cape Fear River, 34 miles hinauf, der bedeutendste Seehafen im Lande. Die östlichste Spitze, Cape Hatteras, ist der Sitz der Sturmwinde und das Grauen der Seeleute. Die Küste von North Carolina hat 6 Leuchtthürme und 9 Feuerschiffe.

South Carolina streckt sich 185 miles längs der atlantischen See von der SW-Seite North Carolinas bis zum Savannah River und hat Ueberfluss an Häfen zweiten Ranges. Charleston, wovon aus eine Eisenbahn nach Georgia und Tennessee geht, ist der Hauptseeplatz mit einem schönen Hafen und bedeutendem Handel. Die Flüsse des Landes sind seicht an ihren Mündungen, und viel von ihren Ufern setzt die Seefluth unter Wasser. Die Küstenschifffahrt ist bedeutend. Es sind hier 4 Leuchtthürme, alle auf Eilanden, und 1 Feuerschiff in St. Helena Sound.

Die Seeküste von Georgia ist 105 miles lang, niedrig und sandig, und mit vielen Eilanden umgürtet. Savannah ist die grösste Stadt und das wichtigste Handelsdepot des Staats. Georgia hat 4 Leuchtthürme, auch alle auf Eilanden, und 1 Feuerschiff unterhalb der Stadt Savannah.

Die Küste von Florida am atlantischen Ocean ist 450 miles lang und am Golf von Mexico 600 miles, nach Andern beträgt die Länge der ganzen Küstenstrecke Floridas 1200 miles. Sie ist flach und sandig, von einer Kette von Sandbaren und Eilanden umgeben, und wegen ihrer Seichtheit nur an wenigen Stellen zugänglich. Die Westseite hat mehrere Baien

Digitized by Google

und Häfen, wovon einige sehr gute sind. Die Eilande St. Augustine und Amelia auf der Nordostseite Floridas besitzen gute Häfen, und Pensacola im äussersten Westen des Landes ist der Haupthandelsort. Der Schwung des Golfstroms längs der Ostküste von Florida gefährdet die Schifffahrt, wenn man dem Vorland zu nahe kommt, und der nordöstliche Theil des Florida-Riffs, das Riff von Carisford, ist die Scene häufiger Schiffbrüche. Die Küste von Florida hat 13 Leuchtthürme und 3 Feuerschiffe, nämlich 5 Leuchtthürme auf der Ostseite, 3 Feuerschiffe und 3 Leuchtthürme im Golfstrom, und die übrigen in West-Florida.

Alabama hat eine 60 miles lange See- oder Golfküste, deren Mitte von mehreren Baien tief eingeschnitten ist, von welchen die vornehmste die 30 miles lange und 3 bis 18 miles breite Bai von Mobile ist, das Aestuarium der beiden grossen Flüsse Alabama und Tombigbee. Die Küste Alabamas ist niedrig und sandig und von einer Kette von Inseln und Halbinseln umschlossen. Das Hauptfahrwasser zur Mobile Bay hat eine Tiefe von 18 Fuss. Am Austritt des Flusses Mobile in diese Bai liegt Mobile, die grösste Stadt und der erste Handelsort Alabamas. Die Bai von Mobile hat 3 Leuchtthürme.

Der Staat Mississippi grenzt an den Golf von Mexiko mit einer 80 miles langen Küste, welche von mehreren Baien ausgezackt ist und 3 Leuchtthürme hat.

Die Golfküste von Louisiana ist 400 miles lang, niedrig, eben und marschig, in jeglicher Richtung durch Ausgänge und Aeste des Mississippi gebrochen und von vielen Baien zerschnitten. Auf 30 miles von der Küste ist das Land eine ununterbrochene Marsch, die Ufer der Flüsse liegen über der angrenzenden Landfläche, und um dieselbe vor den Fluthen zu schützen, sind oft Deiche nothwendig. New Orleans am Mississippi 100 miles von der See ist die vornehmste Handelsstadt Louisianas und eines der grössten Handelsdepots in der Welt. Durch ihren grossen Strom und dessen Zweige hat sie Dampfschiffscommunication mit allen Staaten und Bezirken zwischen den Alleghany und Rocky Mountains. Ihre Einwohnerzahl wuchs von 1802 bis 1840 von 10,000 zu 100,000 an. Der Werth der in einem einzigen Jahr zu diesem Hafen gebrachten in- und auswärtigen Erzeugnisse ist manchmal über 80 Millionen Dollars gewesen, und oftmals sieht man dort 2000 Flatthoote, 50 bis 60 Dampfer und Hunderte von Schiffen und andern Seefahrzeugen zu gleicher Zeit löschen und laden. Louisiana hat 11 Leuchtthürme.

Die Seeküste von Texas erstreckt sich längs dem Golf von Mexico 400 miles von dem Sabine River bis zum Rio Grande del Norte. Sie

Digitized by Google

ist für den Seemann eine ziemlich sichre Küste, da sie im Ganzen eben und gleichförmig und bei Peilungen (by the soundings), das heisst mit Sundiren (nicht Sondiren, denn der ursprüngliche Begriff ist einen Sund erforschen, wie tief er sey) oder mit dem Loth (Senkblei), leicht gesegelt ist. Zahlreiche Baien, Lagunen und Flussmündungen, welche für Fahrzeuge von 3 bis 12 Fuss Tiefe schiffbar sind, finden sich an diesem ganzen Landessaum. Die Jahrtausende gedauerten Operationen des Golfstroms haben hier zugleich mit der Thätigkeit der Flussströmungen während ihrer Fluth dieselben Ergebnisse hervorgebracht, wie man sie bei den Ausgängen andrer Flüsse Amerikas findet, welche denselben Einwirkungen unterworfen sind. Es haben sich Baren (nicht Barren) hier gebildet, welche in Folge ihrer sandigen Natur je nach den wehenden Winden zu beständigem Wechsel geneigt sind und von Seiten des Seemannes, der in ihrer Nähe ist, grosse Vorsicht fordern. Obgleich bei den hiesigen Flüssen an Deltabildungen nicht zu denken ist, wie solches an den Mündungen des Mississippi geschieht, so lässt sich doch aus der Gegenwirkung des Golfstroms und den Ueberschwemmungen der Flussströme auf einen Landanwachs an der Küste von Texas schliessen. Schon 1845 machten die Vereinigten Staaten Anstalten zur Errichtung zweier Leuchtthürme am östlichen Ende von Galveston Island an der Texas Küste, um die Gefahr des Einsegelns in die Bai von Galveston zu mindern. Früher ward nicht daran gedacht.

Unter den 11 ältesten Leuchtfeuern der Vereinigten Staaten, wovon das allerälteste von 1769 das Nantucket Licht in Massachusetts ist, und die zwei nächstältesten von 1791 die zu Portland in Maine und auf Cape Henry an der Südseite der Chesapeake Bay in Virginia, die übrigen 8 aber, nemlich das Brant Point Licht vor Nantucket in Massachusetts 1794, das Seguin Licht auf Seguin Eiland an der Kennebec Mündung in Maine und das Montauk Licht auf Long Island 1795, das eine von den beiden auf Bakers Eiland in Massachusetts und das zu Cape Cod in Massachusetts 1797, das Eatons Ned Licht auf Long Island im Staat von New-York und das Cape Hatteras Licht 1798, endlich das Gayhead Licht in Massachusetts 1799 errichtet worden, gibt es in Neu-England allein 7. Die Errichtung der Mehrzahl der Leuchtfeuer in Neu-England, auch der Staaten New-York, Virginia, North und South Carolina, Georgia und Florida, fand vor dem Jahre 1830 statt, von den Leuchtfeuern der andern See- und Landsee-Staaten sind die von Delaware, Maryland, Ohio, Michigan, Louisiana und Alabama grossentheils in den dreissiger Jahren unsres Jahrhunderts, die der Staaten Mississippi, Wisconsin, Illinois und Indiana

Digitized by Google

aber sämmtlich in diesen Jahren erbaut. Von den 50 Landseelichtern der Vereinigten Staaten sind nur sehr wenige vor, die meisten nach dem Jahre 1830 errichtet worden. Unter den 279 Haupt-Leuchtfeuern, welche sich im Küstengebiet der Vereinigten Staaten zwischen der Passamaquoddy Bay, der Nordostgrenze, und der Mündung des Flusses Sabine an der Ostgrenze von Texas, so wie an den Landseen Champlain, Ontario, Erie, Michigan und Huron finden, gibt es allein an Neu-Englands atlantischer Küste 101 (99 Leuchtthürme und 2 Feuerschiffe) und im Gebiet von New-York an derselben Küste 19, also auf der Küstenstrecke von kaum 400 miles zwischen der Passamaquoddy und New-York Bay 120 Leuchtfeuer (117 Leuchtthürme und 3 Feuerschiffe oder schwimmende Lichter — floating lights), während die übrige mehr als 6 mal längere Küste zwischen New-York Bay und dem Texas Grenzfluss Sabine nur 109 Leuchtfeuer hat (83 Leuchtthürme und 26 Feuerschiffe), denn die 50 übrigen sind die Landseefeuer. Auch hieraus erhellet, wo sich Handel und Verkehr der Vereinigten Staaten am allermeisten concentrirt haben, und dass die ersten Siedelungen der Gründer der neuen Welt noch immer die Hauptländer Amerikas sind. Jene 50 Landseefeuer, welche von dem unerhörten Unternehmungsgeist und dem grossen binnenländischen Betrieb der Bewohner der Vereinigten Staaten zeugen, sind 49 Leuchtthürme und 1 Feuerschiff, welches in dem Fahrwasser liegt, das die Seen Huron und Michigan verbindet. Dieses Leuchtschiff heisst das schwimmende Licht von Waguchance (Wagoochance Floating Light) und hat seinen Namen von dem gefährlichen Felsenriff Waguchance, welches sich am Westende der Strasse von Mackinaw 3 bis 4 miles ins Fahrwasser hinausstreckt. Die andern 29 Feuerschiffe befinden sich alle auf der Ostküste der Vereinigten Staaten. Auf der 200 miles langen Küstenstrecke zwischen Passamaquoddy Bay und Cape Cod und noch weiter südwärts, nemlich bis zur Massachusetts-Insel Nantucket, gibt es keine Feuerschiffe. Bei Tuckanuck Shoal unweit Nantucket fangen die Feuerschiffe an und hören beim Eiland Ney westsüdwestlich von Cape Sable, der äussersten Extremität Floridas, auf.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

The American Light-House Guide.

(Schluss.)

Massachusetts hat 1 Feuerschiff, nämlich vor der Tuckanuck Bank bei Nantucket, Connecticut 1 an dem Bartlett's Riff unweit New-London, der Staat New-York 1 bei Stratford Point im Sund von Long Island, New-Jersey 1, nämlich 15 miles von Sandy Hook, die Bay von Delaware 3, die Chesapeake Bay und ihre Flüsse in Virginia 9, North Carolina in Pamlico- und Albemarle Sund 9, South Carolina in Helena Sund 1, Georgia 1, nämlich das Tybee-Channel-Feuerschiff unterhalb der Stadt Savannah, und Florida 2, das eine am Carysford Riff südlich von Cape Florida und 1 Grad östlich von Cape Sable, und das andere 12 miles von Key West in der Strasse von Florida im Golfstrom.

Die Landseen der Vereinigten Staaten mit ihren Leuchtfeuern.

1) Lake Champlain. Dieser See, welcher zwischen den Staaten Vermont und New-York liegt und im Norden an Nieder-Canada grenzt, ist ungefähr 200 miles lang, von $^1/_2$ bis 12 miles breit, und tief genug für die grössten Schiffe. Seine 3 Leuchtthürme sind Split Rock Light auf der Westseite, also im Staat von New-York, Cumberland Head Light, ebenfalls auf der Westseite bei Plattsburgh, und Juniper Island Light auf dem Eiland Juniper in Vermont in Neu-England, 4 miles SW von Burlington.

2) Lake Ontario. Der Küstensaum desselben ist felsig und abschüssig, seine 190 miles lange und 40 miles breite Oberfläche liegt 231 Fuss über dem Weltmeer, und seine Tiefe wechselt von 450 zu 534 Fuss. Gegen Norden und Westen grenzt er an englisches Gebiet (Ober-Canada). Die Schifffahrt auf dem Ontario ist bedeutend und nimmt immer zu. An der amerikanischen Seite, im Staat von New-York, sind die folgenden Leuchtthürme. Ogdensburg Light bei der Vereinigung des Flusses Oswegatchie mit dem St. Lorenz, Tibbetts Point Light an der Ostseite des Eintritts dieses Stroms, Horse Island Light und Stony Point Light, beide bei Sacketts Harbor, Salmon River Light am Südostende des Sees in der Landschaft Oswego, Sodus Bay and Beacon Lights an der Sodus Hafen-

Digitized by Google

mündung, Oswego Light am Eingang des Hafens von Oswego, Genesee Light zum Einsegeln in den Hafen von Genesee, und Galloo Island Light auf der westlichsten Spitze von Galloo Eiland.

3) Lake Erie. Die Schifffahrt auf diesem See ist gefährlicher, als auf irgend einem der andern, wegen der vielen Klippen an der Nordküste, und weil es hier bei stürmischem Wetter keinen Zufluchtshafen gibt. Er enthält eine Menge Eilande, längs deren Küsten und an manchen andern Stellen der See mit grossen Wasserlilien überbreitet ist, welche so dicht zusammenliegen, dass sie die ganze Oberfläche zudecken und eine Herberge für unzählige Wasserschlangen bilden. Die Flüsse des Sees sind an ihren Mündungen mit Baren verstopft und bieten gewöhnlich nicht mehr als 8 Fuss Wasser. Lake Erie ist 230 miles lang, durchschnittlich 35 miles breit, an einigen Orten 200 Fuss tief, und hat folgende 18 Leuchtthürme. Niagara Fort Light bei der Vereinigung des Flusses Niagara mit Lake Ontario, also nicht weit von dem grossartigsten Wasserfall in der bekannten Welt, Buffalo Light an dem östlichsten Ende des Sees vor der Stadt Buffalo, bei welcher die Eisenbahn von New-York und Boston her endet, Dunkirk Light an der Südostküste des Sees vor Dunkirk, bis zu welcher Stadt eine New-Yorker Eisenbahn geht, Dunkirk Beacon Light östlich vom vorigen bei der Hafenmündung, Portland Harbor Light an der Südseite des Sees, ein Gasfeuer von ausserordentlich weissglänzendem Schein, Silver Creek Light SSW von Buffalo, Presqu' Isle Light auf Presque Eiland, Cunningham Creek Light in der Landschaft Geauga in Ohio, Grand River Light nebst einem Bakenfeuer (Beacon Light) an der Mündung des Flusses Cuyahoga, welches der wichtigste Punkt am Lake Erie ist, weil hier der grosse Ohiokanal endet, Black River Light an der Mündung des Flusses in der Landschaft Lorain in Ohio, Huron River Light an der Mündung des Flusses in der Landschaft Huron in Ohio, Sandusky Bay Light $1\frac{1}{2}$ miles westlich vom Eingang der Bai von Sandusky, von welcher Stadt eine Eisenbahn nach Cincinnati, dem grössten Schweinefleischmarkt in der Welt und der grössten und wohlhabendsten Stadt im amerikanischen Westen, auf der Südkante von Ohio am Fluss Ohio, geht, Sandusky Light vor dem Eingang zur Sandusky Bay, Cedar Point Light am Eingang zur Sandusky Bay, Port Clinton Light an der Mündung des Flusses Portage in Ohio nordwestlich von Sandusky Bay, Turtle Island Light am Eingang der Maumee Bay in Ohio, und Otter Creek Light ungefähr am westlichsten Ende des Sees Erie in Michigan.

4) und 5) Lake Michigan und Lake Huron. Lake Michigan erstreckt sich von N nach S 270 miles (oder nach Andern 340 miles)

Digitized by Google

und hat eine durchschnittliche Breite von 50 miles. An seiner Westseite bildet ein 80 miles langer und 24 miles breiter Einschnitt die Grüne Bay (Green Bay), welche mit dem See durch eine mehrere miles weite Strasse in Verbindung steht. Lake Michigan ist wenigstens 900 Fuss tief und gewährt eine ausgebreitete und sichere Schifffahrt. Die Seen Huron und Michigan hangen durch eine breite und kurze Strasse zusammen und haben im Allgemeinen eine gleiche Flächenhöhe von 618 Fuss über dem atlantischen Ocean. Die Küsten von Lake Michigan und auch von Lake Huron erheben sich allgemach vom Wasserrande, und selbst wo Klippensaum ist, haben die Erhebungen selten den erschreckenden Anblick, welcher die Schifffahrt auf dem Lake Superior so gefährlich macht. Lake Huron ist 280 miles lang, über 1000 miles in Umkreis, von dreieckiger Gestalt, 900 bis 1000 Fuss tief und steht an Grösse nur Lake Superior nach. An der Westseite ist die grosse 90 miles lange und 35 miles breite Saginaw Bay, und etwa 30 miles nördlich von derselben die Thunder Bay, welchen Namen die ersten französischen Reisenden gaben, indem sie glaubten, Donner wäre hier häufiger als anderswo. Es treten zwei Halbinseln von jedem Ende über 200 miles in den See hinaus, zwischen welchen sich eine befahrbare Inselkette ausbreitet. Folgende 19 Leuchtthürme finden sich an diesen beiden Seen. Saginaw Bay Light an der Mündung des Flusses Saginaw in Michigan, Gibraltar Light an der Mündung des Flusset Detroit in Michigan, Windmill Point Light an der Westseite desselben Flusses, Fort Gratiot Light beim Ausfluss des St. Clair River in den See Huron, Thunder Bay Light bei der Donnerbai an demselben See, Presqu' Isle Light an der NWKüste desselben Sees, Bois Blanc Light auf einer nördlichen Spitze des Eilandes Bois Blanc, welche in die Strasse von Mackinaw hinausreicht, Grand River Light an der Ostseite von Lake Michigan, South Manitou Island Light im nördlichen Theil des Sees Michigan, New Buffalo Light am südlichen Ende desselben, Mouth of Kalamazoo River Light an der Südostküste desselben, Patawatomie Light auf Patawatomie Eiland am Eingang der Grünen Bai, St. Josephs River Light an der Südostküste von Lake Michigan, Root River Light an der Mündung des Root River auf der Westseite desselben Sees in Wisconsin, Milwakie Light an der Mündung des Flusses Milwakie auf derselben Seite in Wisconsin, Chippewagan Light an der Mündung des Flusses Chippewagan, ebenfalls auf der Westseite von Lake Michigan in Wisconsin, Manitouac Light an der Mündung des Flusses Manitouac auf derselben Seite in Wisconsin, Chicago Light an der Südwestseite von Lake Michigan in Illinois, und Michigan City Light am südlichen Ende desselben Sees in Indiana.

Digitized by Google

6) Lake Superior, das Caspische Meer Amerikas und die grösste Frischwassermasse in der bekannten Welt, misst 1500 bis 1600 miles in Umfang, ist 400 miles lang und hat verschiedene grosse werthvolle Eilande, von welchen eines 100 miles lang und an einigen Stellen 40 miles breit ist. Die Gewässer dieses Sees sind sehr klar wegen ihrer grossen Tiefe, und ein neuerer Reisender erzählt, er habe dort mehr als 36 Fuss tief grosse Klippen gesehen. Den Lake Superior umschliesst eine rauhe, zerrissene und steile Küste, was die Schifffahrt auf ihm so gefährlich macht. Er hängt mit Lake Huron durch die 40 miles lange Strasse von St. Mary zusammen. Der St. Mary Wasserfall ist 15 miles von Lake Superior entfernt, doch ist die ganze Strasse mit einiger Schwierigkeit für Canoes und Böte fahrbar. Segel- oder Dampfschiffe von 6 Fuss Tiefe gehen bis zum Fuss des Falls, grössere Schiffe bleiben bei Sugar Island. Unterhalb des Cataracts wird die Strasse weiter und theilt sich durch St. George's Island in zwei Wasserläufe. Die an den Küsten dieses Sees gefundenen reichen Kupferminen werden bald die Regierung der Vereinigten Staaten veranlassen, die Schifffahrt durch St. Mary Strasse zu erleichtern, und in Folge der geringen Kosten sowohl der Minenarbeit als des Anbordschaffens des Metalls eine neue ergiebige Erwerbsquelle des Landes zu eröffnen.

Nicht mit Riesenschritten, denn ein solcher Vergleich mag der Alten Welt überlassen bleiben, sondern mit der unerreichbaren Kraft, welche die Freiheit im Thun und Handeln, Denken und Reden Amerika gibt, schreitet die Neue Welt vorwärts, schnell vorwärts und lässt uns weit zurück, und nicht lange wird es währen, so wird auch die Nordküste von Michigan nebst den westwärts davon liegenden Küsten von Wisconsin bevölkert seyn, und auch am Lake Superior werden überall Leuchtthürme aufsteigen und davon zeugen, wie das Volk der Vereinigten Staaten die Finsterniss vertreibt, die Wüsten der Wilden ausrottet und Verkehr und Menschenbildung, Segen und Gedeihen über Länder und Meere verbreitet. In nicht langer Zeit wird auch das Oregon-Gebiet an der Südsee völlig ausgefeuert seyn und die ganze lange Westküste von Mexico.

Die in dem American Light-House Guide erwähnten Leuchtfeuer am Golf von Mexico, dem caribbischen Meer und der südamerikanischen Küste der atlantischen See sind folgende. Vera Cruz Feuer NW von der Festung San Juan d'Ulloa, Omoa Feuer auf der Südecke des Kastells San Fernando in Guatemala, Porto Cabello Feuer, Brava Eiland Feuer in der grossen Bai Tucacas oder dem Golf von Triste, Buen Ayre Eiland Feuer auf der Rasa del Lacre genannten Südspitze des Eilandes, The Roques

Digitized by Google

Feuer auf einer Klippe 60 miles nördlich von Laguayra, Maracaybo Feuer im Golf von Venezuela, Tobago Feuer am Eingang von Scarborough Bay im Eiland Tobago, Barbadoes Feuer auf Barbadoes, einer der caribbischen Inseln, nordöstlich von Tobago, Martinique Feuer auf Fort Louis in Martinique, nordwestlich von Barbadoes, Morant Point Feuer auf einem gusseisernen Thurm am östlichsten Ende von Jamaica, Guadaloupe Feuer auf Terre de Bas in Guadaloupe, Nevis Island Feuer bei Jamaica, Half Moon Key Feuer ebenfalls in Jamaica, Havana Feuer auf Cuba, St. Jago de Cuba Feuer auf Cuba, Turk's Island Feuer auf Turk's Island nördlich von Hayti, Abaco Feuer auf der SO-Spitze von Abaco Eiland in den Bahamas, Nassau Feuer auf Providence Eiland in den Bahamas, Orinoco Feuer auf der NO-Spitze von Krab Eiland an der Orinoco-Mündung, Demarara Feuer auf der Spitze Cocobano in Guyana, Demarara Feuerschiff (floating light) vor dem Bar von Demarara River, Berbice Feuerschiff vor dem Berbice River in Guyana, Itacolomi Feuer bei Mount Itacolomi in Brasilien, Maranham Feuer auf dem Eiland St. Anna vor dem Maranham River, Pernambuco Feuer auf der Ostseite Brasiliens, St. Antonio Feuer am Eingang der Bahia oder Allerheiligen Bay, Abrolhos Feuer auf den Abrolhos- oder Santa Barbara Inseln, Cape Frio Feuer, Rio Janeiro Feuer westlich davon auf der Feste Santa Cruz, Raza Feuer auf dem Eiland Raza vor Rio, Santos Feuer vor Santos südwestlich von Rio, Rio Grande de San Pedro Feuer, Flores Feuer an der Nordseite vom Rio de la Plata, und Monte Video Feuer in der Nähe auf dem Cerro.

Der Golf von St. Lorenz in Canada, als ein Bassin binnenländischen Verkehrs, steht einzig in der Welt da. Die Fluth des Oceans durchdringt diesen grossartigen Strom Englands 432 miles aufwärts oder bis zur Mitte zwischen Quebec und Montreal. Linienschiffe ersten Ranges kommen bis nach Quebec, und die von 600 Tons nach Montreal über 500 miles hinauf. Die übermässigen Wasserzeiten oder Seeströmungen auf dem St. Lorenz sind die Ursache, dass er unterhalb der Stadt Quebec nicht bedeckt wird mit festem Eise, aber die ungeheuren Massen Treibeis, welche von den Winden und Strömen nach allen Richtungen getrieben werden, sind von der Art, dass die Schifffahrt des Stroms ungefähr die Hälfte des Jahres hindurch gehemmt liegt. Etwa 60 miles nordostwärts von St. Croix River, dem nordöstlichen Grenzfluss der Vereinigten Staaten, ergiesst sich der grosse Fluss St. John in die Bai von Fundy, welche von dem grossen Festland und der Halbinsel Nova Scotia gebildet wird. Diese Halbinsel erstreckt sich von SW nach NO, und ihre nordöstlichste Extremität ist nur 1 mile von der gleichlaufenden Insel Cape Breton ent-

Digitized by Google

fernt. Das innere Angesicht beides der Insel und Halbinsel ist rauh und zerrissen, die letztere aber längs der atlantischen See sehr gezackt von kühn laufenden Spitzen und tiefen Buchten. Die Ostküsten von New Brunswick an der Fundy Bay sind ausser kleineren Einschnitten von den beiden tiefen Golfen Merimachi und Chaleur gebrochen. Beim Einsegeln in den Golf von St. Lorenz zwischen Cape North und Cape Ray ist die Variation oder Abweichung des Compasses von 18 bis zu 24° West. Cape North gegenüber liegen die Magdalen Islands, jenseits derselben rechts die grosse Insel Anticosti, und wenn man diese passirt ist, kommt man in den grossen St. Lorenzfluss. Die Schifffahrt in der Bai von Fundy ist sehr schwierig, weil diese Bai fast immer in dicke Nebel gehüllt ist, und da in ihr die Wasserzeiten reissend schnell über die vielen Klippen und Untiefen derselben strömen, und die Bai eine grosse Tiefe hat, so ist es schwer, Ankerplatz zu erhalten. Die Seeströmungen laufen hier zwischen den Eilanden 4 bis 5 miles die Stunde. In Chignecto Bay und dem Mine Basin soll die Fluth 75 Fuss steigen. Die an der ganzen Küste Nova Scotias vorherrschenden Winde sind WSW zu SW, welche fast so stätig wehen wie Passatwinde, ausser im Sommer, wann sie südlicher werden. Der Witterungswechsel, die Seeströmungen und die Nebel der Bai von Fundy verwirren oft das Urtheil des besten Seemannes. Die Bänke von Nova Scotia erstrecken sich von der Südseite aus in westlicher Richtung ungefähr 70 leagues und sind 25 bis 50 Faden tief. Der Eingang und die östlichen Theile des Golfs von St. Lorenz sind im Frühling oft voll von Eis, aber die Gefahr des Eises ist weit geringer, als die Gefahr der häufigen Nebel, welche manchmal mehrere Tage lang dauern. Loth und Karte mit genauen Peilungen sind dann die sichersten Führer, denn bei Nacht sind zu solchen Zeiten auch die Leuchtfeuer unsichtbar. Im Frühling herrschen hier die östlichen Winde einige Wochen lang vor, und beim Herannahen des Sommers werden die westlichen Winde häufiger, von welchen der SW der häufigste ist. Nach der Herbsttag- und Nachtgleiche nimmt der Westwind Striche aus Norden an, und im Oktober und November wehen oft sehr heftige NW-Winde mit vorüberziehenden Schnee- und Hagelschauern und bei scharfem Frost. Die grösste englische Insel in Amerika ist New Foundland, 450 miles lang und 300 miles breit, mit 71,000 Bewohnern. Ihre Westseite liegt vor dem Golf von St. Lorenz und endet mit Cape Ray, wo der Eingang in diesen Golf ist. Der Hr. Verf. hat 37 englische Feuer genannt, welche zur Sicherheit der Schifffahrt in jenen gefährlichen Fahrwassern errichtet sind. Es sind 36 Leuchtthürme und 1 Feuerschiff, welches auf dem St. Lorenzfluss

Digitized by Google

in der Nähe der beiden Dörfer St. John und St. Ann ausser der Winterzeit liegt. Die Leuchtthürme sind folgende. St. Johns Light auf dem Fort Amherst am Eingang des Hafens von St. John auf der Ostseite New Foundlands, Cape Spear Light auf dem östlichsten Kap New Foundlands, Miquelon Light auf der Spitze Cannon am Nordrande von St. Peter's Island auf der Südseite New Foundlands, Head of Gallantry Light in der Nähe südostwärts auf Gallantry Hill, St. Paul Island Lights auf St. Paul's Eiland am Golf von St. Lorenz, das eine auf der Nord- und das andere auf der Südspitze des Eilandes, welches zwischen Cape North auf Cape Breton Island und Cape Ray in New Foundland liegt, Scatara Island Light auf dem Eiland Scatara bei Cape Breton, Louisbourg Light auf dem alten franschen Pharos an der Ostseite von Cape Breton Island, Cranberry Island Light bei Cape Canso, der Nordostspitze von Nova Scotia, Sidney Harbor Light auf der Nordseite von Cape Breton Island, Gut of Canso Light auf der Westseite der Strasse von Canso, Pictou Island Light auf der Nordseite Nova Scotias, Wedge Island Light am Eingang von St. Mary's River östlich von Halifax an der Ostseite Nova Scotias, Sherbrook Tower Light im Hafen von Halifax, Sambro Island oder Halifax Light an der SW-Seite der Einfahrt zum Halifaxer Hafen, Devil's Island Light an der Ostseite der Einfahrt von Halifax, Lunenburg Lights, in Einem Thurm, auf der SO-Spitze von Cross Island südwestlich von Halifax, Liverpool Bay oder Coffin's Island Light südwestlich von Lunenburg in Nova Scotia, Shelburne Lights, in Einem Thurm, auf Roseway Island an der Südostseite Nova Scotias, South Sable Light auf der Südspitze von South Seal Island an der Südecke von Nova Scotia, Yarmouth Light auf der Westseite Nova Scotias, Brier's Island Light in der Bai von Fundy, Annapolis Light auf Prim oder Digby Point in Nova Scotia an einer Bucht der Bai von Fundy, La Preau Light auf Point La Preau in New Brunswick, Campo Bello Light auf dem Eiland Campo Bello bei Maine am Eingang zur Passamaquoddy Bay, Gannet Light auf Gannet Rock südlich von der Insel Grand Manan, West Seal Lights, 2 Leuchtthürme auf dem westlichsten Eiland der West Seal Islands bei Grand Manan, Partridge Light auf Partridge Island am Eingang des Hafens St. John in New Brunswick, St. John's Light in der Nähe, Quaco Light bei Cape Quaco in New Brunswick, Enrage Cape Light in der Chignecto Bay im Innersten der Fundy Bay, Heath Point Light auf der Insel Anticosti im Golf von St. Lorenz, Point des Monts Light auf der Nordseite des St. Lorenzflusses Cape Chat gegenüber, und Green Island Light auf Green Island im St. Lorenz.

Ueber die englischen Bermudas oder Somers Inseln (schaurigen An-

Digitized by Google

denkens aus der Gründungszeit Amerikas und aus Shakespeare's Sturm) äussert sich Mr. Mills also: Wir haben nicht erfahren, dass hier ein Leuchtthurm errichtet worden sey, um die Belegenheit dieser Inseln anzudeuten, wo das in Folge ihrer einsamen Lage mitten in See so sehr nöthig wäre. Schiffe haben manchmal Schwierigkeit, diese Inseln zu erreichen wegen der Ströme und Winde in ihrer Nähe. Sie liegen ungefähr auf einer und derselben Breite mit Savannah in Georgia (32° 05′ N. und 64° 40′ West-Länge). Sie sind von unzähligen Riffen umgeben und verlangen grosse Vorsicht, wenn man dieselben, wie der Seemann sagt, anthut, das heisst sich ihnen nähert. Die Hauptriffe liegen nach Westen und Norden und strecken 3 und 5 leagues vom Lande aus, und zwar in einem genau West laufenden Strich von ihrer Südwestspitze an bis zu einem nordnordöstlichen von ihrer äussersten Ostspitze David's Head aus. Der übrigen Küste, welche ihre südliche und östliche Grenze ausmacht, kann man sich allenthalben bis zu einer mile nähern, und an verschiedenen Stellen mehr als halb so nahe gehen. Wegen der auf dem atlantischen Ocean vorherrschenden westlichen Winde ist es der allgemeine Brauch für alle nach Bermuda bestimmten Schiffe geworden, das Land von Westen her anzuthun, indem sie sich ungefähr auf dem 68. Längengrad in die Bermuda-Breite begeben (also 3° 20′ westlich von den Bermuden) und dann einen östlichen Kurs steuern, bis die Inseln in Sicht kommen. Kein Punkt dieser Eilande ist höher als 180 Fuss über der See, weshalb sie nicht sehr weit zu sehen sind, zumal da hier, besonders bei schönem Wetter, häufig ein dicker Dunstnebel vorwaltet, so dass Schiffe, wofern sie nicht die Breite genau wissen, die Eilande verfehlen können, und nach vergeblichem Suchen nach der amerikanischen Küste müssen, um noch einmal die Breite zu durchlaufen.

In der Vorrede zur ersten Ausgabe dieses Werks sagt der Herr Verf.: „Dem von Wogen hin und her geworfenen Seemann allen Schutz und alle Erleichterung im Verfolg seines ruhmwürdigen Berufs zu gewähren, wird eben so sehr eine Sache der Pflicht, als ihn vor fremdem Angriff zu sichern, oder ihn vor dem Räuber der See zu bewahren.“ Möchten die Herrscher unserer durch Brandungen und Riffe so gefährlichen Seeküsten denselben edeln Gedanken fassen und, dem Beispiel Amerikas und Englands folgend, endlich sich entschliessen können, die Finsterniss nicht mehr zu dulden, welche noch im 19. Jahrhundert auf grossen Strecken an den nördlichen Rändern Deutschlands herrscht.

Diese kleine Probe seemännischer Gelehrsamkeit ist auch Gelehrsamkeit, und Referent scheut sich nicht, dieselbe selbst den Gelehrten anzu-

Digitized by Google

empfehlen, welche schon längst gewohnt geworden sind, die ihrige für die wichtigste und einzige anzusehen. Das seemännische Wissen ist bisher bei uns zu Lande, in Amerika und England nicht, gering geachtet worden, sehr gering, und unser Seemannsstand wird noch immer gemein genug behandelt in unserer kastenartigen deutschen Welt. Und dennoch träumt Deutschland von einer deutschen Flotte und nennt die Nordsee, welche einst das frisische Meer (Oceanus Fresonicus — Adam. Brem. de Situ Daniae cap. 208) hiess, das deutsche Meer, während England mit seinem mariner, der Ursache hat, patriotisch zu seyn, wenn er mit erschreckender Begeisterung sein Rule Brittania singt, und der an der Seite des Lords seine Würde zeigen darf, im Begriff ist, an der Klippe Helgoland, welche Deutschland ihm schenkte, einen Kriegshafen zu bauen und von demselben aus die Geber zu verhöhnen sammt den Heloten, die an den deutschen Küsten wohnen. So lange diese Sklaven sind, ist die deutsche Flotte ein Spinnengewebe, und so lange als der Deutsche fortfährt, eher darauf bedacht zu seyn, seine Juden, die keine deutsche Flotte schaffen können, als seine Seeleute zu emancipiren, wird auch das deutsche Meer ein blosser Name seyn.

K. J. Clement.

Kurze Anzeigen.

Geognostische Karte des Thüringer Waldes. Nordwestliche Hälfte. Von Heinrich Credner, herzogl. S.-Coburg-Gothaischem Bergmeister. Zwei Blätter nebst Erläuterungen. Gotha, Justus Perthes. 1847. (Preis: 1²/₃ Thlr.)

Schon frühe hat der Thüringer Wald die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen, und wir besitzen mehrere vortreffliche Schilderungen des durch mannigfaltige, zum Theil sehr verwickelte Verhältnisse, ausgezeichneten Gebirges, unter welchen wir besonders jene von Füchsel, Heim, Voigt, v. Hoff, v. Buch, Freiesleben und Fr. Hoffmann hervorheben. Aber noch fehlte es an einer genauen und ausführlichen Karte, welche dem Leser das Verständniss der genannten Schriften erleichterte, und dem wandernden Geologen als Leitfaden bei seinen Excursionen dienen könnte. „Nur unvollständig war das Material," sagt der Hr. Credner, „welches Fr. Hoffmann zu dem den Thüringer Wald betreffenden Theil der geognostischen Karte des nordwestlichen Deutschlands benutzte. Auch die in Berlin erschienene geognostische Karte Deutschlands gibt von den Verhältnissen des Thüringer Waldes, sowie selbst von der Verbreitung der Flötzgebirge im angrenzenden Hügelland ein nur theilweise getreues Bild." In der neuesten Zeit hat B. Cotta, als Fortsetzung der vortrefflichen Karte des

Digitized by Google

Königreichs Sachsen und in demselben Massstabe, zwei Blätter einer geognostischen Karte von Thüringen herausgegeben, denen noch andere folgen sollen. Die Ansichten Cotta's und Credner's weichen in mancher Beziehung von einander ab; es müssen daher auch ihre Karten in einigen Punkten sich verschieden zeigen. Die in so hohem Grade verwickelten Verhältnisse des Thüringer Waldes, namentlich von dessen nordwestlicher Hälfte, das Auftreten mehrerer Gesteine, deren wahre Natur, deren relatives Alter keineswegs entschieden ermittelt ist, konnten indess leicht Meinungsverschiedenheiten hervorrufen, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, sondern nur im Allgemeinen bemerken, dass Credner die Porphyrtuffe (Thonsteine) und viele Conglomerate (Reibungs-Conglomerate) zum Porphyr rechnet, während sie Cotta — wo er nicht bei den letzten deutlich den Porphyr als Bindemittel fand — als Roth-Liegendes betrachtete. Ebenso sind die beiden Geologen über das Alter der verschiedenen Porphyre entgegengesetzter Ansicht.

Credner hat bereits früher (1843) eine „Uebersicht der geognostischen Verhältnisse Thüringens und des Harzes" herausgegeben; auf diese verweist er auch den Leser und gibt nur einige allgemeine Erläuterungen über das Felsgebäude des Thüringer Waldes.

Von plutonischen Gesteinen finden wir auf der Karte vier verschiedene Granite, Porphyr, Hypersthenfels und Grünstein, Melaphyr und Basalt. Der Granit des Thüringer Waldes findet sich nicht allein in petrographischer Beziehung sehr verschieden, er dürfte es auch in seinen Altersverhältnissen seyn. Mit Sicherheit glaubt der Verf. bereits zwei Abänderungen (auf der Karte mit A und B bezeichnet) von der Hauptmasse trennen zu können. Die erste Abänderung, entschieden jünger als die übrigen, zeichnet sich — so bemerkt Credner — durch Armuth an Glimmer, durch Beimengung von hellgrauem, gemeinem Quarz und durch Mangel an Oligoklas bei zum Theil ausgezeichnetem porphyrartigen Charakter aus. In der zweiten Abänderung fällt die constante Beimengung eines in Milchquarz übergehenden Fettquarzes bei gewöhnlicher Hinneigung zu einem grobfaserigen Gefüge auf. Von den übrigen Graniten hat der Verf. nur noch das Vorkommen einer Abänderung durch schwarze Striche angedeutet; sie geht durch Aufnahme von Hornblende in Syenit über, oder trägt an einigen Punkten den Charakter eines Hornblende-Gesteins.

Die quarzführenden Porphyre des Thüringer Waldes sind, wie sich mit Bestimmtheit nachweisen lässt, von verschiedenem Alter; sie reichen hinauf bis zum Beginn der Ablagerung des Steinkohlengebirges und gehen herab bis zum Anfang der Zechsteinbildung, vielleicht selbst bis zur Entstehungszeit des bunten Sandsteines. (Es wäre sehr zu wünschen, dass Hr. Credner seine Erfahrungen über die Wahrscheinlichkeit, dass es Feldstein-Porphyr in Thüringen gibt, der jünger ist als der bunte Sandstein, veröffentlichte; bis jetzt kennt man hievon in Deutschland kein Beispiel, und dennoch erscheint bunter Sandstein gar häufig in der Nähe von Porphyr, wie im Odenwald, im Schwarzwald, am Donnersberg u. a. a. O., aber nirgends hat man eine Thatsache aufgefunden, die dafür spräche, dass Porphyr jünger sey. Ueberhaupt ist nur ein Vorkommen mit Sicherheit durch v. Dechen nachgewiesen: Quarz führender ächter Feldspath-Porphyr durchsetzt auf der Insel Anglesea den bunten Sandstein in deutlichen Gängen.)

Digitized by Google

Um die Porphyre verschiedenen Alters auf der Karte angeben zu können, wäre indess ein grösserer Massstab erforderlich gewesen.

Naturgemäss hat der Verf. von den Quarz führenden Porphyren die Quarz freien porphyrartigen Gesteine, die Melaphyre, getrennt. Letztere sind hinsichtlich des relativen Alters von den ersteren wenig verschieden; ihre Entstehungszeit fällt in eine und dieselbe Epoche, in die des Steinkohlengebirges und Roth-Liegenden. Manche Porphyre dürften älter, manche jünger seyn als die Melaphyre. (Cotta trennt einen Theil der erwähnten Quarz-freien Gesteine unter dem Namen Glimmer-Porphyr vom Melaphyr, während Credner alle Quarz-freien Porphyre unter dem Namen Melaphyr zusammengefasst hat.) Das Vorkommen von Hypersthenfels und Basalt ist nur auf geringen Raum beschränkt, während der Glimmerschiefer in zwei grösseren Parthien an der Südost- und Nordwest-Grenze des Granites und ausserdem in einzelnen Kuppen auftritt.

Das Thonschiefer-Gebirge — welches im östlichen Theile des Thüringer Waldes eine so bedeutende Rolle spielt — nimmt auf beifolgender Karte nur einen kleinen Raum ein. Das relative Alter der verschiedenen der Gruppe angehörigen Glieder ist, des Mangels an Versteinerungen wegen, schwer zu ermitteln; doch dürften dieselben dem silurischen Systeme beizuzählen seyn.

Das Steinkohlen-Gebirge wurde auf der Karte von dem Todt-Liegenden getrennt; jenes bildet die untere, dieses die obere Gruppe der geschichteten Gesteine, welche am Thüringer Wald zwischen Thonschiefer und Grauwacke oder Granit einerseits und dem Zechstein andererseits abgelagert wurden. Die ganze Formation, im Allgemeinen betrachtet, besteht in ansteigender Ordnung aus einer über 400 Fuss mächtigen Masse von Kohlenschiefer und Kohlensandstein, denen sich — nach des Verf. Ansicht — Conglomerate und Conglomerat-artige Sandsteine nur als lokale Zwischenglieder anschliessen. Ueber den Kohlenschiefern und Sandsteinen folgen rothe Mergel und rothe Sandsteine, häufig mit Conglomeraten wechselnd, die nicht selten die Oberhand gewinnen und deren Mächtigkeit oft sehr bedeutend ist, wahrscheinlich über 1000 Fuss, wie dies in der Gegend von Eisenach der Fall.

Der Zechstein bildet, mit geringen Unterbrechungen, einen regelmässigen Saum um den Thüringer Wald, steigt aber nur an wenigen Orten zu beträchtlicher Höhe empor. Die zwischen Zechstein und Muschelkalk liegenden Mergel-Gebilde und Sandsteine hat der Verf. alle der Gruppe des bunten Sandsteins beigezählt. Eine besondere Bezeichnung der verschiedenen Glieder der Muschelkalk-Formation war bei dem kleinen Massstabe der Karte nicht wohl ausführbar; es wird im Allgemeinen nur angedeutet, dass das tiefste Glied der Gruppe, der Wellenkalk, auf den Rand des Gebirges und den Höhenzug des Hainichs, sowie auf die Plateaus bei Plaue, Stadt Ilm und Berka beschränkt ist. Sonst waltet hauptsächlich der obere Muschelkalk (Kalkstein von Friedrichshall) vor.

Die Verbreitung des Keuper-Gebildes ist nicht bedeutend und die Glieder des Lias kommen am Nordrande des Gebirges in zwei schmalen Bezirken vor, der eine zwischen Kreuzburg und Eisenach, der andere zwischen Gotha und Arnstadt. Von Braunkohle findet sich nur eine beschränkte Ablagerung bei Hohenfelden unfern Krannichfeld. Torfmoore erscheinen theils in den Niederungen, theils auf dem Gebirge selbst, Süsswasserkalk-Ablagerungen an mehreren Orten,

Digitized by Google

und führen bei Weimar und Burgtonna Reste urweltlicher Thiere. Die Verbreitung der nordischen Geschiebe wurde durch eine unterbrochene schwarze Linie angedeutet.

Der Kern des Gebirges — sagt der Verf. am Schlusse seiner Erläuterungen — zeigt bei aller Mannigfaltigkeit gewisse Gesetzmässigkeit seines Baues. Sein nordwestliches schmal auslaufendes Ende besteht aus mächtigen Massen eines Trümmer-Gebildes, dem Todt-Liegenden der Gegend von Eisenach. Weiter nach SO nimmt das Gebirge an Breite zu, auch wächst die Zahl und Mannigfaltigkeit der eruptiven Gesteine, zwischen welchen Schollen des Steinkohlen-Gebirges und des Todt-Liegenden vielfach zerrissen und zerstückelt zum Kamme des Gebirges emporgehoben wurden. Granit, Porphyr, Melaphyr, Grünstein treten in vielfachen Abänderungen, bald in stockförmigen Massen, bald in gangartigen Zügen neben und zwischen dem Steinkohlen-Gebirge und dem Roth-Liegenden hervor. Dies und die Verbreitungsweise des Zechsteins setzt es ausser Zweifel, dass die Hauptkatastrophen, welche dem Thüringer Wald seinen eigenthümlichen geognostischen Charakter ertheilten, der Hauptsache nach in die Zeit des Todt-Liegenden fallen. Weiter gegen Südost, wo das Gebirge seine grösste Breite erreicht, verschwinden die massigen Gesteine mehr und mehr; die Glieder der Grauwacke-Gruppe werden vorherrschend. Nur einzelne gangartige Ausläufer drängen sich aus dem Bereich der eruptiven Gesteine zwischen den Thonschiefer. Noch weiterhin gegen SO ragen zwischen diesem einzelne kleine Kuppen von Granit, Porphyr und Grünstein hervor, die Ursache andeutend, welche die zahlreichen Störungen in der Lagerung und in der Beschaffenheit der Glieder der Grauwacke-Formation hervorrief.

Die Profile, welche die Karte begleiten und das Verständniss sehr erleichtern, sind, sowie die Karte selbst, vortrefflich ausgeführt, passend colorirt und machen dem Verleger alle Ehre.

Praktische Lehrbücher der gemeinnützigen Wissenschaften zur Selbstbelehrung und Fortbildung für Leser aller Stände. Volksfassliche Erdkunde von Prof. Dr. F. W. Hoffmann. Mit 4 Farbendrücken und 86 Holzschnitten. Stuttgart, J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1847. 8. S. VIII. 392. (Preis 1 Thlr.

Der Verf. hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt: in einem Bändchen von 392 S. die verschiedenen Zweige der Physik und Geographie und die Geologie zusammenzufassen; man kann indess nicht sagen, dass sie ihm misslungen sey, im Gegentheil einige Theile der physicalischen Geographie sind recht gut dargestellt. Das Ganze ist in folgender Ordnung in zehn Capitel eingetheilt: 1. Cap. Die Erde in Beziehung zum Weltgebäude. 2. Cap. Die Erscheinungen am Himmel. 3. Cap. Die Atmosphäre und ihre Eigenschaften. 4. Cap. Atmosphärische Erscheinungen, die mit der Vertheilung der Wärme zusammenhängen 5. Cap. Erscheinungen, die aus der Vertheilung und den Eigenschaften des Lichtes entspringen. 6. Cap. Phänomene, welche von der Vertheilung der Electricität abhängen. 7. Cap. Erscheinungen, die sich vom Erdmagnetismus ableiten.

Digitized by Google

8. Cap. Das Innere der Erde. 9. Cap. Land und Wasser. 10. Cap. Die Temperatur der Erdoberfläche.

Einzelne Capitel geben immer ein anschauliches Ganzes von irgend einem Zweige der Wissenschaften, so besonders das dritte und vierte, in welchen die verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen klar und gedrängt abgehandelt sind. Weniger heimisch — so scheint es — fühlte sich der Verf. auf dem Felde der Geologie; abgesehen davon, dass derselbe mit der neuesten Literatur nicht ganz vertraut ist, führt er auch viele seiner Beispiele aus englischen, schottischen oder französischen Gegenden an, was für ein deutsches Lehrbuch nicht ganz passend seyn dürfte. Während in dem neunten Capitel — das eine Skizze der Geologie gibt — die Vulkane und die mit ihnen verbundenen Erscheinungen mit vieler Ausführlichkeit behandelt sind, wird den die Erdrinde zusammensetzenden Gesteinen nur ein sehr bescheidener Raum gestattet, manche der wichtigeren Felsarten gar nicht erwähnt. Von einigen Ungewöhnlichkeiten wollen wir abstrahiren, wie z. B. dass sich der Verf. stets des Ausdrucks „Adern" statt des allgemein gebräuchlichen Wortes „Gänge" bedient, es ist ihm vielleicht die englische Bezeichnung „veins" vorgeschwebt. Auch heisst es S. 230, wo von der Verbreitung des Granits die Rede ist, der Feldberg und Blauen im Schwarzwald seyen aus Granit zusammengesetzt, was aber nicht der Fall; jene Berge bestehen aus Gneiss.

Abgesehen von diesen kleinen Schattenseiten verdient Hrn. Hoffmann's „Erdkunde" als eine fleissige und klare Darstellung alles Lob; es ist bei einem so grossen und umfassenden Stoff, wie er dem Verf. vorlag, verzeihlich, wenn einzelne Zweige der Wissenschaft ausführlicher behandelt, andere mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Druck und Papier sind gut; die vier Farbendrücke — eine Erfindung der neueren Zeit — welche Gewitterwolken, farbige Wolken, Luftspiegelung und Nordlicht darstellen, werden jeden billigen Anspruch befriedigen; hingegen lässt die Ausführung einzelner Holzschnitte — namentlich der Vulkane — noch Manches zu wünschen übrig.

Geognostische Karte der Umgegend von Weimar, bearbeitet von Dr. G. Herbst. 1847.

Vorliegende Karte bietet einen brauchbaren Leitfaden zu geognostischen Ausflügen in den Umgebungen Weimars, und kann als Nachtrag zu einem anderen Werke betrachtet werden, das im Laufe des vorigen Jahres erschien, und die geognostischen Verhältnisse um Jena, der Schwesterstadt Weimars, schildert. (Die geognostischen Verhältnisse des Saalthales bei Jena von Dr. E. Schmid und Dr. M. Schleiden, Professoren in Jena.)

Die Umgebungen Weimars bestehen vorzugsweise aus Muschelkalk und aus Gliedern der Keupergruppe; ausserdem kommen isolirte Ablagerungen von Gyps, Kalktuff und Torf vor und im Süden erscheint eine Parthie bunten Sandsteins. Muschelkalk und Kalktuff sind bekanntlich in der Nähe Weimars nicht arm an organischen Resten, sie bieten vielmehr dem Sammler reiche und mannigfaltige Ausbeute.

Digitized by Google

Jedem Freunde der Geologie, der sich in den Umgebungen Weimars umsehen will, möge diese wohl ausgeführte Karte ein nützlicher und getreuer Begleiter seyn.

Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert. Von Alphons Esquiros. Erster Band: Der Jardin des Plantes und die naturhistorischen Sammlungen. S. 347. Stuttgart, J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1848.

Der thätige und geistreiche Verf. vorliegenden Werkes — früher Mitarbeiter an der Revue des deux Mondes — beabsichtigt ein vorurtheilfreies, unbefangenes Gemälde der Cultur und Sitten der Weltstadt Paris zu enthüllen. „Einer der hervorstechendsten Charaktere jenes Vernunftbegriffes, welchen wir unter dem Worte Hauptstadt verstehen — so bemerkt Hr. Esquiros in der Einleitung zu seiner Schilderung — ist in der That die Universalität. Paris ressumirt in seinen Etablissements, seinen Sitten, Instituten und Arbeiten die ganze vielseitige Wissenschaft oder geistige Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Eine solch imposante Masse von Wissen und Gelehrsamkeit schien uns der Mühe einer näheren Beschreibung wohl werth zu seyn. Es gibt ein Paris für das Auge und ein Paris für den Verstand; und mit dem letzteren wollen wir uns zunächst beschäftigen." Ein weites und reiches Feld steht dem Verf. offen, auf welchem er sich — wenigstens nach vorliegendem ersten Bande zu urtheilen — mit Glück und Sachkenntniss bewegt. Es sollen nach und nach die verschiedensten Anstalten von Paris — die wissenschaftlichen, administrativen, mercantilen, gewerblichen und philantropischen — umfassend geschildert werden.

Der erste Band enthält die Beschreibung des Jardin des Plantes und der naturhistorischen Sammlungen. Von hohem Interesse ist die Geschichte des naturhistorischen Museums; die Gründung des Jardin des Plantes fällt, nach den Mittheilungen von Esquiros, ins Jahr 1635; Guy de la Brosse, Arzt Ludwigs XIII., erhielt vom Könige die Erlaubniss, 24 Morgen Land zu einem königlichen Garten für medicinische Kräuter anzukaufen. — Männer von Talent und Gelehrsamkeit widmeten ihre Kräfte in einer Reihe von Jahren der Leitung und Erweiterung der Anstalt — wie die Brüder Antoine und Bernard de Jussieu, Buffon und Andere. Besondere Beachtung verdient aber die Thatsache, dass das Institut in der unheilvollen Katastrophe der französischen Revolution nicht unterging, sondern sogar mit neuem Glanze als naturhistorisches Museum sich erhob. Zwei Männer waren es vorzugsweise, die — verschieden an Charakter — für die Anstalt wirkten, der eine durch öffentliche Dienste, der andere durch wissenschaftliche Thätigkeit — Lakanal und Saint Hilaire; bei der Lebensbeschreibung wird vom Verfasser erzählt.

An die Geschichte dieser Männer reiht sich eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes des naturhistorischen Museums, dann folgt das geologische Museum. Hier sind es die Namen Buffon und Cuvier, die sich ein Verdienst erworben haben, das für alle Zeiten bleiben wird; als würdige Nacheiferer ihres

Digitized by Google

Ruhmes können in unsern Tagen ihre Landsleute Ad. und Al. Brongniart und Elie de Beaumont gelten. Dass der Verf. die wichtigen Leistungen neuerer Naturforscher nicht oder zu wenig berührt, wird ihm vom Bearbeiter wohl mit Recht vorgeworfen; es heisst in der Note des Letzteren: Warum vergisst der Verf. die späteren Geologen, worunter seine Landsleute Boué, Beaumont, warum die deutschen L. v. Buch, A. v. Humboldt — sollte er den Kosmos des Letzteren noch nicht gekannt haben? — Aus den Cabineten, wo die Schätze der Vorwelt aufbewahrt sind, bringt Hr. Esquiros den Leser zu den neueren Schöpfungen — in die Menagerie, in die Gewächshäuser, ins zoologische Museum, und zuletzt in das anthropologische Museum.

Allen Freunden der Naturwissenschaften, welche noch beabsichtigen, die Weltstadt Paris zu besuchen, wird vorliegendes Werk von grossem Nutzen zum Vorstudium seyn; denen, die nie dahin gekommen, kann es einen Begriff geben von den dort aufgehäuften Schätzen der Natur und jenen endlich, die in Paris waren, möge es ein Erinnerungsmittel, ein bleibendes Denkmal seyn; im Geiste können sie noch einmal an des Verf. Hand die Räume durchwandern, wo ihnen so manche genussvolle Stunde in belehrendem Schauen und Betrachten dahinschwand.

Der zweite Band des Werkes — das sich auch durch ansprechendes Aeussere auszeichnet — ist bereits erschienen; er enthält Vieles, was vielleicht für den grössern Theil des Publikums noch interessanter seyn dürfte, als das im ersten Bande Mitgetheilte, nämlich die Schilderung der Irren- und Findelhäuser und des Taubstummeninstituts. Der Verf. bewegt sich demnach in diesem zweiten Bande auf dem Feld der medicinischen Wissenschaften, worüber dem Referenten kein Urtheil zusteht.

Die Entstehung und Ausbildung der Erde, vorzüglich durch Beispiele aus Rheinland-Westphalen erläutert. Gesammelte populäre Flugblätter von Dr. Jakob Nöggerath, k. preuss. geh. Bergrath, ordentl. Professor der Mineralogie und der Bergwerkswissenschaften an der rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität u. s. w. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Druckerei. 1847. kl. 8. S. X. u. 297.

Eine Reihe von Vorlesungen, welche der Verf. vor einem zahlreichen, gebildeten Publikum hielt, gaben Veranlassung zu vorliegendem Werk; mit denselben ist eine Anzahl geologischer Aufsätze verbunden, welche Nöggerath schon früher, in populärem Sinne für das Feuilleton der Kölnischen Zeitung schrieb. Der Leser möge keinen streng geologischen Inhalt erwarten; Schilderungen von Naturschönheiten, Allgemeines aus der lokalen bergmännischen Technik, Einiges aus dem Gebiete der physikalischen Geographie wurden mit aufgenommen und verleihen der Schrift etwas Eigenthümliches, die sich überdies durch eine lebhafte, anregende Darstellung auszeichnet.

Der Verf. beginnt mit einer einleitenden Vorlesung, „Ueberblick" benannt, worin er eine gedrängte, aber klare Skizze von der Entstehung der Erde und

Digitized by Google

deren Gestaltverhältnissen gibt; er zeigt, wie in gewissen Perioden nach einander Absätze aus Wassern, neptunische Schichten sich um den Erdkern ablagerten, wie während der Bildung derselben feuerig-flüssige Gesteinsmassen dem Schoosse der Erde entstiegen und sich gewaltsam den Weg durch die bereits vorhandenen Felsarten bahnten. Der Leser erfährt, wie bei Zusammensetzung der Erdrinde Feuer und Wasser gewichtige Rollen spielten, wie dieselbe gleichsam aus stetem Conflict von Neptunismus und Vulkanismus hervorging. Jenem räumte die Geologie früherer Zeit grössere Macht ein; die gereifte, geläuterte Erfahrung unserer Tage gesteht sie diesem zu. Von der ältesten oder „Transitions"-Gruppe führt der Verf. seine Leser bis zu der gegenwärtigen oder Alluvialepoche; er macht darauf aufmerksam, wie die Ablagerungen von Gesteinen mit unserer Zeit keineswegs ihr Ende erreicht haben; die Umbildungen auf der Erde gehen noch fort — bemerkt Nöggerath — und wenn sie auch klein erscheinen für die Zeiträume, welche wir mit einem oder einigen Menschenaltern messen, so können die Wirkungen doch in Jahrtausenden grossartig hervortreten. Noch heben sich Länder und Berge empor, entweder plötzlich, wie wir es an den Küsten von Chile erfahren haben, oder langsam, aber dauernd, wie in Schweden. — Inseln entstehen im Meere durch vulkanische Eruptionen, wie z. B. in unseren Tagen die Insel Ferdinandea bei Sicilien, welche aber als ephemere Bildung bald wieder im Meere versank, während andere gleicher Bildung bleibende Haltbarkeit erlangt haben. Die Korallen bauen in der Südsee auf Untiefen aus ihren verflochtenen Stämmen ringförmige Kränze auf, welche nach und nach zu Inseln werden, sich mit Dammerde, Pflanzen und Thieren bedecken, und auf welchen zuletzt der Mensch, als Beherrscher alles Uebrigen, seinen Wohnplatz aufschlägt. Die Wasser aus der Atmosphäre spülen das Gestein, vorbereitet durch die von letzterer selbst eingeleiteten Verwitterung von den Bergen herunter, führen es in Bäche, Flüsse und Ströme; diese setzen dasselbe theils auf ihrem Wege, theils bei ihrer Einmündung im Meere ab. So entstehen die bekannten Delta-Bildungen, welche das Land immer mehr nach dem Meere hin erweitern. Dieses wirkt selbst erhöhend auf das Land, indem die von ihm ausgeworfenen Sandmassen, die Dünen, durch die Wirkung vorherrschender Winde stets nach dem Lande vorrücken, während anderwärts die Fluthen und Brandungen vom Meere her das feste Land fortschwemmen, abnagen, verkleinern. Im Meere finden selbst noch, durch vereinte, chemische und mechanische Wirkungen, neue Bildungen von Sandstein- und Kalkschichten, vielleicht selbst, unter besonders bedingten Umständen, von Steinsalz statt. Die Ausbrüche der Vulkane bringen neue Materien aus dem Innern der Erde auf die Oberfläche; die damit in Verbindung stehenden Mineralquellen sind im Stande, aus ihrem Gehalte an festen Stoffen besondere Gebirgsschichten auf der Erdoberfläche zu bilden. Die Gletscher und Eisschollen tragen Felsblöcke von einer Stelle zur andern. Die Wasser sickern in die Erde, lösen Stoffe auf ihrem Wege auf, lassen dadurch leere Räume zurück; es entstehen Bergstürze, Bergschlüpfe.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die oberste Schichte, die Dammerde, gewinnt immer mehr an Dicke, da sie das Resultat der Verwitterung und Zertrümmerung der vielartigsten ihr unterliegenden Gesteine und der Verwesung pflanzlicher und thierischer Körper ist. Ausserdem erleidet eine eigenthümliche Vegetation im Wasser eine Verkohlung und erzeugt Torfmoore, welche mit der Zeit immer mächtiger werden.

Nach der einleitenden Vorlesung wendet sich nun der Verf. den verschiedenartigsten Gegenständen zu, die in einzelnen Capiteln besprochen werden. Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des abgehandelten Stoffes zu gewähren, gestatten wir uns eine Uebersicht des Inhaltes zu geben: Die Meteormassen, Feuerkugeln und Sternschnuppen. — Oberstein an der Nahe. — Der Laacher See. — Die unterirdischen Mühlsteinbrüche von Niedermendig und Mayen. — Die drei Berge von Siegburg. — Der Roderberg bei Rolandseck, ein erloschener Vulkan. — Der Brand der Fanny-Grube in Oberschlesien. — Der Petersberg bei Maestricht. — Das Steinsalzbergwerk zu Wieliczka. — Die Befahrung der Salzbergwerke von Hallein und Berchtesgaden; der Königssee. — Die Höhlen mit Knochen urweltlicher Thiere im rheinisch-westphälischen Gebirge. — Das Erdbeben. — Bergschlüpfe, Felsenstürze und Erdfälle. — Holland, ein Geschenk des Rheins. — Das Alter der Bäume.

Der Verf. hat — wie zu ersehen — nicht allein aus seiner Heimath, aus Rheinland-Westphalen, sondern auch von fernländischen Gegenden interessante Beispiele entliehen. Seine mannigfachen, ausgedehnten Reisen gaben ihm dazu die beste und natürlichste Veranlassung. So folgte Nöggerath im Jahre 1843 einem ehrenvollen Antrage der russischen Regierung nach Polen, wo sein bewährter Rath wegen der Errichtung bergmännischer Anstalten verlangt wurde. Auf dieser Wanderung besuchte derselbe das Steinsalzbergwerk Wieliczka, auf dessen schmucklose, getreue Schilderung wir besonders aufmerksam machen. — Was in den vorliegenden „populären Flugblättern“ noch hervorzuheben — und was namentlich bei Gelehrten nicht häufig zu finden — ist ein gewisser praktisch-poetischer Sinn, in dem das Ganze geschrieben. Man kann Belehrung und Erheiterung zugleich daraus schöpfen. — Die Ausstattung des Werkes verdient alles Lob.

Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau; von Dr. Fridolin Sandberger. — Als Anhang eine Skizze des Berg- und Hüttenbetriebs und

Digitized by Google

der Bergverwaltung, von Hugo Grandjean, Berggeschworenen zu Dillenburg. — Mit einer geognostischen Uebersichtskarte. Wiesbaden. Verlag von Chr. W. Kreidel. 1847. *Kl. 8. S. VI und 144.*

Der Verf. hat sich eine schwierige, aber lohnende Aufgabe gestellt und dieselbe nicht ohne Glück gelöst. Die geologischen Verhältnisse Nassaus gehören zu den verwickeltern Deutschlands und es fehlte bis jetzt an einer kleinen Schrift die ein gedrängtes Bild der geologischen Beschaffenheit des schönen, und in vielfacher Beziehung merkwürdigen Landes giebt. Wir besitzen wohl ein älteres Werk von Stifft (1831) über die Geologie von Nassau, dem für seine Zeit alle Anerkennung gebührt, aber dasselbe kann, bei dem raschen Vorrücken der Wissenschaft, als veraltet angesehen werden, auch ist es viel zu umfassend, um z. B. einem Anfänger als Leitfaden auf geologischen Ausflügen zu dienen. Die praktischen Zweck erfüllt aber Sandbergers kleine Schrift vollkommen.

In Eintheilung und Anordnung ist der Verf. einem ähnlichen Plane gefolgt, wie Ref. in seiner „geognostischen Skizze des Grossherzogthums Baden"; er schickt eine kurze Uebersicht der oro- und hydrographischen Verhältnisse des Landes voraus. Daran reiht sich die Schilderung der verschiedenen Gesteine. Die Mannigfaltigkeit von Felsarten in Nassau ist nicht bedeutend. Den grössten Raum nehmen die Glieder einer Abtheilung der Uebergangsformation (Grauwacke-Gruppe), und zwar der mittleren oder des sogenannten „Rheinischen Systemes" ein, der Devonischen Formation englischer Geologen. Sie gewähren nicht allein durch ihr Verhältniss zu plutonischen Gesteinen, sondern auch durch einen seltnen Reichthum an Versteinerungen wichtige und lehrreiche Beziehungen. Ueber das wahre Alter der den Taunus und den Hunsrück zusammensetzenden Schiefer-Massen herrscht noch mancher Zweifel; frühere Geologen hielten sie für analog den Schiefer-Gesteinen Scandinaviens und der Alpen; in der neuern Zeit hält man dieselben für metamorphische Gebilde, d. h. für neptunische Felsarten, welche durch später aufgestiegene plutonische Gesteine verändert wurden. Dieser Ansicht glaubt Sandberger beipflichten, und die Talk- und Chloritschiefer, den Quarzfels des Taunus für eine umgewandelte, ursprüngliche Grauwacke erklären zu müssen. Der englische Geolog Murchison war es, der zuerst diese Behauptung aussprach; seine jüngsten Untersuchungen im Ural, wo ähnliche Verhältnisse walten, machen sie mehr als wahrscheinlich.

Unter dem „rheinischen System" versteht der Verf. alle jene Schichten, welche zwischen der silurischen und Steinkohlen-Formation liegen; ihre Versteinerungen, die gleichsam einen Uebergang der erstgenannten in die zweite Gruppe bilden, zeigen dennoch hinreichend characteristische Merkmale, um sie mit keiner von beiden zu vereinigen. Wegen ihrer bedeutenden und regelmässigen Entwickelung an den Ufern des mittleren und unteren Rheingebietes wurde der Name „rheinisches System" gewählt, welches nach Sandbergers Untersuchungen in drei Gruppen zerfällt, nämlich: 1. Untere oder sandige Gruppe; rheinische Grauwacke oder Spiriferensandstein. Wird durch Thonschiefer und Sandsteine vertreten. 2. Mittlere oder kalkige Gruppe; Stringocephalen-Kalk. Wesentlich aus Schiefern und Kalksteinen bestehend. 3. Obere oder kohlige Gruppe; Posidonomyenschiefer; durch Sandstein und Schiefer characterisirt, die

Digitized by Google

sich an die Steinkohlen anschliessen. Diese drei Abtheilungen Sandbergers umfassen Alles, was Stifft früher als „Grauwacke" bezeichnete.

Auf die verschiedenen Glieder des rheinischen Systemes folgen von neptunischen Gebilden unmittelbar sehr jugendliche: Tertiär-Schichten. Von Gliedern der Trias-Formation, der Jura- oder Kreide-Gruppe hat man bis jetzt in Nassau nichts aufgefunden. Tertiär- und Diluvial-Gebilde treten zusammen im Süden und im Norden des Landes auf. Von besonderer Verbreitung sind der sogenannte Litorinellenkalk, welcher Millionen der Litorinella acuta umschliesst und ein Braunkohlen führender Letten.

Von plutonischen Felsmassen kommen in Nassau vor: Quarz-Porphyr, zumal in der Gegend von Diez entwickelt, ferner Diorit, der namentlich in den Dillgegenden sehr verbreitet ist. Die petrographischen Verhältnisse dieses Gesteins bieten viele Schwierigkeiten. Unter den vulkanischen Gebilden erscheint Trachyt im westlichen und südwestlichen Westerwald, Phonolith am südwestlichen Abhange dieses Gebirges. Bei weitem häufiger zeigt sich Basalt, einen ganzen Gebirgszug zusammensetzend. Besonders interessante Thatsachen gewähren Basalte durch die Art und Weise ihres Auftretens in der Nähe neptunischer Felsgebilde; auch sind sie durch eine grosse Anzahl beigemengter Mineralkörper ausgezeichnet, worunter Olivin, Aragon, Kalkspath und verschiedene Zeolithe zu nennen. — Auch das durch die Untersuchungen von Bunsen auf Island und von Sartorius am Aetna bekannt gewordene Gestein wurde von Sandberger in Nassau aufgefunden; es kommt am südwestlichen Abhange des Beselicher Kopfes bei Obertiefenbach, unweit Limburg, vor, wo dasselbe in kleinen Hügeln zu Tage geht.

In der zweiten Abtheilung vorliegender Schrift werden die einzelnen Mineralien aufgezählt, nach Hausmanns System geordnet; die dritte Abtheilung handelt von den Mineralquellen, und enthält ferner eine Angabe des Niveau's der vorzüglichsten Gebirgshöhen und der bedeutendsten Mineralquellen, sowie eine Uebersicht der über die Geologie des Nassauer Landes vorhandenen Literatur.

Der Anhang berichtet von dem Bergbau im Nassauischen, welcher keineswegs ein unbedeutender genannt werden kann. Der Bergbau auf Blei und Silber, nach alten Urkunden seit 1158 betrieben, muss wohl als ein für die Zukunft ziemlich abgeschlossener betrachtet werden. Die ergiebigsten, jetzt noch im Betrieb stehenden Gruben sind die zu Holzappel, Oberhof, Ems und Braubach. Im Ganzen sind gegen 30 Gruben im Bau, welche ungefähr 4000 Mark Silber, 12,000 Ctr. Blei und 200 Ctr. Kupfer ausbringen, was einen Capitalwerth von etwa 220,000 Gulden ausmacht. — Der Bergbau auf Kupfer hat urkundlich schon 1465 bei Nanzenbach begonnen; seit den letzten Jahren hat eine englische Bergwerksgesellschaft den Betrieb im Dillenburgischen übernommen, der sich hiedurch sehr gehoben; es dürften ungefähr 125,000 Gulden gewonnen werden. Erst seit kurzer Zeit ist der Bergbau auf Nickel ins Leben getreten. Die Production an Nickelspeise im Dillenburgischen beläuft sich ungefähr auf 200 Centner, die einen Werth von etwa 35,000 fl. haben. — Auch der Bergbau auf Eisen wird erst seit einigen Jahren betrieben. Die ganze Production auf den Nassauischen Eisenhütten dürfte etwa 400,000 Ctr. betragen; da mehr

Digitized by Google

gefördert wird als zum Bedarf nöthig, so verführt man viel ins Ausland. Die Productions-Fähigkeit der gesammten Eisenindustrie ist wohl auf 1,603,000 fl. jährlich anzuschlagen. Ausserordentlich stieg seit dem Jahre 1828 der Braunstein-Bergbau: es sind gegen 100 Gruben vorhanden, die über 300,000 Ctr. Braunstein jährlich fördern, der einen Capitalwerth von 450,000 fl. an dem Ausfuhrpunkte Lahnstein repräsentirt, und zur Sodafabrikation nach England geht.

Die kleine geognostische Uebersichtskarte von Nassau, welche vorliegende Schrift begleitet, erfüllt ihren Zweck vollkommen, ein gedrängtes Bild von der geognostischen Beschaffenheit des schönen Landes zu geben; Ausführung und Wahl der Farben ist gleich gut.

Geographischer Schul-Atlas in einundzwanzig in Farbendruck ausgeführten Karten, entworfen und gezeichnet von Rudolf Gross; lithographirt und in Farben gedruckt in der artistischen Anstalt von Fr. Malté. — Zweite Lieferung: 9. Nordamerika. 10. Südamerika. 11. Asien. 12. Oestliche und westliche Halbkugel, Australien nebst Cartonshöhenkärtchen der bedeutendsten Gebirge der Erde und Raumverhältniss des Landes und des Wassers auf der Erdoberfläche. 13. Grossbritannien. 14. Spanien und Portugal. 15. Italien. 16. Europäische Türkei und Griechenland. 17. Schweden und Norwegen, Dänemark und die russischen Ostsee-Provinzen. 18. Mitteleuropa. 19. Europäische Staatenkarte. 20. Mitteleuropäische Staatenkarte (österreichische und preussische Monarchie nebst den übrigen deutschen Bundesstaaten), Belgien, Holland, Schweiz und Polen. 21. Staatenkarte von Amerika, Asien und Afrika. E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. 1847.

Es ist erfreulich, von dieser zweiten Abtheilung des geographischen Schul-Atlas sagen zu können, dass sie an Vortrefflichkeit der Ausführung die erste noch überbietet; auf wenigen dem Ref. bekannten Karten treten die Umrisse der Gebirge, Flüsse, Meeresküsten so deutlich und klar hervor. Die Anwendung des Farbendruckes — in welchem man in neueren Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht — allein vermag solch scharfe Contraste zwischen Land und Wasser, zwischen Hoch- und Tiefland zu geben; die Karten gewinnen dadurch ein Relief-artiges Aussehen. Wir müssen dem Urtheile mehrerer, an bedeutenden Lehranstalten wirkender Männer beipflichten, welche die ausserordentliche Brauchbarkeit dieser Karten anerkennen, und hoffen, dass ein zahlreicher Absatz die Bemühungen des Künstlers und des wackern Verlegers lohne.

Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Andeutungen von M. J. Ackner, Pfarrer zu Hammersdorf. — Eine vom Verein zur Beförderung der siebenbürgischen Landeskunde gekrönte Preisschrift. Erste Lieferung. — Hermannstadt. Druck und Verlag von Theodor Steinhaussen. 1847. S. 128.

Vorliegende Schrift muss allen Freunden der Oryktognosie willkommen seyn, da sie eine wesentliche Lücke in der topographischen Mineralogie Oester-

Digitized by Google

reichs ausfüllt, die um so fühlbarer war, als wir über andere Theile dieses Landes höchst vollständige und werthvolle Mittheilungen besitzen; wir nennen hier nur die grösseren Werke von Zippe und Reuss über Böhmen, von Jonas, Zipser, Beudant über Ungarn, von Anker über Steyermark, von Senger über Tyrol, ohne der zahlreichen kleinen Aufsätze zu gedenken.

Aus der ersten Lieferung ersehen wir, wie reich Siebenbürgen an einfachen Substanzen ist, und welche Fülle wichtiger, interessanter Thatsachen bisher dem Mineralogen unbekannt geblieben waren; dass der Verf. auch auf das geognostische Vorkommen Rücksicht genommen, kann nur mit Dank erkannt werden.

Die „Mineralogie Siebenbürgens" ist — wenigstens der ersten Lieferung nach zu urtheilen — nicht allein mit Sachkenntniss, sondern auch mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet, und bietet dem Mineralogen, Geologen und Bergmann vielfache Belehrung. Das Ganze soll ungefähr vier bis fünf Lieferungen geben, und noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Möge nichts der baldigen Vollendung dieses wichtigen Werkes im Wege stehen.

G. Leonhard.

Die Polizei-Gesetze und Verordnungen des Königreichs Sachsen, mit Inbegriff der organischen und formellen Bestimmungen, systematisch-chronologisch zusammengestellt, erläutert und ergänzt durch Hinzufügung der ergangenen Anweisungen und befolgten Grundsätze, sowie durch Nachrichten über bestehende Einrichtungen, von Dr. Georg Leber. Funke, kön. sächs. geh. Regierungsrath. Bd. II. (S. XXX. 1064.) III. (XVI. 549.) & IV. (XXII. 694.) Leipzig bei Hahn, 1847. 8.

Die Zweckmässigkeit und Anordnung des vorliegenden Werks ist in diesen Blättern schon früher, bei Anzeige seines ersten Theils, besprochen worden, welcher die organischen und formellen Bestimmungen über die Behörden, deren Competenz und Organe, das Verfahren in Verwaltungssachen und die bestehenden allgemeinen Einrichtungen umfasst. An diesen allgemeinen Theil schliessen sich nun die drei vorliegenden Theile an, von denen der erste in zwei Bände zerfällt, und worin die besondern Bestimmungen über die polizeiliche Thätigkeit in ihren einzelnen Beziehungen zusammengestellt werden. Die Grenzen und das Gebiet dieser Thätigkeit, im Verhältnisse zur Justiz und zur Verwaltung im engern Sinne, gibt der Verf. in einer einleitenden Vorbemerkung, mit Berufung auf seine Schrift: „Das Wesen der Polizei. (Leipzig 1844.)", so an, dass die Verwaltung für die Förderung der höheren Ausbildung der Staatsbürger, ihres Wohlstandes, Wohlbefindens etc. zu sorgen habe; die Justiz hingegen für die Wiederherstellung der verletzten oder gestörten Staats- und Rechtsordnung; während für die Polizei die Abwendung künftiger Rechtsverletzungen und der Schutz gegen alle drohenden Gefährdungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung vorbehalten bleibe. Allein diese Unterscheidung möchte wohl nicht so scharf und richtig seyn, wie es bei einem Grenzstreite dieser Gebiete gegen einander,

Digitized by Google

namentlich wenn verschiedene Behörden mit einander in Conflict gerathen, nothwendig ist. Man würde dabei auf den Satz kommen, die Polizei sey, der Verwaltung gegenüber, nur der Geist, der allezeit verneint. Sie habe nur Hindernisse zu beseitigen; die Verwaltung nur Mittel zu gewähren. Und dennoch geht Beides so Hand in Hand, dass es selbst in der Idee, um so mehr in der Praxis, sich nicht trennen lässt. Freilich weist der Verf. der Verwaltung nur die Förderung der höheren Ausbildung etc. an. Allein die Grenze des höheren und niedern möchte ebenso schwer zu ziehen seyn. Denn, liegt nicht in der Sorge für Gesundheit, für körperliche Erziehung etc. zugleich das Mittel für eine kräftigere Entwickelung der geistigen Fähigkeiten? Ist also z. B. die Errichtung von Turnanstalten in das Gebiet der Polizei oder der Verwaltung zu ziehen? Nach den angegebenen Grenzen dieser Gebiete lässt sich eine solche Frage schwerlich beantworten, und blos ex aequo hier entscheiden zu wollen, wird wohl Niemandem einfallen. — Der zweite Band enthält in der Abth. I. Absch. 1 & 2: die polizeilichen Massregeln gegen Verbrechen; Absch. 3—8: Controle und Sorge für solche Personen, die unter besonderer polizeilicher Aufsicht stehen; also die Gesetze über Reisende, Deserteurs, Tag- und Wochenarbeiter, Fremde, Vagabunden und Bettler, Arme, und über die Massregeln gegen Nothstand und Belästigung der Gemeinden durch Verarmung, z. B. über Spar- und Wittwenkassen etc. — Abth. II. Absch. 9. Sorge für die nöthigsten Lebensbedürfnisse. — Absch. 10. Massregeln gegen Gefährdung des Staats, sowie des Lebens und der Gesundheit der Staatsbürger. — Absch. 11—13. Massregeln gegen Gefährdung des Eigenthums (gegen schädliche Thiere, Brandunglück, Ueberschwemmung etc.) — Absch. 14. Sorge für den Verkehr (Strassen, Posten, Münzen, Maass und Gewicht). — Absch. 15. Sorge für Erziehung und Ausbildung. — Absch. 16 & 17. Sorge für Kirche, Religion und Moral. — Absch. 18. Verhütung von Pressvergehen. — Der dritte Band stellt die Vorschriften über Medicinalpolizei zusammen. Der erste Absch. handelt von der Organisation der Medicinalbehörden (Ober- und Mittelbehörden, Verhältniss der medic. Facultät zu Leipzig und chir. med. Academie zu Dresden, Bezirks- und Gerichtsärzte, Revisoren der Apotheken und Bezirksthierärzte.) — Absch. 2 & 3. Sorge für äussere und innere Heilkunde und Geburtshülfe. — Absch. 4. Sorge für das Apothekerwesen. — Absch. 5. Massregeln gegen die Gefährdung durch Bereitung und Verkauf von Arzneien etc. (Aufsicht über Ankündigung medicinischer Gegenstände; Verhütung von Gefahr durch Bereitung und Handel mit Arzneien, Giften; Massregeln gegen den Genuss schädlicher Speisen und Getränke, sowie gegen schädliche Einwirkung von Stickluft etc.) — Absch. 6. Massregeln gegen Gebräuche, die der Gesundheit schädlich sind. (Taufen neugeborener Kinder im Winter, Begraben der Todten, Beziehen neuer Wohnhäuser.) — Absch. 7. Gegen Entstehung und Verbreitung von Krankheiten. — Absch. 8. Verhütung und Beseitigung von Blatterepidemien, Scharlachfieber, Biss toller Hunde, häutige Bräune. — Absch. 9. Fürsorge für Kranke durch öffentliche und Privat-Krankenanstalten, z. B. Hülfsverein zu Dresden, homöopatische Anstalt zu Leipzig, Trink- und Bade-Anstalten. — Absch. 10. Sorge für Rettung Verunglückter. — Absch. 11. Vorschriften für die Beerdigung der Leichen. — Absch. 12. Ablieferung von Leichnamen an die anatomischen Theater. — Absch. 13. Mass-

Digitized by Google

regeln gegen Gefahren für die Gesundheit des Viehs. — Der vierte Band endlich enthält die Gesetze und Vorschriften über Gewerbspolizei. Der Absch. 1 bespricht den handwerksmässigen Gewerbsbetrieb und das Innungswesen im Allgemeinen. — Absch. 2. Den fabriksmässigen Gewerbsbetrieb. — Absch. 3. Handel und dessen Beschränkungen durch die Rechte der Handelsinnungen, und in Betreff des Handels mit Handwerkerzeugnissen, des Gross- und Kleinhandels, des Waarenvertriebs durch Auction, des Hausirens etc. — Absch. 4. Unzünftiger Gewerbsbetrieb. — Absch. 5. Gewinnung des Bürgerrechts, als Voraussetzung für den Gewerbsbetrieb. — Absch. 6. Beschränkungen der Juden. — Absch. 7. Beschränkungen des Gewerbsbetriebs auf dem Lande. — Absch. 8. Gewerbsregulirungen und Beschränkungen, die in Staatsverträgen und Staatsabgaben ihren Grund haben; insbesondere im Zollverein und den Elbschifffahrtsverträgen. — Absch. 9. Beschränkungen durch die Regalität gewisser Produkte und Gerechtsame; Verkehr mit Bergprodukten, Salzhandel. — Absch. 10. Gewerbsbeschränkungen durch Bannrechte. — Absch. 11. Beschränkungen gewisser Gewerbe aus allgemeinen Gründen; Brauerei, Branntweinbrennerei, Gast- und Schankrecht, Mühlen und deren Anlegung. — Absch. 12. Massregeln gegen Täuschungen, Betrügereien, Bedrückungen im gewerblichen Verkehre; Verhütung von Uebertheuerung, Regulirung des Firmenwesens, Aufsicht auf Actienunternehmungen, auf Veränderungen an Mühlwerken und beim Mahlwesen, Waarenschau bei Tuchmachern, Gold- und Silberarbeitern, Massregeln gegen das Auslohnen mit Waaren. — Absch. 13. Förderung des Gewerbswesens und gewerblichen Verkehrs; Erzielung einer höheren Ausbildung für den Gewerbsbetrieb (Handels- und Gewerbsschulen, Sonntagsschulen). Gelduntersützungen, Preisaufgaben, Ertheilung von Privilegien und Patenten, Schutz gegen Nachahmung von Waarenbezeichnungen, Gewerbsausstellungen, Gewerbsvereine, Messen und Märkte, Börsen, Banken, Mäkler, Consuln, Ausgabe von Schuldscheinen auf den Inhaber. — Massregeln zur Förderung der Landwirthschaft.

Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg von Dr. Ernst Münch. Fortgesetzt von C. B. A. Fickler. Vierter Band. Karlsruhe, Druck und Verlag von C. Macklot. 1843. XIV. und 419 S. in gr. 8.

Dieser Band, der das von Münch in drei Bänden begonnene und durchgeführte Werk vollendet, bringt die Geschichte des Hauses Fürstenberg von der ersten Periode des siebenzehnten Jahrhunderts an bis auf die gegenwärtige Zeit in einer möglichst gedrängten, aber durchweg urkundlichen und den archivalischen Quellen entnommenen Darstellung: wobei freilich sorgfältige Sichtung und Auswahl des oft überreichen Stoffs in einer Weise vorgenommen ward, welche minder Wichtiges oder Lokales, das solchen Fürstengeschichten oft unnöthige Breite und Ausdehnung verleiht, zu beseitigen, Nichts von Belang aber oder von allgemeiner Bedeutung zu übersehen wusste und den aus unzähligen einzelnen, meist schriftlichen Quellen entnommenen Stoff in ein angenehmes Gewand zu kleiden verstand. Sonst wäre es auch kaum möglich gewesen, in Einem mäs-

Digitized by Google

sigen Bande eine Periode zu behandeln, in der das Haus Fürstenberg in seinen einzelnen Gliedern von so manchen Geschicken, bald trüber, bald erfreulicher Art, betroffen ward. Wenn wir daher in dieser grösseren Gedrängtheit und Kürze der Darstellung, unter welcher die Vollständigkeit des Ganzen nicht gelitten hat, keineswegs einen Uebelstand, wohl aber einen wesentlichen Vorzug vor den drei vorausgehenden Bänden zu erkennen vermögen, so dürfen wir das Gleiche auch von dem streng Quellenmässigen der Forschung und dem urkundlich Getreuen des Inhalts versichern, zumal da auf jeder Seite diese Quellen und Urkunden nachgewiesen sind. In dieser Beziehung möchten wenig ähnliche Specialgeschichten neuerer Zeit von einer gleichen Sorgfalt und einem ebenso unverdrossenen Fleisse der Bearbeitung aufzuweisen seyn. Wenn der Verf. bei seinen Forschungen nicht blos auf die in diesem Bande zunächst behandelte Periode sich beschränkte, sondern hier auch auf die frühere, vielfachem Dunkel wie mehrfachen Lücken ausgesetzte Geschichte des Hauses zurückging, so finden wir ausser mehreren früheren, dahin einschlägigen Forschungen des Verf. auch in diesem Bande einen neuen Beleg S. 367—416 in einer Reihe von Berichtigungen, Zusätzen, Nachträgen u. dgl. zu den früheren Bänden, sämmtlich aus unbenutzten, handschriftlichen Quellen geschöpft, welche dem Vorgänger theils entgangen, theils auch unrichtig von ihm aufgefasst worden waren. Da diese Berichtigungen mit die dunkelsten und schwierigsten Partien der früheren Geschichte des Hauses Fürstenberg, namentlich den Ursprung desselben und die älteste Periode betreffen, so ist man dem Verf. dafür doppelten Dank schuldig. Ueber das Wappen des Fürstenbergischen Hauses findet sich ein eigener Nachtrag S. 417 ff. Einzelnes aus dem Inhalt dieser ganzen Darstellung auszuheben, unterlassen wir, da wenig Partien sich finden, die nicht auf gleiche Weise dem Interesse des Lesers empfohlen zu werden verdienten. Diesem überlassen wir daher die nähere Einsicht und schliessen mit dem Wunsche, dass dieser Geschichte des Hauses Fürstenberg nun auch ein Codex Diplomaticus sich anreihen möge, der bei den Beziehungen dieses Hauses zum ganzen südlichen Deutschland und selbst noch weiter eine nicht geringe Wichtigkeit gewinnt.

Der Hannoversche Hof unter dem Kurfürsten Ernst August und der Kurfürstin Sophie. Von C. E. v. Malortie, Dr. phil., kön. hannov. Hofmarschall etc. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1847. IV. und 241 S. gr. 8.

Dieses Buch, das uns allerdings an ein ähnliches Buch desselben Verf. erinnert, welches in den Kreisen, für die es zunächst bestimmt ist, von Seiten der Vollständigkeit und Zweckmässigkeit, alle Anerkennung gefunden hat, dem Kreise dieser Blätter jedoch ferner liegt, um näher besprochen werden zu können, (Der Hofmarschall. Handbuch zur Einrichtung und Führung eines Hofhalts von C. E. v. Malortie, Dr. phil., kön. hannov. Hofmarschall u. s. w. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1846. XII. und 466 S. in gr. 8.) ist mehr geschichtlichen Inhalts und verdient als ein recht interessanter Beitrag zur Sittengeschichte einer nun schon

Digitized by Google

mehr als ein Jahrhundert abgelaufenen, aber noch lange in ihren Wirkungen und Folgen fortlebenden Epoche auch die Beachtung derjenigen, die sonst um Hof und Hofleben und Hofhaltung sich wenig zu bekümmern pflegen. Denn der Verfasser führt in einer aus lauter Originaldocumenten, die hier wortgetreu mitgetheilt sind, genommenen Schilderung das Leben eines deutschen Fürstenhofes vor, der in den letzten Zeiten des siebenzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als ein Muster deutscher Höfe, in Absicht auf Hofleben, und Hofceremoniell, gelten konnte. Der Verf. bemerkt, wie er mit durch seine dienstliche Stellung früher veranlasst worden, seine Ansichten und Erfahrungen über die Einrichtungen einer Hofhaltung jetziger Zeit mitzutheilen; wie er aber auch dadurch angeregt worden sey, den Blick auf eine vergangene Periode zu richten, von der es bekannt sey, dass sie einen Glanzpunkt in der Geschichte des hannoverschen Hoflebens bilde, nämlich die Periode der Regierung des Kurfürsten Ernst August († 1698) und seiner Gemahlin Sophie († 1714), einer Tochter des unglücklichen, durch Prachtliebe und durch den Glanz eines Hoflebens in der frühern Periode seines Lebens bekannten Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V. Die Schilderung, welche der Verf. von dieser Glanzperiode eines deutschen Fürstenhofes gibt, befasst im Ganzen mehr das Hofceremoniell als die damals noch minder ausgebildeten administrativen Verhältnisse einer Hofhaltung, und ist, wie schon bemerkt worden, aus lauter Originalien gebildet, Instructionen, Reglements, Rapports u. dgl.; deren Sammlung, insoweit ein ebenso vollständiges als anschauliches Bild des Ganzen gewonnen werden sollte, mühevoll gewiss war. Während wir in dem Theil, der mit der Hofhaltung und Hofbedienung sich beschäftigt, sogar die Küchenzettel und die Anordnung der einzelnen Speisen und Gerichte, die Art ihres Auftragens (dies sogar durch eine Tafel veranschaulicht), das Verzeichniss der Dienerschaft, die Berechnung der verschiedenen Ausgaben u. dgl. finden, lesen wir in dem das Hofceremoniell betreffenden, allerdings merkwürdigen Abschnitt alle die Relationen und Anordnungen über das, was am Hofe bei allen feierlichen Gelegenheiten, bei Besuchen fremder Potentaten, bei Verlobungen, Vermählungen, Begräbnissen u. dgl. zu beobachten war, und staunen allerdings über das gewaltige Detail, das in allen diesen Gegenständen der Etikette damals gefordert und, wenn auch vielleicht im mindern Grade, doch so ziemlich allgemein bei den Höfen jener Zeit verbreitet war. Auch das Rangreglement vom Jahr 1696 und die hiernach bestimmten Titulaturen fehlen nicht: ein, zumal was die Titulaturen betrifft, für uns manchmal selbst komisch erscheinendes Document, in welchem z. B. die gelehrten Oberappellationsräthe mit den Obersten in gleicher Rangklasse stehen, dann aber mit den Oberstlieutenants die Kammerjunker; mit den Majors die Hofjunker und die Consistorialräthe. Der ganze Betrag der Kosten dieses Hofhaltes betrug nach der S. 51 mitgetheilten Uebersicht die Gesammtsumme von 263,498 Rthlr., worunter 37,363 Rthlr. für Besoldungen, 34,953 Rthlr. für den Marstall und was dazu gehört; auch erscheinen darunter für Komödien 5739 Rthlr. Die Vergleichung mit den Budgets heutiger Hofhaltungen wollen wir inzwischen nicht anstellen und nur noch eine merkwürdige Beigabe nennen, den in französischer Sprache von Leibniz im Namen der Hunde verfassten Protest gegen den in der Hofküche erlassenen Befehl, die Knochen des Fleisches zu verkaufen (aus 1680

Digitized by Google

— 1690); wir finden ihn S. 63 ff. abgedruckt! — Der Druck und die äussere Einrichtung des Ganzen ist in jeder Hinsicht vorzüglich zu nennen: ein Bildniss des Kurfürsten ist dem Titelblatt beigefügt und am Schlusse des Buchs eine genealogische Tabelle über das hannoversche Fürstenhaus.

Geschichte der Mauren in Spanien für gebildete Leser, bearbeitet von J. C. Hahn. Greifswald, in Commission bei L. Bamberg. 1845. VIII. u. 142 S. in gr. 8.

Schon aus dem Titel kann man ersehen, dass es hier nicht auf eine Behandlung des Gegenstandes vom gelehrten Standpunkt aus abgesehen ist, sondern dass die Schrift für ein grösseres gebildetes Publikum überhaupt, namentlich auch, wie uns scheint, für jüngere Leser berechnet ist, denen sie allerdings ein ansprechendes Gemälde der Thaten und Leiden der Mauren, der Helden dieses Volkes, der Kämpfe, Siege und Niederlagen desselben, dann auch seiner Culturzustände, seiner Sitten und Gebräuche vorführt. Das Ganze liest sich gut und wird in dem bemerkten Lesekreise auch Beifall und Anerkennung finden.

Sammlung spanischer Sprüchwörter. Zusammengetragen, mit einer Erklärung versehen und ins Deutsche übersetzt von Dr. Friedrich Köler. Leipzig, bei B. G. Teubner. 68 S. in gr. 8.

Diese Sammlung enthält eine Auswahl von fünfhundert spanischen Sprüchwörtern, welche in einer meist alphabetischen Ordnung, jedoch theilweise auch mit Rücksicht auf den Inhalt hier zusammengestellt, mit einer deutschen Uebersetzung begleitet und auch mit weiteren Nachweisungen von Sprüchwörtern ähnlichen Sinnes bei andern Nationen versehen sind. Die Auswahl selbst erstreckt sich besonders auf solche Sprüchwörter, welche Lebensregeln, Lebensmaximen und Grundsätze über das Verhalten des Einzelnen im Verkehr mit Andern u. s. w. enthalten und so allerdings einen Blick in das innerste Wesen der spanischen Nation, den tiefen Charakter und sinnvollen Ernst derselben werfen lassen. Ohnehin sind es meistens ältere Sprüchwörter, mit dem Leben der Nation seit Jahrhunderten innig verwachsen, welche hier uns geboten sind. Wir wünschen dieser Sammlung freundliche Aufnahme, die sie in der That verdient, und knüpfen daran den Wunsch einer weiteren Fortsetzung solcher Sammlungen.

Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstprodukte u. s. w. versehen. Sechster Band. China und Japan. Mit acht Tafeln, Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1847. VI. und 527 S. in 8. Auch besonders ausgegeben mit dem besondern Titel: China, das Reich der Mitte. Von Gustav Klemm u. s. w.

Die früheren Bände sind ausführlicher in verschiedenen Anzeigen (1844 p. 307 ff. 1846 p. 464 ff. 1847 p. 298 ff.) besprochen worden: die hier anzu-

Digitized by Google

zeigende Fortsetzung, welche China ausführlich und Japan kürzer (von S. 511 ff. an) behandelt, schliesst sich in Anlage und Behandlung gleichförmig den früheren Bänden an und gibt eine aus den neuesten und verlässigsten, unter dem Texte stets angeführten Quellen entnommene Schilderung Chinas, welche über das ganze Privatleben, alle häuslichen Einrichtungen, Beschäftigungen u. s. w., ebenso über die Staatsverfassung und Verwaltung, über den öffentlichen Verkehr, Handel und Industrie, über Religion, über Wissenschaft, Literatur und Kunst sich verbreitet und mit einer geschichtlichen Uebersicht das Ganze beschliesst, worauf eine ähnliche, aber kürzere Darstellung von Japan folgt. Wir zweifeln nicht, dass bei der Vollständigkeit, womit hier alle einzelnen Gegenstände in wohlgeordneter und klarer Weise behandelt sind, Alle diejenigen, welche namentlich über das in den letzten Zeiten uns näher gerückte und immer wichtiger gewordene China sich näher belehren wollen, die erwünschte Auskunft und Belehrung darin finden und verweisen auch in dieser Hinsicht auf die oben angeführten früheren Anzeigen.

Ueber Crestiens de Troies und zwei seiner Werke von Dr. Wilhelm Ludwig Holland. Tübingen, gedruckt bei Ludwig Friedrich Fues, 1847. VI. und 40 S. in gr. 8.

Diese Abhandlung, die von den gründlichsten Studien mittelalterlicher Poesie Zeugniss gibt, sucht uns mit dem Leben und den Schriften eines der namhaftesten Dichter der alt-französischen erzählenden Kunstpoesie aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bekannt zu machen, so dürftig auch leider die Nachrichten sind, die über Beides einige Auskunft geben können. Ist uns doch nicht einmal das Jahr seiner Geburt wie das seines Todes bekannt, den die Mehrzahl neuer Gelehrten um 1191 ansetzt, der Verf. aber, und wohl mit grösserm Recht nur im Allgemeinen in das letzte Decennium des XII. Jahrhunderts setzen will. Die beiden Schriften dieses Dichters (Li Contes d'Erec li fil Lac und Li Contes de Cliges), über welche der Verf. sich dann weiter verbreitet, verdienen, ausser andern Beziehungen, auch wegen ihrer Verhältnisse zur deutschen Sage, alle Aufmerksamkeit: die gelehrten Notizen und Nachweisungen, welche darüber weiter mitgetheilt werden, erhöhen den Werth dieser Schrift, die nach einer Bemerkung der Vorrede eigentlich nur ein Theil eines grösseren Werkes ist, dessen Bekanntmachung die Freunde mittelalterlicher Poesie und Literatur gewiss verlangend mit uns entgegensehen.

Grundriss der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen von Karl Gustav Helbig, Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1847. XII. und 47 S. in gr. 8.

Nachdem die erste und zweite Auflage dieses zweckmässig eingerichteten Grundrisses in diesen Jahrbüchern (1843 p. 625. 1845 p. 141) angezeigt und die dort ausgesprochene Empfehlung für den Gebrauch desselben bei dem Un-

Digitized by Google

terricht sich auch durch die Anerkennung bewährt hat, die ihm von Seiten des Publikums zu Theil geworden, wird die dritte Auflage kaum einer weitern Empfehlung bedürfen, zumal da eine erneuerte Durchsicht und theilweise Verbesserung nicht ausgeblieben ist.

Geschichtstabellen zum Auswendiglernen von Dr. Arnold Schäfer, Lehrer am Vitzthum'schen Geschlechtsgymnasium und Blochmann'schen Erziehungshause. Zweite verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1847. IV. und 50 S. in gr. 8.

Die zweite Auflage dieser in ihrer ersten Auflage in diesen Jahrbüchern 1847 p. 477 mit allem Recht zur Förderung des geschichtlichen Unterrichts empfohlenen Tabellen hält sich zwar in demselben äussern Umfang, wie die erste, aber sie zeigt eine sorgfältige Revision des Ganzen, welche manche Verbesserungen in Fassung und Gestaltung des Einzelnen hervorgerufen, und damit es seinem nützlichen Zwecke noch entsprechender zu machen gesucht hat.

Dissertatio de Scx. Pompeio Magno Cn. Magni F. quam — pro gradu doctoratus — eruditorum examini submittit Isaacus Dornseiffen, Rheno Trajectinus. Trajecti ad Rhenum, apud J. G. Broese. MDCCCXLVI. XVI. und 162 S. in gr. 8.

Diese Schrift, zunächst eine Inauguralschrift, behandelt nach Art und Weise derartiger Publikationen in Holland einen grössern, in sich abgeschlossenen Gegenstand, indem sie eine umfassende Lebensschilderung eines Mannes bringt, dessen Schicksale mit dem Untergang der römischen Republik und den sie begleitenden Ereignissen in innigem Zusammenhang stehen, und darum allerdings zum Gegenstande einer solchen Monographie sich eigneten. Das erste Capitel unterwirft die Quellen, aus welchen diese biographische Schilderung entnommen ist, einer näheren Betrachtung, welche sich über alle diejenigen Schriftsteller erstreckt, bei denen irgend eine Nachricht oder auch ausführlichere Angaben über Sextus Pompejus und seine Theilnahme an den grossen politischen und kriegerischen Ereignissen seiner Zeit sich vorfinden. Zuerst kommt Cicero zur Sprache, der mit vieler Theilnahme und Milde über den zu seiner Lebenszeit noch jungen Sextus Pompejus sich ausspricht; dann der Verfasser des Bellum Hispanicum, dessen Aeusserungen, namentlich da wo sie nicht im Einklang mit andern Berichten stehen, ein Vorzug gegeben wird, weil der Verfasser, ein Kriegsmann — gregarius miles — als Augenzeuge, wenn auch nicht ohne einige Parteilichkeit für Cäsar, schreibe. Der Verlust der Bücher des Livius, welche die Periode, in die das Leben des Sextus Pompejus fällt, befassen, wird mit allem Recht hervorgehoben und nur darin ein — leider schwacher — Ersatz gefunden, dass Manches, was wir bei spätern, noch erhaltenen Schriftstellern finden, aus Livius entnommen ist. Dass Appianus denselben minder benutzt zu haben scheint, ist eine nicht unrichtige Behauptung des Verf., der das unbillige Urtheil des Vellejus Paterculus über Sextus Pom-

Digitized by Google

pejus mit Grund aus dessen Parteilichkeit für Cäsar und die Anhänger einer absoluten Alleinherrschaft ableitet, und dies auch näher begründet. Von den andern Schriftstellern kommen besonders Appianus und Dio Cassius in Betracht, weil sie allerdings die Hauptquellen für die Darstellung der Lebensgeschichte des Sextus Pompejus enthalten, hier aber nicht immer mit einander übereinstimmen. Der Verf. ist jedoch geneigt, dem erstern den Vorzug zu geben in Absicht auf die Glaubwürdigkeit seiner Berichte (p. 12): eine Zusammenstellung aller einzelnen Punkte, wo Verschiedenheiten zwischen beiden vorkommen oder andere Anstände und Bedenken sich erheben, ist von S. 14 an beigefügt. Mit dem zweiten Capitel beginnt nun die eigentliche Erzählung, die mit dem fünften bis zu dem Tode des Sextus Pompejus geführt ist; die Jugendgeschichte desselben bis zur Schlacht bei Munda füllt das zweite Capitel. Das dritte führt die Erzählung fort von da, also vom Jahr 709 u. c. bis zum Misenischen Vertrag 715 a—c., das vierte bis zur Flucht des Sextus Pompejus aus Sicilien, oder 718 u. c., das fünfte reicht von da bis zum Tode desselben 719 u. c. Mit aller Genauigkeit und Sorgfalt werden alle einzelnen Begebnisse und Ereignisse in dieser fortlaufenden Erzählung vorgeführt: schon der grössere Raum, den diese Darstellung einnimmt — circa hundert Seiten — lässt dies erkennen: unter dem Text sind stets die Quellen citirt, denen das Einzelne entnommen ist. Dann folgt in ähnlicher Weise, wie wir dies auch bei andern holländischen Arbeiten der Art gefunden haben, eine Schlussbetrachtung: Judicium de Sex. Pompeio S. 135—144. Der Verf. hegt, nach dem Vorgange Cicero's, über seine Jugend eine günstige Ansicht; sein späteres, nicht zu billigendes Verfahren, das ihm keinen besonders ehrenvollen Namen in der Geschichte gemacht hat, wird nicht verschwiegen, aus seinen Fehlern und Mängeln, die nur zum Theil aus manchen Täuschungen einer früheren Zeit sich einigermassen entschuldigen lassen, aber dann auch sein trauriges Ende abgeleitet. Den Schluss des Ganzen macht ein eigener Abschnitt über die Münzen des Sextus Pompejus, die sämmtlich hier aufgeführt und erklärt werden. Ueber den Inhalt des Ganzen gibt der Conspectus Dissertationis, welcher auf die Vorrede (S. IX—XVI) folgt, die allergenaueste Auskunft. Die Sprache des Verf. bewegt sich mit aller Ruhe und Leichtigkeit: sie ist im Ganzen leicht verständlich und fasslich, auch meist correct, und ohne störende Druckfehler; jedoch S. 134 war zu berichtigen: „verior tamen videtur narratio, quae inter alias nobis exposuit Appianus," und ebenso S. 12 in der Note: „Wilmans in magna laude digno opere de Dionis Cassii fide et auctoritate etc."

Reden und Aufsätze. Ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik und Philologie von Dr. Ludwig Döderlein. Zweite Sammlung. Erlangen bei Ferdinand Enke. 1847. VI. und 219 S. in gr. 8.

Wir zweifeln nicht, dass diese zweite Sammlung eine ebenso günstige Aufnahme finden werde, wie die erste, vor Kurzem herausgekommene: sie verdient jedenfalls eine solche in gleichem Grade. Eine Reihe von einzelnen Reden, Aufsätzen und Abhandlungen, die früher zerstreut bei einzelnen Gelegen-

Digitized by Google

heiten in einzelnen Abdrücken erschienen waren, sind hier vereinigt: und wenn in der früheren Sammlung das pädagogische Element das Ueberwiegende war, so ist es diesmal mehr das philologische: wiewohl auch jenem Berücksichtigung zu Theil geworden ist; auch gibt der Verfasser nur theilweise einen blossen Wiederabdruck des früheren: in den meisten Fällen ist eine neue Durchsicht erfolgt, Einzelnes gebessert und berichtigt worden, da wo solches nöthig erschien; wie z. B. bei der wichtigen Abhandlung De brachylogia sermonis Graeci et Latini, die in wesentlichen Punkten ganz umgearbeitet ist. Unter den Reden, welche auch hier, wie bei der ersten Sammlung, die erste Abtheilung bilden, wollen wir ausser den beiden Festreden, welche auf die Säcularfeier der Studienanstalt und der Universität zu Erlangen sich beziehen, nur an die in pädagogischer Hinsicht insbesondere beachtenswerthen Reden erinnern: Ueber den guten Geist auf einer Lehranstalt und Ueber die Verbindung der allgemeinen Studien mit den Fachstudien. Unter den Aufsätzen, unter denen wir bereits einen der umfassendsten und scharfsinnigsten eben erwähnt haben als einen, der hier in einer zum Theil ganz umgearbeiteten Gestalt erscheint, nennen wir weiter den über die griechische Verwandtschaft einiger lateinischen, sabinischen, umbrischen und tuscischen Worte, der als Programm 1838 erschien und zunächst gegen einige irrthümliche Ansichten von O. Müller gerichtet ist; ferner den aus einer näheren Ausführung früherer Andeutungen des Verf. in seiner lateinischen Wortbildung S. 54 und 198 hervorgegangenen grösseren und gewissermassen selbstständigen Aufsatz: Ueber die Reduplication in der griechischen und lateinischen Wortbildung S. 111—152; in das Gebiet der Texteskritik gehören die Lectiones Theocriteae, unter drei Nummern über ebenso viele Idyllen des Theocritus sich verbreitend und Einzelnes hier und da im Texte berichtigend; desgleichen die Lectiones Horatianae unter sechzehn Nummern, die Minutiae Sophocleae, welche über einzelne Stellen aus vier Dramen des Sophocles sich verbreiten; auch die den Schluss der Sammlung bildenden Miscellen enthalten ähnliche kritische Erörterungen über einzelne Stellen griechischer und römischer Autoren, welche zu irgend einer meist entsprechenden Verbesserung des Textes führen. Ein recht beachtenswerthes Wort über Cicero's Officien, d. h. über die Lectüre dieser Schrift auf Schulen lesen wir S. 242 ff.: dass der Verf. diese Lectüre, vorausgesetzt freilich, dass sie von einem geschickten Lehrer in zweckmässiger Weise geleitet wird, empfiehlt, konnte man erwarten. Gleicher Beachtung möchten wir empfehlen die Worte: Ueber Verdeutschung des Thucydides S. 245 ff. und die Probe einer Uebersetzung des Tacitus, aus Annal. XIV. 1—12, Nero's Muttermord S. 284 ff. Die zwanzig Thesen aus einem Homerischen Glossar (S. 294 ff.) können nur den Wunsch ähnlicher und baldiger Fortsetzungen erwecken.

Praktisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch in zwei Theilen. Theil I. Englisch-Deutsch. Enthaltend in gedrängter Form eine reichhaltige Sammlung von Wörtern, welche sich in den bisher erschienenen Wörterbüchern nicht finden, nebst Bezeichnung der Aussprache nach dem von J. E. Worcester Esq. aufgestellten fasslichen System, sowie genauer Angabe

Digitized by Google

der einzelnen Abweichungen in der Aussprache nach den besten orthoepischen Quellen bearbeitet von Dr. J. G. Flügel, Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Leipzig. Leipzig, Julius E. Richter. Hamburg, Johann August Meisner, 1847. L. und 877 S. in 8. (Auch mit gleichlautendem englischem Titel: A practical Dictionary u. s. w.)

Herr Flügel ist der gelehrten Welt längst bekannt durch sein grösseres englisches Wörterbuch (Complete Dictionary of the English and German Languages), welches, zumal in seiner neuesten dritten, mehrfach umgearbeiteten und mit Tausenden von neuen Wörtern vermehrten Ausgabe, von Seiten der Vollständigkeit und Gründlichkeit jedenfalls die erste Stelle auf dem Gebiete der englischen Lexicographie jetzt einnimmt, auch in seinen früheren Auflagen vielfach bei andern ähnlichen Productionen benutzt, ja zum Theil schamlos geplündert und entstellt worden ist (vgl. diese Jahrb. 1844 p. 156 seq.). In dem oben angezeigten Werke übergibt er nun dem Publikum ein an Umfang geringeres, weil für das unmittelbare, praktische Bedürfniss bestimmtes, Wörterbuch, das man jedoch keineswegs für einen blossen Auszug aus dem erwähnten grösseren Werke ansehen darf, indem der Verf. seinem Werke durchaus den Charakter der Selbstständigkeit zu geben wusste, welchen der erwähnte praktische Zweck desselben erforderte. Diesem Zwecke gemäss werden, neben allen den auf den gewöhnlichen Verkehr und die gewöhnliche Lectüre bezüglichen Wörtern, insbesondere alle Ausdrücke, welche auf Wissenschaft und Kunst, wie auf Handel und Gewerbe sich beziehen, mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit verzeichnet, wie man sie in keinem andern derartigen Werke antrifft; daher ward selbst Manches aufgenommen, was in dem grössern Wörterbuch des Verf. fehlt, indem es hier, um des Buches Umfang nicht allzu sehr auszudehnen, dem Wunsche des Verlegers gemäss, weggelassen werden musste. Es mag dies, um nur Ein Beispiel anzuführen, zunächst von manchen in das Gebiet der Naturwissenschaften einschlägigen Ausdrücken gelten. Dagegen wurden aber auch alle veralteten, jetzt ausser Gebrauch gekommenen Wörter oder solche, die mehr als Provincialismen Geltung haben, weggelassen. Wenn auf diese Weise allerdings eine wesentliche Ersparniss des Raumes gewonnen ward, so bleibt es doch immer bewundernswürdig, was hier Alles in den engen Raum eines nicht neunhundert Seiten zählenden Octavbandes, mit doppelten Columnen auf jeder Seite, zusammengedrängt ist. Der Druck ist compress, die Lettern sind eher klein als gross zu nennen, aber sie sind sehr scharf und deutlich: so dass die Angabe der Bedeutungen eines jeden Wortes klar hervortritt und leicht zu erkennen steht: alle andern Erklärungen und Bestimmungen wie Nachweisungen sind durch Buchstaben oder Zahlzeichen wie durch einzelne Abbreviaturen gegeben, deren namhafte Zahl schon daraus entnommen werden kann, dass die Erklärung dieser Abzeichen und Abkürzungen in der Vorrede von S. XXXVIII bis L reicht, bei ziemlich kleinem Druck; die Angaben über andere Wörterbücher, auf welche hier Rücksicht genommen ist, sowie über die verschiedenen orthoepischen Schriften, welche zunächst auf die Aussprache sich beziehen, sind mit eingeschlossen. Was diesen letzten Punkt betrifft, so hat der Verf. das von ihm früher angewendete Walker'sche System mit den von diesem zur Lautbezeichnung gewählten Zahlen verlassen, indem er dasselbe nicht für genügend

Digitized by Google

in allen Fällen anerkennen konnte, weil Walker sich nicht auf die Bezeichnung aller feinen Vokalschattirungen einlässt, eine Vermehrung der Zahlzeichen aber eher Verwirrung als Förderung zu bewirken schien; es schloss sich daher der Verf. lieber dem Systeme des Amerikaners Worcester an, insofern es an Uebersichtlichkeit, Bestimmtheit und Kürze den Vorzug vor den andern Systemen hat; s. dessen Comprehensive Pronouncing and Explanatory Dictionary of the English Language, Boston 1830 und in der neuesten Ausgabe 1838 in 8. Demgemäss ist die Lautbezeichnung nicht durch Zahlen — eine ohnehin etwas umständliche, dem Anfänger die schnellere und leichtere Auffassung erschwerende Sache — ausgedrückt, sondern durch solche Zeichen, wie sie sonst zur Bezeichnung von Länge und Kürze oder für die Accentuation u. dgl. gebräuchlich und bekannt sind, auch eben desshalb, weil die Zeichen über den Buchstaben angebracht sind, anschaulicher werden und leichter zu erfassen sind. Ueber die Bedeutung dieser Zeichen gibt die Einleitung S. XV ff. genaue Auskunft. Nach Allem dem wird man sich, bei näherer Einsichtsnahme in dieses so reichhaltige und doch auf einen verhältnissmässig so geringen Raum beschränkte Wörterbuch, bald überzeugen, dass hier ein Werk vorliegt, das unter allen Verhältnissen für die Zwecke, für die es bestimmt ist, mit dem besten Erfolg und Nutzen gebraucht werden, das darum jedem Gebildeten, insbesondere auch dem Techniker wie dem Fachgelehrten, der oft vergeblich in andern Werken der Art sich umsieht, empfohlen werden kann; möchte es dann auch dazu beitragen, so manche jetzt im Umlauf befindlichen Fabrikate dieser Art, die oft nicht einmal die nächsten Bedürfnisse und Erfordernisse befriedigen, zu verdrängen, und damit etwas Besseres und Gediegeneres an ihre Stelle zu setzen.

Vollständiges Wörterbuch zum Cornelius Nepos, mit beständiger Beziehung auf die lateinische Grammatik von Zumpt. Von Otto Eichert, Pastor design. Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern, 1847. VIII. und 483 S. in 12. mit doppelten Columnen.

Es fehlt uns zwar nicht an Wörterbüchern für Cornelius Nepos: der Verf. konnte sie jedoch weder in Absicht auf Vollständigkeit für befriedigend, noch in Absicht der Methode in Entwickelung und Angabe der Bedeutungen und des Gebrauchs einzelner Wörter für geeignet zum Gebrauche des Schülers ansehen, und desswegen wollte er lieber selbst ein Wörterbuch liefern, das diesen Anforderungen besser entspräche, und durch eine weitere Beigabe von Nachweisungen auf die Grammatik (von Zumpt) dem Schüler ein weiteres Hülfsmittel des Verständnisses biete, mittelst dessen es ihm möglich werde, auch ohne Beihülfe eines Lehrers den Sinn einer Stelle zu ermitteln und in schwierigen Fällen die nöthige Aufklärung zu gewinnen: deshalb sind den einzelnen im Wörterbuch angezogenen Stellen, da wo es um der Construction willen nöthig erschien, die betreffenden Paragraphennummern der Grammatik beigefügt: was bei den vier ersten Feldherrn am öftersten geschehen ist, indem der Schüler, wenn er über diese sich hindurch gearbeitet, voraussichtlich für das folgende geringere Schwierigkeit finde. Dass der Verf. mit aller Sorgfalt und mit allem Fleiss gearbeitet, um ein nützliches, dem Bedürfniss in zweckmässiger Weise entsprechendes Schulbuch zu liefern, und zugleich den Anforderungen der Vollständigkeit zu entsprechen (wie dies schon der namhafte Umfang des Ganzen zeigt), wird eine gerechte Beurtheilung anerkennen und diesem Bemühen auch allen Erfolg wünschen.

C

Digitized by Google

Histoire de Flandre. Tome premier: Epoque féodale 798—1188. Depuis le gouvernement des forestiers jusqu'à la mort de Guillaume de Normandie. Tome deuxième: Epoque Communale 1188—1304. Depuis l'avénement de Thierri d'Alsace jusqu'à la mort de Gui de Dampierre. Tome troisième: Epoque Communale. Depuis le traité d'Ahies jusqu'à la bataille de Roosebeke. Bruxelles, A. van Dale, Editeur libraire, 1847. Tome I. 432 p. Tome II. 535 p. Texte. Pièces Justificatives, 95 p. Tome III. 566 p. Texte. Pièces Justificatives, 52 p.

Der Verfasser dieser Anzeige glaubt den Verlegern einiger ihm gütigst mitgetheilten Bücher einen grössern Gefallen zu thun, wenn er die ihm von der Redaktion der Jahrbücher angebotene Gelegenheit benutzt, um dem Publikum von der Erscheinung der anzuführenden Werke Notiz zu geben, als wenn er so lange wartete, bis er eine Kritik oder doch eine ausführliche Anzeige ausarbeiten könnte; denn dazu wird er in den nächsten 8 Monaten schwerlich Zeit finden. Er hofft daher auch, dass die Verfasser der anzuzeigenden Bücher die Kürze der Anzeige nicht so deuten werden, als wenn der Verf. der Anzeige ihre Verdienste um die Literatur geringer anschlage, als sie verdienen.

Unter den ihm zugekommenen Werken erwähnt der Verf. dieser Anzeige zuerst der in Belgien gedruckten, weil er mit dem grössten Vergnügen daraus gesehen hat, dass dort das wissenschaftliche Leben und besonders ernste historische Studien in eben dem Maasse emporkommen, als sie in Frankreich und Deutschland durch religiöse, jetzt durch politische Wirren gestört werden. Das Werk über die Geschichte von Flandern, welches wir zuerst erwähnen, ist nicht blos für Belgien, sondern auch für Deutschland und für ganz Europa wichtig, weil es die Periode umfasst, in welcher die Industrie und der Handel Europas fast ausschliessend in Florenz und in Flandern, in Venedig und Genua zusammengedrängt waren.

Der Verf. des Werks nennt sich am Ende der Introduction S. XLV Kervyn de Lettenhove und kündigt sich sogleich als gründlicher Forscher an. Als solchen hat er sich auch in dem ganzen auch wegen der beigefügten Beweisstücke dem Forscher wichtigen Werke bewiesen. Gleich

Digitized by Google

die hundert und fünf ersten Seiten enthalten reine und klare Forschung durch fortlaufende gelehrte Noten und aus den Quellen gezogene Stellen gleichzeitiger Schriftsteller unterstützt. Die Einleitung ist überschrieben: Etudes sur l'histoire de la Flandre, und enthält Forschungen über Galen, Kymris, Römer; ferner über den Einfall der Barbaren, über die Eroberungen der Franken, über Niederlassungen der Sachsen, über Entstehung und Verbreitung des Christenthums. Darauf folgt das erste Buch, überschrieben: Ducs et Forestiers; 792 — 863. Auch hier werden in den Noten so fleissige und gelehrte Untersuchungen über Sitte, Gesetze, Volkseinrichtungen jener Zeit gegeben, dass jeder Gelehrte, der sich mit der Geschichte dieses Zeitabschnitts beschäftigt, wohl daran thut, wenn er das Buch zur Hand nimmt. Es ist darin die Rede von Flandernland und von den Flämingern, vom Herzoge Angilbert und vom Forestier Liderik, endlich vom Einfall der Normannen. Das kürzere zweite Buch p. 149—208 enthält die Geschichte des ersten Grafen von Flandern, Robert Eisenarm, oder vielmehr eine Reihe aus den Quellen gezogener, aus dem Lateinischen übersetzter Stellen der gleichzeitigen Annalisten über innere und auswärtige Kriege, über Unfälle und Zwistigkeiten von Roberts Zeit. Im dritten Buch wird Alles, was sich in den Urkunden und Annalen über die Zeit von 989 bis 1071 findet, von pag. 209—267 kurz und passend zusammengestellt. Das vierte Capitel behandelt die Zeit von 1071 bis 1119 unter der Ueberschrift: Prédication de l'évêque Arnould. Progrès réligieux. Developpement de la civilisation. Les croisades. Das fünfte Buch oder der Schluss enthält zunächst die Geschichte Carls von Dänemark, die Verschwörung der Fläminger und das Attentat vom 2. März 1127, dann die Geschichte des letzten Grafen der Feudalzeit, Wilhelms des Normannen.

Der Anfang des zweiten Theils oder des sechsten Buchs ist für den Forscher der Städteverfassungen des Mittelalters und der Entstehung des dritten oder des Bürgerstandes neben dem Stande der Ritter und dem der Geistlichkeit von grosser Bedeutung. Wir wollen, um zu bezeichnen, auf welche Art der Verf. die Geschichten des Mittelalters in dem Buche einfach, gründlich, verständig vorträgt, eine längere Stelle übersetzen, welche auch für die Leser der Jahrbücher, welche das Buch nicht zur Hand haben, anziehend seyn wird: „Die Zeit der Stadtgemeinden, sagt der Verf. pag. 2, beginnt mit dem 27. Juli 1128 und endigt am 27. Nov. 1382. Nicaise Borluut eröffnet die Blüthezeit der Städte bei der Belagerung von Alost, Philipp von Artevelle schliesst sie auf dem Schlachtfelde von Roosebeke. Dieser Zeitraum, reich an Siegen und ausgezeichnet

Digitized by Google

durch die edelsten und dauerhaftesten Anstrengungen, ist derjenige, in welchem Flandern die schnellsten Fortschritte auf dem Wege geselliger Entwickelung gemacht hat, eine Zeit, in welcher es allen Nationen als sicherer Zufluchtsort der Betriebsamkeit und Freiheit erschien. Ehe wir indessen die Geschichten erzählen, welche noch nach fünfhundert Jahren in unsern Herzen lebhafte Theilnahme erwecken, müssen wir nothwendig vom Ursprunge und von der Einrichtung der flämischen Gemeinden reden.

Ueber den Ursprung des Municipalwesens hat man zwei historische Systeme, von denen das Erste den alten römischen Einrichtungen eine Wirkung zuschreibt, vermöge deren sich auch nach dem Untergange des römischen Reichs die Formen der Verwaltung der alten Städte fortdauernd bis ins eilfte Jahrhundert erhalten hätten. Es lag unstreitig etwas Grosses und Merkwürdiges in den Ueberlieferungen, vermöge deren mitten in allen Unglücksfällen und Missgeschicken die politische Freiheit gleich einem Leuchtthurm hervorleuchtet, der mitten im Sturme mit seinem schützenden Lichte das Dunkel der Zeiten erleuchtet. (Zwei Urtheilssprüche des Pariser Parlaments erkennen die Ansprüche der Städte Rheims und Boulogne auf römische Freiheiten förmlich an); dennoch aber mangelt es dieser Meinung an Begründung. Diese Meinung von einer Fortdauer römischer Stadträthe beruht nämlich blos auf einer glänzenden Theorie, nach welcher auch im Mittelalter in menschlichen Dingen Alles unbeweglich gewesen wäre, so dass der Wechsel der Zeiten und Sitten gar nicht in Anschlag gebracht werden dürfe. Nach diesem Systeme erscheint die römische Gemeindeverwaltung nach den verheerenden Zügen der Hunnen wieder eben so mächtig und stark, als wenn sie nie wäre gestört gewesen. Diese Theorie erblickt trotz des Einbruchs der nordischen Völker, trotz der Einführung des Christenthums, in den Stadtgemeinden, Gilden und Zünften des Mittelalters nur das Bild der Curie, der die Römer auch zuweilen den Namen Gemeinde (Commune) gaben (der Verf. citirt in der Note eine Stelle aus Cicero's Reden, wo von Commune Miliadum und eine andere aus den Pandekten, wo von Commune Thessalorum die Rede ist). Ja man geht so weit, dass man sie in den alten Corporationen erkennt, deren in den Pandekten erwähnt wird, wie man in Athen die Hetärien in den Solonischen Gesetzen fand.

Das andere System über Entstehung der Stadtgemeinden stützt sich auf Montesquieu, der in den nordischen Völkern die Quelle der Freiheit Europas findet. Dies System, welches den Fortgang der Zeit und den Einfluss der Zeitveränderungen mit in Rechnung bringt, ist dem andern unstreitig vorzuziehen. Es bringt durch Darstellung der innern Verän-

Digitized by Google

derungen der menschlichen Gesellschaftsverhältnisse die allgemeinen Ereignisse mit in Rechnung, welche nothwendig die Verfassung durchaus verändern mussten. Diese Theorie ist auch weniger abstract, weil sie den Kampf der verschiedenen Leidenschaften und der sich entgegenstehenden Interessen nicht ausser Acht lässt. Sie ist philosophischer, weil sie statt von einer Unbeweglichkeit menschlicher Einrichtungen auszugehen, einen Fortschritt voraussetzt, der diese zu einer immer grössern Entwickelung führt.

Kaiser Victorinus hatte allerdings die Unabhängigkeit der gallischen Städteverfassungen wiederhergestellt und die Erinnerungen daran erscheinen auf eine fast fabelhafte Weise in dem Bericht, den Procopius und Zosimus von der Republik des Küstenlandes geben; aber ein Jahrhundert später schildern uns alle Schriftsteller das, was sie curia municipalis nennen, als verfallen und verdorben. Wir finden in ihrer Erzählung nur allein den Schrecken, den die Annäherung der Barbaren verbreitet. Salvian's Klagen und das traurige Gemälde, welches Jornandes und Orosius vom Zustande Armoricas entworfen, sind nur wenige Jahre auseinander. Bald nachher verbreitet sich Mordbrennen und Blutvergiessen über alle nördliche Provinzen, und sie werden ohne Vertheidigung erst der Wuth der Hunnen, dann der Vandalen, dann der Sueven und Alanen preisgegeben. Wo könnte man wohl die Fortdauer römischer Municipien in diesen unglücklichen Jahrhunderten suchen, wo Verödung und Verwüstung allein ewig dauernd schien?

Unter allen Theilen von Gallien war kein einziger Strich, der weniger Spuren der römischen Herrschaft bewahrt hätte, als der Strich zwischen dem Leuchtthurm Caligulas und den Mündungen des Rheins und der Maas. Cäsar sogar hatte die Wälder, mit denen dieser Strich bedeckt war, kaum aus der Ferne gesehen, und seine Nachfolger hatten sich damit begnügt, einige Militärstrassen an den Ufern der Lys entlang anzulegen. Der Durchzug der siegreichen Legionen hatte weder in dem von häufigen Ueberschwemmungen weggespülten Schlamm der Moräste, noch im Sande seiner Dünen, welche die Fluth des Oceans stets hin und her spült, irgend eine Spur hinterlassen. Das ganze Gestade, die Grenzlinie der römischen und barbarischen Welt, schien der kaiserlichen Civilisation fremd geblieben zu seyn; es schien die letzte Freistätte gallischer Unabhängigkeit und die erste germanischer Freiheit zu seyn. Dort brach die Verschwörung des Comius und Ambiorix aus; dort erhob sich Carausius, dessen Ehrgeiz sich vor der Zeit gegen die Tyrannei der Cäsaren empörte. Dies Küstenland war die Wiege der Grösse der Mero-

Digitized by Google

wingischen Könige und nahm ihre vertriebenen Sprösslinge in den Mauern seiner Klöster auf. Dies Land war den Karolingern stets treu, es war vielleicht auch ihr Geburtsland und vertheidigte mit Enthusiasmus ihre Dynastie und die Gesetzgebung, die von ihnen ausgegangen war.

Die Fläminger waren eher Seeräuber zu nennen als Krieger und hatten daher auch an der Eroberung von Gallien wenig Antheil genommen. Sie waren grausamer und mehr vereinzelt, als die Sachsen, die in England landeten, oder als die, welche unter der Regierung Julians sich in den Heiden von Taxandrien an den Frankenbund angeschlossen hatten. Die Fläminger bewahrten in ihren verschiedenen Stämmen die Gebräuche, welche ihre Väter von den Scandinaviern angenommen hatten, unverdorben und ungemischt. Sie trennten sich von den Siegen ihrer Stammgenossen, die bis an die Ufer der Loire vorgedrungen waren, zu der Zeit, als Raganher der Götzenverehrer blieb, Hlodwigs Feind ward, als sich dieser zu Rheims hatte taufen lassen.

Aus dieser längern Stelle werden die Leser der Jahrbücher besser als aus unsern Reden lernen können, dass der Verf. nicht blos sehr gelehrte und gründliche Untersuchungen angestellt, sondern die Geschichte seines Landes auf eine solche Weise behandelt hat, dass nicht blos seine Landsleute, sondern auch Deutsche und Franzosen Ursache haben, ihm Dank zu wissen. Der in diesen drei Bänden behandelte Theil der Geschichte Flanderns hat nämlich das Eigenthümliche, dass er für Franzosen, Deutsche, Engländer und Italiener ebenso wichtig und anziehend ist als für die Fläminger selbst.

Unter den Pièces Justificatives, welche diesem zweiten Bande angehängt sind, ist das Erste Les Karls, chanson du quatorzième siècle. Von diesem Stücke sagt der Verf.: Das Lied, welches er mittheile, sey ein urkundliches Stück von grosser Bedeutung für die politische Geschichte der sächsischen Geschlechter. Er setzt dieses hier abgedruckte niederdeutsche Lied in die ersten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts, oder, wie er es anders ausdrückt, in die Epoche von Janssone und Ratgheer. Das zweite viel längere Stück, welches sich pag. 540—558 findet, ist überschrieben: Testes recepti auctoritate apostolica super natalibus nobilium virorum Johannis et Balduini de Avesnis; fratrum, militum et depositiones eorumdem qui testes producti fuerunt ex parte nobilium praedictorum, anno Domini MCC quadragesimo nono. Von p. 559—575 folgt ein aus den Archives du Royaume de France zu Paris gezogenes urkundliches Stück: Lettres de Gui de Dampierre à Philippe le Bel. Das vierte Stück ist Procès verbal de Courtray au mois de Fevrier 1297. Die fünfte Bei-

Digitized by Google

lage ist höchst anziehend; sie enthält die Negotiationen zwischen Bonifaz VIII. und den Grafen von Flandern. Zuerst die Lettre de Michel As Clokettes (vos chapelains) et de Jacques Beck (vos clercs) au comte de Flandre. Dann Lettre de Michel As Clokette et de Jacques Beck à Robert de Bethune, vom April 1298. Drittens Lettre du comte de Flandre à Jean de Menin. Viertens Lettre adressée au pape par Robert, Philippe et Jean, fils du comte de Flandre. Fünftens Lettre adressée de Rome au comte de Flandre. Jan. 1299. Sechstens Lettre de Robert de Bethune aux ambassadeurs Flamands à Rome. Die sechste Beilage gibt einen sehr guten urkundlichen Beitrag zu den vielen Beweisen der Erpressungen, welche die römische Kirche im Mittelalter in ganz Europa ausübte und der Bestechlichkeit und Gaunerei des Pabstes Bonifazius und seiner Cardinäle. Dies Stück ist der Abdruck einer dreizehn Seiten füllenden (p. 589 — 602) Rechnung, welche um 1306 die Abgeordneten der Stadt Brügge dem Rath ablegten, über die Ausgaben, die sie in Rom für die Stadt gemacht hatten.

Wir wollen nur die sechs auf der ersten halben Seite aufgezählten Artikel erwähnen, man wird sich daraus eine Vorstellung von dem machen können, was die andern 12 vollen Seiten enthalten. Die Artikel sind fast immer dieselben. Die erste Ausgabe ist an den Herrn Cardinal Hugo 20 Gulden für seinen Rath. Die zweite an den vorbesagten Cardinal Benedict 20 Gulden für seinen Rath. Die dritte für die Dienerschaft der vorbesagten Cardinäle, die uns öftern Zugang schaffte, 3 Gulden. Item für vorbenannten Vicekanzler 7 Gulden und 15 Turonenser Groschen für Fleisch und Kapaunen, die ich ihm geschickt habe. Für die Thürhüter des Pabstes, die mir oft öffnen mussten, 10 Turonenser Groschen. Item für die Läufer des Pabstes und des Cardinals Benedict 2 Turonensische Groschen, weil sie den Procurator des Bischofs von Doornik vorgeladen. Item für das Hausgesinde der erwähnten Cardinäle und des Vicekanzlers 70 Turonenser Groschen, weil sie mir oft Zugang zum Pabste verschafft.

Die siebente urkundliche Beilage ist die Déclaration présentée au pape Boniface VIII. par les envoyés du comte de Flandre le 29 Décembre 1299. Aus dem Archiv von Rüpelmonde. Das achte Stück bilden die Enquêtes faites par Renaud de Rouvray et Jean de Rougemont sur la situation des Flamands prisonniers en France. Das neunte Stück ist überschrieben Comptes inédits relatifs à la bataille de Coutray. Dies Stück ist höchst anziehend in Beziehung auf die Verarmung der Fürsten und Herren, welche genöthigt waren, oft an der Spitze ihrer Vasallen ins

Digitized by Google

Feld zu ziehen und auf das Einträgliche des Kriegshandwerks, wenn es als blosses Gewerbe getrieben ward, wie es die Condottieri in Italien betrieben. Der dritte Theil beginnt mit der Regierung Roberts von Bethüne, als mit der Blüthe der Macht der Bürgerschaften und endigt mit ihrer furchtbaren Niederlage und dem Triumph der Ritterschaft. Wir wollen die ersten beiden Seiten, die eine Art Einleitung enthalten, mittheilen. Wir müssen es hernach den Lesern der Jahrbücher überlassen, den übrigen Theil des Bandes selbst zu lesen; doch wollen wir für die Forscher ebenso wie bei der Anzeige des zweiten Theils die Notiz der Stücke beifügen, die als Pièces justificatives dem Bande angehängt sind. Der Anfang des zehnten Buchs lautet: Von dem Jahre 1304 an strebt die Macht der Bürgerschaften der Fläminger nach immer grösserer Entwickelung; Betriebsamkeit hat ihre Reichthümer vermehrt, der Krieg hat ihren Muth ans Licht gebracht. Ihre Organisation wird unter dem Einfluss des Nationalgefühls vollendet, dessen Wirkung der Sieg bei Courtray war; sie finden aber hernach auch in den Grafen von Flandern Beschützer ihrer Freiheiten. Die Dynastie der Balduine ist verschwunden, ihr Name ist erloschen, gleich als ob die furchtsamen Fürsten sich gescheut hätten, ihn ihren Kindern zu geben, aus Besorgniss, dadurch an einen zu grossen Ruhm zu erinnern. Diese lebten fortan ohne allem Antheil an den Empfindungen und Bestrebungen der Bürger diesen feindlich in ihrer Mitte. Sie hielten sich zwar in Flandern auf, sie blieben aber den Bürgern ganz fremd, wenn sie nicht gar durch Intriguen und durch schlechte Mittel aller Art sie zu verrathen oder unter sich zu entzweien suchten. Daher kam es dann, dass ihr Ansehen schwach ward, dass das Land unaufhörlich im Innern zerrissen war, dass jeden Augenblick lange fortdauernde Volksbewegungen und tiefe innere Aufregung ein Volk beunruhigten, welches stets allein über Erhaltung seiner Freiheit wachen musste.

Auf diese Weise eröffnete sich die Regierung Roberts von Bethüne. Neununddreissig Jahre waren verflossen, seit er unter den Mauern von Benevent mit Aegidius von Trazegnies gekämpft hatte, aber das kriegerische Feuer des jungen Mannes war zur Schwäche eines sechzigjährigen Mannes geworden. Durch seine erste Heirath war er mit der unversöhnlichen Dynastie des Hauses Anjou verbunden gewesen, später heirathete er die Wittwe Tristans de France, die Yolande von Nevers, welche ihm alles Unglück ins Haus brachte, welches an ihren Verlobungsring geknüpft war. Er verliess das Gefängniss, in welches ihn der grausame und treulose Tyrann von Frankreich geworfen hatte, nur um diesem zu huldigen, und seine erste Regierungshandlung war die Bestätigung der

Digitized by Google

Uebereinkunft, welche den flämischen Schiedsrichtern auferlegt war. Aber das war nicht genug, er musste noch, ehe er sich aus Frankreich entfernen durfte, die eidliche Verpflichtung übernehmen und Bürgen dafür stellen, dass er zurückkehren und sich wieder in die Hände des Königs von Frankreich liefern wolle, wenn sich die flämischen Stadtgemeinden weniger demüthig und weniger folgsam zeigen sollten als er.

Die Pièces justificatives sind: 1) Procès verbal de l'assemblée de Tournay. 2) Acte d'appel de Louis de Nevers 14 Avril 1313. Aus dem Archiv von Rüpelmonde. 3) Bundesvertrag der Städte von Flandern und von Brabant, den 3. Dec. 1339. Aus dem Archiv von Lille. Dieses Actenstück füllt acht enggedruckte Seiten (p. 587 — 595). 4) Acte par lequel les communes de Flandre déclarent reconnoître Edouard III. pour roi de France Janvier 1339. 5) Traité d'Edouard III. avec les communes flamandes 29 Mars 1339, alten Styls.

Correspondance de Guillaume le Taciturne, prince d'Orange. Publiée pour la première fois, suivie de pièces inédites sur l'assassinat de ce prince et sur les récompenses accordées par Philippe II. à la famille de Balthasar Gérard, par M. Gachard, Archiviste général du royaume, membre de l'académie royale des sciences etc. Tome premier. Bruxelles, A. Vandale, 1847. 508 p. 8.

Herr Coremans als Vorsteher der Belgischen zur Bibliothek gehörigen Handschriftensammlung und Herr Gachard als Vorsteher des kostbaren Archivs haben sich die grössten Verdienste um Geschichte erworben, denn sie wollen nicht blos Schätze hüten, sondern auch ihre Sammlungen nützlich machen. Jeder fremde Forscher bewundert die Ordnung, welche sie in ein Chaos gebracht haben, und die Liberalität, womit sie jeden fremden Gelehrten uneigennützig in seinen Forschungen unterstützen. Dies hat die erfreulichsten Wirkungen gehabt und Referent hat wiederholt in diesen Blättern ganze Reihen historischer Arbeiten belgischer Gelehrten aufgeführt, welche beweisen, dass die Gelehrten in Lüttich und Brüssel nicht blos Sammelfleiss, sondern auch richtiges Urtheil und wahrhaft historischen Sinn in ihren historischen Arbeiten bewiesen haben. Der Baron von Reiffenberg hat früher manchen Unwillen unter den Gelehrten erregt, später hat auch er durch eine bedeutende Zahl kleinerer und grösserer Schriften zur Aufhellung der Geschichte einzelner Orte, Provinzen

Digitized by Google

und Zeiten sehr viel beigetragen. Herr Altmeyer fährt noch immer fort, sich in dieser Beziehung verdient zu machen. Was in Lüttich geleistet ist, hat Ref. zu einer andern Zeit aufgeführt und anerkannt. Er für sein Theil (Andere mögen vielleicht anders urtheilen) ist der Meinung, dass alles Geprahl und der ungeheure Aufwand, der unter Louis Philipp in Paris gemacht ward, um ungeheure Papiermassen und dicke Quartbände voll Urkunden, diplomatischer Verhandlungen, Ständeprotokolle und dergleichen mehr zum Vortheil der Leute, denen man Gunst und Geld zuwenden wollte, als der Literatur drucken zu lassen, ganz leer war. Wer wird das Zeug in unserer Zeit durchstudiren? Wo findet man ein Publikum für kritische Forschung? Ganz anders in Belgien. Ref. hält für seine Pflicht, dies anzuerkennen, weil unsere Zeit eine Richtung genommen hat, welche ernsten Studien, dem Fleisse, der Ausdauer, der stillen Freude am Wirken für wenige Gleichgesinnte durchaus nicht günstig ist. Es ist Pflicht, dass die, welche noch aus einer andern Periode übrig sind, und vom Strom der Zeit nicht ergriffen werden, sich, wo und unter welchem Volke sie sich auch immer finden, anerkennend die Hand reichen. Diese Worte einer öffentlichen Antwort mögen daher auch Hrn. Gachard statt einer brieflich gegebenen dienen.

Hr. Gachard befremdete den Verf. dieser Anzeige etwas, als er neue Forschungen über Wilhelm I. ankündigte; dies schien ihm nämlich nach Groen van Prinsterer eine Ilias post Homerum; allein als er gelesen hatte, was Hr. Gachard Nr. I. und II. der Vorrede p. I—XV sagt, sah er ein, dass wahrscheinlich auch Hr. Groen van Prinsterer über diese von dem grössten Fleisse und Sorgfalt zeugende Ergänzung seiner Sammlung erfreut seyn wird. Hr. Gachard selbst hat das Verhältniss seiner Sammlung zum Werke des holländischen Forschers recht gut angegeben. Er sagt Nr. III. pag. XV und XVI.

„Wir haben bis jetzt keine französisch geschriebene Geschichte Wilhelms des Schweigsamen, welche den Namen einer Geschichte einigermassen verdiente, denn die Compilation eines Amelot de la Houssaye (Histoire de Guillaume de Nassau, prince d'Orange etc. par Amelot de la Houssaye. Londres 1754. 2 Vol. en 18.) kann man ebenso wenig so nennen, als das Buch, welches Hr. d'Ard'huin in unsern Tagen herausgegeben hat (Histoire de Guillaume de Nassau premier prince d'Orange par A. L. Ard'huin. Bruxelles 1828. in 12.). Hr. Groen van Prinsterer hat in diesen letzten Jahren herausgegeben Archives ou Correspondance inédite de la maison Orange-Nassau neun Bände voll Urkunden, worin der Schriftsteller, der das Leben des Gründers der Republik der Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten der Niederlande schreiben will, viele und vortreffliche Materialien findet. Der Herausgeber hat den Werth der Sammlung noch durch Prolegomenen, Dissertationen, Noten erhöht, mit denen er das Werk bereichert hat und welche nicht blos von einer seltenen Gelehrsamkeit zeugen, sondern welche auch eine geistreiche, und was vielleicht noch besser ist, eine unpartheiische Kritik beweisen." Dem fügt er alsdann bei:

„Die Briefe und die Documente, die ich meinerseits dem Publikum darbiete, sollen der Sammlung des Hrn. Groen van Prinsterer als Ergänzung dienen. Der erste Band, der jetzt erscheint, enthält dreihundert und neunzehn Briefe, er beginnt mit dem Jahre 1550 und endigt mit 1560. Diese Periode von zehn Jahren ist die am wenigsten wichtige im Leben Wilhelms des Schweigsamen, aber es ist auch die am wenigsten bekannte. In dieser letzten Beziehung besonders verdienen die Briefe, die sich darauf beziehen, die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber. Die ersten Jahre des Auftretens der Männer, welche auf der Bühne der Welt geglänzt haben, sind immer am schwersten ins Licht zu bringen." Hernach gibt der Verf. von p. XVII — XLII den Hauptfaden der Geschichte Wilhelms in dieser Periode an und bezeichnet die Lücken, welche durch die von ihm bekannt gemachten Briefe ausgefüllt werden können. Nr. IV. dieser Einleitung kommt er auf Hrn. Groen van Prinsterer zurück und sagt: „Jetzt muss ich am Schlusse noch einige Worte über den Plan sagen, den ich bei der Herausgabe dieser Briefe befolgt habe. Der Leser darf nicht erwarten, hier gelehrte Untersuchungen (discussions savantes) zu finden, wie deren sehr viele im Werke des Hrn. Groen van Prinsterer angetroffen werden. Ich habe mich begnügt, die Erläuterungen beizufügen, die mir unumgänglich erforderlich schienen, entweder um gewisse Thatsachen zu erklären oder vollständiger zu berichten, oder um gewisse Personen besser kennen zu lernen. Was veraltete Wörter, Namen, deren Orthographie fehlerhaft war, wallonische Ausdrücke, veraltete Wendungen der Rede angeht, so schien es mir nöthig, sie in der gegenwärtigen Form beizufügen.

Ich habe immer Klarheit und methodisches Verfahren für einen der Hauptvorzüge einer Documentensammlung gehalten; ich habe sie daher auch in diese Sammlung zu bringen gesucht. Eine Inhaltsangabe, die ich vor jeden Brief gesetzt habe, zeigt, was man darin findet und erspart dem Leser die Mühe, den Brief ganz durchzulesen. Ein Werk dieser Art ist nicht für das grosse lesende Publikum (gens du monde) bestimmt, es wird nur von Gelehrten und von Leuten, die, nach Wissenschaft strebend, die Geschichte aus den Quellen kennen lernen wollen, zur Hand

Digitized by Google

genommen. Ich habe daher wörtlich und mit ihrer ganzen Wunderlichkeit die Orthographie der Originale wiedergegeben und dem Texte nur die Accentuation und Interpunction beigefügt, ohne welche das Lesen alter Documente, selbst für den Grundgelehrten eine mühsame und verdriessliche Arbeit ist. Aus demselben Grunde habe ich auch die Formel der Zuschrift sowohl als die Schlussformel und Unterschrift beibehalten, sobald ich das Original oder eine ganz unverstümmelte Copie zu Rath ziehen konnte.

Der Vergleichung des Textes habe ich die gewissenhafteste Aufmerksamkeit gewidmet. Eine Anzahl der Briefe hatte keine Jahrzahl, ich habe mir daher Mühe gegeben, sie an der Stelle einzuschalten, wohin sie der Zeitordnung nach gehörten. Am Ende jedes Briefs habe ich die Notiz beigefügt, an welchem Orte oder in welcher Sammlung sich das Original findet. Ich habe hinzugefügt, ob der Brief ein autographischer ist oder durchaus in der eigenen Handschrift des Briefstellers geschrieben, oder ob von eigener Hand nur la signature et la formule qui la precède ist, ob ferner der Brief en minute, en copie du tems ou en copie du XVIIIième siècle sich findet.

Referent glaubt jetzt dem Publikum durch die Anführung der Worte des Herausgebers der angezeigten Documente hinreichend bezeichnet zu haben, was es darin suchen darf und was es finden wird. Er wagt zugleich zu hoffen, dass er auf diese Weise das Verdienst des Herrn Gachard auf die passendste Art anerkannt hat. Hrn. Gachard's Versprechungen sind bescheiden, sie sind aber dafür auch pünktlich erfüllt; das kann Ref. bezeugen. Wer den Theil der Vorrede lieset, den Ref. nicht übersetzt hat, der wird sich überzeugen, dass Hr. Gachard der Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, völlig gewachsen war.

Etudes sur l'Allemagne renfermant une histoire de la peinture Allemande par Alfred Michiels, séconde édition. Bruxelles, librairie ancienne et moderne de A. Vandale. Vol. I. 409 p. Vol. II. 414 p. 8. 1845.

Das Werk des Hrn. Michiels gehört nicht zu den Büchern, welche der Verf. dieser Anzeige zu beurtheilen wagen darf. Es ist für das grössere Publikum bestimmt; es hat, wie die Urtheile beweisen, welche der Verf. aus verschiedenen belgischen und französischen Journalen dem Buche einverleibt hat, vielen Beifall gefunden; es ist, da es eine zweite Auflage

Digitized by Google

erlebt hat, wahrscheinlich viel gelesen worden; es hat also seinen Zweck erreicht und die Kritik hat ihr Recht verloren. Wäre dieses indessen auch nicht der Fall, so würde sich doch Ref. schon aus dem einzigen Grunde nicht herausnehmen, das Buch zu loben oder zu tadeln, weil er von den schönen Künsten, von denen Anfang und Schluss des Buchs handeln, wenig oder gar nichts versteht. Auch in Beziehung auf Poesie steht er auf einem so ganz andern Standpunkt, als der Verf. und die Belgier und Franzosen, für welche dieser schreibt, dass es höchst ungerecht und einseitig seyn würde (obgleich die Philosophen dies gewöhnlich thun), wenn er diese, die ihrem eigenen Urtheil folgen, nach seinem System beurtheilen wollte. Ref. muss sich daher darauf beschränken, einen kurzen Begriff von dem Buche zu geben, welches mehr Raisonnement als Thatsachen, und mehr Urtheile als Forschungen enthält.

Begonnen wird mit Betrachtungen über altdeutsche Baukunst, wo unter andern ein Ausspruch Michelets, der bekanntlich viel spricht und schreibt, und doch eigentlich wenig sagt, als wichtige Auctorität angeführt wird. Ganz deutscher oder auch Michelet'scher Art ist pag. 49 folgende Phrase bei Gelegenheit einer Reise in die Vogesen: C'est l'origine essentiellement subjective de l'architecture qui l'empêche de se développer dans une civilisation transitoire et confuse. Von derselben Art ist die stolze Phrase, welche sagt, dass die Schöpfungen der Baukunst einen lyrischen Charakter haben: Un souffle vivant circule dans les ouvrages et on ne saurait les aborder sans un frisson religieux. Soit qu'il bâtisse des temples sur les hauteurs comme le dôme d'Erfurth, soit qu'il jette des chapelles aux bords des précipices comme à Saint-Odile, une sorte de musique intellectuelle enveloppe ces édifices et berce le spectateur de rêves mélancoliques.

Auf diese bei Gelegenheit einer Reise in den Vogesen entstandenen hohen Gedanken über Baukunst des Mittelalters folgt ein wunderlich Gemisch von Anekdoten, Einfällen, Witzen, Reden bei Gelegenheit einer Wanderung im Taunus. Dann folgt ein Abschnitt les deux maisons de Goethe, wo man sich leicht denken kann, dass dies zu geistreichen Bemerkungen Stoff gibt. S. 135 beginnt eine Beschreibung des Oktoberfestes in München. — Bei der Gelegenheit ist auch wieder vom Baustyl die Rede. Von S. 153 an beginnen Phantasien und Reden und Sagen vom Schwarzwald, und bei Gelegenheit von Tryberg wird S. 172 auch der Industrie gedacht. S. 185 folgt ein Artikel über Hebel. Hernach folgen eine Reihe Träumereien, überschrieben: le dimanche, le mendiant, le soir d'été sur un tombeau. Man sieht, das ist à la Baggesen. Dann

Digitized by Google

folgt ein längerer, weniger philosophisch und poetisch gehaltener Artikel über Daniel Ehrenfried Stöber, dessen Existenz Referent erst durch Hrn. Michiels erfahren hat. Hr. Michiels setzt ihn unter die grossen Dichter, das muss Ref. zugeben, denn dem Hrn. Michiels gelten für grosse Dichter: Matthison, Neuffer, Wilhelmine Müller, Wilhelmine Chézy und andere ähnliche Personen, welche unglücklicherweise Ref. oft gar nicht kannte. Dann folgt S. 237—282 ein Abschnitt über Friedrich Schiller, der vielleicht für Belgier und Franzosen vieles Interessante enthält. Hernach wird von den einzelnen Arbeiten Schiller's geredet. Zuerst S. 282—312 du Sublime. Da ist der Verf. auf seinem Felde S. 312 — 364. Drames. S. 364—376 Poésies lyriques. Dieser Artikel schliesst mit den Worten: un apologue très beau nous servira encore de spécimen. Dieser folgt dann übersetzt unter der Aufschrift: Le partage de la terre. Den Schluss des Bandes machen Ouvrages historiques. Den Anfang des zweiten Bandes macht der Artikel Voss. Zwei Stellen aus diesem Stück werden dem deutschen Leser zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit dieser Belgier unsere Dichter behandelt. Vossens Verdienste als Glied einer Schule von Dichtern, welche in der Manier der Alten zu dichten suchten, kennt er nicht, ihm ist die Louise Ideal. Mit dieser stellt er Herrmann und Dorothea in eine Reihe, ohne auch nur zu ahnden, wie himmelweit die Idylle des grössten deutschen Dichters von der Vossischen verschieden ist. Viel leichtfertiger noch spricht er von Vossens Uebersetzungen, wo er durchaus nicht unterscheidet, welche dieser Uebersetzungen verdienstlich, welche blos Handarbeit waren. Der spasshafte Ton dabei ist ganz unwürdig. Es heisst II. p. 29 (ganz falsch, das weiss Ref., der Voss mehrere Jahre lang fast wöchentlich besucht hat, authentisch): Malgré leur mérite Voss regardait ces legers ouvrages comme un délassement. Son occupation habituelle, j'allais dire sa rage, c'était de traduire. Cinquante ans il resta courbé sur des productions étrangères et la mort seule put dompter sa monomanie (!!!). On attribue au fameux Lopez trois millions de vers, Voss n'en a probablement pas translaté un moins grand nombre. Plutôt que de ne pas traduire, il aurait traduit des traductions. Nach einigen Seiten über Hölty in derselben absprechenden und anmassenden Manier folgt von pag. 49 Jean Paul (soll heissen Friedrich) Richter, dann Novalis. Aus dem Schluss dessen, was über Novalis gesagt wird, mögen die deutschen Leser beurtheilen, wie competent oder incompetent dieser Belgier ist, über deutsche Schriften, Gedichte und Schriftsteller zu urtheilen. Es heisst pag. 129:

Si maintenant (nachdem er ein paar Seiten raisonnirt hat) l'on

Digitized by Google

désire savoir comment un homme aussi vulgaire (das war er doch gewiss nicht, gesetzt man wollte ihn auch médiocre nennen) a escamoté une aussi grande renommée (die hat er nie gehabt) voici les causes de son succès, l'origine de sa gloire. Il avait une belle position dans le monde. Fichte, Frédéric Schlegel et Tieck etaient ses amis, sa conversation valait sans doute mieux que ses livres. Un poëte déjà célèbre édita ses oeuvres et fut cru sans examen (welche Unverschämtheit!!) parmi ceux qui se sont ensuite occupés de lui, les uns ne l'avaient pas lu, les autres ne le comprenant pas s'imaginèrent qu'il etait profond, les derniers le trouvaient absurde et ennuyeux, mais n'ont point osé le dire.

Von pag. 131 bis pag. 175 ist von Adalbert von Chamisso die Rede, von dem Ref. viel gehört aber nie etwas gelesen hat, dann folgt Heinrich Heine. Diesen scheint der Verf. zu kennen und auch im Stande zu seyn zu würdigen. Er giebt ihm mit Recht den Rath, wenn er Dichter seyn wolle, Paris zu meiden. Aus Uhlands Gedichten hat er einige in Versen übersetzt, da alles Andere, was er aus deutschen Dichtern mittheilt, in Prosa oder in einer Umschreibung mitgetheilt ist.

Die Geschichte der Malerei, der bildenden Kunst u. s. w. nimmt die zweite Hälfte des 2. Theils pag. 215 bis 415 ein; Ref. hat aber gleich am Anfange dieser Anzeige erklärt, dass er sich nicht anmassen dürfe, auch nur blosse Andeutungen über den Inhalt zu geben, weil auch dazu erfordert wird, dass man mit der Materie, die man anzeigen will, innig bekannt sei.

Itinéraires de la terre sainte de XIII., XIV., XV., XVI. et XVIII. Siècle. Traduits de l'Hébreu et accompagnés de Tables, de Cartes et d'Éclaircissements par Carmoly, Membre de la société Asiatique de Paris, de la société des antiquaires de Londres etc. etc. Bruxelles. A. Vandale, libraire éditeur. 1848. 372 p. grand 8.

Dies gelehrte, für die Geographie des heiligen Landes im Mittelalter wichtige, prächtig gedruckte Werk kann in diesen Jahrbüchern nur im Vorbeigehen erwähnt werden, weil es nur von eigentlichen Kennern benutzt, oder auch sogar nur angezeigt werden kann. Ref. will daher blos den Inhalt angeben, und hernach den Kennern und Liebhabern überlassen, das Werk selbst aufzusuchen, um es zu benutzen.

Ausser einer Einleitung des Herausgebers am Anfange des Buchs und einem Briefe des Herrn Lelewel, dem das Buch dedicirt ist, am

Digitized by Google

Schlusse enthält es: erstlich von p. 1 bis 113 eine Schrift über die Geschichte der Khazaren, oder, wie im hebräischen Text geschrieben ist, Khozaren des zehnten Jahrhunderts. Darauf folgt von 113 bis 169 Samuel Bar Simsons Reisebeschreibung nach Palästina um 1210. Dann pag. 171 bis 210 des Jakob von Paris Beschreibung der Grabmähler vom Jahre 1258. Von pag. 219 bis 320 die Wege Jerusalems von Ishat Khelo von 1334. Von pag. 323 bis 360 die Liebe Sions von Eliah von Ferrara um 1438. Von p. 363 bis 416 Jjchus Ha Tsadikim die Gräber der Gerechten von Gerson von Scarmola um 1561. Pag. 419 bis 496 Jjchus ha abot, Gräber der Patriarchen, von Cri aus Biel um 1564. Den Schluss macht von pag. 499 bis 544 des Samuel Jemsel Reise vom Jahre 1641. Dann folgen noch drei Seiten Verbesserungen und Zusätze und endlich ein geographisches und ein historisches Register.

Anziehender und mehr seinem Fache angehörend als die Itinerarien jüdischer Gelehrten waren dem Verfasser dieser Anzeige zwei kleine Schriften, welche Hr. Altmeyer in diesem Jahre herausgegeben hat. Da Ref. glaubt, dass sie auch für das Publicum der Jahrbücher ein grösseres Interesse haben, als das Buch des Hrn. Carmoly, so will er sie auch etwas ausführlicher anzeigen als dieses.

Du Droit d'Asile en Brabant au commencement du XVIIIième siècle (Episode de l'histoire d'Angleterre et de Belgique) par J. J. Altmeyer, professeur d'histoire à l'université de Bruxelles. Bruxelles. Imprimerie de Briard. 1848. 97 p. 8vo.

Der Verfasser des Schriftchens geht von der Erklärung aus, dass er bei seinen Forschungen über belgische Geschichte und bei dem Studium der sich darauf beziehenden Urkunden und Actenstücke seine Aufmerksamkeit darauf richte, gelegentlich einzelne Punkte der Geschichte anderer Völker beleuchten zu können. Dies hat in der That Hr. Altmeyer in seinen Forschungen über die Geschichte und in der vom Ref. vor mehrern Jahren in diesen Jahrbüchern angezeigten Histoire des relations diplomatiques et commerciales des Pays-Bas avec le Nord de l'Europe schon gethan. In dem Schriftchen über das Recht des Asyls, welches wir hier anzeigen, behandelt der Verfasser den Streit, der sich zwischen England und Brabant erhob, weil in der Joyeuse entrée das Recht, Fremden Zuflucht zu geben, etwas zu weit ausgedehnt war. Es hiess darin: „Dass Niemand, welcher Nation, Eigenschaft, Beschaffenheit

Digitized by Google

er auch sein möge, wegen welcher Sache oder welchen Verbrechens er auch immer verfolgt werde, ausgeliefert werden könne, wenn nicht alle drei Stände einwilligten." Daher erklärt sich hernach Hr. Altmeyer über den eigentlichen Gegenstand seiner Schrift p. 7 auf folgende Weise:

Was die in dieser Schrift erwähnten Thatsachen angeht, so hängen sie, theilweise wenigstens, mit den Unruhen zusammen, welche vom Jahre 1715 bis zum Jahre 1717 Grossbritannien verwirrten, zum Theil jedoch auch mit Ereignissen von grösserer Bedeutung. Es handelte sich von der Auslieferung des Cassiers der Südsee-Handelsgesellschaft, deren Operationen für England dasselbe Resultat hatten, welches die Missisippi-Gesellschaft und die Bank des Schotten Law zur Zeit der Regentschaft in Frankreich herbeiführten. Da sich der erwähnte Cassier nach Brabant geflüchtet hatte, so veranlasste dies einen öffentlichen Streit zwischen dem englischen Parlament und den Ständen dieser Provinz. Keiner unserer Geschichtschreiber, fährt Hr. Altmeyer fort, hat, so viel ich weiss, diese Thatsachen auch nur geahndet, welche ich aus den britischen Parlamentsacten und aus unsern vortrefflichen Brüsseler Archiven ans Licht gebracht habe. Ich habe desshalb hier die Beweisstücke, die ich aus den Archiven gezogen, der Länge nach abdrucken lassen. Gelegentlich hat Hr. Altmeyer gleich von vorn herein in der Note einen bekannten kecken französischen Schwätzer und anmassenden Ignoranten auf den Sand gesetzt. Er erwähnt nämlich im Texte pag. 8 Georgs I. und der Sophia Dorothea, die dieser nach Zelle verbannte wegen der Liebesgeschichte mit dem auf Georgs Befehl grausam gemordeten Grafen von Königsmark. Dazu fügt er folgende Note:

„Man kennt die glänzende (ja, brillante, das ist das rechte Wort) Vertheidigung der Sophie Dorothea von Philarète Chasles. Es ist mir sehr leid, dass ich die täuschenden Vorstellungen und Reden des berühmten Publicisten durch urkundliche Beweise widerlegen muss. Der schwedische Graf de la Gardie besitzt eine grosse Zahl von Briefen, welche auf eine höchst anstössige Weise darthun, dass die Kurfürstin sich preisgegeben hatte. Ausserdem fügt Hr. Altmeyer vier kurze Billette des Grafen Königsmark an die Kurfürstin bei, die ihm Hr. Coremanns mitgetheilt hat: Ich liebe Sie, schreibt er, bis zur Anbetung. Mein Benehmen wird so seyn, wie Sie es wünschen. Mein Engel, für Dich allein lebe und athme ich. Lass uns einerley Sinn und Gedanken haben, und uns rasend lieben (aimer à la folie). Ich war mit dem Herzoge von Celle auf der Jagd und habe 4000 Pistolen gewonnen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Altmeyer, Du droit d'Asyle.

(Schluss.)

In einem andern Billet: Ich denke an das Vergnügen, Sie zu umarmen. Ich glaube, dass diese Freude grösser seyn wird, als die, welche ich bei ihrem ersten Anblick empfand. Welche Küsse, welche Umarmungen! Der Gedanke raubt mir die Seele, ich sterbe vor Freude! In einem dritten: Ich beschäftige mich mit Nichts als mit dem Gedanken an Sie, sehr oft auch in der Nacht. Ihr Bett und Sie darin sind mir stets vor den Augen. In einem vierten: Mit welchem Kummer vernehme ich, dass sie in eines andern Armen (d. h. in denen ihres Gemahls) gewesen sind und nicht in den Meinigen, aber er will es und das ist genug, um sie zu bewegen, es auch gegen Ihren Willen zu thun und mir zu bezeugen, dass es sich so verhält."

In Beziehung auf das Zufluchtsrecht werden zuerst die Actenstücke mitgetheilt, welche sich auf die Verhaftung des Lord North und Grey beziehen, welche die kaiserliche Regierung auf Requisition der englischen um 1715 verfügt hatte. Lord North und Grey wandten sich mit einer Bitte an die Stände, diese mit einer Adresse an den Kaiser, der Lord ward frei. Die Actenstücke über die Sache sind p. 4 — 15 abgedruckt. Um 1716, als der Graf von Königsegg provisorisch die Verwaltung der Niederlande hatte, wollten sich Koxburn, Walsmith, Smith und Nairn in Brüssel niederlassen; das gab wieder Veranlassung zu einer Correspondenz. Der Graf musste nachgeben. Selbst der Marquis de Prié musste hernach als Statthalter durch eine Urkunde, die hier mitgetheilt ist, das Zufluchtsrecht anerkennen.

Seite 21 geht der Verfasser auf die Geschichte der Südsee-Compagnie in England über, welche bekanntlich ähnliches, wenn auch nicht so grosses Unglück über England brachte, als die Missisippi-Prellerei über Frankreich. Bei dieser Gelegenheit berichtigt Hr. Altmeyer in der Note manche Irrthümer, welche Louis Blanc begangen hat. Nachdem Hr. Altmeyer die Geschichte der Gaunerei erzählt hat, berichtet er, wie sich die angesehensten Männer in beiden Häusern des Parlaments dagegen erhoben.

Digitized by Google

Vor Allen wurden besonders der Untergouverneur der Compagnie und der Cassirer Robert Knight gerichtlich verfolgt. Der Eine starb, der Andere entwischte mit Hülfe angesehener Parlaments- und Regierungsglieder, weil Georg und seine Mätressen und Lieblinge und die ersten Herren des Reichs an der Betrügerei Theil hatten. Es verursachte daher Knights Flucht am 25. Jan. 1725 furchtbaren Lärm. Das Parlament veranlasste eine Untersuchung und es ergab sich, dass der König und sein Hof den Vortheil der Spitzbübereien der Compagnie getheilt hatten. Das sollte nicht bekannt werden, man musste daher Knights Verhör hindern. Die Directoren hatten nämlich von den vorgeblichen Actien eine Summe von einer halben Million Pfund zur Bestechung angewendet, um die Bill zu erlangen, deren sie für ihr Gaunergeschäft bedurften. Von dieser Summe hatten König Georgs beide Maitressen, die Herzogin von Kendal und die Baronesse Platen jede 10,000 Pfund erhalten, und andere Damen am Hofe waren auch nicht leer ausgegangen. Die andern Hauptschuldigen waren der Staatssecretair Craggs und sein Vater, der Oberpostmeister, der Secretair des Schatzamts, Carl Stanhope, Aislabie, früher Kanzler des Schatzgerichts, und der Graf Sunderland. Craggs war gestorben, Knight flüchtete mit ungeheuern Summen in die Niederlande, ward aber in Tirlemont verhaftet und in die Citadelle von Antwerpen gebracht. Hr. Altmeyer bestätigt durch Anführung der Correspondenz des Marquis de Prié mit Eugen von Savoyen, der damals Statthalter der Niederlande war, was schon Rapin Thoyras vermuthet hatte, dass diese Verhaftung dem Könige Georg zu Gefallen geschah, nicht um Knight auszuliefern, sondern um die Auslieferung zu hindern und die vom Parlament verhängte Untersuchung zu vereiteln. Knight wollte nach Lüttich flüchten, der Bischof hätte wahrscheinlich nicht gewagt, die Auslieferung zu verweigern; man liess ihn daher von Tirlemont zurückholen und ihn in Antwerpen in Sicherheit bringen. Der Marquis de Prié wollte den Verhafteten nur auf Befehl des Kaisers ausliefern; dieser berief sich auf die Stände und die Stände auf die Joyeuse Entrée. Die Verhandlungen, Actenstücke und Briefe, hinter welche sich der Marquis de Prié versteckte, findet man vollständig pag. 36—50. Von pag. 51 folgt der Bericht über die Parlamentsverhandlungen über diese Sache und die Vorstellungen, wodurch der englische Resident Leathes die Staaten von Brabant auf andere Gedanken zu bringen suchte. Die Vorstellung des Residenten ist S. 58—62 eingerückt. Unmittelbar darauf folgt der im Namen des Königs von England in dieser Sache an den Kaiser geschriebene Brief und die Antwort des Kaisers darauf. Pag. 65 Copie de la lettre écrite par le prince Eugène de

Digitized by Google

Savoie à son Excellence le marquis de Prié en date de Vienne de 18. Mars 1721. Diesem Brief ist die Vorstellung des britischen Unterparlaments beigefügt, welche Churchill dem Kaiser übergeben hatte und worin die Behauptung der Staaten von Brabant widerlegt wird, dass der 17. Artikel der Joyeuse Entrée die Auslieferung Knights unmöglich mache. Die Antwort der Stände auf die ihnen vom Kaiser mitgetheilten neuen dringenden Vorstellungen der Engländer, worin sie auch die am 23. April von dem in Brüssel als Resident accreditirten Leathes erneuerte Forderung der Auslieferung ganz entschieden, ganz verständig und ganz passend ablehnen, ist vom 10. Mai und steht hier p. 71—75. Hernach giebt Hr. Altmeyer weitere Nachrichten über die Prozedur des Parlaments gegen die Leute, welche an der Gaunerei Antheil gehabt hatten. Ueber den Ausgang sagt Hr. Altmeyer: gegen das endliche Resultat des Verfahrens des geheimen Ausschusses des Parlaments in Beziehung auf die Betrüger und ihre Freunde und Helfershelfer zeigte die Nation ein lautes und heftiges Missvergnügen und der König selbst ward hart mitgenommen. Die englische Regierung selbst wirkte daher in den Niederlanden insgeheim dem entgegen, was sie dem Parlament zu Gefallen öffentlich fordern musste, denn ihr lag Alles daran, dass Knight nicht nach England gebracht würde und dort Aussagen machte. Hr. Altmeyer berichtet S. 78:

Man fürchtete endlich, die englische Opposition möchte einige kräftige und entschlossene Männer nach Antwerpen herüber schicken um sich Knights zu bemächtigen und ihn nach England zurückzubringen. Allein der Hof intriguirte, während man sich noch wegen der Südsee-Compagnie herumstritt, bei dem Marquis de Prié so lange, bis er es dahin brachte, dass Knight an einen sicherern Ort gebracht wurde, als Antwerpen war. Er ward nach Luxemburg gebracht. Darüber wird dann ein Schreiben des Marquis de Prié eingerückt, welches der Verf. aus den Archiven des alten sécrétairie d'état et de guerre hervorgezogen hat (pag. 78—82). Am Ende bewirkten doch die Stände von Brabant die Freilassung Knights und sie verfassten in der Angelegenheit noch eine dringende Vorstellung an den Kaiser, die hier pag. 84—90 abgedruckt ist und deren lecture attentive Hr. Altmeyer mit Recht dringend empfiehlt. Die zweite kleine Schrift des Herrn Altmeyer verträgt keinen Auszug; man muss sie nothwendig ganz durchlesen, was auch leicht geschehen kann, da sie nicht ganz drei Bogen stark ist:

Histoire du Comptoir Hanséatique d'Anvers par J. J. Altmeyer. Bruxelles. Jamar, éditeur. 1848. 38 p. 8vo.

Digitized by Google

Von der historischen Schriften, deren Herausgabe früher von Constanz aus geleitet ward, die aber jetzt in Zürich erscheinen, d. h. von Pipitz und Fink Bibliothek ausgewählter Memoiren des XVIII. und XIX. Jahrh. sollte hier noch ausführliche Nachricht gegeben werden, da Ref. neulich wieder eine Anzahl Bände der Denkwürdigkeiten erhalten hat, deren Uebersetzung Hr. Pipitz und seine Freunde besorgen, er will aber diese Anzeige lieber auf ein anderes Mal versparen, weil er sich jetzt gar zu kurz fassen müsste und noch einiger anderer ihm zugekommenen Bücher erwähnen muss. Unter diesen ist die Arbeit des Herrn Pelz, der das Leben und Wirken Peters des Grossen von einer ganz neuen Seite betrachtet hat:

Geschichte Peters des Grossen von Eduard Pelz. Historische oder Hausbibliothek, herausgegeben von Professor Dr. Bülau. Siebenter Band, Geschichte Peters des Grossen von Eduard Pelz. Leipzig. Verlagshandlung von Carl B. Lorck. 1848. 336 S. 8.

Der Verf. dieses Lebens Peters des Grossen hat sich längere Zeit in Russland aufgehalten, er kennt das Volk, die Sitten und die Sprache der Russen, und ist eben so sehr für das russische Volk eingenommen, als er der Regierungs- und Verwaltungsweise, welche dort seit Peters Zeiten eingeführt wurde, feindlich gesinnt ist. Er glaubt, dass der Weg, den Peter eingeschlagen hat, um sein Volk zu civilisiren, ganz verkehrt war, dass Alles das, was Voltaire und Seinesgleichen an Peter rühmen, der Natur und dem Wesen einer der polnischen ganz ungleichen Nation durchaus nicht angemessen gewesen sey. Ref. theilt die Ansicht des Verf., dieser aber widerspricht entschieden der Meinung des Ref., dass es nöthig und nützlich gewesen sey, ein Volk wie das russische durch dictatorische Maassregeln, oder, wenn man will, durch die Knute zur Civilisation zu treiben. Hr. Pelz, der die Russen in ihrem Lande und in ihrem Leben beobachtet hat, urtheilt vortheilhafter von ihnen als Ref., und dieser giebt ihm Recht, weil er sich freut, wenn er von den Menschen vortheilhaft urtheilen kann, ohne aus Philanthropie seiner Ueberzeugung und seiner Erfahrung zu widersprechen.

Der Verfasser hat mit Recht für nöthig gehalten im ersten Capitel von Seite 1 bis 74 eine allgemeine Geschichte Russlands bis auf die Zeit der Geburt Peters vorauszuschicken. Diesen Abschnitt können wir ganz unberührt lassen, da wir nur aufmerksam machen wollen, wie Hr. Pelz die Wirksamkeit Peters betrachtet und beurtheilt und die Stellen ausheben, welche sich auf diese seine auf Kenntniss der Russen beruhende Ansicht beziehen. Seine Absicht war nicht sowohl ein gelehrtes, als ein populäres Buch zu schreiben. Auch das zweite Kapitel, Peters Ge-

Digitized by Google

burt und seine Kindheit, ist uns für den Zweck dieser Anzeige weniger wichtig, wir glauben es daher nicht berühren zu dürfen.

Im dritten Capitel, wo von Peters Jugendzeit und von seinen ersten Regentenhandlungen die Rede ist, schreibt Hr. Pelz den Sturz der Sophia und den Entschluss Peters, die Regierung gewaltsam zu übernehmen, dem Rathe Leforts zu, den er übrigens sehr richtig charakterisirt hat. Es heisst S. 95 „höchst wahrscheinlich entsprang aus dem unruhigen Kopfe Leforts der Gedanke, dass er seinen Weg um so besser machen wurde, wenn Peter selbst an die Regierung käme und sein junger Freund wurde von ihm nach und nach zur Ausführung der Idee einer Selbstherrschaft aufgestachelt, wobei die Aussaat im erwachten Eigenwillen Peters einen äusserst fruchtbaren Boden fand. Bald zog der Reiz des Neuen die Bojarensöhne in Menge zum Eintritt in die gebildete Compagnie der neuen Garde herbei, so dass ein Theil derselben in das benachbarte Lustschloss Semenoffsk verlegt werden musste. Sophie sah diesem Treiben ruhig zu, indem sie dasselbe irriger Weise für den besten Ableiter Peters von dem Gedanken an Regierungsgeschäfte hielt. Sie rechnete nicht auf die Leute, welche sich hinter Peters kräftige Natur und den bei solcher Eingebung stets genährten Eigenwillen stecken konnten, dessen Folgen unberechenbar zu werden pflegen, sobald nur irgend Eitelkeit oder Ruhmsucht erwachen und hinzutreten. Der liederliche Lefort war es auch, von dem Alexander Danilewitsch Mentschkoff dem Zaren als Lakai zugeführt ward, er wurde bald Kammerdiener und als Potjeschij auch Kamerad seines Herrn. Ueberhaupt waren die Potjeschije von sehr gemischter Herkunft und es standen Falkenjungen, sowie Stallknechte, neben den Söhnen der ersten Familien. Der rohe Peter war natürlich genug und wurde wahrscheinlich nebenbei von dem vielfach republikanisch gesinnten Lefort nach dieser Seite hin gebildet, um von dem Irthum der Geburtsvorzüge, des sogenannten bessern Bluts im Menschen nicht angesteckt und ergriffen werden zu können."

Dann folgt die Geschichte der Revolution, wodurch Sophie und ihr Anhang gestürzt, Peter auf den Thron erhoben und alle die entweder an dem Anschlage, ihn von der Regierung ganz zu entfernen, Theil genommen hatten, oder auch nur im entferntesten Grade einer solchen Theilnahme verdächtig waren, hingerichtet, verstümmelt oder verwiesen wurden. Wir wollen, weil wir auf die Kenntniss russischer Natur und russischen Lebens, die der Verfasser aus eigner Anschauung erworben hat, grössere Bedeutung legen, als auf seine historische Gelehrsamkeit, sein Urtheil über den ersten Act der Regierung Peters und über die Wirkung desselben hier beifügen.

Digitized by Google

„Offenbar, sagt Hr. Pelz, hielt zu Sophie ein Theil der Bojaren, dir Alles beim Alten belassen wollten, vielleicht aber auch Männer, denen die Cultur im ausländischen Gewande unnatürlich erschien und die eine nationale Entwickelung des russischen Volkes beanspruchten. Es begann damals lebhaft ein Kampf des Neuen mit dem Alten und wo die Menschen sich hätten durch Austausch der Ideen friedlich zum allgemeinen Besten einigen sollen, da blieb diese einzig gut zu heissende Vermittlung aus. Deshalb vermisst man auch fortdauernd die Segnungen der Cultur; man bildete diese nicht von innen heraus im Volke, sondern überstürzte sich, indem man sie von Aussen hineinpressen wollte. Dies scheint übrigens ganz in der Natur russischer Grossen zu liegen und tritt bei allen ihren Schöpfungen an den Tag. Man will säen und ärndten zu einer Stunde und legt damit einen kindischen, knabenhaften Sinn an den Tag, der etwas innerlich Zerstörendes mit sich führt.“

Nachdem Hr. Pelz hernach Peters Spielerei mit Soldaten, mit Schiffbau, mit Feuerwerken geschildert und bemerkt hat, dass auf der einen Seite Lefort und Gordon, auf der andern Boris Galizin, Feodor Apraxin und Pleschtscheief die Dinge leiteten, und als charakteristischen Zug hinzugefügt hat, dass Peter in seinem ein und zwanzigsten Jahre von seiner Mutter Natalia mit einem vollständigen Sergeantenanzuge beschenkt wurde, fügt er folgende Worte der Kritik hinzu, mit denen Ref. ganz einverstanden ist:

„Man kann sich nicht genug über die Bewunderungssucht der verschiedenen Biographen Peters wundern, die, trotz so bestimmt lautender Nachrichten über den Zustand des Zaren, dennoch von seinen unermesslichen politischen Plänen, von seinem Regierungs- und Reformationstalent bewundernd überfliessen. Ob Natalia nur aus Schwäche und Unverstand das spielende Treiben ihres Sohnes durch Beifall ermunterte oder ob vielleicht ein Theil der Regierung in ihren Händen lag, den sie zu behalten wünschte und weshalb auch sie im Interesse dabei war, dass der Zar sich hauptsächlich um harmlose Liebhabereien bekümmerte, darüber fehlen uns genauere Nachrichten.“

Auch über die Spielerei mit dem Seewesen ist Ref. ganz mit Hrn. Pelz einverstanden. Er sagt:

„Lefort gab sich freiwillig dazu her, den Admiral einer Flotille von fünf kleinen Fahrzeugen, die aus Pereslaff abliefen, zu spielen, und wenn aus dem Kinderspiel sich später wirklich Ernsteres entwickelte, so darf dies doch keineswegs einer Planmässigkeit zugeschrieben werden,

Digitized by Google

wozu Berechnungen gehörten, die ganz ausser Peters Geistesnuständen damals lagen. Alle unverfälschten Nachrichten, die wir in dieser Beziehung aus damaliger Zeit besitzen, stimmen darin überein, dass der Zar durchaus ein rohes, unpolitisches Kind war, hinter welchem allerdings Leute von Einsicht standen und die Staatsangelegenheiten lenkten. Die Reformen gingen durchaus von Fremden, von Nichtrussen aus und trugen daher auch nicht den Charakter einer nationalen Entwickelung an sich. Wenn sich aber Russen fanden, die denselben Weg einschlugen, wozu später der Zar Peter selbst gehörte, so verriethen sie eine gleiche Kurzsichtigkeit, ein gleiches Verkennen der Nationalität, wie jene Ausländer, deren guter Wille unverkennbar bleibt."

Von Gordon leitet Hr. Pelz das Mehrste ab, was man sonst der angebornen Fähigkeit Peters zuschreibt, die, wie es uns scheint, vom Hrn. Pelz doch oft gar zu geringe angeschlagen wird. Bei der Eroberung von Asoff und dem darauf folgenden triumphirenden Einzuge in Moskau heisst es:

„Lefort und Schein empfingen kostbare Geschenke an Pelzwerk, Silberzeug und Landgütern, andere aber Belobungsschreiben; nur den eben so guten Rathgeber als tapfern General Gordon finden wir hiebei überall unerwähnt, was uns sehr dafür zu sprechen scheint, dass er die Seele dessen gewesen sei, was im Namen Peters geschah und diesem von fast allen Historikern allein zugeschrieben wird. Wir begreifen wenigstens, dass sich Gordon damit begnügt haben könne, im Cabinet Alles zu leiten, während Lefort glänzte und Gewinn zog, der Zar aber mit des Letztern Beistand auf ersichtliche Art beschäftigt wurde, ohne dass er den Leitern hinderlich werden konnte. Die bisherige Annahme, dass Peter allein die Seele des Ganzen gewesen sei, zerfällt bei etwas genauerer Anschauung ganz in sich selbst, denn wer im Leben selbst einem etwas umfangreichen Privatgeschäft vorgestanden, der begreift die grell ins Auge springende Unmöglichkeit, dass Peter neben seinem Hange zu Vergnügungen aller Art, neben seinen vielen Reisen und der unumgänglichsten Repräsentation, neben seinen Liebhabereien u. s. w. sich nur einigermassen speziellen um die Regierungsangelegenheiten bekümmert haben könne. Ein gelegentliches executives Erfassen einzelner Momente bedingt bei Weitem noch nicht die Annahme jenes hohen Talents für Herstellung eines ganzen grossen Getriebes und der Instandhaltung desselben unter den kritischsten Verhältnissen. Dies sieht dem ruhigen, in Gleichmuth fortbauenden englischen Charakter Gordons viel ähnlicher als dem genialen aber flatterhaften Lefort, oder dessen wüsten, launigen und excentrischen Zöglinge Peter."

Digitized by Google

Die Reise Peters und seinen Aufenthalt in Amsterdam und Sardam schildert Herr Pelz ebenfalls als eine Expedition, welche durch kindische Neugierde und Excentricität veranlasst wurde und wobei er mehr Roheit und Brutalität als Genialität und Sinn für Wissenschaft und Bildung an den Tag legte. Von diesem Satze geht der Verf. aus, wenn er alle die bekannten Anekdoten und die zum Wunder erhobene Lernbegierigkeit Peters in verschiedenen Künsten, Wissenschaften, Handwerken und Gewerben berichtet. Da wir nicht unsere, sondern des Verf. Ansichten hier vortragen wollen, so werden wir am besten thun, wenn wir auch bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Schlusse des fünften Capitels, S. 134, ausheben:

„In Amsterdam, heisst es dort, verkehrte Peter auch viel mit Taschenspielern und gab sich vergebens Mühe, den Berühmtesten derselben zur Mitreise nach Russland zu bewegen; kurz, was ihm gefiel, das wollte der Zar — Kindern gleich — auch haben und mitnehmen. Seine heftige Neugierde setzte ihn hier zwei Mal in Lebensgefahr; er fiel erst von einem Krahn, den er wie ein Affe erkletterte, und brach fast den Hals dabei; sodann griff er ohne Weiteres in das Maschinenwerk einer Sägemühle und wurde nur durch die kalte Besonnenheit eines Holländers gerettet. Kurz, Peter zeigte durchaus jenes kopflose Wesen, das am gemeinen ungebildeten Russen charakteristisch erscheint und seinen Grund hauptsächlich im Mangel an Verstandescultur und Erziehung hat. Es ist thöricht, diese Erscheinung einem natürlichen Muthe zuzuschreiben, der nur in der Freiheit gedeiht."

Peters Besuch in England hat Hr. Pelz ganz kurz abgefertigt, dabei aber die aristokratische Pedanterei der hyperorthodoxen Oxforder privilegirten Gelehrten und den Krämergeist der englischen Regierung sehr gut bezeichnet. Er sagt: „Bei einem Besuche der Universität Oxford wollte man den Zaren dort auch zum Magister machen, welche Manie sich dort bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat; allein Peter besass durchaus keine Neigung, sich mit dem Titel behaften zu lassen, der ihn auch eben so burlesk gekleidet haben würde, wie jener eines Mitgliedes der Pariser Academie. Die schlauen Krämer Albions liessen natürlich einen solchen Gast nicht unbenutzt von sich und der Markis Carmarthen brachte durch den nachgekommenen Gesandten Golowin einen Handelsvertrag auf drei Jahre zu Stande, demzufolge England eine Quantität Taback gegen einen gewissen Zoll in Russland absetzen durfte, wogegen man sich russischer Seits noch verbindlich machte, innerhalb dieser Frist

Digitized by Google

weder Tabak in Russland zu pflanzen, noch aus Kleinrussland kommen zu lassen. Auf den Zoll wurden sogleich 12000 Pfund vorausbezahlt, die dem Zaren zu allerlei Einkäufen sehr gelegen kamen. Wilhelm III. schenkte seinem Gaste einen Schnellsegler von vier und zwanzig Kanonen, der, mit allerlei gekauften Dingen befrachtet, nach Amsterdam abging, wohin Peter am 23. April 1698 folgte.

Sehr hart urtheilt Hr. Pelz über Peter bei Gelegenheit der nach seiner Rückkehr erfolgten Hinrichtungen der Strielitzen, obgleich er einen Theil der fortdauernden Grausamkeiten, welche das, was in der Schreckenszeit in Frankreich geschah, weit übertreffen, Mentschikoff und Lefort zuschreibt. Er sagt S. 144:

„Wenn wir auch geneigt seyn sollten, einen Theil dieses, Peters Namen auf ewig befleckenden, blutigen Rachewerks auf Rechnung seiner allerdings gefährdet erscheinenden Umgebung zu setzen, so tritt doch in der Thatsache, dass Peter während der Hinrichtungen beständig mitten unter dem Blutvergiessen sich zeigte, eine thierische Rohheit zu Tage, die um so widriger erscheint, als ihr obendrein nicht einmal kräftiger Muth zur Seite steht, sondern lediglich die grausame Katzennatur daraus hervorblickt. Es ist nur ein abgeschwächter Wollüstling, dessen Geblüt durch Völlerei erhitzt wurde, den wir vor Augen haben und man frägt sich höchstens, wer verabscheuungswürdiger sey, die Verführer eines so kraftvollen Menschen, dessen Anlagen zum Guten unverkennbar sind, oder dieser Verführte, der in solchem Grade das Edlere im Menschen zu verläugnen vermochte.“ Wenn der Verf. hernach den Tod Lefort's und Gordon's berichtet, so fügt er die Worte hinzu, die gewiss im Allgemeinen Wahrheit enthalten, wenn man auch nicht gerade jedem einzelnen Satze beistimmen sollte. Er sagt:

„Mit allem Rechte brach Peter bei diesen Todesfällen in Thränen aus, sich verlassen fühlend und vergebens nach Menschen suchend, denen er sich anvertrauen könne! Leider war es der elende Mentschikoff, in dessen Hände nun Peter fiel und die Lakaienseele war nicht im Stande, einem solchen Willen gegenüber mit der heilsamen Wahrheit, mit dem Rechte und der Billigkeit Stand zu halten, wo es galt. Den übeln Einfluss einer solchen nächsten Umgebung konnte man sehr bald deutlich in der Zurücksetzung derjenigen Stützen bemerken, auf denen die Sicherheit des Neubaues beruhte. So wurde unter andern F. A. Golovin an Lefort's Stelle zum Generaladmiral erhoben, obschon er vom Seewesen wenig oder gar nichts verstand, und Cruys als Viceadmiral Alles leiten musste.

Digitized by Google

Mit seltenen Ausnahmen ist es aber den ausländischen Lehrmeistern in Russland stets so gegangen; sie mussten die Arbeit thun und Russen nahmen den Gewinn und den Ruhm! In Taganrog säete Peter damals Eicheln, um einst Holz zum Schiffbau dort zu haben. Wäre er in der Cultivirung seiner Völker ebenso zu Werke gegangen, man würde ihn — trotz aller persönlichen Schwächen — den Beinamen des Grossen mit mehr Recht haben ertheilen dürfen."

Referent glaubt durch die angeführten Stellen die Leser der Jahrbücher in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu beurtheilen, von welcher Seite Hr. Pelz die Geschichte Peters aufgefasst hat. Dass die Ansicht neu ist, wird Jedermann auf den ersten Blick erkennen, sowie auch, dass der Tadel in diesem Buche sehr scharf ausgesprochen wird, da alle andern Schriftsteller nicht Posaunen genug finden, um den Ruhm des Gründers des seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gebildeten halb europäischen, halb orientalischen, halb civilisirten, halb grässlich barbarischen neuen russischen Reichs der ganzen Welt zu verkündigen.

Geschiednisse der achtiende Eeuw en der negentiende tot op den Ondergang van het Fransche Keizerrijk door F. C. Schlosser. (Ins Holländische übersetzt unter der Aufsicht des Dr. Riedel, Director des Gymnasiums zu Gröningen, der sich aber nicht genannt hat.) Te Grooningen bij W. van Boekeren, 1839—1847. Acht Bände. 8.

Der Verfasser dieser Anzeige hat weder die französische Uebersetzung seiner universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, welche Hr. von Golbéry geliefert hat, der bis im März d. J. Generalprocurator in Besançon war, noch die englische Uebersetzung des achtzehnten Jahrhunderts durch Hrn. Davison in diesen Jahrbüchern angezeigt, weil ihm die Franzosen sehr ungünstig von Golbéry's Arbeit sprachen und die Engländer über Hrn. Davison's Arbeit nicht günstiger urtheilten, er zeigt die holländische an, weil die Holländer, die er gesprochen hat, sehr damit zufrieden waren.

Von Golbéry's Uebersetzung urtheilte der Verf. gleich anfangs höchst ungünstig und war sehr unzufrieden mit der Unternehmung, weil er vorzog, den Franzosen ganz unbekannt zu bleiben, da ohnehin sein einziger Zweck war, seinen Landsleuten nützlich zu seyn, ohne irgend zu glänzen, als dass er ganz wunderlich travestirt von den Franzosen ausgelacht würde.

Digitized by Google

Einen andern Erfolg konnte die Uebersetzung nicht haben. Von der englischen Uebersetzung (von welcher er jetzt 7 starke Bände besitzt) hoffte er anfangs Besseres, da ihm Hr. Davison, ehe er nach England zurückging, einen bedeutenden Theil des ersten Theils vorgelesen hatte; er hörte aber bald von Engländern, die das deutsche Original gelesen hatten, dass die andern Theile nicht con amore übersetzt worden. Referent war weit entfernt, Hrn. von Golbéry oder dem Hrn. Davison die Schuld zu geben; er klagte sich vielmehr selbst an, weil er wohl einsah und sich darüber freute, dass er, dem an europäischen Ruhm bekanntlich nichts gelegen ist, in deutscher, nicht in europäischer Manier schreibe. Seine Landsleute haben ihm das Dank gewusst und haben ihn durch die Güte beschämt, mit der sie seinen guten Willen anerkannt haben. Er hat deshalb auch drei Mal französische Gelehrte, die sich mit ihm in Verbindung setzen wollten, um eine Uebersetzung zu verfertigen, dringend gebeten, ihren Vorsatz aufzugeben, weil er der französischen Sprache mächtig genug sey, um die Schwierigkeit oder vielmehr die Unausführlichkeit des Unternehmens einzusehen.

Was die unter des Hrn. Dr. Riedel Aufsicht verfertigte holländische Uebersetzung angeht, so sah der Verf. sogleich, dass ein Mann von Geist und historischem Sinn die Sache leite und dass es eine gründliche gelehrte Arbeit, kein blosses eilig oder im Vorbeigehen verfertigtes Machwerk sey, er glaubte aber lange, dass es aus äussern Gründen nicht werde vollendet werden können. Das Publikum für dergleichen Arbeiten ist in Holland, wo der grössere Theil der Leser lieber das Original zur Hand nimmt, sehr klein, das Werk aber kostspielig, Ref. hat daher gewartet, bis nach neun Jahren das Werk beendigt ist. Gelesen hat er zwar selbst die Uebersetzung nicht, aber alle gelehrte Holländer, die er gesprochen, haben sehr vortheilhaft davon geurtheilt. Der Gelehrte, der die Uebersetzung geleitet hat, ist übrigens auch durch das Verdienst ausgezeichnet, seinen Landsleuten eine alte Geschichte geliefert zu haben, welche nicht blos für Gelehrte, obgleich vorzüglich für diese, sondern für alle Gebildete bestimmt ist, Ref. hält es daher für Pflicht, das Werk, von dem bis jetzt 4 Bände erschienen sind, hier rühmend zu erwähnen:

1) Algemeene Oude Historie oder Geschiednis van de Oostersche Volken en Grieken hunne Zeden, Staatsleven, Bescharing, Kunsten en Litteratur. Door Dr. H. Riedel. Eerste Deel. Tot op de tijd van Philippus van Macedonien. 546 S. 8. Tweede Deel. Macedonische Tijd tot op de Romeinen. 428 S. 8.

Digitized by Google

2) *Algemeene Geschiednis van de Romeinen hunne Zeden, Staatsleven, Beschaving, Kunsten en Litteratur, door Dr. H. Riedel. Eerste Deel. Tot op de Verwoesting van Corinthe en Carthago. 495 S. 8. Tweede Deel. Van de Verwoesting van Corinthe en Carthago tot op de regering van Tiberius. 526 S. 8. Te Groningen bij W. van Boekeren. 1841—1847.*

Das Werk wird gewiss einen ausgezeichneten Platz in der Literatur behaupten, wenn Hunderte von den auf augenblicklichen Effect berechneten Büchern längst vom Strom der Zeit werden weggespült seyn. Hr. Dr. Riedel ist nicht blos, wie man schon von seiner äussern Stellung erwarten wird, innig mit den Alten und ihren Erklärern bekannt, sondern auch von ihrem Geiste erfüllt. Ref. ist immer erfreut, wenn er erfährt, dass einer der Männer, welche mit den Schriften des Alterthums viel besser vertraut sind, als er und zu ihrer Erklärung ganz andere Gelehrsamkeit und grössere Genialität bringen, als die ist, deren er sich rühmen kann, ihm sagen, dass sie erkannt haben, wohin er strebte und was er damit wollte, dass er seinem Texte nicht Citate, sondern Stellen beifügte. Gottfried Herrmann in Leipzig und F. A. Wolf machten ihn ganz glücklich, als ihm der Erste schrieb und der Andere mündlich sagte, wie er ihn verstehe. Weil ihm das so selten begegnet, so hat es ihn ungemein gefreut, dass ihm auch Hr. Riedel in der Vorrede dieses Werks den Beweis gegeben hat, dass er ihn richtig gefasst habe. Er will die Stelle anführen, weil sie dem Hrn. Riedel grosse Ehre macht, denn dass Ref. die Stelle abschreibe, weil er sich gern loben hört, wird keiner glauben, der ihn kennt und die ihn nicht kennen, mögen glauben, was sie wollen und können.

Hr. Dr. Riedel nämlich, nachdem er das angeführt hat, was Gervinus hist. Schriften 7. Band S. 333 — 382 wohlwollend und freundlich über die universalhistorische Uebersicht u. s. w. geurtheilt hat, und hinzugefügt, dass ihn dies bewogen, dit werk van Schlosser als leiddraet te gebruiken, fährt fort: Behalve de lofwaardige eigenschappen die Gervinus aan dit werk toerkent, hoeft nog eene andere menigmal mijne bewonderung geweckt en mijne navolving uitgelockt, de kunst namelijk waarmede Schlosser uit de hernachtigste der ouden schijvers zolats insonderheit uit Thucydides, een uitrekses wist te geven, worijn bij zeer weinige woorden geen enkele voor ons belangrijke trek gemist en toch het overzigt ongemeen bevorderd worden etc. etc.

Ein ihm vor ein paar Monaten mitgetheiltes Buch des Hrn. van Dijk,

Digitized by Google

eines ausgezeichneten holländischen Gelehrten wollte Ref. noch ausführlich anzeigen, da er aber auch seinem Collegen Robert Mohl ein Exemplar überschickt hat, so überlässt er es lieber diesem, in dessen Fach es gehört. Nur muss er bemerken, dass es ein Buch, keine blosse Dissertation ist: Specimen Politico Juridicum Inaugurale, continens historiam Inquisitionis in delicta a praefectis atque Officialibus in India cum Orientali tum Occidentali commissa, quam favente summo numine ex auctoritate rectoris magnifici Bernardi Franciscio Suerman med. doct. et prof. ordin., nec non amplissimi senatus academici consensu et nobilissimae facultatis juridicae decreto, pro gradu doctoratus etc. etc. in Academia Rheno Trajectina eruditorum examini submittit Loudovicus Carolus Desiderius van Dijk. Trajecti ad Rhenum apud J. G. Braese 1847. 298 S. 8.

Schlosser.

Zur Schweizerischen Geschichtsliteratur.

Histoire de la confédération Suisse, par Jean de Muller, Gloutz-Blozheim, J. Hottinger, Charles Monnard et Louis Vulliemin. Tome dix-septième. Paris et Genève. 1847. 8.

Den Schluss der helvetischen Revolutionsgeschichte, welche nach ihren Ursachen und Anfängen in einem frühern Abschnitt geschildert wurde (s. Nr. 4 und 5), gibt der vorliegende Band. Neben den äussern, namentlich kriegerischen, Ereignissen zieht natürlich die innere Entwicklung der Parteien und leitenden Grundsätze den prüfenden Forscher an. Das Spiel der heimischen und fremden Ränke und Leidenschaften wurde um so lebhafter, je enger die geographischen Grenzen waren, in welchen sie sich zusammendrängten. Die Versuche aber, auf eine feste und möglichst dauernde Weise den neuen Centralfreistaat einzurichten, mussten theils an dem unversöhnlichen Hass der Parteien, theils an dem berechnenden kaltblütigen Ehrgeiz Frankreichs scheitern. Wenn jene Alles aufboten, die kaum beschworne Verfassung zu brechen, so benutzte dieses alle Mittel, die Unruhen zu nähren und einen geordneten Stand der schweizerischen Angelegenheiten zu hindern. Man verschleppte sie also plangemäss auf den Friedenscongress von Luneville (1801), anerkannte hier die Unabhängigkeit und das Selbstconstituirungsrecht, köderte durch diesen allerdings nicht unwichtigen Dienst die öffentliche Meinung und trachtete dann,

Digitized by Google

gestützt auf die allfällige Dankbarkeit der verbündeten Schwesterrepublik nach möglichst langer Vertagung eines letzten, gesetzgebenden Actes zu Gunsten des innern Friedens und der schwebenden Verfassungsfrage. Diese, freilich nicht grossmüthige, aber kluge Politik wurde sachgemäss von dem heftigen Stoss und blinden Hass der helvetischen Parteien genährt; Föderalisten und Unitarier, Aristokraten und Demokraten, selbst die Männer einer gerechten, starken Mitte, die sogeheissenen neuen Republikaner, arbeiteten, ohne dass sie es wollten, für die Bevormundung durch Frankreich. Endlich im Herbst 1802 wurde die gefüllte Mine losgelassen, die Besatzung zurückgezogen, der neue Bürgerkrieg entzündet, die Vermittelung hervorgerufen und angewandt. Die Mediationsacte (1802. Frt. 19.), ein Werk der Umsicht und Mässigung, schloss das Revolutionsdrama und hielt die besseren Endergebnisse desselben zusammen; manches mit Mühe kaum errungene Gut ging dabei freilich wieder verloren. „Waren, heisst es treffend (S. 375), diese fünf Jahre von Versuchen und Kämpfen, Hoffnungen und Täuschungen, nur die Träume einer beklemmten Nacht? In der Ferne betrachtet bringen sie den Eindruck hervor, welchen ein Ungewitter hinterlässt, wenn das noch erschütterte Gemüth sich erheitert bei dem Anblick des reinen Himmels, des frischern Rasens und der im hellern Grün prangenden Hügel. Die Luft hat sich der elektrischen Kraft entladen und sie der Erde mitgetheilt, um die Mattigkeit derselben zu beleben. Ebenso wirken die politischen Ungewitter. Unter einem schweren Dunstkreise ermatten die Völker und schiessen dünn auf (s'étiolent); ihnen fehlt die Kraft, welche den Lebenssaft steigen lässt. Donner und Blitz geben ihnen die moralische Electricität zurück.

Zwei Lebensprincipien wurden der Schweiz von ihrer Geburt an zu Theil; von der zwiefachen und übereinstimmenden Wirksamkeit hängt die Wohlfahrt ab; diese Principien sind die individuelle Kraft der Kantone und die des föderativen Verbandes. Während der Religionskriege und der nächsten achtzig Jahre verlor das erste Element seine Stärke, es gab fast nur eine Schweiz dem Namen nach und Kantone der That nach, etliche auf ihre Rechnung glücklich und materiell gedeihend. Das Bundesgebäude zeigte auf allen Seiten Spalten; es stürzte bei dem ersten Weststurm zusammen; durch einander lagen die Trümmer der alten Gesellschaft. In der helvetischen Zeit wurde Alles dafür angewandt, dass die Lebenskraft des Centrums diejenige der Kantone verzehrte; man unternahm eine durchgreifende Reaction gegen das achtzehnte Jahrhundert, welches gleichfalls dem innern Gesetz der Schweiz widerstrebte. Was aber dem Wesen der Dinge entgegen ist, kann nicht bestehen. Die er-

Digitized by Google

künstelte Centralisation vermochte sich nicht zu halten gegen die Kraft der Kantone. Jedoch war die Uebertreibung der Einheit ohne Zweifel nöthig, um die Kantone zum Bewusstseyn (conscience) der Einheit zu führen. Die Söhne desselben Vaterlandes lernten einander kennen; sie begriffen die Gemeinschaft ihrer Bezüge (Interessen), erörterten dieselben in einem Familienrath; inmitten ihrer Streitigkeiten erblickten sie ein gemeinschaftliches Band. Das allgemeine Leiden brachte die Völkerschaften näher, welche lange Zeit die Selbstsucht des Glücks durch Gleichgültigkeit getrennt hatte. Der militärische Despotismus verstärkte das Gefühl der Volksthümlichkeit; das ist die Tugend des Despotismus. Bald darnach wurde die materielle Einheit gebrochen, aber ihr Gedächtniss blieb eingeschrieben in die Gemüther als Sinnbild der moralischen Einheit, welche lebt und inmitten der Verschiedenheiten wächst und die Kantone stärker macht, wenn sie von ihnen Opfer erhält." — Dieser gerechte Wunsch wird jedoch unerfüllt bleiben, wenn man nicht Hand an das Werk legt und durch einen verständig erwählten Verfassungsrath die Bedürfnisse der bündischen und kantonalen Kraft nicht nur untersucht, sondern auch mit Benutzung der theuer gewonnenen Erfahrungen befriedigt. Dafür liefert nun auch dieser zweite und letzte Band Monnard's höchst schätzbare Beiträge, namentlich durch die Aufhellung mancher diplomatischen Umtriebe, welche in den hier theilweise zuerst aus dem Pariser Archiv veröffentlichten Depeschen der fränkischen Gesandten und Machthaber niedergelegt sind. Sie beweisen aufs Neue, dass man nach Kräften den provisorischen oder flutenden Stand der Schweiz zu unterhalten trachtete, eine Politik, welche ja noch unlängst, wenn auch in ganz anderer Gestalt, von mehreren europäischen Kabinetten beobachtet wurde. Ein warnendes, wahrhaft schauerliches Beispiel der Art gibt das hier urkundlich nachgewiesene, bis zu seinen letzten Fasern verfolgte und aufgedeckte Benehmen gegen Wallis. Dieses durch seine Lage für die Verbindung zwischen Frankreich und Italien wichtige Ländchen wollte die Konsularregierung um jeden Preis von der Schweiz ablösen und der grossen Republik einverleiben. Da Güte und List fruchtlos blieben, so beschloss man Gewalt und liess unter dem Vorwand, für die ausbedungene Simplonstrasse sorgen zu wollen, im Herbst 1801 plötzlich, ohne Grundangabe, Kriegsvolk einrücken. Der General Turreau, welcher seine geheimen Vollmachten unmittelbar vom ersten Konsul empfing, handelte während des Friedens in einem befreundeten, ja, als Theil der Schweiz Frankreich verbündeten *Lande* wie der Sieger nach gewonnenem Kampfe. Die verfassungsmässigen Obrigkeiten wurden abgesetzt, wenn sie pflichtmässig widersprachen;

Digitized by Google

die öffentlichen Kassen unter Beschlag gelegt, die Befehle der helvetischen Behörden missachtet, patriotische Bürger zu Stadt und Land eingekerkert, Städte, Dörfer und Gebirgshütten von gierigen, zuchtlosen Soldaten, Franzosen wie Schweizern, heuschreckenmässig heimgesucht, ausgesogen, misshandelt. Dennoch blieb das Volk, welches man für die Einverleibung abmatten und breit schlagen wollte, unerschütterlich. Auch unter der Guillotine, erklärte ein gequälter Bauer, werde ich rufen: „Es lebe die Schweiz!“ (S. 170.) — Inmitten des Schnees, Sturmes und Eises überstiegen vierundzwanzig Abgeordnete den Gemmipass und suchten in Bern bei der helvetischen Regierung und dem fränkischen Gesandten Verninac Schirm. Jene gab nichts als leere Klagen, dieser, Haupturheber des Plans, lehnte unter diplomatischen Vorwänden die Annahme der von 64 Gemeinden unterzeichneten Bittschrift ab. (Februar 1802.) Die französische Regierung aber missbilligte offen den Schritt angeblicher Gesandten und erklärte, dass sie Wallis für ein unabhängiges, von der Schweiz getrenntes Volk erkenne, welches auch stets eine eigene Verfassung gehabt und keine anderweitige Hoheit für gültig gehalten habe (S. 168). Umsonst bewies Stapfer, Bevollmächtigter der helvetischen Republik, dass Wallis von jeher ein integrirender Theil der Eidgenossenschaft gewesen sey; der erste Konsul blieb dem Plan treu, das Ländchen unter dem neuen Schein der Unabhängigkeit loszureissen und dadurch für die später auch wirklich geschehene Einverleibung vorzubereiten. Alles umsonst; die Walliser wollten bei der Schweiz bleiben. Da begann Turreau von Neuem seine Gewaltthätigkeiten; Bürger wurden verhaftet, Gemeinden mit Einquartierung belegt, um unerschwingliche Summen gebüsst. Endlich erklärte Bonaparte, ungeduldig des Aufschubs, am 4. April 1802 Wallis für unabhängig und gebot, dass in förmlichen Conferenzen die Ansprüche der Eidgenossenschaft untersucht, für und dawider erörtert werden sollten. Umsonst; die Walliser zeigten sich taub für die Unabhängigkeit, während die der Schweiz angetragene Entschädigung durch das bisher österreichische Frickthal auch kein Gehör fand. Sofort erneuerte Turreau die Plackereien seiner Militärherrschaft, arbeiteten Anhänger Frankreichs im Geheimen für den Einverleibungsplan. So lange dauerte dieser schmäliche Zustand, bis nach dem Rückzuge der Franzosen im Herbst der Föderalistensturm losbrach, den helvetischen Freistaat in seinen Grundfesten erschütterte und die Dazwischenkunft des ersten Konsuls mit den Folgen herbeiführte. Da wurde denn auch Wallis endlich selbstherrlich, um später dem Riesenkörper des neuen Kaiserthums als unbedeutendes Glied anzugehören.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Zur Schweizerischen Geschichtsliteratur.

(Schluss.)

Die bezeichneten Kniffe und Gewaltthätigkeiten gegen Wallis, so unglaublich sie bei dem ersten Blick erscheinen, sind von Hrn. Monnard überall urkundlich nachgewiesen; man bekommt dadurch ein vollständiges Bild jener schändlichen Diplomatik, welche gegenüber dem Zweck alle Mittel für erlaubt hält und unter dem Deckmantel der Freiheit und Unabhängigkeit die schnödeste Selbstsucht birgt. Aeusserst schätzenswerthe Beiträge zur Aufhellung des vorliegenden, besondern Falls liefert übrigens auch der von Monnard, wie es scheint, nicht gekannte Aufsatz im schweizerischen Museum für historische Wissenschaften III. 360 seq.; er führt die Aufschrift: General Turreau's Misshandlungen des Wallis, und ruhet durchaus auf Acten. — In Betreff der Napoleonischen Einmischung hebt Hr. Monnard einen bisher selten oder gar nicht erwähnten Umstand mit Nachdruck hervor, die Furcht des ersten Konsuls vor englischem Einfluss und Uebergewicht in der Schweiz. Nicht eher, heisst es, habe man in Paris gegen Ende des Herbstmonats die von den helvetischen Behörden dringend gewünschte Dazwischenkunft beschlossen, bis die Gewalt Englands unzweifelhaft geworden sey. „Entweder keine Schweiz, habe Bonaparte ausgerufen, oder eine Frankreich befreundete Schweiz!“ (S. 292.) Gegenüber der offenen Contrerevolution gebe es keine Wahl mehr; der Gedanke, neutral zu bleiben, durch die Zurückziehung der fränkischen Krieger und andere Schritte hinlänglich beurkundet, könne nicht länger gelten. Denn Aufschub stürze die Schweiz in das Bündniss mit England u. s. w. — Es ist kaum zu begreifen, wie Hr. Monnard, ein sonst so scharfsichtiger Beobachter, diesem und ähnlichem Gerede trauen konnte. Dass sein Gewährsmann, Hr. Thiers, dafür Empfänglichkeit hatte, ist natürlich; denn er wollte den Helden des Jahrhunderts von jeder Makel möglichst rein waschen. Die bisher übliche Erklärung des diplomatischen Benehmens ist wohl auch die sicherste. Die französische Regierung wollte, wie gesagt, den provisorischen Stand der Dinge nach Kräften verlängern, den Gährungsstoff steigern und sich dann auf eine schickliche Weise ein-

Digitized by Google

mischen. Darum wurden auch die Truppen entfernt, die ersten Hülfsrufe der helvetischen Behörden überhört. England war allerdings durch Agenten und Subsidien thätig, aber in erster Reihe befand sich der aus allerlei Ursachen wider den Einheitsstaat erbitterte Volkssinn. Bonaparte, welcher wohl vorher wusste, dass die helvetische Regierung bei ihren mannigfaltigen Schwächen und Zerwürfnissen nach dem Abzug der Fremden sich nicht halten könne (S. 222), liess sich eine Weile umsonst bitten, schützte wie später so oft England vor, handelte aber bald rasch und kräftig, weil man den Zeitpunkt mit Recht für günstig hielt. Am Ziele angelangt, zeigte der Oberkonsul in dem Mediationswerk selber eine allerdings unläugbare Mässigung und Umsicht, welche, so weit es die überwiegenden Rücksichten auf Frankreich duldeten, mit Beihülfe der Konsulta die schneidenden Gegensätze der Revolutionszeit auszugleichen und etliche Hauptergebnisse für die künftige Entwicklung zu sichern wusste. — Strenge Neutralität bei kritischen Punkten des Auslandes blieb schon deshalb unmöglich, weil theils die kolossale Macht des kaiserlichen Frankenthums hinderte, theils der frühzeitige Abschluss der Militärkapitulationen, namentlich zu Gunsten Napoleons, dawider sprach. So kam denn naturgemäss gegen Ende des Jahres 1813 der Rückschlag. Belehrt durch diese kostbaren Erfahrungen muss die Schweiz bei einem etwanigen Zusammenstoss der Nachbarsmächte, ohne ängstlich den Grundsatz der Parteilosigkeit als einzigen Rettungsanker zu betrachten, denjenigen Theil für ihren Feind erklären, welcher die Grenzen zuerst überschreitet, und eben mittelst dieses Benehmens in das grosse Räderwerk der europäischen Kämpfe activ mit eingreifen. Eine thätige Parteilosigkeit der Art ist freilich schwierig, aber nicht unmöglich, wenn man mit Ernst und Nachdruck jedweder kokettirenden oder wirklichen Einmischung des Auslandes die Wurzeln abschneidet, gewissenhaft die Verträge beobachtet und dem Eingriff in dieselben mit Mannheit widersteht. Sogeheissene Principienkriege stehen überdies in ziemlicher Ferne; man wird, wie früher, bei einer etwanigen Schilderhebung Macht und Länderbesitz dem Waffenurtheil übergeben; die heutige Welt ist zu sehr der Genuss- und Gewinnsucht befreundet, als dass sie wegen republikanischer oder monarchischer Grundsätze den Handel und Wandel stören sollte. Deshalb ist die Eidgenossenschaft, sobald sich ein Herrschaftskrieg grössern Styls in Europa vorbereiten und entwickeln sollte, schon wegen ihrer Gebirgslage für eine bewaffnete Neutralität wie geschaffen und zwar so, dass sie dadurch einen Zusammenstoss der Nachbarn bei gehöriger Kraft wo nicht hindern, doch ermässigen und in mancher Rücksicht sogar lähmen kann. Das neueste

Digitized by Google

Frankreich ist deshalb, weil es republikanische Verfassung hat, so wenig der natürliche Bundesgenosse des Schweizervolks wie das weiland königliche. Das von dem letztern vor zwei Jahren vertragswidrig hinweggerissene Dappenthal ist von dem jüngsten Sohn der Revolution, dem Freistaat Frankreich, so viel man weiss, noch nicht zurückgegeben. Beim Essen, sagt das Sprüchwort, kommt erst der Appetit.

Mémoires de Roveréa, écrits par lui-même et publiés par C. de Tavel. Tome premier. Zurich, chez Schulthess. 1848. 8.

Der Obrist Ferdinand von Roverén, geboren zu Vevey 1763, gestorben zu Baveno am Lago maggiore (1829), vertheidigte als junger Mann mit Eifer und Geschick die alte Schweiz wider Frankreich und die Anhänger der helvetischen Revolution, führte im Jahr 1799 bei dem Einbruch der verbündeten Russen und Oesterreicher die von Glaubensgenossen gebildete romanische oder getreue Legion, welche mit vorzüglicher Tapferkeit und Hingebung stritt, lernte, von seiner Stellung begünstigt, vielfach Menschen und Welt kennen und zeichnete, davon Zeugniss zu geben, im höhern Alter die vorliegenden Denkwürdigkeiten auf. Sie verdienen, wie Monnard im kurzen Vorwort bemerkt, entschiedene Aufmerksamkeit; denn in ihnen ist ein Schatz von historischen und gesellschaftlichen Beobachtungen niedergelegt, welche, aus dem Leben gegriffen und durch einen Mann der That anspruchlos, nach dem strengen Gesetz der Wahrheit verarbeitet das Bild der Zeit vielfach aufhellen, die geheimen Triebfedern und Hebel mancher bedeutenden Ereignisse enthüllen, berühmte Staatsmänner und Feldherrn, wie Thugut, Souwaroff, Hotze, durch viele kleine, aus der Wirklichkeit gegriffene Züge genauer schildern, das oft feine Gespinnst politisch-diplomatischer Künste und Ränke entwirren, mit einem Wort, den gewaltigen Zeitabschnitt der Revolution und ihrer Folgen den Stoff wie der Form noch vielseitig aufhellen. Der Verf. verläugnet und beschönigt dabei niemals seinen konservativ-aristokratischen Standpunkt; er hasst und bekämpft die Neuerungen, aber mit besonnenem Takt und mit Gerechtigkeit gegen ihre Urheber und Anhänger. Auch verkennt er die Fehlgriffe und Mängel seiner Partei nicht; er tadelt mehrmals den blinden, stabilen, im Augenblick der Entscheidung ungewissen, schwankenden und beschränkten Ausgangspunkt derselben. Da die Denkwürdigkeiten zunächst für Freunde und Blutsverwandte bestimmt waren, so ergeht sich der Darsteller bisweilen in etwas empfindsamen Klagen

Digitized by Google

und Betrachtungen, weiss aber gewöhnlich bald wieder den ruhigen, objectiven Standpunkt zu finden. Die Geschichte der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands, Grossbritanniens und Russlands bekommt durch das Werk des Hrn. v. Roveréa vielseitige Aufklärung; man erfährt z. B., dass die französische Direktorialregierung an den meisten Höfen, auch zu Wien, durch Geld Boden zu gewinnen wusste (S. 368. 397.), dass der bernische Schultheiss Steiger die Besetzung Graubündens durch Oesterreicher (Herbst 1798) hauptsächlich veranlasste (S. 390. 398.), dass der schlaue, hartnäckige, von keiner grossartigen Politik geleitete Minister Thugut lange und mit Erfolg einem zweiten Bruch mit der französischen Republik widerstrebte (S. 381); man erhält ein helles Bild dieses trocknen, scharfsichtigen und hochmüthigen Staatsmannes (S. 394 seq.), welcher bisher mit zu einseitiger Ungunst beurtheilt wurde *). Lehrreich ist besonders die genaue Entwicklung der konservativ-aristokratischen Umtriebsgesellschaft und die Charakteristik ihrer Hauptführer. Clubmässig eingerichtet, auf bedeutende Geldmittel und diplomatische Verbindungen gestützt, arbeitete diese Brüderschaft altgesinnter Franzosen und Schweizer unablässig der Revolution entgegen, besass in den Departementen und Kantonen ihre Getreuen, Späher, Boten und Briefsteller, deren Beobachtungen und Nachrichten von dem Centralverein gesammelt und für jeweilige Unternehmungen oder Handstreiche benutzt wurden. Die Handlungsweise war nach der Volksthümlichkeit verschieden; die französische Reactionsgesellschaft (le travail royaliste) suchte durch Flugschriften und Agenten das Missvergnügen des Volks und Heeres wider die republikanischen Institutionen zu richten, für den Vortheil der bourbonischen Dynastie Zügellosigkeit, Bürgerkrieg, überhaupt Zwietracht, zu nähren, während die schweizerische Brüderschaft umgekehrt einzelne Ausbrüche des Parteigeistes hemmen und die gesonderten Zündstoffe für eine möglichst allgemeine Erhebung im günstigen Augenblick vereinigen wollte (S. 422 seq.). Dort wirkte mehr hastige, deshalb unglückliche Leidenschaft, hier kluge, zügelnde Selbstbeherrschung, welche nicht Alles auf eine Karte setzt und abentheuerlich verpufft. Die Hauptlenker der schweizerischen Reactionsbrüderschaft waren Altschultheiss Steiger von Bern, ein Mann katonischer Festigkeit, der österreichische Generallieutenant Baron Hotze aus Richterschwyl im Kanton Zürich, anerkannt tüchtiger Feldherr, der bis zum Eigensinn halsstarrige, wider alle Forderungen der Zeit verhärtete Fürstabt von St. Gallen, Pankraz Forster, der ritterlich tapfere, gewandte Graf

*) Vergl. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege.

Digitized by Google

Eugen von Courten aus Wallis, der entschlossene, bisweilen zu argwöhnische Altlandvogt von Dornach im Solothurnischen, Gugger, der reiche Basler Fabrikherr Burckhart vom Kirschgarten, dessen geistige Fähigkeiten dem guten Willen nicht ganz entsprachen, und der im politischen wie militärischen Fach gleich thätige Obrist Roverea. Wiederherstellung der alten Schweiz, jedoch unter dem Vorbehalt einzelner, freilich nur im Allgemeinen gehaltenen Reformen, war der Zweck des geheimen Vereins, welcher zuerst im Feldzug 1799 eine nicht folgenlose Wirksamkeit entfaltete. — Zu den kulturgeschichtlichen Abschnitten darf man besonders das vierzehnte Kapitel rechnen; es schildert auf anziehende, lebendige Weise Wien und die Wiener im Sommer 1798; es zeigt, wie jene berühmte und vortreffliche Hauptstadt der österreichischen Monarchie seit Jahren den Grundtypus einer gewissen patriarchalischen Grösse, die Mischung städtischer Ueppigkeit und ländlicher Einfachheit trägt. — Es ist zu wünschen, dass die verheissenen drei Bände dieser lehrreichen, einer schwunghaften und noch nicht überall aufgehellten Zeit angehörigen Memoiren möglichst bald erscheinen. Zu lange Zwischenräume schwächen natürlich das Interesse des Publikums.

Esquisses littéraires par Péquignot. Berne 1847. 8.

Seit Jahren — und diese Richtung wird wachsen — trachten sichtbarlich die Völker Europas nach Abrundung, wie sie nicht etwa durch das oft zufällige Gesetz der Gebirge und Ströme, sondern durch die mehr innerliche und nothwendige Reaktion des Stammes, der Sprache und Sitte empfohlen wird. Politischer Ehrgeiz, commercielle und materielle Rücksichten mischen sich dabei natürlich mit ein und verstärken die Kraft. Mächtige, aber etwas unwirthschaftliche Nationen schlagen ihre Rechnungsbücher auf und streichen verjährte, fast zweideutige Schuldposten ein, wie unlängst die Teutschen gegenüber den Dänen-Schleswigern, andere Völker von gleicher Kopfzahl, jedoch kühnern Spekulationsgeistes, setzen Alles wie die plötzlich republikanisirten Franzosen auf eine Karte und bringen, etwa gegenüber Italien oder sogar der Rheingrenze, längst bezahlte Wechselbriefe vor, indess der massenhafte, jedoch zersplitterte Slavenstamm für ein Gesammtreich fühlt, spricht und handelt. Es ist daher ganz natürlich, dass kleinere, theilweise aus verschiedenartigen Stoffen gebildete Nationen sich in so kritischen Augenblicken zusammennehmen, möglichst gegliederte Staatseinheit erstreben, um einem etwanigen Zer-

Digitized by Google

bröcklungsprozess zu entgehen. So verfahren die Dänen, Holländer, Belgier, Schweizer. Letztere, welche neben dem vorherrschenden teutschen Element bedeutende Stücke des Wälsch- oder Romanenthums besitzen, streben mit Fug und Recht nach stärkerer Concentration durch den allgemeinen Bundesverband und opfern die in minder gefährlichen Tagen fast unbedingt gültigen Befugnisse der Kantonalsouverünetät mit Mass dem volksthümlichen Einheitsgesetz auf. Aehnliches Beginnen tritt auch in den grossen Massen der Teutschen hervor, obschon hier bisher mehr das Gefühl denn der planvoll gegliederte Begriff bethätigt wurde. — Der bernische Altlandammann Péquignot, welcher Lebenserfahrung mit Wissenschaft einigt, folgt im vorliegenden Schriftchen, sich selber vielleicht unbewusst, dem Drange der Zeit; er mahnt seine Landsleute an die höhere Einheit, wie sie neben dem politischen Grundgesetz in den langsamen, jedoch sicheren Erfolgen der Volksbildung und Wissenschaft hervortritt und rügt mit oft warmem Vaterlandseifer die Gleichgültigkeit oder Verkehrtheit gegenüber den zwar nicht handgreiflichen, aber lebendigen Faktoren der Nationalkraft. Der erste Aufsatz: „Betrachtungen über die Organisation des öffentlichen Unterrichts im Kanton Bern," tadelt bitter die Gleichgültigkeit in der aristokratischen, das häufig planlose Verfahren in der seit 1831 neu aufgegangenen demokratischen Zeit. Man habe, sagt er, keine gehörig abgestufte, namentlich auf Volks- und Mittelschule gestützte Gliederung des öffentlichen Unterrichts angenommen und deshalb die leidige Folge herbeigeführt, dass bisweilen die Schüler der Primaranstalten über das Gymnasium hinweg in die Hochschule überspringen (sautent à pieds joints sur tout l'espace intermédiaire. S. 18.). — Die zweite Abhandlung: „Von der Gleichgültigkeit der Schweiz gegen ihre literarischen Schätze" (richesses littéraires) bedauert den Mangel an einer hinlänglich ausgearbeiteten Literatur- und Kunstgeschichte der Eidgenossenschaft; der dritte Aufsatz, überschrieben: Denkmäler, Bibliotheken und Archive der teutschen Schweiz, rügt besonders die Zersplitterung, gibt manche lehrreiche bibliographische Nachrichten und spricht mit Wärme für möglichste Concentration der literarischen und artistischen Schätze. Manche erheiternde Züge sind in diese leichten Skizzen eingeflochten; zu Freiburg sah der Verf. z. B. in dem Fachwerk: a Haeretici auctores des Paracelsus Buch de tinctura physicorum, in einer Stadt der östlichen Schweiz fand er einen sonst gebildeten Bibliothekar hauptsächlich damit beschäftigt, eine Sammlung der verschiedenartigsten Tabakspfeifen — 300 an der Zahl — zu bewerkstelligen. Einzelne hatten, wie der kenntnissvolle Dolmetsch, ein Pfarrer, versicherte, historische Bedeutsamkeit. An

Digitized by Google

diesem Privatmuseum fand der Mann grössere Lust als an der ihm übergebenen Bibliothek.

Zur Geschichte des teutschen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

Das Heer von Inneröesterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsplanen u. s. w. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig. Brockhaus. 1848. 8. S. 554.

In unsern, aus langem Friedensschlummer für einen wahrscheinlich nur kurzen Krieg aufgescheuchten Commerz- und Industrietagen ist das bezeichnete Buch doppelter Beachtung werth; es belehrt und beruhigt den aufmerksamen Leser in militärisch-politischer Rücksicht durch das Bild einer, namentlich für Teutschland wirklich furchtbaren und dennoch überwundenen Zeit; es zeigt, was inmitten der Auflösung und feindlichen Uebermacht, trotz innerer Gebrechen und vielfacher Fehlgriffe ein mannhaftes Volk vermag. Dieselben Lande, Italien, Tyrol und das östliche Gebirgsgelände, treten in dem jüngsten Waffengeplänkel hervor und ängstliche Blicke sehen in ihm bereits die Vorposten der allgemeinen europäischen Kriegsfurie und heften sich daneben auf das interventionssüchtige Frankreich, welches, müde des halben, demokratischen Liebäugelns, unlängst die Republik, das Schreckbild nicht sowohl des Königthums als der so geheissenen konstitutionellen oder republikanischen Monarchie, improvisirt hat. Und um dem Riesenschatten, — denn weiter bedeutet die Sache nichts —, zu begegnen, eilen Alte und Junge, Vornehme und Geringe, gen Frankfurt a. M. und wollen allhier unter dem Schutze des von allerlei Druckfehlern gereinigten Bundestages ein neues, für Gesammtteutschland gültiges, konstitutionell-monarchisches Parlament improvisiren. Mögen sich die Herren doch nicht so beeilen! Europa stehet einer revolutionären Sündfluth ziemlich fern und deshalb ist eine neue Reichsarche mit Männlein und Fräulein, allerlei *Thieren*, Vögeln und Gewürm, (1. Mos. C. 6.) kein schreiendes Bedürfniss. „*Republik* oder starke Monarchie!“ ist das Feldgeschrei der gährenden *Zeit*; allgemeine, für ein grosses Volk bestimmte Verquickung wird leicht

Digitized by Google

die Quelle unsäglicher Halbheit und Schwäche. Das frühere Föderativverband, Bürgschaften wider Ausnahmsgesetze, Verweltlichung kleiner Duodezstaaten, möglichste Einheit der Zoll- und Handelsgesetze, der Militär-, Münz-, Post- und Gerichtsverhältnisse, Bundesgericht, allgemeines Unterrichtsministerium, — diese Dinge möchten genügen. Für Oesterreich bleibt wohl die Erhaltung der nationalen, auf einzelne Reformgesetze, z. B. Pressfreiheit, gestützten, mit Teutschland zu Schutz und Trutz verbündeten Conföderation unerlässlich. Italiener, Slaven, Ungarn haben neben den Teutschen auch ihre historische Berechtigung, welche man nicht durch etliche Phrasen eines künftigen durchgreifenden Reichstages oder Parlaments beseitigen kann. Wem diese schwierigen Aufgaben gegenüber dem modernen Selbstgefühl ungenügend und zwerghaft erscheinen, nun! der versteige sich in den Gängen und Lustgärten der vor vier Jahren mit Posaunenton angekündigten, jetzt mäuschenstill gewordenen teutschen Kirchenreform! Dieser Gaul ist ja geduldig und wohl zugeritten. — Dergleichen beruhigende Zusprüche drängen sich auf, wenn man die weit grössern Gefahren und Glückswechsel des revolutionären Napoleonischen Kriegszeitalters erwägt und bedenkt, dass bei äusserst mangelhaften Formen Geist und Gesinnung in der Abwehr und dem Angriff Ausserordentliches leisteten. Dafür zeugt neben anderm Oesterreich, welches in seinem Ehren- und Ruhmjahre 1809 einen höchst ungleichen Kampf aufnahm und unter mannigfaltigem Glückswechsel durchführte. Das übrige Teutschland sass entweder, wenige Heldenzuckungen abgerechnet, still oder folgte als Rheinbund dem Banner des fremden Eindringlings. Etliche Bruchstücke dieser ausserordentlichen Bewegung behandelt das vorliegende Buch mit urkundlicher Treue und lebensfrischer Anschaulichkeit, welche namentlich in den genauen topographischen Schilderungen der den Kriegsschauplatz bezeichnenden Gebirge und Thalgründe hervortritt. Das erste Kapitel, überschrieben: Ursache, Vorbereitung und Vorspiele des Krieges, gibt die Einleitung des Feldzuges, das zweite verfolgt ihn von der Eröffnung bis zum Treffen von Pordinone (1 — 15. April), das dritte gehet bis zu dem durch die Unfälle in Teutschland gebotenen Rückzuge von der Etsch (15. April bis 1. Mai), das vierte bis zur Ankunft bei Körmönd in Ungarn (1. Mai bis 1. Juni). Bei diesem Anlass werden zwei herrliche, wenig bekannte Waffenthaten actengemäss erzählt, die Vertheidigung und der Fall der Blockhäuser und Sperrpunkte von Predil und Malborghetto auf den julischen Alpen (S. 162, seqq). Befehlshaber der ersten, rasch aufgeführten, nur mit etwa 200 Mann besetzten Veste war der junge Hauptmann Hensel vom Geniekorps. Tau-

Digitized by Google

sende von Feinden, Franzosen und Italienern, umschlossen sie am 14. Junius, und forderten, Blut zu schonen, zweimal die Uebergabe. „Ich habe den Befehl erhalten," lautete die spartanische Antwort, „mich zu vertheidigen, nicht aber zu unterhandeln." — Darauf geschahen drei wüthende Stürme, jedesmal mit grossem Verluste abgeschlagen; aber stets rückten neue Schaaren vor, um über die Leichen ihrer getödteten Brüder vorwärts zu dringen. Schwer verwundet fiel der Hauptmann Hensel bei der Wiesenbatterie zu Boden. „Muth, Kameraden!" ruft er der Mannschaft zu. Diese widersteht, jedoch ohne Ordnung; der Feind dringt ein und erschlägt was ihm begegnet; Hensel, welcher röchelnd auf dem Boden liegt, wird von eben dem Offizier erstochen, der ihn zweimal zur Uebergabe vergebens aufgefordert hat. Hauptmann Kupka, gleichfalls verwundet, stürzt sich in die Arme eines Offiziers. „Ich bin Ihr Gefangener," ruft er ihm zu; in seinen Armen schlägt ihn von rückwärts ein feindlicher Zimmermann mit seinem Beil, dass er mit zerschmettertem Haupt zu Boden stürzt und sterbend erhielt er noch mehr als dreissig Bajonnettstiche. Einige entrinnen durch das Gewühl, nur wenige wurden gefangen und durch die Grossmuth des Vicekönigs Eugen gerettet. In seiner Gegenwart legten Schützen auf den tapfern Oberfeuerwerker Rauch an. Dieser, sprach murrend ein General, habe am wenigsten Anspruch auf Verschonung; über 1300 Brave wären allein bei dem letzten Sturme gefallen. Auch ihm dürfe der Lohn der Rache nicht ausbleiben! — Aber Rauch erhielt für sich und seine Waffenbrüder durch den Vicekönig das Leben. — Eben so heldenmüthig kämpfte und fiel die kleine Besatzung auf dem Bergkegel Predil unter dem Hauptmann Herrmann. Nur Wenige entkamen dem Feuer, Schwert und Kugelregen des endlich durch Uebermacht überwältigenden Feindes. Das feierliche Gelübde, zu siegen oder zu sterben, hatten Hauptmann und Gemeine treu erfüllt. — Das fünfte Kapitel gehet von der Ankunft in Körmönd bis zur Einrückung in die Cantonnirungsstationen nach den Schlachten von Wagram und Znaim und nach erfolgter Waffenruhe; vom 1—26. Juli. — Bei diesem Anlass wird das zu späte Eintreffen des Erzherzogs Johann (6. Juli, Abends 5 Uhr,) von neuem gründlich beleuchtet; das Endergebniss, auf Tagesbefehle und andere Actenstücke gestützt, berichtet, es habe der Erzherzog die verheissene Ankunft pünktlich erfüllt, also wesentlich nicht zum Verlust der bereits *auf dem linken* Rosenbergischen Flügel entschiedenen Schlacht beigetragen (*S. 231*); bei grösserer Energie sei ein etwas früheres Eintreffen allerdings möglich gewesen; auf Gewinn oder Verlust des Haupttreffens habe es eben allein nicht eingewirkt; denn die 48 Stunden früher ange-

Digitized by Google

tragene Hülfe einer weit zahlreichern Macht unter beiden Erzherzogen Johann und Joseph sei, vom hohen Pferd herunter, abgewiesen worden. Auch habe der Generalissimus bedeutende Streitkräfte unweit Krems für den Hauptschlag nicht herangezogen; der Erzherzog Johann sei also unschuldig am Ausgang, wie schon seine vor vielen Stabsoffizieren am Abend des 6. Juli im Lager unweit Ober-Siebenbrunn gesprochenen Worte bewiesen: „Sie wissen, lauteten dieselben, ob wir hätten früher kommen können! Wir sind noch eher da, als ich es gemeldet hatte. Sie werden sehen, unser vermeintlich zu spätes Eintreffen wird alle Schuld der verlornen Schlacht tragen müssen! Dieser Umstand wird Manchem höchst willkommen seyn." (S. 236.)

Das sechste Capitel behandelt die Operationen des Corps von Tyrol und gibt eine Uebersicht der Tyroler Ereignisse, welche der Verfasser, Hr. v. Hormayr, als mithandelnder Augenzeuge kennt und beschreibt. Dieselbe Aufgabe wird verfolgt und vortrefflich gelöst in der Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr. Zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Theile. Leipzig, bei Brockhaus. 1848. 8. Sie hat eine Reihe neuer Actenstücke und historisch-politischer Einschaltungen; für das grössere Publikum bleibt aber desshalb die erste Ausgabe im Vorzuge; sie ist überdiess lebendiger und übersichtlicher abgefasst, auch frei von manchen, durch spätere Personalverhältnisse herbeigeführten Ausgleichungsversuchen des Verf., welcher z. B. bald Baiern, bald Oesterreich im Auge behält. Die etwas grillenhafte Kritik des Sandwirths hat sich auch hier behauptet; er ist ein gutmüthig frommer, mehr durch seinen stattlichen Leib und Bart denn Geist und Thatkraft ausgezeichneter Volksmann, welchen der k. k. Intendant, Freiherr von Hormayr, als das den äussern Umständen angemessenste Werkzeug erkennt, benutzt und leitet (S. 211), eine Drathpuppe, deren Bewegungen von dem hinter dem Vorhange sitzenden Maschinenmeister abhängen. Diese, das ganze Buch durchziehende Ansicht ist grundfalsch. Hofer war kein Genie, aber auch kein Pinsel; er besass natürlichen Verstand und Mutterwitz, wie viele Züge seines Lebens beweisen; er wusste geschickt zu zaudern, im günstigen Augenblick durchzubrechen; er hat mehrmals, wenn auch nicht oft, dem Kugelregen getrotzt, seine eigentliche Volksführung durch Tapferkeit, Treue und Redlichkeit so selbstständig gewonnen, dass er gerade nach dem Abzuge des angeblichen Pflegevaters und Patrons, des Freiherrn von Hormayr-Hortenburg, an Ansehen wuchs, in der Gnade vor Gott und den Menschen stieg. Bei vielen Gelegenheiten handelte der Sandwirth rasch und umsichtig, ohne etwa fremder Rathgeber zu bedürfen; auf dem

Digitized by Google

Sterzinger Moos liess er z. B. die wirksamen Heuwagen vorschieben (Bartholdi, Tyroler Krieg, S. 76), entschied am Berge Isel (29. Mai) durch die verheissene Ankunft und gute Benutzung des ihm folgsamen Aufgebots, wusste überhaupt mit ungewöhnlicher Einsicht den Charakter der Landleute für kriegerische Unternehmungen zu gebrauchen. Davon gibt folgender, bei Hormayr fehlender Zug Zeugniss. Am 18. April brach Hofer mit den bewaffneten Landstürmern gen Botzen auf. Als er bei Beginn des Aufstandes mit 4—500 Mann durch St. Leonhard über die Brücke kam, rief ihm ein Tyroler zu: „Nu, Anderle, wie isch's, muss mer denn do mit?" — „Na," war die Antwort, „muss ischts just nit, nur wer lei (gerade) will." — „Denn isch es schon recht," entgegnete der Andere, nahm seinen Stutzer und folgte in den Kampf. Wie klug handelte hier Hofer! Denn hätte er geboten, Du musst, so würde der Schütze geantwortet haben: „wen i aber nit mag." S. Schneidewind, der Krieg Oesterreichs im Jahre 1809, S. 174, nach den historisch-politischen Blättern von Philipps und Görres. 4. Band. 1. Heft. S. 45. — Spröde und Geschmeidigkeit, Heldenmuth und kindlich frommer Sinn, munterer, lebensfroher Scherz und bisweilen an schwärmerischen Aberglauben gränzender Ernst, — diese in der That nicht gewöhnlichen Eigenschaften verschafften dem Sandwirth seine hohe Stellung, seinen historischen Namen. Ein geborner Feldherr, wie etwa Viriath, war er freilich nicht, aber eben so wenig ein weinerlicher, von fremden Gönnern und Diplomaten abhängiger Alltagsmensch oder Glückspilz der wechselnden Umstände. — Die Verdienste des Herrn von Hormayr bleiben dabei ungeschmälert; er hat als Verweser und politisches Zwischenglied für den Tiroler Krieg mit Kraft gewirkt und namentlich für die vorbereitende Einleitung des Kampfes Thätigkeit entwickelt, endlich bedeutenden Stoff für die Geschichte gesammelt und verarbeitet. So schmuggelte er, wie hier erzählt wird (I, 121), in den achten Artikel des Pressburger Friedens für das Baiern überlassene Tirol die Worte ein: „Der König von Baiern wird es besitzen mit denselben Titeln, Rechten, Prärogativen, welche der Kaiser von Oesterreich hatte, und nicht anders" (et non autrement). Dem Fürsten von Lichtenstein, welcher fragte: „was wollen Sie denn mit diesem et non autrement?" wurde geantwortet: „Euer Durchlaucht, beim nächsten Kriegsausbruche müssen uns die Fremden diese drei Wörtchen theuer bezahlen!" Das Jahr 1809 bewies die Wahrheit dieses scharfsinnigen Spruchs. (Vgl. Tirol unter der baierischen Regierung. Von einem Tiroler. Aarau 1816. auf S. 180.) Denn mit dem Fall der feierlich verbürgten alten Landesverfassung (et non autrement) be-

Digitized by Google

kam Tirol um so mehr festen Rechtsboden für offenen Widerstand, je bestimmter der sonst biedere König Maximilian von Baiern den Artikel genehmigt hatte. „Ich verspreche euch, sagte er im Februar 1806 zu den ständischen Abgeordneten in München, biedere Tiroler, kein Jota soll an eurer Verfassung geändert werden.“ (S. Tirol unter der baierischen Regierung, S. 181.) Aber die bureaukratische Centralisationssucht beachtete das feierliche Wort nicht; der von Frankreich in Teutschland genährte Souverünetätsgeist entfernte den corporativ-ständischen Hemmschuh. Es geschah in Tirol, was in dem mit den nämlichen Ausdrücken an Baden abgetretenen Breisgau begegnete. Der Grossherzog Karl Friedrich schaffte die Stände ab als ein „kostspieliges, zweckloses Mittelorgan,“ und der König von Wirtemberg, Friedrich I., zauderte nicht, seine Souverünetät in demselben Sinne praktisch zu machen. (S. Tirol, S. 180.) Niemand nahm das übel auf; Tirol aber, feuriger und gleichzeitig von andern Beschwerden heimgesucht, vergass den Buchstaben des Friedensvertrages nicht und erhob die Waffen. — Dafür hatte man in geheimen Zusammenkünften Alles vorbereitet; Hunderte, ja Tausende wussten um den Insurrectionsplan und bewahrten treu das Geheimniss. Die eilf Punkte, welche Hormayr zu Wien mit den Abgeordneten Tirols entworfen hatte (Februar 1809), dienten als unverbrüchliche Richtschnur des Handelns. Die Statuten dieser patriotischen Verschwörungsbrüderschaft sind äusserst merkwürdig; sie zeugen für die Stärke des Volkshasses und den ernsten, auf Alles gefassten Sinn der Führer. Der zweite Artikel lautet: „Alle und jede schriftliche Mittheilung ist bei Leib- und Lebensstrafe verboten. Die heimlichen Mittheilungen und Winke von Gericht zu Gericht, von Dorf zu Dorf, gehen durch lauter geprüfte, wo möglich gegen die jetzigen Behörden bereits compromittirte Leute.“ — Wie manche Verschwörung scheiterte, weil sie nicht Mund halten konnte und stets schreiben wollte!!! — 2) Die Aeltesten ordnen eine Art von Vehmgericht gegen die, ungeachtet der angeordneten äussersten Umsicht, etwa aus Furcht, Eigennutz und Verlockung sich findenden Verräther. (Es hat sich aber im ganzen Bauernstande keiner gefunden!) Selbst die schwer Verdächtigen, oder die in Schwäche oder Weinlaune unvorsichtig geplaudert oder gedroht haben, müssen familienweise sorgsam gehütet oder verschickt werden oder in ferneren Sennhütten und andern Einöden sich verbergen.“ (S. I, 191. Vgl. Heer Innerösterreichs, S. 261. seqq.)

Bei den gegenwürtigen Kriegsaussichten sind durch Gehalt und Form empfohlene Werke streitbar volksthümlicher Richtung doppelt wich-

Digitized by Google

tig. Man muss daher wünschen, es möchte das vorliegende Werk nicht nur viele Leser finden, sondern auch einem Befähigten Anlass geben, den reichen Stoff in einer kürzern, populären Schrift dem grössern Publikum vorzulegen. Selbst der Wiederabdruck des lebhaft und anschaulich geschriebenen Buchs: „Der Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809. Von Bartholdy.“ 1814. würde zeitgemäss seyn.

Im Mai. **Kortüm.**

Khlesl's, des Cardinals, Director des geheimen Cabinets Kaisers Matthias, Leben, beschrieben von Hammer-Purgstall. Wien 1847. Zweiter Band.

Am Schlusse des ersten, bis zum Jahre 1605 reichenden Bandes erscheint Khlesls Stellung zum Erzherzoge Matthias dem Kaiser schon in einem so verdächtigen und gefährlichen Lichte, dass er seine Entfernung von den Regierungsgeschäften verlangt. Allein diese Maassregel kam viel zu spät, denn der unheilvolle Knoten war bereits geschürzt, und gleichzeitig mit diesem von Matthias unberücksichtigten Befehl, zwischen ihm, seinem Bruder Maximilian und ihren Vettern Ferdinand, Maximilian und Ernst der bekannte Hausvertrag abgeschlossen worden, worin des Kaisers gefährlicher Gemüthskrankheit wegen Matthias zum Haupt und zur Stütze des Hauses erklärt und ihm die Stimme der genannten Erzherzöge bei der Kaiserwahl zugesichert ist. Mit der Erzählung von dieser Handlung, bei der es dunkel und unentschieden bleibt, ob nebst Matthias auch die übrigen Erzherzoge es damit auf die Entthronung Rudolphs abgesehen hatten, oder, was am wahrscheinlichsten ist, bloss Vorbeugung für den schlimmsten Fall beabsichtigten, beginnt der zweite, in die innern Verhältnisse jenes Zeitabschnittes so tief einführende Band, dass sich sagen lässt, in dieser Hinsicht hat die neueste Bearbeitung der österreichischen Geschichte nichts intensiv Vollständigeres hervorgebracht, selbst wenn in Anschlag gebracht wird, dass bei einer Monographie andere Bedingungen als bei einem umfassenden Geschichtswerk gegeben sind. Hr. v. Hammer ermittelte, dass der Verf. des gedachten Hausvertrages Khlesl war, woraus gleichsam von selbst folgt, dass er auch in seinem Kopfe entsprang. Rudolph drang inzwischen neuerdings auf Khlesls Entfernung und sandte einige seiner Räthe mit einer Instruction an Matthias ab, worin aufgetragen war, letztern wegen einiger der missliebigsten Handlungen zur Verantwortung zu ziehen, ein natürlicherweise völlig erfolgloser Schritt,

Digitized by Google

der mit dem Lügenspiel von Treuversicherungen endete, an die Rudolph eben so gewiss nicht glaubte, als es seinem Bruder nicht Ernst damit war. Und während Matthias sich verantwortete, erliess Rudolph an die Kurfürsten eine Beschwerdeschrift wider ihn, wodurch, wie der Verfasser bemerkt, die Flamme des Bruderkrieges recht eigentlich geschürt wurde? „So böser Same," sagt er, „den der Kaiser durch diese Beschuldigungen im deutschen Reiche ausstreute, konnte in den Erbländern nur böse Früchte tragen. Während Rudolph in Worten gegen Matthias sich erschöpfte, sann dieser auf Thaten, von seinen Rathgebern und den einflussreichsten Mitgliedern der ungarischen und österreichischen Stände dazu angespornt." Von den mit Namen angeführten Räthen schadete dem Kaiser gewiss keiner mehr als Khlesl, denn er übertraf alle Anderen an der Fähigkeit, den grossen Plan vom Sturze des Kaisers zu erfassen und mit unübertrefflicher Schlauheit und Gewandtheit auszuführen. Trautson war viel zu ehrlich um eine erste active Rolle bei diesen Intriguen zu spielen, und Meggau, Cavriani, Khrenberg ihrer Nebenrollen wohl nur durch Khlesls Anleitung gewachsen. Rudolphs gänzlichen Mangel an Menschenkenntniss beweist Khlesls Wegschickung klar wie kein anderer seiner zahlreichen Missgriffe, daher man wird annehmen dürfen, dass es Matthias nicht gelungen wäre, seinen Bruder zu entthronen, wenn dieser den Cardinal an seiner Seite behalten hätte. Ich glaube auch, dass bei diesem Unternehmen von Seite Khlesls Rachsucht im Spiele war, denn er war durch Rudolphs Behandlungsweise, welcher selbst geheime, aber unverbürgte tödtliche Nachstellungen beigemessen werden, sehr tief verletzt, auch ist wahrzunehmen, dass gleich nach Khlesls Verbindung mit Matthias das Zerwürfniss mit Rudolph stärker wurde, und jener rascher in seiner Handlungsweise verfuhr. Unter den übrigen Räthen des Erzherzoges waren Illeshazy, Thurzo und Thurn unstreitig die schlechtesten und ihm selbst, wie es sich später erwies, die gefährlichsten, obgleich sie ihm unentbehrlich waren. Ich glaube, es müsse als ein besonderes Geschicklichkeitsverdienst Khlesls betrachtet werden, dass er dieses aus den schroffsten religiösen Gegensätzen gebildete Rathscollegium nicht nur in Eintracht zusammenhielt, sondern auch ganz nach seinen Absichten lenkte. Dabei ist es fast unerklärlich, wie er den Muth haben konnte, gegen die von den Ungarn verlangte Religionsfreiheit mit der grössten Entschiedenheit anzukämpfen (S. 35), und zwischen den Katholiken Oesterreichs ein Bündniss aufzurichten. Freilich gewann er hierdurch die katholischen Stände aller Provinzen für die Sache seines Herrn, allein damals hatten nicht diese, sondern die Protestanten ein Uebergewicht erstrebt. Wenn sich

Digitized by Google

nun diese von Khlesl's Widerstande nicht abhalten liessen, mit Matthias gegen den Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, so mögen sie ohne Zweifel mit dem Lohne für die geleistete Hülfe sich getröstet und auf Matthias den künftigen Landesfürsten und Kaiser gerechnet haben. Khlesl hatte aber meines Erachtens noch einen andern politischen Grund, um die Katholiken vollkommen zu befriedigen. Er musste unbedingt den Pabst für seinen Herrn gewonnen haben, wenn diesem der Plan gelingen sollte, seinen Bruder zu verdrängen. So erklärt sich zum Theil sein beharrlicher Kampf gegen die Anforderungen der Protestanten. Was seine eigene religiöse Ueberzeugung anbelangt, so spricht sich der Verf. darüber folgendermassen aus: „Ob Khlesl von der Unfehlbarkeit aller Sätze, die er von der Kanzel vorgetragen und in Staatsgeschäften zu vertheidigen, übernommen, ebenso lebendig überzeugt war, wie er dieselben kräftig aussprach, lässt sich aus den seinen Briefen an Erzherzog Ferdinand entnommenen Stellen der Possenpredigt und des Machiavellismus einigermassen bezweifeln. Wer aber möchte es wagen, leisen Zweifel in beweisenden Satz umzugestalten und ihm die aufrichtige Uebereinstimmung der Sprache, die er als Bischof führte und führen musste, mit seiner innigen Ueberzeugung abzusprechen?“ Hierzu dürfte die Bemerkung nicht überflüssig seyn, dass die katholische Geistlichkeit jener Zeit häufig einer uns heutzutage befremdenden und selbst anstössigen Ausdrucksweise sich bediente, ohne sich damals den Verdacht von Irrgläubigkeit, den wir heutzutage daraus zu schöpfen geneigt sind, zuzuziehen. Man darf sich in dieser Hinsicht nur an die Kanzelreden von Abraham a Sancta Clara erinnern. Für Khlesl's Katholizismus aus Ueberzeugung spricht der Umstand, dass die Legion seiner Feinde ihn niemals von dieser Seite angriff, und er in der nämlichen Beziehung in Rom in ganz unverdächtigem Rufe stand. Wohl aber mochte er von dem, Missverständnisse überaus leicht erregenden, Grundsatze ausgehen, dass bei den Abstufungen der Bildung und der Verschiedenheit der Auffassungsweise die Religionswahrheiten den Einen so, den Andern anders beizubringen seyen, eine Methode, deren vor und nach ihm und noch heutzutage viele katholische Geistliche sich bedienen, die auch von den Jesuiten angenommen und bei ihren Missionen in China auf eine so fremdartige Weise angewandt wurde, dass sie sich ebenfalls den Vorwurf der Heterodoxie, ja sogar den der Abgötterei zuzogen, obgleich, sieht man den Dingen vorurtheilslos auf den Grund, diese Erscheinung als religiöse Begriffsanbequemungsmethode zu deuten ist. Khlesl war im nämlichen Jahr 1606, in welchem er sein den Protestanten Ungarns so höchst missfälliges Religionsgutachten abgab, einem zufälliger-

Digitized by Google

weise entronnenen Mordanschlag ausgesetzt, bei dem es zwar unentschieden ist, ob er von den Protestanten kam, doch aber der Verdacht angenommen werden muss, wenn man weiss, wie verhasst er ihnen war. In jener wirren und trostlosen Zeit herrschten Erbitterung und Fanatismus bei beiden Religionsparteien in gleichem Masse, und nichts wäre einseitiger und unredlicher als Schönfärberei und Parteilichkeit für den einen oder den andern Theil. Als Episode der dramatischen Entwickelung jener denkwürdigen Begebenheiten zwischen Rudolph und Matthias, wobei Khlesl eine Hauptrolle spielte, ist des Letztern Werbung um eine baierische Prinzessin deshalb interessant, weil das beinahe erfolgte Fehlschlagen derselben nicht auf politischen Gründen, sondern auf der abergläubischen Meinung beruhte, Matthias sey verzaubert und deshalb unvermögend, Kinder zu erzeugen. Eine andere wichtigere Einschaltung über die ständischen Rechte und Freiheiten nahm der Verf. von den verschiedenen Bündnissen, welche die Stände im Jahr 1608 errichteten. Da es noch keine Geschichte der österreichischen Landstände gibt, obgleich das Bedürfniss längst dafür da war, so sind seine Andeutungen ganz an der rechten Stelle, doch glaube ich bemerken zu müssen, dass nicht blos das Bündniss von 1469, sondern noch manches andere, namentlich auch das vom Haftel und Stern, gegen den Landesfürsten gerichtet war, und dass der Beitritt der letztern zu solchen Bündnissen blos deshalb geschah, um selbe unschädlich zu machen. Aus ihrem Inhalt und Wortlaut ist aber nicht immer die eigentliche Absicht zu erkennen. Das grosse Pressburger Bündniss vom J. 1608 zwischen dem E. Matthias und den österreichischen und den ungarischen Ständen war, im Gegensatze zu dem geheimen Hausvertrag der Erzherzoge vom J. 1606, ein offener feindseliger Act des Erzh. Matthias gegen den Kaiser, welcher aber selbst den sprechendsten Beweis von seiner feindseligen Gesinnung gegen seinen Bruder aller Welt zur Schau gab, indem er nicht, wie es zehnmal vorher in einem Jahrzehent geschehen war, ihn, sondern den Erzh. Ferdinand, seinen Neffen, zum Stellvertreter am Reichstag ernannte, eine Verfügung, wodurch in Matthias der stechendste Argwohn von beabsichtigter Entziehung der Erbfolge und Kaiserwahl hervorgerufen und somit die letzte Triebfeder zur raschen Ausführung des Entthronungsplanes von Rudolph selbst geschmiedet wurde. Aber auch Rudolphs Gründe zur Vertrauensentziehung wollen erwogen seyn.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

v. Hammer, Leben des Cardinals Khlesl.

(Schluss.)

Es konnte ihm unmöglich verborgen bleiben, dass Matthias den letzten Vertrag mit Bocskai aus unlautern Beweggründen abgeschlossen hatte, und was musste er vollends denken, als ihm der Hausvertrag vom Jahr 1606 sammt den beiden ständischen Verträgen, von seinen Spionen aufgefangen, vorlagen? (S. 55.) Matthias hatte gegen alle Abrede Abschriften dieser Uebereinkünfte an protestantische Kurfürsten versandt und dadurch die beim Hausvertrag mitunterzeichneten Erzherzoge so compromittirt, dass sie ihm scharfe Beschwerdeschreiben, deren Inhalt der Kaiser angab, überschickten. Nach solchen Entdeckungen hätte Rudolph seiner Sicherheit und der Wahrung seiner Rechte bedacht seyn und sich eilig in Vertheidigungsstand setzen sollen, da der über ihn hereinbrechende Sturm mit den deutlichsten Anzeichen drohte. Allein zum Handeln konnte er sich nicht entschliessen. Immer noch von der Kraft seiner Befehle träumend, erliess er deren an Matthias und die vereinigten Stände, ihre Bündnisse aufzuheben, von Thätlichkeiten abzustehen und seinen Befehlen bei höchster Ungnade und Verlust von Gut und Blut nachzukommen. Matthias benützte diese kaiserlichen Mandate im entgegengesetzten Sinne vortrefflich, indem er damit aufwiegelte und vorstellte, „der Kaiser habe es offenbar auf der Länder gänzliches Verderben damit abgesehen.“ Zugleich berief er einen Landtag nach Wien, verband sich noch enger mit den Ständen, und leitete die Landesvertheidigung ein. Zu spät gingen nun dem Kaiser über die ihm drohende Gefahr die Augen auf. Er berief den Oberst Trautmannsdorf, der aber mit der Reiterei an der türkischen Grenze stand, zu sich nach Prag, und liess die von Matthias entlassenen Truppen vom Obersten Tilly neuerdings anwerben. Darüber musste nothwendigerweise der rechte Zeitpunkt der Waffenhülfe verloren gehen. Noch weit unpraktischer und seltsamer war der Einfall, Khlesl'n, den schlausten und erbittertsten seiner Feinde, nach Prag zu berufen, um ihn entweder für seine Person und Sache zu gewinnen, oder über die Absichten des Erzherzogs auszuforschen. Khlesl, sagt der Verf., wagte sich in die Löwen-

Digitized by Google

grube. Dieses Gleichniss ist sehr gut gewählt, denn bei dem Gang nach Prag stand sein Leben wirklich auf dem Spiele. Die Bischofswürde hatte auch Martinuzzi zur Zeit Ferdinands I. nicht geschützt, und von Rudolphs heftiger Gemüthsbeschaffenheit war jedenfalls Schlimmes zu besorgen. Dennoch gehorchte Khlesl, ging nach Prag und begnügte sich nicht mit der Verhandlung zwischen ihm und Rudolphs Räthen, sondern drang auf eine Audienz bei dem Kaiser selbst. Sehr interessant, weil die Gemüthsart des schwachen Kaisers und Khlesl's Verschlagenheit deutlich offenbarend, ist deren beiderseitige Unterredung S. 63. Er wusste dem Kaiser noch Auskunftsmittel und Versöhnungsvorschläge mit seinem Bruder anzugeben, während die Würfel bereits gefallen waren und der Bruderkrieg dem Matthias als eine unvermeidliche Nothwendigkeit der Selbsterhaltung sich aufgedrängt hatte. Der Verf. schildert das Verhältniss beider Brüder mit folgenden Worten: „Ohne des Erzherzogs staatsverbrecherisches Beginnen, worin der Keim des Bruderkriegs und der Entthronung lag, und noch weniger seine Rathgeber, die ihm aus Ehrgeiz oder Eigennutz zu solchen Massregeln riethen, im Geringsten entschuldigen zu wollen, kann der unbefangene Beurtheiler der Dinge und Verhältnisse nicht anders als Rudolphen nicht nur wirklicher Ungerechtigkeit gegen seinen Bruder, sondern was Herrschern oft verderblicher als Ungerechtigkeit, der grössten politischen Fehler von Unklugheit und Fahrlässigkeit schuldig erkennen. Matthias hatte als der älteste den Brüder das unbestreitbarste Thronfolgerecht; es war eine Verletzung der Hausgesetze und der Rechte den Brüder, die ihnen nach dem Prinzipe der Erstgeburt gebührende Erbfolge zu entreissen, und die Krone von Matthias auf die Karl's in der Person des Neffen Ferdinand (steyermärkische Linie) übertragen zu wollen; so ungerecht dies, so unpolitisch war es, dass Rudolph, nachdem er seinen Bruder zum Schliessung des ungarischen und türkischen Friedens bevollmächtigt hatte, nach Abschluss und Genehmigung beider, auf einmal von der Erfüllung desselben sich lossagte, dass er aus Trägheit und Sorglosigkeit die wichtigsten Geschäfte verschob und unerledigt liess, dass endlich, als die ungarischen Stände von ihm Hülfe wider die bis an die Thore von Wien und Wiener-Neustadt streifenden Türken und Heiduken begehrten, er ihnen zuschrieb: sie möchten sich selbst helfen, da er ihnen nicht helfen könne. Die Früchte des bittern Samens der Ungerechtigkeit sind bitter, durch Schwäche und Nachsicht werden die Fehler der Unklugheit nur verschlimmert, und das Nichtregieren der Fürsten bestraft sich durch den Reiche Zerfall.“ Diesen Urtheilsfällung ist man gezwungen beizustimmen, doch lassen sich hinsichtlich des Betragens Rudolphs einige

mildernde Umstände anführen, die der geschichtlichen Treue wegen nicht zu verschweigen sind. Erstlich ist die Beschuldigung, Rudolph habe den Erzherzog Matthias und seine Brüder der Erbfolge berauben wollen, dahin zu ermässigen, dass sie nur Vermuthung ist und kein Beweis vorliegt, dass er damit thatsächlich zu Werke geschritten. Der Staatssecretär Bartenstein, ein competenter Richter, beschuldigt geradezu die Partei des Matthias, das Gerücht von diesem ungerechten Vorhaben des Kaisers in Umlauf gesetzt zu haben, und behauptet ferner, dass Khlesl auch dem Erzh. Ferdinand habe glauben machen, der Kaiser gedenke dem Erzherzog Leopold die Nachfolge zuzuwenden. Zu bedenken ist ferner, dass Rudolph diese Abänderung der Hausgesetze gar nicht vornehmen konnte, weil kein zureichender Grund gegeben war und er nicht blos des Widerstrebens seiner Brüder von der Hauptlinie, sondern auch der Reichs- und Provinzialstände sich zu versehen gehabt hätte. Ferner kömmt in Betracht, dass im Hausvertrage von 1606 keine Sylbe von einer solchen Absicht erwähnt ist, und Ferdinand, der vermuthete Thronerbe, ihn selbst mitunterzeichnete. Es ist daher mit Grund anzunehmen, dass weder Matthias noch die übrigen Erzherzoge an Entziehung der Erbfolge fest glaubten, jener hingegen und Khlesl es Andern glauben machten, um einen scheingültigen Grund für ihre herrsch- und rachsüchtigen Bestrebungen zu gewinnen. Dabei arbeitete ihnen Rudolph durch die seinem Bruder verweigerte Belehnung und Heirathsbewilligung trefflich in die Hände, indem er damit wirklich den Verdacht auf sich lud, als wolle er ihn seiner Rechte berauben. Der wahre Grund von Matthias Handlungsweise ist kein anderer als Bruderhass und Herrschsucht; er konnte die Zeit der rechtmässigen Erbfolge nicht erwarten, darum stiess er seinen Bruder vom Throne; befürchtet durch ihn von demselben ausgeschlossen zu werden, hat er ernstlich wohl nicht. Was den ungarisch-türkischen Friedensschluss betrifft, so ist das Unrecht mehr auf Matthias als Rudolphs Seite. Mit Bocskai kam derselbe den 9. Februar 1606 zu Stande, und ward vom Kaiser den 6. August des nämlichen Jahres ratificirt. In der Zwischenzeit schloss aber Matthias unterm 23. Juni einen neuen Vertrag mit Bocskai, womit ihm Siebenbürgen und das Land jenseits der Theiss eingeräumt wurde. Gegen diesen Vertrag protestirte Rudolph mit Recht, denn Matthias hatte wirklich die Vollmacht überschritten und gegen das Staatsinteresse gehandelt. Er that es, um freie Hände für sein ehrsüchtiges Streben zu gewinnen, das von der Friedensverzögerung beirrt gewesen wäre. Rudolph ist daher im Punkte der Ratificationsverweigerung des letztgedachten Vertrages zu entschuldigen, da der Vertrauensmiss-

Digitized by Google

brauch seines Bruders nur diesem, nicht ihm zur Last fallen kann. Wäre man geneigt, aus Rudolphs Weigerung eine die Nachfolge seines Bruders betreffende Anordnung zu machen, den Schluss auf den Vorsatz ihrer Uebertragung auf die steyrische Nebenlinie zu ziehen, und davon den Beweis dafür zu entnehmen, so irrte man sicher, denn diese Weigerung war von der Befürchtung einer Entthronung in Folge der ertheilten Successionsanerkennung motirt. Matthias selbst gibt dafür den Beweis zur Hand, indem er in seinem Schreiben an Rudolphs geheimen Secretär Barvitius sagt: „Weill Ir Mtt. Eurem selbst wissen nach, in disem ungleichen concept sein, als wolte ich oder meine Herrn gebrueder Ir nach dem scepter greifen, und ich dieselb der succession halben zeitlich fürzusehen angemahnt, so möchten Ir Mtt. mit der gelegenheit erst gedenkhen, als hielt ich Ir Mtt. krankh, zum Regiment undüchtig, und hette derentwegen diese mit der succession angedeutet.“ Und: „Da ich nun über diss alles Ir Mtt. condition und hiezigen humor bedenkh, findte ich denselben so gferlich beschaffen, das kheineswegs rathsamb, dergleichen (die Successionsfrage) füerzubringen, dann weill Ir Mtt solliches für ein Conjuration wider Sy ansehen erst (so) möchten Sy in dieser opinion durch dergleichen anmahnung confirmiret, auch mehreres alsdan alteriret werden.“ *) Matthias kannte dieser seiner Aeusserung zufolge den Grund von seines Bruders Erbverleihung bei Lebzeiten sehr gut, und würde gewiss nicht unterlassen haben, auch von dem Vorsatze ihn vom Throne auszuschliessen, Meldung zu thun, wenn er dafür einen Beweis anzuführen im Stande gewesen wäre. Es stellt sich also heraus:

dass die dem Kaiser unterstellte Absicht, seinem Bruder die Erbfolge zu Gunsten seines Neffen Ferdinand zu entziehen, blos ein Vorwand war, um die thronräuberischen und meineidigen Unternehmungen des Erzherz. Matthias zu beschönigen und beim Volke Eingang dafür zu gewinnen, und

dass Rudolph seinem Bruder die Anerkennung der Erbfolge aus keinem andern Grunde vorenthielt, als weil er sich mit der Meinung trug, Matthias werde sich derselben zu seinem Sturze bedienen.

Diese Berechnung schlug nun eben umgekehrt aus, hätte aber möglicherweise auch zutreffen können, denn scheute sich Matthias nicht, den Thronraub auf falsche Beschuldigungen zu stützen, so brauchte er als

*) Erster Band, Beilage Nr. 137.

Digitized by Google

erklärter Erbe sich noch weniger vor einer Usurpation unter dem viel besser begründeten Vorwand von Rudolphs Regierungsunfähigkeit zu scheuen. Der geehrte Verf. verdammt Matthias wegen seines Herrn und Brudermeineids, findet aber den Grund in der als erwiesen vorausgesetzten Erbfolgeentziehungsabsicht des Kaisers, während sich diese mehr als zweifelhaft, nämlich als Verleumdung darstellt. Hätte sich aber Rudolph selbst aus Abneigung gegen seinen Bruder mit dem Vorsatze solcher Rechtsverkürzung getragen, so muss immer doch festgehalten werden, dass er sie thatsächlich nicht verübte, folglich das Thronfolgerecht des Matthias nicht gefährdet und kein Grund gegeben war, zur Vertheidigung desselben zu schreiten.

Von Khlesl's Antheil an dem zunächst ausgebrochenen Bruderkriege, sagt der Verf., dass wenn Khlesl nicht der ausschliessliche Hebel gewesen sei, so doch jedenfalls ein grosser wirksamer Theil. Diese indirekte Zurechnung wäre ich geneigt fast in eine direkte zu verwandeln, in wie ferne Khlesl haarscharf bemessen konnte, dass der Krieg eine unvermeidliche Folge der Intrigue seyn musste; auch scheint es gar nicht, dass er ihn verhindern wollte, denn er lag im natürlichen Entwickelungsgang des Entthronungsplanes, für den er offenbar arbeitete.

Bevor Matthias aufbrach, und selbst noch am Tage seines Auszuges kamen Kriegsabmahnungen des Kaisers durch den Cardinal Dietrichstein und Vermittelungsvorschläge an ihn, die er wie bekannt zurückwies. „Die Bemühungen, sein Benehmen gegen den Kaiser im besten Lichte darzustellen, erstreckten sich bis nach Rom, wohin er einen vertrauten Geschäftsmann gesandt hatte, dem er aus Habirn schrieb, die Sache durch das Cardinalscollegium so günstig als möglich darzustellen. Von Khlesl sey Nichts zu erwarten, da er in der ganzen Sache Nichts verhandelt habe, auch mit keinem Auftrage, etwas zu verhandeln, betraut gewesen. Ein glänzendes Zeugniss für Khlesl's Klugheit, der sich dieser ganzen Verhandlung zwischen Matthias und Rudolph fern gehalten, und während des Zugs gegen Prag zu Wien oder Neustadt ruhig die Ereignisse abwartete," bemerkt der Verfasser hinzu. Umständlich und quellenmässig und viel Neues bringend sind S. 78—91 die Verhandlungen über die Länderabtretung des Kaisers an seinen Bruder erzählt. Ich kann denselben nur noch aus andern unbekannten Quellen beifügen, dass der Pabst an dieser Abtretung den wirksamsten Antheil hatte und durch die besondere Sendung eines Nuntius nach Prag sie eifrig betreiben liess, dergestalt, dass anzunehmen, sie sey ganz sein Werk. Jetzt, nachdem Matthias dem Kaiser Ungarn und Nieder- und Oberösterreich abgedrungen

Digitized by Google

hatte, traten die Stände, seine Werkzeuge bei dieser Besitzergreifung, mit ihren Lohnforderungen auf. Damit diese aber um so gewisser erfolgen, einigten sich die ungarischen und österreichischen Stände gleich nach geschehener Länderabtretung zu einem im Feldlager zu Strzedokluk gegen Matthias geschlossenen, bisher unbekannt gewesenen Vertrag gemeinsamen Beistandes für den Fall, als der neue Landesherr nicht Religionsfreiheit gewähren sollte. (S. 91 und Beilage 229, nicht 239.*) Darin ist nebstdem die Huldigungsverweigerung, welche sogleich die protestantischen Stände von Niederösterreich eintreten liessen, festgesetzt. Schon im Jahr 1606 hatten sie sich mit denen von Oberösterreich verbunden und ein Beschwerdenmemorial verfasst, auch überreicht, worin die Verwendung von Ausländern statt Eingebornen mit Bevorzugung der Katholischen einen Hauptpunkt bildete. Dadurch fühlten sich die katholischen Stände zu einer Gegeneingabe angeregt, worin sie, was wissenswerth ist, besonders die Grundlosigkeit der Angabe der protestantischen Stände hervorheben, dass sie allein die Summe von „fünf und zwanzigmalhunderttausend Gulden" für die von Kaiser Maximilian II. ihnen ertheilte Religionsconcession bestritten hätten, während drei Fünftheile dieses Betrags von den Katholiken zum Erkaufe dieses mit ihrem Gewissen streitenden Zugeständnisses beigesteuert wurden. Beiderseits geschahen seitdem noch weitere S. 102—106 angeführte Schritte, bis der Zeitpunkt des Ländererwerbs vom E. Matthias und damit die gewaltige Anregung der Religionsfrage eintrat. Eigenmächtig hielten die Protestanten in Linz, Steyer, Gmunden und an andern Orten neuerdings Gottesdienst in den bis dahin gesperrt gewesenen Kirchen, und als dies auch in Inzersdorf bei Wien geschah, liess Khlesl dort die Kirche wieder sperren und den Gutsherrn Geyer verhaften. Hierauf überreichten hundert und achtzig Ritter und Herren bei Hofe eine auf Verletzung der Religionsfreiheit lautende Beschwerdeschrift, „worin sie sich, sagt der Verfasser, nicht mehr wie in dem letzten Anbringen nur auf die dem Hause Oesterreich während sechzehnjährigem Türkenkrieg geleisteten Dienste, sondern gleich Anfangs darauf beriefen, dass sie zur Abstellung des letzten ungarischen Aufstandes und zur Erhaltung der Herrschaft für Matthias Leib, Ehre, Gut und Blut daran gesetzt." Die Entschliessung des Erzherzogs bedeutete den Bittstellern „auf ihre scharfe und hitzige Schrift", dass, da die Kirche zu Inzersdorf vormals auf kaiserlichen Befehl gesperrt worden sey, Niemand zur Abreissung der Sperre ein Recht gehabt habe, während die Regie-

*) Im Texte Strzedokluk, in der Beilage Stretohaly.

Digitized by Google

rung zur Aufrechthaltung der kaiserlichen Befehle befugt gewesen. In der Erwiederung auf diesen Bescheid stellen sie schon das Ansuchen um eine vor der Erbhuldigung zu ertheilende Versicherung der Religionsfreiheiten, die sie bald hernach ganz gegen das österreichische Staatsrecht und Herkommen zur conditio sine qua non derselben machten. „Die Trennung der katholischen und protestantischen Stände, sagt der Verf. S. 108, die Verbindung der letzten im Lande ob und unter der Enns, die kühne und staatsgefährliche Sprache, welche sie nicht nur in ihren Anbringen und Beschwerdeschriften, sondern auch in Streit- und Flugschriften führten, die sie im Lande und ausser demselben verbreiteten, ihre Bündnisse mit ihren Glaubensgenossen im ganzen deutschen Reiche und endlich die Waffenrüstungen waren ebenso viele Gewitterwolken, die drohend heraufzogen. Es wird nicht uninteressant seyn, uns in den seltsamen Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem die zu Horn in offener Widersetzlichkeit versammelten protestantischen Stände von Ober- und Niederösterreich ihr Verhältniss zum Lande und zum Fürsten ansahen. Weit entfernt als Repräsentanten des Volks aufzutreten, betrachteten sie sich nur als einen privilegirten aristokratischen Körper, zwischen dem und dem gemeinen Bauernstand grosser Unterschied.“ Damit ist es heutzutage um kein Haar besser bestellt; dass sich die Stände aber damals zu so gewaltigem Trotze erhoben, Wien verliessen und in Horn sich setzten, auch ohne Weiteres rüsteten, war schon eine aussergewöhnliche Erscheinung und offenbar Wirkung des von Matthias im Betragen gegen seinen Bruder gegebenen, höchst demoralisirenden Beispiels, in dem der Keim zu den spätern böhmischen Unruhen und dem daraus hervorgegangenen dreissigjährigen Kriege zu suchen ist. Unabhängig von dieser Verkettung der Ursachen wäre der dreissigjährige, durchaus nicht rein religiöse Krieg später und unter ganz andern Verhältnissen entstanden. — Der Verfasser unterzieht nach Anführung des Schriftenwechsels zwischen den Ständen und der Regierung das Betragen beider einer sorgfältigen Prüfung, besonders vom staatsrechtlichen Gesichtspunkte, der für Entscheidung der Frage: ob die Stände befugt waren ohne vorausgehende Ertheilung der verlangten Zugeständnisse die Huldigung zu verweigern, auch der allein richtige ist, und der diese Frage nebst den S. 119—121 von ihm angeführten triftigen Gründen auch deshalb verneinend beantwortet, weil weder die nieder- noch die oberösterreichischen Stände ein die Huldigungsverweigerung vor Bestätigung ihrer Freiheiten zugestehendes Privilegium aufzuweisen hatten. Vergebens richtete Matthias an die Reichsfürsten ein Vermittlungsansuchen. Sie gaben ihm den S. 122 angeführ-

Digitized by Google

ten, vom confessionellen Standpunkte aufgefasst richtigen, vom staatsrechtlichen und politischen hingegen völlig falschen Bescheid, indem sie offenbar Partei für Aufständische nahmen, die im Unrecht waren. Auch anderweitige Versuche, wobei ähnliche nichtige Weigerungsgründe vorkamen, wie selbe später von den Böhmen vorgebracht wurden, blieben erfolglos. Ganz unerwartet mochte dagegen den zu Horn versammelten Ständen die S. 127 angeführte entschiedene Beistandsablehnung der Ungarn gekommen seyn, welche diesen Streit ganz anders als die Reichsfürsten auffassten, und sich durchaus nicht zu dem von den Erstern verlangten Aufschub der Krönung des Matthias zum Könige von Ungarn verstanden. Dass die Oesterreicher zum Vortheil ihrer Sache ein Hinderniss in Ungarn bereiten wollten, war gewiss ein sehr unedles Vorgeben, welches erbittern musste. Sehr anziehend ist S. 129—140 die ausführliche Darstellung der weitern Verhandlungen in dieser Streitfrage, wobei von beiden Seiten alle Kräfte eingesetzt wurden, um durchzudringen. Die Protestanten erstrebten auch wirklich die sogenannte Capitulation des Königs Matthias (König seit der ungarischen Krönung), wodurch die Zugeständnisse Maximilians II. bedeutend erweitert, nicht aber, wie durch ein fehlerhaftes Komma S. 139, Zeile 16 von oben geglaubt werden könnte, auf die Städte ausgedehnt wurden *). Die Aeusserung Tschernembel's, des Führers der protestantischen Adelspartei: „Nicht der sey ein grosser König, welcher vieler Knechte, sondern der, so eines befreiten Adels und privilegirter Stände Herr," ist ein bezeichnetes noch heutzutage geltend gemachtes Glaubensbekenntniss des österreichischen Adels, obgleich es in dieser aufstrebenden Zeit mit der Knechtschaft wie mit der blossen Geburtsadelsherrlichkeit zu Ende geht. — Noch verlangten die protestantischen Stände Khlesl's Landesverweisung und liessen selbst seine Güter durch ihre Mannschaft verwüsten, so erbittert waren sie gegen das Haupt der katholischen Partei, das ihnen aber nicht minder gefährlich als dieser Tschernembel, der Führer ihrer Partei, war. Ganz vernünftig lehnte Matthias dieses Begehren mit der Hinweisung auf die Amnestie und Repressalien, die von den Katholiken zu befürchten seyen, ab. Das half jedoch nicht. Sie erneuerten nicht blos das Begehren von Khlesl's Entfernung, sondern begleiteten selbes mit der Drohung, ihn auf Landtagen und andern Versammlungen nicht zu dulden. Gegen diese Forderung wäre nichts einzuwenden gewesen, hätten die protestantischen

*) Statt „in ihren Häusern, in den Städten," ist zu lesen: in ihren Häusern in den Städten.

Digitized by Google

Stände die Gesammtheit der Landesvertreter ausgemacht; als minderer Sondertheil hingegen konnten sie einen den Interessen und Wünschen der Mehrzahl widerstrebenden derartigen Antrag nicht stellen, ohne anmassend zu erscheinen. In den damaligen Religionskämpfen kamen solche Verstösse gegen die Rechte Anderer in Oesterreich häufig und wechselseitig vor, doch war die Summe des Unrechts, wenn die Fälle beiderseits unparteiisch abgeschätzt werden, bei den protestantischen Ständen grösser als bei den katholischen, eine Wahrheit, welche im 19. Jahrhundert muss gesagt werden können, und zu vertragen seyn wird, wenn die Geschichte aufhören soll, Fabel zu seyn.

Khlesl kehrte sich an die ständischen Protestationen, die übrigens Matthias immerfort zurückwies, so wenig, dass er vielmehr nie eifriger denn jetzt seine Richtung verfolgte. Dabei, sagt der Verf., war er eben so eifersüchtig auf die Wahrung der landesherrlichen Rechte, der Curie und den Nuntien gegenüber; ein sehr achtbarer Zug seines Charakters, wenn sein unbändiger Ehrgeiz, dessen Ziel die Cardinalswürde war, bedacht wird. Gegründeten Anlass zu Beschwerden gab Matthias durch das Hinhalten mit dem Vollzug der den protestantischen Ständen ertheilten Capitulation. „Die Ursache dieser Verzögerung und Rückwendung, sagt der Verf., war Khlesl“ und Folge davon, dass sich die protestantischen Stände bald an die Ungarn, bald an den Kaiser, bald an die Reichsfürsten wendeten, dass sie, wie Matthias in seiner Rechtfertigungsschrift an den Kaiser und an den niederländischen und spanischen Hof angibt, mit Steuerverweigerung drohten, und das Land in Gefahr setzten. Hatte er einmal in Religionssachen Concessionen gemacht, die nach seiner Ansicht seine und seiner Nachfolger Rechte gefährdeten, so war die Nichtvollziehung derselben gewiss der schlechteste Ausweg, diese Gefahren abzuwenden, und ebenso entschieden vom Unrecht als manche der von den Protestanten gewählten Mittel, diese Zugeständnisse zu erwirken. Matthias glaubte, durch eine Zusammenkunft sämmtlicher Erzherzoge dieser Wirren sich zu entziehen, während sein Rathgeber Khlesl sich tapfer mit den Protestanten und gleichzeitig mit den Ultrakatholiken, denen seine Schärfe nicht genügte', herumschlug, „das Schicksal vieler grosser Staatsmänner theilend, welche, indem sie zwischen zwei einander stets entgegengesetzten Parteien den Mittelweg einzuhalten streben, von den äussersten beiden Parteien falsch beurtheilt und bitter angefeindet werden,“ bemerkt der Verf., ein von Khlesl verfasstes charakteristisches Rechtfertigungsschreiben des Matthias an die Erzherzogin Maria anführend (S. 168), aus dem recht augenscheinlich hervorgeht, wie weit es mit dieser, dem Einflusse der

Digitized by Google

Jesuiten und des römischen und spanischen Hofes fast willenlos hingegebenen Fürstin in der Ueberspannung gekommen war. Wäre Matthias ein grosser Charakter gewesen, so hätte er alle diese Bande zerrissen und sich auf einen Standpunkt freier Anschauung gestellt. Dadurch hätte er den Faden, der ihn aus dem Labyrinthe führen konnte, sicherer gefunden, als durch die keine Partei befriedigenden Halbheiten, deren er sich immerfort bediente.

Khlesl, gehetzt von der katholischen Ultrapartei und verfolgt von den protestantischen Ständen, sprengte jetzt eine Mine, welche die Absicht beider Parteien, ihn von den Geschäften zu entfernen, völlig vereiteln musste. Er begehrte seine Entlassung. Mittlerweile zogen sich aber neue Gewitterwolken zusammen, wodurch er nicht blos seinem Herrn, sondern dem Staate unentbehrlich wurde. Rudolph sann auf Wiedererlangung der abgetretenen Länder und liess zu diesem Behufe das „Passauer Volk“ werben; Matthias, dadurch aufgeschreckt, betrieb heimlich ebenfalls Truppenwerbung und strebte gleichzeitig der Nachfolge auf den deutschen Thron sich zu versichern. Beide Brüder arbeiteten zugleich auf das Zustandekommen eines Convents der deutschen Fürsten hin, unter dem Vorwande, ihre Streitigkeiten beizulegen, während eigentlich Rudolph damit den Wiedererwerb der Länder, Matthias Sicherung der deutschen Krone beabsichtigte. Dieser hatte zwei Jahre vorher die grosse Unklugheit begangen, seine Zustimmung zu dem in Prag gemachten Vorschlag zu geben, wornach statt seiner ein anderer Prinz des Hauses als römischer König proponirt werden sollte. Er that dies aus Besorgniss, bei der damaligen Verhandlung über die Kaiserwahl dann sicher von Rudolph verworfen zu werden, wenn er als Bewerber aufträte oder in Vorschlag käme; Rudolph hingegen benützte diesen Missgriff und erklärte: „dass Matthias durch diese Handlung seines ihm von Gott empfangenen, und beim Hause Oesterreich erhaltenen alten Rechts und Herkommens des Majorats selbst muthwillig sich begeben und dadurch einen neuen Beweis geliefert habe, wie wenig er zu regieren fähig“. Der Verf. misst demnächst dem Erzherzog Ferdinand das Ansinnen bei, statt des regierenden Fürsten einen andern des österreichischen Hauses zur Nachfolge im Reiche vorgeschlagen, und dabei sich bedacht zu haben. Ich habe aber aus Schreiben der päpstlichen Staatskanzlei, die ich sammt andern geschichtlichen Beiträgen später zu veröffentlichen gedenke, ermittelt, dass dieser Antrag ursprünglich vom Papste ausging, der ohne Zweifel eine Schwächung des Hauses Oesterreich durch die Erhebung eines Prinzen von der Nebenlinie, ohne Hausmacht, auf den deutschen Thron beabsichtigte, und

Digitized by Google

vermuthlich dem ihm so sehr ergebenen Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) und seiner überfrommen Mutter, Hoffnung dazu machte. Damit stimmt ganz gut überein, was der Verf. von der zwischen Ferdinand und Matthias dieserwegen eingetretenen Spannung und der Aeusserung Khlesl's sagt, dass nämlich der Ferdinandeischen Linie nicht zu trauen sey, wiewohl vielleicht beide Letztere nicht wussten, dass der Ausgangspunkt dieser Intrigue nicht in Gratz, sondern in Rom gesucht werden müsse. — Der Verein der Kurfürsten und Erzherzoge trat endlich in Prag zusammen. Ueber die Verhandlungen desselben gibt der Verf. viele sehr merkwürdige neue Aufschlüsse, welche die diesfällige Lücke in der Geschichte Rudolphs fast ganz auszufüllen scheinen und sich von S. 195—234 ausbreiten. Will man die rechte Vorstellung von Rudolphs Charakter und seiner selbstmörderischen Politik erlangen, so darf man nicht übersehen, was S. 196 von seinen offenen Wühlereien, zur nämlichen Zeit als die Fürsten in Prag eine Beilegung des unseligen Bruderzwistes beriethen, erzählt ist, doch wird bei einer Abstimmung über seine Handlungsweise auf eine, allem Anscheine nach, wirklich im Spiele gewesene Geisteszerrüttung Rücksicht zu nehmen seyn. — In seines Herrn Sache war natürlich Khlesl die Seele der Verhandlungen, aber das Verdienst eines durchweg unparteiischen und edelmüthigen Bestrebens die feindlichen Brüder zu versöhnen, und den Streit zur Abwendung grösseren Unheils zu schlichten, gebührt dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dessen Vaterlandsliebe und Gesinnungstüchtigkeit durch Hrn. v. Hammer's Werk in ein glänzendes Licht gesetzt sind. Wie diese Verhandlungen der Fürsten, so ist auch das über den Zug des passauischen Kriegsvolkes schwebende Dunkel so zerstreut, dass weiter kein Zweifel, Rudolph habe sich desselben gegen seinen Bruder bedienen wollen, obgleich kein positives Zeugniss, kein von Rudolph dem Obersten Ramée förmlich ertheilter Befehl beigebracht ist. Vermuthlich war Alles blos mündlich verabredet. Matthias benützte den Einfall des Passauer Volkes in Böhmen, um die Böhmen für sich zu gewinnen, während der Kaiser den grossen Fehler beging, dies geschehen zu lassen. Unser Verf. erklärt sich zugleich auf das Bestimmteste für die Absicht des Erzherzogs Leopold, das Passauer Volk für sich und gleichmässig zur Länderberaubung des Matthias wie des Kaisers zu verwenden, indem er sagt: „Der *Einfall Leopolds* mit seinem Raubheere in Oesterreich und Böhmen *sind von der Geschichte* längst schon beurtheilt, nur über den hinterlistigen, *verdammenswerthen* Charakter des letztern haben die Geschichtschreiber *bisher ihr Urtheil* grösstentheils aus Mangel gehöriger Kenntniss zurück-

Digitized by Google

gehalten", und doch ist eigentlich er und nicht Matthias der Haupthebel des zweiten Feldzuges gegen den Kaiser. Unter dem Scheine und Vorwande, dass das zu Passau geworbene Kriegsvolk zur Reichshülfe nach Jülich bestimmt sey, vermehrte er es einzig und allein in der Absicht, um damit Oesterreich und Mähren dem Oheim Matthias und dann die Krone Böhmens den schwachen Händen des Oheims Rudolphs zu entreissen." Er führt diese Behauptung S. 260 weiter aus, und stellt dadurch als neues geschichtliches Ergebniss eine zweifache Absicht mit dem Passauer Volke heraus, eine, welche Rudolph zum Wiedererwerb der abgetretenen Länder hegte, und eine andere Leopolds, welcher ihn und Matthias derselben damit berauben wollte. Hieraus scheint zu folgen, dass Leopold dem Kaiser den Gedanken der Zurücknahme der Länder eingab, und ihm die Zuführung des Passauer Volks vorschlug, denn für diese musste er seine Genehmigung haben; um sie aber zu erhalten, musste der Kaiser persönlich dabei interessirt seyn. Leopolds Plan war daher tief angelegt, er gedachte jener Dritte zu seyn, welcher den Vortheil des Streits den beiden Andern weghascht. Da er der einzige unter den Erzherzogen war, welcher den Hausvertrag vom Jahr 1606 nicht mitunterzeichnete, so schlich er sich schon durch diesen Zug recht eigentlich in das Vertrauen Rudolphs ein, und wie er dieses in Prag zu ködern verstand, erzählt uns der Verf. bei der Schilderung seines Charakters. Diese Aufklärung kömmt erwünscht, denn bei dem Dunkel, welches bisher darüber schwebte, war man geneigt, in Leopolds Zug mit dem Passauer Volke und in der Weigerung dem Hausvertrage beizutreten, einen Act der Pietät gegen den Kaiser wahrzunehmen, was sich nun geradezu umgekehrt herausstellt. Bezügliches hierauf ist noch S. 264 und Folge zu finden. Bei dem zweiten Zuge des Matthias nach Prag und des Kaisers Abdankung kam auch Khlesl mit nach Prag, weil er die Maske nun ungescheut abnehmen konnte. Matthias übertrug ihm hierauf das wichtige Geschäft, die Kurfürsten und Fürsten bei der Wahl eines römischen Königs, die auf dem Tag zu Nürnberg angesetzt war, für ihn zu gewinnen, was nicht allein der fremden Bewerber wegen, sondern auch deren im eigenen Hause wegen schwierig war, auch strebte König Heinrich von Frankreich damals nach dem deutschen Thron. Der Verf. macht hierbei auf den wenig bekannten Umstand aufmerksam, dass schon ein Jahrzehend vor diesem Wahltermine der König von Dänemark, der Kurfürst von Brandenburg und Herzog Ulrich von Mecklenburg die Uebertragung der Kaiserkrone von Oesterreich an ein anderes Haus betrieben, während die unirten protestantischen Fürsten mit Frankreich sich verbündeten, und die

Digitized by Google

von Hessen und Anhalt Heinrich IV. die deutsche Krone antragen liessen. „Es ist schwer zu sagen, bemerkt der Verf., ob sich mehr über die Treulosigkeit der obgenannten (zu Schwäbisch-Hall versammelten) Fürsten, welche als Verräther an ihrem Vaterlande, den König von Frankreich um die Annahme der Kaiserkrone ersucht, oder über ihre Verblendung sich zu verwundern, welche seine Uebermacht und Verbindung mit Italien, England, Schweden, Dänemark und Polen als einen Grund zur Kaiserwahl geltend machten und nicht einsahen, dass diese Bande ebenso viele Fesseln zur künftigen Unterjochung Deutschlands gewesen wären.“ Khlesl betrieb die Werbung für seinen Herrn bei den katholischen Kurfürsten durch eine Ausmalung von dessen Verdiensten um den Katholicismus in einer von ihm selbst entworfenen geheimen Instruction, welche Matthias bei den protestantischen Ständen ruinirt haben würde, während er in dem öffentlichen Vortrag am Kurfürstentag Alle durch Abwälzung der Beschwerden von Matthias auf den Kaiser zu gewinnen strebte *). Welche Meinung er selbst von Matthias hegte, drückte er sehr deutlich in den beiden S. 328 und 329 angeführten Schreiben an ihn aus, die ein künftiger Biograph dieses Kaisers zu benützen haben wird. Diese Verhandlungen, die Heirath des Matthias und Rudolphs Tod schliessen den zweiten Band, dessen hier angedeuteter Stoffreichthum aus 156 urkundlichen Beilagen allein fliesst, nicht zu gedenken des zahlreichen gedruckten, vom Verf. häufig berichtigten Materials. Wir haben in Wahrheit mit diesem Leben Khlesl's zugleich eine Geschichte des Kaisers Rudolph und Matthias im wichtigsten Zeitabschnitte ihrer Regierung gewonnen, was diesem Werk einen besondern Werth verleiht. Diesen erhöht gar sehr die völlige Unparteilichkeit, womit das moralische Verderbniss der handelnden Personen enthüllt ist, doch kann ich den Wunsch nicht bergen, dass der Druck der folgenden Bände nicht übereilt werde, da nur von der raschen Aufeinanderfolge des zweiten auf den ersten Theil, die ziemlich zahlreichen Druckfehler und falschen Nummerangaben der Beilagen verschuldet seyn können.

M. Koch.

Niccolo Palmieri, Saggio storico e politico sulla costituzione del regno di Sicilia infino al 1816. Losanna 1847. 440 Seiten.

Die mit überraschender Schnelligkeit und Kraft sich entwickelnden Ereignisse in unserm Vaterland haben die vorher ungetheilte Aufmerk-

*) Beilage Nr. 366, nicht 350.

Digitized by Google

samkeit von Italien etwas abgelenkt. Indessen ist es billig, unsere Nachbarn nicht aus den Augen zu lassen, und besonders die Italiener, deren jetzige Kämpfe freilich auf unsere Zustände nicht gerade einen unmittelbaren Einfluss ausüben, deren Anstrengungen, Niederlagen, Siege und Leiden aber seit vielen Jahren uns zur ernsten Lehre dienen können. Denn es ist nicht zu leugnen, dass die italienischen Zustände nur zu viel Analoges mit den unserigen darbieten. — Die Sicilianer fordern schon lange die Herstellung ihres alten, seit Jahrhunderten durch die geschichtliche Entwicklung fest im Volk verwachsenen politischen Zustandes, sie forderten die Rechte eines menschlichen Daseyns, die Benutzung eines überreichen Landes zur Abwehr der Hungersnoth und die freigegebene Entwicklung ihrer nicht geringen geistigen Anlagen. Sie sind von einer egoistischen Regierung bald mit Versprechungen hingehalten, bald mit ihrer eigenen Trägheit oder mit militärischer Uebermacht gefesselt, bald mit Eidbrüchen überlistet worden. Die beständige Verweigerung aller Rechte, selbst des Rechts sein Leben zu erhalten, hat Sicilien seit 1816 zum Heerd von Unruhen und jetzt nach 32 Jahren endlich zum Schauplatz schrecklicher Revolutionsscenen gemacht. Man ist jetzt wieder da angelangt, wohin man schon 1812 mit Hülfe der Engländer und unter heftigem Widerstreben der Regierungspartei gekommen war, zu einer volksthümlichen Regierung, die in ihren Hauptzügen an die blühenden Zeiten des Hohenstaufen erinnert, zu einem eigenen Parlament, das nun die schwere Aufgabe erhält, die ganz unverantwortliche Verwaltung der Insel zu verbessern, und das nach 30 Friedensjahren den Boden und seine halbverhungerten Einwohner übernehmen muss, als wäre es ein von Krieg und Pest ausgesogener Landstrich in dem kältesten Klima. Sicilien ist einer der äussersten Punkte des grossen Ländercongloméretes, auf dem die Metternichsche Politik lastete; dort und am andern Ende, in Gallizien, hat diese Politik weithin leuchtende Denkmale errichtet, die auf ewige Zeiten die Völker warnen werden, sich vor den Schülern dieses Staatskünstlers zu hüten.

Ueber die schmachvolle Verhöhnung des Volksgeistes und der Volkswürde nach der grossen moralischen Erhebung 1813, soweit jene sich äusserlich in Länder- und Seelenverkauf, Aufdrängen verhasster Regierungen und schlechter Grundsätze, in Congressen und Beschlüssen gegen die Volksrechte zeigten, ist Niemand mehr im Dunkeln. Es sind aber nun auch seit zwei Jahrzehnten als furchtbare Warnungsstimmen nach und nach Offenbarungen von allen Seiten laut geworden, wie sich diese höhnische Politik in den einzelnen Staatshaushaltungen wirksam und je

Digitized by Google

nach den verschiedenen Graden der Beschränktheit und Ohnmacht der kleinen Regierungen verderblich gezeigt hat. Kein Land und kein Volk ist unter diesem System gesund und blühend geworden, aber kein Volk ist wohl so schmählich behandelt, so sehr unter die Würde des politisch berechtigten Menschen herabgedrückt worden als die Sicilianer. Einen traurigen Beleg hierfür gibt Palmieri in dem oben angezeigten Werk. Er hat es zur Warnung und als Aufruf zur politischen Ermannung und Wachsamkeit für seine Landsleute geschrieben; es wird aber in den weitesten Kreisen bei allen Staatsökonomen und Politikern grosses Interesse erregen, besonders aber bei allen Völkern, denen es darum zu thun ist, die frühern Fehler der Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit, der trägen Leichtgläubigkeit und Begebung aller Rechte abzulegen. Denn es zeigt an dem Beispiel Siciliens so deutlich, wie kaum an einem andern möglich ist, den furchtbaren Abgrund, zu welchem solche Fehler die Völker führen; es zeigt auch (und das gibt ihm eine besondere Beziehung und Wichtigkeit für andere Völker) nicht durch leidenschaftliches Räsonnement, sondern in nackter, einfacher Darstellung die ganze Reaktion in ihrer scheusslichen Wirksamkeit, mit ihren Intriguen, Betrügereien und Grausamkeiten. Von diesem letztern lässt sich hier nichts Einzelnes hervorheben, weil es der wesentliche Inhalt des ganzen Buchs ist, sonst liesse sich ungemein viel Belehrung daraus schöpfen, denn es bedürfte oft nur einer Veränderung der Namen, um unsere eigenen frühern Zustände und die Feinde, die sie immer wieder herbeizuführen trachten, zu erkennen. Diese Feinde und ihre geheimen Machinationen sind überall dieselben, alle vereinigen sich in denselben Plänen und Mitteln, und es ist daher sehr anerkennenswerth, wenn ihre Wege und die Zustände, wohin sie führen, offenbart werden. Wenn wir hier sehen, was aus Sicilien geworden ist, so können wir beurtheilen, was dieselbe Politik unter ähnlichen Bedingungen auch bei uns hervorbringen könnte.

Der König Ferdinand kam 1816 zurück, wie sehr viele andere Fürsten, ohne von dem Unglück durch die französischen Eroberungen, von der Gefahr des Verlustes Siciliens durch die schlauen Engländer, noch von der offenbaren Unzufriedenheit seiner Unterthanen irgend etwas gelernt zu haben, erfüllt von Hass und Rache und von dem Gedanken, den kurzen Aufschwung des Volks für immer in Vergessenheit zu begraben. Nachdem er sich mit den Engländern, die dabei eine zweideutige eigennützige Rolle spielten, verständigt hatte, gab er sein erstes Dekret, wodurch er Sicilien als Provinz mit Neapel vereinigte, und so einen der *ältesten* Throne Europas umstürzte, ein Volk aller legislativen und poli-

Digitized by Google

tischen Rechte beraubte. Bald darauf erschien ein neues Dekret, worin verordnet wurde, dass die höhern geistlichen und Civilstellen in Sicilien nur zum vierten Theil von Sicilianern besetzt werden dürften, wodurch das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt wurde. Endlich wurde in dem Dekret unter Anderm noch verordnet, dass der König allein die Steuern in Sicilien und den jährlichen Beitrag der Insel zu dem allgemeinen Staatshaushalt zu bestimmen habe, dass aber ohne Einstimmung des Parlaments niemals die Summe von 1,847,687 Unzen überschritten werden dürfe, welche im Jahr 1813 von dem Sicilischen Parlament als Beitrag festgesetzt worden sey. Das letztere Dekret war nun eine grausame Verhöhnung des Volks. Denn unter dem 1813 festgesetzten Beitrag Siciliens waren auch über eine halbe Million englische Subsidien inbegriffen, welche jetzt das arme Sicilien allein bezahlen sollte. Dazu kam, dass eine Menge Lasten auf die Gemeinden gewälzt wurden, ohne sie in dem allgemeinen Staatshaushalt in Rechnung zu bringen, und dass so bei dem gänzlichen Mangel an Abrechnung die Steuern ins Unendliche vermehrt werden konnten, ohne scheinbar das erlaubte Maximum zu erreichen. Und so geschah es auch. Das Maximum ist durch die jährliche Erhöhung der Steuern längst überschritten worden. Ausserdem hatten die Gemeinden noch die grossen Ausgaben für die Provinzialgerichte, die Distriktsbeamten, die Ernährung der Truppen und der Gensdarmerie zu tragen, so dass Sicilien schon 1840 mehr als das Doppelte von 1813 bezahlte. Der öffentliche Wohlstand aber verminderte sich in demselben Verhältniss. Ein Stier, welcher 1813 bis zu 30 und selbst 50 Unzen galt, gilt jetzt nicht mehr als 8 bis 10. Die Last Getreide galt sonst 10 Unzen, jetzt nur 2 bis 3, und der Bauer findet doch nur schwer Käufer, so dass er bei einer vollgefüllten Scheuer weder die Pacht noch die Ausgaben für den Landbau bezahlen kann. Auch der Werth des Käses, der Wolle und aller andern Landprodukte ist vermindert und der Preis der Güter auf die Hälfte herabgesunken.

Dieses drückende Missverhältniss zwischen den öffentlichen Lasten und dem öffentlichen Wohlstand hat nun das allgemeine Elend hervorgebracht und den Landbau, den Handel, alle Quellen der Industrie und des Reichthums fast ganz vernichtet. Die kleinen Güter sind ihren Eigenthümern zur Last, weil die Steuern und Betriebskosten die Einnahmen übersteigen. Viele Weinbauern haben ihre Weinberge wegen der geringen Weinpreise zerstört.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Palmieri sulla costituzione del regno di Sicilia.

(Schluss.)

Die grossen Besitzer finden keine Pächter, haben keine Kapitalien für den Betrieb einer weiten Besitzung anzuwenden, und so kann man jetzt grosse Landstrecken, welche 1813 reichlich eintrugen, zu unfruchtbaren Haiden herabgekommen sehen, und Viele, welche noch 1813 grosse Kapitalien auf Landbau und Viehzucht anwendeten, sind jetzt bankerott und elend. Zugleich werden die Steuererheber von der Regierung gedrängt und verpfänden den Unglücklichen selbst die Kleider, Pflüge, Sensen und alle Ackergeräthe. Dies ist eine neue Ursache des Elends, aber gar kein Gewinn für den Staatsschatz, denn die Armuth ist überall so gross, dass die Pfänder nicht verkauft werden können. So ist es erklärlich, dass das reiche und fruchtbare Sicilien so oft das Schauspiel des Hungertodes darbietet. Die Regierung hat sich selbst die Mittel abgeschnitten, die Zustände Siciliens kennen zu lernen. Die Insel ist übersäet worden mit Gerichten, Untergerichten, Steuerbeamten und Unterbeamten, deren ganze Besoldung den einzelnen Gemeinden zur Last liegt. Für die höhern Stellen schlugen die Gemeinden eine Anzahl Personen vor, aus welchen der König wählen sollte; dieser hat sich aber immer das Recht vorbehalten und auch ausgeübt, auch nicht vorgeschlagene Personen zu wählen.

Die Unzufriedenheit über einen so erbärmlichen Zustand brach 1820 in der bekannten Revolution aus. Der König hätte nach seiner Rückkehr von Laibach durch die kaum unterdrückte Gährung können gewarnt seyn, einen andern Weg einzuschlagen, aber im Gegentheil haben sich von dieser Zeit an die Uebel vermehrt. Das neapolitanische Kabinet schien nichts Anderes zu wollen, als an dem unglücklichen Sicilien Rache nehmen und Materialien für eine neue und schrecklichere Katastrophe zu sammeln. Die Verwaltung der Insel wurde entweder Unfähigen übergeben, welche sich zu jedem Willkürakt der neapolitanischen Minister leihen, oder Revolutionären, welche den Untergang des Landes wünschen. Die Existenz einer

Digitized by Google

solchen Regierung war jeden Tag ein politisches Wunder. Aber das Elend wuchs und in demselben Verhältniss die öffentliche Schuld, während die Eintreibung der Steuern immer mühsamer und erfolgloser wurde. In dieser gefährlichen Lage wurden keine Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten gespart. Tausende von Bürgern seufzten in den Gefängnissen unter Qualen, die ihnen das Geheimniss irgend einer vermutheten Verschwörung erpressen sollten, ohne dass sie je Hoffnung hatten, selbst durch einen ungerechten Spruch aus diesem schrecklichen Zustand befreit zu werden. Der öffentliche Schatz wurde ganz durch die Unterhaltung der Polizei, der Gefangenen und der Truppen verzehrt. Die willkürlichen Einkerkerungen vermehrten sich, die schändlichsten Angeber wurden von der Regierung begünstigt und beschützt.

Man kann unmöglich wirksamere Einrichtungen erfinden, um die Abneigung eines Volks gegen seine Regierung bis zum Hass und zur Verzweiflung zu steigern. Schon ehe der König von Laibach zurückkam, wurden politische Inquisitionsgerichte (giunte di scrutinio) eingesetzt, für jede Klasse eines, welche das Betragen zu untersuchen hatten. Diese Gerichte legten jedem Beamten eine Reihe von Fragen vor: ob er jemals einer geheimen Gesellschaft angehört, ob er je etwas gegen die Religion und den Staat veröffentlicht habe etc. Die Ehrlichen, welche früher mit dem Willen der Regierung Carbonari waren und als solche von der Regierung benutzt wurden, mussten sich selbst anklagen, die Schlauen läugneten. Und doch diente diese lächerliche Inquisition zur Regel bei Belohnungen und Strafen.

Als der König in Neapel einzog, wurde eine Amnestie für Alle, welche geheimen Gesellschaften angehört hatten, verkündigt, wobei aber Allen, welche von nun an bei solchen Gesellschaften sich betheiligen würden, schwere Strafen angedroht, den Denuncianten Verschwiegenheit versprochen wurde. Dies öffnete der Privatrache ein weites Feld. Das Spioniren wurde ein Modehandwerk; die infamsten und elendesten Menschen wurden die Vertrauten der Regierung. Der Despotismus nahm, wie überall, das was man dort Religion nannte, zu Hülfe. Es wurden Missionen auf die Insel geschickt, deren Hauptzweck war, vermittelst der Beichte die Carbonari aufzuspüren. Die Priester machten sich wie gewöhnlich an die Weiber, und drohten so lange mit der ewigen Verdammniss, bis sich ein elendes Weib fand, das seinen Mann und seine Verwandten in der Beichte als Carbonari angab. Die Geistlichkeit und Regierung scheute sich darauf nicht, die Beichte als Denunciation zu benutzen. Palmieri führt noch viele andere infame Mittel an, wodurch man

Digitized by Google

die Rache zu befriedigen suchte, und sagt, es haben in dieser traurigen Zeit bei 20,000 Bürger Jahrelang in den Gefängnissen geseufzt, bis es endlich der Regierung gefiel, die Gerichte mit der Sache zu beschäftigen, die dann die meisten als unschuldig befreiten. Unter diesen gab man aber wieder Vielen als unschuldig auf, das Land für immer zu meiden.

Die Geschichte dieser scheusslichen Reaktion, wie sie Palmieri ganz einfach darstellt, ist einer der traurigsten Abschnitte der neuern Geschichte. Man sieht aus ihr, wie jede Art und jedes Mittel, den Aufruhr zu dämpfen, den Keim zu einem neuen in das Volk legte, wie die Regierung von ihrer eigenen Partei irre geleitet wurde, weil Niemand war, der ehrlich sehen und ehrlich helfen wollte, wie aber auch (und das ist jetzt besonders zu beachten) das Volk von seinen eigenen Führern betrogen wurde und es daher nie zu einem bessern dauerhaften Zustand bringen konnte, weil es bei seinen Führern auch nicht auf Ehrlichkeit der Gesinnung sah und deren Handlungen und innern Absichten nicht aufpasste. Palmieri's Werk ist zum Theil (wie auch das von dem Sicilianer Giov. Aceto, De la Sicile et de ses rapports avec l'Angleterre à l'époque de la constitution de 1812. Paris, 1826.) gegen die Engländer gerichtet, die allerdings in Sicilien eine zweideutige Rolle gespielt, sehr feste Absichten auf den Besitz der Insel hatten, und deren ganze Thätigkeit für die Befreiung der Sicilianer und Bewirkung einer bessern Lage nur Maske war. Palmieri hatte sein Werk vor 25 Jahren geschrieben, es aber vergebens zu veröffentlichen gesucht; nach seinem Tod verbreitete sich das Manuscript in Sicilien, und kam so in die Hände des jetzigen unbekannten Herausgebers. Da aber das Buch noch manche Spuren des parteilichen Unmuths an sich trägt, und in dem Lauf von 25 Jahren sich manche Ansichten geändert und Vorurtheile gelegt haben, so hat der Herausgeber der Geschichte den wichtigen Dienst geleistet, eine Einleitung und mildernde, oft berichtigende Noten beizugeben und in den letztern besonders alle wichtigen auf die Geschichte bezüglichen Dokumente aufzunehmen. In dieser Gestalt ist das Werk ein wichtiger Beitrag für die neuere Geschichte von Italien geworden.

Siciliens Revolutionen bis auf den heutigen Tag, ihre Geschichte und Tendenzen. Zum Verständniss der gegenwärtigen Bewegung. Von J. D. H..... Berlin 1848.

Wir können diese Broschüre von 67 Seiten keine Geschichte von Siciliens Revolutionen nennen, wie der Titel sagt, sondern nur eine Com-

Digitized by Google

pilation von dem, was wir seit einem Jahr in allen Zeitungen über die äussern Vorgänge, die Resultate der Verschwörungen, Kämpfe und Siege gelesen haben. Von der innern Geschichte der Revolution, von dem Zusammenhang der Regierungsabsichten und der Volksbedürfnisse erfahren wir kein Wort. Zum „Verständniss der gegenwärtigen Bewegung" war es vor Allem nöthig, auf den Grund und Ursprung derselben zurückzugehen, die Entziehung des unbequemen sicilischen Parlaments, die Tendenz der Regierung, das Königreich Sicilien zu einer blossen Provinz herabzudrücken und die durch die fortdauernde Gährung über diese Tendenz immer angeregte Straf- und Rachgierde darzustellen; dann die Stellung der Parteien zu einander, die Bearbeitungen und Einflüsse von Aussen, die Kraftentwicklungen im Innern, die Gründe der öftern Scheiterung aller Pläne und noch so vieles Andere. Aber das Alles, die Ursachen der Unzufriedenheit, die schlechte Verwaltung, die grausame Willkür, die Bedrückungen und Betrügereien, die Hemmung des Handels und Ackerbaues, das Elend und die Hungersnoth sind übergangen. Der ganze Zeitraum von 1815—1820 ist in ein paar Zeilen abgethan, und in ihm liegt doch eigentlich der Schlüssel zum Verständniss der jetzigen Bewegung. Dann ist plötzlich (S. 9) vom Carbonarismus die Rede, fast als ob dieser in einem gut regierten und zufriedenen Lande ohne Grund eine Revolution veranstaltet hätte. Auch das Betragen der Engländer, das 1812 und 13 sehr einflussreich war, ist nicht in das rechte Licht gestellt. Wenn man Palmieri's Werk, das nur bis 1820 geht, durchliest, so kann man die jetzige Bewegung recht wohl verstehen. Denn man sieht dort die Noth und die dringenden Bedürfnisse, deren Nichtabhülfe einmal zur Verzweiflung und zur nöthigen Kraft führen musste. Aber die angezeigte Broschüre gibt kein Verständniss, sondern nur einen aus den Zeitungen zusammengetragenen Ueberblick der jetzigen Bewegung.

E. Ruth.

Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840, 1841, 1842, publiée par ordre du gouvernement et avec le concours d'une commission académique. Sciences physiques, Géologie et Minéralogie. III. et 182 p. in 4. Paris, Imprimerie nationale. 1848.

Wir zweifeln nicht, dass die Leser der Jahrbücher es uns Dank wissen werden, wenn wir den Bericht über ein in mehrfacher Hinsicht wichtiges Werk, wie das vorliegende, beschleunigen.

Digitized by Google

Die „Geologie“ in dieser „wissenschaftlichen Untersuchung Algeriens“ ist von E. Renou bearbeitet, die *„notice minéralogique sur le massif d'Alger“* lieferte Ravergie; beide waren Mitglieder der nach dem französischen Besitzthum auf der Nordküste Afrikas gesendeten Commission. Im Vorworte rechtfertigt sich Renou über das verspätete Erscheinen seiner Mittheilung. Es sollte dieselbe schon 1844 gedruckt werden, als er mit einer geographischen Schilderung des Reiches von Marokko beauftragt wurde. Die vom Verf. in Algerien angestellten Beobachtungen liessen sich jetzt in mancher Beziehung vermehren. Seitdem fanden bekanntlich militärische Expeditionen statt, welche die Kenntniss des Landes bis Biskra, El-Ar'ouât, Brizîna und Bou-Semr'oun gewährten, namentlich schritt man mit Untersuchungen, was die industriellen Verhältnisse betrifft, sehr vor. Es durfte dieses Alles jedoch unsern Verf. nicht abhalten, seine Wahrnehmungen zu veröffentlichen. Die geologische Karte, im Massstabe von $^1/_{2000000}$, will er selbst nur als einen Versuch betrachtet wissen; jedenfalls hat sie das Verdienst, dass dieselbe auf Thatsachen sich stützt, die meist als Erfahrungen des Verfassers gelten müssen.

Im Anfange des Jahres 1840 wusste man in geologischer Hinsicht sehr wenig über Algerien. Es beschränkten sich die Kenntnisse auf das Tertiärgebiet um Algier und Medeah, sowie auf die Gesteine der erstern Gegend und des Caps Matifo, endlich besass man Mittheilungen über die Gegend von Oran. Der geologischen Schilderung, welche Renou liefert, schickt er eine physikalische Geographie Algeriens voraus. Wir können uns nicht versagen, bei einigen Angaben zu verweilen.

Nordafrika hat drei Bergsysteme aufzuweisen. Eines derselben, das vorherrschende, streicht, der Küste des mittelländischen Meeres parallel ziehend, ONO; ein zweites, dessen Richtung NNO, bestimmte vorzüglich das Streichen der Küsten von Marokko und von Tripoli; in letzterm Staate, desgleichen in der Provinz Constantine, tritt das dritte jener Systeme am entschiedensten auf und zwar mit dem Streichen OSO. Höhen von 1,400 Meter sind sehr häufig in Algerien; der Djerdjera erreicht 2,126 Meter und der Aoures steigt bis zu 2,312 M. empor. In den Zwischenräumen der Bergketten trifft man grosse, hoch über dem Meere liegende Ebenen, ja es gehört zu den ausgezeichneten Zügen des Landes, dass die Erhabenheit der Ebenen, jener der sie beherrschenden Gipfel verglichen, eine sehr beträchtliche ist. Ein anderer wichtiger Charakter liegt in dem Umstande, dass die der Küste parallelen Berge, dessgleichen jene, welche in einiger Entfernung ziehen, Ketten bilden, die nur von Flüssen durchbrochen werden, welche in grosser Menge von Plateaus im innern Lande

Digitized by Google

hersbkommen. Im Allgemeinen ist der Anblick Algeriens ein ziemlich einfacher; Berggestalten und das ganze Bodenaussehen zeigen sich wenig mannigfaltig. Eine der auffallendsten Erscheinungen bleibt die zwischen Tenes und Oran, gegen Ras-el-Khanis; hier schliessen sich die Plateaus sehr plötzlich den Bergen an, und so entstanden jähe Abstürze am Meeresrande. Die Sahara (unser Verf. schreibt S'ah'ra) erscheint in zwei Zonen geschieden, eine bergige gegen Norden, wo das Wasser weniger selten ist und die bei weitem stärker bevölkert, und eine, um vieles niedrigere, südliche Zone. Von der Sahara ist jene Gegend wesentlich verschieden, die als „Tell" bezeichnet wird; reich an Wasser bildet sie das eigentliche Fruchtland und darauf deutet ohne Zweifel auch der Name (von *Tellus*, Getreide tragende Erde). Die Scheidung Algeriens in Tell und Sahara steht in wesentlicher Beziehung mit der an der Oberfläche verbreiteten Wassermenge, folglich mit den Quellen, welche diese liefern, das heisst mit der Breite, mit den Phänomenen der Winde und des Regens, mit den Berghöhen u. s. w. Von letzteren, desgleichen von den Höhen der Ebenen, Seen und Sümpfen, der bewohnten Orte, des Flusslaufes in verschiedenen Stellen u. s. w. theilt der Verf. eine tabellarische Uebersicht mit, die, so wenig solche auch vollständig, dennoch manche wesentliche Lücke in unserer Kenntniss des fernen französischen Besitzthums ausfüllt, und seitdem Renou daselbst war, wurden sehr viele Berge mit grosser Genauigkeit gemessen. Zu den erhabensten bewohnten Orten gehören: der Telegraph von Djemadra, oberhalb der Stadt Blidah, 1,400 Meter, das alte Lager von Tala-Izid, daselbst, 1,300 M., die Stadt Setif 1,100 M. u. s. w. Ferner erhalten wir über die Neigung der Gehänge von Bergen und Ebenen, über den Fall der Flüsse nicht wenige schätzbare Angaben.

So weit die erste Abtheilung des Werkes. In der zweiten wird die „eigentliche" Geologie abgehandelt. Der Verf. beginnt mit Schilderung der Provinz Constantine.

Auf einem beinahe viereckigen Felsen, nach allen Seiten mehr oder weniger steil abstürzend, ist die Stadt Constantine erbaut. Hippuriten, so wie *Chama ammonia*, in gewissen Schichten des schwarzen oder dunkelgrauen Kalkes eingeschlossen, welcher die Hügelmasse zusammensetzt, dienen zur Bestimmung des Alters dieses Gesteines. Die schwarz gefärbte Abänderung lieferte ausschliesslich das Material zu den römischen Bauwerken. Am Abhange gegen SW sieht man über dem Hippuritenkalk mächtige Massen von Mergel und von Gyps, mit letzterem treten auch Anhydrit und Steinsalz auf. In sieben Kilometern Entfernung von Con-

Digitized by Google

stantine erscheint Süsswasserkalk, der sehr verbreitet ist und selbst kleine Berge zusammensetzt; er dürfte der Sub-Apenninen-Formation angehören. — Constantine, von Abgründen umgeben, ist nur an einer Stelle, gegen SW, zugänglich. Der kleine Hügel Koudiat-Ati erlangte durch die Belagerung der Stadt gewisse Berühmtheit. Er besteht aus einem, der schweizerischen Nagelflue, namentlich jener des Rigi, sehr ähnlichen Trümmergebilde, das auf der Strasse nach Philippeville hin fortsetzt, stellenweise einhundertzwanzig Fuss und darüber mächtig wird und überhaupt zu den in Algerien am meisten verbreiteten Gesteinen gehört. Auf sämmtlichen andern Felsarten sieht man die Breccie in abweichender Lagerung ihre Stelle einnehmen; durch Gebirgserhebungen erlitt sie grosse Störungen. Ausserdem erscheint um Constantine sehr häufig noch ein Travertino, ein Absatz von Quellen, dessen Entstehen heutiges Tages fortdauert. Hin und wieder umschliesst das Gebilde Trümmer römischer Ueberbleibsel.

Von Constantine nach Philippeville, den Weg durchs Gebirge einschlagend, überschreitet man zuerst Hippuritenkalk, sodann folgt graue, sandige Kreide, bedeckt von dem Conglomerat des Koudiat-Ati; bedeutende Störungen sind nicht zu verkennen, mitunter stehen die Schichten auf dem Kopfe. Weiterhin zeigen sich die Höhen aus dichten, beinahe wagerechten Kalksteinen zusammengesetzt, die, allem Vermuthen nach, ebenfalls zum Hippuritenkalk gehören. Am Ouad-Smendou treten graue Mergel auf, reich an Süsswassermuscheln und an Fischresten; auch gering mächtige Braunkohlenlager, Planorben u. s. w. enthaltend, wurden nachgewiesen. Es ist dies ein mittleres tertiäres Süsswassergebilde, jenem der *Bouches-du-Rhône* vergleichbar, das ausserdem in Algerien an keiner andern Stelle vorkommt. Im Osten des „Lagers von Toumiat" erheben sich zwei merkwürdige Kegel bis zur Meereshöhe von 890 Meter. Sie sind meist aus Nummulitenkalk zusammengesetzt; allein so verbreitet dieses Gestein im ganzen Lande, nirgends wollte es unserm Verf. gelingen, dessen Beziehungen zu andern Felsarten genau zu ermitteln, namentlich jene mit einem in der Gegend vorhandenen Sandstein. Letzterer bedeckt jedoch an allen Orten das untere Kreidegebiet in abweichender Lagerung; er ist älter als die Tertiärformationen, scheint demnach der obern Kreideabtheilung zu entsprechen und in Algerien die weisse europäische Kreide zu vertreten. Von fossilen Resten war, einen Pflanzenabdruck ausgenommen, keine Spur aufzufinden. — Bis in die Nähe von Philippeville wechseln Sandstein und Thon, hier werden sie durch Schiefer, besonders aber durch talkigen Gneiss verdrängt. Wie es das Ansehen hat, so fallen diese älteren Gesteine unter starken Winkeln, oft beinahe

Digitized by Google

senkrecht, gegen Osten. Als Zwischenlagerung umschliessen dieselben grauen körnigen Kalk. Die ganze Küste von Philippeville bis Stora hat einen Sandstein von neuer Formation aufzuweisen, bemerkenswerth um seines Regelrechten willen, und wegen der gegenwärtigen Höhe über dem Meere. Man findet darin Ueberbleibsel aus der Römerzeit, Bruchstücke von Ziegeln u. s. w. Das Entstehen ähnlicher Gebilde, wie jener Sandstein, hat hin und wieder fortdauernd statt. Bei Philippeville erscheint die Ablagerung am Fusse der von Römern aufgeführten Hafenmauer. Damals mussten folglich Fahrzeuge hier ihre Anker werfen, ein- und ausladen können; heutiges Tages vermögen Schiffe nur auf eine Entfernung mehrerer Meter zu nahen.

Wanderung ins Land der K'arakta. Von Constantine aus längs dem Bou-Merzoug führt der Weg über Mergel, die der groben sandigen Kreide angehören und stellenweise durch das uns bekannte Conglomerat vom Koudiat-Ati bedeckt werden, auch zeigen sich kleine Streifen des Sub-Apenninen-Süsswasserkalkes. Grosse, steile Abstürze am Ufer begünstigen die Beobachtung. Weiter folgen ziemlich mächtige Sandsteinschichten; sie senken sich nordwärts und sind dem obern Kreidegebiet beizuzählen, wie jene zwischen Philippeville und Constantine. Nicht fern von Gouça, dem alten Sigus, treten unterhalb der Sandsteine die grauen Kalke und schwarzen Mergel der tiefern Kreideabtheilung auf. Sie reichen bis zur Ruine und bedecken hier den Hippuritenkalk. Bei Gouça erscheint Gyps unter ähnlichen Verhältnissen, wie in der Nähe von Constantine, dessen früher gedacht worden. Nun ist die Ebene der Segnia zu überschreiten; sie liegt etwa 800 Meter über dem Seespiegel. Bald gelangt man zum Fusse von Kreidehügeln. Die grauen Kalke, die Mergel zeigen sich ganz übereinstimmend mit jenen um Constantine. Auf der Höhe steht ein beinahe weisser Kalk zu Tage, welcher *Catillus* umschliesst, die in nicht gewöhnlicher Art gut erhalten blieben und meist sehr gross sind. In der Ebene nordwärts des Sidi-Rer'eis herrschen Mergel und Kalke der groben sandigen Kreide. Der Berg selbst besteht aus Hippuritenkalk, welcher im nordöstlichen Theile sich zu Dolomit umgewandelt zeigt. Eine genaue Grenze zwischen beiden Gebilden ist nicht wahrzunehmen. — Gegen Ouad-Meskiana hin erheben sich Hügel brauner Dolomite, sehr verschieden von den eben erwähnten und am Fusse derselben treten Quarzfelsen zu Tag, wie solche Renou in Algerien nirgends wieder sah.

Ausflug in den westlichen Theil der Provinz Constantine. Der Verf. folgte beiden Strassen von Constantine nach Setif und untersuchte die Gegend dieses Lagers, ohne Erscheinungen zu finden, von den bisher er-

Digitized by Google

wähnten wesentlich abweichend. Das „Lager von Setif", im Jahre 1840 noch sehr unbedeutend, erlangt von Tag zu Tag mehr Wichtigkeit. Es wurde inmitten der alten Römercolonie *Sitifis colonia* angelegt. Der Grünsand dieser Gegend, manche fossilen Reste führend, diente schon den Römern zu ihren Denkmalen. Unter den erstiegenen Höhepunkten gebührt der Mzita und der Magriz Erwähnung. Jener Berg, zur Kette gehörend, die Algerien in ostsüdöstlicher Richtung durchzieht, steigt ungefähr 1,300 Meter über die Meeresfläche empor und gewährt eine sehr weite Aussicht. Am Fusse findet sich die prachtvolle Quelle Ain-Tmoula. Noch merkwürdiger ist das Panorama, welches der Gipfel des 1,600 M. hohen Magriz darbietet; besonders die Babourkette mit ihren steilen Abhängen lässt sich von hier sehr gut überblicken. Interessant ist endlich das, was über die warmen Bäder der Bou-Sellam gesagt wird. Sie liegen, neunzehn Kilometer südwestwärts von Setif, in einer kleinen Alluvialebene, umgeben von niedern Höhen tertiären Süsswasserkalkes. Aus einer angeschwemmten Ablagerung kalkiger und kieseliger Gerölle treten die Quellen inmitten kreisrunder, im plastischen Thon ausgehöhlter Becken hervor. Im Grunde jedes derselben hat starke Gasentwickelung statt. (Die Natur des Gases blieb unserm Verf. unbekannt, weil es ihm an Vorrichtungen zum Auffangen der Luft fehlte.) Wasser der Quellen und das Gas sind ohne Geschmack und Geruch; auf dem in dem Becken sehr häufig vorhandenen Conferven bildet das Wasser zarte kalkige Häutchen. Die Temperatur der Quellen ist nicht bei allen gleich, sie wechselt zwischen $41^0\,1/_2$ und $49^0\,1/_2$. Ihr Gesammtwasser bildet einen Bach von einem Meter Breite und 0m20 bis 0m25 Tiefe.

Weg von Setif nach Constantine über Djemila und Mila. Man findet fast ausschliesslich das untere Kreidegebiet; graue, zum Schwarzen sich neigende Mergel, mit Zwischenlagerungen dichten Kalksteins treten auf. Das „Lager von Ain-Khachba" findet sich in einem weiten Thale auf Süsswassergebilden, die der Subapenninen-Formation beizuzählen seyn dürften. Auch Travertino kommt in Häufigkeit vor; er steht in Beziehung zu mehreren Thermen, welche am Fusse des Bou-Cherf zu Tag treten.

Zwischen Constantine und Bona. Der erste Theil des Weges wurde bereits besprochen. Auf Kreidemergel und tertiäre Süsswasserablagerungen, über denen uns bekannte Breccien des Koudiat-Api ihre Stelle einnehmen, folgen kalkige Mergel ohne Quarz. In etwa fünfundvierzig Kilometern Entfernung von Constantine trifft man tertiäre Trümmergesteine, deren Rollstücke alle dem Nummulitenkalk anzugehören scheinen. Um Sidi-Tamtam hat das Kreidegebiet die grösste Aehnlichkeit mit jenem bei

Digitized by Google

Gouça und Setif. Die Römerruine Announa liegt auf einem kleinen Plateau, an dessen Gehänge sich die Schichten der untern groben Kreide sehr gewunden zeigen. Berühmt sind die warmen Bäder von Hammam-Meskhoutin im weiten Thale auf dem rechten Ufer des Ouad-Zenati. Die vielen und reichhaltigen Quellen, aus deren vollkommen klarem Wasser Gas in Menge aufsteigt, haben keineswegs alle eine gleiche Temperatur; über 94° wurde nicht eine derselben befunden. Ihre chemische Beschaffenheit untersuchte Tripier *(Ann. de Chim. et de Phys. 1842. Vol. II.)*. Am Seibous-Ufer, nordwärts Guelma, wird Gyps gewonnen; er ist hier, wie überall in Algerien, den mergeligen Schichten der groben Kreide untergeordnet. Man trifft sehr schöne Gypsspathkrystalle, die überaus kleine nierenförmige Schwefelparthien als Einschlüsse enthalten. Nicht fern finden sich die Bäder von Hammam-Berda, deren Wasser gleichfalls von Tripier analysirt wurde. Sie sind von ziemlich gut erhaltenen Römermauern umgeben. Die Höhen bei den Trümmern der römischen Stadt Askurus gewähren eine sehr weite und ungemein pittoreske Aussicht. — Bis Nechmeia bleibt man stets auf dem Kreidegebiet. Nun folgt Sandstein, der, beim Herabsteigen von den Bergen, bald unter dem Alluvialboden der Ebene verschwindet.

Landstrich südwärts der Ebene von Bona. Umgegend vom la Calle-Flusse. Der besprochene Sandstein, der nämliche, welcher zwischen Philippeville und Constantine auftritt, gehört einer grossen Zone an, die, in westlicher und östlicher Richtung, sich weithin erstreckt, in letzterer an Mächtigkeit sehr zunimmt und ohne Zweifel nach Tunis fortsetzt. An der Grenze dieses Staates, ostwärts des la Calle-Flusses, sieht man überall beinahe senkrecht emporgerichtete Sandsteinschichten, deren Streichen genau nach NNO. In der ersten der nahen Bergreihen, welche zweihundert Meter in ihren Höhen nicht überschreitet, verdient der Kef-Oum-Tebout Beachtung um seiner konischen Gestalt willen, wegen seines vereinzelten Auftretens und wegen der den Berg zusammensetzenden Felsarten. Verfolgt man die Sandstein- und Thonlagen bis zum Gipfel, so ist nicht zu verkennen, wie letztere nach und nach immer härter werden; sie bilden vorspringende Felsen von blaulicher Farbe, die das Ansehen gewisser vulkanischer Gebilde haben. Alles trägt das Gepräge einer stattgefundenen gewaltthätigen Umwälzung. Auch der Kef-el-Hammam lässt emporgerichtete Sandsteinbänke sehr deutlich wahrnehmen. Am Fusse des Hügels entspringen drei Thermen, deren bedeutendste jedoch nicht über 20° Temperatur hat. Alle enthalten schwefelsaures Eisenoxydul. Eine andere Quelle von 35° Wärme trifft man am Eingange des Chafia-

Digitized by Google

Thales. Hier erbauten die Römer ein Bad, welches noch vorhanden ist; inmitten der Ruinen, welche es umgeben, bahnen sich mehrere Thermen ihren Weg. Das Dorf la Calle, auf einer kleinen Halbinsel gelegen, hat in seiner Umgebung einen Sandstein ganz eigener Art aufzuweisen; das Gebilde geht aus sandigen Lagern hervor, die, untermengt mit meist zertrümmerten oder abgerollten Meeresmuscheln, durch einen kalkigen Teig verkittet werden. In den Muscheln erkennt man übrigens leicht jene wieder, wie solche heutiges Tages noch an der Küste leben. Eine andere Formation, neuern Ursprungs als der eben erwähnte Sandstein, — der ausserdem am Ufer Algeriens fast überall zu sehen und in abweichender Lagerung auf dem Sub-Apenninen-Gebiete seine Stelle einnimmt, — tritt am Fusse des Koudiat-Mstab oder Kef-Msida auf. Es ist eine mehrere Meter mächtige Lage grauen Thones, älter als die ungeheuren Sanddünen der Gegend. *Lutraria piperata* und zumal *Cardium edule* kommen in Menge in dem Thon vor, ferner *Lucina lactea*, *Cerithium vulgatum*, *Buccinum reticulatum* und *Venus decussata*, deren ähnliche in geringer Entfernung am Ufer noch lebend vorhanden sind. Der Thon steigt hin und wieder bis zu sechs Meter über den Meeresspiegel an und enthält stellenweise Conchylien in solcher Häufigkeit, dass er das Ansehen einer Bank weisser Kreide erlangt. Ueber dem Thon nimmt man an einigen Orten sandige Dünen wahr, die mitunter mehr als fünfzig Meter Mächtigkeit erlangen. Noch eine Erscheinung verdient erwähnt zu werden. Unfern der Ruine von Tonga findet sich eine im fortdauernden Wachsthum begriffene Torfablagerung.

Umgegend von Bona. Die Stadt liegt am östlichen Ende eines Streifens alter Gesteine, der nämlichen, welche bei Philippeville vorkommen; längs der Küste hinziehend, erlangen dieselben ungefähr die Breite eines Myriameters. Die Bergmasse des Eidough, im Westen von Bona, deren erhabenster Gipfel bis zu 972 Metern ansteigt, bildet eine Kette von vierundsechzig Kilometern Länge, welche OSO streicht. Die Folge der Gesteinlagen ist keineswegs ohne gewisse Mannigfaltigkeit. Von den Gipfeln ausgehend, trifft man Gneiss von sehr bedeutender Erstreckung, darauf Glimmerschiefer, Chloritschiefer, chloritischen Gneiss und mehrere Bänke körnigen Kalkes, reich an Granaten, an Staurolith- und Disthenkrystallen. An der Grenze des Gneisses und des Glimmerschiefers zeigt sich ein Gestein, dem hier eine keineswegs unwichtige Rolle verliehen. Es ist diese eigenthümliche Felsart ein Gemenge aus Granat und Augit mit grossen Hornblendekrystallen, mit Feldspath, Sphen und mit ansehnlichen blätterigen Parthieen grünlichgrauen Epidots. Hin und wieder tre-

Digitized by Google

ten auch Granatkrystalle darin auf. Da, wo Gneiss und Glimmerschiefer sich berühren, erscheinen in beiden besonders schöne Quarzkrystalle. Der Gneiss führt stellenweise Turmalin, der Glimmerschiefer Granaten in Menge. Als wichtigste unter den Kalkmassen muss jene gelten, welche die Kasba durchzieht und den östlichen Theil der Stadt Bona; hier setzt sie den steilen Meeresrand zusammen. Der Kalk, sehr rein, blendend weiss und von ziemlich grobem Korne, findet sich in Lagen geschieden, zwischen denen Glimmerschiefer auftritt, überreich an Granat und Staurolith, und an der unmittelbaren Grenze von Kalk erscheinen auch zahllose Augitkrystalle. Was den Kalk noch besonders auszeichnet, das ist eine Masse von Magneteisen, die an Bou-Hamra ihre grösste Entwickelung erreicht haben dürfte; wahrscheinlich (wir möchten sagen ohne Zweifel, denn so ist es auch in Scandinavien) bildet das Erz einen Gang. Mit dem Magneteisen kommen Eisenglanz, Brauneisenstein und Granat vor. Spuren alter Grubenbaue, eine Menge von Schlacken sind wahrzunehmen und dies stimmt mit Angaben arabischer Schriftsteller früherer Zeit überein, welche von ansehnlichem Eisenberghau in der Gegend von Bona reden. Andere interessante Thatsachen gewähren ein Talkschiefer, bei welchem Disthen als wesentlicher Gemengtheil auftritt, sowie ein Glimmerschiefer, der Chiastolithkrystalle eigenthümlicher Art umschliesst. Quarzgänge, desgleichen Gänge von Schriftgranit mit Turmalin gehören zu den häufigen Erscheinungen im Schiefergebiete, und im Talkschiefer finden sich in Drusenräumen sehr zierliche Quarz- und Albitkrystalle. Der körnige Kalk setzt, was seine Hauptmasse betrifft, bis zum Vorgebirge Ras-el-Hamra fort und bildet hier einen Hügel von ungefähr 170 Meter Höhe. Am Abhange sieht man eine gewaltige von den Römern herrührende Weitung; hier wurde, dies bezeugen die Spuren, ein sehr regelrechter Steinbruchbau betrieben. Ungeheure Marmorblöcke liessen sich gewinnen, auch wurde neuerdings der Leuchtthurm ganz aus dem vortrefflichen Material aufgeführt. Der Sand an der Küste ist besonders merkwürdig wegen der Menge der Bruchstücke und Körner von Granat, Disthen, Staurolith, Turmalin u. s. w., die er führt.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich das keineswegs gewöhnliche Interesse, welches die Gegend um Bona in mineralogischer, wie in geologischer Hinsicht gewährt, und sehr zu bedauern ist, dass Renou in seinen Untersuchungen sich auf einen verhältnissmässig nicht grossen Raum beschränkt sah.

Im NNO der Stadt verschwinden die alten Gesteine unter ziemlich mächtigen Lagen von Gebilden, wie wir solche oben an den Ufern des

Digitized by Google

la Calle-Flusses kennen gelernt. Die Felsarten zeigen sich jedoch hier kalkiger, reicher an Meeresmuscheln, auch enthalten sie *Helix* und *Bulimus*, Arten zugehörend, wie solche noch gegenwärtig auf nahen Felsen leben. An vielen Stellen sieht man Spuren davon, dass die Römer hier Steinbrüche betrieben; das leichte Material diente ihnen zu mehr als einem Zwecke bei ihren Bauten. — Die Ebene im Westen von Bona sich ausdehnend, zwischen der Stadt und dem Fusse der Berge, hat Ablagerungen neuern Ursprungs aufzuweisen, als die Sandsteine vom la Calle-Ufer, grauer Thon, ganz erfüllt mit Meeresmuscheln, darüber Sand, ähnliche fossile Reste enthaltend, noch weiter aufwärts Dammerde mit Ueberbleibseln aus der Römerzeit, endlich der fruchttragende Boden unserer Tage und die Rasendecke.

Eiland Galita. Die kleine, aus weiter Ferne schon sichtbare Insel ist ein dem Meere entstiegener Berg, der eine Höhe von 476 Metern erreicht. Der Anblick ist seltsam und mannigfaltig; die Gehänge so steil, dass nur im Grunde einer einzigen Bucht gelandet werden kann. Am nordöstlichen Ende tritt ein Granaten führender Albitgranit auf. Zwei Drittheile der Oberfläche bestehen aus senkrecht aufgerichteten Schichten schwarzen dichten Kalkes, die wahrscheinlich zur Juraformation gehören; fossile Ueberreste sind darin nicht vorhanden. Ausserdem zeigt sich auch an mehreren Stellen eine Art Melaphyr (oder Diorit) und an einem Orte kommt das öfter erwähnte Gestein vom la Calle-Ufer vor; es führt *Helix aspersa* und *subcarinata*, wie sie jetzt noch auf nahen Felsen lebend vorhanden, und ist neuern Ursprungs als die Eruptivgebilde, wovon dasselbe Bruchstücke umschliesst. — Das Eiland Galita macht den erhabensten Gipfelpunkt einer Bergkette aus, die unter dem Meere nach O und W fortsetzt. In letzterer Richtung werden die Höhen vom Wasserspiegel überragt und Seefahrer sind, um die drohenden Klippen zu vermeiden, zu ungeheuren Umwegen genöthigt.

Umgegend von Djidjelli. Dieses Dorf ist, im Osten vom Cap Carallo, auf einer Felsenzunge erbaut; eine kleine südwestwärts gelegene Ebene hat noch zahlreiche Trümmer der Römerstadt Igilgilis aufzuweisen. Das untere Kreidegebiet, dessen Glieder graue Mergel und mergelige Kalke, zeigt sich herrschend, allein nur auf beschränktem Raume geht die Formation zu Tag, indem dieselbe vom Sandstein der obern Kreideabtheilung überlagert wird. Einige hundert Meter südwestlich vom Dorfe findet sich am Meeresufer ein sandiger Kalk oder ein kalkiger Sandstein, der manche Seemuscheln enthält und auch Cyclostoma sulcatum, wovon man die lebenden Aehnlichen noch an demselben Orte trifft. Von den Römern wurde die Felsart häufig zu ihren Bauten verwendet.

Digitized by Google

Gegend um Bougie. Das Dorf liegt auf dem Abhange des Gouraiaberges. Es zeigen sich hier die ersten wohl charakterisirten Schichten des Juragebietes. Eine Höhle, oder vielmehr eine senkrechte Spalte, deren Besuch äusserst mühevoll, ist erfüllt mit Aragon-Stalactiten vielartigster Grösse. Von allen Bergen Nordafrikas, welche unmittelbar an der Küste emporsteigen, sind jene bei Bougie die erhabensten.

Provinz Algerien. Während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes benutzte unser Verf. die Zwischenzeiten der Expeditionen, an denen er Theil nahm, zur genaueren Erforschung der Umgebungen von Algier, so weit es damals möglich war, ohne Bedeckung vorzudringen. Das untersuchte Gebiet, etwa 40,000 Hectaren messend, besteht aus zwei gänzlich von einander abweichenden Felsartensystemen. Im nördlichsten Theile, dessen Oberfläche nur 6300 Hectaren beträgt, herrschen alte Gesteine: Schiefer, Gneiss, Granit, körniger Kalk u. s. w., den übrigen Boden findet man beinahe ganz aus der Sub-Apenninen-Formation zusammengesetzt, charakterisirt durch eine Menge fossiler Reste. Längs des Meeres tritt ein anderes Gebilde auf, mit dem sandigen Kalk oder kalkigen Sandstein des Ufers vom la Calle-Flusse einer Altersperiode zugehörend. Endlich sind noch neuere Ablagerungen zu erwähnen, deren Entstehen ohne Unterbrechung fortdauert, und mehrere Knochenhöhlen.

Hiernach zerfällt die geologische Beschreibung der Umgebungen Algiers in vier Kapitel.

Alte Gesteine. Die Gesammtmächtigkeit ihrer Lagen beträgt mindestens 2000 Meter. Sie neigen sich ziemlich regelrecht unter einen Winkel von etwa 45° gegen Süden, weiterhin stehen dieselben auf dem Kopf. In der Nähe der Stadt, und ohne sich von der Küste zu entfernen, nur Talkschiefer, aber in mannigfaltigen Spielarten. Darunter nimmt fast überall eine mächtige Lage feinkörnigen Kalks ihre Stelle ein; sie wurde von den Mauren seit früher Zeit abgebaut, um das Gestein zu brennen. Zwischen den Bänken, in welche die Kalkmasse geschieden wird, tritt hin und wieder Glimmerschiefer auf und gegen die Grenze dieser Felsart und des Kalkes zeigen sich an Bou-Zarea Quarzgänge, welche Manganerz führen. In nicht bedeutender Entfernung von Algier gegen Süden fängt der Gneiss an, jenem, wie ihn Europa so häufig aufzuweisen hat, durchaus ähnlich. Gering mächtige Magneteisenlager kommen an manchen Stellen darin vor. Unterhalb des Forts Bab-Azzoun erscheint Granit, welcher den Gneiss durchbrochen hat und in den Gängen eines jüngern, Turmalin-reichen Granits aufsetzen. In einer der Küste zuführenden Schlucht kommt ein überaus schönes Gestein vor, ein Gemenge

Digitized by Google

aus Albit, Quarz, Talk und Turmalin; man dürfte solches als Varietät jenes neuern Granites anzusehen haben. Der Gneiss umschliesst mehrere Gänge körnigen Baryts von geringer Stärke, die Bruchstücke des Gneisses enthalten. Besondere Beachtung verdient eine Felsart von schieferiger Structur, gemengt aus Feldspath, Talk, blauem, dem Dichroit ähnlichen Quarz und vielem Turmalin. Nicht weit vom Telegraphen von Bou-Zarea tritt ein Schiefer auf, der fast nur aus schwarzem Glimmer besteht. Was die zwischen den Gebieten von Algier, Bona und Philippeville bestehenden Verhältnisse betrifft, so findet man am letztgenannten Orte nur die Gneisse und die Talkschiefer wieder mit einer gering mächtigen Kalklage; sie dürfte dem mittlern Theile der Formation um Algier entsprechen und die mächtige Kalklage von Bona jener bei Algier; es beschränken sich die Analogieen auf die das Kalkgebilde begrenzenden Felsarten.

Sub-Apenninen-Gebiet. Es besteht, der Hauptsache nach, aus zwei Abtheilungen: eine Lage grauen Thons, oft mergelig, oder erfüllt von grünen Körnern, und eine Reihe kalkiger Bänke, die sich meist mehr oder weniger mergelig und sandig zeigen; das Ganze endigt mit einer Ablagerung von Sand und von kleinkörnigem Trümmergestein. Auf der Strasse nach Blida, bei Deli-Brahim und bei Doueira findet man sehr zahlreiche fossile Reste und vorzüglich gut erhalten. Ein Streifen der Sub-Apenninen-Formation, wo die Schichtenfolge vollständig entwickelt zu treffen, ist bei Bab-el-Ouad vorhanden; es ruht derselbe nordwärts auf Talkschiefer und gegen Süden hin auf Gneiss.

Oberes Tertiärgebiet. Bei Bab-el-Ouad und an der Küste von Moustafa erscheint, in gänzlich abweichender Lagerung, dieses der Sub-Apenninen-Formation im Alter nachstehende Gebiet. Es beginnt mit einer Lage plastischen Thones, ohne grüne Körner, ohne Sand, mit Turritellen, grossen Austern, Nummulinen u. s. w. Auf dem Thon nehmen hin und wieder Bänke wenig sandigen Kalkes ihre Stelle ein, oder es wird derselbe von Rollsteinen bedeckt, über dem Ganzen aber zeigt sich Travertino, von Thermen abgesetzt, welcher theils durch Melanopsiden und Land-Mollusken bezeichnet wird, theils pflanzliche Ueberbleibsel in Menge umschliesst. Endlich folgen, als neueste Gebilde, längs des Strandes Conglomerate, zumal aus Trümmern der festesten ältern Gesteine, namentlich aus Quarz, Gneiss, Talkschiefer, körnigem Kalk u. s. w. zusammengesetzt und gebunden durch kalkigen Teig.

Knochenhöhlen. Die bedeutendste und zugleich jene, die am weitesten entfernt von Bir-Madreis, liegt inmitten eines sehr lebhaft betriebenen Steinbruches; dieser Umstand veranlasste im Jahre 1841 die Ent-

Digitized by Google

deckung des unterirdischen Raumes, der von einem weissen Kalkstein mit Nulliporen umschlossen wird, ähnlich jenem der Knochenhöhlen unfern Montpellier, und dessen Eingang bis dahin durch eine grosse Masse von Dammerde und durch Gesträuch geschlossen gewesen. Unter den gefundenen thierischen Ueberbleibseln verdient besonders ein Haifischwirbel Beachtung. Auch an Stalactiten ist die Grotte sehr reich. In einer andern Höhle fand Renou, ausser ältern und neuern Gebeinen, das Bruchstück eines roh gearbeiteten Töpfergeräthes, das nach der Art, wie solches geschwärzt erscheint, zum Kochen von Speisen gedient haben dürfte. Von menschlichen Resten war übrigens nicht eine Spur zu entdecken, wie dieses der Fall gewesen seyn würde, wäre der Raum eine Begräbnissstätte gewesen. In einer dritten Grotte, an deren Eingang eine Breccie mit *Helix aspersa* in Menge zu sehen, fand man, jedoch ganz vereinzelt, einen menschlichen Backenzahn u. s. w. Die Thierknochen dieser verschiedenen Höhlen bestehen vorzüglich aus solchen der Geschlechter Katze, Hund, Hyäne, Pferd, Rhinoceros, *Phacochörus* (Warzenschwein), Ochs, Ziege und Antilope. Nach Blainville's Ausspruch stammen diese Reste sämmtlich von afrikanischen Thieren, die noch gegenwärtig lebend vorhanden sind, oder es weichen solche von Geschöpfen der Jetztzeit sehr wenig ab. Die Grotte wurde, dies scheint ausser Zweifel, während der Zeit der Ablagerung des uns bekannten grauen, Muscheln führenden Thones bei Bona und am la Calle-Flusse von jenen Thieren bewohnt; es befanden sich die unterirdischen Räume, gegenwärtig 132 Meter über dem Meeresspiegel, damals an dessen Ufer, die Emporhebung, eine sehr beträchtliche, hatte in der Epoche statt, wo Menschen bereits vorhanden gewesen.

Col von Mouzaia. Umgegend von Medea. Von Haouch-el-Ara aus dem berühmten Hohlweg „Tnia" de Mouzaia hinansteigend, findet man zuerst Kalkbreccien, sodann einen sehr feinkörnigen thonigen Sandstein, auf diesen folgen grauer oder gelblicher Kalkstein, erfüllt von *Peeten*, *Astrea* und *Turritella*, Mergel mit dichtem Kalkstein wechselnd, endlich ganz auf der Höhe Kalk mit den so eben erwähnten fossilen Resten. Die Aehnlichkeit des Gebietes mit jenem der Provinz Constantine lässt nicht bezweifeln, dass alle diese Berge dem untern Kreidegebilde angehören.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Exploration de l'Algérie.

(Schluss.)

Hin und wieder kommen Gänge von kohlensaurem Eisenoxydul vor, die nicht selten gewisse Stärke erlangen, und da sie äussern zerstörenden Einwirkungen besser widerstehen, wie die sie umschliessende Formation, so ragen dieselben als Mauer-artige Vorsprünge mehrere Meter über den Boden. Fahlerz und Barytspath kommen mit dem Eisenerz vor. Allem Anschein nach wird die Eisengewinnung in dieser holzreichen Gegend, wo auch Wasser in Ueberfluss vorhanden, demnächst einige Bedeutung erlangen; auf Kupfer wird bereits seit einiger Zeit gebaut. Zwischen den Kupfergruben und dem oben erwähnten Hohlwege zeigt sich, dem untern Kreidegebiet angehörig, wie überall in der Provinz Constantine, eine Masse weissen Gypses, welche Anhydritkerne einschliesst. Der Gyps wurde vordem von Eingeborenen gewonnen; die ganze Stadt Medea ist damit erbaut. Nicht fern trifft man eine Kalktuffablagerung von etwa fünfzehn Meter Mächtigkeit. Das Gestein enthält pflanzliche Abdrücke und *Helix aspersa*. Es zeigt Spuren regelrechten Abbaues, der muthmasslich von Christensklaven betrieben wurde. An sehr vielen Stellen sind am Gehänge der Hügel kleine Stöcke weissen Salzes vorhanden, zumal in den ausgetrockneten Pfützen; es besteht dieses Salz zum grossen Theil aus schwefelsaurer Talkerde, der schwefelsaures Natron, Seesalz und Gyps verbunden sind. Am höchsten Punkte der Strasse, zwischen dem Hohlwege von Mouzaia und Medea, treten noch Mergel der Kreideformation auf, allein bald sieht man sich ins mittlere Tertiärgebiet versetzt, charakterisirt durch *Ostrea elongata*. Es erreicht eine Meereshöhe von 1120 Meter, indem dasselbe bis zum Gipfel des Nadour ansteigt. Zwischen Medea und Berouaguia enthält das Gebilde fossile Meeresreste in Menge. Nun tritt an dessen Stelle eine Formation auf, bestehend aus fast überall Gypshaltigen Mergeln, begleitet von mergeligen Kalken, deren Schichten sich unter 45° senken. Sie führen *Spatangus cor-anguinum*, *Inoceramus Cuvieri*, *Gryphaea aquila*, ferner Bruchstücke einer grossen *Perna*, einige Belemniten und zahlreiche Abdrücke von Ammoniten. Jenseits Bou-R'ar

Digitized by Google

folgen weit gedehnte Ebenen, und nachdem Hügel überschritten worden, deren Felsarten mehr und mehr die bekannten Merkmale europäischer Kreide tragen, gelangt man abermals in Ebenen, wo der Boden aus vielartigen Gesteinbruchstücken besteht, die ein kalkiger Teig von sehr neuer Bildung zusammenhält. Um Serguin herrscht ein, mitunter Breccien-artiges, Tuffgebilde mehrere Stunden weit; es umschliesst Lymnäen in Menge, wie solche die nahen Wasser heutiges Tages noch lebend aufzuweisen haben. Die unermessliche Ebene, ostwärts von Serguin sich erstreckend, dürfte einst das Bette eines Süsswassersees gewesen seyn. Sehr allmälig erhebt sich gegen Süden das Ende dieser öden Ebene, und nun erscheint plötzlich der See von Zar'ez; Dünen röthlichen Sandes umgeben denselben, in der Ferne zeigen sich die Gipfel des Djebel-S'ah'ri. Der See ist mit einer Rinde sehr weissen Salzes von vorzüglicher Güte bedeckt. Ein kleiner Berg im Osten des Djebel-S'ah'ri besteht aus Mergeln, die durchaus jenen der Keuperformation ähnlich sehen. Steinsalz und Gyps kommen damit vor, und aus dem Gehänge rieseln Quellen, deren Wasser überreich an Salz. — Südwärts von Berouaguia entwickelt sich wieder das untere Kreidegebilde mit seinen gewohnten Kennzeichen. — Die Salinen von Zar'ez — Shaw gedenkt ihrer bereits unter dem Namen Zaggos — liefern alles Salz für die Eingeborenen des mittlern Algeriens, und können in der Zeitfolge noch weit bedeutender werden. Das Steinsalz und der damit auftretende Gyps gehören dem Kreidegebiet an. Dahin dürften auch zum grössten Theile die Berge zu zählen seyn, welche die Mtidja im Süden begrenzen. Nach der Angabe von Boblaye bestehen die Berge in der Gegend um Afroun aus Porphyr und jene von Kara-Moustafa aus Trachyt.

Gegend um Cherchel. Es liegt die kleine Stadt auf einer ziemlich ebenen Terrasse, welche gegen das nahe Meer hin steil abfällt. Das älteste, am meisten ausgedehnte Gebilde ist die untere Kreideabtheilung. Die tiefste Lage sieht man auf der kleinen Insel, die das Fort Joinville trägt, und bis auf ein Kilometer Entfernung vom Ufer zeigen sich nur die fast wagerechten Schichten der grauen Mergel. Am Cap Zizerin und an einigen andern Orten ändert das Gebilde, in der Nähe eines Durchbruchs von Dolerit, seine Merkmale gänzlich; die Farbe desselben wird zu einer blauen oder violblauen umgewandelt, hin und wieder erscheinen Eisenglimmerblättchen u. s. w. Am auffallendsten war dem Verf. ein Gestein, welches ungefähr das Ansehen körnigen Kalkes hatte, bei der Analyse jedoch, die übrigen Bestandtheile abgerechnet, einen Kieselerdegehalt von 46,90 ergab. Diese „kieseligen Dolomite" sind Erzeugnisse der

Digitized by Google

Umwandelung mergeliger Sandsteine; Uebergänge einer Felsart in die andere setzen solches ausser Zweifel. — Am alten Blockhaus von Algier treten grüne Porphyre auf; sie umschliessen Gänge eines schönen Achats. — Bei Cherchel ist das obere marinische Tertiärgebiet, wie wir solches an la Calle-Ufer, zu Djidjel und a.-a. O. kennen gelernt, ziemlich entwickelt. Es ruht auf der Kreideformation und zieht sich weithin fort.

Provinz Oran. Seefahrt von Algier nach Oran. Eine grosse Lücke verblieb in den Beobachtungen des Verf.; sie beruht auf dem Zustande der Occupation des Landes zur Zeit, als er solches bereist. Orleansville und der kleine Flecken Tenes in der Provinz Oran waren nicht besetzt, die Strasse von Algier nach Oran hatte selbst die Armee noch nicht durchgangen und so blieb Renou nichts übrig, als sich von einer Stadt nach der andern auf dem Meere zu schaffen. Das Kreidegebilde setzt jenseit Tenes fort längs der Küste bis zum Eilande, das man auf Karten mit dem Namen Colombi bezeichnet findet (es ist der Araber Dzirt-el-Haman). Die Insel zeigt ein vom steilen Seeufer gänzlich verschiedenes Ansehen. Ihre zackigen Felsen erscheinen schwärzlich von Farbe, man möchte an vulkanischen Erzeugnisse glauben. Die Sub-Apenninen-Formation dürfte hier nur einen schmalen Streifen am Meeresrande ausmachen. Mit dem Mostaganem beginnen des Verf. geologische Beobachtungen; er zog jedoch vor, zuerst die Gegend um Oran zu schildern, um so Vergleichungspunkte für die übrigen Gebiete zu erhalten.

Umgegend von Oran. Das älteste Gebilde scheint dem Kreidegebiet anzugehören; gänzlicher Mangel an fossilen Resten liess keine genaue Bestimmung zu. Heftige Umwälzungen, welche die Formation erlitten, offenbaren sich in verschiedenartiger Weise, durch Störungen der Schichten, durch Umwandelung der Kalksteine zu Gyps, auch treten Eruptivgesteine sowie Erzgänge auf, namentlich von Eisenglanz und von Eisenspath. In der unmittelbaren Nähe eines Doleritdurchbruches erlitten die Felsarten besonders auffallende Aenderungen. Der nördliche Theil der Stadt Oran, sowie die Festungswerke ruhen auf Kreidegebiet, der höhere südliche Theil aber auf der Sub-Apenninen-Formation, deren steile Gehänge im Stadt-Innern zu sehen sind. Letzteres Gebilde zeigt die grössten Analogien mit jenem von Algier. Zu den interessanten Thatsachen gehört das Auftreten einer trachytischen Masse unfern der Grenze des Kreide- und Sub-Apenninen-Gebietes. Die nähern Umstände deuten einen untermeerischen Ausbruch an, der statt gefunden zur Zeit des Absatzes jener Schichten und welcher diesen Hergang nicht unterbrach. Von Oran nach Mers-el-Kebir führt der Weg durch einen Tunnel, der ganz im festen

Digitized by Google

Fels ausgeweitet worden. Nun folgt das obere Tertiärgebiet, wie solches längs der Küste beinahe überall wahrzunehmen. Hin und wieder sind bedeutende Störungen nicht zu verkennen. Auch das Tertiärgebiet durchbrach der oben erwähnte Dolerit während dessen Ablagerung und es bildete sich eine Breccie, bestehend aus Trümmern dichten Kalksteines und aus Dolomitbrocken, gebunden durch ockerigen Thon und durch kohlensauren Kalk. Auf der alten Strasse nach Mers-el-Kebir sieht man die entscheidensten Beweise der Emporhebung dieser Hügel in der neuesten geologischen Zeitscheide: in einer Höhe von wenigstens hundert Metern über dem Meeresspiegel werden Löcher getroffen, die nur von Bohrmuscheln herrühren können. — Die Spalten im Kreidegebiet enthalten sehr gewöhnlich Kalkspathmassen vom deutlichsten Blättergefüge; auch ziemlich bedeutende Partieen von Faseraragon wurden darin nachgewiesen.

Gegend um Mostaganem. Herrschend ist hier das Sub-Apenninen-Gebiet, meist vertreten durch weisse Mergel und mergelige Kalke. Darüber eine Lage oberer Tertiärgebilde, die unterhalb der Stadt selbst ihre grösste Entwickelung erlangen; es beträgt deren Mächtigkeit mehr als hundert Meter und dies dürfte ihr Maximum in Algerien seyn.

Expedition ins Land der Flita im OSO von Mostaganem. Bis Mader verlässt man das Sub-Apenninen-Gebiet nicht; auf den Hügeln, welche den Ort beherrschen, desgleichen auf dem östlichen Gehänge derselben, ist eine Lage ziegelrothen Sandes darüber ausgebreitet, welcher augenfällig dem obern Tertiärgebiet angehört. In der Ebene des Hel (Hil?) und der Mina treten weit verbreitete Anschwemmungen einer grauen und gelben thonigen Erde auf, welche *Unio*, *Melanopsis* und zumal *Helix* enthält. Diese Süsswasserablagerung wird von der Mina bei Sidi-bel-Hacel senkrecht durchschnitten, und als Renou die Stelle besuchte (September 1841), hatte das Flusswasser bei seinem Rückzug Sandbänke hinterlassen, die sich mit weisser Rinde bedeckt zeigten, als deren Bestandtheil hauptsächlich schwefelsaure Magnesia erkannt wurde.

Reise in der Ebene der Mina bis Mascara. Wanderungen im Südwesten dieser Stadt. Der Weg von Sidi-bel-Hacel führt anfangs längs des Ibel. Tertiäre Trümmergesteine scheinen ziemlich hoch sich zu erheben, sodann folgen graue Thone, die häufig eine grosse *Ostrea* führen; sie gehören dem mittlern Tertiärgebiet an, das jenen in der Provinz Constantine, sowie dem um Medea entspricht. Mascara ist auf sehr weissen Gesteinen erbaut, die vollkommen das eigenthümliche Ansehen von Süsswassergebilden haben; organische Reste waren nicht aufzufinden. Um Ouad-Fkan bestehen die Hügel aus dichtem Kalkstein, welcher dem untern

Digitized by Google

Kreidegebiet beizuzählen seyn dürfte, wenigstens weisen Bruchstücke einiger fossilen Muscheln darauf hin.

Expedition nach Saïda. Nachdem eine Ebene von ungefähr 25 Kilometern Erstreckung überschritten worden, gelangt man zum Fusse des Berges Sidi-Mouça-ben-Aïça, und nun führt der Weg durch eine Reihe von Höhen hindurch, aus dichtem Kalkstein bestehend, der hin und wieder zu Dolomit umgewandelt worden, besonders auf den erhabenen Stellen. Der Ouad-T'ar'ia strömt mit ausserordentlicher Schnelle über ein Bette von grossen Rollsteinen, theils Kalke und Dolomite, theils rothe Quarz führende Porphyre, ferner Protogyne, Quarze u. s. w. Der Boden der Ebene hat die nämlichen Geschiebe aufzuweisen und die Häufigkeit der Porphyrtrümmer lässt glauben, dass solche aus der Bergmasse stammen, welche die Flüsse T'ar'ia und Beni-Meniarin scheidet und dass sie in Beziehung stehen mit daselbst vorhandenen Bleiglanz- und Kupfererzgängen. In der Gegend um Saïda sieht man Dolomite in beinahe wagerechter Lagerung auf Kalkbänken ruhen, die sich etwas schieferig und thonig zeigen und mit zahllosen Ammoniten erfüllt sind, darunter wurden manche von Deshayes als *Ammonites macrocephalus*, *nulfuldiensis*, *plicatilis*, *planicosta* u. s. w. nahe stehend befunden. Andere, so namentlich ein Ammonit, welcher mit jenem aus dem Kimmeridger Thon übereinstimmt, weisen dem Gebilde in derselben Abtheilung der Juraformation seine Stelle an.

Zwischen Mascara und Mostaganem. Gegen NW hin weisse morgelige Kalke und Sandsteine des Sub-Apenninen-Gebildes, auf welche, bis zum Ouad-el-Hammam, die grauen Thone der mittlern Tertiärformation folgen und weiterhin wieder Sandsteine des erstern Gebildes, überreich an mannigfaltigen fossilen Resten. Hin und wieder tauchen Gypsmassen auf.

Expedition in den westlichen Theil der Provinz Oran. Weg nach der Stadt Tlemsem. Bis Mserguin nur Sub-Apenninen-Gestein. Längs der Küste, welche zu besuchen unserm Verf. nicht vergönnt war, sollen vulkanische Felsarten auftreten und einen Theil der Vorgebirge zusammensetzen. Die heissen Quellen H'ammam-Bou-H'adjar genannt liefern sehr beträchtliche Kalkabsätze, in denen man pflanzliche Reste in Menge trifft. Unfern Sidi-Kacem Basalt, der wenig Olivin führt und stellenweise von verschlackten Gesteinen begleitet wird. Er wechselt bis an den Ouad-R'azer zu mehreren Malen mit Sub-Apenninen-Kalk und nun kommt, wahrscheinlich in Folge örtlicher Störungen, das Kreidegebilde zum Vorschein, welches gegen Westen hin sich mehr entwickelt. Jenseits des Ieer, der zu Zeiten mit gewaltiger Heftigkeit strömt, tertiäre Thone.

Digitized by Google

Tlemsem liegt auf einer Ebene, etwa 500 Meter über dem Meeresspiegel und unmittelbar am Fusse einer Bergkette, die allem Anschein nach aus Nummulinenkalk besteht. Das steile Gehänge lässt viel Dolomit wahrnehmen und darüber zeigen sich oft Streifen mittlerer Tertiärsandsteine. Es dürften letztere Gebilde sich noch auf gewisse Weite gegen Osten erstrecken. Bei Aïn-Tmouchent treten basaltische Conglomerate auf, regelrecht geschichtet und Hornblendekrystalle, oft von auffallender Grösse, in zahlloser Menge enthaltend.

Hier schliesst sich Renou's geologische Beschreibung Algeriens, in der Ordnung verfasst, wie das geführte Tagebuch das Material ergab. Wir folgten dem Reisenden absichtlich Schritt für Schritt, insoweit der uns vergönnte Raum dieses zuliess, und unser Verfahren muss um so mehr Billigung finden, als von einem Lande die Rede, das bis jetzt wenig oder nicht bekannt gewesen. Die gedrängte Uebersicht der Beobachtungen, geordnet nach den Altersverhältnissen der Formation, welche der Verf. S. 124 ff. gibt, kann hier übergangen werden, da solche nur zu Wiederholungen des Gesagten führen würde. Dagegen müssen wir bei dem verweilen, was über die Gebirgserhebungen in Algerien S. 128 ff. zu lesen ist. Die sogenannten „Primitivgebilde" haben, hinsichtlich des Oberflächenraumes, den sie einnehmen, zu wenig Bedeutung, als dass man mit Sicherheit die Spuren alter Emporhebungen, jenen in Europa vergleichbar, ermitteln könnte. Das älteste System entspricht dem der Pyrenäen; die hauptsächlichsten Berge tragen ohne Ausnahme Spuren desselben in höheren oder geringeren Graden, aber beinahe überall ist es auch mehr oder weniger verborgen durch statt gefundene neuere Emporhebungen. Am deutlichsten zeigt sich dieses System in der Provinz Constantine. Ein zweites, dem besprochenen fast rechtwinkliges, System ist das der westlichen Alpen. Die Grenze von Tunis ist zu Wahrnehmungen ganz besonders geeignet; der Streifen der beinahe senkrecht aufgerichteten Schichten hat eine bemerkenswerthe Geradheit. Um vieles wichtiger, als beide angedeutete Erhebungen, ist jene der grossen Alpen; sie folgt, durch die Mitte Algeriens ziehend, der Richtung O 17° in 18° N, durchsetzt die Staaten von Marokko, Algier und Tunis, und es gibt kaum einen Berg, einen Hügel, eine Ebene, welche nicht mehr oder weniger deutliche Spuren der Katastrophe trügen. Die Kette beginnt im Westen am Cap Ir'ir (Cap Aguer), begreift den Gipfel des zu 3475 Metern ansteigenden Miltsin, erstreckt sich bis zum Djebel-Amour, wo dieselbe sich nach und nach senkt, sodann aber in die Nähe der erhabensten Punkte des Staates von Tunis reicht. Viele Lagerstätten von Erzen, von Gyps und Steinsalz

Digitized by Google

begleiten diese Kette. — Ob die Emporhebung der grossen Alpen das meerische Gebilde aufwärts getrieben habe, wovon gesagt worden, dass es sich längs der ganzen Küste finde? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Von einer Seite trifft man die befragte Formation nur an der Küste, ein Beweis, dass sich dieselbe in einem Meer ablagerte, welches, ungefähr wie heutiges Tages, durch eine aus O nach N ziehende Linie begrenzt gewesen; von der andern Seite erscheint die erwähnte Formation, so namentlich in der Provinz Oran, in ziemlich beträchtlicher Höhe, allein sie lässt sehr bedeutende Störungen wahrnehmen. Ist solche nun neuer als die Erhebung der Hauptalpenkette — was unser Verf. für das Wahrscheinlichste erachtet — so muss die Küste, und allem Vermuthen nach auch das Innere, sehr heftige Stösse erlitten haben, darauf weiset auch die Gegenwart vulkanischer Felsarten hin. Die Formation, wovon die Rede, jünger als das Sub-Apenninen-Gebilde und nur Muscheln enthaltend, die von noch lebenden Gattungen stammen, umschliesst, an den verschiedenen Orten ihres Vorkommens, Blöcke von Basalt, Dolerit u. s. w.; es ist jedoch zu glauben, dass deren Entstehen plötzlich endigte durch Stösse und Erhebungen, welche auf die Eruptionen folgten. — Aus sämmtlichen angestellten Beobachtungen ergibt sich, dass in Algerien die Emporhebung der Pyrenäen und jene der Hauptalpen Höhen von 1200 Meter hervorgerufen haben müssen, während jene durch die westlichen Alpen nur 6 bis 800 Meter erreichen.

Bis vor wenigen Jahren herrschte der Glaube: es bilde die Wüste ein erhabenes Plateau; diese Hypothese zeigte sich indessen seit der Besetzung von Biskra als durchaus unbegründet, denn es liegt diese Stadt 75 Meter über dem Seespiegel. Die Oasis von Ouad-Rir hat folglich eine geringe Höhe über dem Meere, wenn sie nicht tiefer liegt, und die Oasis von Ouaregla dürfte leicht ein noch niedrigeres Niveau haben. Südwärts steigt die Wüste in der Richtung der Touarey-Hoggar-Gebirge.

Wir wenden uns nun der dritten, „*Notice industrielle*“ überschriebenen, Abtheilung des Werkes zu. Die hier zur Sprache gebrachten Gegenstände sind nicht weniger neu als das bis jetzt Abgehandelte; es ist nämlich die Frage: welche Erwerbsquellen gewährt das Mineralreich in Algerien? Der Verf. gesteht freimüthig, dass es ihm nicht gelungen sey, die gestellte Aufgabe vollständig lösen zu können, demungeachtet verdienen seine Mittheilungen Anerkennung und Dank und wir erachten uns verpflichtet, bei den wichtigern Thatsachen zu verweilen. Besitzt Algerien keinen ausserordentlichen Mineralreichthum, so ist dennoch nicht in Abrede zu stellen, dass manche Erzeugnisse zur Gründung ergiebiger Anstalten

Digitized by Google

gerechte Hoffnung geben. Dieses lässt sich namentlich von gewissen Erzen sagen, ihrer grossen Menge und besondern Güte wegen, und dazu gesellen sich die Vortheile, welche Waldungen und Flüsse gewähren.

Im ersten Kapitel werden die Erze zur Sprache gebracht.

Um Bona kommt im Gebiete „alter Gesteine", in Granaten führendem Glimmerschiefer, Magneteisen auf Gängen vor, das dem berühmten schwedischen nicht nachsteht. Die Lage ist in vieler Beziehung sehr günstig, die einzige Schwierigkeit besteht im Mangel einer bewegenden Kraft, welche benutzt werden könnte; demungeachtet spricht der Verf. die Meinung aus, dass es gerathen seyn dürfte, das Erz an Ort und Stelle zugutzumachen. (Es ist dieses auch geschehen, und seit Renou seine Mittheilungen niederschrieb, begann die Gewinnung an fünf verschiedenen Stellen.) In alter Zeit wurde hier ein sehr lebhafter Grubenbau betrieben. Erze ähnlicher Art kommen in der Gegend von Philippeville vor und unter demselben Lagerungsverhältnisse; genauere Untersuchungen stehen noch zu erwarten. Die Brauneisensteingebilde, welche bei la Calle in feinkörnigem Sandstein getroffen werden, dürften von geringer Bedeutung seyn.

Unfern Constantine findet sich eine längst verlassene Kupfergrube, die von den Römern betrieben wurde und reichen Ertrag geliefert haben soll.

Das Gebirge Bou-T'aleb südwärts Setif umschliesst sehr ergiebige Bleilagerstätten, sie werden vom Stamme der Kabylen abgebaut und der gewonnene Bleiglanz zum Theil „roh" *(Alquifoux)* auf verschiedenen Märkten im Landes-Innern verkauft.

Die Eisenerze der Gegend von Bougie wollen wenig sagen; auch Kupfererze finden sich hier, man vermisst jedoch nähere Angaben über die Art des Vorkommens. Dagegen dürften die Eisenerze des Sommah-Berges nicht fern von Setif mehr Hoffnung geben, und sehr wichtig können die Niederlagen von Kupfer- und Eisenerzen im Gehänge des Mouzaïa unweit Medea werden. (Seitdem hat eine vortheilhafte Gewinnung des Kupfers statt gefunden.)

Bei Miliana hatte Abd-el-Kader einen Hohofen bauen lassen, um den Eisenspath, welcher in der Nähe getroffen wird, zugutzumachen. Die Gänge scheinen sehr reich. Auch der Eisenglanz, der unfern Algier, dicht bei der Vorstadt Bab-Azzoun, sich findet und von vorzüglicher Güte ist, würde die Gewinnung lohnen. Ueberdies zeigt sich die Gegend noch an sehr vielen andern Stellen reich an verschiedenen Eisenerzen. Der auf Manganerz unternommene Grubenbau wurde wieder niedergelegt.

Digitized by Google

In der Provinz Oran besitzt der Berg Ouanseris reiche Bleierzlagerstätten. Die vor länger als sechs Jahrzehnten vom Botaniker Desfontaines besuchten Blei-, Kupfer- und Eisenerzgruben im Süden von Mascara konnte unser Verf. nicht sehen, dagegen beobachtete er unfern Saïda das Vorkommen von Brauneisenstein und Barytspath auf Gängen in Dolomit.

Alles, was über Goldführung dieser und jener Flüsse in Algerien gesagt worden, ist nach Renou als höchst zweifelhaft zu betrachten.

Das zweite Kapitel handelt vom Vorkommen von Steinsalz, Seesalz, von Salzquellen, Salpeter, Bittersalz, Eisenvitriol, Schwefel und Asphalt. Steinsalzgruben scheinen nicht selten in Algerien. Es gelang dem Verf. nur über jene westwärts Constantine einige Nachrichten einzuziehen. Araber bringen das Mineral, welches mit Hauen in offenen Tagebrüchen gewonnen wird, in Blöcken von Steinplattenform auf die Märkte von Constantine und Mila; zwei solcher Blöcke machen eine Maulthierlast aus. Der Berg Chet't'aba unfern Constantine entsendet Salzquellen, und ohne Zweifel wären hier Ablagerungen der Substanz zu finden. Viele Seen in Algerien — die Provinz Constantine allein besitzt deren zwölf — welche zur Sommerzeit austrocknen, geben Anlass zur Salzgewinnung. Salpeter dürfte keineswegs so häufig vorhanden seyn, wie dieses von manchen Reisenden behauptet worden. In Ebenen des Innern, an Stellen, wo das Wasser nicht leicht ablaufen kann, an Orten, wo Heerden lange verweilten, bedeckt sich der Boden mit weisser, mehr oder weniger krystallinischer Rinde, untermengt mit Strohtheilen, mit Rollstücken u. s. w.; dies ist der den Arabern wohl bekannte Melh-el-baroud (Pulversalz) und die Kabylen verstehen sich darauf, die Salpeter-haltige Erde auszulaugen, auch das gewonnene Salz zur Schiesspulverbereitung zu verwenden. Bittersalz kommt häufig vor unter den allgemein bekannten Verhältnissen. Dasselbe gilt vom Eisenvitriol. Ueber die Gegenwart des Schwefels in Algerien sind die Nachrichten sehr ungewiss und zweifelhaft, denn aller Schwefel, dessen Araber und Kabylen bedürfen, wird ihnen auf dem Meere, und meist aus Sicilien, zugeführt. Asphalt sah Renou nur an zwei Orten in der Provinz Constantine, nordwärts der Grube bei Sigus, wo Schiefer und Kalkstein des Kreidegebietes von Gängen, aus Barytspath und einigen anderen Mineralien bestehend, durchsetzt werden, und wo der Barytspath sich ganz mit Asphalt beladen zeigt, sodann unfern Djidjel, hier kommt das Mineral auf Spalten in Kreideablagerungen vor.

Im dritten Kapitel ist die Rede von den brennbaren Fossilien. Torf wird hin und wieder getroffen, aber nur in Gegenden, wo Holz in Ueber-

Digitized by Google

fluss vorhanden ist, so dass sich die Gewinnung nicht lohnen würde. Die vorhandenen Braunkohlen sind von zu geringer Mächtigkeit; nach Steinkohlen hat man vergebens gesucht.

Unter den für Bauzwecke dienenden Gesteinen, Gegenstände des vierten Kapitels, spielen zumal Gyps und Kalke verschiedener Art wichtige Rollen.

Das fünfte Kapitel endlich handelt vom Wasser und seinem Lauf, von gegrabenen und von Bohrbrunnen, vom Wasser als bewegender Kraft, von vorgenommenen und vorzunehmenden Bodenaustrocknungen und von den Thermen.

Ausser der bereits im Eingange erwähnten geologischen Karte von Algerien und einer besondern Karte der Umgegend von Oran sind dem Werke vier Tafeln mit belehrenden und wohl ausgeführten Durchschnitten beigegeben.

Den Schluss macht eine, wie früher schon gesagt, von M. Ravergie verfasste, mineralogische Notiz über das „*Massif d'Alger*“, d. h. über die Gebirgsgegend, auf deren dem mittelländischen Meere zugekehrten Gehänge sich die Stadt Algier amphitheatralisch ausbreitet. Wir haben bei dieser Abtheilung des Werkes nicht zu verweilen; Einzelnheiten über den petrographischen Charakter dieser und jener Felsarten würde zu weit führen, und von den vorkommenden Mineralien war, wenigstens was die wichtigeren derselben betrifft, in unsern Andeutungen über die „Geologie von Algerien“ die Rede.

Leonhard.

Vorschule zur bildenden Kunst der Alten. Von Dr. Hermann Hettner. Erster Band, die Kunst der Griechen. Oldenburg 1848.

Der Natur der Sache nach muss in der wissenschaftlichen Bewegung je nach den verschiedenen Zeitläufen abwechselnd bald mehr die monographische Erforschung der einzelnen Thatsachen, bald mehr die systematische Sichtung und Zusammenfassung der erworbenen Resultate, die Summirung der einzelnen Posten, die hauptsächlichste Thätigkeit in Anspruch nehmen. Fast scheint es, als ständen wir grade jetzt in einem solchen Wendepunkte. Die Zeiten sind jetzt ein für allemal vorüber, in denen die Philosophie mit tollkühner Verachtung des erfahrungsmässigen Forschens rein apriorisch das Wesen der Dinge erfassen zu können vermeinte. Grade in der neuesten Zeit hat sie ihre früheren Jugendsünden

Digitized by Google

demüthig eingestanden, sie will nichts seyn als eine denkende, methodische Durchdringung des von Aussen Gegebenen. Dadurch hat sie mit den Erfahrungswissenschaften eine Versöhnung gefeiert, der Art, dass diese gar keine glänzendere Genugthuung hätten finden können. Aber nun gilt es, dass die Empirie auch ihrerseits den Blick vom Einzelnen aufs Ganze lenke. Die einzelnen Wissenschaften müssen sich Rechenschaft darüber ablegen, was sie in den einzelnen Daten für das Ganze und für ihr besonderes Gebiet gewonnen haben und ihnen darnach in ihrer organischen Gliederung die gehörige Stellung und Geltung anweisen. Das ist der einzige Weg, wie sich eine Wissenschaft über ihren jeweiligen Standpunkt selbst klar werden kann. Nur dadurch vermeidet sie die Gefahr, dass die Einzelforschung zwecklos zeitraubende Irrwege einschlage oder in geisttödtende Kleinkrämerei ausarte. Und nur dadurch gewinnt sie für die Einzelforschung selbst wieder frische Kräfte und Gesichtspunkte und ein bestimmtes Bewusstsein, wie die vorhandenen Mängel und Lücken wohl zunächst und am zweckmässigsten zu beseitigen wären.

Nirgends möchte wohl mehr als in der Archäologie eine solche orientirende Umschau vonnöthen seyn. Es ist mit der Archäologie ein eigen Ding. Trotz ihres jetzt beinahe hundertjährigen Bestehens ist sie noch immer zu keiner festen, allgemein giltigen und massgebenden Begriffs- und Grenzbestimmung ihres Gegenstandes gekommen. Zwiespältig schwankt sie zwischen den beiden Wissenschaften, denen sie in vieler Beziehung mit gleichem Rechte angehört, herüber und hinüber; sie weiss nicht, ist sie ein Theil der Alterthums- oder der Kunstwissenschaft. So ist sie ohne sichern Massstab, inwieweit sie sich auf das blos Künstlerische beschränken oder inwieweit sie auch das mehr Antiquarische in sich aufnehmen solle.

Hierüber muss man aber vor Allem ins Reine kommen. Beide Richtungen sind schlechterdings unvereinbar. Der Antiquar hat es nur mit dem Inhalte der alten Denkmale, der Kunsthistoriker aber ebenso sehr und sogar wesentlich mit ihrer Form zu thun. Zieht man keine solche fest abgesteckte Grenzlinie, so werden nicht blos, wie schon Lessing im Laokoon (Abschnitt 9) und in den antiquarischen Briefen (Nr. 7) mit Nachdruck hervorhebt, bei jedem einzelnen Bildwerke Kenner und Antiquar beständig miteinander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen; sondern die ganze Wissenschaft läuft Gefahr, geradezu ihr Objekt unter den Händen zu verlieren oder in einen durchaus schiefen Gesichtspunkt hinüberzurücken. Ich will es nicht verhehlen, dass aus diesem Grunde meiner Meinung nach die archäologische Moderichtung unserer

Digitized by Google

Tage gar nicht ernst genug bekämpft werden kann. Durch die überraschenden Vasenfunde der neueren Zeit hat sich die archäologische Thätigkeit, nur mit allzu bedauerlicher Beeinträchtigung der grösseren Kunstwerke, mehr als je den Vasenbildern zugewendet. Diese sind aber ein sehr untergeordneter Kunstzweig. Bei aller Feinheit und Schönheit der Composition und Zeichnung im Einzelnen bieten sie im Ganzen doch verhältnissmässig nur wenig formelles Interesse. Und da überdies die geschichtlichen Anhaltspunkte für die Eigenthümlichkeiten ihres Stils und ihrés lokalen Ursprungs nur sehr kärglich zugemessen sind, war es da wohl ein Wunder, dass sehr bald alle diese Vasenerklärungen rein stoffartig wurden, d. h. sich nur um den Inhalt, um die Auslegung der dargestellten Mythen kümmerten? Die mythologische Forschung gewann in der archäologischen Literatur der Gegenwart die Oberhand. Man gewöhnte sich daran, die Kunstwerke nur aus dem Gesichtspunkte der „Erudition“ als Mittel zur Ergänzung der Dichter und Mythographen zu betrachten. Die Archäologie wurde die Magd und Dienerin der Mythologie. Das heisst, sie wurde ganz im Gegensatz zu der hohen Aufgabe, die ihr ihr Stifter Winckelmann vorgezeichnet hatte, wieder vorwiegend antiquarisch.

Das ist eine Einseitigkeit, die durch die immer mehr anwachsende Breite ihrer Literatur nachgerade alle kunstgeschichtlichen Bestrebungen zu überwuchern droht, die Bildung des Formensinns untergräbt und zuletzt ganz und gar vergessen macht, dass die Kunsterklärung, d. h. die Betrachtung der Kunstwerke in Betreff ihres Inhalts nicht die ganze Wissenschaft, sondern nur die eine Seite derselben ist. Es kann dieser bedenklichen Richtung nicht besser entgegengearbeitet werden, als wenn nun andererseits Andere die Archäologie desto entschiedener aus ihrer misslichen Zwitterstellung herauszuheben suchen und, für's Erste unbekümmert um das Verhältniss derselben zur philologischen Encyclopädie, sie eben als das behandeln, was sie in der That und Wahrheit ist, als die Betrachtung und Geschichte der alten Kunst. So hatte Winckelmann für alle Zukunft massgebend die Bahn abgesteckt. So hatte, um unter den späteren Bearbeitern nur den Einen, Trefflichsten zu nennen, Ottfried Müller, den grossartigen Gedanken seines grossen Vorgängers festgehalten und, gestützt auf die gewaltigen Umgestaltungen der späteren Forschungen und Entdeckungen, derselben glücklich fortgeführt. Auf diesem Wege müssen Alle weiter wandeln, die eben Archäologen, d. h. Kenner und Geschichtschreiber der alten Kunst, die nicht blos Antiquare oder Mythologen sein wollen.

Digitized by Google

Besonders dies war der Grund, warum ich es an der Zeit glaubte, dieser herrschenden mythologisirenden Schule gegenüber wieder einmal mit aller Strenge in der Darstellung der Archäologie den rein und ausschliesslich kunstgeschichtlichen Standpunkt herauszukehren. Wer die neuere archäologische Literatur kennt, wird, so behutsam ich auch aller direkten Polemik aus dem Wege gegangen bin, leicht den oppositionellen Zug meiner Schrift herausfühlen. Aber freilich mag es wunderlich und durchaus ungerechtfertigt erscheinen, dass ich gerade jetzt, da das treffliche Müller'sche Handbuch von Welcker's kundiger Hand mit den Fortschritten und Erweiterungen der letzten Jahre bereichert in neuer Ausgabe erscheint, zu einem so kühnen Wagniss Muth finden mochte.

Ich kann es kurz sagen, was mir bei der gründlichsten Anerkennung des meisterhaften Müller'schen Werkes als der durchgreifende Grundmangel desselben erscheint. Es ist die Gliederung und die Anordnung des zu behandelnden Stoffes. Müller theilt die Lehre von der alten Kunst in zwei Theile. Der erste enthält die eigentliche Geschichte, der zweite die sog. systematische Behandlung derselben, d. h. ausser einer Geographie und Museographie der alten Denkmale die Lehre von der mechanischen Technik der einzelnen Künste, die Lehre von den sinnlichen Darstellungsformen und die Lehre von den dargestellten Gegenständen (Kunstmythologie). Diese Anordnung ist rein äusserlich und deshalb unwissenschaftlich. Aber das ist nicht etwa ein Fehler, der blos formeller Art wäre, er hat auf die Erkenntniss und Darstellung der Sache selbst den wesentlichsten Einfluss. Es ist kein oberstes Princip vorhanden, aus dem alle Theile mit innerer Nothwendigkeit herausschossen, kein Grundgedanke, der dem Ganzen trotz dessen vielgestalter Gliederung als innerstes Band zu Grunde liegt. Das Ganze ist nicht aus Einem Gusse. Nach jener alten, abstrakten Denkweise ist dort die Geschichte, hier das Wesen der alten Kunst dargestellt, als ob das Wesen eines Dinges noch etwas Anderes wäre, noch etwas Anderes sein könnte als seine geschichtliche Erscheinung. Die Folgen dieser gewaltsamen Trennung liegen am Tage. Nirgends erscheinen diese auseinandergerissenen Momente in ihrer innigen Einheit und Wechselwirkung, daher auch nirgends der Gang der geschichtlichen Entwicklung als eine innere Nothwendigkeit. Das Müller'sche Handbuch ist, mit Einem Worte, ein sehr vollständiges, mit unübertrefflicher Uebersichtlichkeit geordnetes Repertorium, aber es ist eben nur ein Repertorium.

Es war die Aufgabe, die hier äusserlich aneinandergereihten Theile in ihrer innern Zusammengehörigkeit und Wechselwirkung zu erfassen und auf ihr oberstes Entwickelungsprinzip zurückzuführen. Bei jeder Con-

Digitized by Google

ception eines echten Künstlers fallen jene drei Momente, die von Müller in seinem zweiten Theile getrennt und nach einander betrachtet werden, die mechanische Technik, die Auffassung des darzustellenden Inhaltes und die sinnlichen Darstellungsformen von Hause aus zusammen und bedingen sich unter einander. Sie gehen daher auch in ihrer geschichtlichen Entwicklung Hand in Hand. Macht die technische Uebung einen Fortschritt, so können wir sicher darauf rechnen, dass nun auch die Erfindung kühner und von allen konventionellen Schranken freier, die Erfassung und Fortbildung der von der ewig geltenden, zwingenden Natursprache der Kunst vorgezeichneten sinnlichen Ausdrucksformen selbstständiger und ursprünglicher wird. Also müssen alle diese Momente, sowie sie im echten Kunstwerke untrennbar Eins sind und in ihrer schlechthin gleichmässigen, untrennbar Einen Gesammtentwickelung allen kunstgeschichtlichen Fortschritt Stufe für Stufe bedingen, schlechterdings als organische Elemente und Hebel der Kunstgeschichte selbst auftreten. Die Lehre von der alten Kunst ist folglich wesentlich und einzig und allein Geschichte der alten Kunst, aber freilich eine Geschichte derselben, die überall auf jedem Schritte ihres Fortgangs das lebendige Ineinandergreifen und gegenseitige Bedingtsein von Ausbildung der Technik, Wahl und Auffassung des darzustellenden Inhalts und der künstlerischen Ausdrucksform lebendig vor Augen stellet.

So hätten wir also statt jener gewaltsamen Trennung des archäologischen Stoffes in zwei Theile nur den Einen Gesichtspunkt, der alle diese verschiedenen und scheinbar fremdartigen Seiten in sich schliesst, den kunstgeschichtlichen. Aber damit ist die Aufgabe noch immer nicht erledigt. Die Kunstgeschichte darf, wie alle wahre Geschichtschreibung, nicht bei dem blossen Nachweis der empirischen Thatsachen stehen bleiben, sondern muss das Warum derselben, das heisst den innern Grund und die Nothwendigkeit dieses Entwicklungsganges begreifen. Das kann aber in der Kunstgeschichte nur dann geschehen, wenn man die Kunst ebenso wie die Wissenschaft als die innerlich nothwendige theoretische Ausdrucksform der jedesmaligen Bildungszustände einer bestimmten Zeit und Nationalität betrachtet und demzufolge ihren geschichtlichen Fortgang in seinem organischen Zusammenhange und der hieraus folgenden Parallelität mit Politik, Religion, Sitte und Literatur darstellt. Keine dieser Richtungen steht vereinzelt, eine Veränderung in der einen zieht eine Veränderung aller übrigen unausbleiblich nach sich. Deshalb ist nicht blos alle Kunstwissenschaft einzig und allein Kunstgeschichte, sondern diese Kunstgeschichte selbst muss wieder in ihrer innigen Einheit und Wechselwirkung mit dem gesammten Culturzustande eines Volkes oder einer Zeit

Digitized by Google

hervortreten, und aus ihm als seine höchste Blüthe mit innerer Naturnothwendigkeit herauswachsen. Gervinus hat in der Geschichte der deutschen Literatur hiefür ein mustergiltiges Beispiel gegeben.

Aus diesen und ähnlichen Betrachtungen ist meine Schrift hervorgegangen. Sie will einmal den Versuch machen, inwieweit es gelingen möchte, den archäologischen Stoff einer mehr principiellen Behandlung und organischen Gliederung zu unterwerfen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich wenigstens hie und da zum Nachdenken über archäologische Methode angeregt hätte. Dann stände zu hoffen, dass wir allmälig aus der jetzt vorherrschenden Zersplitterung in lauter einzelne, planlos zusammengeraffte Veröffentlichungen zum Theil recht unbedeutender Denkmale wieder einmal zu einem Ueberblicke über das Ganze und damit zu einer principiellen Sichtung der seither gewonnenen, empirischen Thatsachen geführt würden. Und einen andern Sinn hat die wissenschaftliche Systematik überhaupt nicht.

Hermann Hettner.

Itinerarium Antonini Augusti et Hierosolymitanum ex libris manu scriptis ediderunt G. Parthey et M. Pinder. Accedunt duae tabulae. Berolini, impensis Friderici Nicolai MDCCCXLVIII. XXXVIII und 403 S. in gr. 8.

Für die geographische Kunde des römischen Reichs, wie es zu den Zeiten der Kaiser fast über das ganze damals bekannte Erdreich existirte, bilden die beiden Itinerarien, die hier in einer neuen Textesrecension uns geboten werden, bekanntlich eine Hauptquelle, während das Itinerarium Hierosolymitanum die älteste Aufzeichnung einer Pilgerfahrt in das heilige Land ist, auf welcher zur Anweisung für andere Pilger die einzelnen Orte und Nationen, welche eine solche Pilgerreise berührt, mit genauer Angabe der Entfernungen derselben von einander verzeichnet sind. Seit Wesseling's Ausgabe im Jahr 1735, also seit länger als einem Jahrhundert waren diese kostbaren Reste des Alterthums nicht mehr herausgegeben worden, wenn man etwa die Pariser Ausgabe von 1845 durch den Marquis de Fortia d'Urban abrechnen will, die sich aber nach dem, was wir darüber vernommen, im Ganzen auf Wesseling's Ausgabe stützt und in keiner Weise das Verdienst schwächen kann, das diese neue Textesausgabe mit Fug und Recht anzusprechen hat. Bei der vielfachen Benutzung dieser Itinerarien zu geographischen wie historischen Forschungen

Digitized by Google

trat der oft wenig verlässige Zustand des Textes vielfach störend in den Weg, und stellte das Bedürfniss einer neuen und sorgfältigen Revision des Textes durch Zurückführung auf seine ältesten Quellen immer dringender heraus, um so wenigstens eine sichere Grundlage aller weitern Forschung zu schaffen. Darauf aber war die nächste Aufgabe der beiden Herausgeber gerichtet, welche deshalb vor Allem bedacht waren, einen möglichst vollständigen kritischen Apparat sich zu sammeln, alle noch vorhandenen Handschriften der Itinerarien selbst einzusehen, oder wo dies nicht möglich war, genaue und verlässige Collationen derselben sich zu verschaffen. Diesem Streben gelang es auch, nicht weniger als vierzig Handschriften dieser Itinerarien in den verschiedenen Bibliotheken Europas zu ermitteln, von welchen circa zwanzig ausgewählt, hier näher beschrieben werden (p. XII seq.), da sie allein bei der Gestaltung des Textes zu berücksichtigen sind, während die übrigen (p. XXV seq.) kürzer verzeichneten für die Gestaltung des Textes kaum Etwas erwarten lassen. Es bilden aber die Handschriften (p. XXXII seq.) vier Klassen, von welchen die erste eine Wiener Handschrift des achten Jahrhunderts enthält, mit der eine Vaticaner des XIV. und eine Rheimser des XV. Jahrh. und zwar beide aus dem Anfang dieser Jahrhunderte in einen engern und nahen Zusammenhang stehen; die zweite Klasse bildet ein der Wiener Handschrift an Alter fast gleich stehender Codex im Escurial; in die dritte gehört eine Pariser des X. Jahrhunderts: diese Handschriften geben die frühere Recension, in welcher Ortsnamen, die in die Zeit nach Diocletian fallen, nicht vorkommen, sie bilden mithin die ältere, minder verfälschte und getrübte Quelle des Textes, während in allen andern Handschriften, die deshalb in eine vierte Klasse geworfen werden, sich mancherlei Zusätze finden, welche nicht älter sind als die Periode Constantin's des Grossen. Hiernach kann es nicht befremden, dass die Herausgeber bedacht waren, die ältere, in den drei ersten Klassen vorfindliche Recension des Textes auch in ihrer Ausgabe möglichst getreu und unverfälscht von spätern Zusätzen erscheinen zu lassen: es hängt dies auch zusammen mit der Ansicht, welche die Herausgeber über die Zeit der Abfassung oder vielmehr der Publikation dieser Itinerarien, wenigstens der beiden erstern, sich gebildet haben.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Itinerarium Antonini ed. Parthey et Pinder.

(Schluss.)

Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, dass die Grundlage dieser Itinerarien eine officielle war, hervorgerufen durch militärische und administrative Zwecke zu einer Zeit, wo Rom Mittelpunkt einer militärischen Monarchie und eines fast über den ganzen Erdkreis ausgebreiteten, von Rom aus durch die von da aus gesendeten Beamten und Truppen regierten wie geschützten Reiches geworden, mithin auch die Nothwendigkeit fester militärischer Strassen und Verbindungen eingetreten war, die man in Rom, dem Centralpunkte des Ganzen, genau kennen und genau überschauen musste, wenn es also unzweifelhaft ist, dass zu Rom von der bemerkten Periode des Augustus an solche Verzeichnisse der nach den verschiedenen Theilen des Reichs führenden Routen und der einzelnen Stationen, unter genauer Angabe der durch genaue Vermessungen ermittelten Entfernungen derselben von einander, angelegt und in dem Militär- oder Staatsarchiv niedergelegt waren, so ist doch damit die weitere Frage nach einer Veröffentlichung dieser Verzeichnisse, zum allgemeinen Gebrauch, noch keineswegs beantwortet: dass sie in den ersten Kaiserzeiten nicht stattfand, glauben wir unbedenklich annehmen zu können: aber später muss sie in irgend einer Weise erfolgt seyn, ohne dass wir die Veranlassung dazu kennen, oder auch nur zu vermuthen im Stande sind. Denn es fehlt dazu jeder sichere Anhaltspunkt. Die frühere Ansicht, welche die Fassung dieser Itinerarien in der bisher bekannten Gestalt in die Zeit Constantin's des Grossen verlegte, und auch dazu sich allerdings durch den Umstand berechtigt halten konnte, dass Orte und Namen in diesen Itinerarien sich finden, welche vor dieser Periode nicht vorkommen, kann jetzt kaum noch stichhaltig seyn, da die genauere Untersuchung der Handschriften, deren wir oben gedacht haben, uns hinreichend zeigt, dass eben diese Orte des Constantinischen Zeitalters in den Handschriften der ältern, reineren Quelle des Textes fehlen, mithin einer spätern Fassung des ursprünglichen Textes angehören, welchem diese Orte fremd waren. Wir sind daher genöthigt, auf eine frü-

Digitized by Google

here Periode zurückzugehen und jedenfalls eine frühere Veröffentlichung noch vor Constantin anzunehmen. Auf einen Antoninen führt nun allerdings die Aufschrift des Ganzen, welche auch in den Handschriften sich findet; aber hier ist, wenn wir den Herausgebern (p. VI) folgen, weder an einen Marc Aurel, noch an einen Pius zu denken, sondern eher an Antoninus Caracalla, dessen Vater Septimius Severus den Wall angelegt, welcher den Ausgangspunkt der in diesem Itinerarium verzeichneten Routen Britanniens bildet. Ueberdem wird mit Bezug auf eine von Scipio Maffei im Mus. Veronens. p. 241 edirte Inschrift, die Sorge beider Kaiser für die Wiederherstellung der beschädigten Meilenzeiger (die ja eben die in den Itinerarien angegebenen Distanzen anzeigten und damit correspondirten) hervorgehoben, und hinzugefügt, wie auch nach Caracalla's Zeit, in welche die Redaction des Itinerariums für den öffentlichen Gebrauch zu verlegen sey, Aenderungen oder Erweiterungen stattgefunden, so dass die Recension, welche in der ältern und bessern Klasse der Handschriften erscheine, weder älter noch jünger als Diocletian zu setzen sey. Ein besonderer Beweis dafür ist das (p. 330 ed. Wess.) in allen Handschriften vorkommende Diocletianopolis. So erscheint den Verfassern das Ganze, wie es jetzt vorliegt, als das Werk mehrerer Verfasser und auch verschiedener Zeiten, und wenn dadurch einzelne Missstände in dasselbe gebracht sind, so erscheint doch die erste Anlage mit aller Umsicht und Sorge veranstaltet, und es gilt dies eben sowohl von dem eigentlichen Itinerarium Provinciarum, als von dem daran gehängten Itinerarium maritimum, das in seiner ersten Abtheilung, welche die Distanzen der Seestädte und der Ueberfahrten enthält, nach Plan und Anlage ganz an das Landitinerarium sich anschliesst, in der zweiten, welche die Häfen befasst, aber unvollendet ist; fremdartig erscheint der Schluss mit dem Verzeichniss der Inseln, und einzelnen mythischen Zusätzen (z. B. die Angabe der Wohnsitze der Harpyien), die man, wie S. IX ganz richtig bemerkt wird, schwerlich in einem unter öffentlicher Autorität herausgegebenen Buch der Art suchen würde.

Man wird schwerlich wider diese über die Anlage und Beschaffenheit der beiden ersten Itinerarien aufgestellten Behauptungen im Ganzen Viel einwenden können: nur die Beziehung derselben auf Antoninus Caracalla scheint uns nicht auf genügende Beweise gestützt, wiewohl die Möglichkeit derselben keineswegs in Abrede gestellt werden soll, die dann aber auch ebenso gut für Septimius Severus, wie selbst für einen der beiden ältern Antonine geltend gemacht werden kann. Septimius Severus ist vorzugsweise als der Wiederhersteller von Strassen, Brücken, Weg-

Digitized by Google

säulen, Meilensteinen, die er allerwärts anbringen liess, auch jetzt noch aus so vielen Meilensteinen, die seinen Namen tragen, aus Inschriften und dergl. bekannt (s. nur die Nachweisungen von R. Jäger im zweiten Bericht des historischen Vereins der Pfalz p. 53 not. 8); man hätte also eher an ihn als an den Sohn zu denken, für den nur die Aufschrift (Itinerarium Antonini) ein, wie wir es ansehen, schwaches Zeugniss bietet, das durch Inschriften, welche ihn als Wiederhersteller der Viae et Pontes nennen, wie z. B. die beiden aus dem Jahre 213 p. Chr. bei Orelli Inscript. Helvett. (Nr. 127. 219) oder die beiden aus unserm Baden (Nr. 21 und 35 bei Rappenegger), doch nur wenig verstärkt wird. Muchar (Römisches Noricum I. p. 233), welcher sich durch eine Reihe von Zeugnissen ebenfalls überzeugt fand, wie unter Severus die wichtigsten Strassenverbesserungen und Anlagen neuer Strassen ausgeführt worden, und der es daher auch für wahrscheinlich fand, dass er auch eine vollständige Reisekarte davon habe entwerfen lassen, sucht sich daher auf diese Weise zu helfen, dass er annimmt, Caracalla habe sich nach dem Tode des Vaters dessen Werk angeeignet, das nun unter seinem Namen weiter verbreitet worden. Dies ist eine jedenfalls ziemlich willkürliche Annahme, der wir mit gleichem Rechte auch die entgegengesetzte wohl entgegen halten können, wornach bei dem diesem Itinerarium beigesetzten Namen des Antoninus, an einen der beiden ältern Antonine, zunächst an Marcus Aurelius, der nach seinem Biographen Jul. Capitolin. Vit. Aurel. Anton. 11 *) Gegenständen der Art seine Aufmerksamkeit nicht versagte, zu denken wäre: unter ihm wäre dann eine erstmalige Publikation erfolgt, die daher auch seinen Namen trug und diesen auch bei spätern Publikationen, wie sie unter Septimius Severus und Diocletian etwa erfolgten, unter Berücksichtigung der inzwischen eingetretenen Aenderungen, und mit den darauf bezüglichen Zusätzen, fortwährend beibehielt. Und ist es selbst glaublich, dass man mit der öffentlichen Herausgabe oder Bekanntmachung eines solchen, auf officieller Grundlage beruhenden Reisebuchs bis auf Caracalla

*) Die Worte des Biographen: „Vias etiam urbis atque itinerum diligentissime curavit" sind allerdings etwas allgemein gehalten, und scheinen sich zunächst nur auf die Stadt Rom und die von hier aus laufenden Strassen zu beziehen. Eher möchten vielleicht die selbst in unsern rheinischen Gegenden aufgefundenen, unter diesem Kaiser gesetzten Meilensteine dafür Zeugniss geben, wie z. B. die beiden aus dem Jahr 162 bei Steiner Cod. Inscr. Rheni Nr. 761 und 958, vgl. 506, der wohl auf Antoninus Pius sich bezieht, den eine Inschrift bei Gruter p. CLVI, 6 aus dem Jahr 141 als Wiederhersteller der Viae et Pontes bezeichnet.

Digitized by Google

gewartet? zumal da die ersten Anlagen derartiger Documente doch bis in die Zeiten des Augustus immerhin zurückgehen.

Dass auch das dritte der noch vorhandenen Itinerarien, das hier gleichfalls mit abgedruckte Itinerarium Hierosolymitanum auf einer solchen officiellen Grundlage ruht, die eben in den ältern, zu militärischen Zwecken gefertigten Itinerarien der römischen Kaiser zu suchen ist, scheint uns eine durchaus richtige Ansicht von Walckenaer in Nr. 11 der Pièces justificat. zu Michaud's Histoire des croisades I. p. 515 vgl. 512 zu seyn, die durch die Genauigkeit aller Angaben der Maasse u. dgl. nur bestätigt wird. Aber für die Arbeit eines Privatmannes, dem die Benutzung der bemerkten Quellen verstattet war, möchten wir es doch immerhin halten, und darin auch mit einen Grund finden, warum dasselbe nicht den beiden andern Itinerarien in den Handschriften sich beigefügt findet, sondern nur in einer spärlichen Tradition sich erhalten hat, auf sieben Blättern einer Handschrift des neunten Jahrhunderts, welche nebst andern Excerpten geographischer Art jetzt einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, welche Aethicus und das Itinerarium Antonini enthalten, beigesellt sind: es ist dies der Codex Pithoeanus, weil er einst im Besitz von P. Pithou war, jetzt Parisinus Nr. 4808. Der Verf., wahrscheinlich ein Wallfahrer, der, nachdem er selbst die Pilgerfahrt von Bordeaux ins heilige Land gemacht, nun für seine Landsleute, die ein Gleiches unternehmen wollten, die ganze Reiseroute mit sorgfältiger Angabe der Distanzen aufzeichnete, und theilweise auch Bemerkungen über sehenswerthe und merkwürdige Punkte, namentlich in dem heiligen Lande, anknüpfte, schrieb jedenfalls nach 333 p. Chr., in welchem Jahre er auf seiner Reise zu Constantinopel seiner eigenen Versicherung zufolge (s. p. 571 ed. Wessel.) sich aufgehalten hatte. Eben dieser Umstand, sowie die Genauigkeit, die in allen einzelnen Angaben herrscht und selbst Einzelnes in dem Itinerar. Anton. vervollständigt, gibt diesem Reisebuch, das zumal auch wegen der beigefügten Beschreibung einzelner heiliger Orte, als die erste Anleitung und Anweisung zu den in den folgenden Zeiten so zunehmenden Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande zu betrachten ist, einen besondern Werth. Die Herausgeber haben die eben erwähnte Handschrift von Neuem eingesehen und hiernach ihrem Abdruck den Charakter urkundlicher Treue zu geben gesucht. Denn auf Herstellung des Textes nach den vorhandenen ältesten und besten Quellen war überhaupt das Bestreben der Herausgeber ausschliesslich und vorzugsweise gerichtet, wie wir dies auch schon oben bemerkt haben. Getreu ihrem Grundsatz, die ältere Fassung des Textes, wie sie die eine Klasse der Handschriften

Digitized by Google

bietet, herzustellen, haben sie nur da von diesen Handschriften abzugehen sich erlaubt, „ubi vel aliorum Itinerarii nostri locorum vel scriptorum veterum auctoritas deterioribus libris accederet;“ höchst selten, wo in allen Handschriften eine Verderbniss sich herausstellte, ward die handschriftliche Autorität gänzlich verlassen, übrigens unter dem gegebenen Texte jede Abweichung der Handschriften von demselben sorgfältig bemerkt; „cujusvis codicis lectio aut in notis ponitur, aut, ubi non commemoratur, cum textu prorsus congruit; igitur quod recepimus, id omnium codicum auctoritate nititur, quorum discrepantia non annotata est.“ (p. XI.) So liegt also hier der ganze handschriftliche Apparat und ein auf diplomatische Grundlage basirter Text vor uns, der selbst nun weiter die Grundlage aller weiteren die Itinerarien, ihren Text wie ihren Inhalt, zumal die Maasse der Entfernungen, betreffenden Forschungen bilden muss. Diesem kritischen Apparat auch die Abweichungen der gedruckten Texte beizufügen, konnte hiernach minder nothwendig erscheinen und ward deshalb unterlassen: nur das ward bemerkt, was Wesseling wider die Autorität der Handschriften in seinen Text aufgenommen hatte.

In der Orthographie finden wir nicht eine gleichmässige Norm consequent durchgeführt, wohl eben darum, weil die Herausgeber, stets bedacht, ihren ältesten handschriftlichen Quellen zu folgen, mit der Lesart derselben auch die Schreibung aufnahmen, diese aber, mehrfach schwankend, in den einzelnen Formen und Worten keineswegs sich durchaus gleich bleibt; so schreiben sie, was wir billigen, consequent Carthago, nicht Karthago, worüber unlängst noch Osann zu Cicer. de Republ. in einem eigenen Excursus pag. 430 seq. sich näher erklärt hat; ebenso constant finden wir den Genitiv durchgeführt mit einfachem i statt doppeltem (z. B. Corneli, Appi, Juli u. s. w.), auch Bais für Bajis, Aquis Sextis p. 298 für Sextiis, während Aquis regiis mehrmals vorkommt p. 47. 55. 56; e und ae wechselt, wie z. B. Lambese und Lambaesa; so finden wir Libissa für Libyssa, während in andern Wörtern, wie z. B. Ancyra, Lilybaeum, Cyrene, das y beibehalten ist. So finden wir p. 236 (ed. Wess.) Isinisca und p. 257. 258 Isinisco, wo Wesseling der Gleichförmigkeit wegen Isinisca gab: da sich doch nicht annehmen lässt, dass dies Wort in einer Doppelform so kurz nach einander vorgekommen, wohl aber das Gegentheil anzunehmen zu natürlich ist, um von der Hand gewiesen zu werden. Wir ehren und achten die Gewissenhaftigkeit der Herausgeber in ihrem Streben eines getreuen diplomatischen Abdruckes der handschriftlichen Urkunde; allein wir glauben doch auch, dass der Lesbarkeit und Richtigkeit des Textes eine gebührende Rücksicht zu tragen

Digitized by Google

sey, welche das, was als Versehen oder Fehler der Copisten sich darstellt, der alten Urkunde selbst und deren Verfasser keineswegs aufbürden darf. So lesen wir z. B. hier gleich am Anfang (p. 3 ed. Wess.) Ab Exploratione, quod Mercurius dicitur, Tingi usque; und allerdings wird dies auch als Lesart der Handschriften bezeichnet, die Surita in: quae ad Mercuri, Wesseling aber in: quae ad Mercurios änderte, letzterer deshalb, weil bald nachher (p. 7. 24) die Station Ad Mercurios unmittelbar vor Tingis genannt ist, wo auch unsere Herausgeber diese Lesart (ad Mercurios) gegeben haben, die, wir sollten denken, auch für die vorhergehende Stelle entscheidend seyn musste, da doch Niemand glauben kann, dass es ursprünglich quod geheissen, auch wenn man annehmen wollte, die Station habe den Namen Mercurius und nicht Ad Mercurios oder Ad Mercuri (aedem) gehabt. Hier ist ein Fall, wo uns z. B. Inschriften, die aber von diesem Orte unseres Wissens nicht vorhanden sind, über allen Zweifel setzen könnten; der griechische Ausdruck Herma, der in des Avienus Gedicht von diesem Orte vorkommt, hilft uns hier wenig und kann nur im Allgemeinen als ein Zeugniss für die Existenz des Ortes überhaupt gelten. Unter diese und ähnliche Fälle, wo dem Herausgeber nach unserem Ermessen ein Recht der Aenderung fehlerhafter Schreibart zusteht, rechnen wir auch diejenigen, in welchen wir die Präpositionen a und ab mit dem Accusativ, sowie ad mit dem Ablativ gesetzt finden. Dass die Verfasser der Itinerarien, sowie die ihnen zu Grunde liegenden officiellen Documente solche Structuren sich erlaubt, können wir durchaus nicht glauben, um so mehr, als wir theilweise sogar bei denselben Worten an andern Stellen das Richtige gesetzt sehen. Nicht einmal in der bessern Periode des carolingischen Zeitalters finden wir bei auch nur erträglicheren Schriftstellern — denn die bessern vermeiden dies sorgfältig — solche Structuren, die erst gegen Ende dieses Zeitalters und in der nächstfolgenden Periode vorkommen, wie z. B. in dem unlängst von Bethmann herausgegebenen Chronicon Novaliciense aus der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts, wo wir ad quodam antistite, ante suo conspectu, ob meritis und Aehnliches finden, worauf derselbe Hr. Bethmann in seiner Abhandlung über den Sprachgebrauch des Chronicon Casinense und des Andreas Presbyter (in Pertz Archiv IX. p. 667) mit Recht aufmerksam gemacht hat. Aus diesen Gründen glauben wir in den Fällen, wo in dem Itinerarium die Präposition a mit dem Accusativ sich findet, einen Fehler des Copisten annehmen zu können und kehren zu der von Wesseling berichtigten Lesart unbedenklich zurück; so z. B. p. 47 (ed. Wess.) geben die Herausgeber ab Assuras statt Assuris, ebenso p. 78 ff. vgl. 81

Digitized by Google

a Tibulas für Tibulis; p. 264 a Sopianas für a Sopianis; p. 380 a Samarabrivas statt Samarabriva, wie Wesseling mit Grund corrigirte. Noch auffallender schien uns dies an einigen Stellen des Itinerarium Hierosolymitanum, wo wir die Mutatio ad Nonum und ebenso ad Nono, die Mutatio ad Octavo und ad Octavum, die Mutatio ad Quintum, ad Sextum, ad Vicesimum, ad Duodecimum, ad Decimum und dann wieder ad Quintodecimo, ad Quartodecimo finden. Hier hatte Wesseling mit ziemlicher Gleichförmigkeit die sprachrichtige Form durchgeführt, nur einmal (p. 612) liess er ad Nono stehen, wahrscheinlich aus Versehen. Er konnte in dieser Herstellung der nach unserm Ermessen allein richtigen Form sich auf die Analogie so mancher ähnlichen geographischen Bezeichnungen berufen, welche in eben diesem Itinerarium, wie z. B. Mutatio ad Medias, ad Pirum, ad Flexum, ad Tarum, ad Cottias, ad Fonteclos, Mansio ad Equum magnum und anderwärts vorkommen. Eben deshalb glauben wir auch, dass p. 551 statt Mutatio Tricensimum zu setzen: Mutatio ad Tricesimum, p. 610 statt Mutatio Undecimum zu lesen: Mutatio ad Undecimum (wie p. 559), und ebendaselbst vielleicht auch statt Mutatio Novas zu setzen Mutatio ad Novas (scil. tabernas), wie p. 243. 452 steht; ebenso p. 612 statt Mutatio Sponsas, was corrupt ist, mit Rücksicht auf des Holstenius Verbesserung (die wir wenigstens in der Note angeführt hätten): Mutatio ad Pontes. Corrupt ist auch p. 614 civitas Ptanias, wofür Cluver Caprarias, Holsten Tadinas vorschlug, welches letztere uns richtiger erscheint; ebenso corrupt erscheint die alsbald folgende Mutatio ad Hesis, wofür ad Ensem auf der Peutinger'schen Tafel sich findet, nach welcher wir auch die unmittelbar folgende Station mutatio ad Cale in m. ad Calem (wie p. 316 steht) zu ändern hätten; die p. 616 genannte Station: Mutatio Victuriolas wird wohl nach der Analogie der vorher genannten Fälle zu bezeichnen seyn: Mutatio ad Victuriolas, wahrscheinlich weil dort kleine Standbildchen der Victoria (vgl. Cic. Nat. Deor. III. 34) sich befanden; ebenso p. 609: mutatio Turres Aurilianas in: m. ad Turres Aurilianas und mutatio Turres Juliana in: mut. ad Turres Julianas zu ändern. Wir vermuthen, dass selbst p. 163 und 169 die früher anstössige Bezeichnung: Scenas veteranorum richtig, aber ein Ad davor ebenso gut, wie vor Scenas Mandras zu setzen ist. Verdächtig erscheint uns weiter p. 617 Mutatio ad Rota, wofür wir lieber ad Rotas setzen und an einen Ort denken möchten, der seinen Namen von den dort angesiedelten Töpfern (von den Töpferscheiben) erhielt: denn ein Heteroclitum hier anzunehmen Rota und Rotum, etwa wie Balnea und Balneum (vgl. Schneider's Formenlehre der Latein. Sprache p. 482), dazu fehlt aller Grund.

Digitized by Google

Corrupt erscheint uns weiter p. 602 Mutatio ad Unimpara, wo Wesseling Ad Timpara oder, mit Bezug auf Ovid Trist. I. 9, 19 und Livius XXXVIII. 41, Ad Tempyra vermuthete; desgleichen p. 603 Mutatio ad Stäbulodio (wie Wesseling schreibt), oder ad Stabulo Dio...., wie die Herausgeber richtig geschieden haben, da hier an eine Station ad Stabulum (was wir hier herstellen würden) Diomedis wird zu denken seyn, welche auch im andern Itinerarium p. 331 genannt ist. Fehlerhaft ist auch p. 560 die Schreibart: mutatio ad Fornolus, die auch bei Wesseling sich noch findet, dem das Richtige: Ad Furnulos nicht entging; ebenso werden wir auch, da wir eine mut. ad Finem (p. 559), eine Mansio ad Fines (p. 556 vgl. 274. 285. 232. 238. 356) finden, die p. 555 genannte Mutatio ad Fine unbedenklich in ad Fines (oder auch ad Finem) und die p. 556 genannte Mansio ad Marte in ad Martem (wie p. 551 Mansio ad Jovem) verwandeln; Wesseling rieth im letztern Falle zu ad Martis, was im andern Itinerarium p. 341. 357 vorkommt. Ebenso würden wir in der Schreibung mancher Wörter die Gleichförmigkeit beobachtet haben, welche Willkür oder Nachlässigkeit der Copisten versäumt hat; so steht z. B. p. 299. 339 Arelate, p. 396 ab Arelato, p. 553 civitas Arellate, und nun folgt unmittelbar darauf: fit a Burdigala Arillate u. s. w. Ist es wohl denkbar, dass in der ursprünglichen Urkunde so unmittelbar auf einander eine verschiedene Schreibung befolgt worden? Die Verwechselung des e und i gehört dem beginnenden Mittelalter an und blieb daher nicht ohne Einfluss auf die Abschreiber aller Texte in jener Zeit; wir erinnern nur an Terioli und Tirol, vieler anderer Fälle zu geschweigen. Hiernach wird auch wohl p. 558 fit ab Arillato Mediolanum u. s. w. zu ändern seyn; ebenso p. 604: „ibi positus est Euripidis poeta“ in Euripides, wie auch Wesseling. In die Klasse dieser fehlerhaften Schreibung mittelalterlicher Copisten setzen wir auch p. 608 Trejecto und trejectum für Trajecto und trajectum, das wir vorher einigemal finden, p. 317. 323. 333. 461. 489. 491. 492. 493; ebenso wenn am Schluss des Ganzen (p. 617) auf civitas Mediolanum, wie auch vorher immer die Bezeichnung dieser Stadt lautet, unmittelbar Mediolanium folgt. Auch die Schreibart Ptolomaida (p. 149. 158) für Ptolemaida setzen wir auf Rechnung der Copisten, die auch p. 245 Vetussalinas in Ein Wort verbunden haben, was unsere Herausgeber richtig in zwei Wörter: Vetus Salina geschieden; die Bemerkung der lateinischen Grammatiker (Varro de L. L. VII. 25 p. 115 ed. Bip. und Charisius p. 20 ed. Putsch.), welche blos das Plurale Salinae anerkennen, wird demnach zu beschränken seyn.

Digitized by Google

Wenn wir auf diese Weise Einiges angeführt, worüber wir abweichender Ansicht von den Herausgebern sind, so kann und soll uns dies nicht hindern, dem Verdienste der Herausgeber, das sich in der sorgfältigen Vergleichung der ältesten Quellen des geschriebenen Textes, in der eben so sorgfältigen Zusammenstellung des kritischen, so gewonnenen Apparats und in der Zurückführung des gedruckten Textes auf diese ältesten Grundlagen desselben, so schön bewährt hat, die vollste und dankbarste Anerkennung zu zollen. Die Texteskritik der Itinerarien, die noch keineswegs zu ihrem vollen Abschluss gelangt ist, hat nun wenigstens eine sichere Unterlage, auf welcher weitere Forschungen fortschreiten können. Hier aber setzen wir nicht sowohl auf das, was man Conjecturalkritik nennt, unsere nächsten Hoffnungen, als vielmehr auf die Ermittelung und Benutzung anderer Quellen des Alterthums, aus welchen fehlerhafte Ortsbezeichnungen der Itinerarien ihre Berichtigung erhalten können. Als solche, freilich bis jetzt noch wenig unseres Wissens benutzte, Quellen gelten uns die in den verschiedenen Provinzen des römischen Reichs in der Kaiserzeit, zumal seit dem ersten Jahrhundert nach Chr., allerwärts an den zu militärischen Zwecken wie zur Förderung des Verkehrs angelegten Strassen befindlichen Meilenzeiger mit Inschriften und Angaben der Maasse, wie solche sich in den rheinischen Ländern, in den Donauländern, in Belgien wie in Frankreich und andern Orten noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben — in dem kleinen Baden allein acht bis jetzt; s. Rappenegger: die römischen Inschriften in Baden I. p. 44. Um aber von solchen Meilenzeigern und ihren Inschriften Gebrauch machen zu können, wäre es vor Allem wünschenswerth, von allen einzelnen Ländern auch eigene, mit aller Sorgfalt und Vollständigkeit angelegte Inschriftensammlungen zu erhalten, wie dies z. B. bei Baiern, Würtemberg, Baden, der Schweiz, den rheinischen Gegenden bereits geschehen ist, und in andern Ländern, wir wollen es wenigstens hoffen, alsbald geschehen wird, zumal als wir darin auch die einzige Möglichkeit ersehen, mit der Zeit ein allumfassendes Corpus Inscriptionum Latinarum zu erhalten, das nur auf diesem Wege und durch solche, einzelne Länder abschliessende Vorarbeiten zu Stande kommen kann. Indessen, auch ohne ein solches Corpus, auf das wir bei der ungeheuren Masse des Stoffs schwerlich so bald hoffen können — mit übereilten, oder planlos und ungenau gemachten Abdrücken ist uns wenig geholfen — glauben wir, liesse sich doch aus den hier und dort bekannt gewordenen, mit Inschriften versehenen Meilenzeigern manches Resultat für die Itinerarien, eben sowohl was die Kritik des Textes, als die Angabe der Maasse betrifft, gewinnen.

Digitized by Google

Die Herausgeber scheinen darauf verzichtet zu haben, wie sie denn überhaupt Alles, was nicht in den Kreis der handschriftlichen Kritik gehört, von ihrer Ausgabe ausgeschlossen haben: sie haben auch aus diesem Grunde alle Anmerkungen der Wesseling'schen Ausgabe weggelassen mit der Erklärung p. X.: „Uberioribus commentariis, quales Wesselingii aetas exigebat, abstinendum duximus, cum nunc in geographiae antiquae compendiis optime conjuncta legantur, quae in annotationes discerpere incommodum foret." Was uns dafür, gewissermassen als Ersatz, geboten wird, besteht in einem mehr als hundert Seiten starken Index (S. 297—403), welcher auf den kürzern und nothwendigen Conspectus Itinerum (S. 291—296) folgt. Dieser Index, dessen bedeutender Umfang vielleicht durch eine grössere Oekonomie des Drucks wesentlich hätte beschränkt werden können, enthält in alphabetischer Ordnung alle in den Itinerarien vorkommenden Ortsnamen mit der beigefügten Seitenzahl (der Wesseling'schen Ausgabe, deren Seitenzahlen überall am Rande des Textes beigedruckt sind) und mit Angabe der jetzigen Benennung des Orts in Cursivschrift; ist dieselbe zweifelhaft oder verschieden bestimmt, so werden die verschiedenen Angaben beigefügt und der Name des Gelehrten in Klammern dazu gesetzt. Da jeder Name, auch der, welcher keinen derartigen Beisatz hat, eine volle Zeile Raum einnimmt, so erklärt sich daraus der eben bemerkte grosse Umfang dieses Index. So dankbar wir für jeden Index sind, der uns den Gebrauch eines Werkes erleichtert, so möchten wir hier gerade doch bezweifeln, ob durch diese Zugaben viel gewonnen worden, zumal für den Gelehrten, welcher die Itinerarien bei seinen geographischen oder historischen Forschungen benutzt, und da, wo er über einen und den andern der in den Itinerarien bezeichneten Orte oder auch Routen Aufschluss zu erhalten wünscht, schwerlich mit einer solchen unbestimmten Angabe sich begnügen wird, die, wie wir aus einzelnen Beispielen bei einer andern Gelegenheit nachgewiesen haben, bisweilen trüglich und unzuverlässig ist, oder einzelnen Verwechselungen unterliegt, die selbst durch die verschiedene Schreibweise, welche z. B. englische oder französische Reisende je nach ihrer Mundart oder Aussprache in ihren neuern Ortsbezeichnungen beobachten, theilweise noch vermehrt wird. Was der Gelehrte in solchen Fällen wünscht, besteht erstens in dem Nachweis der Stellen alter Autoren, griechischer wie römischer, in welchen der Ort genannt ist, oder auch der Inschriften und Münzen, auf welchen derselbe vorkommt, dann zweitens in genauer Angabe der Bestimmungen neuerer Gelehrten oder Reisenden, und zwar nicht blos mittelst des Namens dieses Gelehrten, sondern mit genauem Nachweis des Ortes, wo seine Deutung

Digitized by Google

und Erörterung des Gegenstandes sich befindet. Was den ersten Punkt betrifft, so hat Wesseling, namentlich was die Stellen anderer Autoren betrifft, in einer Weise bereits vorgearbeitet, die wenig Nachhülfe und Ergänzung verlangt, und die uns daher auch seinen Commentar, der nicht in die neue Ausgabe aufgenommen, unentbehrlich macht: nur was Inschriften oder Münzen betrifft, so liesse sich aus den zahlreichen, seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, seit 1735, wo Wesseling's Ausgabe erschien, gemachten Entdeckungen manches Einzelne nachtragen oder vervollständigen. Der zweite Punkt würde freilich eine ganz neue Ausführung erfordern, die jedoch nicht so grossen Schwierigkeiten unterliegt, als Mancher auf den ersten Anblick zu glauben geneigt seyn möchte, indem in der neuesten Zeit, freilich an sehr verschiedenen Orten und auch theilweise sehr zerstreut, nicht Weniges dafür geleistet worden ist, welches hier in klarer Folge und Uebersicht zusammenzustellen wäre. Für die Herausgeber halten wir aber diese Mühe keineswegs so bedeutend, da sie ja im Allgemeinen bereits bei der Fassung des erwähnten Index sich dieser Mühe unterzogen haben. Wir wünschen daher, dass die Herausgeber ihre Bemühungen um Herstellung der alten Itinerarien in der Weise fortsetzen möchten, dass sie in einem weitern, in nicht zu langer Frist nachfolgenden Bande diesen beiden Punkten Rechnung tragen, insbesondere Wesseling's Commentar, mit Weglassung Alles dessen, was die Kritik und die Varianten betrifft oder sonst jetzt überflüssig erscheint, etwa in einer abgekürzten Fassung uns darin mittheilen, so dass die ältere, seltene und theure Ausgabe entbehrlich wird; daran das Uebrige, was wir wünschen anzuknüpfen, wird den gelehrten, hiezu vor Andern berufenen Herausgebern gewiss nicht schwer fallen: dem Publikum werden sie aber damit einen wesentlichen Dienst leisten, und dem Studium der alten Geographie eine ebenso wesentliche Förderung, ja in gewisser Beziehung eine wahre und sichere Basis verleihen. Und wenn, wie zu erwarten steht, die äussere Ausstattung dieses Bandes in Druck und Papier mit dem hier vorliegenden Abdruck gleichen Schritt hält, so hat man dann nur Ursache zufrieden zu seyn. Die beiden diesem Bande zugefügten Tafeln enthalten eine äusserst fein gestochene Karte, auf welcher die Züge der Itinerarien mit den einzelnen Stationen genau verzeichnet sind, und (auf dem andern Blatt) eine Anzahl Facsimile's der verschiedenen bei der Herstellung des Textes benutzten Handschriften.

Digitized by Google

Vorschule für bibliothekarisches Geschäftsleben von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar in Klagenfurt. München. Druck und Verlag von Georg Franz. 1848. 140 S. in gr. 8.

Der Bibliothekar darf — das ist der Grundsatz, den der Verfasser an die Spitze seiner Schrift stellt — nie vergessen, dass er zum uneigennützigen Verwalter eines der ganzen Menschheit angehörigen göttlichen Erbgutes bestellt wurde, da das Beste, was der menschliche Geist hervorbrachte, seiner Treue und Einsicht anvertraut ist, um es nicht nur rein zu bewahren, sondern Jedem zu dem Gebrauche dieser Schätze den Weg zu zeigen und zu öffnen. Diese Gesinnung wird ihn nie ruhen lassen, sondern unablässig antreiben, das Licht, das aus den Werken der Gelehrten strahlt, nach allen Seiten zu verbreiten.

Gern wird man diesen Worten seinen Beifall zollen, weil in ihnen dasjenige klar und bestimmt ausgesprochen ist, was auch wir als unerlässliche Pflicht des Bibliothekars gegenüber dem Publikum betrachten: weshalb möglichste Erleichterung der Benutzung einer Bibliothek, namentlich auch in Bezug auf das Ausleihen von Büchern, unter Beobachtung der nöthigen Garantieen und einer genauen darüber zu führenden Controle, nicht neidisches Bewachen und selbst Verbergen der zur Obhut anvertrauten Schätze, eben so von dem Bibliothekar wie von der über ihm stehenden Aufsichtsbehörde vor Allem zu verlangen ist. Dann kann eine Bibliothek wahrhaft nützlich und zu einem geistigen Gemeingut erhoben werden, dessen wohlthätiger Einfluss unberechenbar ist: eine solche Rücksicht müsste, dächten wir, dann auch bei allen den einzelnen Bestimmungen vorwalten, welche den Geschäftskreis des Bibliothekars und die Verwaltung einer Bibliothek betreffen; und selbst auf die Vermehrung der Bibliothek nach festen Principien und mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der sie zunächst Benützenden ihren Einfluss äussern. Dass damit dem Bibliothekar wie überhaupt den Bibliotheksbehörden keine geringe Bürde und auch keine geringe Verantwortlichkeit auferlegt ist, könnte nur der in Abrede stellen wollen, der mit der Sache selbst völlig unbekannt ist; wohl aber wäre dann auch zu wünschen, dass dem Bibliothekar, der seinen Verbindlichkeiten nachkommt, keine hemmenden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und seine mühevollen Leistungen nicht mit Verkennung belohnt würden, dass ferner auch den Bibliotheken — diesen Depositorien des historischen Theiles der Fortschritte des menschlichen Geistes, wie sie der Verf. nennt, von Seiten der Staaten wie einzelner Communen alle Aufmerksamkeit zugewendet und ihren Bedürfnissen bereit-

Digitized by Google

willigst entsprochen würde. Dass wir im Interesse der guten Sache, der wahren und ächten Geistesbildung und ihrer Verbreitung, das Eine wie das Andere dringend wünschen, bedarf kaum einer Bemerkung. Wenn nun aber weiter der Verf. es als eine besondere Pflicht des Bibliothekars ansieht: „dass er jede für die Literargeschichte wichtige Entdeckung auf geeignetem Wege bekannt mache; nur auf diese Weise bringt er seine Wissenschaft und seine Thätigkeit in wahren Zusammenhang mit dem wirklichen Leben, indem er die Erzeugnisse der Vergangenheit zum Gemeingute der Gegenwart macht," so enthält diese Forderung, in dieser ihrer Allgemeinheit ausgesprochen, eine reine Unmöglichkeit, da kein Bibliothekar einer solchen über alle Zweige des menschlichen Wissens sich erstreckenden Anforderung zu genügen im Stande seyn wird. Zwar scheint der Verf. nach dem, was unmittelbar folgt, nur zunächst die alt-klassische Literatur im Auge zu haben, wo so Etwas allerdings möglich und auch ausführbar ist; diese bildet aber bekanntermassen nur einen Theil der wissenschaftlichen Forschung, welcher eine Bibliothek in der Regel gewidmet ist. Was von dem Bibliothekar in dieser Hinsicht verlangt und auch geleistet werden kann, das besteht hauptsächlich in der Art und Weise, durch welche jede neue Acquisition der Bibliothek zur baldigen Kunde des Publikums, das dieselbe benutzt, gelangt, mithin dasselbe stets au courant gehalten werde mit allen neuen Errungenschaften und Erweiterungen der menschlichen Forschung: was freilich voraussetzt, dass die Bibliothek selbst und ihre Verwaltung sich stets au courant der Wissenschaft und ihres Fortschrittes halte. Umfassende, gründliche Vorkenntnisse, wie sie nur durch ernste und anhaltende Studien zu gewinnen sind, werden allerdings die Tüchtigkeit des Bibliothekars für seinen Beruf bedingen, ebenso, was der Verf. weiter verlangt, ein eiserner Fleiss, der es, setzen wir hinzu, nicht verschmäht, Stunden und Tage lang über einzelne, unscheinbare, jedoch für ihn wichtige Punkte mit unermüdlicher Ausdauer nachzuforschen; endlich: „auch ein kräftiger Muth, in den einmal begonnenen Studien auszudauern, nur auf diese Weise kann in ihm die Gesinnung erwachsen, welche kein Opfer scheut." Opfer und zwar schwere, von welchen freilich Viele keine Ahnung haben, sind allerdings hier nothwendig; sie zu tragen und auszuharren vermag nur ein innerer Beruf und eine gewisse Begeisterung, welche zu allen Mühen Kraft und Ausdauer verleiht.

Was nun den weitern Inhalt dieser Vorschule betrifft, so gibt der Verf. nach einigen Bemerkungen über Literargeschichte eine kurze Geschichte der Holzschneidekunst (Xylographie), an welche ein etwas län-

Digitized by Google

gerer Abschnitt (S. 22 sqq.) sich anreiht über die Buchdruckerkunst und ihre Verbreitung, in welchem die ersten Drucke aus den verschiedenen Ländern Europas der Reihe nach aufgeführt werden: wozu noch ein weiterer Abschnitt über die Kenntniss seltener Bücher hinzukommt. Den Rest des Ganzen füllen Anweisungen über die Anlage der Kataloge, insbesondere des Nominal- oder alphabetischen Katalogs, der allerdings das erste und unentbehrlichste Bedürfniss ist für eine wohl geordnete Bibliothek, indem er zugleich den Grund für die Anlage weiterer Kataloge, zunächst des systematischen oder Fachkatalogs bildet: worüber wir mit dem Verf. ganz einverstanden sind. Für den Nominalkatalog lassen sich wohl feste, allgemeine, bei jeder Bibliothek zu beobachtende Normen aufstellen: bei dem wissenschaftlichen oder Fachkatalog ist dies schon schwieriger, weil hier vielfach lokale und andere Verhältnisse mit in Anschlag kommen, welchen gebührende Rechnung zu tragen, unabweislich ist; überdem auch einzelne Uebelstände durch das Daseyn eines guten Nominalkatalogs minder fühlbar werden, und individuelle Ansichten doch immer bei Fertigung eines Fachkatalogs mehr oder minder sich geltend machen werden, ohne dass darum wesentliche Nachtheile für das Ganze zu befürchten stehen. Nur Ein Punkt dürfte nirgends nach unserm Ermessen aus den Augen zu verlieren seyn: die Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Auffindens, gefördert durch Uebersichtlichkeit und nicht allzugrosse Zersplitterung der einzelnen Haupt- und Nebenfächer. Ueber das, was bei der Anlage eines Nominalkatalogs zu beachten ist, wird man gute Weisungen hier nicht vermissen; auf die übrigen Zweige des bibliothekarischen Geschäftslebens hat sich der Verf. nicht eingelassen. Zu dem oben genannten Verzeichniss der ersten Drucke erlauben wir uns nur ein paar Bemerkungen. Auf die sechs ältesten Mainzer Drucke folgt unter der Rubrik: Deutschland, zuerst ein Cölner Druck von 1467, ein Augsburger von 1468, ein Nürnberger von 1470 und dann erst das Decretum Gratiani, das zu Strassburg 1471 erschien, als das erste dort mit Angabe des Druckers, des Ortes und des Jahres gedruckte Buch. Indessen, fragen wir, wäre dann nicht der älteste deutsche Strassburger Bibeldruck (ein Eggenstein'scher), der zwischen 1462—1466 fällt, zu nennen? Was den S. 35 erwähnten ersten Ulmer Druck vom Jahr 1473 betrifft (Opus de misterio misse. Domini fris Alberti Magni), so ging diesem noch ein anderer desselben Jahres aus derselben Officin des Johannes Zeiner voraus: Epistola Francisci Petrarche De insigni obedientia et fide etc.; s. jetzt Hasler: Ulms Buchdruckerkunst 1840. 4. pag. 95. Von einem andern Ulmer (Hohenwang'schen) Druck, welcher noch vor 1469 zurückfällt, hat derselbe Gelehrte in einem be-

Digitized by Google

sondern Schulprogramm, das zu Ulm 1840. 4. ebenfalls erschien (Explicatio monumenti typographici antiquissimi nuper reperti etc.), eine genaue Beschreibung geliefert. Als der älteste Heidelberger Druck ist S. 43 der auch bei Panzer als erster Druck bezeichnete von dem Jahr 1485 (Sermones Hugonis de Prato) angeführt. Indess ist dies eher der dritte als der erste zu nennen, insofern die Angaben von zwei Drucken aus den Jahren 1466 und 1480 richtig sind, wie doch kaum zu bezweifeln steht; s. das Nähere in der 1840. 8. zu Heidelberg erschienenen kleinen Schrift: Zum Gedächtniss der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, im vierten Abschnitt pag. 49 seq.

Chr. Bähr.

M. Tullii Ciceronis de Republica librorum fragmenta recensuit et adnotatione critica instruxit Fridericus Osannus. Gottingae prostat in libraria Dieterichiana. MDCCCXLVIII. XXXVI und 512 S.

Eine wichtige und werthvolle Ausgabe eines Werkes, das seit einem Vierteljahrhundert aufgefunden, besonders von deutschen Gelehrten wiederholt bearbeitet worden ist, unter der Hand des neuesten Herausgebers aber Vieles gewonnen hat, was die bisherigen Bearbeiter noch zu wünschen übrig liessen, obgleich die Ausgaben derselben in Hinsicht auf Kritik, Sprach- und Sacherklärung nicht durch die vorliegende als entbehrlich gemacht erklärt werden können, was auch von dem Herausgeber nicht beabsichtigt worden ist. Wenn Referent diese neue Ausgabe etwas ausführlicher bespricht, so geschieht dies wegen des grossen vom Herausgeber auf dieselbe verwandten Fleisses: er masst sich aber nicht an, eine allgemein gültige oder auch nur durch das herkömmliche „Wir" gleichsam verstärkte Ansicht auszusprechen, sondern gibt, wo er nicht blos referirend spricht, sein eigenes, individuelles Urtheil, neben welches er andern, gleich berechtigten, nicht in den Weg zu treten gedenkt, in sofern dem seinigen nicht durch die Natur der Sache und wissenschaftliche Begründung objective Gültigkeit zukommt. Zuerst will Ref. aber aus der ausführlichen Vorrede bemerken, was der Herausgeber leisten wollte und worüber er sich erklären zu müssen glaubte.

Zuerst bespricht er lobend die neuesten Bestrebungen des Finders und ersten Herausgebers, Angelus Majus, in der Ausgabe von 1828, im I. Bande der Classicorum Auctorum e Vaticanis Codd. editorum (Romae), weist nach, dass er nun Manches richtiger gelesen habe, z. B. II. 16:

Digitized by Google

Quin hoc ipso sapientiam maiorum natu es esse, wofür er früher majorum nostrorum esse las, gibt er nun, wie sich ihm auch in der Handschrift darbot, statues esse, gerade wie Steinacker glücklich aus Conjectur verbessert hatte; und IV. 4 am Schlusse, wo er statt des im Ganzen sich empfehlenden Sprüchworts: „pallas inter pecus," aufmerksam gemacht durch den „breviator Valerii M.", den Januarius Nepotianus, nun bei nochmaliger Ansicht, was Jener bietet, nämlich palliis interiectis, erkannte. Der Herausgeber fügt jedoch bei, es könnte vielleicht eine nochmalige genaue Durchsicht bei diesem und andern von Ang. Majus entdeckten Werken Ciceros noch Manches ans Tageslicht bringen. Hr. O. las vor fünf Jahren ein Collegium über den Cicero de Republica und fand bei dieser Gelegenheit, dass noch Manches, besonders für Herstellung des Textes, auch durch genauere Erwägung der Lesarten des Codex und des Ciceronischen Sprachgebrauchs, gethan und gewonnen werden könne. Um sich nicht ins Weite zu verlieren, beschränkte er indessen seine Thätigkeit auf die Constituirung des Textes, um so mehr, da nachgerade Vieles in den Text kam, was stillschweigend als Ciceros Hand, ohne weitere Beachtung oder Angabe der ursprünglichen Lesart, angesehen und gegeben zu werden anfing. Zu diesem Behufe fand er denn die Schreibung des Codex rescriptus selbst als die sicherste Quelle der Emendation. Bei diesem Geschäfte wendete er nun auch besondere Sorgfalt auf die Erforschung der Ciceronischen Orthographie, und schrieb nach dem Resultat dieser Forschung den Text um. Dabei begnügte er sich jedoch freilich nicht, blos die vielen Spuren älterer oder ursprünglicher Schreibung, die der Codex rescriptus bietet, zu verfolgen und herzustellen, worüber aus den Ausgaben, welche die Noten des A. Majus vollständig aufgenommen haben, (wie die des Ref., der Ergänzungsband der Ernestischen Ausgabe [Tom. V.], der Stuttgarter und Londoner Abdruck, und natürlich die beiden Ausgaben des A. Majus selbst von 1822 und 1828) Jeder sich hinlänglich unterrichten kann. Er that dies in der Erwägung, dass, wenn auch der Cod. rescr. wirklich so alt ist, als ihn A. Majus schätzt, er doch ein paar Jahrhunderte später, als Ciceros Zeit selbst, fällt. Wie nun hiedurch die Orthographie sich gestaltet hat, davon weiter unten. Den Text des Cod. rescr. liess er, wie Ref., mit grössern, die anderswoher eingerückten Fragmente, wenn sie Ciceros Worte selbst enthalten, mit kleinern Lettern drucken, die aber, wo bei andern Schriftstellern aus Ciceros Werke gleichsam blos referirt wird, oder wo es ungewiss ist, ob es Ciceros Worte sind, mit Cursivschrift.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Cicero de Republica ed. Osann.

(Schluss.)

Das Letztere, was bisher in keiner Ausgabe berücksichtigt wurde, finden wir sehr passend und zweckmässig. Bei dem Somnium Scipionis im sechsten Buche wollte Hr. O. anfangs dem Texte Ciceros die Commentare des Macrobius und des Eulogius Favonius beigeben, weil er Hülfsmittel zur Verbesserung derselben bekommen hatte. Als er aber erfuhr, dass Hr. Ludw. v. Jan nicht blos die Saturnalien des Macrobius, sondern auch dessen Commentar zum Somnium Scipionis herausgebe, gab er diesen Gedanken auf, und Hr. v. J. liess ihn dafür die bereits gedruckten Bogen seines Werkes, worin das Somn. Scip. enthalten war, benützen, wo er dann mit Vergnügen fand, dass sein Text mit dem Jan'schen in sehr vielen Stellen übereinstimme. Am Schlusse der Vorrede dankt er seinem Collegen W. F. Otto (dem verdienten Herausgeber der Ciceronischen Werke de Senectute und de Finibus) für die Mittheilung seiner Observatt. in Cic. de Rep. im Manuscript, die er ganz aufnahm, sowie dem Hrn. Dr. Lion für seine sorgfältige Correctur und manche mitgetheilte gute Bemerkungen, sowie für die Fertigung des Index. Auch Ref. ist diesem Gelehrten vielen Dank für die Sorgfalt der Correctur seiner Ausgaben der Paradoxen und der Verrina (de Judiciis) schuldig.

An die Vorrede schliessen sich dann, vor dem Texte des Werkes, noch vier Abhandlungen: 1. De Orthographia Tulliana; 2. De Codd. MSS. librorum de Re publica; 3. De opere Tulliano de Re publica; 4. Conspectus litterarius Ciceronis librorum de Re publica. In der ersten Abhandlung bemerkt er, er habe die gewöhnliche Orthographie nicht für Ciceronisch halten können, ebensowenig die aus Altem und Neuem gemischte Anderer in einzelnen Wortformen (z. B. consili für consilii, uolgo oder volgo für vulgo u. dgl.). Er habe deswegen gesucht, den Text (denn wo er selbst spricht, in den Abhandlungen, Excursen und Noten schreibt er, wie man gewöhnlich schreibt) möglichst so zu geben, wie er von Cicero selbst geschrieben seyn möchte. Er halte dieses Verfahren, so gefährlich und mühsam es sey, für allein gründlich, und beruft sich

Digitized by Google

in Betreff seiner orthographischen Grundsätze auf seine Schrift De Pronominis tertiae personae is, ea, id formis (Gotting. 1845. XXVI und 94 S.). In dieser Schrift hat er nämlich, in der Vorrede, die Principien aufgestellt, nach denen der verfahren müsse, der die alte Orthographie finden wolle. Die Autoritäten dafür, sagt er, dürfen in erster Linie nicht die Codices und nicht die Grammatiker seyn, sondern die Münzen, besonders die ältesten, nämlich solche, deren Alter und Zeit ermittelt sey: diese haben die wenigsten Fehler, da sie unter öffentlicher Autorität geschlagen, also auch deren Inschriften unter derselben Autorität gemacht worden seyen. In zweiter Linie kommen dann die Inschriften, und zwar zuvörderst die unter öffentlicher Autorität mit ganz sicher erkennbarer Zeit gemachten. Die Handschriften seyen von den Abschreibern meistens in die Orthographie ihrer Zeit, und doch nicht eigentlich consequent, umgeschrieben, ungefähr wie (sagt er in der Vorrede zum Cicero de Rep. p. IX.) die Luther'sche Bibelübersetzung, in jeder neuen Bibelausgabe nach der Orthographie der Zeit umgeschrieben, jetzt sich selbst nicht mehr gleichsehe. Dabei finden sich (fährt er fort) dennoch in manchen Handschriften, neben der Schreibung der Zeit, in welcher sie geschrieben sind, auch noch mehrfach Spuren höhern Alters, und diese sind, je älter sie sind, um so lehrreicher. Von den Grammatikern seyen abermals die ältesten die besten: man müsse übrigens, so weit es möglich sey, alle vergleichen und richtig beurtheilen. Alles zusammen, mit Behutsamkeit gebraucht, gebe eine Sicherheit für die Erkenntniss der Orthographie in den verschiedenen Zeiträumen, die nicht mehr vielen Irrthümern Raum gebe. — Da bemerkt er denn zuerst (in der Ausgabe des Werkes de rep.) in seiner Abhandlung de Orthographia Tulliana, Niebuhr habe durch seinen Conspectus Orthographiae Ciceronianae am Ende des Werkes de Rep. und seine Ausgabe von Cic. Oratt. Fragm. p. 55. das Verdienstliche des Findens der Ciceronischen Orthographie hervorgehoben, aber die Unzuverlässigkeit der Handschriften unter Anderm auch dadurch erwiesen, dass der Codex Mediceus des Tacitus in den Annalen dis, diis und deis darbiete, was doch von Tacitus nicht herrühren könne. Die bisherigen Versuche, die alte Orthographie herzustellen, die von Beier, Madvig, Wunder gemacht worden, seyen Mischwerk, zum Theil auch Missgriffe, z. B. die Schreibung ecferre. Aber auch Ph. Wagner, ob sich gleich Hr. Pr. O. übrigens durch ihn aufgemuntert sah, habe Fehler begangen, da er die Zeiten nicht genug schied und in seinem Virgil die Schreibung verschiedener Zeitalter anbrachte, Dinge, die älter, und andere, die jünger sind, als Virgil's Zeit: eine Zeit, die freilich ihre be-

Digitized by Google

sondern Schwierigkeiten habe, weil sie eine Uebergangsperiode war. Es glaubt übrigens Hr. O. selbst nicht, dass er schon ganz im Reinen sey, oder es je zur gänzlichen Vollendung bringen könne; besonders schwierig erscheint ihm noch die Lehre von der Assimilation bei den Verbis compositis: und da Cicero selbst nicht immer consequent war (vgl. Orat. 48 *), so ist auf gänzliche Entschiedenheit und Entscheidung kaum zu hoffen. Er habe desswegen, sagt er, bei dem Schwanken auch der besten Handschriften und selbst des Cod. rescriptus der Bücher de Rep., Manches unentschieden lassen müssen, und eben darum noch keine Theorie und entschiedene Regellehre für Ciceros Orthographie aufzustellen gewagt, sondern eben an den betreffenden Stellen seine Bemerkungen an die vorliegenden Fälle angeknüpft.

Betrachten wir nun, mit Zuziehung der Excurse, welche gleichfalls grossentheils orthographische Gegenstände besprechen, den nach Hrn. Pr. Osann's Ansichten hergestellten Text, der in orthographischer Hinsicht gänzlich von der eigenen Schreibung des Herausgebers in der Einleitung, den Anmerkungen und den Excursen abweicht, so finden wir, dass Hr. O. zwar selbst schreibt wie andere Leute auch, dass er aber dem Ciceronischen Texte eine Gestalt gegeben hat, die den Eindruck macht, wie die Klopstock'sche Messiade nach Klopstock's neuer Orthographie in der Ausgabe Altona, bei J. D. A. Eckhardt, 1780. 8. oder dessen ebenso gedruckte Fragmente über Sprache und Dichtkunst, ebd. (und Hamburg bei Herold) 1779. 8. Angenommen, die Klopstock'sche Orthographie wäre der gangbaren vorzuziehen gewesen; wer hätte sich nicht dennoch zurückgestossen gefühlt, wenn er Fader des Folx für Vater des Volks las, iz für ists, fol für voll, Inhalz für Inhalts u. dgl.? So hier. Mögen die Forschungen über Ciceronische Orthographie, so weit Hr. O. sie gebracht hat (abgeschlossen sind sie noch auf keinen Fall), so richtig seyn, als sie wollen; wer mag einen Text ohne Störung lesen, wo ihm in jeder Zeile Wörter, wie bellei Punicei secundei — copieis — veis — oteique, exsempla — sexs — seic — dixsei — exs otio — nostrei animei, ingenei, consilei parteis ipsa sibei — reei — vei — libreis — nobeis aufstossen? Wir billigen recht sehr die Bemühung, die alte Orthographie der verschiedenen Zeiten zu erforschen: sie gibt Licht und einen Einblick in die Werkstätte der Wort- und Sprachbildung. Aber einen ganzen

*) Es ist übrigens die Stelle im 47. Cap. und die Beispiele heissen dort bei Orelli und Peter nicht suffugit und subfugit, summovet und submovet, sondern subegit, summutavit.

Digitized by Google

Cicero in diese Orthographie umgeschrieben, würden wir nur mit Unbehaglichkeit lesen. Desswegen ist es uns auch ganz und gar nicht unlieb, dass Orelli und Baiter, sowie Nobbe in ihren neuen Gesammtausgaben dieser neu-alten oder alt-neuen Orthographie nicht huldigen. Wir können vor der Hand noch immer die Ueberzeugung nicht aufgeben, die wir gegen das Ende unserer Vorrede zum Cic. de Rep. (Francof. Brönner. 1826. p. IX seq.) ausgesprochen haben, und theilen die Ansicht eines Gelehrten, der sich kürzlich hierüber so aussprach: „In Beziehung auf lateinische Orthographie sind noch lange nicht Materialien genug zu deren endlicher Begründung in den verschiedenen Jahrhunderten gesammelt. Manches wird dabei überdies immer zweifelhaft bleiben, da die Römer selbst keineswegs eine durchgehends gleichmässige Orthographie befolgten, sondern eine ähnliche Unsicherheit und Willkür, wie bei uns Deutschen, stattfand."

Die zweite Abhandlung geht über die Codd. MSS. der Bücher de Rep. Für den grössern Theil ist der Cod. rescriptus des Ang. Majus die einzige Quelle, für das Somnium Scipionis sind es die bekannten. Ang. Majus ist über das Alter seines Codex, trotz seinen Bemühungen, nichts weniger als im Reinen. Weiter ist auch noch Niemand gekommen, und Hr. O. getraut sich auch nicht, die Sache ins Reine zu bringen. Ang. Majus schloss aus paläographischen Gründen, Bücher mit so grosser Quadratschrift, wie der Cod. palimpsestus de re publica, seyen nach dem sechsten, wenigstens siebenten Jahrhundert nicht mehr geschrieben worden. Dieser so splendid, ja luxuriös geschriebene Codex sey schwerlich nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums geschrieben, ja er will ihn sogar in das dritte oder gar in das zweite Jahrhundert hinaufheben. Die Abwesenheit fast aller Abbreviaturen und Interpunctionen spricht für ein hohes Alter: aber die Paläographie für sich allein entscheidet die Zeit oder das Jahrhundert nicht sicher, schon darum, weil ein späterer Abschreiber eine frühere Schreibmanier absichtlich nachgeahmt und nachgemacht haben kann. Sicherere Haltpunkte gewährt die Orthographie. Es wurden z. B. b und v, f und ph vor einer gewissen Zeit nicht verwechselt. Dies geschieht nun im Vaticanischen Palimpsest. Es kam aber diese Art zu schreiben im zweiten Jahrhundert auf, und wurde im vierten Jahrhundert allgemein. Dieses Jahrhundert nun glaubt Hr. O. mit ziemlicher Sicherheit als die Entstehungszeit des Codex annehmen zu dürfen. Darauf spricht er von dem Verhältniss der zweiten Hand in jenem Codex gegen Heinrich (in dessen unvollendeter grösserer Ausgabe S. 162) mehr für Rud. v. Raumer (über den Census des Serv. Tull. p. 18)

Digitized by Google

und gibt zu, dass die Aenderungen des Correctors meist wirkliche Verbesserungen seyen. — Die Aufzählung der Handschriften des Somn. Scip. übergehen wir. Eine ganz gute hat sich bisher nicht gefunden.

In der dritten Abhandlung handelt Hr. O. de opere Tulliano de rep., und spricht zuerst von der Zeit seiner Abfassung. Er nimmt nicht mit Ang. Majus das Jahr 700 u. c. an. Besser habe Prf. Richarz in Würzburg gerechnet (in seiner Commentatio de politicorum Ciceronis librorum tempore natali: 1829. 4.) nach der von jenem übersehenen Stelle de Div. II. 1, 3. Demnach könne, da Cicero sage, er habe jene Bücher geschrieben, cum gubernacula rei publicae teneret, er aber im J. R. 691 Consul war, wenn man auch noch 1 Jahr oder 2 dazu gebe, das Werk nicht nach 693 geschrieben seyn. Etwas Anderes sey die Vollendung und Herausgabe des Werkes. Diese treffe aber auch nicht auf das J. 700, sondern, nach Ciceros Erklärung in sieben im J. 703 geschriebenen Briefen, auf das Jahr 703. Die zweite Untersuchung, über die Person, der das Werk zugeeignet wurde, gibt als Resultat den Bruder des Cicero, Quintus, nicht den Atticus.

Die vierte Abhandlung bietet den sehr, doch nicht ganz, vollständigen Apparatus litterarius zu den Büchern de Rep. unter 46 Nummern dar. Wir tragen noch Einiges nach: 1) Jos. Rubino: Ueber das Verhältniss der sex suffragia zur römischen Ritterschaft (mit Beziehung auf de Rep. II. 22.) 2) Hess: Specimen novae editionis Somnii Scipionis in Graecum conversi a Max. Planude. Helmst. 1830. 4. (Progr.) In dieser Schrift, sowie in der Ausgabe der griechischen Uebersetzungen Ciceronischer Schriften (Halis, Schwetschke & fil. 1833. 8.) sind auch Bemerkungen über den lateinischen Text des Somn. Scip. 3) Unter Nr. 36 führt Hr. Pr. O. das Flensburger Programm von 1824: Obss. critt. in M. T. C. libb. de rep. fragmm. von F. C. Wolff an, das er übrigens blos durch Recensionen kennt (der Ref. hat es vor sich). Es finden sich aber auch in einem andern Flensburger Programm von 1828: Verisimilium specimen scr. Dr. G. C. Th. Francke, Conr. (32 S. 4.) Bemerkungen zum Cic. de Rep. — Ferner finden sich 4) Bemerkungen über Cic. de Rep. in der Schrift von C. G. Dieterich: Quaestt. Gramm. & Critt. (Lips. bei Focke, 1835. 8.) die bei Hrn. Prf. O. p. 235 in einem Zusatze von Hrn. Prf. W. F. Otto citirt wird; überdies 5) in W. Rein's Quaestt. Tulliann. Lips. 1832. 8.; 6) in dem Hanauer Programm von Schieck von 1843: „Ueber die Himmelsgloben des Anaximander und Archimedes;“ 40 S. 4.; 7) in dem Zweibrücker Programm von 1830, von E. V. E. Vogel: Obss. ad aliquot Cic. locos, welches Referent vor sich hat. Der

Digitized by Google

Herausgeber citirt es zwar S. 78, kannte es aber nur aus einer Anzeige. 8) Dr. J. E. Boner: De Comitiis Romanorum centuriatis comm. ad Cic. de rep. II. 22. Monasterii, Coppenrath. 1833. 29. p. 4. 9. Bouhier: Remarques sur le texte du Songe de Scipion, am Schlusse seines Commentars zum 1. Buche der Tusculanen (Tusculanes de Ciceron, trad. par Mess. Bouhier & d'Olivet, avec des remarques. T. III. p. 103—112. à Amsterd. 1739. kl. 8.) 10) Eine von Niebuhr aufgegebene Preisfrage, über die bei Cic. de Rep. I. 16 erwähnte Sonnenfinsterniss, hat ein Student in Bonn Ed. Heis befriedigend beantwortet. Krit. Bibl. 1830. 7.

Ehe wir nun zur Betrachtung des Textes gehen, der uns durch diese Ausgabe an vielen Stellen gewonnen zu haben scheint, betrachten wir noch ein wenig die Excurse, von denen wir bereits bemerkt haben, dass sie dem grössern Theile nach speciell grammatische Fragen, namentlich orthographische, enthalten. Wir können uns jedoch hier nicht in das Einzelne und Innere einlassen, so wenig als wir auf die Frage eingehen konnten und wollten, was etwa die etymologischen und überhaupt sprachlichen Forschungen des Verf. gewonnen haben würden, wenn derselbe auch das Sanskrit in den Kreis derselben hätte hereinziehen können oder wollen, was ein eben nicht sehr humaner Beurtheiler seiner Abhandlung de Pronomine is, ea, id ihm als einen grossen Mangel anrechnet, wogegen er sich jedoch mit nicht schwachen Gründen zu vertheidigen wusste. Es genüge hier die Bemerkung, dass der Verf., stimmberechtigt durch frühere Studien und Leistungen, das Material für seine Untersuchungen mit Sorgfalt gesammelt, gesichtet und die daraus gezogenen Resultate klar dargestellt hat. Wenn übrigens der Herausg. den Ref. wegen dieser oder jener von ihm angenommenen Schreibung zuweilen lobt, zuweilen tadelt, — jenes, dass er C., nicht G. (den Vornamen Caius), dieses, dass er Duellius, nicht Duelius schrieb —; so muss er Beides ablehnen: denn es lag in des Ref. Absicht die Herstellung der Orthographie aus Ciceros Zeit nicht. Bei Gelegenheit der Schreibung des letztern Namens citirt Hr. O. die Schreibung duellus (für bellus) aus Naevius in Gloss. ap. Colomes. Opusc. p. 276: facies virginis duellae. Ref. hat die Ausgabe von J. A. Fabricius vor sich (Hambg. 1709. 4. P. Colomesii Opera). Da steht die Stelle in den Noten zum Quintilian I. 4. p. 357 seq. aus der Danae des Nävius. In der Ausgabe der Fragmente dieses Dichters von P. Scriverius mit den Noten von Jo. Gerh. Vossius p. 41 fehlt aber das Wort duellae, ist jedoch in den Noten des Vossius p. 64 nachgetragen, und F. H. Bothe in den Fragmm. Tragg. Latt. p. 85 hat es aus den Glossen des G. Fornerius aufgenommen. Hat nun Hr. Prf. O. im ersten

Digitized by Google

Excurs über den Vornamen Gaius, in dem zweiten über die Schreibung des Namens Duelius gesprochen, so bespricht er im dritten die von Karthago, dann den Gebrauch der Adspiration h, ch, ph, th, vindicirt dem Cicero die Schreibung Graccus, statt Gracchus, im vierten dem Superlativ das u statt des i, auch Wörtern wie existumo, victuma, lubido, monumentum, vicesumus, und nicht nur optumus, sondern sogar ultumus, überdiess das undus in dem Part. Fut. Pass. Wenn er übrigens wegen maritumus de Rep. II. 10. citirt (S. 436), so ist dies ein Irrthum: es steht die Stelle, die er meint (in der Schreibung maritimas) II. 5, 10: sonst mit u. Im fünften Excurs handelt er de scriptura geminatae literae v (in Wörtern wie vulnus (volnus), divus (divos, im Nominativ), vivus (veivos), vulgus (volgus) u. dgl. Im sechsten weist er nach, dass Cicero nicht quum, sondern quom geschrieben habe. Wenn er in diesem Excurs S. 445 wegen PEQVNIA seine Sylloge Inscriptt. pag. 556 die Schrift citirt: Memoire sur la ville souterraine découverte au pied de Vesuve, so bemerken wir erstlich, dass es heisst au pied du mont Vesuve, zweitens, dass die Schrift, die wir vor uns haben, in Paris im J. 1748. 8. gedruckt ist, bei Cl. Herissant, und die Inschrift mit jener Schreibung S. 22 (nicht S. 16) steht: es müsste denn dies nur die Seite im XI. Bande der Tempe Helvetica seyn, wo die Schrift abgedruckt seyn soll. Ihr Verf. ist Mr. Moussinot. Dieselbe Inschrift steht auch bei J. E. J. Walch in seinen Antiquitt. Herculanenss. litt. Ed. 2. (Jenae 1751. 4.) p. LXI. — Der siebente Excurs handelt von den Genitiven der zweiten Deklination auf i statt ii, zu I. 1. oteique (für otiique). Hier steht S. 446 falsch Cic. ad Q. F. I. 2, 5. cascelli, statt I. 2, 2, 5. Cascelli. Der achte Excurs bespricht die Schreibung f für ph; der neunte den Unterschied der Pronomen is und hic; der zehnte den Gebrauch der Partikeln nec und neque, ac und atque. Wir finden auch diese Abhandlungen sehr gründlich, müssen jedoch zu S. 461 bemerken, dass Ref. sich durch die Behauptung des Herausgebers, er habe nie, soviel er sich erinnere, neque — quidem, sondern immer nec — quidem gelesen, in der von ihm herausgegebenen Verrina II. 20, 48. nicht bestimmen lassen möchte, das dort stehende neque ille quidem obscure in nec i. q. o. zu verwandeln. Zwar gab Lambin in der von ihm selbst besorgten Ausgabe 1566. ne — quidem, und wollte in der zweiten, von ihm nicht erlebten Ausgabe es, vielleicht aus dem Cod. Fabric. in nec — quidem verwandelt wissen. Allein es ist im Grunde doch nicht abzusehen, warum neque — quidem unstatthaft seyn soll, und die Aehnlichkeit der Schreibung oder Abkürzung beider Wörter ist, wie Hr. O. S. 460 selbst bemerkt, so gross, dass der

Digitized by Google

Unterschied, wenn einer stattfand, schwerlich zu ermitteln seyn dürfte. — Der eilfte Excurs bespricht die Adjective griechischen Ursprungs auf ius und eus. Der Verf. ist für das i, sein Freund, Hr. Prf. Otto, für das e, beide mit Gründen und Belegen. — Der zwölfte Excurs enthält eine Zuschrift des Hrn. Prf. Otto an den Herausgeber: de accusativi duo forma et de cacophonia male suspecta. Eine reiche Sammlung von scheinbar kakophonischen Stellen, die es offenbar für Cicero nicht waren: woraus der Verf. den Schluss zieht, dass wir nicht berechtigt seyen, das Urtheil unsers Ohres über Euphonie dem römischen Ohre aufzudringen. Uebrigens seyen manche kakophonisch klingende Ausdrücke absichtliche Alliterationen, manche seyen eigentliche Calembourgs. Wenn aber Hr. Pr. Otto sagt, er vermuthe, der Ref. und Or. haben inter duo soles gegen den Cod. rescriptus, der duos gebe, wahrscheinlich nur der Kakophonie wegen gegeben, die man sich eingebildet habe (quam sibi saepe VV. DD. somniant, sagt er), so übersieht er den vom Ref. ausdrücklich ausgesprochenen Grund, nämlich, dass in demselben Capitel, zwanzig Zeilen weiter oben, derselbe Accusativ duo soles heisst, worauf auch A. Majus aufmerksam macht. Ref. sagt auch, er habe duo nur der Gleichförmigkeit (nicht des Wohllauts) wegen geschrieben. Wir sprechen übrigens nur gegen das falsche uns unterschobene Motiv, nicht gegen die Beibehaltung des duos soles, und wir wenden, bis zur etwaigen Entscheidung, auch eben nicht sehr viel gegen die Inconsequenz der zweifachen Schreibung ein. — Dreizehnter Excurs: de forma Genitivorum in i desinentium heteroclita. Wieder eine dankenswerthe Zusammenstellung von Genitiven auf i, wo man gewöhnlich is erwartet und schreibt, welche letztere Form oft auch auf guten Autoritäten beruht, wie: Pericli, Herculi (neben Herculis), Agathocli, Ulixi u. dgl., auch bei Apellativen, wie plebi. Im vierzehnten spricht Hr. Prf. Osann: De usu litterae o pro qu positae: z. B. aecus für aequus. Der Verf. verwirft Beides und schreibt I. 21. aequom für aequum, also im Nominativ (wie er ausdrücklich S. 474 sagt) aequos. Ebenso verwirft er die von Einigen empfohlene Schreibung cottidie, als welches Wortes älteste urkundliche Form er cuottidie erkennt. Der fünfzehnte handelt: De terminatione genitivi plur. substantivorum in as desinentium; z. B. civitatium und civitatum, optimatium und optimatum; der sechszehnte: De geminatione consonantium in verbis cum re compositis, z. B. I. 8.: reccidisset für recidisset; ferner rettuli, reppuli, sogar rellatum; der siebenzehnte: de forma muta verbi est, z. B. II. 10: conditast; ferner verendumst, ratiost. Der achtzehnte handelt: De formulis non modo vel

Digitized by Google

non solum — sed ne — quidem. Ad II. 18 (lies 15): non solum facta esse, sed ne fieri quidem potuisse. Eine gründliche Abhandlung, deren Werth Ref. gerne anerkennt. Nur glaubt er sich gegen den über seine Note zu der angeführten Stelle ausgesprochenen Tadel verwahren zu müssen. Er sprach blos gegen des Bibliothekars A. Majus allgemeine Behauptung, dass die Auslassung des non eine Eleganz sey; hat aber keine Erörterung über die Sache selbst schreiben wollen, auch nicht behauptet, es sey mit den wenigen Zeilen die Sache abgethan, oder non solum sey ganz gleichbedeutend mit non modo: endlich hat auch Ref. vor vielen Jahren in einem öffentlich ausgesprochenen Urtheil über die Abhandlung von Schuppius: Ueber die lateinische Bindeformel non modo (non) — sed ne — quidem (Hanau 1825. 8.) sich wie der Herausgeber S. 485 geäussert, dass mit dem dort Gesagten die Sache noch nicht vollkommen befriedigend abgemacht sey. Uebrigens hat Schuppius im J. 1826 einen nicht unbedeutenden Zusatz zu jener Abhandlung in einem zweiten Programm (15 S.) gegeben. Der neunzehnte Excurs handelt von den Centurien, über die fast berüchtigte Stelle II. 22. Er bringt jedoch keinen neuen Erklärungs- oder Verbesserungsversuch vor, und begnügt sich, diejenigen nachzuweisen, welche theils in eigenen Abhandlungen, theils in gelehrten Zeitschriften oder Encyclopädien niedergelegt sind. Es scheint ihm gegangen zu seyn wie dem Ref., der, als er bemerkt hatte, wie leicht jeder Spätere mit seinem Vorgänger fertig geworden, eine bereits ausgesonnene neue Berechnung und Correctur aufgab. — Im zwanzigsten Excurs spricht Hr. Prf. Osann: De Perfecti Activi terminatione in ere, dabei auch über den vermeinten Unterschied der Bedeutung der beiden Formen — erunt und ere; im einundzwanzigsten: de littera s muta in fine verborum: z. B. Fragm. inc. 11. der Schluss eines Hexameters aus Ennius: nemo civis neque hostis: wobei die Frage untersucht wird, ob in solchen Fällen das s blos im Sprechen oder auch im Schreiben weggelassen werden soll (civi' neque hostis)? Den letzten (22.) Excurs bilden Excerpta ex altera editione librorum de Rep. ab Ang. Maio curata; nämlich was ausser den zum Texte gehörenden Bemerkungen in der Vorrede, der Prosopographie und den Indd. Neues hinzugekommen ist. — Den Schluss des Werkes von S. 503 bis 511 (wozu noch eine Seite Addenda und Corrigenda kommt) nimmt der von Hrn. Dr. A. Lion verfasste Index Grammaticus et rerum in Annotationes, Praefationem, Commentarios et Excursus ad Ciceronis libros de Rep. ein. Schade, dass es dem Verf. des Index nicht gestattet war, denselben, wie er wünschte,

Digitized by Google

etwas ausführlicher zu machen. Da indessen im Plane des Herausgebers überhaupt nicht lag, in sein Werk Alles, was A. Maj. bietet, aufzunehmen, so wird der Besitzer derselben eine Ausgabe, welche dessen Arbeit vollständig enthält, doch nicht entbehren können und wollen: wiewohl, was die zweite Ausgabe des A. Maj. Neues enthält, keine in Deutschland erschienene unseres Wissens darbietet, als eben die vorliegende des Hrn. Prf. Osann.

Doch es ist Zeit, auf dem uns etwa noch vergönnten Raume den Text und die Kritik und Erklärung desselben, und was hiefür diese Ausgabe leistet, wenigstens theilweise, zu besprechen. Ohne mit Allem übereinstimmen zu können, sind wir dem Herausgeber doch die Erklärung schuldig, dass sie nicht nur die Kritik und die Erklärung, sofern diese mit jener zusammenhängt, bedeutend fördert, sondern überhaupt den bis jetzt herstellbaren besten Text dieser kostbaren Bruchstücke liefert, durch den die gegenwärtig angekündigten und theilweise bereits erschienenen zwei neuen Gesammtausgaben des Cicero grossen Nutzen werden gewinnen können, wenn sie auch gleich sich zur Aufnahme der ganzen neualten Orthographie schwerlich entschliessen werden. Betrachten wir nun eine Anzahl von Stellen, so werden sich, zur Ersparniss des Raumes, natürlich unsere Bemerkungen meist auf solche Stellen beschränken, wo wir Etwas einzuwenden oder nachzutragen haben, womit übrigens unser eben ausgesprochenes Urtheil weder ganz noch theilweise zurückgenommen werden soll.

Zu der beim Anfang I. 1, 1. nöthigen Ergänzung des Sinnes führen wir noch an die von C. Beier versuchte im Pädagog. philolog. Lit.-Blatt zur Allgem. Schulzeitung 1826. II. 31; zu der Schreibung des Vornamens C oder G den Herausgeber des Orator, H. Meyer zu C. 45, 153. p. 92. ibiq. laudd. vgl. Drakenb. ad Liv. 8, 16, 1, der K schreibt, und über den Namen Duelius oder Duellius u. s. w. Hess zu der griechischen Uebersetzung des Th. Gaza p. 37 seq. — Wegen der Abkürzung der römischen Vornamen (zu Aulus Atilius) war in Grotefends Gesch. und Geogr. Altitaliens nicht V. p. 34 (wie S. 4 steht), sondern p. 40 zu citiren. — Zu duo Scipiones citiren wir noch Aloys. Capellmann in seinem Programm (Düsseldorf 1841. 4.) de Scipionibus comment. p. 6—12. — I. 2, 2. vertheidigt Hr. Prf. O. die Form turpido lebhaft gegen Heinrich und alle diejenigen, welche turpitudo aufgenommen, jenes aber für unciceronisch erklärt haben. Zuerst führt er turpido aus dem Cod. Med. in dem Briefe des Trebonius an Cicero (Famm. XII. 16, 3) an, von welcher Lesart aber weder die erste, noch die zweite Ausgabe Orelli's

Digitized by Google

Etwas weiss. Doch mag es dort stehen: Cicero selbst hat an mehr als einem Dutzend Stellen unbestritten turpitudo. Denn bemerkt er, wenn Heinrich sage cupido komme von cupio, ein solcher Ursprung von turpido lasse sich aber nicht nachweisen; so könnte es doch auch ein Verbum turpio gegeben haben, wiewohl das Verbum turpo, das sich wirklich findet, nicht sehr dafür spricht. Doch mag für turpido auch die Lesart dreier Handschr. bei Lucret. III, 1007. sprechen, wo Wakefield aus mehrern turpedine giebt. Ausserdem empfiehlt Hr. Prof. Otto diese Form mit Hinweisung auf das oft poetische Colorit des ganzen Werks. — 1, 2, 3. sagt Hr. O., er gebe mit Schütz: Ergo ille civis, qui id cogit. Das hat mit civis seine Richtigkeit: aber id hat Schütz nicht. Ebd. p. 13. bemerken wir, dass der Halbvers des Ennius: urbes magnas et imperiosas bei Ennius in den Annalen I, 62 steht p. 15. ed. E. Spangenbg., oder vielmehr nach der Note dahin gehört, denn im Texte steht blos imperiosse: bei Merula (Q. Ennii Annalium Libri XIIX. Lugd. B. 1595. 4.) fehlt auch das noch. — Ebd. wird qui expertes sunt (statt sint) gut hergestellt. — I, 2, 3. p. 14. et ad hanc voluptatem ipsius naturae stimulis incitamur. Bekanntlich hat Ref. hier voluntatem corrigirt, und Orelli dieselbe Correctur aufgenommen. Gebilligt hat sie auch C. Beier zum Lälius 16, 61. p. 97. und in Jahns Jahrb. 1827. I, 3. p. 31. Doch Ref. will sich nicht mit Autoritäten verpallisadiren, denn missbilligt wurde sie, wiewohl ohne Angabe des Grundes, von einem Rec. in den Heidelb. Jahrb. 1827 p. 913 und in der Lpzgr. Lit. Ztg. 1831. N. 140. p. 1116, weil voluptatem zum obigen rapimur und zum folgenden incitamur recht gut passe. Und darum dreht sich denn auch die Zurückweisung unsers Herausgebers, indem er sagt: Non agitur de libera illa voluntate, qua ad bene faciendum ipsa natura incitante stimulemur, sed de necessitate quadam animo humano insita, qua vel nolentes ad juvandum genus humanum cogamur et abripiamur, sed ita ut dulcissimam simul ex ea percipiamus voluptatem: und das werde durch rapimur angedeutet, das vom eigentlichen Wollen nicht schicklich gesagt werde. Aber, um mit dem letztern zu beginnen, muss Cicero wohl getadelt werden, wenn er de Div. I, 49, 111. sagt: Rarum est quoddam genus eorum, qui se a corpore avocent (das geschieht doch wohl nicht unfreiwillig?) et ad divinarum rerum cognitionem cura omni studioque rapiantur —? Und wenn er dann fortfährt: Horum sunt auguria non divini impetus, sed rationis humanae: wusste er nicht, dass er soeben rapiantur gesagt hatte? Freilich hatte er cura studioque hinzugesetzt, muss es also doch passend gefunden haben. Ist es nicht ganz natürlich, unsere Stelle so zu umschreiben: studemus nostris consiliis et

Digitized by Google

laboribus tutiorem — vitam hominum reddere, et ut hoc facere studeamus (das heisst velimus), ipsius naturae stimulis incitamur —? Und nun vergleiche man noch die Verwechslungen von voluntas und voluptas bei Cic. de Am. 25, 91. und dazu Ochsner in den Eclogg. Ciceronn. p. 243. seq. Orelli zu Cic. Orator, in der Ausg. cum annott. Beieri (Turic. 1830. 8.) p. 49. Lambin. ad Cic. Parad. V, 2, 39. p. 560. ed. Klein. unsere Ausg. der Parad. S. 208. und S. 552. und Hofman-Peerlkamp zu Horat. Od. I, 37, 13. p. 115. seq. Mit allem diesem will Ref. weiter nichts, als die Berechtigung seiner Vermuthung vertheidigen und die Andeutung der ineptia derselben ablehnen. Wir halten übrigens dafür, dass sogar, was noch von den Worten teneamus eum cursum an folgt, besonders auch die Worte neque ea signa audiamus etc. eher die voluntas als die voluptas in Anspruch nehmen. — Bald nachher 3, 4. bei dem offenbaren Fehler neque tai solum in tantis rebus bringt Hr. O. sein schon in Seebode's Krit. Bibl. (28, 73. p. 580.) empfohlenes ita in den Text, und empfiehlt es abermals mit der uns ganz unpassend scheinenden Stelle der Rede pro Deiot. 7: Dii te perduint, fugitive: ita non modo nequam — sed etiam — amens es. Um nun beide, als einander gleich erscheinen zu lassen, umschreibt er die letztere: ut dii te perduint, ita nequam-es, und die unsere: ut leve sane impedimentum, ita non solum in tantis rebus u. s. w. Ref. gesteht, dass er nicht leicht eine unähnliche Aehnlichkeit und eine seltsamere Umschreibung gesehen hat. Die erste Stelle erklärt Ref. so, dass zuerst der Wunsch oder Fluch ausgesprochen, und dann durch das Hinzugefügte gleichsam gerechtfertigt wird. Also Dii te perduint wirft er dem Gegner zu, und sagt im Folgenden: adeo [ita] enim tu es nequam — et amens, ut merito hoc tibi imprecer. Wo bleibt nun auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit unserer Stelle? — Am Ende wird wohl M. Haupt in Schneidewin's Philologus I, 2. p. 388. (1846) Recht haben, welcher sagt, tai streiche man am Besten ganz weg; es sei vielleicht aus einem falsch geschriebenen tantum (TAT) entstanden, das der Abschreiber nachher, als er solum folgen sah, auszustreichen unterliess. — I, 3, 6. Hier wird in der Phrase vel eorum multorum pestes die Schwierigkeit, welche die Bedeutung von pestes (statt interitus) macht, durch die Emendation bellorum multorum pestes nicht übel beseitigt, wofür freilich Hr. Prof. Osann nur Virg. Aen. X. 55. belli evadere pestem und den Julius Obseq. de Prodig. 118. moles belli (freilich ein schwacher Beleg) nachweisen kann. Mehr spricht dafür, dass auf die principum caedes (was er auch anführt), die nach des Marius Rückkehr eintrat, die Bürgerkriege folgten. Für die Lesart vel eo-

Digitized by Google

rum — pestes haben wir indessen aufgefunden: Or. post red. in sen. 7, 16: tunc ausus es — cum Gabinio consociare consilia pestis meae? Or. in Catil. I, 13, 33: tum tua peste ac pernicie — proficiscere; Tusc. II, 9. 21. (in einem Verse): nate, illacryma patris pestibus: vgl. das. unsere Note p. 467. — I, 5, 9. zu proinde quasi führen wir noch über proinde und perinde an: Hess in dem Helmstadter Programm von 1827: Varr. Lectt. et Obss. in Taciti Germ. p. 10; G. L. Walch. ad Tac. Agric. 10, p. 191. und die Unterscheidung beider in der Leipz. Lit. Ztg. 1831. Nr. 140. p. 1117. — I, 7, 12. p. 30. seq. wird die Vermuthung des Ref., Haec pluribus a me verbis dicta sunt, die er jedoch nicht, statt plurimis aufnahm, bestritten, aber damit nichts bewiesen, als dass plurimis verbis auch gesagt werden könnte. Das war es eben, weswegen jenes Ref. nicht aufnahm. Aber passlicher wäre doch hier, wo sich Cicero einigermaassen wegen seiner Ausführung entschuldigt, pluribus. Hätte er z. B. sagen wollen, er begreife nicht, warum man noch mehr wünsche, denn das Gesagte dürfte doch fast mehr als genug seyn; dann war plurimis besser an seinem Platze. Eine Stelle, wo plurimis passt, ist ad Famm. XV, 13, 2: Itaque cum — tua — dignitas — postulare videatur, ut a te plurimis verbis contendam atque petam. — Wie leicht man sich überhaupt zuweilen das Widerlegen macht, davon hier noch ein Beispiel, das aber unser Herausgeber nicht selbst gegeben, sondern nur ungeprüft aufgenommen hat. Ref. hatte I, 9, 14 corrigirt: familiarissimique ejus ad eum frequentes [für frequenter] per eos dies ventitaturos se esse dixissent. Er hatte durch Gründe nachgewiesen *), dass nicht das häufig Kommen, sondern das zahlreich Erscheinen hier versprochen sey, und dieser Gedanke besser durch den Plural ausgedrückt werde, als durch das Adverbium. Da tritt ein Kritiker auf, will Etwas sagen, und schlägt in seinem Gesner'schen Thesaurus frequenter nach. Da stehen mehrere Beispiele, die für den Ref. sprechen: zum Glück gegen den Schluss sagt der gute Gesner: Frequenter etiam significat id, quod fit a multis, licet semel et simul, und führt an: Cic. ad Att. I, 19. [5] Huic frequenter interceditur. Da haben wirs. Aber dort ist der Sinn: ein Volkstribun Herennius hat schon oft den Antrag gemacht, den Clodius durch Adoption in eine plebejische Familie zu bringen: allein von

*) Belege hiefür sind Or. pro Quinct. 6, 25. Catil. III, 3, 7. Liv. XXIII. 47. Hor. Sat. II, 3. 230. An der ersten Stelle steht: veniunt frequentes; an der zweiten: viris, qui frequentes ad me mane convenerant; an der dritten: Romani ad spectaculum pugnae ejus frequentes exierant; an der vierten: Quid tum? Venere frequentes. Vgl. Dölecke's deutsch-latein. Schulgramm. S. 77. Dagegen Cic. de Or. II, 37, 155: eos a se et ab aliis frequenter auditos.

Digitized by Google

vielen Seiten, selbst aus der Mitte der Volkstribunen, findet er häufigen Widerspruch. Diess ist das einzige Beispiel, und dieses beweist eben nicht viel. Aber jener Kritiker sagt mit kluger Berechnung „alïs passim in locis", und citirt seinen Gessner. Dieser aber führt, nur zum Belege, dass auch der Comparativ und der Superlativ dieses Adverbiums vorkomme, zwei Stellen des Suetonius (Aug. 40 u. 43) an, wo es nichts weniger als zahlreich, von Personen, sondern allzuoft, sehr oft, von Handlungen, bedeutet. Das nennt man denn „passim." — I, 9, 14 p. 38 seq. steht eine sehr gute Note von Otto zu abuti, dergleichen mehrere, wie die oben angeführten Excurse, dem Buche zur Zierde gereichen. — Zu I, 11, 17: qui est nobis laudatus sermonis auctor, das auch Hr. O. für lautus aufgenommen hat, bemerken wir, dass auch in dem Dialog. de Orator. von Tacitus Cap. 22 eine Stelle ist, wo die Lesart zwischen lautum und laudatum schwankt, wo aber wohl ohne Zweifel das Erstere das Richtigere ist. — I, 12, 18 p. 46 seq. billigt Ref. die Aufnahme von uno atque altero spatio (für uno an altero) vollkommen, ob er gleich selbst aut aufgenommen hat, jedoch auch atque (Schulztg. 1829, 53 S. 436) vorschlug. Das falsche an hat leider nur allzuviele, darunter sehr tüchtige, Vertheidiger gefunden, ist aber noch zuletzt, als Hr. Steinacker in der Epistola ad G. Hermannum (1840 4) die vom Ref. dreimal widerlegten Gründe nochmals vorgebracht hatte, in der Darmst. Schulzeitg. vom J. 1841 gründlich von Hrn. Prof. Osann zurückgewiesen worden. — S. 48 seq. I, 13, 19 hebt Hr. O. zu quae — ad rem publicam pertinent, den Indicativ mit dem Ref. gegen das von A. Maj. vorgezogene pertineant vorziehend, die Note des Ref. aus, lässt aber nach Indicativum (p. 49 not. l. b.) das verbum restituerunt weg, das sich nicht von selbst versteht. — I, 14, 22 p. 54 seq. Zu der Construction cujus — descriptionem — Aratum extulisse vergleichen wir noch de Or. II, 87, 357: quare facillime — teneri posse ea; Mehreres s. von Olshausen beigebracht in der Krit. Bibl. 1829, 79 p. 315. — I, 16, 25 p. 62. Hier hat der Herausg. bei der Stelle: id — ne — nostrum quidem Ennium fugit, qui, ut scribit, — — — soli luna obstitit et nox, das fatale qui, zu welchem kein Verbum kommt, und das schon mancherlei Vermuthungen und Deutungen veranlasst hat, die mehr oder minder unbefriedigend sind, auf den Gedanken gebracht, sit dazu zu suppliren, das Cicero, weil er gleich ut scribit einschiebe, absichtlich ausgelassen haben könne, wie er z. B. de N. D. I, 6 sage: ut ille in Synephebis, II, 2: ut idem Ennius, II, 25: Euripides autem, ut multa praeclare sic hoc breviter. Gleich darauf scheint ihm zwar selbst der

Digitized by Google

Verdacht gekommen zu seyn, dass diese drei Beispiele, wie noch viele ähnliche sich bei Cicero finden, für das Auslassen des ait an unserer Stelle nichts beweisen: aber er hätte sich lieber entschliessen sollen, die Vermuthung ganz aufzugeben, denn so, wie hier, ist die Ellipse ganz unerhört. Sie wäre anzunehmen, wenn es hiesse: qui, ut scribit Annalium libro quarto, de illa solis eclipsi haec (sc scripsit, dixit, inquit,). Nonis Junis soli luna obstitit et nox. — Zu I, 16, 25 bei nonis Quinctilibus hat sich Ref. in seinem Handexemplar die Notiz bemerkt: „De hac eclipsi scripsit a 1827 commentationem praemio ornatam Heisius, Stud. Coloniensis, Bonnae, ad quaestionem a B. G. Niebuhrio propositam.“ Ob die Schrift im Druck erschienen ist, weiss ich nicht. — I, 17, 28: Warum Hr. O. die um eine Zeile zu spät geschriebenen Worte de qua modo dicebatur nicht nach sphaeram hinauf, und dann nihil cum agere videretur hinter jene gesetzt hat, sondern jene wegwerfen will, ist schwer zu begreifen. Es ist wahr, entbehrlich sind sie: aber warum sollte sie Jemanden an den Rand geschrieben haben? warum konnte nicht ein übereilter Abschreiber einen Fehlblick thun? dann, nach bemerkter Auslassung das Uebersehene einschalten und mit einem nun verblichenen Zeichen den Irrthum andeuten? Wohl eher noch, als dass man von einem Glossator eine so überflüssige Note an den Rand geschrieben, und von einem noch beschränktern dieselbe an einem ganz unpassenden Platz eingeflickt annehmen sollte. — I, 19, 32 p. 76 findet Ref. seine Conjectur aliquid quotidie novi molientibus (für moventibus), die er selbst noch nicht in den Text aufzunehmen gewagt hatte, aufgenommen, und noch durch neue Gründe empfohlen. Sehr wohl gefällt uns auch ebd. bonis viris locupletibus proturbatis, was, mit Hrn. Otto, Hr. O. vermuthete, doch noch nicht aufgenommen hat. Er vergleicht ad Herenn. IV, 8, 12: praecipitem proturbetis ex ea civitate, wo einige Codd. die Glosse deturbetis, viele perturbetis haben sollen. Diese Notiz ist aus der ersten Ausg. von Orelli: die zweite hat hier keine Variante. — I, 19, 32: zu etiamsi maxime sciemus, nec meliores — nec beatiores esse possumus. Hier fällt es dem Ref. auf, dass der Herausg. sagt, Hand im Tursellinus v. etiamsi habe den Indicativ des Futurums gegen den Ref., dem der Conjunctiv sciremus nöthig geschienen habe, vertheidigt, da doch der Ref. weder sciremus gegeben, noch vorgeschlagen, sondern eine solche etwaige Vermuthung, die Jemand haben könnte, zurückgewiesen und widerlegt hat. Dass übrigens unter andern Umständen etiam si — sciremus, nec meliores — nec beatiores esse possemus stehen könnte, beweist die Stelle de N. D. I, 39, 110: quae etiam si essent, agitari in-

Digitized by Google

ter se — fortasse possent, formare, — animare non possent. Dass aber an unserer Stelle sciemus und possumus das Rechte sey, das eben hat der Ref., nicht H., geradezu nachgewiesen. — I, 23, 37: quam illa, quae a Graecis nobis scripta sunt omnia. Das allgemein anstössig gefundene nobis scripta, findet auch Hr. O. unrichtig. Anstatt aber mit Crzr. und uns nobilissimis aus nobis zu machen, oder mit Orelli hominibus, hält er scripta für verdorben, und will relicta, nach Cap. 22, 36, wo es heisst: quae — scripta nobis summi ex Graecia homines reliquerunt. Vielleicht liesse sich nobis perscripta sunt empfehlen, in dem Sinne wie es de Leg. Agr. II, 32, 88: hoc perscriptum in monumentis veteribus reperietis, und in Verbindung mit einem Dativ steht es ad Att. III, 14, 1. Passender aber wäre an sich relicta. — Zu der Stelle I, 26, 42 sed tolerabile tamen, et aliud alio possit esse praestantius, die gewiss verdorben ist, wo dann Hr. O. die verschiedenen Verbesserungsversuche p. 90 anführt und seine eigene Conjectur et aliud ut alio possit etc. (in dem Sinne von et quidem ita ut aliud alio etc.) aufnimmt, die uns nicht missfällt, führen wir nur noch ergänzend die von M. Haupt in Schneidewin's Philologus I, 2, p. 388 seq. an: sed tolerabile tamen, sed ut aliud etc. — I, 34, 51 p. 106 ist vacuae consilio et jubendi atque aliis imperandi modo eine sehr gute Correctur jubendi statt vivendi in den Text aufgenommen. — S. 111 in der Note zu incohatum ist eine Lücke: Hess. ad Tac. Dialog. . . . . Sie ist auszufüllen: „Cap. 33 p. 221.“ — I, 36, 56: Sive haec — constituta sint — — —: sive haec — didicimus. So die Handschrift. Ref., nebst mehrern Andern, hat Creuzers Verbesserung, auf die er auch selbst gekommen war, aufgenommen und sunt gegeben. Unser Herausgeber sagt dazu: „invito, ni fallor, Cicerone“, und setzt spitzfindig auseinander, warum Cicero auf das erste sive den Conjunctiv gesetzt habe, auf das zweite den Indicativ. Wir denken, eine innere Stimme hat ihm sein ni fallor eingegeben: denn die Gründe für den Conjunctiv sind sehr gesucht. — Ebd. erhalten wir: qui nutu, ut ait, [mit Weglassung des Namens Homerus, weil derselbe im Codex nach Olympum verrückt ist] totum Olympum converteret. Alsob nicht hundertmal ein Abschreiber ein Wort übersehen, nachher erblickt und mit irgend einem (später oft verschwundenen) Zeichen noch hinein geschrieben hätte! Aber freilich, eine lange Note, mit einem Beispiel aus Cic. pro Sest. 48. und zweien aus Griechischen Schriftstellern sollen, nebst Berufung auf Cicero's Gewohnheit, den Namen von bekannten Schriftstellern, die er anführt, wegzulassen, uns beweisen, dass der Name Homerus auch hier entbehrlich sey.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 29. HEIDELBERGER 1848.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cicero de Republica ed. Osann.

(Schluss.)

Allein es passt zu diesem Beweise weder die Stelle der Or. pro Sestio, noch (und zwar weit weniger) die beiden Griechischen, oder sonst eine: und Hrn. Bake, der auch Homerus als eine vom Rande am unrechten Orte in den Text eingeschlichene Glosse betrachtet wissen wollte, schlug doch sein philologisches Gewissen, dass er wenigstens ille zu dem kahlen ut ait vermisste: wiewohl auch damit unserer Stelle wenig gedient gewesen wäre, was wir nur der Kürze wegen hier nicht weiter ausführen. Aus demselben Grunde enthält sich Ref. auch des genaueren Beweises, dass er ganz richtig Vero, mihi inquit ille notissima etc. I, 44, 66, und I, 37, 58: vero minus geschrieben habe, und das Komma stehen müsse. Es wäre das Komma wegzustreichen, was Hr. O. an beiden Stellen verlangt (S. 136. sogar etwas ausführlich,) wenn es vere hiesse: dann gehörte vere notissima und vere minus zusammen, und vere wäre eine Verstärkung jenes Adjectivs und jenes Adverbiums. Vero aber heisst: Ja du hast Recht, so ist es, ja wohl u. dgl. und bildet gleichsam eine Antwort für sich, die durch das minus (I, 37), das auch schon in der Frage stand, und durch das notissima, das schon von dem, welchem geantwortet wird, in: puto — esse nota, angedeutet war, nur noch erläutert und nachdrücklicher gemacht wird. — Zu I, 40, 63: imperat et ipsis magistratibus bemerken wir, dass J. A. C. van Heusde (Sohn des Verfassers der Initia Philosophiae Platonicae) in seiner Doctorats-Schrift, Cicero Φιλοπλάτων (1836 Traj. ad Rh. 8) unter den Thesen S. 289 die Conjectur aufgestellt hat: imperitat ipsis magistratibus, welche sich hierher als sehr passend empfiehlt, da dieses Verbum, wie es in einem Zusatze des deutschen Forcellini mit Recht heisst, „libidinem fere et superbiam imperandi significat:“ wenn nur bekannt wäre, dass Cicero jenes Wort auch sonst gebraucht habe, das sich übrigens auch bei Livius und Horaz findet, und von diesen gewiss nicht zuerst gebraucht wurde. — Zu I, 42, 65: cum rex injustus esse coeperit müssen wir den Versuch, der Handschrift zu Liebe, die hier den falschen Conjunctiv, statt des richtigen coepit, bietet, die Regel der Grammatik, welche einen Indicativ fordert, in Frage zu stellen, für misslungen erklären*): denn mit der gemachten Umschreibung kann man in Versuchung kommen, eine ganze Anzahl richtiger Stellen des Cicero zu corrigiren, das heisst zu verschlimmbes-

*) Und wenn Hr. O. S. 134 bei si quando attulerit — spoliarit, aut gustavit das coeperit mit dieser Stelle entschuldigt, so müssen wir auf unsere Note dazu verweisen; und wenn er S. 136 bei hauserit nach cum — exarserunt abermals darauf zurückkommt; so nimmt Ref. jenes hauserit für das Fut. exactum, und das que bei malisque für und, dann, wie VI, 12: si — effugeris.

Digitized by Google

sern. Dagegen stimmen wir ebendas. dem Herausg. vollkommen bei, wenn er mit Steinacker und Beier (I, 42, 65) cave putes autem herstellt, von diesen Worten an bis zum Schluss des Capitels (multitudinem) einen parenthetisch eingeschobenen Zwischensatz annimmt, und den Nachsatz erst mit dem Anfang des nächsten Capitels (tum fit illud) beginnen lässt. — I, 43, 66 gefällt dem Ref. zwar in die den Text aufgenommene Conjectur: Cum — populi fauces exarserunt [für exaruerunt] libertatis siti nicht übel; allein für eigentlich verkehrt und widersinnig kann er die Schreibung der Handschrift nicht halten. Mann kann ja den Gedanken so auffassen: wenn, trotz aller Gewährung natürlicher und vernünftiger Freiheit, der Durst des Volkes nach immer grösserer so unersättlich (inexplebilis) ist, dass ihm der Schlund gleichsam austrocknet, und ihm dann böswillige Schenken durch unvermischten Trank einen Freiheitsrausch beibringen: dann hat der Schlund zwar Anfeuchtung genug, aber u. s. w. Wenn Hr. O. aber die Note des Ref. zu ministrent tadelt, so müsste sie nur nicht klar ausgedrückt seyn. Denn Ref. meint dasselbe, was Hr. O., nemlich Plato bleibe in der Metapher vom Dürsten, Einschenken und Trinken. Das aber ist wahr, dass Cicero, wo er sonst ministrare braucht, N. D. I, 40, Tusc. I, 26 vom wirklichen Einschenken spricht. — Zu I, 44, 68 p. 140 wegen aliqui, wo besonders von Hrn. Prof. Otto viele Nachweisungen gegeben sind, fügt Ref. noch Frotscher's Obs. Critt. in quosd. locos Quinctil. p. 34, Jahn's Jahrbb. 1829, II, 4 p. 390; seine Ausgabe der Tusec. IV, 16, 35 und der Verrina de Judiciis 48, 120 p. 316; 55, 137 p. 338. — II, 31 extr. hätte die Schreibung der Handschr. derigatur aufgegeben und dirigatur gesetzt werden sollen. Es ist fast mehr als wahrscheinlich, dass die erstere Form in der Sprache der Grammatiker allein, und nicht im Leben des Volks vorkam, wenn schon der Grammatiker Agrötius bei A. Majus sogar einen scharfen Unterschied zwischen derectum und directum ausstudirt hat. — IV, 4 extr. Hier stand bis zur zweiten Ausg. der Ang. Majus ein neues Sprüchwort: pallas inter pecus, dessen Erklärung auch in der Ausg. des Ref steht. Jetzt, nach genauerer Ansicht des Cod. und Zuziehung des Grammatikers Januarius Nepotianus (welcher Valerii M. breviator genannt wird), hat er erkannt, dass es heissen müsse palliis interjectis. — VI, 12 extr. an jener berühmten, vielbesprochenen Stelle, wo Ref. gab: ne me e somno excitetis et rumpatis visum. Audite cetera, später in den Symbb. Critt. III. p. 13, seq. date operam parumper (nach de Rep. I, 7, 12) et audite cetera corrigirte, A. Maj. in der zweiten Ausg. noch et pax sit rebus, andere anders, giebt jetzt Hr. Prof. Os. ne me — excitetis: parumper audite cetera. Die Lesart gefällt dem Ref.: doch missfällt ihm darum dennoch seine zweite Verbesserung noch nicht.

Um endlich einmal unsere Bemerkungen abzubrechen, fügen wir nur noch bei, dass uns an einigen Stellen der lateinische Ausdruck des Verf. aufgefallen ist, der im Allgemeinen gut, oft schön ist. So kommt S. 249: Formam Diutius — idoneis exemplis adstruximus (soll nachgewiesen heissen): und diesen seltsamen unlateinischen Ausdruck fanden wir auch S. 29, 5. 111. 113. 150 und 460. Auf S. 437. steht: illud testimonium non ita comparatum est, quin — queat conciliari; S. 449: ambigo an reponendum sit; S. 462. Das Varronische paullo infra für paulo inferius ist nicht sehr zu billigen: doch wird es bei Varro de re rust. I, 41 dadurch noch gemildert, dass der Positiv quam insitum est nach sich hat. — S. 5 fällt die Forma originaria auf: S. 146 eben so das „ad eam“,

Digitized by Google

eine auch von Ernesti in seinen Noten zuweilen gebrauchte Schreibweise. Noch mehr auffallend ist S. 114 die Phrase: eo minus adhibendum id emendationum genus, quo pravae illius transpositionis causam ullam ne difficilius divines.

Doch das sind Kleinigkeiten. Das Wichtigere und die Hauptsache ist, dass in dieser Ausgabe durch des Herausgebers gründliche Forschung, ausdauernden Fleiss und besonnene Benützung des bisher Geleisteten dieses Werk, soweit die Trümmer desselben es erlauben, der erreichbaren Richtigkeit des Textes näher gebracht, auch Manches richtiger, als bisher, erklärt worden ist. Ulm 1848.

H. G. Moser.

Kurze Anzeigen.

Des glaciers et des etimats, ou des causes atmosphériques en géologie. Recherches sur les forces diluviennes, indépendantes de la chaleur centrale, sur les phénomènes glaciaire et erratique; par H. Lecoq, professeur des sciences naturelles de la ville de Clermond-Ferrand. 566. pag. in 8°. Paris et Strassbourg, 1847.

Eine Meinung herrscht in dieser Schrift vor, auf sie werden die meisten Thatsachen bezogen und zahlreiche vom Verf. mit vieler Umsicht angestellte Beobachtungen. Lecoq huldigt nämlich der Ansicht, dass die heutiges Tages wirkenden Ursachen, im gewohnten Grade ihrer Kraft-Aeusserung nicht vermögend sind, solche geologische Erscheinungen hervorzurufen, wie solche die Planeten-Oberfläche überall wahrnehmen lässt. Allein nur die Erforschung jener gegenwärtig thätigen Mächte führt dennoch, nach dem Verf., zur Kenntniss der Gesammtheit von Thatsachen, welche unserer Zeit nicht angehören, und die Analogieen, mit jetzt thätigen Kräften, nimmt man nur dieselben im Allgemeinen als sehr vergrössert an, vermögen uns Aufklärung zu gewähren über das, was in der Frühzeit des Planeten sich zugetragen.

Statistique minéralogique, géologique et métallurgique du département de Saône et Loire, par M. W. Manès, ingénieur en chef des mines. Ouvrage a ccompagné d'une carte générale du département. Mâcon, 1847.

Der, durch eine Reihe werthvoller literarischer Arbeiten bereits rühmlich bekannte Verf. beginnt vorliegende Schrift mit einer Art Einleitung, bestimmt allgemeine Begriffe über Geologie und Mineralogie festzustellen. In der ersten Abtheilung werden sodann die physikalischen und topographischen Verhältnisse des Departements kurz besprochen. In der zweiten Abtheilung folgt eine Uebersicht der Mineralien, der Gesteine und Formationen. Die dritte Abtheilung bringt letztern Gegenstand ausführlicher zur Sprache, und daran reihet sich eine Schilderung der Steinbrüche, Grubenbaue, Hüttenwerke u. s. w. die Karte, im Maassstabe von $^1/_{250000}$, ist geologisch colorirt; drei Durchschnitte begleiten dieselbe.

Digitized by Google

Sammlung von Gesetzen und Verordnungen in Berg-, Hütten-, Hammer- und Steinbruchs-Angelegenheiten, welche seit der Wirksamkeit des Königl. Preuss. Rheinischen Ober-Berg-Amtes erlassen worden sind und in dessen Haupt-Berg-Distrikt Gültigkeit besitzen. Herausgegeben von Dr. J. Noeggerath, K. Pr. Geheimen Bergrath, u. öffentl. Prof. d. Min. bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität u. s. w. XIX. und 206 S. in 8°. Bonn, bei E. Weber; 1848.

Preussen gehört zu den deutschen Staaten, die sich einer sehr vorzüglichen Bergwerks-Verfassung und Verwaltung zu rühmen haben. Um so dankbarer ist die Arbeit des Verf. zu erkennen, aus dessen Händen wir bereits vor längern Jahren ähnliche Zusammenstellungen erhielten. Die Zahl der vom 6. März 1841 bis zum 2. Juni 1847 erlassenen Bekanntmachungen, Verordnungen. Kabinets-Ordern, Instructionen beläuft sich auf dreiundfünfzig. Unter den mannichfaltigen Gegenständen, welche jene Erlasse betreffen, dürften folgende der Beachtung von Seiten der Fachmänner zu empfehlen seyn: Verhütung der Selbst-Entzündung von Steinkohlen; Fahrbarmachung der Schachte auf unterirdisch betriebenen Steinbrüchen; Knappschafts-Reglement für gewerkschaftliche Braunkohlen-Gruben, desgleichen für Bleierz-Gruben; Anlage von Steinbrüchen, Kiess- und Lehm-Gruben; Bohren und Wegthun der Schüsse (wie bekannt gehört die Spreng-Arbeit bei weitem noch immer zu den am meisten gefahrvollen, deshalb verdienen die ertheilten Vorschriften sehr allgemein berücksichtigt zu werden); Ausblasen der Hohöfen; Anlage von Dampf-Maschinen auf Berg- und Hüttenwerken; Bereitung von Steinkohlen-Theer und Coaks u. s. w.

Essai sur la topographie géognostique du département de l'Oise; par Graves. 804. pag. in 8°. Beauvais, 1847.

Die Frucht einer beinahe mehr als zwanzigjährigen nicht unterbrochenen Arbeit, und ein redender Beweis, wie werthvoll es ist, Theorieen auf Thatsachen zu stützen, dem System Beschreibungen vorangehen zu lassen. Ursprünglich war es Absicht des Verf., zunächst einige Lücken auf der Karte zu ergänzen, welcher der berühmten: „Description géologique des environs de Paris" beiliegt, und die, wie bekannt, die südliche Hälfte des Departements de l'Oise begreift. Oft wiederholte Reisen, zu denen Graves ihm übertragene statistische Arbeit veranlasste, boten erwünschte Gelegenheit zu den zahlreichsten Beobachtungen, und diese sind es, welche er nun, in umfassendem Bericht, der wissenschaftlichen Welt vorlegt. Die Schrift zerfällt in mehrere Abschnitte; wir beschränken uns darauf, ihren Inhalt anzudeuten: Uebersicht der physikalischen Beschaffenheit des Oise-Departements, Schilderung der verschiedenen vorhandenen Felsarten-Gebiete; Verzeichniss sämmtlicher aufgefundenen fossilen Reste; Angabe der, in den einzelnen Gemeinden bestehenden, technischen Anstalten, welche die Zugutmachung der Mineral-Erzeugnisse zum Zweck haben.

Memorie del Prof. Carlo Gemmellaro. 4°. Catania, 1847.

Besondere Abdrücke aus den: „Atti dell' Accademia Gioenia", wir kön-

Digitized by Google

nen uns um so mehr auf Angabe des Inhaltes der besprochenen Gegenstände beschränken. 1. Geschichtliches über den Aetna-Ausbruch vom 27. November 1842. 2. Säulenförmige Lava von Licodia. 3. Süd-Küste des Golfs von Catania. 4. Zersetzter Basalt der Ciclopen-Inseln. 5. Neue Art fossiler Pflanzenthiere. 6. Geologische Beschaffenheit des Aetna. 7. Schiefer-Gebilde der Bäder von Ali. Die Katastrophe des Feuerberges auf Sicilien, wovon in der ersten vorstehenden Abhandlung die Rede, erfolgte nach vierjähriger Ruhe; denn von Ende des Jahres 1838 bis zum 26. November 1842 legte nur die, mit kürzern oder längern Unterbrechungen aufsteigende Rauchsäule von einer dauernden inneren Thätigkeit des Vulkans Zeugniss ab. Nachdem einige Tage zuvor in Catania, und in der Umgegend, sehr heftige Erdbeben verspürt worden, brachen ungeheure Feuer-Säulen aus, und Lava entquoll dem Krater, der sich 1838 gebildet hatte, in der Richtung des Val del Bove strömend. Sehr bedeutende elektrische Phänomene wurden wahrgenommen; häufig durchfuhren *Blitze* die Luft; im Berg-Innern gewaltiges Tosen. Am 4. December hatte der neuere Kegel im oberen Krater, durch ununterbrochene Auswürfe von Asche und von Lapilli, sehr beträchtliche Höhe erreicht und der Berggipfel dadurch eine ganz andere Gestalt erlangt. Am 7. December schätzte man die Breite des Lavenstromes zu fünf- bis siebenhundert Fus, seine Höhe aber zu zwanzig Fus u. s. w. Wir können nur bedauern, dass der Verf. nicht auch einige weitere Bemerkungen über die Aetna-Eruption am 17. November 1843 beifügte, über welche wir uns entsinnen, seiner Zeit interessante Notizen von ihm gelesen zu haben.

Mémoire sur les tremblements de terre dans le bassin du Rhin, par A. Perrey, Professeur a la faculté des sciences de Dijon. 113 pag. in 4°. Bruxelles, 1847.

Vom Fusse der Alpen, welche Europa beherrschen — sagt der Verf. dieser, von der Königlichen Wissenschafts-Akademie Belgiens gekrönten und aus deren Denkschriften besonders abgedruckten, Abhandlung — strömen drei Flüsse herab, deren gründliche Erforschung unfehlbar einst die „natürliche und die physikalische Erd-Geschichte“ dieses Theiles des alten Festlandes sehr aufklären muss. Rhone, Donau und Rhein zeigen wesentlich von einander abweichende physikalische Charaktere: die Richtungen, welchen sie folgen, sind nicht die nämlichen; die von ihrem Becken eingenommenen Oberflächen-Räume werden sehr ungleich gefunden, denn es verhalten sich dieselben wie die Zahlen 4, 39 und 11, ebenso weichen Längen-Richtung ihres Laufes und Masse ihrer Wasser wesentlich ab. Von hohem Interesse müsste es seyn, jene drei Becken in geologischer, botanischer, zoologischer und meteorologischer Hinsicht gründlich zu erforschen. Aufgaben, wie diese, liegen jedoch ausser dem Bereiche einzelner Gelehrten, da sie Beobachtungen an jedem Orte jener grossen Strecke verlangen; es wäre unerlässlich, dass zu dem Ende besondere Vereine zusammenträten. Für die Stadt Lyon ist dieses bereits geschehen, und für das Rhein-Becken ist die Wissenschafts-Akademie zu Brüssel im Besitze einer Menge der werthvollsten Aktenstücke.

Was die Phänomene der Erdbeben im Rhone- und Donau-Becken be-

Digitized by Google

trifft, so bezieht sich unser Verf. auf zwei bereits früher veröffentlichte Druckschriften; seine Arbeit über jene Erscheinungen im Rheinbecken begreift zugleich die Ereignisse, in dem der Maas und der darin mündenden Flüsse. Die Zusammenstellung, nur bis zum neunten Jahrhundert zurückreichend, führte zu folgenden Resultaten:

vom 25. oder 30. April 801 bis zum 22. August 895	Zahl der stattgefundenen Boden-Erschütterungen: dreiundzwanzig.
vom . . . . . 922 bis zum 29. März 1000	acht (manche Angaben sind zweifelhaft).
vom . . . . . 1001 bis zum 1098	zwölf.
vom 3. Januar 1112 bis zum Jahr 1186	zwölf.
vom 11. Januar 1222 bis Ende August 1293	drei oder vier.
vom September 1318 bis zum Jahr 1395	achtzehn (manche unbestimmte Angaben nicht berücksichtigt).
vom 21. Juni 1415 bis in den Mai 1500	zwölf.
vom 25. August 1504 bis ins Jahr 1594	zweiundfünfzig.
vom 8. Februar 1601 bis zum Schlusse des Jahres 1699	einhundertundzwanzig (eine der denkwürdigsten Katastrophe, über welche man bis dahin wenig oder nichts gewusst, ist die vom 13. Mai 1682).
vom Anfang 1701 bis zum 9. November 1800	einhunderteinundvierzig.
vom 14. Mai 1801 bis zum 7. September 1845	einhundertdreiundsiebenzig.
Von dem, dem Datum nach genauer bekannten Erdbeben ereigneten sich .	103 im Frühling. 101 — Sommer. 165 — Herbst. 160 — Winter.

Ueber manche Bebungen, wovon der Verf. erst Kenntniss erhielt, nachdem der Druck bereits zu weit vorgeschritten war, gibt derselbe in einem Anhange Nachricht.

Observations sur les roches et les fossiles, par V. Simon. 8 pag. in 8°. Metz, 1847.

Zweck dieser kleinen Schrift ist, den Beweis zu suchen, dass, nach einer Vielzahl im Mosel-Departement wahrgenommenen Thatsachen, mächtige Gesetze auf die „Materie" zur Zeit der Felsarten-Bildung eingewirkt, so wie dass nach Ablagerung der verschiedenen Formationen noch merkbare Aenderungen statt gefunden haben.

Digitized by Google

Beiträge zur fossilen Flora der Jura-Formation Württembergs von Dr. J. G. Kurr, Prof. der Naturgeschichte an der K. polytechnischen Schule zu Stuttgart u. s. w. 18 S. in gr. 4. Mit drei lithographirten Tafeln. Stuttgart, bei Beck und Tränkel, 1846.

Mit besonderem Danke hat man die Bemühungen des verdienten Verf. zu erkennen, da das Jura-Gebirge in Deutschland überhaupt sehr arm an pflanzlichen Resten ist, und sie den Charakter der fossilen Jura-Flora, was die Land-Gewächse betrifft, bestätigen. Thierische Ueberbleibsel, wie solche die Formation aufzuweisen hat, gehören ausschliesslich Meeres-Geschöpfen an, und zwar solchen, welche die hohe See bewohnten, so hauptsächlich im schwarzen und braunen Jura, theils stammen sie von denen, die auf Untiefen und an Küsten lebten, wie dieses im oberen Theile des weissen Jura der Fall, in dem durch seinen Korallen-Reichthum bekannten Korallen-Kalk, und in den etwas tiefer gelagerten Schwamm-Korallen-Bänken mit ihren zahllosen Terebrateln, Ammoniten, Belemiten und Gryphaeen scheinen im jurassischen Meere, nach Zahl der Gattungen und Arten, wie nach Individuen und Mannichfaltigkeit der Bildung ihr Maximum erreicht zu haben. Beinahe lässt sich das Gleiche von den Gavial-artigen Sauriern sagen. Auch Fische fehlen nicht. Von Insekten und von Säugethieren wurde keine Spur gefunden. Die sorgfältig beschriebenen und in gelungenen Abbildungen dargestellten Gegenstände sind: *Araucaria peregrina*, *Cupressites liasinus*, *Zamites Mandelslohi*, *Z. gracilis* und *Pterophyllum oblongifolium* (aus Lias-Schiefer); *Odontopteris? jurensis* (aus Korallen-Kalk); *Laminarites cuneifolia* (aus Liasschiefer); *Chondrites lumbricatis* (aus unterem Lias-Sandsteine); *Ch. Bollensis*, *penicillatus* und *taeniatus* (aus Lias-Schiefer und Sandsteine); *Sphaerococcites ligulatus* (aus weissem Jura-Kalk); *Sph. crennlatus* (aus Liasschiefer).

Leonhard.

Die höheren technischen Schulen nach ihrer Idee und Bedeutung dargestellt und erläutert durch die Beschreibung der höheren technischen Lehranstalten zu Augsburg, Braunschweig, Carlsruhe, Cassel, Darmstadt, Dresden, München, Prag, Stuttgart und Wien, von Dr. Friedrich Schödler, Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium zu Worms. Braunschweig. Friedr. Vieweg. u. Sohn. 1847. (IX. u. 127.)

Industrie und Handel sind die Grundpfeiler, auf denen das Gebäude der Macht und des Ansehens der Völker in unsern Tagen beruhen: sie allein können einem Volke dauernden Wohlstand verleihen und nur bei einem wohlhabenden Volke vermögen die Früchte der geistigen Bildung und der damit verbundenen bürgerlichen Freiheit zu reifen, während ein Volk, dessen Masse der Armuth und Erwerbslosigkeit verfallen ist, sich nie zu Bildung und innerer Freiheit erheben wird. Diese zwei mächtigen Hebel alles Verkehrs und damit alles regern materiellen und geistigen Lebens müssen daher mit aller einer Nation zu Gebote stehenden Kraft gepflegt und geschützt werden, wenn anders dieselbe einen Rang behaupten will unter den Nationen unserer Tage, bei denen ohne-

Digitized by Google

hin das Streben nationaler Vereinigung und nationalen Zusammenhaltens immer entschiedener hervortritt. Diess gilt ganz besonders für unser Vaterland, dessen Industrie kaum erst im Wiederentstehen ist, nachdem eine Reihe unheilvoller Ereignisse über dasselbe seit jenen Tagen weggegangen sind, da die Flotten deutscher Städte Meere beherrschten. Aeusserer Schutz und äussere Pflege sind unserer wieder emporkeimenden Industrie durchaus nothwendig und es werden die Worte, die unser Buch in der Einleitung ausspricht, gewiss überall als wahr erkannt werden: „So lange nicht alle den Gewerben unentbehrlichen Rohprodukte von Zöllen befreit und fremde Kunsterzeugnisse dagegen angemessen besteuert sind, so lange man fortfährt, unentbehrliche Nahrungsmittel, wie Zucker und Kaffee, der arbeitenden Klasse künstlich zu vertheuern, während der Preis derselben fast um die Hälfte gefallen ist, so lange die Küstenbewohner Deutschlands ihre Interessen nicht innig mit denen des Binnenlandes verschmelzen und die nationale Schifffahrt mit dem Gewerbfleiss sich hebt, so lange der Mangel an Wechselbanken und gemeinsamen Handelsgesetzen den Umfluss der Geldmittel erschwert und ein ungeheueres Porto für Briefe den Verkehr aufs drückendste belastet — so lange werden eine Menge der werthvollsten Keime, welche die zu hoher Vollendung gediehene Bildung unseres Volkes einschliesst, verkümmern und nicht jene Blüthe des Gewerbwesens entfalten, die Manchem wohl vorschwebte, als allenthalben die technischen Schulen ins Leben gerufen wurden.“ Nicht allein aber der äussere Schutz ist zum Emporblühen unserer Gewerbsthätigkeit nothwendig, eben so nothwendig ist auch die Heranbildung tüchtiger Männer, die vertraut mit den Kenntnissen, welche die Industrie erfordert, im Stande sind, auf der Bahn materieller Fortschritte kräftig voranzuschreiten, d. h. es sind vollständig ausgerüstete technische Lehranstalten für alle Zweige der materiellen Thätigkeit nothwendig. Einige der bestehenden derartigen Lehranstalten im deutschen Vaterlande nach ihrer Einrichtung und Wirksamkeit zu beschreiben, ist der Zweck des vorliegenden Buches, das somit einen dankbar anzuerkennenden Beitrag zur Statistik des deutschen Schulwesens im Allgemeinen liefert. Es zerfällt dasselbe in drei Abtheilungen.

Die erste Abtheilung handelt vom technischen Schulwesen im Allgemeinen. Der Verf. scheidet die technischen Schulen in höhere und niedere. Die erstern begreifen die technische Hochschule; die zweiten die Handwerkerschulen und die Arbeitsschulen. Nachdem der Verf. das Unterscheidende der gelehrten und der technischen Schulen angegeben, erörtert er den Begriff der technischen Hochschule, und sodann der techn. Mittelschule, die sich im Bildungsgange des Technikers an die Elementarschule einerseits und die technische Hochschule anderseits anschliesst. Das Verhältniss des Technikers zu den alten Sprachen erörtert der Verf. dahin, dass diese für den Techniker von keiner Wichtigkeit sind. Ueber die auch bei uns bestehende Massregel, dass Forst- und Bauleute die unteren Klassen der Lyzeen erledigen müssen, spricht er sich so aus: „Wir halten diese Massregel nicht für zweckmässig. Soll der Besuch jener Anstalten als ästhetisch oder humanistisch bildend betrachtet werden, so muss er nicht in dem Augenblick unterbrochen werden, wo der Schüler nach dem mühsamen Durchnagen der bittern Schale der untern Klassen billig die süssen Kerne des Inhalts in den obersten erst schmecken soll. Man versetzt in diesem Falle eine Pflanze gerade in dem Augenblicke, wo sie Blüthen treiben will, in eine an-

Digitized by Google

dere Lehranstalt, deren Luft gar nicht geeignet ist, jene Knospen zu entfalten.“ Dagegen dringt der Verf., und gewiss mit vollkommenem Rechte, auf eine umfassendere Behandlung der neueren Sprachen und ihrer Literatur, der Geschichte und Geographie in den technischen Mittelschulen.

Als „Handwerkerschulen“ bezeichnet der Verf. so ziemlich diejenigen Anstalten, die man in Baden „Gewerbschulen“ zu nennen pflegt. Als ihre Aufgabe betrachtet er: Schreibübungen, vorzüglich kleine Geschäftsaufsätze umfassend, Einrichtung der einfachen Rechnungsbücher, Stellung von Rechnungen, die gebräuchlichsten Rechnungsweisen, und besonders die Berechnung von Flächen und Körpern. Den meisten Werth haben dieselben jedoch auf das Zeichnen zu legen. Wie man sieht, so ziemlich das, was in den badischen Gewerbschulen auch vorkommt.

Die zweite Abtheilung enthält nun eine Uebersicht der im Titel genannten technischen Lehranstalten. Ausser Braunschweig und Cassel hat der Verf. die genannten Anstalten persönlich besucht und ihre innere und äussere Einrichtung selbst gesehen. Ueber die zwei genannten Anstalten sind ihm Mittheilungen von befreundeter Hand geworden. Diese Uebersicht enthält von jeder Anstalt die Zeit ihrer Gründung, ihre Leitung, Gebäude, Sammlungen, Werkstätten u. s. f., den Bedarf derselben, den Zweck, die Bedingungen der Aufnahme, ihre disziplinarischen Vorschriften, Lehrerpersonal, Stundenvertheilung u. s. w. Es mag vergönnt sein, hier die Zusammenstellung, welche der Verf. diesem Abschnitt beisetzt, mitzutheilen, da sie einen Ueberblick über die betrachtenden Anstalten gewährt.

Schule.	Gründung.	jährlicher Aufwand. fl. rh.	Jährlich. Honorar fl. rh.	Aufn.alter für d. I. Classe.	Zahl d. Lehrer.	Schülerzahl	Vorbereitungsklassen.	Fachklassen
1. Polyt. Schule zu Augsburg.	1833	10,012	gratis	15 Jahr	9	Ord.S. 51 Hosp. 52 103	3	Keine.
2. Höhere tech. Lehr. zu Braunschweig.	1835	37,842	63	16	15	120	Gymnasium u. Realsch.	Keine.
3. Polyt. Schule zu Karlsruhe.	1825 (1832)	52,000	I. u. II. 24 sonst 66	15	36	382	3	5
4. Höhere Gew. zu Cassel	1830	12,250	I. 49 II. 35 III. 28	15	13	107	wie Nr. 1.	
5. Höhere Gew. zu Darmstadt.	1835	16,500	24	15	13	186	2	4
6. Techn. Bildungsanstalt zu Dresden.	1844	14,000	IV. 42 III. 42 II. 35 I. 28 / 56	14	18	138	4	2
7. Polyt. Schule zu München.	1827	18,000	gratis	15	15	434	4	Keine.

Digitized by Google

Schule.	Gründung.	jährlicher Aufwand fl. rh.	Jährlich. Honorar fl. rh.	Aufn.alter für d. I.Classe.	Zahl d. Lehrer.	Schülerzahl.	Vorbereitungsklassen.	Fachklassen
8. Techn. Lehranstalt zu Prag.	1806	25,759	18	15	14	1600	Realschule.	3
9. Pol. Sch. z. Stuttgart.	1832	28,171	30	15	20	170	4	2
10. Polyt. Institut zu Wien.	1815	116,808	gratis	16	20	1913	2	2

Wie man hieraus sieht, sind diese Anstalten Kinder unserer Tage, hervorgerufen durch das Bedürfniss einer gründlichern Bildung der Techniker.

Die dritte Abtheilung vergleicht die Idee der technischen Schulen mit der Wirklichkeit. Dass die Wirklichkeit mit der Idee nicht überall in Einklang steht, kann nicht befremden, denn einerseits ist die Schule nur der Ausdruck des Standes der Wissenschaft und des Bedürfnisses, dieselbe zu verbreiten, somit nie etwas Abgeschlossenes, und anderseits treten eine Menge örtlicher Rücksichten der Ausführung hemmend in den Weg, Rücksichten, welche sich auch beim besten Willen nicht umgehen lassen. Als eine der am vollständigsten eingerichteten Anstalten tritt uns die badische polytechnische Schule entgegen. Ausser den drei Vorbereitungsklassen, welche sie füglicher Weise ganz entbehren und an eine technische Mittelschule (vollständige höhere Bürgerschule) überweisen könnte, hat sie fünf Fachklassen, nämlich eine Ingenieurschule, Bauschule, Forstschule, höhere Gewerbschule und Handels- und Postschule. Aus diesem Grunde ist ihr Lehrerpersonal auch so bedeutend, obwohl manche ihrer Lehrer zugleich noch sonst im Staatsdienste verwendet sind.

Zum Schlusse betrachtet der Verf. noch die Hindernisse, die sich der Entwickelung der höheren technischen Schulen entgegengestellt haben und noch entgegenstellen. Darunter spielt begreiflicher Weise der Kostenpunkt eine bedeutende Rolle, aus dem sich auch das hohe Schulgeld der polytechnischen Schulen der kleineren deutschen Staaten erklären lässt. Daneben ist aber auch anzuführen, dass man für technische Anstalten dieser Art in Deutschland bei ihrer Errichtung kein Muster hatte, so wie es auch im Allgemeinen an Lehrern fehlte, die mit Erfolg den Unterricht hätten unternehmen können, da derselbe auf technischen Anstalten von einem ganz andern Standpunkte ausgehen muss, als in den gelehrten Schulen. Dazu kam denn noch die Furcht, dass derlei Anstalten, „als ungeheuere Ausgeburten des groben und rohen Materialismus", alle edlere Bildung erdrücken würden, was sich freilich, beiläufig gesagt, durchaus nicht bewahrheitet hat.

Diess ist übersichtlich der Inhalt der vorliegenden Schrift, die, wie schon bemerkt, einen dankenswerthen Beitrag zur Statistik des höhern technischen Schulwesens liefert. Zumal das, was in der ersten Abtheilung angeführt ist, verdient die vollste Beachtung. Gegenüber dem gelehrten Schulwesen, das in sich eine feste und genau begränzte Gliederung besitzt, die sich seit lange her als wirksam erwiesen, ist das technische Schulwesen höchst mangelhaft gegliedert. Sind auch höhere technische Schulen mehrfach schon ins Leben gerufen, so mangelt es namentlich an den technischen Mittelschulen. Die höhern Bür-

Digitized by Google

gerschulen z. B. in Baden können in keiner Weise als die Stelle derselben einnehmend betrachtet werden. Abgesehen von jenem Zwitterwesen, insofern sie nämlich, die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer in den Vordergrund stellend, doch des lateinischen Kofputzes nicht entbehren wollen und dadurch weder zu den gelehrten, noch auch zu den technischen Schulen zählen können; abgesehen von diesem Allem, sind sie in der Regel in ihrer Klassenzahl zu beschränkt, um als technische Mittelschulen zu gelten. Es ist hier noch eine wesentliche Lücke auszufüllen, wenn anders der technische Unterricht vollständig sein soll. Dieses schon vielfach angeregte Bedürfniss wieder angeregt zu haben, ist mit ein Punkt, der zum Lobe des Buches angeführt werden muss.

Januar 1848.

Ueber die mittlere Entfernung einer Figur von einem Punkte oder über die sogenannte mittlere Entfernung des Ackers vom Hofe. Vollständige Auflösung einer für die Landwirthschaft wichtigen Aufgabe durch die Integralrechnung und zugleich ein Beitrag zur Geometrie. Von Joh. Aug. Grunert, ord. Prof, in Greifswald 1848. Verlag von Ferd. Otte. VIII. u. 126 in 8.

Je weiter ein Stück Feld von der Wohnung des Eigenthümers (Bebauers) entfernt ist, desto beschwerlicher, also auch kostspieliger wird die Bebauung desselben; in demselben Maasse wird sich also auch der Werth des Grundstückes vermindern. Diese Verminderung des Werthes wird in demselben Maasse steigen, als der Werth der Zeit, d. h. der Arbeitslohn, steigt, und schon jetzt, wie unsere Verhältnisse beschaffen sind, ist dieser Einfluss auf den Werth der Grundstücke ein bedeutender. Es ist von diesem Standpunkte aus demnach von Wichtigkeit, die Entfernung eines Grundstücks vom Wirthschaftshofe zu kennen. Allein es fragt sich nun, wie ist diese Entfernung zu nehmen, da ein Grundstück eine Fläche ist, auf der also ein jeder Punkt vom Wirthschaftshofe im Allgemeinen anders entfernt ist. Herr von Thünen, auf dessen Buch: „Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie, oder Untersuchungen über den Einfluss, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben. Von Dr. J. H. v. Thünen auf Tellow in Mecklenburg." (1. Theil. II. Auflage. Rostock 1842), das vorliegende Bezug nimmt, und auf dessen Veranlassung dasselbe entstand, hat auf den Einfluss der Entfernung des Ackers vom Hofe aufmerksam gemacht, und diese (mittlere) Entfernung in folgender Art erläutert: „Wenn man bei der Bedüngung eines Schlags, der eine regelmässige Figur, z. B. ein gleichschenkliches Dreieck bildet, die Weite des Weges, welche die Pferde mit dem 1., 2., 3. und allen folgenden, bis sur vollendeten Bedüngueg des ganzen Schlags abgefahrnen Fuder machen, ausmisst, aufzeichnet und summirt, und dann die so gefundene Summe durch die Zahl der abgefahrnen Fuder dividirt: so ergiebt sich die mittlere Entfernung in dem Sinne, wie wir diese hier genommen haben.

Diese Erläuterung mag den Begriff der (mittleren) Entfernung des Ackers vom Hofe anschaulich machen, mathematisch ist sie nicht. Die Aufgabe, die mittlere Entfernung des Ackers (einer ebenen Fläche) vom Hofe (von einem Punkte in derselben Ebene) zu suchen, wird offenbar dadurch gelöst, dass man die Entfernung des fraglichen Punktes (Hofes) von jedem Punkte der ebenen

Digitized by Google

Figur (Acker) nimmt, alle diese Entfernungen addirt und die Summe durch die Anzahl der Punkte theilt. Dass diese Aufgabe, in dieser Weise aufgefasst, ins Gebiet der Integralrechnung gehört, ist somit offenbar. Der Lösung dieser Aufgabe, in dieser Weise, ist nun das vorliegende Buch gewidmet. Der Gang ist der, dass zuerst die mittlere Entfernung einer beiderseits begränzten Linie von einem Punkte gesucht wird; sodann die mittlere Entfernung eines Systems solcher Linien, die alle in einer Ebene liegen, von einem Punkte. Sind alle Linien parallel und ist ihre gegenseitige Entfernung unendlich klein, und wachsen sie von einem Punkte aus nach einem gewissen Gesetze, so kann man sie als ein Dreieck bildend betrachten, so dass hieraus unmittelbar die mittlere Entfernung eines Dreiecks von einem Punkte in seiner Ebene gegeben ist. Kennt man von einem System ebener Figuren in derselben Ebene von jeder einzelnen die mittlere Entfernung von einem Punkte dereelben Ebene, so kann man leicht daraus die mittlere Entfernung des ganzen Systems von demselben Punkte finden. Da jede ebene Figur in Dreiecke zerlegt werden kann, so ist es also nunmehr leicht, die mittlere Entfernung einer beliebigen ebenen Figur von einem Punkte in ihrer Ebene zu finden.

Diess ist, wie gesagt, der allgemeine Gang unseres Buches, Was nun den speziellen Inhalt anbelangt, so ist er der folgende.

Da das Buch auch für Solche bestimmt ist, deren Kenntnisse in der Integralrechnung nicht umfassend sind, so beweist der Herr Verfasser zuerst den bekannten Satz über die Zerfällung eines bestimmten Integrals in seine Elemente. Wir möchten dazu nur bemerken, dass die Endlichkeit von f (x), innerhalb der Gränzen a und b von x hätte besonders angeführt werden können, sowie dass in den letzten Formeln § 1. man setzen kann:

$$i\{f(a) + f(a+i) + \ldots\ldots + f(a+(n-1)\,i)\}$$

oder

$$i\{f(a+i) + f(a+2\,i) + \ldots\ldots + f(a+n\,i)\}$$

wie dies leicht aus der in S. 12 gegebenen Ableitung folgt. Es hat dies insoferne Wichtigkeit, als die Anwendbarkeit der Formel für Fälle, in denen f (a) oder f (b) unendlich oder unbestimmt ist, als noch Statthabend dargethan wird. Auch wäre in S. 41 die Miteinführung von Φ (a) alsdann unnöthig geworden. Uebrigens ist für den Zweck des Buches das Gesagte völlig anwendbar und genau.

Nach diesen einleitenden Zätzen bestimmt zodann das Buch die mittlere Entfernung einer begränzten, Geraden von einem Punkte und zwar durch die Seiten und Winkel des Dreiecks, das man erhält, wenn man den fraglichen Punkt mit den Endpunkten der Geraden verbindet.

Nachdem der Herr Verfasser sodann folgenden interessanten Satz bewiesen:

„Wenn A, A_1 beliebige Grössen und n eine ganze Zahl ist; wenn ferner $\frac{A}{n} = I$, und n_1 eine ganze Zahl so beschaffen, dass $n_1 I \leqq A_1 < (n_1+1) I$ und man setzt $\frac{A}{n_1} = I + I_1$, so wird für ein unendlich grosses n auch n_1 unendlichgross, somit nähert sich I der Null aber zugleich nähert sich auch $\frac{I_1}{I}$ der Null", wird nun die mittlere Entfernung eines Dreiecks von einem Punkte in seiner Ebene bestimmt, indem zuerst die Aufgabe gelöst wird, die mittlere

Digitized by Google

Entfernung eines Systems begränzter Geraden von einem Punkte zu bestimmen. Diese mittlere Entfernung eines Dreiecks wird durch eine Reihe lehrreicher Umbildungen ausgedrückt durch Grössen, die man am Plane des Feldes, der etwa vorliegt, unmittelbar messen eann. Diese Grössen sind nämlich die Winkel des Dreiecks, die Längen der drei Senkrechten, die man von dem gegebenen Punkte aus auf die Seiten des Dreiechs fällen kann, die Entfernung der Fusspunkte dieser Senkrechten von den Eckpunkten des Dreiecks, und die Seiten des Dreiecks. Durch diese Umbildungen ist die Bestimmung der mittlern Entfernung eines Dreiecks von einem Punkte für die logarithmische Berechnung ermöglicht. Ein vollständig ausgerechnetes Beispiel erläutert die Berechnungsweise. Als besondere Fälle hat man (in § 15) die Bestimmung der mittlern Entfernung eines rechtwinklichen Dreiecks, wenn die angenommene Spitze die eines spitzen Winkels ist. Diese Formel, welche auch Hr. v. Thünen in seinem oben angeführten Werk aufführt, ohne sie zu beweisen, ist:

$$M = \frac{b}{3} + \frac{c^2}{3a} \, l\left(\frac{a+b}{c}\right),$$

worin b dit Hypothenuse, a, c die Katheten, M die mittlere Entfernung von dem der Seite a entgegenstehenden Eckpunkte ist, und l. den natürlichen Logarithmus bedeutet.

Sind $F_1, F_2 \ldots$ Fn die Flächeninhalte einer Reihe Figuren in einer Ebene; $M_1, M_2, \ldots$ Mn die mittlere Entfernungen dieser Figuren von einem Punkte in derselben Ebene; M die mittlere Entfernung des ganzen Systems aller dieser Figuren von demselben Punkte, so zeigt der Hr. Verf., dass:

$(F_1 + F_2 + \ldots + Fn)\, M = F_1 M_1 + F_2 M_2 + \ldots + Fn\, Mn.$

Da man nun jedes Dreieck in eine Summe oder Diffnrenz zweier rechtwinklieber Dreieche theilen kann, so findet man nach dieser und der oben angegebenen speziellen Formel die mittlere Entfernung eines Dreiecks von einem seiner Eckpunkte, und daraus dann auch die mittlere Entfernung eines Dretecks von einem beliebigen Punkte seiner Ebene (§ 18.), so dass man die frühere allgemeine Formel auf diesem Umwege finden kann.

Jede ebene Figur kann man in Dreiecke zerlegen; soll man also die mittlere Entfernung einer solchen von einem Punkte in ihrer Ebene bestimmen, so bestimmt man die Flächeninhalte der sie bildenden Dreiecke, so wie die mittlern Entfernungen dieser Dreiecke von jenem Punkte, und findet auf diese Art, mit Hilfe des so eben angegebenen Satzes, leicht die mittlere Entfernung der Figur von dem gegebenen Punkt.

Somit ist die Aufgabe, die für die Landwirthschaft wichtig ist, vollständig gelöst und in Formen gebracht, welche die Anwendung erleichtern. Es ist klar, dass der Wevth eines Güterstücks, abgesehen von seiner Grösse und Güte, mit der Zunahme der mittlern Entfernung vom Wirthschaftshofe sinkt, ob aber dieses so ist, dass der Werth im umgekehrten Verhältniss der mittlern Entfernung steht, ist bei unsern Zuständen wohl nicht annehmbar. Es hängt das Verhältniss des Werthes zur mittlern Entfernung, wie wir zu Anfang schon bemerkten, von der Höhe der Arbeitslöhne, also überhaupt vom Werthe der Zeit ab, verglichen mit dem Ertrag eines Güterstücks. Jedenfalls aber ist die Betrachtung der mittlern Entfernung des Ackers vom Hofe für die Praxis eine wichtige, da allerdings der Werth der Güterstücke mit ihr in einem gewissen

Digitized by Google

Verhältnisse steht. Zugleich hat die Frage an und für sich auch ein geometrisches Interesse. Die so eben angeführte allgemeine Formel hat ohnehin mit einer bei Bestimmung des Schwerpunktes auftretenden die grösste Aehnlichkeit.

Die äussere Ausstattung ist vortrefflich; in S. 72, Z. 8 v. u. muss statt A und „Gegenseite" stehen: O und „Seite"; in S. 73, Z. 3 v. o. statt B und „Gegenseite": O und „Seite"; in Z. 13 statt C und „Gegenseite"; O und „Seite"; in S. 75, Z. 8 statt „ersten": „letzten."

Dr. J. Dienger.

Die deutschen Sprichwörter. Gesammelt. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1846.

In den Sprichwörtern liegen die tiefsten Wahrheiten und die grössten Warnungen, sie erschliessen so viele Folgen der Handlungsweise der Menschen, die man sich im gewöhnlichen Leben nicht vergegenwärtigen und vorstellen kann, sie treiben durch ihren tiefen Sinn die Menschen zum Nachdenken an, überhaupt sind sie in einem hohen Grade lehrreich, und bieten überdies eine schöne und geistvolle Unterhaltung durch wirkliche Poesie und Wahrheit. Man lernt ein Volk nirgends besser kennen, als aus seinen Sprichwörtern, man lernt daraus einen klaren Blick in verschiedene Sitten und Gebräuche, Ansichten und Denkweisen thun, und je reicher und tiefer der Sinn der Sprichwörter eines Volks ist, desto reicher und tiefer pflegt der Geist dieses Volks zu sein.

„Dem Volk zu geben was des Volkes ist, durfte man ihm seine Sprichwörter am wenigsten vorenthalten, diesen seit tausend Jahren gehäuften Schatz, zu welchem es selbst seinen gesunden Verstand, seine Sinnes- und Anschauungsweise, seine Rechtsgewohnheiten und Lebenserfahrungen, ja einen Theil seiner Lebensschicksale in goldnen Sprüchen ausgeprägt hat". So beginnt der verdienstvolle Sammler dieses Werks sein sehr verständiges Vorwort.

Den guten Eindruck, den die Sprichwörter machen und machen sollen, machen viele derselben auch schon auf die zartere Jugend, Kinder lernen sie, nehmen sie mit sich ins Leben und vergessen sie nicht leicht, von ihrem Nutzen ist kein Alter ausgeschlossen. Aber freilich hält die schlechte Erziehung in unsrer Zeit die aufwachsenden Menschen von allem dem zurück, was für sie am stärkendsten und gedeihlichsten ist. Viele Sprichwörter werden bald begriffen, die meisten nicht, denn das moderne Leben und die politische Knechtschaft hat unser Volk dem geistigen Leben in seinen Sprichwörtern fast ganz entfremdet, und die Menschen in der sogenannten gebildeten Welt, aus welcher die Poesie entflohen ist, sind gemeiniglich am unfähigsten, den Sinn, der in den alten tiefen Sprichwörtern liegt, herauszufinden, oder auch nur zu ahnen, sie gehen auf diesem Felde wie in stockfinstrer Nacht, blind mit sehenden Augen, und wenn man ihnen eine Leuchte gibt, erkennen sie, erfahren sie, dass sie ihrer ursprünglichen Natur so fremd geworden sind, und viele von ihnen sehnen sich gewiss wieder in das Leben zurück, das viel reicher an Gemüth und Gedanke war. Aus diesen Ursachen ist es nöthig, dass die Liebe zu unsern Volkssprüchen wieder geweckt werde, die mit Gewalt unterdrückt worden ist, und dazu ist eine Sinnerklärung derselben unentbehrlich. Eine solche jedem einzelnen Sprichwort angeschlossene Sinnerklärung würde aber die vorliegende Sammlung von 12396 Sprichwörtern zu umfangreich gemacht haben,

Digitized by Google

welche jedoch in ihrer gegenwärtigen Gestalt den denkenden Leser noch mehr fesseln muss. Dergleichen Bücher gehören zu den allernützlichsten literarischen Erscheinungen, und eine solche Sammlung sollte, nächst der Bibel, in allen deutschen Häusern sein. Denn Sprichwörter sind bessere Lehrer, als alle andern, und ihre Stimmen warnen mehr, als alle Stimmen, die man aus dem Munde der alltäglichen Menschen hört. Kein Buch enthält so viel Lebenserfahrung, als eine Sammlung von Volkssprüchen. Das wahrste Sprichwort im ganzen Buch ist dieses (10471):

Treu ist klein,
Hoffart gemein,
Wahrheit gefangen,
Gerechtigkeit vergangen.

Dem keines passt besser auf unsre Zeit.

An der Schöpfung der Sprichwörter eines Volks hat wol das weibliche Geschlecht den grössten Antheil gehabt, und darum trifft man in der Regel bei dem bescheidenen, verständigen, sinnenden und unverbildeten Frauenzimmer eine besondre Fähigkeit, den Sinn eines Sprichworts schnell zu fassen, was man gewöhnlich bei dem männlichen Geschlecht nicht so finden wird. Der Verfasser dieser vollständigsten Sammlung deutscher Sprichwörter, dessen Bescheidenheit, neben dem unendlichen Fleiss, womit er sein Werk vollführt hat, vor allen ein grosses Lob verdient, wird diesen Wink zu würdigen wissen.

Manche Sprichwörter seiner Sammlung trifft man auch in England und Schottland an, z. B.:

Als Adam hackt' und Eva spann,
Wer war da der Edelmann?

Ferner: Regenbogen am Morgen
Macht dem Schäfer Sorgen,
Regenbogen am Abend
Ist dem Schäfer labend.

In Schottland: A Rainbow in the morning
Is the Shepherd's warning,
A Rainbow in the night
Is the Shepherd's delight.

Und das Gegenstück zu:
Der Abend roth, der Morgen grau
Bringt das schönste Tagesblau.

In Schottland: The Evening Grey and the Morning Red
Will send the Shepherd wet to bed.

Die Aussprüche eines ganzen Volks sind immer wahr, daher die Lehre „Volkes Stimme Gottes Stimme", daher die lange Dauer der Sprichwörter, denn die Unwahrheit kann nicht lange währen.

Das Volk redet in Gleichnissen, und wieder in Gleichnissen will es angeredet werden. Sie geben einer Sprache ihre grösste Kraft, sei es einer Volkssprache, oder der Sprache eines einzelnen Menschen, wo sie aber verschwinden, da ist das Volksleben faul geworden. Das hat auch der bekannte und begabte Sammler der deutschen Sprichwörter tief empfunden und, wie es sich gebührt, in folgenden Worten in seinem Vorwort ausgesprochen.

„Nur allzusehr schwindet aus der heutigen Bücher- und Rednersprache die selbwachsene, körnige Kraft des sprichwörtlichen Ausdrucks, eine abstracte, verschliffene, blasse Redeweise hat jene sinnliche, bildreiche, markige Sprache

Digitized by Google

unsrer Altvordern verdrängt, die nationale Färbung geht immermehr verloren, Alles sieht fahl und verwaschen aus, im besten Fall wie aus dem Französischen übersetzt. Darüber klage ich nicht zuerst, aber lassen wir es nicht bei der Klage bewenden: geben wir dem Volke, was des Volkes ist und was ihm seine Schriftsteller vorenthalten. Der Tag wird kommen, wo es selber reden wird, und dann wird es ja hoffentlich deutsch reden."

Das ist ein nationales Buch für Deutschland, was ich hier anzeige, und wer ein echter Deutscher ist, der schafft sich dieses Buch an und liest darin, immer wieder und immer wieder, und schmeisst die undeutsche, fahle und verwaschene Lectüre weg, die so freundlich schmeichelt und so liebreich streichelt, und doch so falsch wie Galgenholz ist, wie ein andres nicht in dieser Sammlung stehendes deutsches Sprichwort sagt, das heisst die verhassteste Falschheit in sich trägt, denn Galgenholz ist ja von allem Holz das verhassteste.

Es ist ein unermesslicher Schatz von weisen Lebensregeln, kerngesundem Menschenverstand, ewigen Wahrheiten, die nie zu Lügen werden, in diesem Buch enthalten. Aber doch Eins von seinen 12396 Sprichwörtern habe ich gefunden, das einst in Aller Munde war, füs eine heilige Wahrheit galt, die so schön klang wie Heimath, und doch etwas Lügenhaftes in sich trägt. Es ist das 6160ste: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" und stammt aus der Zeit der Dummheit. Es ist zur Lüge geworden seit der Gründung Americas und besonders seit der Erklärung der Unabhängigkeit von 1776, und sein heutiger Sinn ist dieser: Verkümmre, verknöchre, verfaule auf Einem Fleck. — Wie kann der Wandrer nach America in einem Lande bleiben, wo er sich weder nähren, noch redlich nähren kann?

„Drum, lieber Leser, nimm vorlieb
Mit dem, was ich hier niederschrieb.
Schreib' Du hinzu, was noch gebricht,
Mach's besser, aber zürne nicht.
Wieviel hier fehlt, all dieser Fehler
Bin ich kein Dieb noch auch ein Hehler.
Dazu macht mich das Sprichwort dreister:
Wer am Wege baut hat viele Meister,
Und muss ich gleich mich schelten lassen,
Sei Du nicht Haus in allen Gassen."

So schliesst der verdienstvolle Sammler der deutschen Sprichwörter sein Vorwort. Du aber, deutsches Volk, wenn Du dieses Dein Buch in die Hände genommen und durchgelesen, so sprich:

Ich nehme gern mit dem fürlieb,
Was mir ein Freund hier niederschrieb,
Und ob auch Manches noch gebricht,
Ein besser Volksbuch gibt es nicht.
Willst Du was nun noch fehlt, mir geben,
Dann wird das Buch noch mehr sich heben,
Ich meine, seinen Sprüchen Klarheit,
Denn oft versteckt liegt ihre Wahrheit.
Am Wege bauend immer dreister,
Vollende so Dein Werk als Meister.

Handschuchsheim bei Heidelberg. **K. J. Clement.**

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

Hebräisches Lesebuch mit Beziehung auf Ewalds „Hebräische Sprachlehre für Anfänger", ausgearbeitet und mit einem Wortregister versehen von Carl Schwarz, Subrector am Gymnasium zu Celle. Nebst drei Anhängen. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagshandlung. 1847. VIII. u. 196 S. Drei Anhänge LV. S. 8.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Lesebuchs ist die an den Verfasser ergangene Aufforderung des Prof. Ewald, eine auf die Hebräische Sprachlehre sich beziehende Chrestomathie abzufassen. Da es nun allerdings sehr schwierig ist, ohne ein solches, welches auf die eingeführte Grammatik sich beziehend, das nach dieser Erlernte beständig praktisch einübte, die Grundlehren der hebräischen Sprache den Schülern zum Bewusstsein geistigen Eigenthums zu bringen, so wird dieses Lesebuch gewiss allen Schulen willkommen erscheinen, in welchen nach Ewalds Grammatik der Unterricht im Hebräischen ertheilt wird. — Die Stücke selbst sind sehr zweckmässig ausgewählt. Bei den prosaischen Stücken ist vorzüglich Rücksicht genommen auf solche, welche in sich möglichst zusammenhängen und das Gemüth der Jugend besonders ansprechen, wie die Specialgeschichte Abrahams, die Geschichte Josephs, Simsons und Davids. Als poetische Stücke sind mit gleich guter Auswahl aufgenommen die Psalmen I, III, IV, XIX, 2—7, XXIV, 7—10, XXIX, C, CXXIIX, CXXXVII. — In dem unter dem Texte befindlichen Commentar wurden vorzugsweise grammatische Sachen aus der Formenlehre wie aus der Syntax mit Verweisung auf die oben erwähnte Sprachlehre behandelt, und dabei das Leichtere und Bekanntere übergangen. — Das sehr vollständige Wortregister sucht mit Kürze möglichste Genauigkeit in Angabe der Grundbedeutung und der in den ausgewählten Lesestücken vorkommenden abgeleiteten Bedeutungen zu verbinden.

Beigefügt sind dem Lesebuche drei Anhänge. Der erste (S. I—XXXVIII.) gibt die Regeln über die schwachen Verba. Für diese, glaubt der Verf., konnte auf die Grammatik nicht wohl verwiesen werden, theils weil hier die gesammte Bildung der schwachen Wurzeln oft in einem §. zusammengestellt ist, der Schüler also das Einzelne nicht sogleich finden kann, theils lag es in der Absicht des Verf., Manches dem Anfänger ausführlicher und deutlicher darzulegen. Der zweite Anhang (S. XXXIX—LI.) gibt den Inhalt von Ewalds Hebräischer Sprachlehre für Anfänger, um sie übersichtlicher und dadurch brauchbarer zu machen. Der dritte Anhang (S. LII—LV.) gibt ein Verzeichniss der Druckfehler der ebengenannten Sprachlehre.

Die Correctur der vorliegenden Schrift ist mit grosser Sorgfalt vorgenommen und es empfiehlt sich desshalb diese Chrestomathie eben so wohl dadurch, als durch zweckmässige Auswahl der Stücke und schönen Druck auf weissem Papier.

Digitized by Google

Symbolae literariae. Edidit doctorum in gymnasiis Batavis societas. Curarunt mandatu societatis Gerardus Dornseiffen, Arnoldus Ekker, Albertus de Jongh. Trajecti ad Rhenum, apud J. G. Broese. 1846—1848. fasc. VI. 132 S. fasc. VII. 162 S. fasc. VIII. 206 S. fasc. IX. 180 S. in gr. 8. (bei diesem Heft werden als Herausgeber Arnoldus Ekker und Jonas Gerardus Hullemann bezeichnet).

Diese von einem Verein von Lehrern der gelehrten Schulen Hollands herausgegebenen Beiträge beziehen sich sämmtlich auf das classische Alterthum, das in den höheren Bildungsanstalten dieses Landes noch immer den Mittelpunkt des gelehrten Studiums ausmacht und durch eine Masse von sogenannten Realien noch nicht zurückgedrängt oder doch in den Hintergrund gestellt ist; auch sind die Beiträge, lauter Originalaufsätze und keine Recensionen oder Anzeigen, sämmtlich in lateinischer Sprache abgefasst und zwar in der klaren, fliessenden und verständlichen, die wir in den Schriften holländischer Gelehrten anzutreffen gewohnt sind, welche in ihrem pädagogischen Eifer, wie es scheint, noch nicht so weit gegangen sind, als diejenigen deutschen Schulmänner und Gelehrten, welche die schriftlichen oder mündlichen Uebungen im lateinischen Ausdrucke, die sogenannten Stylübungen, von den Schulen verbannt wissen wollen und, weil hie und dort bei diesen Uebungen ein Missbrauch, ein Mechanismus und Pedantismus, kurz eine falsche Methode theilweise sich bemerklich gemacht hat, das Ganze über Bord werfen möchten, ohne nur zu bedenken, wie ein Jeder, der zu der uns doch nothwendigen gründlichen Kenntniss der lateinischen Sprache gelangen will und soll, diess ohne jene Uebungen und die dadurch zu erzielende Fertigkeit und Gewandtheit des Lateinischen Ausdrucks nimmer mehr erreichen kann und wird. Man wird daher dieser aus Holland entgegentretenden Erscheinung um so mehr seine Anerkennung nicht vorenthalten können, als leider bei den Philologen Deutschlands wie Englands der Gebrauch der Muttersprache immer mehr der alten rühmlichen Sitte auch da den Vorsprung abgewinnt, wo der Inhalt selbst füglich den Gebrauch der Lateinischen Sprache erlaubt haben würde.

Die einzelnen Beiträge der vier vor uns liegenden Hefte schlagen allerdings in verschiedene Zweige des classischen Alterthums ein: eine kurze Angabe des Inhalts mag dies am besten zeigen. Den Eingang des sechsten Heftes bildet ein Aufsatz von F. G. Ottema: De Latina nominum verborumque flexione, Pars prior, worin der Verf. seine Ansicht über die Lateinische Declination niedergelegt hat (p. 3—19); ein anderer Theil über die Conjugationen steht noch zu erwarten. Nun folgt ein kürzerer Vortrag von G. Dorseiffen p. 20 ff.: De Graecorum studio pueri ejusque origine; dann S. 24 ff.: Inscriptiones tres Graecas explicavit W. C. L. Clarisse: es sind drei in der Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική zu Athen bekannt gemachte Attische Inschriften, deren Erklärung und Ergänzung der Verf. versucht hat. Weiter folgen S. 50 ff.: Annotationes ad locos quosdam Ciceronis. Scripsit Albertus de Jongh; es sind kritische und exegetische Bemerkungen zu einigen Stellen der Rede pro Sex. Roscio Amerino, der Tusculanen und der Bücher De finibus. Eine umfassende Behandlung, zunächst exegetischer Art bringt der Aufsatz: Horatii Sat. I, 9. Enarravit J. A. C. van Heusde p. 63 ff., womit sich ein ähnlicher im achten Heft S. 99 ff.: Horatii Sat. II. Enarravit J. A. C. van Heusde verbinden lässt.

Digitized by Google

Das siebente Heft eröffnet ein grösserer, im achten Hefte vollendeter Aufsatz über die Expletiv-Partikeln unter der Aufschrift: Grammatica Zetemata. De Paralipomenis. Scripsit Jac. Guil. Elink Sterk. Was der Verf. beabsichtigt, ist eine Geschichte der Lehre von den Expletiv-Partikeln im Alterthum: demgemäss sucht er eine Zusammenstellung dessen zu geben, was die alten Grammatiker über diesen Zweig der Lehre von den Partikeln gelehrt, wobei er bis auf Aristoteles zurückgeht oder vielmehr von diesem, als dem Begründer der Lehre von den Partikeln überhaupt, seinen Ausgangspunkt nimmt, von ihm zu den Peripatetikern, Stoikern und Akademikern übergeht, indem er die Ansichten dieser Schulen und ihrer Hauptrepräsentanten über den fraglichen Punkt zu ermitteln sucht, so weit es nur immer möglich ist. Ein zweiter Abschnitt (p. 24 ff.) führt dann mit gleicher Genauigkeit und Vollständigkeit die Ansichten der Alexandrinischen Grammatiker vor; ein dritter (im achten Hefte p. 1 ff.) wendet sich zu Crates und dessen Schule; bei dem Einfluss dieses Mannes auf Rom und die durch ihn dort bewirkte Einführung der grammatischen Studien überhaupt, war der nächste Schritt zu den Lateinischen Grammatikern und ihren Ansichten, die der Verfasser, mit Varro beginnend, in ähnlicher Weise aus ihren Schriften zu ermitteln sucht. Zum Schluss giebt er, dem Griechischen sich wieder zuwendend, eine Zusammenstellung aller der Griechischen Partikeln, welchen von Scholiasten und Grammatikern eine solche Expletivbedeutung beigelegt worden ist, mit jedesmaliger Angabe der betreffenden Stellen und Mittheilung der gegebenen Erklärung, das Ganze in alphabetischer Ordnung.

An zweiter Stelle findet sich im siebenten Hefte S. 65 ff. von J. G. Hullemann: De vita et scriptis Jubae Mauritii disputatio: eine sehr beachtenswerthe Monographie, welche besonders über die verschiedenen Schriften dieses Afrikanischen Fürsten sich verbreitet, auch hier mehrfach neue Aufschlüsse bringt, unter die wir den Nachweis rechnen (S. 80—85), dass Dionysius von Halicarnass bei Abfassung seiner Römischen Archäologie das gleichnamige Werk des Juba benutzt, so gut wie später auch Plutarchus diess gethan hat, keineswegs aber beide, Juba und Dionysius, aus einer und derselben Quelle geschöpft hätten. Aehnlicher Art ist eine andere Abhandlung desselben Gelehrten im neunten Hefte p. 123 ff.: Disputatio critica de Anaxandrida Delpho, welche uns einen Delphischen Schriftsteller Anaxandridas kennen lehrt, der über Delphische Heiligthümer geschrieben, dessen Namen aber in den wenigen Stellen, welche von ihm und seinen Schriften eine Nachricht bringen, bald in Alexandros, bald auf andere Weise verändert oder vielmehr entstellt worden ist. Bei dieser Gelegenheit vernehmen wir auch, dass der Verf. in einem der nächsten Hefte eine ähnliche Monographie über Alexander den Polyhistor zu liefern beabsichtigt. Für die Kritik und Erklärung des Aristoteles bieten Manches die im siebenten (p. 99 ff.), achten (p. 73 ff.) und neunten Hefte (p. 97 ff.) befindlichen Observationes in libros Aristotelis de Anima von D. Burger. Auf Virgilius und dessen Kritik, zunächst Aen. VII, 275—854, bezieht sich der Aufsatz im siebenten Hefte: Virgilii Camilla, Disposuit J. G. Ottema (p. 115 ff.), auf welchen p. 139 ff.: „Emendationes quaedam in Virgilii Scholiastas. Scripsit Martinus des Amorie van der Hoeven" folgen; es sind Verbesserungen einzelner Stellen des Servius, Philargyrus und des Leidner Scholiasten. Den Schluss machen S. 147 ff. Jacobi

Digitized by Google

Marini van Gent Emendationes quinque, zu Welcker Syllog. Epigramm. Graec. p. 89 ff., Plut. Sol. 21 (ἐνίοτε für ἐνίοις), Homer. Il. I, 290 (προθέωσιν für προθέουσιν), Euripid. Hippol. 589 oder 584 Valck.)γιγνώσκειν für γεγωνεῖν), Herodot. VII, 116 (ἀνο ὀρέων und ἀκούων transferirt werden). Von demselben Gelehrten finden sich auch im neunten Heft p. 135 ff. noch mehrere andere Emendationen homerischer Stellen, so wie einer Stelle des Sophocles aus den Trachinerinnen Vrs. 1046 ff.; es reihen sich daran in demselben Hefte p. 143 ff.: Miscellanea critica Caput. I. M. Terentii Varronis sententiae tentantur, scripsit J. C. G. Boot. Wir finden hier Verbesserungen des Textes mehrerer Stellen der durch Devit in Padua unlängst publicirten, angeblichen Spruchsammlung des Varro: auf die neulich wieder erhobenen Zweifel der Aechtheit des Ganzen, insoweit von Varro hier die Rede seyn soll, hat sich der Verfasser nicht eingelassen. Nun folgen S. 151 ff.: Davidis Ruhnkenii ad Hermannum Tollium et Tollii ad Ruhnkenium Epistolae, mitgetheilt von F. C. Drabbe: eine neue und nicht werthlose Vermehrung der bereits früher bekannt gewordenen Briefe des Ruhnkenius. Wir übergehen die verschiedenen Griechischen und Lateinischen Gedichte, so wie die Necrologe verstorbener Glieder, und die Verzeichnisse der gegenwärtigen Glieder des Vereins, da diess für auswärtige Leser nicht ein gleiches Interesse hat, und nennen nur noch die im neunten Heft von W. H. D. Suringar versuchte Restauration einer verlorenen Schrift de Cicero: M. Tullii Ciceronis commentarii rerum suarum sive de vita sua. Finxit W. H. D. Suringar im neunten Heft p. 5 ff, und zwar die beiden ersten Bücher, denen ein drittes nachfolgen soll. Das Ganze ist ein kunstreich aus einzelnen Stellen der Schriften Cicero's zusammengefügtes Mosaik einer Autobiographie, welche, wie wir glauben, auch von Schülern mit vielem Nutzen gelesen werden kann.

Untersuchungen über die griechischen Modi und die Partikeln κἐν und ἄν von W. Bäumlein, Ephorus an dem evangel. Seminar zu Maulbronn. Heilbronn, Verlag von Johann Ulrich Landherr 1846. X. und 382 S. in gr. 8.

Diese Schrift, in welcher der Verf. eine neue Ansicht, eine mehr auf dem Sprachgebrauch und auf das Wesen der Sprache selbst in ihren einzelnen Erscheinungen begründete Theorie über die Modalitätsformen der griechischen Sprache, als die Frucht eines mehr als zehnjährigen Studiums aufzustellen sucht, zerfällt in einen allgemeinen und in einen besondern Theil; jener entwickelt die allgemeinen Verhältnisse und legt somit den Grund des Ganzen, während eine Prüfung der bisher über diesen Punkt aufgestellten Theorien und Grundanschauungen vorausgeht: auf diesem Grunde sucht dann der andere Theil daraus die einzelnen Erscheinungen des Sprachgebrauchs nachzuweisen und zu begründen. Dass der Verf. in diesem Punkte die Ansichten Gottf. Hermann's in Leipzig nicht theilt, wird denen, welche des Verf. frühere Aufsätze über diesen Gegenstand in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft gelesen haben, wohl noch erinnerlich sein. Was von ihm schon damals gegen Hermann's Theorie eingewendet worden war, das wird man auch hier, namentlich im ersten Theile, wiederfinden, jedoch noch weiter ausgeführt und zugleich in Zusammenhang gebracht mit andern Hermann's Lehre bald sich mehr annähernden, bald von ihr abweichenden Ansichten neuerer Grammatiker. Die verschiedenen Versuche dieser

Digitized by Google

Gelehrten, die Grundbedeutung der Griechischen Modi festzustellen, kommen, wie der Verfasser bemerkt, indem sie bald von logischen, bald von psychologischen Sätzen ausgehen, doch darin alle überein, dass sie die Gliederung der Modalverhältnisse und die Bedeutung der Modi a priori zu deduciren suchen: ein solches a priorisches Verfahren aber, welches von psychologischen oder logischen Ergebnissen aus die Gliederung einer Sprache gewinnen will, scheint dem Verf. an und für sich ein unrichtiges zu sein, das daher auch zu keinen wahren Resultaten geführt, indem vielmehr das, was für die Kunde griechischer Sprachwissenschaft wirklich bisher Gutes und Bleibendes gewonnen worden, gerade durch Aufgeben dieses apriorischen Verfahrens, und durch unmittelbares Eindringen in die positiven Erscheinungen und Erforschen des darin waltenden Geistes, gewonnen worden sey; vrgl. p. 17 ff. Um dies näher nachzuweisen, hat der Verfasser die bisherigen, von den seinigen abweichenden Ansichten über die Modi sowohl (S. 1 — 32) als über die Partikel ἄν (S. 43 — 63) einer Prüfung, die ihre bald mehr formellen, bald mehr materiellen Mängel aufweisen soll, unterworfen, um dann die eigene Ansicht entgegenzustellen, welche er nicht a priori gefunden, sondern aus den gegebenen Erscheinungen selber geschöpft und abstrahirt (S. 33). Hiernach ist der Indicativus der Modus, welcher das Prädicat als wirklich hinstellt: der Imperativ ist unmittelbarer Ausdruck der Forderung nach ihren verschiedenen stärkeren oder milderen Graden (S. 35); der Conjunctiv drückt nicht, wie Hermann will, die objective Möglichkeit im Gegensatz zum Optativ, der die subjective Möglichkeit bezeichnet, aus, sondern es liegt in ihm das Streben, die Tendenz zur Wirklichkeit, die Bewegung und Entwickelung der Handlung zu ihrer Realität: so dass also überall, wo wir im Griechischen den Conjunctiv angewendet finden, es sich um eine Verwirklichung handelt (S. 35). Aus diesem Grundbegriff des Conjunctivs, der Tendenz zur Verwirklichung, leitet der Verf. auch den homerischen Gebrauch des Conjunctivs in einer dem Futur verwandten Bedeutung ab und er glaubt darin eine Hinweisung auf eine Periode der Sprache zu erkennen, in welcher das Futur noch gar nicht in sicherem Gebrauch war, sondern sich erst noch aus dem Conjunctiv zu entwickeln begann: selbst der Gebrauch mancher Präsensformen im Sinne des Futurums (wovon hier eine Reihe von Beispielen gegeben wird) noch in der späteren Zeit, in der gewöhnlichen Schriftsprache, gilt dem Verfasser als ein Zeichen für die Annahme, dass die griechische Sprache in einer vorgeschichtlichen Zeit einer besonderen Form zum Ausdruck des Zukünftigen, also des Futurums, entbehrt, und dagegen die Präsensform zugleich im Sinne des Futurums gebraucht habe (S. 36). Der Optativ ist dem Verfasser Ausdruck der reinen Subjectivität: er werde überall gebraucht, wo eine Handlung bloss als geistige, im Innern des Subjects bewegte, aus diesem nicht heraustretende, auf die Wirklichkeit sich nicht beziehende Thätigkeit erscheinen soll (S. 41). So erkennt der Verfasser im Indicativ einen rein objectiven, wie im Optativ einen rein subjectiven Modus, und zwischen beiden in der Mitte liegend mit positivem Ausgangs- und objectivem Ziel-Punct den Imperativ und Conjunctiv (S. 43). Was die vielbesprochene Partikel ἄν betrifft, so glaubt der Verfasser mit seiner eben erwähnten Prüfung der darüber aufgestellten Ansichten zugleich erwiesen zu haben, erstens dass ἄν und κέν hinsichtlich ihrer Function und ihrer geschichtlich vorliegenden Bedeutung als wesent-

Digitized by Google

lich gleich zu behandeln seien, und zweitens, dass diese Bedeutung dahin fest stehe, dass κέν und ἄν die Handlung als wirklich setzen (S. 83). Sonach bezeichnet ἄν in Verbindung mit dem Indicativ der historischen Zeiten die Setzung eines Factums, mit dem Conjunctiv die Setzung eines wirklich Werdenden, mit dem Optativ die Setzung, dass ein Subjectives wirklich sey (S. 85).

In dem speciellen Theile folgt nun die Anwendung dieser Theorie auf die einzelnen Fälle, aus denen sie selbst gewissermassen hervorgegangen ist; der erste Abschnitt behandelt den Indicativ (S. 86—168) und zwar in zwiefacher Weise, zuerst ohne ἄν, in unabhängigen wie abhängigen Sätzen, dann in der Verbindung mit ἄν, und zwar bei den historischen Tempp. wie bei den Haupttempp. Wenn die Bedeutung und das Wesen des Indicativs in unabhängigen Sätzen keiner weiteren Schwierigkeit unterliegt, so ist diess bei den abhängigen Sätzen, in welchen der Indicativ übrigens dieselbe Bedeutung bewahrt, insoweit nämlich die den Satz einleitende Partikel keine Modification in die Auffassung des Satzes mitbringt, im Ganzen auch der Fall, da es sich hier immer um das bestimmte Eintreten einer Sache und die daraus hervorgehende objective Behauptung handelt: nur einzelne Fälle, wo diess in der Anwendung leicht einer Missdeutung oder einer irrigen Auffassung unterliegen kann, werden näher besprochen. Sie betreffen zunächst den Gebrauch des Indicativs nach den Partikeln ὥστε und πρίν, der hier auf die Bedeutung dieses Modus als Form der objectiven Behauptung in der Weise zurückgeführt wird, dass der Indicativ nach ὥστε da stehen soll, „wo es die Absicht des Schriftstellers ist, die Folge als eingetreten oder eintretend objectiv, schlechthin zu behaupten“ (S. 88); nach πρίν steht der Indicativ, „wo der Sprechende das factische Eintreten einer Handlung ausdrücklich behaupten will, so dass diese Sätze in logischer Hinsicht beinahe Hauptsätzen gleichkommen“ (S. 90). Die Verbindung beider Partikeln mit dem Infinitiv wird weiter unten (S. 339 ff.) besprochen und hier auf die der Construction von ὥστε mit dem Infinitiv im Allgemeinen zu Grunde liegende Bedeutung hingewiesen, das Ziel, den Zweck, die Bestimmung oder Absicht einer Handlung auszudrücken. Wenn in der Structur mit dem Indicativ, der mit ὥστε oder πρίν angehängte Satz fast den Charakter eines Hauptsatzes eines dem vorhergehenden coordinirten Satzes, in logischer Hinsicht gewinnt, so möchte bei der Construction mit dem Infinitiv der entgegengesetzte Charakter hervortreten, indem hier eine reine Nebenbestimmung des vorausgehenden Hauptsatzes diesem gewissermassen angehängt und mit ihm zu Einem Ganzen vereinigt, gegeben wird; so dass also die Verschiedenheit der Construction ihren Grund in der Art und Weise der Auffassung des angehängten Satzes haben wird, ob dieser mehr in einem selbständigen oder in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem vorausgehenden Satze, als blosse und reine Nebenbestimmung desselben, gedacht und dargestellt werden soll. Denke man sich den auf πρίν folgenden Infinitiv als ein Substantiv und nehme πρίν wie eine Präposition mit dem darauf folgenden Nomen, so wird diess noch deutlicher, wie wir uns wenigstens die Sache denken, sich herausstellen. Wirft man auf das, was in den verschiedenen Schulgrammatiken über diesen Punkt bemerkt ist, einen Blick, so wird man sich schwerlich ganz befriedigt finden; Feldbausch hat jedoch in seiner griechischen Grammatik p. 429 der neuen Aufl. den berührten Unterschied mit grösserer Schärfe und darum auch richtiger

Digitized by Google

dahin bestimmt, dass er das mit dem Infinitiv angereihete Satzglied gleichsam als eine Vorstellung gefasst wissen will, die eine adverbiale Bestimmung des Hauptsatzes enthält, dagegen den Indicativ nach πρίν dann annimmt, wenn die Zeitangabe als eine wirkliche Thatsache — mithin als etwas logisch Selbständiges dargestellt und so gewissermassen hervorgehoben werden soll. In ähnlicher Weise wird weiter von dem Verfasser, und wie uns scheint, ganz richtig das Verhältniss des Indicativs in Relativsätzen, welche die Bedeutung eines Causal- oder Absichtssatzes annehmen oder überhaupt dazu dienen, einen zwar erwähnten abstracten Begriff näher zu bestimmen, aufgefasst und der Unterschied vom Lateinischen, wo der Conjunctiv gesetzt wird, hervorgehoben (S. 91 f.). Bei diesem erscheint ein solcher Satz nur als eine Nebenbestimmung des regierenden Satzes, mit ihm eng verknüpft und von ihm abhängig, während im Griechischen dieser Nebensatz als ein für sich bestehender, somit unabhängiger erscheint, und so gerade eine grössere Bestimmtheit in der Anwendung des Indicativs hervortritt. Die vom Verfasser gewählten Beispiele zeigen diess auf schlagende Weise. Nun geht der Verfasser auf den Indicativ in Bedingungssätzen über, und bestimmt hier εἰ mit dem Indicativ als „die Annahme eines objectiv Gegebenen" (S. 93); dann auf den Indicativ historischer Zeiten in Absichtssätzen (nach ὅπως, ἵνα und μή, wo Wörter der Besorgniss vorhergehen) insofern die „Absicht als unerfüllt dargestellt werde"; in Wunschsätzen, wo der Indicativ historischer Zeiten gleichfalls in Verbindung mit den Partikeln ἄφελε, εἴθε, εἰ γὰρ vorkommt. Auf die nun folgende Erörterung (S. 106 ff.) über den Indicativ des Futurums in seinem Wechsel mit dem Conjunctiv möchten wir besonders aufmerksam machen; der Verf. sucht auch hier den Boden der Erfahrung festzuhalten, er will nicht sowohl eine Theorie hineintragen, als ein Ergebniss aus den wahrgenommenen Spracherscheinungen ableiten, welches allerdings den nahen Zusammenhang und die nahe Berührung beider andeuten und damit auch den Ursprung des Indicativ des Futurs aus dem Conjunctiv nachweisen soll. Man findet nemlich mehrfach in negativen wie affirmativen Sätzen, in Fragesätzen wie in Absichtssätzen, das Futur so angewendet, dass es nicht bloss das ausdrückt, was geschehen wird, sondern auch, was geschehen soll, wo wir nach der gewöhnlichen Regel eher den Conjunctiv erwartet hatten. Beides liegt sich allerdings sehr nahe, da das, was geschehen soll, im Sinne und Geist Dessen, von dem die Behauptung ausgeht, auch meist als ein solches erscheint, oder doch aufgefasst wird, was auch geschehen und eintreten wird. Je nachdem also entweder der Begriff des Sollen im Allgemeinen vorherrscht, ohne Rücksicht auf den alsbaldigen Eintritt und die unmittelbare Verwirklichung, oder die Rücksicht auf dieses wirkliche, und auch bestimmt gedachte Werden vorwaltet, würde Conjunctiv oder Futur zu setzen sein. Indessen ward auch hier nicht immer streng geschieden, wie diess der Verfasser insbesondere aus der Anwendung der Formel οὐκ ἔχω ὅτι χρήσομαι nachweist, und aus Stellen wie Plat. Euthyd. p. 287 B. C., in welchen Futur und Conjunctiv nicht streng geschieden sind, so dass wir kaum glauben, die Verschiedenheit in anderer Weise auffassen zu können, als dass wir bei dem Futurum, den Grad einer grösseren Bestimmtheit, also eine Verstärkung des Grundbegriffs, wie er auch sonst durch den Conjunctiv ausgedrückt werden kann, annehmen. Was der Verfasser insbesondere über das Futurum Indicativi mit ὅπως u. ff. nach vorausgegangenen

Digitized by Google

Verbis der Besorgniss, Ueberlegung, Hoffnung oder Aufforderung bemerkt, wird besondere Beachtung verdienen. Wenn hier die ursprüngliche Bedeutung des ὅπως als eines relativen Adverbiums (wie) mehrfach hervortritt, so lässt sich doch, meint der Verfasser, nicht läugnen, dass in vielen Wendungen ὅπως gerade hier als Absichtspartikel in der Bedeutung dass, damit gebraucht ward, dass in manchen Stellen statt des Indicativus des Futurs ohne bemerklichen Unterschied der Bedeutung auch der Conjunctiv stehe, und überhaupt mit Sicherheit keine Stelle nachgewiesen werden könne, in welcher der eine oder der andere bestimmte Modus stehen müsste und nicht für den einen Modus auch der andere und eben so umgekehrt gesetzt werden könnte (S. 114).

Aus der umfassenden Erörterung über den Gebrauch des Indicativs der historischen Tempora wie der Haupttempera mit ἄν (S. 126—168), müssen wir uns beschränken auf Angabe einiger Grundansichten des Verfassers, die uns insbesondere beachtenswerth erscheinen. So deutet nach S. 128 vrgl. 85 die Verbindung der Partikel ἄν mit den historischen Temporibus die Setzung eines Factums an: in der Verbindung mit dem Imperfect wird dieses Factum als werdend, sich entwickelnd, daher dauernd und sich wiederholend, mit dem Aorist als geschlossen, daher momentan und einzeln, mit dem Plusquamperfect als geschlossen gesetzt. Eben daraus erweist sich, dem Verfasser zufolge, der dieser Partikel beigelegte Begriff einer Abhängigkeit von einer Bedingung als ungenügend; es sey dieselbe mehr als der blosse Ausdruck der Bedingtheit und müsse derselben eine eigenthümliche, die Aussage modificirende Kraft beigelegt werden, durch welche der Schein einer Andeutung der Nichtwirklichkeit entstehe. „Indem sie dem Begriff des Factums noch den der Setzung beigiebt, die Handlung nicht als objectiv behauptet, sondern nur (subjectiv) als wirklich setzt, wird das Rein-Factische und Objective der Handlung aufgehoben; die subjective Setzung kann mittelbar eine Läugnung der Objectivität involviren“ (S. 129). So gibt also ἄν der Handlung ein blos subjectives Dasein und eine rein subjective Geltung, wornach dieselbe blos in der Vorstellung existirt; es unterscheidet dann dieselbe von einem rein objectiven Verhältniss, zu dessen Ausdruck der einfache Indicativ dient: eben diess rein objective Verhältniss wird durch ἄν in ein subjectives verwandelt. Die Anwendung dieser Theorie im Einzelnen bitten wir in dem Buch selbst nachzulesen, insbesondere auch, was über die Fälle bemerkt wird (S. 140 ff.), wo der deutsche Sprachgebrauch die Beifügung eines ἄν zu einem solchen Indicativ des historischen Tempus erwarten lässt, der griechische dies aber verschmäht, namentlich da, wo es um eine Schuldigkeit oder Pflicht sich handelt (ἐδεῖ, ἐχρῆν u. drgl.). Die gleiche Beachtung wird auch das verdienen, was S. 146 ff. über die andere Art der Verbindung der Partikel ἄν mit dem Indicativ der historischen Tempora bemerkt ist, wo eine Wiederholung ausgedrückt werden soll. In allen solchen Fällen glaubt der Verfasser, dass dem griechischen Ausdruck im Deutschen die Umschreibung mit konnte oder die Beifügung von wohl am nächsten komme, insofern auch hier keine bestimmte, objective Behauptung vorliege, sondern nur die Setzung eines Factums, eine subjective Behauptung, die ebenso, wie der Optativ in Nebensätzen, aus dem Zusammenhang den Schein der Wiederholung annehme (S. 151). Es dient hier ἄν dazu, die reine Objectivität und Bestimmtheit des Indicativs (des Imperfects, das eigentlich schon die Wiederholung ausdrücke), zu mässigen (S. 153.)

Digitized by Google

Was die Verbindung der Partikel ἄν mit dem Indicativ der Haupttempora (S. 154 ff.), zunächst des Futurs und Präsens betrifft, so machen wir besonders auf die S. 168 u. 169 dargelegte Ansicht des Verfassers aufmerksam, welche den Grund dieser Verbindungsweisen und damit auch die Unzulässigkeit der Verbindung von ἄν mit dem Indicativ des Perfects darzuthun sucht.

Bei dem Imperativ, dessen Auffassungsweise wir schon oben angegeben haben, ist es insbesondere die Aufstellung einer bestimmten, rationell begründeten Regel über die Anwendung des Imperativs im Präsens oder im Aorist, was den Verfasser beschäftigt. Die gewöhnliche Unterscheidung, wornach das Präsens bei einer im Werden begriffenen, also fortdauernden Handlung, der Aorist bei der auf einen Fall beschränkten, und hier abgeschlossenen, also momentanen Handlung stehe, erscheint nicht auf alle Fälle anwendbar und wird daher vom Verf. S. 172 dahin modificirt, dass sie nur da zulässig sey, wo ausdrücklich die Forderung entweder als eine allgemeine, mithin fortdauernde, oder als eine nur für einen speciellen Fall gegebene gestellt wird, in allen andern Fällen aber das eine wie das andere Tempus sich angewendet finde. Die Verbindung von ἄν mit dem Imperativ wird, und wir glauben mit allem Recht, nicht anerkannt; s. S. 175 ff,

Bei der Erörterung des Conjunctivs (S. 177 ff.) kommt zuerst der Gebrauch desselben ohne ἄν und zwar zuerst in den unabhängigen Sätzen zur Sprache. In diese Classe gehört der zur Aufforderung und zum Befehl angewendete Conjunctiv, so wie der sogenannte Conjunctivus deliberativus, dann der, auf die ältere Sprache beschränkte, erst in der späteren Gräcität wiederkehrende Gebrauch des Conjunctivs im Sinne des Futurums; in die andere der in Absichtssätzen, nach vorausgegangenen Haupttemporibus vorkommende Conjunctiv, wo es sich, nach dem Verfasser, vom Standpunkt des Sprechenden aus um eine Verwirklichung handle; an diese Absichtssätze und die in denselben, als Regel vorwaltende Anwendung des Conjunctivs ohne ἄν knüpft dann der Verf. S. 195 auch die von Verbis des Befürchtens abhängigen Sätze mit μή und folgendem Conjunctiv an, indem er die Ansicht, welche diese Sätze als indirecte Fragen behandelt, also dieselbe auf den Begriff des Ueberlegens bei den vorausgehenden Verbis des Fürchtens und Besorgens zurückgeführt wissen will, zu widerlegen sucht. Der mit ἄν verbundene Conjunctiv, zu dem sich der Verf. S. 203 wendet, kommt in unabhängigen, selbstständigen Sätzen nur bei Homer vor, und wird hier vom Verf., abweichend von Hermann, welcher diese Structur auf den Begriff des Zufälligen, der in ἄν liegen und durch dasselbe dem Conjunctiv verliehen werden soll, zurückführt, auf einen Futuralsinn im Allgemeinen bezogen, in sofern nemlich hier nicht eine objective Behauptung über eine künftig eintretende Handlung gegeben wird, sondern die Behauptung auf irgend eine Weise limitirt erscheint, also subjectiv gemildert ausgesprochen wird. Es würde demnach hier ein Streben vorwalten, den Sinn des Futurs dadurch zu erreichen, dass man die Verwirklichung, das Eintreten der Handlung setzt (S. 206). Schwieriger und weit umfassender ist der Gebrauch der mit dem Conjunctiv verbundenen Partikel ἄν in abhängigen Sätzen, nemlich in Relativsätzen, auf welche auch die Absichtssätze sich zurückführen lassen, in Bedingungssätzen und in Zeitbestimmungssätzen. Als Grundsatz spricht hier der Verf. (S. 208) im Allgemeinen die dann von ihm im Einzelnen weiter durchgeführte Behauptung

Digitized by Google

aus, dass es in diesen Fällen sich nicht etwa nur um eine vorgestellte Sache handle, sondern um eine in Wirklichkeit tretende, nicht um Etwas, auf dessen Verwirklichung blos eine Tendenz gerichtet ist, sondern um Etwas, dessen Verwirklichung gesetzt und vorausgesetzt werde. Man sieht schon daraus, und wird es noch mehr aus der Art und Weise ersehen, in welcher der Verf. diese seine Ansichten im Einzelnen weiter durchführt, wie er hier vielfach von G. Hermann und Andern abweicht: weshalb wir um so mehr die Aufmerksamkeit der Leser auf diesen Punct wenden möchten, in welchen näher einzugehen, die diesem Bericht gesteckten Gränzen nicht verstatten.

Eben desshalb sind wir auch ausser Stand, weiter in den fast hundert Seiten einnehmenden Abschnitt vom Optativ (S. 245 — 337) einzugehen, an welchem sich noch zwei kürzere Abschnitte vom Infinitiv (ohne und mit ἄν S. 338 ff.), vom Particip mit ἄν (S. 354 ff.), und einige weitere Bemerkungen anreihen, welche die Stellung der Partikeln κέν und ἄν (S. 360 ff.), die Wiederholung derselben (S. 368 ff.) wie die Auslassung (S. 374 ff.), und zuletzt noch die Auslassung des Modus bei κέν und ἄν betreffen: auch glauben wir, die von uns mitgetheilten Proben möchten immerhin genügen, um alle Freunde eines gründlichen Studiums der griechischen Sprache einzuladen zu einer Schrift, welche die wichtigsten und schwierigsten Erscheinungen derselben in ihrem innersten Wesen aufzufassen bemüht ist und, selbst abgesehen von Allem Andern, auch dazu beitragen kann, das geistige, wahrhaft bildende Element, das in der griechischen Sprache liegt und in allen ihren Erscheinungen auf eine so bezeichnende Weise hervortritt, zu derjenigen Erkenntniss zu bringen, welche ihm auch im Leben und in der Schule die verdiente Anerkennung verschafft, die ihm auch in den Augen aller Gebildeten jeder Zeit nie entgangen ist, die ihm aber die materialistischen und bureaukratischen Tendenzen unserer Zeit wieder zu entreissen trachten. Zu diesem Wunsche fühlen wir uns unwillkürlich gedrängt, wenn wir in einem neuen Entwurf der gelehrten Schulen Würtembergs, dem Lande, dem auch der Verfasser dieser Schrift, einer seiner würdigsten und ausgezeichnetsten Schulmänner, angehört, die Bestimmung finden, dass das Griechische fernerhin freigegeben sey, mithin das Erlernen desselben der freien Wahl des Schülers anheimgestellt sey! Wir waren in der That erstaunt, eine solche Bestimmung, welche der gelehrten Schulbildung eine ihrer wesentlichsten Grundlagen entzieht, in dem Schulplan eines Landes zu finden, das seit den Zeiten der Reformation durch die Tüchtigkeit und Gediegenheit der gelehrten Schulbildung hervorragte, und zumal in früherer Zeit fast allen Ländern Deutschlands, namentlich den verschiedenen Universitäten, die gelehrtesten Männer in allen Zweigen der Wissenschaft zugeführt hat; wir konnten kaum glauben, dass man in diesem Lande den Anfang einer Reaction im Schulwesen beginnen wolle, welche das beste Mittel wäre, uns recht bald in die von den neuern Aufklärern so verschrienen Zeiten der mittelalterlichen Rohheit zurückzuwerfen. Hoffen wir, dass es dem erleuchteten Sinne so vieler würdigen Schulmänner, an denen Würtemberg wahrhaftig noch nicht so arm ist, gelingen werde, eine solche Schmach von ihrem Vaterlande abzuwenden!

---

1. *Commentatio de compositione Iliadis et Odysseae (Programm des Seminars zu Maulbronn von dem Ephorus desselben, Wilh. Fr. Lud. Bäumlein). Stutt-*

Digitized by Google

gartiae, ex officina typographica Guttenbergensi MDCCCXLVII. 32 S. in gross 4to.

2. *Aperçu sur les origines de la Litterature Grecque. Ouverture du cours de littérature Grecque à la faculté des lettres. Par M. E. Egger, Professeur suppléant. Paris, Imprimerie administrative de Paul Dupont, rue de Grenelle-Saint-Honoré 55. 1846. 32 S. in gross 8.*

1. So vielfach auch die Frage über die Bildung der Homerischen Gedichte in neuester Zeit unter uns verhandelt worden ist, so wird doch in der That Niemand behaupten wollen, dass sie abgeschlossen oder doch bis auf den Punkt geführt sey, wo ein weiterer Fortschritt, in Ermangelung aller weiteren Quellen, nicht mehr möglich sey. Wenn äussere Beweise, zunächst sprachlicher Art, schwerlich je zur Lösung der Frage, im Sinn und Geist der Wolfischen Hypothese, führen und hier eine Entscheidung gewissermassen erzwingen können, so war es auf der andern Seite um so erwünschter, dass die Gegner dieser Ansichten einen andern Weg einschlugen, der aus inneren Gründen die bestrittene Einheit der Homerischen Gedichte und ihre Zurückführung auf Einen und denselben Verfasser erweisen und zu einer gewissen Evidenz bringen sollte. Diesen Bestrebungen schliesst sich nun auch dieser neueste Versuch eines Mannes an, der früher selbst eine Zeit lang in Wolf's Ansichten befangen, durch sorgfältige Studien zur entgegengesetzten Ansicht geführt ward, die ihn in der Ilias und Odyssee das Werk Eines und desselben Dichters, und damit auch eine Einheit des Plans und des Stoffs beider Werke, als die Grundlage derselben aber eine sittliche Idee, die Idee der Virtus, erkennen lässt, welche von dem Dichter in beiden Werken gleichmässig, aber in verschiedenen Personen und Charakteren, durchgeführt sey. In Achilles erblickt der Verf. die eine Seite dieser zwiefach von den Griechen aufgefassten Virtus, in Ulysses die andere und damit wird auch Stoff, Inhalt und Tendenz der Ilias wie der Odyssee bezeichnet. In der Ilias sieht man jene Virtus in dem Bilde des Achilles, als eines thatkräftigen, aber offenen und redlichen, alle Wege der Verstellung und selbst der Klugheit verschmähenden, eines ruhmbegierigen und in der Erfüllung seines Strebens masslos und ohne alle Selbstbeherrschung einherschreitenden Helden, der aber eben deshalb, weil Mässigung, Besonnenheit und Selbstbeherrschung ihm fehlt, sein Ziel nicht erreicht; in der Odyssee erscheint in dem Bilde des Ulysses, eines ebenfalls thatkräftigen, sein Ziel nie aus den Augen verlierenden, aber mit Besonnenheit, Mässigung und Klugheit, die selbst das Mittel der List nicht verschmäht, darnach strebenden Helden, die andere Seite dieser Virtus, welche ihr Ziel in Folge der damit verbundenen Mässigung und Selbstbeherrschung auch erreicht. In beiden Gedichten, das will der Verf. nachweisen, ist derselbe Massstab in Würdigung menschlicher Thatkraft, Muss und Einsicht angelegt: — „omnes intelligent, ab eadem Iliadem qua Odysseam virtutis humanae aestimatione proficisci, eandem laudare moderationem, temperantiam, prudentiam, quae ut diis maxime comprobetur, ita ad consilium exsequendum plurimum valeat. Ipsam indolem quamvis optimam naturamque simplicem et artium omnium ignaram, quum eadem prona sit ad indulgendum animo, sufficere ad res ita ut aliquis velit gerendas Ilias negat (p. 10)," womit sich S. 12 die Stelle verbinden lässt: „Fortitudinem indolemque ingenuam nisi aliae virtutes

Digitized by Google

accesserint, satis valere ad consilium propositum exsequendum quum Ilias negaverit, Odyssea quantum quis ratione, consilio, moderatione, constantia possit, Graecos docendos suscipit. Ejus virtutis praeclarum exemplum Ulysses est. Non desideratur quidem in illo summa fortitudo, qua si caruisset, idoneus omnino non erat, cui in heroico carmine primae partes darentur. Sed non tam fortitudo quam major quaedam virtus est, qua post multos labores exactos id assequitur, quod exoptaverat animoque proposuerat" u. s. w.; ebenso am Schluss dieser Erörterung die Worte: „Vere igitur id consilii habuisse dicimus sive Homerum sive quis alius Odysseam condidit, ut illam animi magni constantiam praedicaret, quae nullis fracta fortunae casibus, nullis perturbata mentis affectibus, quoniam cupiditatibus imperaret, simul fortitudinis moderationisque laudem complecteretur." (S. 14.)

Wir haben diese Stellen hier absichtlich mitgetheilt, weil in ihnen des Verfassers Ansicht am bestimmtesten sich ausgesprochen hat; die Begründung derselben im Einzelnen wird man besser in der Schrift selbst nachlesen, um daraus zu sehen, in welcher meist scharfsinnigen Weise der Verf. die einzelnen Theile der beiden Gedichte in eine nähere oder entferntere Verbindung mit jener Grundidee bringt, die nach seiner Ansicht in beiden Gedichten ausgeprägt erscheint, wobei wir jedoch nicht verhehlen wollen, dass in Manchem man wohl versucht seyn dürfte, auch einer andern Auffassungsweise oder Deutung sich zuzuwenden.

Dass der Verf. mit seiner Grundansicht sich der schon im Alterthum von den Stoikern theilweise ausgesprochenen Meinung nähert, welche beiden Gedichten eine rein moralische, theilweise auch physikalische Tendenz unterlegte, und darauf den Inhalt des Ganzen, wie selbst die einzelnen Mythen und dergl. bezog und deutete, brauchen wir wohl kaum noch zu erinnern, da gewiss Jedem die Worte des Dichters einfallen: Rursus, quid virtus et sapientia possit, utile proposuit nobis exemplar Ulyssem u. s. w. Dass diese Ansicht hier freilich in einer andern und zum Theil verschiedenen, alle engherzigen Tendenzen der Stoa ausschliessenden Weise aufgefasst ist, kann schon aus dem Wenigen, was wir hier darüber angeführt haben, entnommen werden, und wird noch mehr dann sich herausstellen, wenn man auf die Begründung derselben im Einzelnen näher eingehen will. Ob freilich in einer solchen sittlichen Idee und deren Durchführung nach der bemerkten zwiefachen Weise der alleinige und ausschliessliche Grund der Entstehung beider Gedichte zu suchen, und damit auch der Beweis für die Einheit und Aechtheit beider Gedichte, als Produkte Eines und desselben Geistes, geliefert ist, wird in dieser Ausdehnung schwerlich zugegeben werden, so viel Gewicht wir auch sonst auf diese in neueren Zeiten viel zu wenig beachtete Seite des Ganzen legen und darum dem Verf. zu doppeltem Danke verpflichtet sind, dass er auch von diesem Wege aus, der bisher neben den ästhetischen und künstlerischen Tendenzen, die man gegen Wolf's Ansichten und deren Vertreter hauptsächlich geltend machte, kaum beachtet war, zu einer richtigern Auffassung und Würdigung der Homerischen Gedichte, die doch mit in der Anerkennung ihrer inneren Einheit, des fest und bestimmt vom Dichter mit vollem Bewusstseyn zu Grund gelegten und demgemäss durchgeführten Planes und Zweckes liegt, das Seinige beigetragen hat. Dass mit der Anerkennung einer solchen Einheit und eines solchen Zusammenhangs einzelne, selbst grössere

Digitized by Google

Interpolationen und Zusätze, wie sie in Folge des mündlichen Vortrags, und wie wir wenigstens glauben, auch der mündlichen Tradition dieser Gesänge, eben so gut mit wie ohne bestimmte Absicht, gemacht wurden, keineswegs ausgeschlossen bleiben, vorsteht sich ohnehin; es kann jener Grundidee auch gar keinen Eintrag thun. Dies wird auch von dem Verf. anerkannt, der z. B. den schon von Aelteren wie von Neueren, namentlich von Spohn bestrittenen Schluss der Odyssee (von XXIII, 297 an) keineswegs in Schutz zu nehmen geneigt ist, und in Bezug auf die von ihm entwickelte Grundidee der Odyssee, diesen Theil als Etwas durchaus gleichgültiges ansieht (S. 21): worin man ihm wohl beistimmen mag. Ueber das seit Wolf so vielbesprochene Verhältniss des Pisistratus zu den Homerischen Gedichten erklärt sich ein Anhang; das Resultat, auf dessen Angabe wir uns hier beschränken müssen, lautet (S. 26): „Quamobrem aut amissam Pisistrati editionem aut vulgarem illam recensionem qualis editionum communis erat ab Alexandrinis usurpatarum, eandem fere atque Pisistrati recensionem fuisse statuamus. Sive hoc, sive illud verius esse dixeris, utrumque pertinet ad eorum, quae nunc habemus, carminum Homericorum sedem confirmandam.“ Ein zweiter Zusatz oder Anhang am Schlusse des Ganzen S. 27 ist zunächst gerichtet gegen einige Ansichten G. Hermann's in den Opuscc. V. p. 52 f. VI. p. 73 ff., welche dem Verf. erst nach dem Schlusse seiner Arbeit zukamen, und soll demnach zur Vervollständigung der vorgetragenen Ansicht dienen.

Die unter Nr. 2. aufgeführte Schrift berührt in ihrem zweiten Theile S. 9 ff. denselben Gegenstand, den das eben besprochene Programm behandelt: die Frage nach der Bildung und Entstehung der Homerischen Gedichte, mit besonderer Beziehung auf Wolf's Ansichten. Auf eine tiefere Erörterung dieser ganzen Streitfrage war und konnte es bei dieser Rede, einer Eröffnungsrede zu Vorlesungen über Griechische Literatur, überhaupt gar nicht abgesehen sein: wohl aber weiss uns der gelehrte, mit allen auf diese Frage bezüglichen Forschungen wohl vertraute Verfasser von den bisher geführten Untersuchungen und ihren Ergebnissen ein so klares und anziehendes Bild zu entwerfen, dass wir gerne dabei verweilen und weiteren Erörterungen über diese Materie verlangend entgegensehen. Eine ähnliche Arbeit desselben Verfassers über Aristarchus, worin derselbe ein schönes Bild der gelehrten Thätigkeit dieses Mannes, insbesondere so weit sie die Homerischen Gedichte betrifft, aufgestellt hat, findet sich in der Revue des deux mondes 1846 in der Livraision vom 1. Februar, eine andre über die verschiedenen, älteren wie neueren, französischen Uebersetzungen der Homerischen Gedichte in der Nouvelle Revue Encyclopédique vom August und Septbr. 1846.

De tetralogia tragica et didascalia Sophoclea. Lectio habita in instituti reg. belg. classe tertia a Simone Karsten. Amstelodami. Impensis Johannis Müller. 1846. 38 S. in gr. 8.

Das eigentliche Thema dieses Vortrags bilden die Worte des Suidas in dem den Sophocles betreffenden Artikel: καὶ αὐτὸς ἦρξε τοῦ δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν, in so fern sie überhaupt die Stellung des So-

Digitized by Google

phocles und das Verhältniss desselben zu seinem Vorgänger Aeschylus und die durch diesen insbesondre gepflegte Tetralogie betreffen. Die grammatische Auslegung, welche zunächst um die richtige Auffassung der Worte δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι sich dreht, zeigt, dass der Sinn dieser Worte nur dahin verstanden werden kann, dass da, wo früher Tetralogie gegen Tetralogie, also immer vier mit einander verbundene und durch eine gewisse Verwandschaft des Inhalts zu Einem grossen vereinigte Stücke gegen eine gleiche Zahl aufgetreten, nur einzelne Stücke mit einander debütirt, also Stück gegen Stück, nicht eine Vierzahl von Stücken gegen eine gleiche Zahl auf der Bühne um den Ehrenpreis gestritten; welche neue Einrichtung Suidas dem Sophocles zuweist. Der Verfasser hat diese Auffassung der Worte des Suidas durch eine Reihe von ähnlichen Stellen gerechtfertigt und wir stehen daher nicht an seine Erklärung: „Sophocles auctor fuit sive exemplum dedit moris non tetralogia ut antea, sed singulis tragoediis certandi" als die richtige zu betrachten: womit freilich noch nicht gesagt ist, dass die Angabe selbst, wie sie in diesen Worten des Suidas enthalten ist, überhaupt richtig ist: diess zu erweisen bildet den Inhalt des übrigen, grösseren Theils dieses Vortrags, in welchem die verschiedenen, über diesen Punkt von neueren Gelehrten aufgestellten Behauptungen näher besprochen werden. Allerdings kommen einzelne wenn auch schwache Spuren einer tetralogischen Aufführung nach des Sophocles Auftreten noch vor; sie werden nur beweisen können, dass die Form der Tetralogie nicht mit einemmal, mit dem Auftreten des Sophocles, ganz verschwunden, sondern in einzelnen schwachen Nachklängen fortgedauert, die aber auch bald gänzlich verschwinden mussten indem die Sophocleische Aenderung sich unwillkührlich empfahl und daher allgemeine Aufnahme fand, wie denn auch Sophocles selbst nur mit einzelnen Stücken, nicht mit Tetralogien aufgetreten: was der Verfasser mit allem Rechte festhält, um auch von dieser Seite eine Bestätigung der von Suidas ausgesprochenen Worte zu gewinnen. Und schwerlich dürfte man mit einigem Grunde über dieses Resultat hinausgehen und dem Sophocles die Einführung der Sitte absprechen können, wornach an die Stelle der Tetralogien bei den dramatischen Agonen einzelne Dramen getreten.

Held: Bemerkungen zur Charakteristik des Chors in der Antigone des Sophocles. Programm zu Baireuth 1847. 24 S. in 4to.

Bei der jetzt so verbreiteten Lectüre der Antigone des Sophocles werden die in diesem Programm vorgetragenen Erörterungen über den innern Zusammenhang der in diesem Stück befindlichen Chöre, ihre Bedeutung und ihr Verhältniss zum Gegenstande des Stücks selbst Vielen gewiss ebenso willkommen und belehrend seyn, als sie es dem Ref. waren, der diese Auseinandersetzung Allen denjenigen empfehlen kann, welche den tiefer liegenden Gehalt dieses Stücks und dessen innerste Beziehungen näher kennen lernen und auch Andere darüber belehren wollen. Wenn der Verf., der seinen Ausgangspunkt von der bekannten Stelle des Horatius in der Ars Poetica Vs. 193 ff. und den darin ausgesprochenen Vorschriften über die Aufgabe und über den Zweck des Chors in der Tragödie nimmt, in den vorhandenen Stücken des Sophocles die Behandlung

Digitized by Google

des Chors in Uebereinstimmung mit diesen Vorschriften findet, zu denen hiernach der römische Dichter sich gewissermassen berechtigt finden konnte, so wird man ebenso wenig Einsprache dawider erheben können, als wenn er mit A. W. v. Schlegel's Behauptung, welche im alten Chore den idealisirten Zuschauer, den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung u. s. w. erkennen will, sich nicht befriedigt finden kann. Denn wenn auch auf einzelne Fälle bei einzelnen Chören dies eine Anwendung erleidet, so wird man doch schwerlich darin die einzige und ausschliessliche Bedeutung des Chors, der auf diese Weise von der Handlung selbst gewissermassen ausgeschlossen, von ihr getrennt, ja selbst ihr entgegengesetzt dasteht, erkennen wollen. Sonst würde das, was der ganzen Tragödie Ursprung und Daseyn verliehen, was noch bei dem nächsten Vorgänger des Sophocles, bei Aeschylus, in einer so ausschliesslichen Bedeutung hervortritt als ein integrirender, ja als ein Haupttheil des Drama, eine von diesem eigentlich getrennte und untergeordnete Bedeutung erhalten, und die ursprüngliche religiöse Grundlage der Tragödie verschwinden. Auch bei Sophocles steht der Chor noch immer in Beziehung zu dem Drama selbst; es haben die einzelnen Chorlieder allerdings einen Zusammenhang mit dem Inhalt des Drama und dem Gegenstand der Handlung selbst; und der Verfasser hat darum gewiss Recht, wenn er dies hervorhebt, wie in jeder Tragödie der Chor eine der Handlung, den Personen und den damit zusammenhängenden innern und äussern Bedingungen entsprechende Charakterisirung erhalten hat. Eine nähere Untersuchung der Chöre eines jeden der sieben noch erhaltenen Stücke des Sophocles wird diese Behauptung nur bestätigen können; die Untersuchung der Chöre der Antigone, wie sie im Einzelnen hier durchgeführt ist, zeigt dies unwiderleglich; sie zeigt zugleich die grosse Kunst des Dichters, welche gerade in den Chorgesängen sich bewährt hat, insofern diese neben dem allgemein menschlichen Charakter, den sie an sich tragen, doch auch nirgends die besondern Beziehungen zum nächsten Inhalt und Gegenstand des Drama verkennen lassen, in welchem Alles die schönste harmonische Gestaltung erhalten hat. Mit Recht wird die Wahl der Greise, aus denen der Chor gebildet ist, hervorgehoben: es mag übrigens bei dieser Wahl auch auf das ethische Moment einiges Gewicht zu legen seyn, insofern die höheren Zwecke der Tragödie, die Läuterung und Reinigung des Menschen von Leidenschaften u. s. w. sich dann eher erreichen liessen, wenn der Chor, durch dessen Gesänge hauptsächlich diese Zwecke erreicht werden sollen, aus Greisen oder Jungfrauen, wie dies in der Regel der Fall ist, gebildet erscheint.

---

1. *Sophoclis Tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunderus, Vol. I. Sect. III. continens Oedipum Coloneum. Editio tertia. Gothae et Erfordiae MDCCCXLVII. sumtibus Fridericae Hennings. 215 S. in gr. 8.*
2. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. Recensuit et explanavit Fridericus Poppo. Vol. III. Sect. I. continens Librum V. Gothae et Erfordiae MDCCCXLVII. sumtibus Fridericae Hennings. 186 S. in gr. 8.*

Beide Hefte sind Fortsetzungen der in Gotha erscheinenden, in diesen Jahrbüchern schon mehrfach besprochenen Bibliotheca Graeca; s. über Sophocles

Digitized by Google

Jahrgang 1847, p. 632, über Thucydides Jahrgang 1846, p. 799 seq.; beide Hefte dürfen mit gleichem Rechte, wie die vorhergehenden, in jeder Hinsicht empfohlen werden, insbesondere gereifteren Schülern unserer Lyceen und Gymnasien wie angehenden Philologen, welche für ihre Privatstudien mit dem grösten Vortheil diese Ausgaben gebrauchen können.

Germania. Archiv zur Kenntniss des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilhelm Stricker. Erster Band. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner 1847. VI. und 467 S. in gr. 8.

Dass die Aufgabe, welche dieses Archiv sich stellt, eine zeitgemässe ist, wird gewiss Niemand verkennen wollen, wenn auch schon Plan und Anlage Etwas weit gefasst, eine bestimmtere Formulirung erwarten lassen. Denn es soll dieses Archiv enthalten Beiträge zur Bestimmung der deutschen Sprachgränze und zur Kenntniss des deutschen Elements in den jetzt oder dereinst mit Deutschland politisch verbundenen Gränzländern gegen Ost und West, sodann in den übrigen europäischen Ländern und endlich in den andern Welttheilen und schliesslich Skizzen aus dem deutschen Leben in auswärtigen Hauptstädten; weiter soll im zweiten Bande eine „Gallerie deutscher Männer, die für fremde Länder in irgend einer Weise wichtig geworden sind", eröffnet, ja weiter noch eine Zusammenstellung von Thaten deutscher Heerhaufen, welche unter fremden Fahnen gefochten; das Letztere in der Absicht, zu zeigen, wie von jeher Deutschland seine Kräfte zersplittert habe, und wie man bedenken möge, was wir seyn könnten, wenn wir das Unsrige besser zu Rath gehalten. Diess ist ganz wahr und patriotisch, in wie weit aber dem nächsten Zwecke des Archivs förderlich, mag der Besprechung des zweiten Bandes vorbehalten seyn In diesem ersten finden wir nun verschiedene, innerhalb der oben bezeichneten Gränzen sich haltende Aufsätze, Berichte und Nachrichten aus verschiedenen Quellen, aus den Zeitungen und Journalen zusammengestellt, vermissen jedoch eine bestimmte Ordnung, sonst würden z. B. die lesenswerthen Aufsätze „über die deutsche Sprachgränze in Oestreich" und über die Sprachgränze im Herzogthum Kärnten nicht durch eine Reihe von andern Berichten und Nachrichten über die Deutschen in Russland (an der Ostsee, an der Wolga und in Grusien) und in Amerika, und zwar im nördlichen wie im südlichen, und Einiges Andere der Art unterbrochen seyn, während wir über die Deutschen in Siebenbürgen an drei verschiedenen Orten, eben so über die Deutschen in Russland, in Amerika, an verschiedenen Orten Nachrichten lesen, die man eher neben einander oder auf einander folgend erwartet hätte. Dasselbe gilt auch von dem, was über die deutsche Literatur im Elsass gesagt ist. Die Auswanderung kommt mehrfach zur Sprache, und dürfte überhaupt in der Folge eine bestimmte Abtheilung des Archives bilden, wenn anders, wie wir wünschen und auch erwarten, die verschiedenartigen Gegenstände, die den Inhalt ausmachen, nach Materien oder Ländern geordnet und in einer mehr systematischen Ordnung behandelt werden.

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

Literatur.

EIN UND VIERZIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HALFTE.

Juli bis Dezember.

HEIDELBERG.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. MOHR.

1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Geschichte des deutschen Befreiungskrieges.

(Fortsetzung von Nr. 24.)

Aus Karls von Nostitz, weiland Adjutanten dee Prinzen Louis Ferdinand von Preussen und später russischen Generallieutenants, Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1848. 8. S. 332.

Zwei liebenswürdige, mit Geist, Kraft und Beobachtungsgabe wohl ausgestattete Persönlichkeiten treten in diesem anziehenden Buche hervor und spiegeln vielfach die Zeit ab, welcher sie mehr oder weniger wirksam angehörten. Auf der einen Seite stehet der heftige, vorwärts stürmende Krieger, auf der andern der ruhige, besonnen einherschreitende Staats- und Geschäftsmann; dort blickt der gebildete Edelmann mit seinen Tugenden und Schwächen, hier der seines Werths bewusste Bürger in gleicher Doppelrichtung hervor; den deutschen Ritter und entschiedenen Fürstenfreund aus Dresden und den schweizerischen Freibürger aus Basel einiget das Schicksal zuletzt in dem kaiserlich-russischen Militär- und Staatsdienst, in welchem sie starben, Karl von Nostitz als Generallieutenant (1838), Andreas Merian als wirklicher Staatsrath (1828). Dem feurigen, vorwärts strebenden Jugendmuth des Deutschen, welcher bisweilen übersprudelt, folgt zuletzt nach vielfachen Irrsalen und gescheiterten Hoffnungen die Bitte an das Schicksal um Beschluss des Gaukelspiels. „Drei Fuss unter der Erde wäre, wo ich am liebsten seyn möchte, nur will ich aus christlicher Schaam mich selbst nicht herabdrängen.“ (S. 332.) Gelassener trägt der Basler die Launen des Lebensganges; er verliert nie die Zuversicht und Aussicht zum Besserwerden; seine frei gewählte Weltstellung lässt nicht den leckenden Stachel theilweiser Schuld und des aufgegebenen Vaterlandes zurück; überdies kennt er, was Rom und Griechenland an Weisheit und Charakter schufen; die Lehren des Alterthums sind für ihn kein vergrabener Schatz; in den Kreisen der vornehmen neuern Welt bewegt er sich, ohne persönlichen Ehrgeiz und hindendes Haus, mit Leichtigkeit; nach erfüllten Amtspflichten sucht er Erholung in

Digitized by Google

der Freundschaft und den Werken des Geistes. Beide so vielfach verschiedene und abweichend beschäftigte Männer fanden einander, weil bei dem gemeinschaftlichen Sinn für das Edle und Schöne ihre Eigenschaften und Verhältnisse die Lücken des Einzelnen ergänzten und in die gesonderte Berufsstellung Farbe brachten; das Schwert gesellte sich zur Feder, der Krieger zum Staatsmann; das Grosse und Gewaltige, was in der Zeit theils gährte, theils wirklich hervortrat, wurde von Beiden tief gefühlt, weniger, weil die Gunst des Schicksals fehlte, mit augenfälliger Entschiedenheit gefördert. Jedoch wirkten sie natürlich nicht umsonst; der Deutsche gewann eine immerhin ehrenhafte Stufe des Kriegerberufs, und der Schweizer hat in den diplomatischen Stellen, welche er bei den Deutschen und Russen verwaltete, durch Treue, Biedersinn und Geschäftskenntniss die Befähigung auch für höhere Amtskreise beurkundet. — Man kann schon von dieser vorläufigen Angabe der handelnden Persönlichkeiten den Schluss entnehmen, dass die in Tagebüchern und Briefen niedergelegten Mittheilungen nicht zu den gewöhnlichen broschüren- oder zeitungsartigen Quellen der historischen Belehrung gehören; denn die Männer schreiben weder aus Beruf noch aus Gewinnsucht, sondern in Folge des innern Dranges der Beobachtung und Freundschaft; was sie verkündigen hat daher den Stempel der edeln, hochherzigen Freiwilligkeit; Herz und Geist sind die Triebfedern. Briefwechsel dieser Art, in den frühern Tagen des politischen Drucks und der aufwachsenden Literatur ziemlich häufig, sind dermalen selten; man besitzt dafür weder Zeit noch Neigung; die Zurückgezogenheit des innern Lebens fehlt immer häufiger; man denkt, fühlt und schreibt gleichsam von vorne herein für die Oeffentlichkeit; Alles gehört dem Publikum an; dieses allein soll belehrt, ergötzt werden; in ihm geben Haus und Freund auf. — Die erste Abtheilung des Buchs enthält die unvollendete Selbstbiographie, in welcher Karl von Nostitz, am 10. Junius 1781 zu Dresden geboren, seine Jugendbildung und ersten kriegerischen Erlebnisse schildert. Sohn wohlhabender, adeliger Eltern, sah er frühzeitig Unheil; das Beispiel einer unglücklichen, getrennten Ehe wirkte mittelbar auch auf den Knaben zurück, welchen meistens Fremde leiteten und erzogen, Vater und Mutter nur selten erblickten. Jener, anfangs Kammerherr, dann Oberforstmeister in Merseburg, war trocken, geregelt, diese vergnügungssüchtig und unstät. Dergleichen Gegensätze vertrugen einander nicht, sie zerstörten das häusliche Leben und gaben dem Knaben und Jüngling keine eigentliche Familienstätte. Deshalb gewann er bei aller Gutmüthigkeit und Geistesfrische als Student in Halle, als preussischer Gensdarmeslieutenant in Berlin eine gewisse Leichtfertigkeit

Digitized by Google

gegenüber den häuslichen Sitten, deshalb schloss er aus Dankbarkeit, nicht Zuneigung mit der reichen Tochter eines bürgerlichen Justizraths eine Ehe ab, welche bald gelöst die Quelle unsäglicher Missgeschicke, der immer vorwärts peitschende Stachel eines stürmischen Lebens wurde. Den tollen Streichen und Frivolitäten der kameradschaftlichen Gardeofficiere, welche z. B. im Gegensatz zu der spätern, berüchtigten Hierodulenfeier des Hofes Werner's Luther durch einen öffentlichen Maskenzug parodirten (S. 76 u. s. w.), in wildem Gelärm und Bramarbasiren ihre Ritterlichkeit offenbarten, setzte der Feldzug des Jahres 1806 endlich edlere Kampfpreise aus. Bei diesem Anlass gibt Nostitz äusserst lehrreiche Nachrichten über den Charakter des Prinzen Louis Ferdinand, welchem er als Adjutant zur Seite stand. Feurig, genievoll, thatkräftig, in der Musik und allen Theilen der kriegerischen Turnkunst Meister, für das Wahre und Schöne mittelst eingeborenen Triebes empfänglich, anziehend durch Leibesanmuth und Geistesschärfe, bis zur Verwegenheit tapfer und freigebig bis zur Verschwendung, — so geartet, wurde dieser königliche Alkibiades durch absichtliches Fernhalten von höhern Staats- und Kriegsgeschäften und peinlichen Kamaschendienst auf Abwege geleitet, zerfasert, zerknickt, aber nie seines ursprünglichen Seelen- und Geistesadels beraubt. „Wenn sich dann, heisst es S. 80, die Jugend des Prinzen in vielerlei Liebesabenteuer, sein rasches Blut in mancherlei Verbindungen verwickelte, wo es unter Saus und Braus lustig herging, so stempelte man das fein sittsam mit dem Namen Immoralität und nannte ihn einen verlorenen Menschen.“ — Jedoch zerriss der junge Mann, welcher im Wirbel der Vergnügungen sich nie selbst aufgab, die Netze der Leidenschaften und Ränke, sobald eine allgemeine, vaterländische Aufgabe den sauren Dienst für das Ganze forderte. Deshalb sprach er lange vor dem unglücklichen Wendepunkt nicht aus Abenteurerei, sondern aus Voraussicht der Folgen für den Krieg. — „Aus Liebe zum Frieden, lautete seine Antwort an den tadelnden König, nimmt Preussen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre.“ (S. 79.) — In diesem sichern Vorgefühl, welches die fruchtlose Rüstung im Jahre 1805 noch verstärkt hatte, spottete Louis Ferdinand bei jedem Anlass auf die unzeitige, heillose Friedenspolitik. So fand er, nach Berlin zurückgekehrt, bei dem Besuch des Museums in einem Saale die Marmorbüste des Mars neben der Büste des Königs. Als nun der Aufseher, ein geborner Schwabe, befragt den Namen des Kriegsgottes Marsch aussprach, rief der Prinz lachend aus:

Digitized by Google

Ha! und das ist (er wies mit dem Finger auf die Büste des Königs hin) der Gott Halt!" *) — Nichts konnte deshalb erwünschter kommen als der endliche Befehl zum Aufbruch wider den Feind. Aber gebeugt von dem Anblick der vielfachen Fehlgriffe und Unordnungen zog der Prinz, mehr wehmüthig denn freudig gestimmt, dem Tode entgegen und spielte zu Rudolstadt am 7. October nach dem Austritt der glänzenden, geräuschvollen Abendgesellschaft über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war sein Schwanengesang! schliesst die Selbstbiographie. Denn drei Tage später fiel bekanntlich der oft verkannte junge Held, nicht ganz schuldlos, in dem Gefecht bei Saalfeld. Der Prinz, erzählte sein getreuer Begleiter, welchen nur die Schnelligkeit des Pferdes rettete, stürzte unweit des Eingangs von Wöhlsdorf mit dem Ross; es blieb mit einem Fusse beim Uebersetzen über einen Zaun hängen. Ein ansprengender französischer Husar versetzte in diesem Augenblicke dem Reiter einen tiefen Hieb in den Hinterkopf; zugleich stürzte ein französischer Wachtmeister vom zehnten Husarenregiment, Namens Guindé, auf ihn los und rief ihm zu, sich zu ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb, empfing aber selber einen Stich in die Brust, hielt sich noch einige Augenblicke, geleitet von seinen herbeigeeilten Adjutanten, zu Pferde, schwankte und sank in die Arme Nostitzens, bald entseelt. Jener, der Hauptmann von Valentini und ein Husar von Schimmelpfennig kämpften so lange wider den von allen Seiten andringenden Feind, bis sie der Uebermacht weichen mussten. Der nackte, ausgeplünderte Leichnam, in Saalfeld vorläufig beigesetzt, war von 13 Hieb- und Stichwunden zerfetzt. — Mit Feinheit zeichnet der Verf., welcher dafür besonderes Talent entwickelt, die hervortretenden Züge der Völker selbst auf Kosten der Eigenliebe. So bemerkt er über seine nächsten Landsleute Folgendes: „Das ist aber so eine Eigenthümlichkeit der Sachsen, dass sie sich (ausser in der verrufenen Zeit der polnischen Könige) immer kleine Anlagen machen, wodurch sie den grossartigen Charakter der Natur ihres Landes nach den kleinlichen Beziehungen ihres Lebens umgestalten. Es ist ein frommes Völkchen, zierlich und manierlich, das den Hausbedarf vortrefflich zu ordnen versteht, sich aber aus dem Doppeltgefühl von Kraft und Schwäche nicht herauszufinden weiss. Mir sind die Sachsen immer vorgekommen wie die fleissigen Biber in Deutschland, zu ihrem Unglück von Raubthieren umlagert, die jedes halbe Jahrhundert die zierlichen Baue

*) von Martens, Denkwürdigkeiten S. 30.

Digitized by Google

zerstören, damit die nächsten Jahre wieder Arbeit geben; denn im Ordnen und Ersparen ist das Sachsenvölkchen Meister." (S. 93.)

Jahre lang später in Frankreich als Soldat einheimisch, in höhern und untern Kreisen beobachtend, hat Nostitz viele Seiten hell aufgefasst und in scharfen Zügen dargestellt. Die springende, noch im Gährungsprozess befindliche Natur des neuern Franzosen entgehet ihm und seinem Freunde Merian niemals. „Je länger ich, schreibt der letzte im Juli 1816, in diesem Lande lebe, desto deutlicher sehe ich ein, dass alles Wahrsagen eitel Tand wäre — es ist rein unmöglich, irgend etwas zu berechnen; vom Winde hängt hier Alles ganz allein ab, und bekanntlich weiss kein Erdensohn, von wannen er kommt und wohin er fährt." (S. 232.) Aehnlich urtheilt Nostitz in einem Briefe an den Grafen von Gneisenau. (Rethel, 16. Aug. 1816.) „Ein kluger Mann, heisst es, wird verdutzt, wenn er mit Weisheit über dieses Land urtheilen will. Können Sie den Wind berechnen? Niemand weiss, von wannen er bläset und wohin er fährt! Uebrigens gleicht dieses Reich einem alten französischen Markis, der schon am Hofe Ludwigs XIV. Seele und Leib ruinirte. Man hat seit der Zeit dem alten Herrn allerlei stärkende Desperationsmittel beigebracht, und ein Geck, wie er ist, hat er sich endlich nach den Stürmen der Revolution mit Frau Gloria vermählt, die ihn nun vollends erschöpft hat. Hörner, Dank sey es Ihrem Genie, hat sie ihm zuletzt auch noch aufgesetzt, und da liegt der Schwache auf dem Krankenbette, erlahmt an Herz und Flechsen. Der König pflegt nun den Versöhnten mit allen seinen Ministern, und wir sind da, die bösen Träume abzuwehren; doch was daraus werden soll, mag klüglich mir ein Mensch sagen, der aus Tollheit Weisheit machen, aus Irre Ziel und Mass entwickeln will. Anderen Orts geht es aber auch nicht viel besser und fast möchte ich die Zeit mir unter einem Mährchen versinnlichen. Die Götter vertheilten die Welt unter die Fürsten, gaben, was sie hatten, an Ländern, Thieren und Völkern, doch Eins behielten sie sich vor. Es war die Seele in den Menschen, um sie mit sicherem Arm Jahrhunderte durchzulenken, damit die Welt nicht unter der Last von Gold und Silber und den Ballen des Aberwitzes in Schlamm gedrückt werde, sondern sich immer im Schwunge erhalte neben den andern geläuterten Planeten." (S. 238.) Diese, hätte Nostitz mit Pythagoras und Platon beifügen können, leuchten, weil die verklärten Geister der mehr oder weniger dunkeln Erde zu ihnen gelangen und nach vollendetem Kreislauf abwärts sich wenden, damit der untere Körper nicht ganz zurückstehe. — Man hatte oft in Frankreich von der Unmöglichkeit gesprochen, Paris, das grosse Paris, die Weltstadt,

Digitized by Google

militärisch zu besetzen. Da begegnete 1815 die Enttäuschung; der preussische General Pfuel brachte sie. „Er hat, schreibt Nostitz (Juli 1816 S. 214) an den General Vieth in Deutschland, in dieser Zeit von sechs Monaten die Bevölkerung der Stadt und viele Tausend französischer Militärs, die ab und zu kamen, um ihrem Groll durch Störung der öffentlichen Ruhe Luft zu machen, er hat sie alle so niedergebeugt, wie die Frösche unter der Luftpumpe; sie konnten kaum piepsen, und schnappten alle nach Luft, die der Commandant allein nach Gefallen aus- und einliess. Welch ein Phantom ist doch der Franzose; er schreckt und jagt die Furchtsamen unbarmherzig aus einem Winkel in den andern; sowie man aber ein Herz fasst, das Ungeheuer zu betrachten, so hat es kein Medusenhaupt, wohl aber eine Maske, die es davonlaufend verliert, und nun dasteht wie es ist, das heisst, als ein sehr alltäglicher Kerl, ja, als der alltäglichste der Welt und durch nichts gehoben, als durch die pomphafte und leichte Beweglichkeit des alltäglichen Lebens, das ohne Störung über glatte Flächen schlüpft und einzelne Wohllaute gibt, wie auf Glas das Drehen eines glatten Körpers."

In dieser einseitigen, pikanten Auffassung tritt dennoch die richtige, auch an vielen andern Stellen hervorgehobene Grundansicht auf, dass die Verhältnisse Frankreichs aus den Fugen gerissen ihren historischen Schwerpunkt aufgegeben hätten, ohne einen hinlänglich starken Gegensatz der neuern Begriffe und Kräfte zu finden, oder dass mit einem andern Wort die Revolution noch keine Vollendung besitze. — „Mich gemahnt, sagt der Beobachter (S. 224), auch immer noch das jetzige Frankreich wie eine Schenke, wo in stürmischer Walpurgisnacht der Teufel Sabbath gefeiert. Welche Noth den andern Morgen für den armen Teufel von Wirth, der von der augenblicklichen Flucht wieder in seine Behausung eintritt! Womit fängt er an! Soll er Tisch und Stühle wieder an Ort und Stelle setzen? Kein Bein ist mehr ganz und durch Küch' und Keller der Teufelsgestank, den Satan zurücklässt, wenn er zum Schornstein hinausfährt." — In Folge der heillosen Revolution, wird weiter bemerkt, gleiche Frankreich bei gänzlich umgewandeltem Haushalt einem Maskenball; in der Ferne glänze ein herrliches Schloss, aus dessen Fenstern ein Bauer oder ein verbauerter Edelmann hinausluge; beide Menschengattungen seyen auf gleiche Weise verbildet; der Bauer, kenntlich durch Holzschuhe und blaues Hemd, schreite plump und wenig sauber einher, schwatze aberwitzig in Alles hinein und drehe sich um etliche auswendig gelernte Phrasen, der verbauerte Edelmann, ohne innern Kern und nur äusserlich abgeglättet, stelle eine Art lächerlicher Carricatur dar. Der Grund dieser Missstände

Digitized by Google

liege in der elenden, seit Jahrhunderten fortgeschleppten Erziehung; Aberglaube, Rohheit und Ueberverfeinerung hätten seit Menschenaltern von dem Mark des Geistes und der Sitten gezehrt; die Regierung, bald Pfaffe, bald Laie, habe nichts gethan als den Leuten vorerzählt, 2mal 2 macht 5." (S. 222.) — Man sieht, in den Kern der bewegenden Ursachen und Verhältnisse dringt der mehr die Aussenseiten beobachtende Reisende gerade nicht ein, aber sein Urtheil über den gänzlichen Mangel wirklicher Volkserziehung bleibt wahr und deutet die nie versiegende Quelle der innern Krämpfe und Erschütterungen an. Denn ohne ein gegliedertes Bildungs- oder Culturprincip kann sich weder die Monarchie, noch die Republik halten. Diese Kunst, im Alterthum die Hauptaufgabe, verstehen die Neuern nicht; denn sie bleiben meistens entweder gleichgültig oder wollen das schwierige Problem durch Reglemente und eine Stufenfolge unorganischer Anstalten lösen; die erziehende Volksbildung, auf der Natur und Sitte ruhend, gehet dabei gewöhnlich leer aus; Wissenschaft, Religion, Kunst und Sitten verfolgen getrennte Laufbahnen, indess sie concentrisch wirken sollten; daher die ewigen Widersprüche, Hemmnisse und Zusammenstösse (Conflicte); wir bedürfen mit einem Wort der pädagogischen Gesetzgebung, welche das Hauptstück der politischen liefert, eine Aufgabe, an deren Lösung auch das kühne, im Martyrologium der Revolutionen oben angeschriebene Neufrankreich schreiten muss; denn so allein kann Bestand kommen in die ununterbrochenen Flutungen und Einheit in den Strom der Dinge. Anziehende und vielfach lehrreiche Nachrichten über den Wiener Congress, welchem Karl von Nostitz als russischer Obrist beiwohnte, liefert das bruchstückweise gedruckte Tagebuch. (S. 128—176.) Es schildert mit aus dem Leben gegriffener Frische und Treue die vorragenden Persönlichkeiten, Parteien, Umtriebe und oft schalen Vergnügungen der sogeheissenen hohen Welt; es liefert die nackte, wenn auch noch so hässliche Wahrheit und bekundet gegenüber den Hochgestellten misstrauischen Scepticismus, verkennt aber dabei die Schwierigkeiten nicht, welche Herrschlust, Selbstsucht und Vergrösserungsgier dem europäischen Constitutions- und Friedenswerk von allen Seiten her bereiteten. Staatsmänner, wie Metternich, Humboldt, Talleyrand, Genz, Hardenberg; Fürsten, wie Alexander I., Friedrich Wilhelm III. u. s. w.; Feldherren, wie Wellington, Sir Sidney Smith und Andere, werden in meistens treffender Kürze vor die Augen des Lesers geführt und charakterisirt. Das Alles geschieht ohne Effectmacherei und ziererische Empfindsamkeit; denn die Blätter wurden ja nur für eigene Belehrung und wenige Freunde bestimmt, und machten keinen Anspruch auf künstlerische

Digitized by Google

Vollendung oder Glätte. Darin liegt aber gerade ihr geschichtlicher Werth; sie stehen weit über den neuesten, literarischen Porträts- oder Genrebildern, welche wohl wissen, wie man z. B. in der Frankfurter Paulskirche sich räuspert oder spukt, aber das individuelle geistige Gepräge gänzlich vergessen; und doch muss es irgendwo vorhanden seyn. Wenige Beispiele mögen für das gefällte Urtheil zeugen! Von Metternich heisst es S. 132 also: „Er hat in England so viel Schlauheit und Feinheit entwickelt, dass ihn die Russen, deren Kaiser dort gegen den Prinz-Regenten und die Ministerpartei seine Zeit verloren hat, einen sehr gewandten und durchtriebenen Diplomaten nennen. Das Mystificiren gehört zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welches er im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen treibt, und welches er nun jetzt im Kabinet zu einer Fertigkeit gesteigert hat, die durch Zartheit und studirte Unbefangenheit eine schützende Aegide für Oesterreichs sonstige Schwäche seyn soll." — Merian dachte anders; „den Metternich, schreibt er, haben Sie zu hoch gestellt. Das ist lackirter Staub." (S. 180.) — „Talleyrand, bemerkt das Tagebuch (S. 133), kann sich weniger (denn Metternich) geltend machen, als sollten wir in unsern Zeiten allen Schimmer von den Franzosen abfallen sehen. Man meint: „sa politique ne valait plus rien, n'étant point appuyée de quatre-cent-mille bajonettes." Auch hat dieser Minister eigentlich nichts durchgesetzt; er hält aber gewiss durch manche geschickte Intriguen die Theile, die Frankreich nicht vereint zu sehen wünscht, auseinander u. s. w." Merian macht dazu folgende bittere Randglosse: „Und wie wollen Sie menschliche Grösse und Kraft an Talleyrand wissen? Ein Anderes ist, durch sich gross seyn, ein Anderes, durch den, der hinter uns steht. Mit Nuppels Hetzpeitsche war's leicht Minister seyn. Damals war die ganze Kunst der Unterhandlung die: „Ihr Ochsen, die Ihr alle seyd, Euch Flegeln geb' ich den Bescheid etc." — Wissen Sie einen fähigen französischen Gesandten aus jener Zeit? Ich nicht. Grobiane waren's, oder Aufwiegler, oder alte H..." (S. 180.)

Die Fürstengalerie ist ziemlich vollständig bestellt und von handelnden wie figurirenden Persönlichkeiten besetzt, deren Neigungen und Liebhabereien der Verfasser mit anständiger Freimüthigkeit schildert. Kaiser Alexander I. erscheint auf dem Congress nicht als der herkömmliche Biedermann und Traumritter (rêve chevalier), sondern als ein schlauer, ernstwollender Mann, der nicht selten über der Entdeckung an Wahn verliert. (S. 132. 153. 154.) Der König von Preussen sieht immer aus wie Groll und Zorn; wenn er auch von dieser Congresskost sich zuweilen nährt, so täuscht das Ansehen doch gar sehr. Er ist im Gegentheil sehr

Digitized by Google

empfänglich und bezeigt eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy, die man auch für Gewöhnung auslegen möchte (S. 155); der Prinz August ist die Langeweile der Gesellschaft, Phrasen und Fragen entströmen in der tödtendsten Einförmigkeit seinen Lippen; Prinz Wilhelm ist der Mignon der Frauen; der König von Dänemark, hier König von Dantelmarkt genannt, läuft allenthalben herum, ist gutwillig und zuweilen verständig, nur zu gemein herablassend, immer unter der Menge verloren; der König von Baiern (Maximilian I.) sieht aus wie ein grober, verdriesslicher, baierischer Fuhrmann, hat aber dabei einen Anstrich von Biederkeit und Rechtlichkeit. Er ist der bürgerlichste König. — Der Kronprinz von B. sieht schlecht aus, ein fahles Haar, ein Mund ohne Zähne, eine Gestalt ohne Ausdruck. Es ist ein Prinz, der das Gute will, doch es nie thun wird, wenn's Geld oder Entschlossenheit fordert. Er spricht gern, hilft sich, wo es nicht anders geht, durch Fragen, die oft ungeschickt herauskommen, breitet sich aber lieber über das beliebte Thema deutscher Gesinnungen u. s. w. aus. Doch das Deutschland der Baiern hört bei ihren Gränzmarken auf. — Der Grossherzog von Baden gross, dunkel, leer und gesund. Der Graf Hochberg, badischer General, ist ein junger, hochgewachsener Mensch, der viele Dinge in der Welt gesehen, davon aber wohl nichts scheint behalten zu haben, als sein Handwerk. Er spricht sehr gewöhnlich, ist aber ein tüchtiger Soldat; — der Herzog von Koburg ist gross und stark, doch nicht zum vorzüglichen Ruhm grosser Menschen, denen man nicht mit Unrecht nur zu oft Kleinheit des Geistes vorwirft. Es ist überhaupt eine redliche, gutartige Familie, die koburgische, doch meist dürftig an Geist. — Der alte Herzog von Weimar lebt so burschikos fort, wie er es immer getrieben u. s. w." (S. 156.)

Ueber den Gang der Congressverhandlungen wird manches Beachtenswerthe, jedoch ohne Neuheit, bemerkt; in Folge der Selbstsucht und Vielartigkeit der einander entgegenarbeitenden Interessen und Ränke, mit welchen besonders Talleyrand zu handthieren wusste, konnte Niemand das Ende berechnen; nur ein äusserer Anstoss, wie ihn auch die Rückkehr Napoleons gab, mochte nach der Voraussicht des Beobachters den liebenswürdigen europäischen Knäuel einstweilen entwirren. (S. 158.)

Ein so gebildeter und scharf beobachtender Mann wie Nostiz musste bisweilen auch ältere Ereignisse und Persönlichkeiten auffassen; denn die unmittelbare Gegenwart konnte ihm wegen ihres ursächlichen Zusammenhanges mit der Vergangenheit nicht genügen. Eine merkwürdige Aufklärung der Art gibt das Urtheil eines ehemaligen Nationalgardeofficiers

Digitized by Google

über Ludwig XVI. „Er (Mr. de Valsuzenay), heisst es S. 192, schildert ihn wie den wilden Jäger, wie einen Mann, der unter Wald und Wild den Menschen entfremdet worden, und sich nur höchstens behaglich fühlte mit denen, die Gewohnheit an ihn gefesselt. Sonst rühmt er den Verstand und das gesunde Urtheil des Königs, das sich vorzüglich in dem, was er schrieb, ausdrückte. Er war aber zu sehr Bourbon, um einer Revolution zu steuern."

Eine kerngesunde, humoristische, gründlich ausgebildete Natur entwickelt der des Lebens kundige Diplomat Merian. Manche seiner Sprüche enthalten wirkliche Weisheit, andere sind etwas gesucht, jedoch körnig; die Klassiker kennt er durch und durch, ohne dabei vaterländische Sprache und Literatur zu vernachlässigen. „Wer, sagt er z. B. S. 277, anno 2,000 will gelesen werden, muss schreiben, wie man anno 1,500 schrieb. „Und wie ist das"? Sehet Martin Luther und seinen Knecht Göthe! Das habe ich Ihnen schon oft vermeldet. Nur keine Metaphysik, denn die ändert jährlich; Wahrheit und Lebhaftigkeit aber, die bleiben immerdar. Im ganzen Homer, im ganzen Herodotos (und welche Geister!) ist nicht eine einzige Zeile zu finden, die ein wohlerzogener Knabe von 12 Jahren nicht schnell und vollkommen verstehen könnte. Das, meine gelehrten und hochverfahrenden Freunde, das merket Euch! — — Zwischen 1500 und 1600, da lebten die deutschen Meister. Man hat Freundsberg's (Frundberg's) Geschichte von seinem Freunde Reissner. Es lebt nicht ein Minister in Europa, der so ein Buch zu schreiben im Stande wäre! Denken Sie nur immer an die Enkelchen, die unser heutiges Schwimmschwamm-Deutsch, auch wenn sie sich auf den Kopf stellten, nicht mehr verstehen werden!"

Die Lage der politischen Verhältnisse fasst Merian gewöhnlich mit Glück in wenigen scharfen Zügen zusammen, wie z. B. im Jahr 1818 über Frankreich und andere Völker Europas S. 282 also geurtheilt wird. „Eines der Hauptübel ist, nicht nur hier, sondern auch anderswo, doch hier am meisten, der Mangel an Kitt. — Die grossen Leidenschaften haben ausgetobt; nun necken die kleinen einander, aber nicht nach Art der kleinen Städte, sondern auf dem grossen europäischen Fuss. Sonst galt etwa der Löwe mehr als der Fuchs, jetzt lacht dieser jenen aus, und ein reines ritterliches Gemüth hat schon seine fertige Ueberschrift: „de la Mancha". — Die Fürsten sind Schranzen geworden, und wie ehemals fahrende Schüler, so sind jetzt fahrende Völker. Das ist die dunkle Seite, vielleicht die unheilbare; die bessere ist, der Trieb noch nach Recht, das Fragen nach warum? — Das Willkürliche besteht einen harten Kampf und erliegt fast."

Digitized by Google

Den Deutschen wird, weil in Frankfurt (anno 1816) noch immer nichts geboren sey, keine ruhige Zukunft geweissagt. „Sie werden es erleben, heisst es in einem Briefe, das verwaiste Deutschland wird noch spukificiren, weil man es dazu zwingt.“ (S. 233.) — von Nostitz erlebte das nicht, weil vorläufig wirklich etwas geboren wurde, der Bundestag. Dieser trat dem Spukificiren einstweilen entgegen und fertigte einen Kitt an, welcher über dreissig Jahre lang die vielfachen Risse des staatlichen Gebäudes verdeckte.

Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre von C. v. Martens. Dresden, Arnoldische Buchhandlung. 1848. 8. S. 350.

„Herumgeschleudert, sagt das Vorwort, von feindlichem Missgeschick, verfolgt und verleumdet um seiner rauhen Ehrlichkeit, wie seiner politischen Ueberzeugungen willen, war Martens sein ganzes Leben hindurch eine Anklage gegen das frühere System der Militär- und Beamtenwillkür. Russe von Geburt, Deutscher von Charakter, sah er auf seinen Kriegszügen, wie auf seiner spätern abenteuernden Wanderung einen grossen Theil Europas, und von Freiheitsdrang beseelt, mit scharfem Verstand und politischem Urtheil begabt, fühlte er die Mängel der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung seiner Zeit mit sicherm Blick heraus. Die Herausgabe der Schrift: Russland in der neuesten Zeit von Pabel, nöthigte ihn zu eiliger Flucht von Dresden. Aber die Schärfe des Urtheils, die freimüthige unbestechliche Darlegung der Missstände, die sich darin aussprachen, finden wir auch in seinen Denkwürdigkeiten wieder. Leider war es ihm nicht vergönnt, weder den Sieg der Freiheit zu erleben, noch die letzte Hand an seine Denkwürdigkeiten zu legen — er starb im Jahre 1846 zu Paris.“ — Diesen im Mai des laufenden Jahres niedergeschriebenen Worten des unbekannten Herausgebers kann ich nach Durchsicht des Buchs nicht unbedingt beistimmen. Bei aller Achtung gegen das Unglück muss der aufmerksame Leser in dem Verf. der Denkwürdigkeiten einen mehr desultorischen, von den Eindrücken der äussern Dinge abhängigen, denn geschlossenen und an feste Grundsätze gebundenen Charakter erkennen. Daraus entspringt denn die steigende Abenteuerlichkeit, welche bei einem ersten, starken Anlauf in Folge verletzter Eigenliebe abprallt, ein neues Ziel wählt, auch hier abgewiesen endlich in unstäten

Digitized by Google

Lebensplanen aufgeht und nicht sowohl als Märtyrer der vorwärts strebenden Reformidee, denn als Opfer des Eigensinnes und der Schicksalslaunen fällt. Solche Menschen, oft von Talent und edler Denkart, sind zu bedauern, aber als Muster können sie, weil ihnen die Einheit des sittlichen Willens und der geistigen Kraft fehlt, nicht dienen. Ihrem Lebenslaufe gebricht daher das tragische Princip; er dreht sich meistens um humoristische Pole und Kräfte. Herr von Nostitz fällt in die erste, Herr von Martens in die zweite Kategorie. Ferner scheint der Herausgeber zu meinen, man habe nun seit den sogeheissenen Februar- und Märzrevolutionen den Sieg der Freiheit errungen. Mit nichten; derartige Jubelgesänge kommen zu früh; der Kampf hat erst begonnen; noch fehlt der Schwerpunkt für die neuen Errungenschaften, die angeblichen, frischen Revolutionen in Frankreich, Deutschland und anderswo tragen mehr einen explodirenden, flüchtigen, denn epischen, nachhaltigen Charakter; sie gleichen insofern der unlängst erfundenen Schiessbaumwolle; es mangelt vor Allem an ordnender, legislativer Weisheit; das bizarre Schauspiel von etwa 2000 Gesetzgebern, welche dermalen in Paris, Wien, Berlin und Frankfurt nicht durch Geist und Kenntnisse, sondern durch Masse und Vielartigkeit imponiren wollen, erweckt dem Freunde des gesellschaftlichen Fortschritts gerade die stärksten Besorgnisse; es drohet eine legislative, der gefürchteten Reaktion günstige Ochlokratie, wenn nicht zeitig der rathschlagende Demos auf wenige Prytanen oder Ausgeschossene zurückgeführt wird; kleine und grosse Maultrommelconcerte (Kammer- und Volksversammlungen) genügen auf die Länge hin nicht. — Ist nun gleich die historische Bedeutsamkeit der obigen Denkwürdigkeiten nicht so hoch anzuschlagen, wie es der Vorredner thut, so liefern sie dennoch vielfach schätzenswerthe und brauchbare Beiträge zur Geschichte der letzten vierzig Jahre und erregen eine warme Theilnahme für den unglücklichen, schwer verfolgten Mann. Es wird genügen, kurz den Inhalt der Aufzeichnungen anzugeben und einzelne charakteristische Stücke herauszuheben. Der erste Abschnitt, welcher die Jugendzeit des zu Riga geborenen und hier wie in Dorpat erzogenen Verfassers enthält, gibt anziehende Nachrichten über den Tod des Kaisers Paul I.; der Grossfürst Alexander wird von aller Schuld oder Mitwissenschaft frei gesprochen, die Verschwörung auf den Grafen Peter von der Pahlen und einen Theil des hohen Adels zurückgeführt, die Oertlichkeit des Frevels im Michailowschen Palaste genau beschrieben. (S. 16—21.) Der zweite Abschnitt, welcher den Herrn von Martens nach Preussen als Studenten und Offizier führt, enthält artige Sitten- und Culturzüge. So wird S. 31 berichtet, Kotzebue habe dem

Digitized by Google

alten, buckeligen Herzog von Braunschweig-Oels, welcher sich über so manche schlechte Erzeugnisse des sonst trefflichen Dichters wunderte, geantwortet: „Wie können Eure Durchlaucht verlangen, dass ich armer Mensch nichts als Gutes schreiben soll, da doch Gott selbst so viele Missgeburten geschaffen hat!“ — Wie geringe literarische Bildung damals oft preussische Stabsoffiziere besassen, erhellt aus einer Scene zu Weimar kurz vor der Schlacht bei Jena. „Ein alter, dickbäuchiger Major, heisst es, vermehrte die Gesellschaft. Ein junger Offizier seiner Bekanntschaft fragte ihn, ob er gut logirt sey.“ Der Major erwiderte: „Nu, nu! es geht ja an, ich stehe da bei einem gewissen Gothe oder Göthe, oder weiss der Teufel wie der Kerl heisst!“ — „Ach, rief der junge Offizier, das ist gewiss der berühmte Göthe.“ — „Das kann wohl seyn, bemerkte der Major, indem er selbstzufrieden lächelte und den Tabaksrauch vor sich hinblies, ja, ja, nu, nu, das kann wohl seyn, ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt, und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben.“ — Am Schluss des Kapitels werden gute Nachrichten über den kleinen Krieg in Schlesien (1807) gegeben, als dessen eigentliche Seele der gewöhnlich unbekannte Oberbergrath von Boscamp, Sohn einer Türkin, erscheint. (S. 43.) Als preussischer Offizier kommt der Verf. im Frühling 1809 nach Wien, um vertraulich den Dienst vieler Freiwilligen anzubieten, und gewinnt Audienz bei dem Erzherzog Generalissimus Karl. Diesen schildert er (S. 64) also: „Ich stand vor einem kleinen magern, in eine weisse einfache Uniform und rothe Hosen gekleideten Mann, mit einem blassen Gesicht, welcher mitten im Zimmer unbeweglich meine Anrede erwartete. In einer ehrfurchtsvollen Entfernung trug ich mein Anliegen vor. Der Erzherzog trat hierauf einige Schritte näher und sagte ruhig und sanft. „Sprechen Sie weiter!“ Bei diesen Worten fingen seine Augen an zu funkeln wie zwei Sterne, und auf dem blassen Gesichte zeigte sich eine unaussprechliche Lebendigkeit u. s. w.“ — Der Plan, neben Oesterreich eine bewaffnete Erhebung im nördlichen Deutschland zu bewerkstelligen, scheiterte theilweise an dem Geiz des Churfürsten Wilhelm von Hessen; er, damals in Prag, wollte von seinen 20 Millionen Thalern nichts herausgeben. „Da gerieth, erzählt der Verf. (S. 92), der für den Plan eifrige General von Rüchel in den höchsten Zorn, und mit seiner gewohnten Grobheit fasste er den Churfürsten beim Arme und führte ihn vor einen Spiegel, indem er ihn anschrie: „Da sehen Sie Ihr bleiches erbärmliches Gesicht! Sie sind ein deutscher Fürst und könnten Deutschland retten helfen; aber Sie wollen es nicht, weil Sie Ihr Geld mehr lieben als Ihr Vaterland! Pfui über Sie!“ Und somit verliess er knir-

Digitized by Google

schend den Saal. — Es ist bekannt, dass dieser filzige Gesell dennoch später mit lautem Jubel von seinen getreuen Unterthanen wieder aufgenommen und hochverehrt wurde.

Dem österreichischen Feldzuge, namentlich der Schlacht bei Aspern, wohnte Hr. von Martens als kaiserlicher Offizier im Regiment Graf Erbach bei; neben ihm arbeitete ein kaum vierzehnjähriger Cadet, Sohn des Hauptmanns Maier, so wacker mit dem Bajonette, dass er mehre bärtige Männer niederstiess. (S. 95.) — Im sechsten Abschnitt schildert der Verf., nach Russland heimgekehrt und nicht ohne grosse Mühe als Offizier angestellt, die russischen Plane, Cabalen und Parteien der Zeit. Festen Schrittes und klaren Blickes, meint er, strebe seit Peter dem Grossen die Politik des Czarenthums durch die beiden Bastionen des Reichs, das schwarze Meer und die Ostsee, und die lange, sie verbindende Courtine, deren Eingang Warschau sey, westwärts; bald würden, wenn die Blindheit der Fürsten und Völker fortdauerten, der Sund und die Dardanellen russisches Eigenthum werden und der westlichen Bildung für immer die Pforte schliessen. (S. 107.) Drei Parteien hätten allmälig das Reich umspannt, die altrussische Opposition des Adels, in Moskau sesshaft und allen Neuerungen feindselig, die liberale Mittelseite (juste milieu), entschlossen mit Beihülfe des Kaisers Napoleon und der diesem durch Briefwechsel verbundenen Grossfürstin Katharina, verehelichten Grossherzogin von Oldenburg, die Entthronung Alexanders nach rascher Besetzung Moskaus durch die Franzosen zu proklamiren, eine Art von Constitution zu errichten und die Grossfürstin als Kaiserin Katharina III. anzuerkennen, endlich die demokratische Partei, welche, gestützt auf Freilassung der Leibeigenen, Pressfreiheit, Notabelnversammlung in Moskau, gleichfalls zu Gunsten der Grossfürstin eine constitutionelle Monarchie erstrebt habe; denn die Republik sey diesen an Zahl schwachen, aber äusserst thätigen Demokraten einstweilen als Unmöglichkeit erschienen. (S. 131.) Napoleon, einverstanden mit den Planen der Liberalen, von diesen und dem Volk anfangs als Befreier begrüsst, habe, statt gemäss den Lehren der Strategie, nach dem schwarzen Meer und der Ostsee, süd- und nordwärts seinen Angriff zu richten, aus politischen Gründen die alte Hauptstadt zum Objekt der Bewegungen gewählt, aber aus Mangel an hinlänglichen Nachrichten den günstigsten Zeitpunkt verabsäumt und vierzehn Tage unschlüssig in Witepsk zugebracht. Es dürfe keine Rede seyn von einem kaltblütig entworfenen Rückzugsplan der Russen in das Innere; Alles hätten Zufall und Missgeschick herbeigeführt. Die Regierung, von den Absichten der Liberalen unterrichtet und von den kriegslüsternen Aristokraten im Augenblick der

Digitized by Google

Gefahr unterstützt, der fanatisirten Volksmassen gewiss, habe endlich den Untergang Moskaus beschlossen und auf die bekannte Weise bewerkstelligt, das Justemilieu den Kopf verloren und mit den Demokraten die Flucht ergriffen, den Revolutionshoffnungen auf Napoleon und die Franzosen jedoch keineswegs sogleich entsagt. Im Namen der Demokraten hätten vertraute Boten den Protektor in Moskau aufgefordert, ohne Säumniss die Leibeigenschaft aufzuheben und eine provisorische Regierung auszurufen; hunderttausend Russen würden sodann wieder nach Moskau zurückkehren und alle Hülfsmittel herbeischaffen, um im Nothfall dort zu überwintern. Napoleon aber, schon früher von den Aristokraten und Justemilianern getäuscht, habe diese Anerbietungen aus Misstrauen abgelehnt, an den Frieden und, da dieser scheiterte, an den verhängnissvollen Rückzug gedacht. (S. 168.) Die demokratische Partei sey aber in Russland nicht ausgestorben; sie habe vielmehr aus dem Aufenthalt der Franzosen und ihrer zerstreut wohnenden Gefangenen, aus dem längern Verweilen russischer Heere in Deutschland und Frankreich frische Kräfte bezogen und der Regierung bis auf diesen Tag ernsthafte Besorgnisse eingeflösst, endlich die Nothwendigkeit möglichster Absperrung gegen das Ausland auferlegt. (Vgl. S. 209.) Der neue, liberale Geist habe den Bürger, Bauer und Edelmann, wenn auch unmerklich, ergriffen, durch Bücher und Flugschriften trotz der Verbote genährt, in patriotisch-freisinnigen Liedern, Mährchen und Erzählungen bis zu den Hütten der Landleute getragen. Bezeichnend sey insonderheit das durch 10,000 Abschriften verbreitete Trauerspiel Gudima oder die Nowgoroder; es spiele in den Tagen der freien Stadt Nowgorod, schildere den Kampf derselben mit den russischen Fürsten. Gudima, der Hauptheld, schliesse eine feurige Mahnrede an das Volk mit den Worten: „Die Macht der Fürsten besteht nur in der Schwäche der Völker;“ — alle Versuche der Polizei, die Verfasser und Verbreiter dieser Tragödie zu entdecken, seyen trotz des hohen Lohns fruchtlos geblieben. (S. 211.) — Obschon die Rückwirkung des Auslandes auf den Gang der russischen Innenverhältnisse unläugbar bleibt, erscheint dennoch der entwickelte Grund zu den militärischen Operationen Napoleons äusserst schwach. Einzelne Franzosenfreunde und politische Missvergnügte fehlten allerdings nicht, aber eine künstliche Spaltung in liberales Justemilieu und demokratisch-republikanische Partei neben der wohl bekannten adeligen Aristokratie, welche theilweise den eigenen Kaiser als Selbstherrn hasst, — dergleichen Annahmen für das Jahr 1812 widerstreben allen bisherigen Zeugnissen und Quellen. Sie wurzeln wohl nur in dem erregten Phantasievermögen des Herrn von Martens, welcher auch nicht umhin kann,

Digitized by Google

den landesüblichen Spruch über den deutschen Befreiungskrieg anzustimmen. „Mit Bewunderung, heisst es S. 180, aber auch mit Kummer, sah ich die Begeisterung, mit welcher heldenmüthige Männer und Jünglinge herbeieilten, um Blut und Leben für das gehoffte, ersehnte, versprochene, aber vielleicht nicht zu erreichende Ziel zu opfern. Leider habe ich mich in meinen trüben Ahnungen nicht geirrt. Was ist aus den Versprechungen geworden, durch welche man die Völker aufregte, um welche sie Hab und Gut opferten und freudig in den Tod gingen? — Die Gegenwart beantwortet diese Frage.“ Als wenn der Heldenmuth nach Procenten rechnete! — Bemerkenswerther ist dagegen die bisher unbekannte Nachricht, Kaiser Alexander habe vor dem Ausbruch des Kriegs die Kartenschlägerin Frau Kirchhoff in Petersburg unerkannt besucht und eine Glück verkündende Antwort mit hundert Rubeln bezahlt. (S. 127.) — Im achten Abschnitt, welcher den Verf. als Theilnehmer am Kriege in Deutschland aufführt, werden einzelne anziehende Züge und Beobachtungen niedergelegt. So bekommt S. 185 die von der Herzogin von Abrantes gegebene Nachricht, ein gewisser, grosser Staatsmann (Metternich) habe für den Anschluss Oesterreichs bedeutende Summen erhalten, weitläufig ausgeführten Credit. Die gräuliche Geschichte begegnet im schlesischen Kloster Grissau; unter den Augen des zufällig dort geheim weileuden Herrn von Martens hält Kaiser Alexander vermummt Zusammenkunft mit der Grossfürstin Anna, geschiedenen Gemahlin des Bruders Constantin, und der Herzogin von Sagan, Tochter der verwittweten Herzogin von Kurland, reibt sich im traulichen Gespräch mit der letztern die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit, lässt durch die Bedienten des Fürsten Wolkonski mehre kleine, sehr schwere Kästchen aus der eigenen Kalesche in den Wagen der Herzogin von Sagan bringen, welche sofort gen Prag zum befreundeten Staatsmann eilt, und kehrt nach Reichenbach zurück. Drei Tage später wird der Congress aufgelöst, von Oesterreich der Krieg erklärt. Also ist Metternich bestochen worden; die Volksstimmung in Oesterreich, namentlich zu Wien, die Macht der patriotisch-politischen Hebel u. s. w. sind nichts. Welcher Klatsch! — Es bedurfte wahrlich da keiner ministeriellen Bestechung, wo alles bereits früher durch die geheime Convention von Reichenbach und andere Verträge entschieden war.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Zur Geschichte des deutschen Befreiungskrieges.

(Schluss.)

Das bekannte Schimpfwort des getäuschten Kaisers zu Dresden: „Ah, Metternich, combien l'Angleterre vous a donné pour vous decider à jouer ce rôle contre moi?“ fand dadurch die bitterste Strafe, dass der geschmähte Minister den Hut des zornigen Soldatenkaisers nicht aufhob. (S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, III. 490.) Unwürdiges Rachegefühl gab denn später der Bestechungsgeschichte einigen Curs und vergass den bedeutenden Dienst, welchen der Staatsmann dem Kampfe der Verbündeten durch geschickte Benutzung der Umstände geleistet hatte. Napoleon wurde der Betrogene (Dupe) seiner eigenen List. Und wenn er, wie Herr von Martens meldet (S. 187), auf die Kunde von Oesterreichs Kriegserklärung ausrief: „desto besser, Europa wird sich umwälzen!“ (l'Europe se revoltera): so wurde auch dieses Wort nicht in seinem Sinne erfüllt. Das alte, commerziell-industrielle Europa stehet auf festen Füssen, selbst wenn der Kopf von Revolutionen träumt; es ändert die Form, nicht den Kern oder die Wesenheit. — Die letzten Abschnitte des Buchs drehen sich meistens um die persönlichen Schicksale des Verfassers, welcher genöthigt, sein Vaterland ob der oppositionellen Richtung für immer zu räumen, Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und selbst Algier besucht, überall, wenn er rasten will, von einem neidischen Dämon aufgescheucht und zur Flucht genöthigt im nicht ganz verschuldeten Unglück, so zu sagen, heimatlos endigt. Man wird nicht ohne Rührung die wechselnden Irrsale eines Mannes lesen, welcher bei allem Talent und Muth nirgends eine feste, bürgerliche Stellung finden konnte, das Opfer eigener Missgriffe und fremder Umtriebe, ein Gemisch des Abenteurers und unverdient Leidenden. Die Hauptursache davon lag wohl in mangelhafter Erziehung; der fähige, vorstrebende Mann richtete nicht frühzeitig genug seine Kräfte auf ein Lebensziel und entbehrte der schweren Kunst, sich selbst zu beherrschen. An diesen Klippen sind schon Tausende gescheitert, welchen weder Fähigkeiten noch Charakter für das

Digitized by Google

Gute und Edle fehlten; kompasslos gingen sie unter im Sturm des Lebens und hinterliessen keine Spur des geregelten Daseyns, weil ihnen das Ziel der Bestrebungen, die Einheit der Kräfte, fehlte. — „Es ist ja, sagt treffend der biedere Uebersetzer des Aeschylos, Heinrich Voss, das Streben der ächten Humanität, über das Erdenleben hinauszuwallen. Jeder Bessere will das, mit Bewusstseyn oder unbewusst, und Jeder auf seine Weise. Der eine wirkt kräftig durch Wort und That und grossherziges Beispiel, ein anderer reihet sich an die Homere der Vorwelt und Nachwelt. Wer das nicht kann, nimmt doch irgend ein Talent in Anspruch, und sucht eine Uhr, eine Orgel, eine Uebersetzung oder was ähnliches mit solcher Tüchtigkeit aufzustellen, dass noch Nachlebende sich daran erfreuen und sich's wohl gar zum Muster nehmen." *) Wenn Leben und Studium diesen Ruf, welchen besonders das Alterthum kannte, im Jünglinge ohne Eitelkeit erzeugen und zum Bewusstseyn bringen, so wird die Frucht nicht fehlen, im entgegengesetzten Fall die Flut der äussern Dinge dem Fahrzeug Halt und Richtung rauben.

Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen von 1813 und 1814. Für Volksbibliotheken. Erstes Heft. Frankfurt a. M. Verlag der Hermann'schen Buchhandlung. 1847. 8. S. 67.

Wilh. H. Ackermann, Verfasser der beiden ersten historischen Aufsätze, wurde zu Auerbach in dem naturschönen, gewerblichen Voigtlande Sachsens 1788 geboren, unter der Aufsicht seines hochgeachteten Vaters, des dortigen Oberpfarrers, in der Vaterstadt erzogen, für weitere Ausbildung in Leipzig theils der Thomasschule, theils der Universität übergeben und nach wohl bestandener Prüfung als Candidat der Theologie in die Schweiz geschickt (1811), um in Yverdun, dem damaligen Mittelpunkt der von Pestalozzi ausgegangenen sittlich-pädagogischen Bewegung, den tief empfundenen Beruf des Jugendlehrers durch Aufnahme des Raths und der That zu verfolgen. Damals stand jene republikanische Anstalt der Pädagogik, von dem patriarchalischen Jugendgreise nicht sowohl geleitet denn beseelt, auf ihrem Höhepunkt. Hundertfünfzig Zöglinge aller Hauptvölker, der wälschen und deutschen Zunge, sechzig bis siebenzig junge Männer, theilweise von den Regierungen entsandt, um ihre erziehenden und didactischen Studien zu betreiben, viele, bald von Wissbegier, bald

*) Aeschylos, von H. Voss. Vorrede S. 13.

Digitized by Google

von der Modesucht für längern und kürzern Aufenthalt bestimmte Fremde, besuchten die geräuschvolle Werkstätte Pestalozzi's. Durch sein offenes, hingebendes Wesen, durch seinen ungeheuchelten, schwärmerischen Eifer für das Wahre, Schöne und Freie erwarb sich Ackermann leicht das Vertrauen des Hausvaters, die Liebe der Zöglinge und die Freundschaft der Erwachsenen, welche ihn näher kennen lernten. Dabei befriedigte die prachtvolle Natur den dafür eingebornen Trieb; der See, die Juraklüfte, die Waldungen und Burgentrümmer, Granson und andere Denkmale des alten Schweizerruhms, machten auf ihn und Gleichgesinnte den tiefsten Eindruck. Daneben befestigten patriotische Reden und Gespräche den vaterländischen, durch den zermalmenden Gang der Ereignisse oft schwer verwundeten Sinn, welcher jedoch niemals verzagte. Wie im Vorgefühl der künftigen Dinge lagen bereits viele, unter ihnen auch Ackermann, nebenbei Waffenübungen ob. Letzterer zauderte daher auch nicht, als die Gelegenheit erschien, persönlich seine Wehrpflicht zu erfüllen; im Frühling 1813 begab er sich nach Deutschland zurück und trat der Lützow'schen Freischaar bei, die Geschicke derselben selbst mit Auszeichnung durch Wegnahme einer Kanone in dem Gefecht an der Göhrde theilend und darob mit dem eisernen Kreuze beehrt. Nach kurzem Aufenthalt in England, wo der bekannte, für die deutsche Sache durch Hülfssammlungen vielfach thätige Oheim Kunsthändler Ackermann besucht wurde, verweilte der durch das ernste Leben vollkommen gezeitigte junge Mann mit etlichen ihm übergebenen Knaben wiederum einige Jahre in der Schweiz, namentlich in Yverdun, und nahm sodann für immer als Lehrer an der Musterschule in Frankfurt a. M. seinen Aufenthalt. Hier starb er nach vieljähriger, gesegneter Wirksamkeit, von Allen, so ihm nahe standen, geliebt und geachtet, am 27. März 1848, wahrscheinlich an den nachschleichenden Folgen des Feldzugs. „Der Trauerzug bewegte sich ernst und voll Wehmuth mitten durch die Kränze und Ehrenpforten, welche die Stadt dem für Deutschlands Einheit und Wiedergeburt bestimmten Parlament geflochten und errichtet hatte," heisst es in einem kurzen Bericht *). Charakterstärke und Milde, nie zagende und, wenn es seyn sollte, thatkräftige Vaterlandsliebe und philanthropische, dem gesammten Menschengeschlecht geltende Gesinnung, welche z. B. in der Polensache bis zur Schwärmerei erglühen konnte, geläuterter Sinn für die Kunstschönheit, welche besonders in der Liebe zum Schiller und Jean Paul hervortrat, uneigennützige, auf den Kern gerichtete Wissenschaftlichkeit, welche aus

*) Von Dr. Weismann in der Didaskalia Nr. 91.

Digitized by Google

Hass wüster Zersplitterungssucht sich frühzeitig einem gewählten Ziele, der geläuterten Lehrhaftigkeit und Erziehungskunst zuwandte, — diese Eigenschaften bildeten den unzerstörbaren Kern des für sein Vaterland, seine Freunde und Schüler immer noch zu früh verschiedenen Mannes. Weil der vorgesteckte Beruf ein durchaus praktisch-didaktischer war und überdies Bescheidenheit hemmte, hat er beinahe nichts dem Druck übergeben trotz der vielfachen Befähigung. Diese erhellt schon aus den vorliegenden beiden Skizzen, welche, wie es heisst, Ackermann auf schmerzlichem Krankenlager, dem Wunsch der Freunde zu genügen, in die Feder diktirte; sie beweisen hinlänglich den lebendigen, der einfachsten Form und Sprache dienstbaren Geist; in ihnen tritt die ächte, in unsern Tagen immer seltnere Kriegschronik hervor, wie sie nur der mithandelnde Augen- und Ohrenzeuge bei angemessener Vor- und Zubereitung schreiben kann. Der erste Aufsatz ist betitelt: „Erinnerungen eines Lützow'schen Jägers aus der Lüneburger Heide; der zweite: Das Geschwisterpaar (der Tyrtäus des Kriegs, Körner und die Schwester desselben, Emma) unter der Eiche bei Wöbbelin" (in Mecklenburg). Ein kleines Bruchstück wird für das abgegebene Urtheil sprechen. Ackermann führt, nachdem er den Tod seines Freundes, des Heldendichters Körner († 26. August 1813) kurz berichtet hat, S. 23 also fort: „Nahe bei unserm Lager stand das Häuschen des Hirten. Da hinein wurde Körner's Leiche gebracht und in die Mitte der Hausflur auf eine lange Tafel auf Eichenlaub gelegt. Ausser Körner waren noch ein Graf Hardenberg und ungefähr sieben von unsern Husaren gefallen. Diese wurden auf dem Boden der Hausflur ebenfalls auf Eichenlaub um die lange Tafel, auf der unser Heldenjüngling lag, herumgelegt. Sie waren Alle von wohlgezielten Schüssen plötzlich getödtet und daher mit den Mienen, die sie im Augenblick ihres Todes gehabt hatten, erstarrt. Da sah man noch freudigen Muth oder Zorn in ihren Gesichtern *); Einer hielt den Arm in die Höhe und die Faust geschlossen, als wollte er eben zu einem Streiche ausholen; Einer schien sogar zu lachen. Es war ein schauerlich belebtes Bild, diese sprechenden Leichen auf dem Boden umher! Körner's Mienen waren ruhig; so schien sein Gemüth im Augenblick des Todes gewesen zu seyn. Als den schwer Getroffenen, vom Pferde Stürzenden seine Kameraden auf den Wagen legten, soll er noch mit grossem Gleichmuth gesagt haben: „Ich habe wieder Etwas weggekriegt, doch es wird wohl nichts zu bedeuten haben." — Einen Augenblick darauf hauchte er sein schönes Leben aus."

*) ... ferociam animi, quam habuerat vivus, in voltu retinens. Sallusti Bell. Cat. c. 61. K.

Digitized by Google

Der dritte Aufsatz, von Dr. Stiebel, überschrieben: „Bruchstücke aus dem Kriegsleben des Feldwebels Bär," macht auf würdige Weise den Schluss der Erinnerungen. Es ist zu wünschen, dass sie fortgesetzt werden. Ueberdies wird die von dem Unterzeichneten schon vor dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution angedeutete Wahrscheinlichkeit eines, wenn auch nicht allgemeinen, doch Deutschland scharf berührenden, theilweise schon eingetretenen Krieges durch neuere Thatsachen mehr bekräftigt, denn zurückgedrängt.

30. Juli. **Kortüm.**

Commentatio de philosophiae in gymnasiis studio, quam scripsit — Guilielmus Metzler, philos. doct. duc. Nass. a consill. summ. senat. schol. gymnasii (Weilburgensis) director. Weilburgi, typis suis exscripsit L. Aem. Lanzius. 42 S. in 4to.

Der Gegenstand, der in dieser Gelegenheitsschrift behandelt wird, ist ein überaus wichtiger, tief in die ganze Frage des höhern Schulunterrichts, d. h. des zur Universität vorbereitenden gelehrten Unterrichts eingreifender: wenn Ref. deshalb auf diese Schrift aufmerksam macht, so geschieht es nicht etwa blos darum, weil der Verfasser, er darf es wohl gestehen, ihm aus der Seele geschrieben hat, sondern wegen der Bedeutung der Frage, die bei den jetzt mehrfach auftauchenden Reformplänen zur Besserung, theilweise selbst Umgestaltung unseres höhern Unterrichtswesens gewiss wiederholt zur Sprache kommen wird, ja kommen muss. In dem Lande, welchem Referent angehört, ist die in dieser Schrift verhandelte Frage wiederholt Gegenstand mehrfacher Erörterung und Besprechung gewesen; Ref. möchte der ganzen Frage nur die Lösung wünschen, welche ein so erfahrener Pädagog, ein so gründlich gebildeter Philolog und Philosoph, wie der Verf. dieser Schrift sich zeigt, derselben hier gegeben hat.

Soll auf unsern Mittelschulen, d. h. auf den zu den Universitätsstudien unmittelbar vorbereitenden gelehrten Anstalten, Philosophie gelehrt werden? Dies ist die Frage, die in dieser Gelegenheitsschrift erörtert und auf's entschiedenste verneint wird: und mit allem Recht, setzen wir mit voller Ueberzeugung hinzu, die wir auf vielfältige Beobachtungen über die Erfolge eines solchen philosophischen, wenn auch nur propädeutischen Unterrichts stützen können. Hören wir nun die Gründe, welche der Verf. in einem klaren, fliessenden und in der That elegant geschriebenen Vor-

Digitized by Google

trag, der durch die in den Noten vielfach mitgetheilten Zeugnisse und Urtheile der befähigsten Gelehrten Deutschlands unterstützt ist, dafür angeführt hat.

Der Standpunkt, von welchem die Erörterung der ganzen Frage hier ausgeht, ist der nach unserm Ermessen allein richtige, es ist der Zweck, der durch die gesammte Gymnasial- oder Lyceelbildung, durch den zu den Universitätsstudien vorbereitenden Unterricht überhaupt erreicht werden soll. Diesen Zweck bestimmt der Verf. S. 4 in folgender Weise: „Ex quo intelligitur, gymnasiis, si modo eo nomine digna futura sint, omni cura in eo elaborandum, ut puerorum animos ad humanitatem informent, ut mentes moderentur, ut ingenia excolant, ut judicium firment et acuant, ad summum, ut, qui in hac quasi quadam palaestra exercentur, ad divinas humanasque res cognoscendas i. e. ad philosophandum idonei docilesque fiant.“ Der Gymnasialunterricht soll also den Jüngling vorbereiten, empfänglich machen für das Studium der Philosophie, nicht aber dieses selbst in den Kreis seiner Unterrichtsgegenstände aufnehmen. Das wollen freilich, dünkt uns, auch selbst diejenigen nicht, welche eben zum Zweck der auf der Universität weiter zu verfolgenden höheren Studien der Philosophie den Jüngling dazu auf dem Gymnasium vorbereitet wissen wollen durch einen propädeutischen Unterricht in der Philosophie, der zunächst in einer formalen Logik und in der empirischen Psychologie besteht, mithin diese beiden Gegenstände in den Kreis des zur Universität vorbereitenden Unterrichts hereinzieht. Von dieser Ansicht ging man in Baden früher bei Feststellung des jetzt geltenden Schulplanes aus: auch in andern Ländern Deutschlands hat sich, wie der Verf. nachweist, diese Ansicht geltend gemacht: ob mit Erfolg, das müsste Ref., wenigstens in Bezug auf Baden, bezweifeln, wie er denn überhaupt von den Früchten eines solchen propädeutischen Unterrichts in der Philosophie sich nie viel versprochen hat und darin durch manche Wahrnehmung bestärkt worden ist. Der Glauben an die Bedeutung und Wichtigkeit einer solchen blos formalen Logik für die Geistesbildung theilt er so wenig wie der Verf., der diese Logik ganz richtig mit den Worten zeichnet: „certe nihil aliud nisi exilem quendam indicem verborum, notionum, formarum, quae quadam ex parte definiuntur, explicantur, comparantur, dividuntur.“ Das Ganze kommt am Ende auf einen Mechanismus mehr oder minder hinaus, und wird zu einer blossen Gedächtnisssache, ohne eine höhere Anregung zu geben und dadurch wahre Geistesbildung zu fördern. Zu einem richtigen Vortrag der Logik, auch wenn man dieselbe nicht in dem Sinne der Hegel'schen Philosophie auffassen, mithin die ganze Metaphysik hereinziehen

Digitized by Google

will, gehört zum mindesten eine umfassende Kenntniss des Gesammtgebietes der Philosophie, wie sie in der That nur wenige Gymnasiallehrer besitzen: dann aber wird der Unterricht und Vortrag der Logik einen ganz andern Charakter annehmen müssen, wie er schwerlich für das Gymnasium oder die Vorbereitungsschule passend erkannt werden darf. Das fühlte man auch und ward dadurch theilweise zu jener blos formalen Logik geführt, so gering auch das Interesse und die Theilnahme des Schülers an derartigen Vorträgen grossentheils seyn mochte.

Auch über die empirische Psychologie lässt sich im Ganzen kein besseres Urtheil fällen, indem auch hier ein Vortrag, der ohne alle Verbindung und Zusammenhang mit den übrigen Theilen wie mit dem Ganzen der Philosophie bleibt, schwerlich viel fruchten oder besondere Theilnahme erwecken, mithin die Zwecke des Gymnasialunterrichts überhaupt fördern kann. Noch weniger wird von einem Unterricht in der Metaphysik und selbst in der Geschichte der Philosophie die Rede seyn können, welcher, zumal bei den wenigen Stunden, die in der Regel diesem Gegenstande gewidmet sind, doch nur höchst dürftig ausfallen würde, zumal da das, was aus dem Gebiete der alten Philosophie dem Schüler zu wissen nöthig ist, sich besser bei der Lectüre der alten Schriftsteller vortragen, also mit dem Unterricht in den classischen Sprachen des Alterthums verbinden lässt. „Quid igitur obstat, rufen wir daher mit dem Verf. aus, quin vana illa disciplinarum simulacra, quae pro veris germanisque artibus venditari solent, missa faciamus totumque philosophiae studium academiis deferamus, praesertim quum concedendum sit, non deesse magistros, qui in eo genere ita peccent et tanquam lineas transeant, ut puerorum mentes non alantur sed turbentur.“ Der Verf. hat hier hauptsächlich den Missbrauch im Auge, der von einzelnen Anhängern der Hegel'schen Philosophie zunächst damit getrieben worden ist, dass sie die Lehre ihres Meisters, die ihnen selbst oft nicht einmal recht klar geworden war, sammt der diesem Meister eigenthümlichen Terminologie auf den Gymnasialunterricht übertrugen und hier allerdings nur Verwirrung, Schaden und Nachtheil hervorriefen. Um solchen Missbrauch zu verhüten, entferne man lieber ganz die Behandlung der Philosophie aus dem Gebiete des Gymnasialunterrichts, weil eine systematische Entwicklung und Behandlung der Philosophie dem Universitätsstudium angehört; wohl aber soll jeder Unterricht auf dem Gymnasium ein in sich zusammenhängender und wohl gegliederter seyn, mit andern Worten, er soll das philosophische Princip und die philosophische Methode in sich aufgenommen haben und wird dann auch für die wahre Geistesbildung, als Vorbereitung zu den höheren Universitätsstudien,

Digitized by Google

insbesondere den philosophischen, ganz andere Dienste leisten, als jener propädeutisch-philosophische Unterricht, wie man ihn gewöhnlich nennt, dessen Nutzen meist sehr problematisch ist, dessen Nachtheile aber oft recht fühlbar hervortreten, zumal wenn dieser Unterricht nicht besonders fähigen und geschickten Lehrern anvertraut ist. Und finden sich diese an jeder Anstalt in solcher Anzahl, dass eine passende Wahl getroffen werden kann?

Inwieweit die Zwecke geistiger Ausbildung und Vorbereitung, die man durch einen solchen formalen, d. h. rein mechanischen Unterricht in der Philosophie erreichen zu können wähnte, besser durch zweckmässigen Unterricht in der Mathematik, insbesondere aber durch eine zweckmässige Methode und wahrhaft philosophische Behandlung des Unterrichts in den alten Sprachen, zumal der Grammatik, erreicht werden, mag man in der schönen und überzeugenden Darstellung des Verf. selber nachlesen. An dem Studium der alten Sprachen, als der Grundlage des gesammten Gymnasialunterrichts und der gesammten geistigen und wissenschaftlichen Bildung überhaupt hält der Verf. durchaus fest: aber er verlangt dabei auch diejenige Behandlung dieses Unterrichts, welche den Jüngling nie die Zeit bereuen lässt, die er dem Studium der alten Sprachen zugewendet, die ihn vielmehr mit Lust an diese Zeit sich erinnern und mit Vergnügen auch in der folgenden Zeit seines Lebens dahin zurückkehren lässt; was speciell die hier vorliegende Frage über die Behandlung der Philosophie betrifft, so verlangt der Verf. ein sorgfältiges Studium derjenigen Schriften des Alterthums, welche durch ihre mehr populäre Fassung und Behandlung philosophischer Gegenstände sich für die Jugend insbesondere eignen und dadurch für die philosophische Bildung überhaupt eine weitere und bessere Anregung geben, als diejenige ist, die man von jenem propädeutischen Unterricht in der Philosophie vergeblich erwartet. Wenn der Verf. dabei besonders auf Cicero und dessen philosophische Schriften hinweist, so freut es uns, auch darin den erfahrenen und vorurtheilsfreien Schulmann zu erkennen, der in das gewöhnliche, oberflächliche Gerede über den Werth oder Unwerth der philosophischen Schriften Cicero's nicht einstimmt, wohl aber das in diesen Schriften liegende bildende Element keineswegs, wie so manche andere, verkennt. „Quodsi nihil admodum ipse (Cicero) invenerit, paucissima etiam parum intellexerit, tamen non temere affirmare videmur, quaecunque de philosophorum sententiis docuerit, tam aperte, tam perspicue, tam ad commune judicium apte esse dicta, ut non solum de aequalibus suis praeclarissime sit meritus, verum nostri etiam adolescentes nullo propemodum interprete ad majora, hoc est ad fontes

Digitized by Google

graecos pervenire facilius possint.“ (S. 34.) Ebenso wenig verkennt der Verf. den Einfluss, den die Lectüre Platonischer Schriften unter der Leitung eines einsichtsvollen, mit Sachkenntniss begabten Lehrers auf das jugendliche Gemüth äussert und dieses insbesondere empfänglich macht und anregt für ein weiteres Studium der Philosophie auf der Universität. Nur das Gegentheil davon wird sich erwarten lassen, wenn schon auf dem Gymnasium oder Lyceum ein tiefer gehender und streng wissenschaftlich gehaltener Unterricht in der Philosophie ertheilt werden soll; er wird, auch abgesehen von der grossen Schwierigkeit, dazu einen passenden Lehrer zu finden, leicht Theilnahmlosigkeit für weitere philosophische Studien auf der Universität erwecken, indem er, weil er der jugendlichen Fassungskraft noch nicht angemessen ist, die Jugend von allem weiteren Vordringen in einem ungeniessbar gewordenen Gegenstande abschreckt, oder auf der andern Seite hochmüthiges Absprechen und Verachtung aller weiteren Studien auf der Universität, über welche man schon längst hinausgekommen zu seyn wähnt, hervorrufen. Wie nachtheilig das Eine wie das Andere ist, wird keiner Erörterung bedürfen. Beides aber zu vermeiden wird die Aufgabe des einsichtsvollen Lehrers seyn, dem es mit der heiligen Sache der Jugendbildung wahrhaft Ernst ist. Darum stimmen wir mit voller Ueberzeugung in das Endergebniss der ganzen Forschung ein, wie es der Verf. in folgenden Worten am Schlusse seiner Schrift ausgesprochen hat: „philosophiae studio in gymnasiis nihil esse loci, in ceteris autem rebus, de quibus praecipi soleat, si quidem magistri quum ab omni parte humanitatis tum a philosophia satis instructi provincia sua bene fungantur, tantam esse vim et auctoritatem, ut dubium non sit, quin discipuli, quorum industria hunc cursum rite tenuerit, quum ex scholarum angustiis in altum quasi artium ac disciplinarum enavigaverint suo iudicio stantes et tranquillo mari et maximis fluctibus excitatis naviculam gubernare salvamque in portu collocare possint.“

Wohl soll der Lehrer eine tüchtige philosophische Bildung besitzen, die ihn in den Stand setzt, dem philosophischen Element bei seinem Unterricht durchweg den gehörigen Einfluss zu gestatten und so das wahrhaft geistig bildende Element in denselben aufzunehmen, dadurch aber die beste und eigentliche Vorbereitung zu den philosophischen Studien, die der Universitätszeit und der mit ihr eintretenden grösseren Reife des jugendlichen Alters zu überlassen sind, zu geben. Es ist dies eine Forderung, die wir an jeden gebildeten Lehrer stellen, der in den oberen Classen gelehrter Schulen Unterricht ertheilen will: und es wird auch diese Forderung im Allgemeinen sich eher erfüllen lassen, als die An-

Digitized by Google

forderung, die man jetzt an manchen Lehrer, der sich speciell in früheren Jahren seines Lebens oft gar nicht mit Philosophie beschäftigt hat, stellt: Unterricht in der Philosophie, in Logik, in Psychologie u. dergl. zu ertheilen; da nämlich, wo in Folge des allgemeinen Schulplans ein Unterricht in diesen Gegenständen gefordert wird. Der Lehrer übernimmt den Unterricht, nicht weil er ihn wünscht und weil er seinem Bildungskreise, seinen Neigungen und Studien zusagt, sondern weil er muss, und kein anderer Lehrer der Anstalt dazu sich bereit findet: ob dann aber der Unterricht gute Früchte tragen kann, ist eine andere Sache, über die wohl kaum ein Zweifel herrschen wird. Wollte man diesem Uebelstande in der Weise abhelfen, dass man an jeder Lehranstalt einen eigenen Lehrer für Philosophie anstellt, so wird die Anstellung eines solchen Fachlehrers, auch abgesehen von manchen andern Bedenken, schon darum grossen Schwierigkeiten in der Ausführung unterliegen, als man nicht leicht für jede Anstalt einen solchen tüchtigen Fachlehrer, der speciell mit Philosophie sich beschäftigt, dieselbe auch in der hier geeigneten Weise zu lehren vermöchte, finden wird. Ist es doch wahrhaftig schon schwer, für unsere Hochschulen solche Lehrer der Philosophie zu gewinnen, die nicht blos Gelehrte oder tiefsinnige Forscher und Metaphysiker, sondern auch tüchtige Lehrer vor Allem sind, welche die Jugend anzuregen und für philosophische Studien zu begeistern wissen, so wird dies bei Gymnasien oder Lyceen noch viel schwieriger seyn: und sollte sich demungeachtet ein solcher Lehrer finden, wird er es nicht vorziehen, dann der Universität sich zuzuwenden, wo ein ganz anderer Spielraum seinen Kenntnissen und seiner Lehrgabe sich öffnet? Auch darin mag ein Grund liegen, den philosophischen Unterricht von den zur Universität vorbereitenden gelehrten Schulen zu trennen, und der Universität ausschliesslich zuzuweisen, wohin die Beschäftigung mit philosophischen Studien gehört. Es ist nach unserer Ansicht überhaupt in der letzten Zeit viel zu viel Verschiedenartiges und Ungehöriges in den Kreis des zur Universität vorbereitenden Unterrichts hereingezogen worden, um diejenige Vielseitigkeit der Bildung dem jungen Mann zu geben, die unter den jetzigen Verhältnissen und in den jetzigen Zeiten ihm, wie man wähnt, nothwendig ist, d. h. der junge Mann soll in Allem zu Hause seyn, er soll über Alles zu reden, oder vielmehr zu räsonniren und mitzuschwatzen wissen. Die Folgen dieser Richtung, die nur Halbwisserei, Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit, so wie auf der andern Seite hochmüthiges Absprechen und Aburtheilen befördert, liegen leider allerwärts zu Tage, ohne dass es nöthig wäre, noch besonders darauf hinzuweisen: eben deshalb sollte man darauf denken,

Digitized by Google

den Unterricht mehr intensiv zu machen, und auf eine grössere Einfachheit, wie auf geringere Zahl der Unterrichtsgegenstände zurückzuführen, namentlich auf solche zu beschränken, die ein wahrhaft bildendes Element in sich enthalten, d. h. auf Sprachunterricht, zunächst in den classischen Sprachen des Alterthums, sowie in der Muttersprache, und auf Mathematik; man würde dann auch eher tüchtige Lehrer für beides finden, als dies heutigen Tags der Fall ist: manche Missstände, die zum Theil auch auf die Schuld einer durchaus verfehlten Methode und Behandlung fallen, würden dann eher verschwinden. Der Lehrer selbst kann sich mehr concentriren und dann auch gewiss mehr leisten. Was auf der einen Seite an Masse des Stoffs und des Wissens verloren geht, das wird auf der andern Seite gewonnen durch die grössere Intensivität dessen, was erlernt wird, durch grössere Gründlichkeit und Gediegenheit, welche die beste Unterlage aller weiteren Studien und damit auch die beste Vorbereitung ist, insofern sie den noch nicht überfüllten und übersättigten Geist anspornt und anregt zu wissenschaftlicher Forschung, nicht niederdrückt und erstickt. Ueberhaupt sollte in dieser Anregung ein Hauptzweck des gelehrten Schulunterrichts, namentlich auch in den classischen Sprachen des Alterthums gesucht werden: wird dieser in einem solchen Sinn und Geist ertheilt, dann werden auch die Anfeindungen, die so vielfach wider diese Sprachstudien gemacht werden, abnehmen und in der überwiegenden Anzahl der Gebildeten keinen Anklang mehr finden, es wird dann nicht mehr besonderer Schutz- und Trutzschriften bedürfen, durch die wir jetzt den Werth und die Bedeutung wie die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit classischer Studien in den Augen solcher Leute nachzuweisen suchen, die, weil sie diese Bildungsquelle gar nicht kennen oder nur von einer ihnen widerwärtigen Seite in ihrer Jugend kennen gelernt haben, dadurch am wenigsten zu einer andern und bessern Ueberzeugung gebracht werden. So finden wir manche der entschiedensten und heftigsten Gegner aller philologischen wie philosophischen Studien auf der Schule wie auf der Universität gerade unter denen, die durch den ganzen Schulunterricht von früher Jugend an hindurch gegangen sind, aber von da her in Folge der falschen Methode und Behandlung dieser Gegenstände eher eine Abneigung als eine Zuneigung dafür empfangen haben und diese bis zum Widerwillen dann sich steigernde Abneigung auf die Universität nur zu leicht übertragen, um hier sich in die strengen Fachstudien zu stürzen und darin gewissermassen aufzugehen. Indolenz und Genusssucht, wie sie unserer Zeit vorzugsweise eigen sind, unterstützen diese Richtung nicht wenig und geben ihr allen Vorschub. Ob der schlechte Jugendunterricht einzig

Digitized by Google

und allein alle Schuld daran trägt, wollen wir nicht gerade behaupten: aber dass er einen Antheil daran hat, können wir nach manchen Beobachtungen und Erfahrungen, die wir gemacht haben, nicht in Abrede stellen, und darum glauben wir, dass auch da, wo der künftige Gymnasiallehrer seinen Unterricht und seine Bildung empfängt, mehr als bisher geschehen, dieser Punkt in Berücksichtigung gezogen werden sollte. Dem Universitätslehrer liegen in dieser Beziehung besondere Verpflichtungen ob, die ihn dringend mahnen, nicht blos Gelehrte aus seinen Schülern zu bilden, sondern vor Allem tüchtige Lehrer, welche, wenn sie in die Schule eintreten, anregend und belebend auf jugendliche Gemüther einzuwirken verstehen, und dadurch vor Allem Liebe und Lust zur Wissenschaft in ihnen erwecken. In dieser geistigen Anregung dürfte, wenn man Alles berücksichtigt, wahrhaftig ein höherer Werth und eine höhere Bedeutung liegen, als in der Masse eingepfropfter Kenntnisse und eines oft unklaren und selbst unverdauten Wissens, das jeden höheren ideellen Aufschwung niederzuhalten und niederzudrücken vermag.

Chr. Bähr.

Heinrich Viehoff's Commentar zu Göthe's Gedichten. Düsseldorf und Utrecht. 1. Theil. 1846. 2. Theil. 1847.

Ein vortrefflicher Gedanke, der Gedanke des Hrn. Viehoff, die Göthe'sche Lyrik einmal zum Gegenstand einer besondern, monographischen Behandlung zu machen. Seit nun beinahe drei Menschenaltern leben diese Lieder im Munde des Volkes, es tröstet und erquickt sich an ihnen in Freud und Leid des Lebens. Und doch wissen wunderlicher Weise unsere zahllosen Werke über Göthe und unsere Literaturgeschichten von ihnen nichts als wenige, vereinzelte, unbedeutende Worte zu sagen, etwa über ihre innere Musik, über ihr volksliederartiges Wesen und über die Frische und Tiefe ihrer Empfindung. Aber gerade in diesen kleinen Gedichten liegt der ganze Göthe, seine innerste Eigenthümlichkeit. Was ihm bei seinen grösseren, namentlich bei seinen dramatischen Produktionen hindernd in den Weg trat, seine weiche, weibliche Natur, die vor der derben Grobheit waffenklirrender Männerthaten verletzt zurückschreckt, das prädestinirte ihn recht eigentlich zum Lyriker, zum subjectiven Aussprechen subjectiver Erlebnisse und Gemüthszustände. Hier ist sein dichterisches Schaffen am unmittelbarsten. Alle seine grossen Tugenden und Untugenden, die persönlichen sowohl wie die ästhetischen, liegen hier am offensten zu

Digitized by Google

Tage. Und in diesem Sinne ist es gewiss, dass, wie Hr. Viehoff im Vorworte hervorhebt, eine genaue Betrachtung dieser Gedichte im Einzelnen und nach ihrem inneren Zusammenhange „eine unumgängliche Vorarbeit für eine allseitige Würdigung Göthe's und seiner Leistungen sei.

Aber freilich Angesichts eines so hohen Endzieles muss dann auch diese Betrachtung rechter Art sein. Täuschen wir uns nicht darüber, durch den Umschwung der letzten Jahre ist auch unser Verhältniss zu Göthe ein anderes geworden. Wir Menschen von heute haben nicht mehr diese unbedingte, rührend schwärmerische Hingebung für ihn wie unsere Väter und die Menschen der Restaurationszeit. Das neulich erschienene Buch von Rosenkranz über „Göthe und seine Werke" ist vielleicht das letzte Glaubensbekenntniss dieser romantischen Göthomanie. Göthe ist uns objectiver, geschichtlicher geworden. Die heutige Würdigung des Dichters, wie sie von den frischen Bildungselementen der Gegenwart getragen und bestimmt wird, ist nicht mehr blos apologetisch, sondern wesentlich kritisch. Sollen wir daher wirklich an diesen Gedichten einen sicheren Leitfaden zur Beurtheilung von Göthe's Entwicklung und seiner künstlerischen Produktionskraft gewinnen, so muss ihre Betrachtung durchaus eine streng chronologisch-biographische und dann eine wirklich kritische sein. Das heisst, sie darf sich nicht auf blind staunende Bewunderung oder rohes Aburtheilen beschränken, sondern muss überall bei den einzelnen Produktionen nachweisen, wie diese mit der Eigenthümlichkeit des Dichters zusammenhängen und inwieweit sie in der Auffassung und Darstellung der Grundidee, in der Composition des Ganzen sowie in der Form des Einzelnen den höchsten ästhetischen Gesetzen entsprechen. Nur eine solche Betrachtungsweise der Göthe'schen Lyrik ist ein Beitrag zu einer wahrhaften Göthekritik, wie wir in ähnlichem Sinne auf verwandtem Gebiet bereits an Weisse's Erläuterung des Faust dafür einen herrlichen Anfang haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet lässt sich unser Urtheil über Hrn. Viehoff's Buch kurz zusammenfassen. Hr. Viehoff denkt sich seine Erklärung deutscher Dichter, für die er sich schon seit Jahren vielfach thätig gezeigt hat, als moderne Philologie. Er ist Philolog und Nichts als Philolog. Hierin liegen alle seine Schwächen und Vorzüge. Gerade diesem philologischen Tic verdanken wir die genaue chronologische Sichtung und Reihenfolge, in die ich durchweg das wesentlichste Verdienst des ganzen Buches setze, diesem philologischen Tic verdanken wir auch die sorgfältige Sammlung der Varianten, die uns den lehrreichen Genuss gewähren, dem Künstler selbst beim Schaffen in die

Digitized by Google

Werkstatt hineinlauschen zu können. Aber ihm verdanken wir auch andererseits die zahllosen Pedanterien und Trivialitäten der erklärenden Noten, die Einem oft die Lectüre recht gründlich verleiden. Und was wichtiger als dies ist, dieser philologische Tic bannt Hrn. Viehoff überall nur an das biographische Interesse und lässt ihn nirgends zu einer eigentlich künstlerischen, ästhetischen Auffassung gelangen. Dieses Buch gibt uns vortreffliche Handhaben zur Beurtheilung Göthe's, aber nie diese kritische Beurtheilung selber.

Sein wesentlichtes Verdienst liegt, wie gesagt, in der chronologischen Anordnung und Reihenfolge der einzelnen Gedichte. Zur genaueren Feststellung dieser Chronologie hat Hr. Viehoff alle Andeutungen der verschiedenen Briefwechsel und Nachträge mit der unermüdlichsten Sorgfalt ausgebeutet und schaltet an gehöriger Stelle manches schätzbare Supplement ein. So gewinnen wir wie von selbst eine Art poetischer Biographie, die einzelnen Entwicklungsstadien des Dichters springen lebendig in die Augen. Dem aus der frühesten Jugendzeit erhaltenen Gedicht „die Höllenfahrt Christi" folgt das Leipziger Liederbuch, meist sehr versgewandt geschrieben und zum Theil mit Liedern ausgestattet, die, wie z. B. die Brautnacht, der schönsten Zeit angehören könnten, im Ganzen aber von derselben in so jungen Jahren seltsam lehrhaften Altklugheit und „freudenfeindlichen Erfahrungssucht", die sich in den gleichzeitigen Fragmenten der von A. Schöll herausgegebenen Briefe und Aufsätze wiederfindet. Es sind reflektirte Nachklänge der vorangegangenen Literaturperiode. Mehr auf eigenen Füssen steht das Sesenheimer Liederbuch. Es gibt nur erlebte, ursprüngliche Gefühle, die aber noch nicht künstlerisch geklärt, noch nicht aus der momentanen, leidenschaftlichen Verstrickung herausgehoben sind. Daher erscheint es formell gegen jene Leipziger Gedichte sogar wie ein Rückschritt. Nach diesen ersten jugendlichen Anfängen treten wir in die Zeit des Götz und Werther, dem eigentlichen Beginn von Göthe's öffentlicher Wirksamkeit. Die drei Phasen, die in der Göthe'schen Entwicklung zu unterscheiden sind, der geniale Naturalismus, die theoretisch geklärte Classicität und die alterschwache Ermattung markiren sich auch in der Lyrik auf das Bestimmteste. Die erste Periode, seine Naturpoesie, ist ein besonders treuer Spiegel seiner Erlebnisse. In jenen stürmenden Stegreifgedichten, die der Dichter nach eigenem Geständniss auf einsamer Wanderung wie in unbewusster Naturnothwendigkeit vor sich hinsang, in des Pilgers Morgenliede, im Schwager Kronos, in der schon in Weimar gedichteten Harzreise, in den Liedern an Lili, besonders in Lili's Park, in dem trotzig grollenden, titanisch er-

Digitized by Google

habenen Prometheus haben wir echte Produkte der Sturm- und Drangperiode, während uns die Kunstlieder aus dieser Zeit das dilettantische Schwanken verrathen, mit dem sich der Dichter zur bildenden Kunst hinneigte. Es folgt die stürmische, innerlich gährende Uebergangszeit der ersten Weimarer Jahre. In der herrlichen „Seefahrt" ruft der Dichter den bangenden Jugendfreunden, die ihn vom Sturme verschlagen und zu Grunde gegangen wähnen, Muth zu, als unerschrockener Schiffer streckt er klug die Segel nieder,

„Er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern."

Ein kühner Adlersjüngling („Adler und Taube"), erkennt er doch die Weisheit der Taube, die ihm die Genügsamkeit als das wahre Glück anpreist und feiert in jenen wunderbar lieblichen, lyrisch-didaktischen Stosseufzern, die aus der Zeit um 1777 stammen, (Hoffnung, Sorge, Muth, Beherzigung, Ein Gleiches, Erinnerung) mitten im Strudel genialer Libertinage mild beruhigende Augenblicke der Sammlung und Selbstbesinnung. Gleichzeitig blicken wir durch die damals entstandenen Redoutengedichte (Ausgabe in 40 Bdn. Bd. 6. S. 185—198) in die äusseren Zerstreuungen des Hoflebens, das aber auch insofern seiner Dichtung zu Gute kommt, als es ihn zu seinen naturfrischen, frühlingsduftigen Singspielen und mit diesen zu singbaren, balladenartigen Liedern (der Fischer, Epiphanias, Erlkönig u. a.) hinführt. Jetzt beginnt ein Wendepunkt in Göthe's Leben. Der reiche, sprudelnde Jugendmuth hat sich ausgetobt. Sowohl Wieland als der Herzog von Weimar können sich am Anfang der achtziger Jahre in ihren Briefen an Merk gar nicht genug verwundern, wie Göthe inzwischen so ausserordentlich feierlich und schweigsam geworden. Er selbst bezeichnet am 3. Sept. 1783 in seinem Gedicht „Ilmenau" das kraftgeniale Wesen als längst hinter ihm liegend. Mit dieser inneren Massbeschränkung trifft aus leicht erklärlichen Gründen die erwachende Hinneigung zum klassischen Alterthume zusammen. Hymnen, anakreontische Gedichte (in der Gedichtsammlung unter der Gruppe „Antiker Form sich nähernd" zusammengereiht) und Epigramme sind die ersten Früchte dieser neuen Richtung, die durch des Dichters italienische Reise sich zu ihrer letzten, wahrhaft künstlerischen Vollendung abklärt.

Die Göthe'sche Lyrik zeigt jetzt dieselbe Wandlung wie die grösseren Produktionen. Wie die antikisirend concipirten Dramen, Tasso und

Digitized by Google

Iphigenie, sich erst in Italien zu echt klassischer Form umbilden, so bekommen wir jetzt nach jenen früheren, „der antiken Form sich annähernden" Gedichten antike Gestaltungen im schönsten Sinne des Wortes, die römischen Elegien, die venezianischen Epigramme, anakreontische Genrebilder, wie „Amor als Landschaftsmaler und die Morgenklagen", Idyllen wie Alexis und Dora und der neue Pausias. Wir stehen jetzt in der zweiten Periode des Dichters, die man im Gegensatz zur ersten naiven Naturpoesie als bewusste Kunstpoesie bezeichnen kann. Die Stimmungen und Situationen, die geschildert werden, sind nicht mehr nur unmittelbar erlebte, sondern zum Theil fingirte; die Produktion ist nicht mehr nachtwandlerähnlich instinktiv, sondern fusst auf bewussten Principien und klar erkannter, theoretischer Einsicht. Deshalb ist der Dichter jetzt auch unerbittlich gegen allen sich schamlos aufspreizenden literarischen Sanscülotismus und geisselt ihn, zum Theil in Gemeinschaft mit seinem grossen Freunde Schiller, in den Xenien, im Chinesen in Rom, in den Musen und Grazien in der Mark und ähnlichen polemisch-poetischen Ergüssen. Er treibt mit Schiller kunsttheoretische Studien, die neu gewonnene Erkenntniss von den specifischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Kunstformen reizt ihn, Arten, in denen er bis dahin noch nicht aufgetreten war, auch seinerseits zu erproben. Es entstehen aus solchem formellen Interesse, wie unter seinen grösseren Werken Hermann und Dorothea und die Achilleis, so hier die poetischen Episteln, die Metamorphose der Pflanzen, Euphrosyne und endlich die tiefen, klaren Balladen, wie die Braut von Corinth, der Gott und die Bajadere, der Zauberlehrling u. s. w., Balladen, die im Verhältniss zu der volksliederartigen, naturelementarischen der vorigen Periode mehr innerliche, sittliche Conflikte des Culturlebens zum Vorwurf haben und daher, wenn wir der in der neueren Aesthetik durch Echtermeyer üblich gewordenen Unterscheidung folgen, mehr als Romanzen zu bezeichnen sind. Er bearbeitet alte Volkslieder, fremde und heimische, zu neuen Liedern und Balladen und zeigt uns in den „Geselligen Liedern", die im Jahre 1801 und 1802 durch ein gesellschaftliches Kränzchen hervorgerufen wurden, dass sein Gemüth zwar durch Alter und Bildung ruhiger geworden, aber nach wie vor in immer neuen, ewig frischen und ursprünglichen Klängen seine unverwüstliche Gesundheit und Heiterkeit, sein himmlisches Behagen, in die schöne Welt hinausjubelt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Viehoff's Commentar zu Göthe's Gedichten.

(Schluss.)

Ich verfolge diese Entwicklung nicht bis in die dritte Periode des Göthe'schen Lebens. Diese liegt abseits der beiden hier vorliegenden Bände des Viehoff'schen Buches, erst der dritte Band wird sie umfassen. Formell eclektisch, dem Inhalt nach allegorisirend, wie diese späteren Gedichte sind, liegt in ihnen ohnehin kein solch innerlich nothwendiger, folgerichtiger Fortschritt.

Hr. Viehoff hebt diesen organischen Gang der einzelnen Gedichte und ihren gegenseitigen Zusammenhang nicht Schritt vor Schritt hervor. Er lässt ihn mehr zwischen den Zeilen lesen, vielleicht für Solche, die Göthe nicht schon genauer kennen, ein wenig allzu undeutlich. Aber das soll sein Verdienst in unseren Augen nicht schmälern. Um so weniger, als wir leider hierauf und auf den Nachweis der von Göthe für seine Gedichte benützten Quellen sein Verdienst beschränken müssen.

Was nämlich seine Erklärung und Kritik betrifft, so beruht diese — wir müssen es rund heraussagen — auf einem totalen Verkennen des Wesens echter poetischer Gestaltung. Hr. Viehoff glaubt ein Gedicht erklärt und verstanden zu haben, wenn er im Leben des Dichters dessen äussere Bezüge und Veranlassungen nachzuweisen vermag. Er hat keine Ahnung davon, dass sich die echte Poesie zwar, wie z. B. die Göthe'sche, auf individuelle Erlebnisse gründen, diese aber nie nackt in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit darstellen darf. Er begreift es nicht, dass eben dies allein das wunderbare Geheimniss aller künstlerischen Schöpferkraft, das Wesen der Idealität ist, dass sie diese individuellen Erlebnisse und Eindrücke von ihrer äusseren Zufälligkeit befreit und das zufällig Individuelle zu allgemein menschlicher, ewiger Bedeutung und Verständlichkeit erhebt und umwandelt. Er begreift es nicht, dass jedes Kunstwerk, also auch jedes Gedicht, ein selbstständig lebensvoller, abgeschlossen in sich ruhender und deshalb auch einzig aus sich selbst erklärbarer Organismus ist. Er gleicht jenen wunderlichen Theaterfreunden, die sich nie am magischen Zauber und der Illusion der dramatischen Darstellung begnügen,

Digitized by Google

sondern das Wesen der Sache erst gründlich zu erfassen vermeinen, wenn sie von der Bühne weg fortwährend hinter die Coulissen schielen. Aus der poetischen Textur zieht er roh die rohen Fäden, den schönheitsvollen, gesunden Körperbau macht er zum anatomischen Präparat. Er kümmert sich nicht, ob ihm nicht inzwischen durch diese Analyse alle Einheit und damit alle künstlerische Wirkung lustig durch die Finger schlüpft.

Sonderbare Dinge, die dadurch zum Vorschein kommen! Gibt es etwas Zarteres als jenes Liedchen „Ueber allen Gipfeln ist Ruhe"? Wie fühlen wir in ihm all den süssen Frieden, die Schlummermüdigkeit und die Sehnsucht nach Ruhe, mit der im Walde träumerische Abendstille unser Herz erfüllt! Ganz anders Hr. Viehoff. Er geht von dem Gesichtspunkt aus, das Lied sei am 7. Sept. 1783 gedichtet und warnt daher ausdrücklich, bei den schönen Schlussworten „Warte nur, balde ruhest du auch" an Grabesruh zu denken. Göthe habe um jene Zeit gefühlt, dass seine gährende Dichterseele sich zu klären beginne. Dieses Gedicht sei daher die Vorahnung der kommenden neuen Entwicklungsphase. Was soll man zu solcher Tiefe der Auffassung sagen? Aehnlich erklärt Hr. V. das Gedicht „Rastlose Liebe". Es spricht so schön den süss unruhigen Zwiespalt des Herzens aus, wie es der Liebe entfliehen will, immer zu, immer zu, ohne Rast und Ruh, da alle das Neigen von Herzen zu Herzen so eigen Schmerzen schafft, wie es aber zuletzt selbst vor diesem harten Entschluss zurückbebt, weil die Liebe zwar Glück ohne Ruh, aber doch die Krone des Lebens ist. Wie aber erklärt es Hr. Viehoff? Er verkennt auch hier wieder die innere Einheit und sieht in diesem Zwiespalt lediglich das Schwanken des Dichters zwischen der Erinnerung an Friderike von Sesenheim und einer neuen, eben erwachenden Neigung. Was Wunder also, dass er bei einer solchen Manier in dem spiegelklaren „Fischer" eine Darstellung der verführerischen sinnlichen Liebe erblickt, worin ihm freilich Eckermann und unbegreiflicher Weise auch Echtermeyer vorangegangen sind? Was Wunder, dass er dann in der Deutung von Hans Sachsens poetischer Sendung sogar Hrn. Göschels mystisch-symbolische Wege einschlägt?

Wie kann es unter solchen Umständen um das Verständniss der Form, wie gar um deren Kritik stehen? Es ist wahr, Hr. Viehoff gibt hie und da vortreffliche, feine Bemerkungen über Reim und Rhythmus, er benützt überall die sinnige Poggel'sche Theorie der Gleichklänge und führt sogar nicht selten mit sicherem Takte deren Andeutungen weiter. Aber ist denn Reim und Rhythmus die ganze Form? Oder liegt diese nicht ebenso wesentlich in der Composition eines Gedichts, in seiner

Digitized by Google

künstlerischen Gliederung? Für diese aber hat Hr. Viehoff schlechterdings kein Auge; er frägt nie darnach, ob nun auch wirklich in diesen Gedichten die volle Einheit von Inhalt und Form erreicht, d. h. mit andern Worten, ob der Gedanke zur plastischen Bildlichkeit, zur zwingenden Durchsichtigkeit herausgearbeitet sei. Hr. V. ist hierin absolut naiv, absolut kritiklos. Ueberall dasselbe devotest unterthänigste Kopfzerbrechen, was wohl der Dichter in Gedichten wie z. B. in die „Geheimnisse oder die Weissagungen des Bakis" hineingeheimnisst habe, wie dies uns bei den meisten Erklärern des zweiten Theils vom Faust so abschreckend entgegentritt. Als ob es nicht einfacher und zugleich tiefer wäre, bei solchen Gelegenheiten recht nachdrücklich hervorzuheben, dass jedes Gedicht, das nicht in sich selber den Commentar habe, das Grundgesetz aller Kunst verletze und deshalb unschön sei! Und so innig und klar auch gerade die meisten lyrischen Gedichte Göthe's sind, so finden sich doch auch unter ihnen Produktionen, in denen die Spuren der zufälligen äusseren Veranlassungen noch nicht getilgt sind oder die sich zu blasser Allegorie verflüchtigen. Th. Echtermeyer hat schon vor vielen Jahren auf diese verwirrende Stoffartigkeit in mehreren Gedichten der Sturm- und Drangperiode hingewiesen. (Auswahl deutscher Gedichte, 5. Ausgabe, S. XLV.) Sie findet sich ebensosehr in Gedichten des reifen Mannesalters, wie z. B. ausser den oben erwähnten in dem sonst an einzelnen Stellen so schönen „Ilmenau"; sie findet sich noch mehr und hier sogar meist in erdrückender Weise in den allegorisch-symbolischen Gedichten der letzten Zeit. Hier vor Allem wird kritisches Verständniss Noth thun.

Wahrlich, es wird Zeit, dass wir jetzt endlich einmal mit der Beurtheilung unserer grossen Dichter Ernst machen und auch in ihnen den Spreu vom Weizen sondern. Denn trügt uns nicht Alles, so gehen wir gerade jetzt einer neuen Epoche unserer Poesie entgegen. Haben erst die politischen und socialen Wirren der Gegenwart ausgerungen, so haben wir wieder einen grossen geschichtlichen Inhalt, wir haben dann wieder einen Schwung und Thatendrang des Lebens, aus dem wie von selbst und nothwendig eine im echtesten Sinne des Wortes nationalgeschichtliche, ursprüngliche Kunst und Poesie herauswächst. Und es ist kein Zweifel, diese Kunstblüthe wird um so reiner, je strenger wir uns ein für alle Mal daran gewöhnen, überall rücksichtslos nur die höchsten Forderungen der Kunst gelten zu lassen.

Hermann Hettner.

Digitized by Google

A voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions, during the years 1839—1843. By Captain Sir James Clark Ross. — With plates, maps and woodcuts. In two volumes. I vol.: LII. u. 366; II vol.: X. u. 446. — London: John Murray, Albemarle Street. 1847.

In einer Versammlung der englischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften zu Newcastle im August 1838 war der Wunsch geäussert worden, wie wichtig es sey, über den Erdmagnetismus in den Südpolargegenden genauere Nachforschungen anstellen zu lassen. Mit Bereitwilligkeit ging die Admiralität auf den Vorschlag ein; sie liess zwei treffliche Schiffe ausrüsten und schon in der Mitte Septembers 1839 verliess die Expedition — die eine tüchtige Mannschaft, wohlerfahrene Offiziere zählte — unter dem Befehl des Capitän Ross England. Gefahren und Mühseligkeiten verschiedener Art harrten der Seefahrer in den antarctischen Regionen; mehr wie einmal waren sie, ganz umschlossen von Eismassen, ohne Aussicht auf Rettung; manchmal wurden bereits wohlverstopfte Glasflaschen ins Meer geworfen, welche die wichtigsten Angaben enthielten — aber stets waltete ein günstiges Geschick und nach einer Abwesenheit von vier Jahren kehrte die Expedition glücklich ins Vaterland zurück. In vorliegendem, höchst interessanten Werke theilt uns nun Capitän Ross die Resultate seiner Forschungen mit, die für den Physiker, Geographen, Geologen, Zoologen und Botaniker von gleicher Wichtigkeit sind; dabei schildert er mit schlichter Wahrheit, ohne Uebertreibung, die Gefahren und Abenteuer, die er und seine Gefährten bestanden.

Nach kurzem Aufenthalt auf Madeira und an dem St. Pauls Eiland erreichte man am 17. Dezember die Insel Trinidad. Sie besteht aus vulkanischen Gesteinen, die an einigen Stellen bis zu 2000 Fuss über das Meer emporsteigen und sich durch ihre pittoresken, seltsamen Felsformen auszeichnen. Die merkwürdigsten sind der Sugar loaf Hill (Zuckerhut) und der nine Pin rock (Kegelfels). Letzterer hebt sich in prachtvollen Säulen schroff zu einer Höhe von 850 Fuss aus dem Meere empor. (Ein trefflicher Holzschnitt stellt den Fels dar.)

Der Plan, auf St. Helena magnetische Beobachtungen anzustellen, wurde bald aufgegeben. Der ungünstige Einfluss, den die vulkanischen Gesteine der Insel auf den Magnet ausübten, war Hauptursache, und schon im Februar 1840 segelte man weiter. Besondere Beachtung verdienen die Mittheilungen über die Strömung kalten Wassers, die sich in gewisser

Digitized by Google

Entfernung um das Cap von Osten herzieht; 45 Meilen vom Land bei einer Tiefe von 120 Faden betrug die Temperatur des Wassers 45° Cels., an der Oberfläche 56°, hingegen 60 Meilen vom Land bei 200 Faden 43°, an der Oberfläche 61°. — Am 17. März liefen die Schiffe in die Simonsbai ein. Auf ihrem Wege nach den Prinz Eduards Inseln hatten die Seefahrer mit heftigen Stürmen zu kämpfen; innerhalb einer Woche änderte sich die Temperatur (des Meeres und der Luft) um 30° — man hatte das tropische Klima verlassen und näherte sich den Polargegenden. Die Prinz Eduards Inseln wurden von einem französischen Seefahrer im Jahre 1772 entdeckt, erhielten aber ihren Namen erst später von Cook. Sie sind vulkanischen Ursprungs.

Kerguelens-Eiland — gleichfalls im Jahre 1772 durch den Franzosen Kerguelen entdeckt — gewährt einen seltsamen, überraschenden Anblick. Zu mehr denn tausend Fuss Höhe hebt sich die Küste treppenförmig in die Höhe. Cormick — Geolog bei der Expedition — theilt über die geologischen Verhältnisse der Insel interessante Thatsachen mit. Das terrassenartige Ansteigen der Gestade lässt auf einen horizontal geschichteten Kalkstein oder Sandstein schliessen — es sind aber vulkanische Gebilde. Basalt ist das herrschende Gestein; auch Diorit und Mandelstein treten auf. Zahlreiche Kegelberge, mit Krater-artigen Gipfeln, erheben sich bis zu 200—300 Fuss Höhe, von Trümmern vulkanischer Felsmassen umgeben — ein Beweis von dem zerstörenden Einfluss der plötzlichen atmosphärischen Wechsel, welche sie stets erleiden. In der Nähe der Cumberlandbai kommt Quarz in ausgezeichneten Krystallen in hohlen Räumen des Mandelsteins vor; am Christmas- (Weihnachts-) hafen finden sich Zeolithe in Menge. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist das Auftreten von fossilem Holz und von Kohle inmitten der vulkanischen Gebilde. Ersteres wird, meist völlig verkieselt, von Basalt umschlossen; letztere geht in Hohlwegen zu Tage in unmittelbarer Berührung mit einem Mandelstein-artigen Diorit. Unfern des Caps François erhebt sich ein vulkanischer Kegelberg mit einem Krater-artigen Gipfel bis zu 1200 Fuss über das Meer. Ein mit Eis bedeckter, nicht unbedeutender See erfüllt die Vertiefung am Gipfel, umgeben von Basaltsäulen. — Die spärliche Flora von Kerguelens-Eiland zeigt sich, nach den Beobachtungen Hookers (der zugleich als Wundarzt bei der Expedition), jener von Spitzbergen und Melville-Eiland analog. — Trotz des ungünstigsten Wetters wurden die magnetischen Untersuchungen mit grösster Ausdauer betrieben. Die mittlere Neigung der Magnetnadel betrug 69° 59′ 4″ S., die Abweichung 30° 33′ 35″. Nach einem Aufenthalt von 68 Tagen — von

Digitized by Google

denen nur 3 ohne Regengüsse oder Schneestürme waren — verliessen die Seefahrer Kerguelens-Eiland.

Nach manchem Sturme langten sie in Hobart Town auf Van Diemens Land an, wo sie freundliche Aufnahme in der britischen Colonie fanden. Von da wurde im November die Fahrt nach den über 800 Meilen entfernten Aucklands-Inseln angetreten. Diese Inselgruppe — im Jahre 1806 durch Abraham Bristow entdeckt — besteht aus einem grösseren Eiland und mehreren kleineren, durch schmale Kanäle getrennt. Das bedeutendste ist ungefähr 30 Meilen lang und 15 breit. Der Verf. glaubt, dass eine Ansiedelung zum Behuf des Wallfischfanges einträglich seyn würde, da während seiner Anwesenheit solche Thiere in Menge im Hafen erschienen. Die Aucklands-Inseln sind vulkanischen Ursprungs; sie bestehen aus Basalt und Diorit. An einem Vorgebirge, Deas Head genannt, erheben sich die schönsten Basaltsäulen bis zu einer Höhe von 300 Fuss; sie sind in hohem Grade magnetisch. Ausführliche Mittheilungen gibt Hooker über die merkwürdige Vegetation auf den Eilanden, auf die wir hier nicht eingehen können, da sie ohne die Abbildungen unverständlich bleiben würden, und Hooker überdies in einem besondern Werke (Botany of the Antarctic expedition) alle seine Beobachtungen zusammengefasst hat.

Zunächst wurde nun die ungefähr 163 englische Meilen entfernte Campbellsinsel besucht, welche Hazelburgh im Jahre 1810 entdeckte. Das Eiland — dessen Umfang ungefähr 30 Meilen beträgt — ist bergig, macht aber einen weit ungünstigeren Eindruck als die Aucklands-Inseln. — Von hier aus näherte sich nun Capitän Ross in gerader Richtung dem Südpol. Am 27. Dezember zeigte sich den Seefahrern (in 63° 20′ s. B.) der erste Eisberg — bald darauf zählten sie 15 vom Verdeck aus. Die Eisberge jener Gegend unterscheiden sich von denen des arctischen Meeres durch geringe Formenmannigfaltigkeit; sie sind indess von beträchtlicher Grösse, haben allenthalben senkrecht emporsteigende Seiten, und ihre tafelartigen Gipfel erheben sich bis zu 120—180 Fuss; ihr Umfang betrug wohl über zwei Meilen. Fortwährend stürzten Massen von denselben herunter, ein Beweis, wie selbst in diesen hohen Breitegraden eine stete Zerstörung ihren vernichtenden Einfluss auf diese Eiscolosse ausübt. Am 1. Januar 1841 befanden sich Capitän Ross und seine Gefährten innerhalb des antarctischen Kreises; nach allen Seiten von Eismassen umgeben feierten sie in eigenthümlicher Weise den Neujahrstag. Wenige Tage später glaubte man Land zu sehen — zahlreiche Schnee-bedeckte Hügel zeigten sich in weiter Ferne dem Auge; es war aber eine Täuschung.

Digitized by Google

Auf den Eisfeldern ruhende Wolken und Nebel hatten den Irrthum veranlasst. Endlich am 11. erschien Land — eine Reihe pittoresker Bergformen, die Gipfel mit ewigem Eise gekrönt, zahlreiche Gletscher erfüllen die Thäler, und ziehen sich von den Bergspitzen einige Meilen weit ins Meer hinab, wo sie in hohen, senkrechten Klippen endigen. Die ganze Berggruppe ist — nach Gesteinen, die sich die Seefahrer verschafften — vulkanischen Ursprungs; sie steigt zu 7 bis 10,000 Fuss empor. Sämmtliche Berge erhielten ihre Namen; einer der bedeutendsten wurde Mount Sabine genannt, zu Ehren des britischen Seeoffiziers Sabine, dessen Verwendung hauptsächlich viel zur Ausführung der Entdeckungsreise beigetragen hatte. (Auf S. 186 sind die Namen der entdeckten Berge und Vorgebirge angegeben.) Die ersten Versuche zu landen scheiterten; zahlreiche Massen von Treibeis legten unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Zuletzt nahm man den Vortheil wahr, den eine schmale Oeffnung zwischen dem Eise gewährte, und durch dieselbe bahnten sich nun die Boote den Weg und landeten auf der grössten der Inseln.

Im Namen der Königin Victoria — so erzählt Ross — ward Besitz von dem Land genommen, unter dem Jubel der Schiffsmannschaft die englische Flagge aufgepflanzt. Die Insel erhielt den Namen Posession Island. Sie liegt 71° 56′ B. und 171° 7′ ö. L. Sie besteht gänzlich aus vulkanischen Gesteinen, und ist nur auf der westlichen Seite zugänglich. Nicht die geringste Spur von Vegetation zeigte sich — aber unermessliche Schaaren von Pinguinen bedeckten fast die ganze Insel; sie schienen den Fremdlingen gleichsam den Besitz des Landes verweigern zu wollen, indem sie mit ihren scharfen Schnäbeln nach ihnen stiessen. Mit Bruchstücken von Felsmassen und mit getödteten Pinguinen beladen begaben die Engländer sich wieder auf ihre Schiffe.

Die Reise nach Süden wurde fortgesetzt, und nach wenigen Tagen erschienen neue Berge, deren Höhe nach den Messungen der Seeoffiziere 12 bis 14,000 Fuss betrug; auch sie erhielten alle Namen, wie Mount Herschel (zum Andenken Herschel's) u. s. w. Ross und seine Gefährten waren jetzt weiter südlich vorgedrungen, als je ein Schiff vor ihnen wohl gekommen war — sie befanden sich am 22. Jan. unter 74° 20′ s. B., das Interesse stieg nun mit jedem Tag, der sie dem magnetischen Pole näher brachte, wie sich ihre Ausdauer nicht verminderte. Am 27. Jan. entdeckten sie eine neue Insel, „Franklin Island"; sie liegt unter 76° 8′ s. B. und 168° 12′ ö. L., hat eine Breite von ungefähr 12, eine Länge von 6 Meilen, und ist ganz vulkanisch. Bald darauf zeigte sich neues Land, die Gipfel mehrerer Berge tauchten in der Ferne auf und — wer

Digitized by Google

vermag das Erstaunen der Seefahrer zu schildern, als sie einen ungefähr 12,400 Fuss hohen Berg erblickten, der Rauch und Feuer ausstiess! Kaum glaubten sie ihren Augen trauen zu dürfen.

Die Entdeckung eines thätigen Vulkans in so hoher südlicher Breite bildet einen wichtigen Moment in der Geschichte unseres Planeten, und ist namentlich von hohem geologischem Interesse. Capitän Ross nannte ihn (nach seinem Schiffe) Erebus; einen östlich liegenden, erloschenen Feuerberg von 10,900 Fuss Höhe nach dem andern Schiffe Terror, eine kleine, hohe, runde Insel Beaufort Island. — Ein neues Hinderniss stellte sich bald darauf der Weiterfahrt in den Weg — eine Eiswand von beträchtlicher Höhe, längs welcher die Wanderung mehrere Tage lang fortgesetzt wurde, ohne dass sich ein Ausweg bot. Endlich beschloss Capitän Ross den Rückzug anzutreten. Die Lage der Schiffe war höchst gefahrvoll — auf der einen Seite die fast 200 Fuss hohe Eiswand, auf den andern Seiten zahllose Massen von Treibeis, welche die Schiffe gänzlich einzuschliessen drohten. Dabei hatte sich ein so dichter Nebel auf die schauerliche Einöde gelagert, dass die Mannschaft auf den beiden Schiffen in gewissen Zeiträumen durch Flintenschüsse sich ihrer Nähe zu versichern suchte. Am Abend des 3. Februar ward ein Fass über Bord geworfen, das die wichtigsten Resultate über den bisherigen Erfolg der Expedition enthielt, mit dem Ersuchen, solche der Admiralität in London zuzustellen. — Die Rückreise war nicht minder gefährlich; immer dichter schaarten sich die Eismassen um die Schiffe; unter heftigem Sturme fiel der Schnee in dichten Flocken; die Wogen, welche sich über dem Verdeck brachen, froren auf demselben in kurzer Frist und die Kleider der Mannschaft wurden mit dicker Eiskruste bedeckt. Endlich unter Mühseligkeiten mancher Art gelangte man wieder in die kurz vorher entdeckten Regionen, am Erebus vorbei, der in steter Thätigkeit sich zeigte. Das gesammte von Ross entdeckte Land erhielt den Namen „Victoria Land". Besondere Beachtung verdient der Wechsel in der Abweichung der Magnetnadel, den Ross beobachtete — von 114° W. bis zu 40° W., in einem Raum von 360 Meilen demnach 74°. Am 4. März befanden sich Ross und seine Gefährten wieder ausserhalb des antarctischen Kreises.

An den im Jahre 1839 entdeckten Balleney-Inseln vorbei wurde nun die Rückfahrt nach Van Diemens Land angetreten. Mit ungünstigen Winden und Eisbergen hatten die Schiffe noch vielfach zu kämpfen, bis sie im Anfang April wieder in Hobart Town anlangten. Aus den mannigfachen Schilderungen, die uns Ross von diesem Theil seiner Reise gibt, heben wir nur dessen Beschreibungen der Aurora Australis hervor. Be-

Digitized by Google

kanntlich hat man über das Südpolarlicht weit weniger Nachrichten wie über das Nordlicht (Aurora borealis), das schon von älteren Seefahrern, wie Wrangel, Parrot, Scoresby u. A. ausführlich beschrieben wurde. Das erste Südpolarlicht sah Ross am 1. März (unter 68° s. B.) und bemerkt: „es ist ganz verschieden von dem Nordlicht, das ich so oft in den arctischen Regionen beobachtete, namentlich durch die grössere Länge senkrechter Strahlen und durch das Häufige und Plötzliche in der Erscheinung desselben, das mehr einen Blitz-artigen Charakter hat. Es zeigte sich vollkommen farblos, bei einer seitlichen zitternden Bewegung, und bildete einen unregelmässigen Bogen von ungefähr 30° Höhe. Es scheint demnach, dass wie in den nordischen Gegenden der Hauptsitz des Lichtes nicht in den höheren Breiten ist, sondern dass dasselbe zumal unter dem 68° häufig vorkommt.“ — Eine noch ausgezeichnetere Lichtentwickelung beobachtete der Verf. etwas später unter dem 62° s. B., einen glänzenden Bogen, der sich w.n.w. und o.s.ö. über dem Zenith ausdehnte. Er war von gelber Farbe, die Enden purpurroth schimmernd. Nach einer Viertelstunde neigte sich der Mittelpunkt des Bogens allmälig nach N.N.O. und verschwand 10° oberhalb des Horizontes. Eine Reihe ähnlicher Bogen bildete sich in einer Höhe von ungefähr 10°. Die Sterne wurden durch das glänzende Licht der Aurora Australis verdunkelt — aber bald folgte auf das schöne Schauspiel ein bedeutender Schneefall — das weit verbreitete Licht färbte den Saum der Wolken, aus denen der Schnee sich herabsenkte. Mit der Ankunft in Hobart Town schliesst der erste Band des lehrreichen Werkes; von grösseren, trefflich ausgeführten Abbildungen enthält derselbe: den Christmas-Harbour auf Kerguelen Eiland; Mount Sabine und Posession Island; Coulman Island; Beaufort Island und Mount Erebus. Eine besonders gelungene Tafel stellt die gefahrvolle Lage der beiden, von Eismassen umgebenen Schiffe vor der grossen Eiswand dar.

Nur ungern und der Nothwendigkeit weichend war Capitän Ross zurückgekehrt. Es war eine seiner schönsten Hoffnungen gewesen, auch auf dem südlichen magnetischen Pole — wie einst am Nordpole — die englische Flagge aufpflanzen zu können. Diesen Plan hatte er aber nicht aufgegeben. Nach einer Rast von mehreren Monaten, die der von langem, strengem Seedienst erschöpften Mannschaft zu gönnen, zur Ausbesserung der Schiffe nothwendig war, sollte mit Beginn der besseren Jahreszeit in jenen Regionen eine neue Fahrt angetreten werden. Die Naturforscher bei der Expedition benutzten diese Zeit, um auf Van Diemens Land geologische Untersuchungen anzustellen. Ihre Aufmerksamkeit wurde besonders durch seltsame Verhältnisse im Derwentthale gefesselt. Dort

Digitized by Google

finden sich nämlich in einem porösen, verschlackten Basalt grosse Mengen zu Opalmasse umgewandelten Holzes. Die ursprüngliche Structur der Stämme und Zweige ist noch ganz gut erhalten. Die Aussenseite zeigt sich aber glasig. Einzelne Stücke wogen mehrere Pfund. Hooker beobachtete eine Masse, die einem Fichtenstamm ähnlich, vollkommen versteinert war, von ungefähr 6 Fuss Höhe und gegen $2^1/_2$ Fuss an der Basis. Sie stand aufrecht in einer Klippe harten, zelligen Basaltes, der sie ursprünglich umschloss, später aber durch Steinbruchbau entfernt wurde. Ueber die allgemeinen geologischen Verhältnisse von Tasmanien theilt Cormick interessante Nachrichten mit.

Der Gesammtcharakter jener Gegend ist bergig; ein Hauptgebirge durchzieht in Zickzack-artiger Richtung die Insel, zu einer Höhe von 5500 Fuss über das Meer emporsteigend. Fünf oder sechs Seen finden sich noch in den höheren Regionen, ungefähr 3 bis 4000 Fuss über der See. Die herrschenden Gesteine sind Basalt und Grünstein, häufig Mandelstein-artig. Auch neptunische Gebilde erscheinen; Sandstein, Kalkstein, Thon; sie lassen die heftigsten und verschiedenartigsten Störungen wahrnehmen, welche die in mehreren Epochen heraufgestiegenen plutonischen Gesteine hervorriefen. Basalt und Grünstein spielen bei Zusammensetzung des Gebirgszuges eine bedeutende Rolle, und zeigen sich nicht selten — wie am Cape Pillar, am Cape Raoul — aufs Schönste säulenförmig abgesondert. Granit findet sich bei Ben Lomond. Eine grosse Verbreitung steht der Kohlenformation zu, die mitunter eine Mächtigkeit von 150 Fuss erreicht. Auch metallische Substanzen werden gewonnen, so namentlich Eisenerz bei Richmond, ferner Blei, Kupfer, Zink und Mangan.

Im Anfang des Juli (1841) wurde Hobart Town verlassen und zunächst nach Neu Südwales gesteuert, und im Port Jackson gelandet. Ueber den Zustand der Colonie von Sidney theilt der Verf. einige Bemerkungen mit. Von da wendete man sich nach Neu Seeland. Die beiden Inseln wurden vom Holländer Tasmann 1642 entdeckt, später aber erst durch wiederholte Besuche Cook's bekannter. Nach einer Fahrt von wenigen Tagen erblickten Ross und seine Genossen die nördlich von Neu Seeland gelegenen drei Königsinseln und das hohe Cap Maria van Diemen, und liefen am 17. August im Kawa-Kawa Fluss ein. — Trotz des gänzlichen Mangels an Wegen auf der Nordinsel versuchte Cormick dennoch auf einigen Ausflügen sich über die geologische Beschaffenheit derselben zu unterrichten. Basalte und Grünsteine scheinen auch hier eine bedeutende Rolle zu spielen und den grösseren Theil des Eilandes zusammenzusetzen. Im Bette des Waikangui-Flusses gehen beträchtliche

Digitized by Google

Felsen von körnigem Kalk zu Tage, die vielleicht Einlagerungen oder Gänge in dem Grünstein bilden. Letzterer zeigt in der Nähe der Missionsstation Waimate eine eigenthümliche kugelige Absonderung; die Grünsteinkugeln sind weit hin zerstreut. Zehn Meilen von Waimate liegt ein vulkanischer Kegelberg mit einem ausgezeichneten Krater. Die Gehänge des ehemaligen Vulkans werden von Schlacken- und Basaltmassen bedeckt. In der Nähe des Berges entspringen heisse Quellen, deren Abfluss sich auf dem ausgehöhlten Lavaboden sammelt; unaufhörlich steigt aus diesen Pfützen Schwefelwasserstoffgas auf, ihre Umgebungen sind mit Schwefel überzogen. Der Keri-Keri-Fluss bildet einen herrlichen Wasserfall über eine gegen 90 Fuss hohe Basaltwand; unterhalb derselben ist eine geräumige Höhle, deren Boden mit einem ockerigen Thon von verschiedener Farbe bedeckt ist. Die Eingeborenen bemalen mit demselben ihre Haut. In dem Waiomio-Thal erheben sich aus dem Grünstein bis zu einer Höhe von 40 Fuss höchst pittoreske Felsmassen von körnigem Kalk, die aus der Ferne gesehen täuschend alten Burgen gleichen. Die Ufer der Waingaroa-Bai bestehen aus Sandstein und Kalkstein; letzterer umschliesst fossile Reste, wie Ostrea, Pecten, Terebratula, Turritella. Der Sandstein wird sehr häufig von Grünsteingängen durchbrochen. Das nordwestliche Ende der Insel, Cap Maria van Diemen, ist aus einem vulkanischen Conglomerat zusammengesetzt. Im Alluvium hat man fossile Knochen des ausgestorbenen Vogels Dinornis giganteus gefunden, der bei den Eingeborenen den Namen Moa führt, und gegen 16 Fuss gross gewesen seyn soll. Berge von bedeutender Höhe erheben sich im Inneru des Landes, der Ruapahu 9000 Fuss, der Taranaki oder Egmontberg 8800 Fuss, der Tongariri 6000 Fuss über das Meer. Der Ruapahu ist selbst im Sommer mit ewigem Eise bedeckt und der Taranaki kann als der eigentliche Mittelpunkt vulkanischer Thätigkeit auf der Insel angesehen werden, der nicht allein Rauch, sondern auch bisweilen Lavenströme entsendet. In den Umgebungen dieser Berge trifft man Bimsstein und Obsidian in grosser Menge, und heisse Quellen treten allenthalben zu Tage. Zahlreiche Seen finden sich gleichfalls; der grösste derselben, Taupo, ist 36 Meilen lang und 25 Meilen breit und liegt 1300 Fuss über dem Meere. — Die mittlere Temperatur auf Neu-Seeland beträgt 60° Fahr., wie es bei zwei schmalen Inseln, von 800 Meilen Länge, zu erwarten, die von allen Seiten vom weiten Ocean umgeben und mit dichten Wäldern bedeckt sind, herrscht grosse Feuchtigkeit. (Auf Neu-Seeland ist bekanntlich ein ausgezeichneter Nephrit zu Hause, der von den Eingeborenen zu Beilen, Messern und dergleichen verwendet wird; er findet sich aber nur auf der südlichen

Digitized by Google

Insel Tawai Poenamu, und steht auf der nördlichen in grossem Werthe. Bis jetzt hat man noch nichts über die Art des Vorkommens des Nephrits erfahren.)

Ende Novembers verliessen Capitän Ross und seine Gefährten Neu-Seeland, um ihre zweite Entdeckungsreise anzutreten, um neuen Mühseligkeiten und Entbehrungen die Stirne zu bieten; schon in den ersten Tagen des Januars 1842 befanden sie sich innerhalb des antarctischen Kreises — und nur zu bald auch inmitten der drohendsten Gefahren. Die zahllosen Eismassen häuften sich immer mehr, so dass sich die Schiffe nur langsam, mit der grössten Vorsicht zwischen ihnen durchwinden konnten. Am 20. Januar traten noch heftige Stürme ein; die Lage der Schiffe ward eine höchst bedenkliche; 28 Stunden schwebten die kühnen Seefahrer zwischen Tod und Leben. Die ausserordentliche Geschicklichkeit, der Muth der Schiffsmannschaft allein war der Retter aus dem gefahrvollen Eislabyrinth. „Es wäre eine Ungerechtigkeit, die ich an meinen Genossen begehen würde — so sagt Ross — wenn ich ihnen nicht meine wahre Bewunderung für ihr Benehmen in der schrecklichen Lage ausdrückte; denn während jener 28 Stunden, wo kaum ein Schimmer von Hoffnung für unsere Rettung vorhanden war, zeigten sie durch Unerschrockenheit, durch strengen Gehorsam, durch energische Ausdauer, dass sie würdig sind, britische Seeleute zu heissen. Um zwei Uhr Nachmittags — das Barometer stand auf 28° 40 — steigerte sich die Wuth des Sturmes immer mehr. Obschon wir uns einige Meilen durch das Eis gearbeitet hatten, konnten wir keine Verminderung in der heftigen Bewegung des Meeres wahrnehmen; unter stetem Krachen und Getöse wurden unsere Schiffe zwischen den schweren Eiscolossen hin und her geworfen, über welche der Ocean seine berghohen Fluthen wälzte, Massen auf Massen thürmend und sie schnell wieder unter seinen schäumenden Wogen begrabend und mit schrecklicher Kraft gegen einander stossend. Die fürchterliche Grösse eines solchen Schauspiels kann man sich nicht vorstellen, nicht schildern — noch weniger die Gefühle derer, die Zeugen desselben waren.“ — (Eine sehr gelungene Abbildung stellt den verhängnissvollen Moment dar.)

Erst mit Anfang des Februar kamen die Seefahrer wieder auf ein etwas offeneres Meer, und erfreuten sich einiger günstiger Tage. Am 23. Februar befanden sie sich unter 77° 49′ s. B. und 162° 36′ w. L., als sich Eismassen mit Steinen und Erde beladen als die Herolde von Land ihnen zeigten — sie waren nicht mehr weit von der grossen Eiswand, die im vorigen Jahre ihrem Vordringen Schranken gesetzt hatte.

Digitized by Google

Aber die günstige Jahreszeit war vorbei; die zunehmende Kälte, das neu sich bildende Eis mahnten zur baldigen Rückkehr und Capitän Ross beschloss, nach den Falklands-Inseln zu steuern, um dort den Winter zuzubringen.

Der Anfang der Reise ging glücklich von statten; die Schiffe näherten sich rasch ihrem Ziel. Es war am Abende des 12. März, bei starkem Nordwestwind und heftigem Schneegestöber, als zahlreiche Eisschollen vor der Gegenwart von Eisbergen warnten. Capitän Ross hatte kaum die Marssegel einreffen lassen, um langsamer zu fahren, als dicht vor seinem Schiffe (dem Erebus) ein gigantischer Eisberg aus Nacht und Nebel auftauchte. Um dem Eisberg zu entgehen, befahl Ross sogleich mit Presswind zu segeln, als in demselben Augenblick das andere Schiff (der Terror) mit ausgespannten Mars- und Focksegeln auf den Erebus zukam. — und bald erfolgte der nun unvermeidliche Zusammenstoss beider Schiffe mit solcher Stärke, dass fast sämmtliche Mannschaft zu Boden stürzte. Die Schiffe hatten sich mit ihrem Takelwerk verwickelt und wurden auf den Eisberg getrieben, gegen dessen senkrechte Wand die Wogen anbrausten. — Auch hier bewährten sich die tüchtigen unermüdlichen Matrosen. — Die vortrefflichen Schiffe erlitten nur geringe Beschädigung, und gelangten glücklich zwischen den drohenden Eisbergen hindurch. Als der Erebus in der schäumenden Brandung des Eisberges hinsegelte, zeigte sich ein ungewöhnliches Phänomen, das um so eher Beachtung verdient, da es vielleicht einige Aufklärung über die Entstehung der Aurora Australis gibt. „Die grosse Seltenheit dieses Meteors," sagt Capitän Ross, „war uns während der letzten Reise sehr aufgefallen; um so mehr überraschte jetzt dessen plötzliches Erscheinen. Das Südlicht bildete eine Reihe glänzender senkrechter Strahlen längs der Spitze des Eisberges, aber allen den Unregelmässigkeiten auf der Oberfläche der Eismasse folgend. Es wäre demnach nicht unmöglich, dass eine gewisse Verbindung bei der Hervorbringung des Lichtes obwalte zwischen dem feuchten Nebel der aus den gegen die Eiswand schlagenden Wogen emporsteigt und der elektrischen Thätigkeit zwischen dem Eisberg und der kälteren ihn umgebenden Luft. — In den ersten Tagen des April langten die Seefahrer auf den Falklands-Inseln an.

Wissenschaftliche Untersuchungen verschiedener Art beschäftigten die Offiziere und Aerzte, während die Schiffe ausgebessert wurden. Im September unternahmen Ross und seine Gefährten einen Ausflug nach den Feuerlands-Inseln; das ungefähr 10 Meilen nordwestlich vom Cap Horn gelegene Hermite-Eiland gab besonders den Naturforschern bei der Ex-

Digitized by Google

pedition, Hooker und Cormick, Gelegenheit, eine Fülle wichtiger botanischer und geologischer Thatsachen zu beobachten. Der Charakter der Landschaft auf der Hermite-Insel erweckte in hohem Grade bei Hooker die Erinnerung an gewisse Gegenden des westlichen Schottlands — nur aus den abweichenden Thier- und Pflanzenarten lässt sich auf eine südliche Hemisphäre schliessen. Die von hohen Gebirgen begrenzten Seearme, die schroffen, unzugänglichen Felsen, welche aus den Buchten emporsteigen, die brausenden Waldbäche, welche sich in allen Thälern von Fels zu Fels herabstürzen, erinnern an Argyleshire — nur ist die ganze Scenerie noch grossartiger und wilder. — Ueber die geologische Beschaffenheit bemerkt Cormick: die Insel hat eine unregelmässige Form, ist reich an tief ins Land schneidenden Buchten. Schroff und kühn steigen die Küsten empor, von einzelnen Kegelbergen überragt, deren höchster, Mount Kater, sich bis zu 1742 Fuss über das Meer erhebt. Das Eiland hat eine Länge von 12 Meilen. Plutonische Gesteine herrschen allenthalben; syenitischer Grünstein nimmt seine Stelle über Granit ein, ausserdem zeigen sich einige feldspathige und quarzige Gesteine. Fast alle die Kegelberge bestehen aus syenitischem Grünstein, nur Forsters Peak wird von feinkörnigem, dunkeln Grünstein zusammengesetzt. Den Grünstein macht seine Polarität und sein starker Magnetismus merkwürdig. Am südlichsten Theil der Insel, namentlich am Cap Spencer, treten Granite auf. Wild und regellos sind Granitblöcke hier über einander gethürmt, manche nicht selten von Grünsteingängen durchzogen. Der Gipfel des Cap Spencer besteht aus syenitischem Grünstein. Von hier aus sieht man die Schnee-bedeckten Häupter der Berge von Feuerland — die schwachen Umrisse der Diego Ramirez Felsen zeigen sich, kleinen Hügeln gleich, über dem Horizont.

Capitän Ross gibt uns eine interessante Skizze vom Charakter der Bewohner der Hermite-Insel. Sie sind unbedingt die elendsten menschlichen Geschöpfe; die Esquimos nördlicher Gegenden überragen sie bei Weitem an Civilisation. In fast beständigem Stumpfsinn bringen sie ihr Leben hin. Die Männer waren mit sehr roh gearbeiteten Speeren bewaffnet, deren sie sich zur Jagd auf Seehunde und Vögel bedienen. Eine beinerne Spitze war durch einen aus Seehundsfell gefertigten Riemen an dem Schaft befestigt. Die Frauen müssen alle Arbeit thun. Die sechs grössten Männer, welche Ross sah, massen nicht über fünf Fuss. Ausserordentlich schwer ist ihre Sprache, die einzelnen Worte sind nicht auszusprechen, die Engländer mussten sich daher durch Zeichen mit ihnen verständigen. Indess betrugen sie sich sehr friedfertig und freundlich

Digitized by Google

gegen ihren Besuch. Bei seiner Abreise liess der Capitän Messer, Beile, Sägen und andere Werkzeuge unter sie vertheilen — unstreitig Geschenke von hohem Werth.

Endlich am 17. Dezember verliessen die Seefahrer die Falklands-Inseln, um ihre dritte und letzte Entdeckungsreise anzutreten. Schon am 28. Dezember entdeckten sie Land — ein seltsames Vorgebirge mit einem tiefen Einschnitt, für einen guten Hafen passend. Noch weiter nordwärts, in grösserer Entfernung, erschien ein anderes Cap; Ross glaubte, dass es das nördlichste Vorgebirge des von d'Urville entdeckten Landes, Joinville genannt, sey. Als sich die Nebel zertheilten, erblickte man einen rundlichen, mit Schnee bedeckten Berg, aus dem eigenthümlich gestaltete Felsmassen hervorragten, und nicht mit Schnee bedeckt. In noch grösserer Ferne zeigte sich ein hohes Eiland von sonderbarer Gestalt. Ross nannte dasselbe Aetna Islet, wegen seiner überraschenden Aehnlichkeit mit dem sicilianischen Feuerberg. Es war ganz mit Schnee bedeckt und konnte von Weitem leicht für einen Eisberg gehalten werden. Ein gigantischer, mehrere Meilen breiter Gletscher, reichte von einer Höhe von 1200 Fuss bis ins Meer hinab, mit einer senkrechten Eiswand von 100 Fuss endigend. Zahllose Eisberge umgaben die Eiswand, von der sie früher vielleicht einen Theil gebildet hatten; Ross sagt, er habe nie so viele Eisberge beisammen gesehen.

Da sich keine guten Beobachtungen anstellen liessen, so musste die geographische Bestimmung dieser Punkte unterbleiben. Die Seefahrer setzten daher ihre Reise nach Süden fort der Küste entlang und stets von zahlreichen Eismassen umgeben. Inmitten derselben entdeckten sie eine Gruppe kleiner, felsiger Inseln, die durch die Eismassen dem Blick fast entzogen wurden. Ross nannte sie „Danger Islets". (Gefahr-Eilande.) — Ein dichter Nebel lagerte sich über der Einöde und machte die Fahrt sehr gefährlich. Obschon das Senkblei eine bedeutende Tiefe anzeigte, was also kein Land erwarten liess, lag dennoch plötzlich, wie dem Meere entstiegen, eine Insel vor den Schiffen. Es ist die südlichste der „Danger Islets"; sie erhielt zu Ehren des Begleiters von Capitän Fitzroy auf dessen denkwürdiger Reise den Namen „Darwin Islet". — Die Besserung des Wetters gestattete nun auch eine nähere Bestimmung der Lage des Landes. In seltener Menge zeigten sich Wallfische in der Nähe der Schiffe. Mit Recht macht hier Capitän Ross auf die Wichtigkeit seiner Entdeckung für unternehmende Kaufleute aufmerksam. Nach zehntägiger Fahrt von den Falklands-Inseln hatte er das neue Land aufgefunden, das nur 600 Meilen von den genannten Eilanden entfernt, so reich an Wallfischen ist.

Digitized by Google

Bekanntlich hat die Wallfischjägerei von Seiten Englands im Süden seit einer Reihe von Jahren sehr abgenommen; die Falklands-Inseln, als englische Besitzung, wären demnach sehr geeignet, diesen Handelszweig wieder in Aufschwung zu bringen.

Nicht ohne Mühe bahnten sich die Schiffe den Weg zwischen Eismassen hindurch in die Nähe des Landes. Eine freundliche, helle Nacht machte es den Seefahrern möglich, das Land besser zu überschauen. Ein grosser Berg, der sich bis zu 3700 Fuss über das Meer erhebt, wurde Mount Percy genannt, das hohe schroffe Vorgebirge am südlichen Ende der Insel aber Cap Purvis. Ein eigenthümliches Eiland, das bis zu 750 Fuss aus dem Meere kühn emporsteigt, und aus der Ferne unersteigbar scheint, erhielt den Namen Paulet-Insel.

Es war am letzten Tage des Jahres 1842, als die zahllosen, dicht an einander gedrängten Eismassen die Schiffe nöthigten, sich mehr gegen Südosten zu wenden. Die See zeigte sich in auffallender Weise unrein braun gefärbt, was Ross der Anwesenheit von eisenhaltigen Infusorien zuschreibt, die aus einer Tiefe von 107 Faden aus dem Meeresschlamm geholt wurden. — Mit dem neuen Jahr hatte sich noch besseres Wetter eingestellt, und unter dem 64° 14′ s. B. und 55° 54′ w. L. brachten die Seefahrer den 1. Januar zu, im Beschauen des vor ihnen ausgebreiteten Landes versunken. Besonders fesselte ihre Blicke ein imposanter, pittoresker Berg; schroff steigt er in drei horizontalen Terrassen von der Küste empor zu einer Höhe von 7500 Fuss; seine dunkeln, vulkanischen Felsmassen bieten einen seltsamen Gegensatz zu der Einförmigkeit der ihn umgebenden Eis- und Schneeflächen. Ross nannte ihn Haddington-Berg. Nicht minder interessant ist eine kleine Insel von dunkler Farbe wegen ihrer grossen Höhe im Vergleich zu ihrem Umfang. Einem Wartthurm ähnliche Felsgebilde erheben sich auf seiner nördlichen Seite, während auf dem Südende ein vulkanischer Kegel mit einem Krater, frei von Schnee, emporsteigt. Die Höhe der Insel über dem Meere beträgt 2760 Fuss; sie erhielt den Namen Cockburn-Eiland. Am 5. Januar ward gelandet, und die Insel in Besitz genommen. Von hoher Wichtigkeit sind die Beobachtungen, welche Hooker hinsichtlich der Flora von Cockburn-Eiland machte — es sind wohl die letzten Spuren von Vegetation, die man in diesen Regionen ewigen Schnees und Eises findet, denn das ganze Jahr hindurch, selbst im Sommer bleibt der Schnee.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

J. Ross, Voyage.

(Schluss.)

Hooker sammelte neunzehn Arten von Moosen, Flechten und Algen; unter denselben waren sieben der Insel eigenthümlich. Ueber die geologische Beschaffenheit des Eilandes fehlen leider nähere Mittheilungen; es besteht aus vulkanischen Gesteinen (Lava oder Basalt), die bald dicht, bald von Blasenräumen erfüllt sind. — Pinguine in Menge, Seeraben und Sturmvögel beleben allein die öde Einsamkeit von Cockburn-Eiland.

Noch eine andere merkwürdige Insel ward in derselben Gegend entdeckt und Admiralty Inlet genannt. Das südwestliche Ende derselben besteht aus einer dunkelbraunen Lava, mit „polirter" Oberfläche, die ausserdem seltsame Furchen und Ritze zeigt. [Ohne Zweifel wurden durch Gletscher die Glättungen und Furchen auf den Felswänden hervorgebracht.] Die Westküste von Admiralty Inlet besteht aus senkrecht emporsteigenden Basaltklippen, die vollkommen frei von Schnee sind. Am 8. Januar hatten die Schiffe wieder grosse Mühe, sich zwischen den zahllosen Eismassen durchzuwinden; aber trotzdem steuerten sie fortwährend dem Süden zu. Erst zu Anfang März befanden sie sich innerhalb des antarctischen Kreises, welchen sie früher auf den beiden vorhergehenden Reisen um die nämliche Zeit zu verlassen pflegten. Am Abend des 5. März erreichten Ross und seine Gefährten ihr Ziel: 71° 30′ s. B.; ein weiteres Vordringen schien Unmöglichkeit; die Schneestürme jener antarctischen Regionen stellten sich in ihrer ganzen Heftigkeit ein. Wie auf der ersten Reise wurde ein Fass über Bord geworfen, das die Papiere enthielt, welche über die wichtigsten Entdeckungen Auskunft gaben. Der Rückzug wurde nun angetreten und die Seefahrer hatten noch mancherlei Gefahren zu bestehen, bis sie am 4. April 1843 glücklich am Vorgebirge der guten Hoffnung landeten, von wo sie Ende des Monats sich wieder ihrer Heimath zuwendeten. Von den verschiedenen Beobachtungen, die sie unterwegs noch machten, wollen wir nur einer gedenken. Am 3. Juni, unter 15° 3′ s. B. und 23° 14′ w. L. wurde die Tiefe des Meeres untersucht

Digitized by Google

und mit 4600 Faden (27,600 Fuss) kein Grund gefunden — wohl mit die bedeutendste Tiefe des Oceans, die man bis jetzt kennen gelernt hat.

Früh Morgens am 2. September erblickten Ross und seine Genossen wieder die heimischen Gestade von „Old England“ und warfen bei Folkstone Anker. Trotzdem dass die Expedition über vier Jahre abwesend war und der Gefahren und Müheseligkeiten so viele bestand, hatten nur zwei Matrosen das Leben verloren. Wenige Tage nach seiner Ankunft empfing der wackere Capitän von den geographischen Gesellschaften zu London und Paris goldene Medaillen — eine gebührende Anerkennung für die Verdienste, die er sich um verschiedene Zweige der Naturwissenschaften erworben.

Das lehrreiche Reisewerk ist mit echt englischem Luxus ausgestattet; die grösseren Abbildungen sowie die kleineren Holzschnitte sind vortrefflich.

Fauna der Vorwelt mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. — Monographisch dargestellt von Dr. C. G. Giebel. Erster Band: Wirbelthiere. Dritte Abtheilung: Fische. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1848. S. XII. 467.

In der Kenntniss fossiler Fische hat man in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Agassiz's geistvolle Arbeiten gaben namentlich dazu den Impuls; sein Werk „recherches sur les poissons fossiles“ kann mit Recht ein klassisches genannt werden. In Deutschland fehlte es indess bisher an einer umfassenden Zusammenstellung aller bis jetzt bekannt gewordenen Fischreste. Diese Aufgabe hat der Verf. vorliegender Schrift gelöst; mit grossem Fleisse und vieler Sachkenntniss lieferte er eine Aufzählung sämmtlicher fossiler Fische. In der systematischen Anordnung weicht Hr. Giebel in einigen Punkten von Agassiz ab, desto mehr folgte er aber demselben in dem beschreibenden Theile seiner Arbeit. Die benutzte Literatur ist allenthalben sorgfältig angeführt.

Bekanntlich bietet die Bestimmung fossiler Fische manche Schwierigkeiten. Am leichtesten ist dieselbe noch, wenn vollständige Skelette oder die ganze schuppige Körperhülle des Thieres mit den Flossen vorhanden; die äussere Gestalt lässt sich dann ganz gut wieder erkennen. Ein grosser Theil der Fische wurde aber bis jetzt durch weniger vollständige Reste bekannt — durch einzelne Zähne, Flossen, Schuppen, Stacheln. Erst dem scharfen Auge Agassiz's gelang es, noch andere versteinerte Ueberbleibsel

Digitized by Google

von Fischen zu entdecken, wie gewisse früher für Würmer gehaltene fossile Reste der Pappenheimer Schiefer, die nichts Anderes als versteinerte Fischdärme sind.

Die Vertheilung der Fische in der Reihe neptunischer Formationen ist eine sehr denkwürdige. Die ersten, unvollkommenen Spuren tauchen schon in den Ludlowschichten der Grauwackegruppe auf; zahlreicher, aber zugleich höchst einförmig, erscheinen sie in der Steinkohlen-, Zechstein- und Muschelkalk-Formation, in grösserer Menge im Juragebirge. In der Kreidegruppe finden wir zuerst Vertreter noch lebender Gattungen. In den tertiären Gebilden gehören fast zwei Drittheile der Arten lebenden Gattungen an. Die Gesammtzahl der bis jetzt in den verschiedenen Formationen erkannten Fische beträgt, nach des Verfassers Angabe, vierzehn hundert.

Von besonderem Interesse sind noch die Betrachtungen, die Herr Giebel am Ende des Werkes über die geographische Verbreitung der Fische anstellt. Zur devonischen Zeit — sagt derselbe — waren es vorzüglich die Gewässer des nördlichen Europa, in welchen diese ältesten Fische in grösster Mannigfaltigkeit sich bewegten. Das grosse Inselreich, zumal Schottland und Irland, und die nördlichen Theile Russlands bergen die Ueberreste derselben. — Charakter und geographische Vertheilung der Fische änderten sich bedeutend während der Ablagerung der Steinkohlengebilde; Deutschlands Gewässer und das Inselreich ziehen die Aufmerksamkeit auf sich wegen ihres Fischreichthums. Zur Zeit des Kupferschiefergebirges vermehrt sich Deutschlands Fisch-Fauna beträchtlich; sie überwiegt die des Inselreichs. Auch während der ganzen Dauer der Triasperiode änderte sich dies Verhältniss nicht. Die jurassischen Gewässer enthielten überall einen grossen Reichthum an Fischen; namentlich sind aber England und Baiern ausgezeichnet. Mit Eintritt der Kreideperiode sehen wir wieder neue Veränderungen; England ist vorzugsweise reich an Resten, während gewisse Gattungen über mehrere Theile Europas sich verbreitet zeigen, noch andere vorzugsweise in Amerika und bei Glarus in der Schweiz erscheinen. Der letztgenannte Ort gewinnt endlich in der tertiären Zeit noch einmal durch seinen Fischreichthum Bedeutung nebst dem Monte Bolca und der Insel Sheppey.

In dem „Rückblick", welcher sich an die Gesammtaufzählung der fossilen Fische reiht, ist eine Fülle wichtiger und beachtungswerther Betrachtungen enthalten. Am Schlusse folgt noch eine tabellarische Uebersicht aller fossilen Fische nach ihrer geologisch-geographischer Verbrei-

Digitized by Google

tung. Ein ausführliches Register erleichtert endlich den Gebrauch des Buches sehr.

Wir hoffen, dass der Verfasser den nächsten Band, der die Mollusken enthalten soll, mit gleicher Sorgfalt ausarbeiten werde. — Druck und Papier sind beide gut.

G. Leonhard.

Essai sur les Aspres Comnénats, ou Blancs d'argent de Trébisonde. „Ἄσπρα λεγόμενα Κομνηνάτα". Par F. de Pfaffenhoffen. Paris, chez M. Rollin, Rue Vivienne 12; — Firmin Didot frères Libraires, Rue Jacob 56. 1847. 104 Seiten, 4°, mit 17 Tafeln Abbildungen und einer genealogischen Tafel. — Preis 20 fcs. = 9 fl. 20 kr. rh.

Als Referent vor einigen Jahren das Werk des Verfassers über die Münzen der Herzoge von Schwaben in dieser Zeitschrift zur Anzeige brachte, sprach er, gestützt auf dessen Trefflichkeit, die inzwischen durch mehrere Beurtheilungen sachkundiger Männer auf's Glänzendste anerkannt worden ist, den Wunsch aus, es möge der Verf. bald mit einer ähnlichen Arbeit die Freunde der Specialgeschichte beschenken. Er hatte dabei zunächst die Münzen der Hohenstaufen oder der während der Kreuzzüge im Orient zur Herrschaft gelangten abendländischer Dynastien im Auge, mit welchen der Verf. mit der ihm eigenthümlichen Beharrlichkeit sich schon eine Reihe von Jahren beschäftigt. Statt dessen wurde er durch die vorliegende Arbeit auf die angenehmste Weise in die Geschichte eines Landes eingeführt, welches bis vor wenigen Jahren kaum durch mehr als durch Vermuthungen und Bruchstücke bekannt war, dessen Münzen aber jetzt zum Erstenmale vollständig ihrer Heimath vindicirt werden. — Denn wie ein Deutscher, Fallmerayer, durch seine Geschichte der Kaiser von Trapezunt zuerst dieses Reich beleuchtete, so hat durch ihn veranlasst der Verf., der durch seine Stellung ein Landsmann im nähern Kreise unserer Heimath ist, mit Bestimmtheit jenen Kaisern eine Reihe von Münzen zuerkannt, die bisher zu den völlig unbekannten gehörten. Aus diesen wenigen Worten mögen die Leser dieser Zeitschrift sich ein Urtheil über den Werth des vorliegenden Werkes bilden, welches, wie Ref. hofft, über den engern Kreis der Numismatik hinaus wohlverdientes Aufsehen erregen wird.

Baron Marchant war der Erste, welcher den Kaisern von Trapezunt einige jener Münzen zuschrieb, die auf der Vorderseite das Bild eines

Digitized by Google

Kaisers, auf der Rückseite den heiligen Eugenius nachwiesen und bisher unter den Reihen unbekannter barbarischer Münzen mitgezählt wurden. (Mélanges de Numismatique et d'Histoire IX Suite, Lettre à M. le chevalier Gosselin sur les Médailles des empereurs de Trebisonde. Metz 1827.) Allein er selbst hatte nur unvollkommene Kenntniss der trapezuntischen Geschichte. (Er sagt u. A. S. 9: Plus tard sous l'empire d'Isaac Lange (st. l'Ange) vers 1190 un Alexis Comnène fils de ce Manuel qui fut privé de la rue par suite de la chute d'Andronic Ier, son père, obtint le gouvernement bénéficiaire de la Colchide, avec le titre de duc. Als ob der Mörder seines Grossvaters, seiner ganzen Familie, Isaak ihn allein hätte schonen und mit der Verwaltung einer wichtigen Provinz betrauen mögen, von welchem zunächst die Gefahr der Rache drohte. Vergl., was v. Pfaffenhoffen S. 20—21 sagt.) Die Einreihung mehrerer Namen, die er unter den dortigen Kaisern nicht kannte, war daher unmöglich und seine Ansicht blieb eine Conjectur, bis de Saulcy ihr auch diese Geltung entriss. Dieser Gelehrte, dessen Ausspruch in der Bestimmung byzantinischer Münzen fast als Gesetz gilt, beseitigte jene Vermuthung durch seinen Ausspruch, die fraglichen Münzen seyen zu Cherson geprägte byzantinische Kaisermünzen, denn bevor man sie den Trapezuntern zuschriebe, müsste bewiesen werden, dass der heil. Eugenius dort Landespatron gewesen. (Essai de Classification des Suites Monétaires Byzantines par F. de Saulcy. Metz 1836. S. 412—424. bes. S. 423: Je pense donc qu'il faut de toute necessité, laisser les monnaies décrites par le Baron Marchant et par M. Mionnet d'après le numismatiste russe Koller, aux empereurs suivants: De 1118—1143 Jean Comnène, fils d'Alexis Comnène I. 1143—1180 Alexis Comnène II. ou de 1195—1203 Alexis l'Ange Comnène (III.) suivant que l'effigie imperial est ou n'est pas barbue.) — Hiebei führt er aus dem griechischen Heiligenkalender beim 7. März einen heil. Eugen an, der mit andern Chersonschen Bischöfen, Agathodorus Ephrem, Elpidius und Oetherion erwähnt wird. (S. 422.) Auf diesem Standpunkte der Sache fing der Verf. seine Untersuchung mit einer Münze an, welche die Legende „ΘΕΟΔΩΡΑ Η ΚΟΜΝΗΝΗ" hatte. (S. 8: Tel était l'état de la question, quand je fis à Paris l'acquisition d'une pièce de la même classe portant la légende ΘΕΟΔΩΡΑ. Η. ΚΟΜΝΗΝΗ au revers ordinaire de S. Eugène.) Der Umstand, dass eine Theodora unter die byzantinischen Comnenen durchaus nicht einzureihen, führte ihn auf's Neue zur Trapezuntischen Forschung und diese machte ihn hinwiederum mit Fallmerayer bekannt, welcher Gelehrte ihn bei dieser Forschung auf's Gefälligste unterstützte. Wir setzen die Stelle bei zur Beruhigung derje-

Digitized by Google

nigen, welche aus andern Vorfallenheiten etwa eine gegentheilige Ansicht von jenem Forscher ziehen zu müssen glaubten. (S. 9.) „Espérant pouvoir enfin classer ces monnaies, jusqu'alors incertaines, j'écrivis à M. Fallmerayer, qui, avec une complaisance, qui caractérise les véritables savants, s'empressa de m'envoyer la chronique de Michel Panaretos et tous les fragments qu'il avait copiés, toutes les inscriptions qu'il avait déchiffrées, en un mot tout ce qui pouvait m'aider dans le travail que je projettais. Il joignit à cet envoi quatre pièces d'argent trouvées à Trébisonde même pendant son séjour dans cette ville." Die Besuche in Berlin und Wien, die Unterstützung Rollin's in Paris und Köhne's in St. Petersburg vervollständigten das numismatische Material des Verfassers; das Studium der Fallmerayer'schen Mittheilungen, zumal der trapezuntischen Festreden, die jener Gelehrte im Kloster des heil. Dionys auf dem Berge Athos gefunden, gaben ihm die unumstössliche Gewissheit (S. 11), dass der heil. Eugenius, ein edler Trapezuntier, der unter Diocletian hingerichtet wurde, der Patron jenes Reiches war, dass Alexis I. ihm eine prächtige Kirche erbaute, dass der Name in Trapezunt sehr beliebt war. (S. 12. Dans un procès jugé à Constantinople, trois Trébisondains comparurent comme témoins; ils s'appelaient tous les trois Eugène. Msc. Athos Nr. 215.) — Ja man feierte seine Geburt (24. Juni) auf Kosten des Kaisers durch ein prachtvolles Fest στάσις, welches die ganze Nacht hindurch die mannigfaltigsten Genüsse bot (Ἑστίασαν πνευματικὴν τε καὶ σωματικὴν πανδαισίαν S. 13. 14.) Und als Alexis III. Anstand nahm, bei stürmischem Meere die Fahrt von Byzanz durch den Pontus Euxinus zu wagen, um das Reich seiner Väter in Besitz zu nehmen, erschien der nämliche Heilige seinem Haushofmeister (Σκευοφύλαξ) im Traume und redete ihn an: „Μὴ δίσταζε τὸν πλοῦν. ἐγὼ μετὰ σοῦ εἰμι κἀὐ μή σε ἀνῶ. πλεύσας δὲ ἡδέως. εἴ που σοι καί τι συναντήσει κλυδώνιον. ἄρξει δὲ τραπεζοῦντος Ἀλέξιος ὁ τοῦ Ἀλεξίου ἔγγονος τοῦ μεγάλου κομνηνοῦ." (S. 14.) Gewiss Gründe genug, diesen Eugenius zum Schutzherrn von Trapezunt anzunehmen, dessen Verschiedenheit von dem Cherson'schen schon durch die Zeit ihrer Feste constatirt ist!

So, den Hauptpunkt der vorliegenden Frage festgesetzt, gibt nun der Verf. S. 15—70 die trapezuntische Geschichte, indem er im Allgemeinen der Fallmerayer'schen Forschung, der Chronik des Michael Panaretos, den Fragmenten des Skeuophylax Lazarus, dem Reiseberichte Clavijo's und andern genuesischen und venetianischen Schriftstellern folgt. Dieses reiche Gemälde eines orientalischen, durch mannigfache Palastverschwörungen, Grausamkeiten und Schwäche der Herrscher erschütterten

Digitized by Google

Reiches beginnt mit der Rückkehr jenes Andronicus Comnenes, der vom griechischen Kaiser Manuel zuerst gefangen, dann in ehrenvolle Verbannung nach Oenaum an der Grenze von Trapezunt geschickt wurde, nach dessen Tode aber die Mitregentschaft mit seinem jungen Vetter Alexis zu erringen wusste und diesen bald mit seiner Mutter tödten liess. Doch der Beschluss des Senats von Constantinopel, dass die Grossen des Hochverrathes schuldig seyen, welche die Normannen ins Reich gerufen (1185), machte bald dieser Dynastie ein Ende. Einer von diesen, Isaak Angelus, wusste sich aus der Gefangenschaft zu befreien und sogar den Thron von Konstantinopel zu erobern. Andronikus, auf der Flucht ergriffen, ward der Wuth der Byzantiner preisgegeben; sein Sohn Johann Comnenus geblendet, dass er starb; auch Manuel, dem mildesten seiner Kinder, ward das Todesloos. Die Kinder des letztern aber, Alexis und David, flüchteten ihre Tante Thamar mit einem Theil des kaiserlichen Schatzes auf einem Schiffe jener Flotte, welche gegen die Normannen gerüstet ward, nach Colchis. Mit ihnen vom alten Regiment, wer sich zu retten vermochte. Von da aus eroberte Alexis nach 18 Jahren Trapezunt. (Ἦλθεν ὁ μέγας Κομνηνὸς ὁ κύριος Ἀλέξιος, ἐξελθὼν μὲν ἐκ τῆς εὐδαίμονος Κωνσταντινουπόλεως, στρατεύσας δὲ εἰς Ἰβηρίας σπουδῇ καὶ μόχθῳ τῆς πρὸς πατρὸς θείας αὐτοῦ θαμὰρ καὶ παρέλαβε τὴν Τραπεζοῦντα μηνὶ ἀπριλλίῳ ἰνδ. ζ' ἔτει ϛψϛ' ἐτῶν ὢν φ'. [1204.]) Der oben erwähnte Irrthum der frühern Schriftsteller, vermöge dessen Alexis für einen byzantischen Gouverneur der Provinz Trapezunt, Sinope, Oenaeum galt, rührt wohl, wie vom Verf. S. 22 gezeigt ist, vom völligen Schweigen der byzantinischen Schriftsteller über diese Dynastie her, deren Rechte auf den Titel βασιλεύς sie ohnedies nicht anerkannten. Mit Alexis und seinem Bruder David erreichte aber zugleich auch das neue Reich den Gipfel seiner Grösse; durch die Waffen des letztern bis Nicomedien an der Propontis ausgedehnt, stiess es von allen Seiten an Feinde, welche durch Theodor Laskans von Nicaea zu einem furchtbaren Bündnisse sich vereinigten, dem Synademus, ein Unterfeldherr Davids, bei Nicomedia die mit ihm verbündeten Franken in den Engpässen Bithyniens erlagen, so dass Alexis seine Eroberungen bis zum Halys (1214 auch Sinope) opfern musste.

Bald nach dieser Eroberung starben beide Brüder, nachdem Alexis die kaiserliche Würde und den Kaisertitel von Trapezunt (denn dass dieser von ihm wirklich angenommen wurde, hat der Verf. S. 29 und 30 schlagend nachgewiesen) 18 Jahre bekleidet hatte (βασιλεύσας ἀκτωκαίδεκα ἔτη sagt Michael Panaretos ausdrücklich). Sein Schwiegersohn und Nachfolger Andronicus Gidon verherrlichte seine Regierung durch einen Sieg

Digitized by Google

über den Sultan von Iconium und die Gefangennehmung eines seiner Anverwandten, der durch die Entweihung der Kirche des heil. Eugenius vor den Mauern von Trapezunt diesen Schutzherrn dieser Stadt beleidigt hatte. Dieser Krieg ist noch durch seine Veranlassung bemerkenswerth, die Beschlagnahme einer mit dem Tribut aus Cherson und Gothien kommenden Galeere des Trapezuntischen Kaisers. Sie bestätigt also, dass der Titel: „Πιστὸς βασιλεύς καὶ Αὐτοκράτωρ πάσης Ἀνατολῆς Ἰβήρων καὶ Περατείας“ nicht eine ganz grundlose Anmassung der Trapezuntischen Comnenen war. In Folge der unglücklichen Schlacht von Chalat aber wurde er später gezwungener Verbündeter oder Vasall des Sultans von Iconium und hinterliess bei seinem Tode 1235 das Reich seinem Schwager Kyr Johannes I., der es bei seinem bald erfolgten Tode aber nicht auf den eigenen Sohn Johannicus vererben konnte, denn Kyr Manuel I., sein jüngerer Bruder, steckte ihn ins Kloster. Dieser nun stellte die Unabhängigkeit Trapezunts durch ein Bündniss mit den Mongolen her, bewarb sich — wiewohl vergebens — um die Hand einer Tochter des heil. Ludwig und starb nach 25 Jahren einer löblichen Regierung „Βασιλεύσας δὲ καλῶς καὶ θεαρέστως“ 1263. Den Thron erbten nach einander drei Söhne, Andronicus II., Kyr Georg und (1280) Kyr Johannes. Letzterem trugen nach Zertrümmerung des abendländisch-konstantinopolitanischen Reiches aus Erbitterung gegen die Grausamkeiten Michael VIII. Paleologus, die byzantinischen Grossen den Titel „βασιλεύς τῶν Ῥωμαίων“ an, wenn er sich mit ihnen gegen jenen Kaiser verbinde. Er behielt den Titel, ohne jedoch gegen Michael etwas zu unternehmen. Später wurde er sogar dessen Schwiegersohn. Während seiner Abwesenheit in Constantinopel erduldete Trapezunt zwei Angriffe, einen von seinem ältern Bruder Kyr Georg, der aus der Gefangenschaft der Tartaren, die ihm den Thron kostete, sich befreit hatte, und von seiner Schwester Theodora, ältester Tochter Kyr Manuel's I. „Καὶ μετ αὐτοῦ ἡ ἐπίθεσις καὶ τὸ βασίλειον καὶ ἡ ἐξαίφνης φυγὴ κυρᾶς Θεοδωρᾶς τῆς Κομνηνῆς θυγατρὸς πρώτης του μ. Κ. κυρ Μανουήλ . .“

Hier wäre denn also der urkundliche Beweis einer Theodora Comnena, welcher die oben erwähnte Münze zuzutheilen ist. Nach Johann's Tode 1297 erbte der ältere Sohn Alexis II. das Reich; der jüngere, Michael, kehrte mit der Mutter nach Constantinopel zurück. Jener starb, nachdem er die Anmassungen der Genueser in Trapezunt mit Gewalt zurückgewiesen 1330. Aber schon unter ihm, noch mehr unter seinem Sohne und Nachfolger Andronicus III. fingen Palastunruhen an, das Reich zu erschüttern, zumal da auch dieser bei seinem Tode 1232 den Scepter in den Händen seines kaum achtjährigen Sohnes Manuel II. zurückliess.

Digitized by Google

Zuerst eroberte Basilius, ein jüngerer Sohn Alexis II., das Reich. Als er aber seine Gemahlin Irene, die natürliche Tochter des byzantinischen Kaisers, verstossen und eine gleichnamige Trapezunterin geheirathet, erobert jene das Reich und verstosst diese mit ihren Kindern Kyr Alexis und Kalo Johannes nach Constantinopel. Doch bald muss sie der Schwester des Basilius, Anna Anachatlu, weichen (1341), diese hinwiederum erlitt von ihrem Oheim Michael, dem jüngern Sohne Johann's, der vom byzantinischen Hofe unterstützt war, einen Angriff, in welchem Michael gefangen wurde. Doch schon 1342 erobert sein Sohn Johannes das Reich und liess Anna erdrosseln. Nach zwei Jahren stürzten diesen die Grossen und riefen seinen Vater Michael aus der Gefangenschaft auf den Thron, um nach fünfjähriger elender Regierung ihn im nämlichen Kloster einzuschliessen, welches seinen Sohn eingeschlossen hielt. Auf ihn folgt Kyr (Johann) Alexis III., Sohn des Basilius und der Trapezuntischen Irenene, der Stifter des Klosters St. Dionys auf dem Berge Athos, der die Zügel der Regierung mit schwacher Hand bis 1390 leitete. Ihm folgt sein Sohn Manuel III., welcher wegen eines orientalischen Skandals nach der Schilderung Clavijo's einen Aufstand seines Sohnes Alexis IV. zu bekämpfen hatte und wahrscheinlich 1415 starb (S. 59). Alexis, sein Nachfolger, suchte durch Verheirathungen seiner Töchter und Verwandten jenen Schutz in den immer stürmischeren Verhältnissen des Orients, den er in sich selbst nicht fand. Seine Söhne Kalo Johannes Alexander und David vermehrten die Verwirrung seiner Lage. Der erste liess zuletzt den Vater ermorden und legte durch seine Verbindung mit Hassan Bey, dem Anführer der weissen Horde, den Grund zum völligen Ruin des Staates. Sein Bruder David bemächtigte sich nach seinem Tode des Thrones, mit Umgehung seines Neffen Alexis V., und brachte durch die Fortsetzung der unnützen Bündnisse seines Bruders die Waffen Mahomet's gegen sich auf, dem er beim ersten Angriff das Reich ohne Schwertstreich übergab. Seine Ermordung bei Adrianopel war nach wenigen Jahren der letzte Act des Trauerspieles dieses Reiches. Zum Schlusse dieser ersten Abtheilung seines Werkes, welchen Ref. als Grundlage des zweiten im gedrängten Auszuge wiedergeben zu müssen glaubte, lässt der Verfasser (S. 71) das Verzeichniss sämmtlicher Herrscher von Trapezunt folgen, mit besonderer Bezeichnung von eilfen, deren Münzen später beschrieben werden. Besonders dankenswerth ist folgende Notiz (S. 72) aus der Stiftungsurkunde des Klosters des heil. Dionysius auf dem Berge Athos, welche uns sowohl den Kaisertitel Alexis III., als auch den Namen seiner Münze beweist: „Προστάσσει .. ἡ Βασίλεια μοῦ καὶ ὑπὲρ ἀδελφάτου αὐτῆς

Digitized by Google

διδόναι ἐν αὐτῇ ἐτησίως ἄσπρα θεσσυντήρη τοῦ χαραγῆς αὐτῆς, τὰ δὴ λεγόμενα Κομνήνατα, χίλια.“ Wir haben hier ausser dem Namen der Münze auch die Nachweisung, dass des Kaisers Bild sich darauf befand. Ueber ihren Werth finden wir die Notiz Paciandi's über die gleichnamige Rhodisermünze aus Julius Friedländer: Spendesi a Rodi una altra moneta d'argento, che si chiama aspri, che sono di lega d'once d'argento fine per libbra e mettesi l'uno per denari 16, cioe per carati 8 l'uno sicchè i tre detti aspri si contano per un bisante di Rodi. Raggionasi che vaglia il fiorino d'oro a Rodi bisanti 6 e di danari due piccioli per un carato.“ Es stellt sich also folgendes Schema heraus:

2 Denare = 1 Carat
8 Carat = 1 Asper
3 Aspri = 1 Byzantiner
6 Byzantiner = 1 Goldgulden, oder eine Zechine.

Diese Schätzung trifft auch mit dem Metallwerthe dieser Stücke ziemlich überein.

In der zweiten Abtheilung nun werden die Münzen der einzelnen Trapezuntischen Herrscher aufgeführt, wobei der Verf. (S. 75) gesteht, dass er keine gefunden habe, die Alexis I. oder Andronicus I. zuzuschreiben wären, erscheinen zunächst (Taf. I—IV der Abbildungen) 40 Münzen mit dem Namen Johannes. Von diesen weiset der Verf. mit guten Gründen 6 Stücke Johann I. zu, der mit dem Beinamen Axuchos von 1235—1238 regierte, denn diese Stücke schliessen sich durch den Körper und die Aehnlichkeit des Gepräges ganz an die seines Nachfolgers Manuel I. an; auch trägt der Kaiser einen starken Bart, was am besten zu dem Umstande passt, dass er schon einen Sohn Johannicus von dem Alter hatte, in welchem er zum Mönche geschoren werden konnte. Dass der Verf. diese Stücke mit dem ausgeschriebenen Namen IWANIC nicht dem letztern zuschreibt, ist nach des Ref. Ansicht ganz richtig, denn gewiss hätte dieser den eigenen Namen etwa IWANK oder IWANK auf den Münzen statt des runden C. Von diesen Stücken befinden sich 4 im Cabinet der Fürsten von Fürstenberg, eines im k. k. Cabinet zu Wien, eines im kaiserlichen von St. Petersburg.

Nach diesen behandelt der Verf. die Münzen von Manuel. (S. 79 ff.) Von den Kaisern dieses Namens wird das Kind Manuel's II. gleich beseitigt, da es nur 8 Monate regierte. Unter den zahlreichen Münzen, welche man den beiden noch übrigen (I. u. III.) zutheilen könnte, werden letzterm mit gutem Rechte vom Verf. die mit dem Scepter und Reichsapfel zuerkannt, während die von Manuel I. das Labarum und die Rolle

Digitized by Google

haben; — natürlich, da erst unter Kyr Johannes, seinem Urgrossvater, der Titel βασιλεὺς τῶν Ῥωμαίων erworben wurde. Auch ist das Gepräge der Münzen beider Kaiser sehr verschieden. Unter den so zahlreichen Münzen dieses Kaisers (Taf. V—IX) hebt der Verf. (S. 79) einige hervor, die noch einzelne Buchstaben haben. Diese werden nach des Ref. Ansicht in höchst gelungener Weise auf die Münzstätten des Kaisers gedeutet und zwar B als Βασίλειον, Residenz (worunter Trapezunt selbst zu verstehen seyn dürfte). K auf Cerasus, A auf Limnia, die bedeutendste Festung des Reiches; $\frac{K}{A}$ endlich auf Leontocastron, einem Seehafen, den Standpunkt der Flotte Manuel's. Mag diese Hypothese von Andern vielleicht auch Anfechtungen erleiden; — dem Ref. ist aufgefallen, wie natürlich sie eine Schwierigkeit löst, welche beim Beschauen dieser Münzen unüberwindlich schien. Ebenso gelungen scheint die Vermuthung über die Buchstaben TIIS neben der Legende des heil. Eugenius auf einer Avignoner Münze dieses Manuel. Der Verf. liegt nämlich ΤΡΑΠΕΖΟΥΝΤΟΣ. ΠΑΤΡΩΝ. ΣΩΤΗΡ. Hierauf kommen, da von Andronicus II. und Georg bis jetzt noch keine Münzen sich vorgefunden, die Münzen des Johannes II. (von 1280—1297). Sie unterscheiden sich von denen des gleichnamigen ältern Kaisers durch bedeutende Abkürzung der Legende. Der Name des Kaisers ist nur durch die beiden Anfangsbuchstaben angedeutet, das ὁ ἅγιος ist in ein O verkürzt, in welchem das A eingeschlossen erscheint. Der Kaiser ist (wenigstens auf den ersten Stücken) unbärtig, was zu seinem Alter wohl passt. Die vom Diadem herabhängenden Perlen sind in der Figur eines Dreiecks; in den Händen Scepter und Reichsapfel. Der Beweggrund zu dieser Abbildung ist der Titel „Römischer Kaiser", wie oben gezeigt wurde.

Selbst von Theodora's kurzer Regierung, die durch ein gleichzeitiges Zeugniss oben erwiesen ist (um 1285), werden zwei Münzen aufgeführt. Auch sie führen den Reichsapfel (S. 89). Mehr Schwierigkeiten bieten die noch übrigen Münzen mit der Legende Alexis dar, welche den Kaiser sowohl als den Heiligen zu Pferde darstellen. Aus der Aehnlichkeit des Gepräges mit denen des Basilius schreibt der Verfasser dem Alexis II. (1292—1330) diejenigen zu, welche einen oben dreigetheilten Scepter haben. Mit Dank muss anerkannt werden, dass der Verf. zur Entzifferung dieser Legenden mit barbarischen Charakteren Taf. XIV u. XV einige gleichzeitige Inschriften in Fac Simile gegeben und daraus Taf. XVI u. XVII ein Alphabet aufgestellt hat.

Digitized by Google

Von den noch übrigen Regenten werden folgende Münzen vom Verf. zugeschrieben

Basilius (1330 — 1332). Vom Namen des Kaisers befinden sich nur die Buchstaben BA; vom Familiennamen der Comnenen das einzige M (wenn es nicht ΜΕΓΑΣ bedeuten soll) auf der Münze; der Kaiser und der Heilige sind zu Pferd. Johann III. (1342—1343) schreibt der Verf. nach dem barbarischen Styl des Gepräges einige Münzen zu, ohne die Möglichkeit völlig auszuschliessen, dass sie auch dem IIten Johann gehören könnten. (S. 94: „Je vais donc me contenter d'en donner la description sans chercher à faire prévaloir mon opinion de laquelle cette fois je fais bon marché.") Ebenso schwierig schien ihm die Zutheilung einiger Münzen an Alexis III., wobei wieder die Form des Scepters dem Verf. den Ausschlag gab. Ein Stück, welches der Verf. S. 98 beschreibt, erhält besonders durch den Umstand Wichtigkeit, dass es während Fallmerayer's Anwesenheit zu Trapezunt selbst gefunden wurde, was ein weiteres schlagendes Zeugniss für die Ansicht v. Pf.'s seyn dürfte. Manuel III. schreibt der Verf. wohl mit Recht die Münzen zu, welche, mit dem Reichsapfel versehen, dem ersten Manuel nicht gehören können und wegen des bärtigen Bildes des Kaisers auch dem Kinde Manuel II. nicht zugeschrieben werden dürfen. Ganz merkwürdig ist die vom Verf. (S. 100—101) beschriebene Münze, welche rechts eine kaiserliche Figur mit dem Namen ΑΛΕΞΙΣ. O. K., links die Spur einer andern, leider verwischten Figur zeigt. Diese kann wohl nur eine Person höhern Ranges bezeichnen, weswegen der Verf. sie als eine gemeinschaftliche Münze des Alexis IV. mit seinem Vater Manuel III. bezeichnet, was vortrefflich zu folgender Stelle des Clavijo passt: „al imperador dicen ger manoli (Kyr Manuel) e al fijo Quelex (Kyr Alexis) e al fijo llamam emperador asi como al padre, ca es su costumbre, de llamar al fijo mayor legitimo, que ha de heredar emperador aunque su padre sea vivo" .. Zuletzt werden noch (S. 102—103) Münzen barbarischen Gepräges mit der Inschrift Johannes dem vorletzten Comnenen Johann IV. zugeschrieben. Wohl mit Recht sieht der Verf. in dem Umstande, dass die ältern Typen (der Kaiser und der Heilige sind stehend) beim Prägen genommen wurden, Berechtigung zur Vermuthung, sie möchten von diesem Prinzen auswärts, in der Krimm, geschlagen worden seyn, da er gegen den Kaiser sich zur Empörung rüstete und wohl die Form gäng' und gäber Münzen wählen musste, um seine Soldtruppen zu bezahlen. Einem unbekannten Kaiser, dessen Name auf der Münze verwischt ist, gehört endlich eine Münze, auf welcher der Heilige die Chiffre FC neben sich tragt, was der Verf.

Digitized by Google

ὁ Φλαϊ Σωτὴρ lesen möchte, welches zum Umstande wohl passt, dass auch auf byzantinischen Münzen lateinische und griechische Lettern gemischt vorkommen. — Der Verf. schliesst S. 104 sein Werk mit der Hoffnung: „.. qu'il se trouve encore dans les cabinets, que je n'ai pu consulter des pièces qui aideront à combler ces lacunes et que les communications plus frequents avec l'Orient faciliteront les recherches."

Wir fügen den Wunsch bei, dass die möglichst ausgedehnte Verbreitung des eben angezeigten Werkes, von dessen gründlicher Bearbeitung die Leser durch obige Auseinandersetzung sich einen Begriff machen mögen, das ihrige dazu beitrage, in weitern Kreisen auf diese Münzen aufmerksam zu machen.

Und so schliesst Ref. diese Anzeige seines Werkes, welches nicht nur eine nothwendige Ergänzung des „Essai de Classification des suites monétaires Byzantines" von F. de Saulcy, sondern auch mit jener Klarheit und Sorgfalt ausgearbeitet ist, die von diesen Gelehrten so sehr gerühmt wird. — Druck und Papier sind vortrefflich; die Zeichnungen auf den beigegebenen Kupfertafeln vom Verf. selbst und mit solcher Genauigkeit entworfen, dass ihre Treue beim ersten Anblick einleuchtet. Besonders hervorzuheben ist die genealogische Tafel, welche das ganze Geschlecht der Trapezuntischen Comenen in einem Ueberblick darstellt und das Studium der geschichtlichen Daten sowohl, als der Münzen sehr erleichtert. Der Verf. wird dem Vernehmen nach eine Anzahl Exemplare einer deutschen Buchhandlung in Commission geben und so die Anschaffung für das deutsche Publikum erleichtern.

Donaueschingen. **Fickler.**

Handwörterbuch der lateinischen Sprache von Reinhold Klotz. In zwei Bänden. Zweite Lieferung: Aestimo—Animus. (Bogen 14—26, oder S. 209—416 mit gespaltenen Columnen.) Lex.-8. Braunschweig, Druck und Verlag von G. Westermann. 1847. Lprs. 16 gr.

Wir fahren fort, dieses neue, viel versprechende und viel haltende Wörterbuch anzuzeigen. Vom Aeussern ist nichts zu sagen, als was nach Ansicht der ersten Lieferung sich von selbst versteht, dass Druck und Papier sich durch Reinheit und Schönheit sehr empfehlen, und wenn man billig seyn will, darf man auch sagen durch Correctheit, wiewohl es natürlich bei einem so engen und verhältnissmässig kleinen Druck ohne Versehen nicht abläuft, wovon im Laufe unserer Bemerkungen Einiges berührt

Digitized by Google

werden wird. Auch die Bearbeitung des Werkes, das Innere, ist sich gleich geblieben: dieselbe Sorgfalt, Umsicht, rationelle und kritische Behandlung, logische Schärfe der Begriffsbestimmungen und der Entwicklung der Bedeutungen: aber auch dieselbe Ausführlichkeit, derselbe Reichthum, ja Ueberreichthum an Beispielen: und so erscheint denn auch mit dem Fortschreiten zweierlei Unmöglichkeit immer klarer: entweder kann das Werk nicht in den versprochenen Raum von zwei Bänden (circa 200 Bogen) gebracht werden, oder es müssen die folgenden Buchstaben des Alphabets unverhältnissmässig kurz ausfallen. Denn da, wo Hr. Pr. Klotz jetzt steht, auf der 416. Seite, steht Freund, der doch einen Spielraum von vier Bänden in fast gleichem Format hatte, auf der 284.; und, um einen einzigen Artikel anzuführen, das Verbum Ago beginnt mit S. 249 b. und endigt mit S. 262, nimmt also 27 Columnen ein; bei Freund derselbe Artikel nicht die Hälfte, nämlich etwas über 12 Columnen. Doch sey dem wie ihm wolle: wir nehmen das Gegebene und heissen die reiche Gabe willkommen, fragen auch nicht vorwitzig, wann denn die 15., d. h. letzte, Lieferung erscheinen werde?

Dass das Studium des Werkes den Ref. interessirt, ja dass er es mit steigendem Interesse studirt habe, davon mögen die folgenden Bemerkungen zeugen, die dem Verf. vielleicht lieber seyn werden, als unbedingtes und unmotivirtes Lob.

Unter aestuo S. 211 b. wird bemerkt, dieses Verbum werde besonders von der Liebe in vier Constructionen gebraucht, und als vierte wird die Construction mit dem Infinitiv aus Caudian III. Cons. Honor. 81. angegeben, wo von nichts weniger als von der Liebe die Rede ist, sondern von einem jungen Löwen, der Gaetulo comes ire patri stabulisque minari aestuat, et celsi tabo sordere iuvenci. Begierde tritt da wohl hervor, Liebe nicht. — Zu aetas S. 213 a. med. bemerkt der Verf., es bedeute, als menschliche Lebenszeit, einen Zeitraum von 30 Jahren, bisweilen auch von 100 Jahren, wie Cic. Sen. 10, 31. coll. Ovid. Met. 12, 189. Hier werden wir wohl nicht nothwendig an beiden Stellen aetas für 100 Jahre annehmen müssen. Bei Ovid mag es seyn, da er sagt, oder vielmehr den Nestor sagen lässt: vixi Annos bis centum, nunc tertia vivitur aetas: und in diesem Sinne mag Naevius bei Gellius IX, 7. den Nestor trisecíssenem, seltsam genug, genannt haben. Aber Cicero a. a. O. dachte, ja citirte offenbar, die Stelle der Ilias A, 247—252, und dass Homer nicht an drei Jahrhunderte dachte, sagen nicht nur die Scholiasten zu jener Stelle (ἤγασσε δὲ τρίτης γενεᾶς καὶ τῶν ἐν αὐτῇ ὄντων, τουτέστιν, ὑπερέβη τὰ ἑξήκοντα ἔτη), sondern auch Herodotus 2, 142: γενεαὶ γὰρ τρεῖς ἀνθρώπων

Digitized by Google

ἑκατὸν ἔτεά ἐστιν. Bei Horatius freilich, Od. 2, 9, 13. heisst Nestor ter aevo functus (welche Stelle Hr. Kl. unter aevum S. 218 b. citirt, aber unglücklicher Weise fractus für functus drucken lässt), und das erklärten Einige allerdings von drei Jahrhunderten, aber unser Verf. dort selbst von 90 Jahren. — Unter Aether S. 216 a. II. ist die Stelle aus de N. D. III. 17, 44. verstümmelt: quos omnes Erebo et Nocte ferunt für Nocte natos ferunt. Leichter hätten wir omnes entbehrt. — Unter Aetna S. 217 b. sollte Typhoëus statt Typhoeus geschrieben seyn. — Unter Afferre S. 222 b. l. 4. v. u. muss es affert me res aliquo, nicht fert, heissen. Ebd. S. 223 a. l. 18. steht komisch Curio ad iocum (statt Focum) sedenti, aus Cic. de Sen. 16, 55. — Unter demselben Worte S. 223 a. med. findet sich Ref. veranlasst, zu der aus Tusc. I. 3, 6. angeführten Stelle: quare si quid (es heisst bei Cicero si aliquid) oratoriae laudis nostra attulimus industria — noch einmal, nachdem er sie schon in seinen Symbb. Critt. ad Cic. I, 14. p. 15 seq. und in seiner Ausgabe T. I. p. 25 seq. besprochen, eine kritische Bemerkung zu machen. In den Symbb. hat Ref. laudi gegeben, weil man nicht so nackt afferre sage, ohne die Person, der Etwas gebracht wird oder den Ort, wo Etwas hingebracht wird, zu nennen, und nahm das laudi von F. A. Wolf auf, welcher es auch in seinen Vorlesungen vertheidigte und sagte, Romanis zu suppliren sey hart. Das kam dem Ref. auch so vor, und er vermuthete, es sey nach nostra ausgefallen Ro., d. h. Romanorum, oder wollte lesen: si aliquid oratoriae laudi nostrae nostra attulimus industria, wie de Offic. I, 31. Zumpt, nach Heusinger, mit Beier und Orelli gab: nos studia nostra nostrae naturae regulâ metiamur. Mehreres s. in unserer Ausgabe, wo wir die Stimmen für laudi und laudis zusammengestellt haben, und vgl. auch T. III. p. 275 seq. Auch Kühner stimmte uns in der ersten und zweiten Ausgabe bei; Orelli gab gleichfalls laudi; ein Supplement hielt keiner von Beiden für nöthig. Hand zu Wopkens S. 69 sprach gegen laudi, und Orelli stimmte ihm in den Anmerkungen zu Wolf's Vorlesungen bei. Hr. Prf. Klotz blieb bei laudis, und fand es nicht anstössig, Latinis zu ergänzen, auch vertheidigt er in seinen Nachträgen S. 6 das aliquid laudis auf's Neue, und dass der Dativ fehlt, rechtfertigt er mit Hand aus pro Mil. 28, 77: multas tamen summorum imperatorum victorias aetas nostra vidit, quarum nulla neque tam diaturnam attulit laetitiam nec tantam: wo auch nobis oder populo Romano zu ergänzen ist. Aber an dieser Stelle geht dies leicht an, weil multas summorum imperatorum victorias aetas nostra vidit unmittelbar voraus geht: an unserer Stelle

Digitized by Google

nichts dergleichen. Das aliquid laudis beweist er allerdings gut aus Phil. II, 8, 20: ut meae vigiliae meaeque litterae et iuventuti utilitatis et nomini Romano laudis aliquid afferrent. Nun ist auch Kühner in der dritten Ausgabe zu laudis aliquid (gegen das natürlich von Seiten der Latinität nichts einzuwenden ist) zurückgekehrt, und supplirt in der Erklärung ganz wie Phil. II. l. c. steht, nomini Romano. Gut: stünde es nur da! Ref. seines Theils kehrt auch zu oratoriae laudis, das doch die besten handschriftlichen Autoritäten für sich hat, zurück, aber er vermisst immer noch den Dativ und schlägt nun vor: Quare si aliquid oratoriae laudis nostra nostris attulimus industria, oder, was nach NRA. wohl ausfallen konnte, NO. RO., d. i. nomini Romano, wie an der angeführten Stelle Phil. II, 8, 20. wirklich steht. Uebrigens gehört wegen aliquid laudis unsere Stelle auch zu S. 224 b. unter β., zu der Construction mit einem Eigenschaftszusatz in gutem Sinne. Unter afficere p. 226 a. l. 8. wäre das in der Parenthese zu der Stelle ad Famm. V, 12. beigesetzte Gratia besser gratia geschrieben. — Zu affectus in adjectivischem Gebrauche S. 226 b. med. bemerken wir unter II. erstlich, dass, nachdem unter a. in der Bedeutung angegriffen die Construction mit dem Ablativ des Mittels angegeben ist, bei der Bemerkung, dass es häufiger absolut gebraucht werde, das b. folgen sollte; zweitens, dass es bei der Unterabtheilung β. nicht heissen sollte, aetas affecta sey das höhere Alter überhaupt, sondern das bereits an Kraft abnehmende Alter, was aus (de Or. I, 45, 200) dem vorangehenden infirmissima valetudine deutlich hervorgeht, wie bei in Verr. Accus. IV, 43, 95. (nicht 91, wie citirt ist), wo bei aetate affecta noch tam eingeschoben ist, und viribus tam infirmis gleich dabei steht, also dass ein kränkliches Alter gemeint seyn muss, oder ein geschwächtes, da es ja auch ein höheres ungeschwächtes Alter gibt, wie Livius VI. 22. den Camillus schildert: Exactae iam aetatis — erat, — sed vegetum ingeinum — virebat integris sensibus. — Unter affixus S. 227 a. l. 19. sollte bei der Stelle Plin. H. N. III, 2. Tarraconensis affixa Pyrenaeo zum ersten Worte das Substantiv Hispania nicht weggelassen seyn. Ebdas. I, 26. v. u. in der Stelle Accus. in Verr. V, 53, 139.: quae (causa) in animo sensuque meo penitus affixa atque insita est, wären wir sehr geneigt, wegen der Construction in animo sensuque meo, statt affixa zu lesen infixa. Gegen affixa hat sich schon Lambin's Sprachgefühl gesträubt, weswegen er, ohne Etwas zu bemerken, defixa gab, nämlich in der von ihm selbst im Jahr 1566 herausgegebenen Ausgabe.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Klotz, Handwörterbuch der lateinischen Sprache. II.

(Schluss.)

Der Vaticanische Palimpsest hört gerade kurz vor dieser Stelle auf: er gibt also keinen Rath. Wie leicht aber inf und af bei alter Schreibweise verwechselt werden konnten, weiss jeder Kenner von Handschriften. — Zu affingo S. 227 b. müssen wir eine auf viele Artikel passende Bemerkung machen. Es heisst hier nämlich unter a, α, dieses Verbum werde auch absolut gebraucht, was doch dem Begriff und der nothwendigen Bedeutung des Wortes nach gar nicht möglich ist. Sieht man die dafür angeführten Stellen an, so zeigt sich auch gleich, dass es dort auch nicht wirklich absolut steht, sondern richtig seine Casus hat, nur nicht hart an oder neben sich, sondern in seiner nächsten Umgebung, so dass schon der Ausdruck „scheinbar absolut" kaum zu wählen war, denn im Augenblick, da man den Zusammenhang betrachtet, fällt auch der Schein des absoluten Gebrauches weg, z. B. de Or. 3, 45, 179: nullam partem corporis sine aliqua necessitate affictam reperietis: liegt im Vorigen der Dativ corpori so auf der Hand, dass Cicero es nicht ohne Abgeschmacktheit nach necessitate hätte einschieben können. De Div. I, 62 (falsch für 52), 118: parvis enim momentis multa natura aut affingit aut mutat aut detrahit bietet kurz vorher sich das Wort extis, aus extorum, dar, und so ist es auch mit der dritten Stelle Varr. R. R. 3, 9, 7: sint cubilia gallinarum aut exsculpta aut afficta firmiter. Das wäre nun freilich abermals recht absolut, wenn der Satz nur so da stünde, oder vielmehr recht absurd, weil dann afficta gar nicht zu verstehen wäre. Aber da steht ganz in der Nähe, ja in demselben Satze voraus: Praeterea sit cella grandis, — ita ut in parietibus circum omnia plena sint cubilia gallinarum aut etc. also afficta, nämlich parietibus. Nicht anders verhält es sich weiter unten, unter γ, wo steht, auch metaphorisch komme affingere absolut vor. In der Rede pro Cluent. 4, 9: quod res ipsa tulerit, quod error affinxerit. Ist denn das absolut, wenn eben res voranging, aus dem natürlich rei oder ei herauszunehmen ist? und ebenso Philipp. I. 3, 8:

Digitized by Google

Addebunt praeterea fit enim plerumque, ut ii, qui boni quid volunt afferre, affingant aliquid etc. Was liegt näher, als aus den unmittelbar vorhergehenden Worten zu nehmen ei rei, quam volunt afferre? Und ist es etwa anders beim dritten Beispiele Quinctil. VIII, 3, 70: Consequemur autem, ut manifesta sint, si fuerint veri similia: et licebit etiam falso affingere, quidquid fieri solet —? Liegt denn nicht das hinzu zu denkende rei nahe genug, ohne das affingere gar nicht zu brauchen war? Auffallender noch ist die Behauptung der absoluten Setzung des Verbums affirmare S. 229 a. l. 7. aus Ovid. Trist. 3, 3, 26: Non agis, affirmo, wenn nicht der Verf. hier, wie überhaupt, den Ausdruck absolut im weitern Sinne nimmt. Man lese einmal den Zusammenhang und spreche von absoluter Stellung: — — tu forsitan illic Jucundum nostri nescia tempus agis? Non agis, affirmo: liquet, o carissima, nobis Tempus agi sine me non nisi triste tibi. Und so wären denn eine Menge viel Raum einnehmende Dinge, die, weil sie sich von selbst verstehen, oder halb gesagt, weil sie eigentlich zur grammatischen Erklärung gehören, einen Irrthum veranlassen können, ohne Nachtheil wegzulassen: was etwa bei den künftigen Lieferungen beachtet werden könnte. Um nur noch Eins anzuführen, so wäre die Bemerkung, dass affirmatur auch impersonell stehe, nebst der Stelle aus Tac. Hist. II, 49: Noctem quidem, ut affirmatur, non insomnem egit — eigentlich entbehrlich gewesen: es müsste denn der Verf. dieselbe Bemerkung bei dicitur, respondetur, conclamatur, bei dem Horazischen concurritur und vielen derartigen Verben für nothwendig halten. Zu Agdistis S. 235 b., wo, beiläufig gesagt, auch die Schreibungen Agdestis und Acdestis bemerkt werden konnten, müssen wir erinnern, dass der Artikel doch gar zu dürftig ausgefallen ist: „Name einer mythischen Person in Asien, die am Berge Agdus gezeugt seyn sollte. Arnob. adv. gent. 9, 5, 4:“ Denn wer mehr wissen will, und nun den Arnobius nachschlägt, entdeckt, dass Arnobius nur sieben, nicht neun Bücher hat. Wäre nun richtiger citirt (nämlich V, 4. p. 69 seq. ed. Nic. Rigalt. Paris, 1666. f. m. ad calc. Opp. Cypriani, oder Ed. Orell. p. 272 und dessen Appendix zu seiner Ausg. Lips. 1817. 8. p. 53 seq.), so könnte man zufrieden seyn. Am besten aber wäre auf Pauly's Realencyclop. d. class. Alterthumswissensch. I. S. 234 f. verwiesen worden: wenn man nicht die dritte Ausg. von Creuzer's Symb. u. Myth. I. S. 272. II. S. 365. 375 f. IV. S. 793. anführen wollte, wo sogar eine Abbildung dieses räthselhaften und problematischen Wesens, oder dieser Person, nachgewiesen ist. Genügend wäre wenigstens eine Verweisung auf Nitsch's mytholog. Wörterb. v. Klopfer u. d. W. — Bei Aggredior, S. 240 b. unten, steht:

Digitized by Google

„Ueber den passiven Gebrauch von aggredior s. aggredior.“ Da steht es aber eben nicht, sondern S. 240 a. l. 11 ff. unter aggredio. Die Passivform aggredirier aus Plaut. Merc. 2, 124. und Rud. 3, 1, 9. ist zweimal citirt, S. 240 a. med. und S. 241 a. oben. — Unter aggrego S. 241 a. med. steht aus Liv. 30, 11: cum aut vincentibus opes aut pulsis ira aggregat suos. Das ist nicht richtig. Es muss spes für opes heissen. Auch sollte diese Stelle unter einer Rubrik stehen, die angäbe, man construire dieses Verbum mit Dativ und Accusativ: aggregare aliquem alicui. — Unter Agitator S. 242 wird wieder angegeben, agitator stehe bei Cic. Acad. II, 49, 94. absolut, in den Worten: Ego, ut agitator callidus — equos sustinebo. Das wäre denn wohl nicht absolut, wenn equorum agitator stünde? aber wozu das, wenn equos sustinebo folgt? Ebenso ad Att. 13, 21. in derselben Phrase in einem Verse: sustineant currum, ut bonus saepe agitator equosque. Kaum war Sen. Ep. 30, 11. zu nennen, wo es eigentlich auch nicht absolut steht, da es von einem Pferdetreiber in der Rennbahn gebraucht wird, Agitatorum laetitia, cum — palmae oppropinquant; und ganz so bei Quinctil. 8, 6, 9: agitator magna contorquet equum vi. Die Stelle aus Sueton. Calig. 55. handelt von Wettfahrern. Nun wird Einer genannt: Agitatori Eutycho — vicies sestertium contulit. Ist das absoluter Gebrauch? Ebenso Plin. Epp. IX, 6. vom Wagenrennen: Agitatores illos, equos illos relinquut. So bleiben für den absoluten Gebrauch nur die Stelle aus Plautus Men. I, 2, 50. und die zwei Inschriften bei Orelli 2595 und 2598, wo es einen gewissen Stand, oder eine Menschenklasse, oder Leute, die beim Wettrennen, den ludis circensibus, beschäftigt sind, bezeichnet. S. Pauly in der Realencyclop. der class. Alterthumswiss. u. d. W. I, p. 255. vergl. ebend. unter Cursus equorum T. II. p. 793. — Unter Agito S. 243 a. med. hiesse es besser, es werde gebraucht von Hin- und Herbewegung durch Wind oder Sturm, durch Wasserfluthen und Wogen, als: des Windes u. s. w. Ebd. S. 244 b. l. 28. steht aus Sall. Cat. 53, 4. falsch mihi multa agitandi, statt agitanti. — Unter agmen S. 245 f. ist es, wie an vielen ähnlichen Artikeln, besonders in die Augen fallend, wie leicht sich, ohne der Gründlichkeit zu schaden, das Buch hätte auf einen beschränktern Raum bringen lassen. Man sehe einmal die vielen Beispiele unter agmen quadratum. Auch die Bemerkung erlaubt sich Ref. bei diesem Artikel, welche im Allgemeinen die Wörterbücher so häufig veranlassen, dass nämlich, statt der eigentlichen und wirklichen Bedeutung, sehr oft die Folgerung oder Consequenz aus derselben vorangesetzt und so jene gleichsam verhüllt wird, während gerade die angegebene sich dann entweder von selbst

Digitized by Google

verstände oder ganz leicht erschliessen liesse. Z. B. S. 246 a. steht bei agmen cogere „bildl. den Zug oder Rücken decken". Das ist nun freilich allerdings oft die Wirkung des agmen cogere, aber nicht das Thun, das Geschehende, selbst. Das cogere (coagere) ist hier bei agmen das, was die Schäferhunde thun, welche von hinten und an den Seiten die wandernde Schafheerde zusammenhalten und treiben, damit sie sich nicht von dem Zuge, nach einem guten Grasplatze abschweifend, verlieren und Wölfen oder Räubern zur Beute werden: was dann auf den Zug eines marschirenden Heeres angewandt wird. — Unter agnitio S. 247 b. l. 14 — 16. sehen wir uns durch die Erklärung der Ciceronischen Stelle N. D. I, 1, 1: quae [quaestio] et ad agnitionem animi pulcherrima est et ad moderandam religionem necessaria zu einer etwas ausführlichern Erklärung veranlasst. Die Worte ad agnitionem animi sind nicht eben leicht zu verstehen. Hr. Kl. erklärt: „zur Anerkennung des Geistes, so dass man seinen Werth gehörig würdigt". Ref. kann dieser Erklärung nicht wohl beistimmen. Er selbst hat übersetzt: „eine Untersuchung, die nicht nur für unser Gemüth vom höchsten Interesse, sondern auch zur Begründung einer besonnenen religiösen Ueberzeugung von höchster Wichtigkeit ist:" und umschreibt (obgleich die Uebersetzung selbst, ihrem ausgesprochenen Zwecke nach, schon eine Art von Umschreibung ist): „Die Untersuchung dieser Frage ist einerseits eine schöne, anziehende und würdige Beschäftigung unseres Geistes, andererseits von grossem praktischem Werthe, um für die Religion selbst und deren Anwendung für's Leben die rechten Bestimmungen zu „treffen". Die in der von Hrn. Klotz herausgegebenen Sammlung von J. F. Schröder gegebene Uebersetzung ist: „als Gegenstand der Forschung für den Geist gar herrlich;" von Kindervater: „das Nachdenken darüber [nämlich über die Natura deorum] ist an sich selbst angenehm;" von J. F. v. Meyer: „als Sache der Erkenntniss für unsern Geist so herrlich;" C. F. Michaelis: „zur Erkenntniss des menschlichen Geistes:" dazu sagt er: er habe es absichtlich zweideutig gemacht, weil er nicht wisse, ob er sagen soll: „zur Beförderung der Erkenntniss des menschlichen Gemüths oder zur Selbsterkenntniss," oder: „trefflich in Beziehung auf das Erkennen des menschlichen Geistes, d. h. als Gegenstand seines Erkenntnissvermögens, also für die active Erkenntniss des menschlichen Geistes; E. W. Eckermann: „die zu erkennen der Seele höchst erfreulich ist;" eine ältere französische Uebersetzung von du Ryer (1670) gibt: „qu'il n'y ait rien de si beau pour la connaissance de l'ame;" eine neuere, vom Abbé le Masson (1721): „elle est très-belle par rapport à la connaissance de l'ame." Lateinisch würden wir umschreiben: ut

Digitized by Google

animus rem, de qua instituitur quaestio, probe cognoscat, et, quanti sit divinae naturae aestimanda cognitio agnoscat. Hätte Cicero sagen wollen, was Hr. Pr. Kl. will, so hätte er geschrieben: ad agnoscendum animum oder besser: ad agnoscendam animi [cum sit divina eius origo] praestantiam. Auch Heindorf und Wyttenbach erklärten nicht im Sinne des Verf. Der Irländer H. Alen, der vor 12 Jahren (Lond. ap. B. Fellowes, 8.) den Cic. de N. D. herausgab, wollte, weil sich sein Sprachgefühl gegen die Erklärung, die er nun doch gab (ad agnoscendam animi naturam), sträubte, einmal sogar corrigiren: ab agnitione animi, i. e. ab ea parte, qua oritur ex ea cognitio animi: freilich nicht eben sehr gelungen. Aber er tröstete sich über unsere Lesart mit drei Stellen aus Acadd. I, c. 2: ad delectationem animi, c. 9: ad investigationem naturae se conferre, c. 12: ad confessionem ignorationis adducere. Ein schwacher Trost, doch stark genug für einen sich selbst überschätzenden Menschen, als welchen Hr. A. sich zeigt. S. unsere Recension in den Hdlbgr. Jahrbb. 1841. 3. Doppelh. S. 350—363. Dass Cic. öfters agnoscit animus sage, weist Hr. Pr. Kl. selbst S. 248 a. nach, aus Tusc. I, 24, 58. (zweimal) und de Finn. II, 31, 33: quae cum breviter agnovit; die Stelle steht aber im eilften Cap. und es heisst dort leviter, nicht breviter. Zweifelhaft, ja mehr als zweifelhaft bleibt es uns, ob er je sagte oder sagen konnte animus agnoscitur für animi praestantia oder animi natura divina agnoscitur. Wenn aber Cic. Tusc. I, 28, 70. sagt vim divinam mentis agnoscito, so sagt er eben vim divinam mentis, nicht animum. — Unter Agnus S. 249 a. fällt uns die aus einem Gesetze Numa's bei Festus pag. 187, 17. Müll. citirte Stelle auf, wo es Janui Quirino (für Jano) heisst. Ref. hat die Müller'sche Ausgabe nicht zur Hand, findet aber jene Form weder in der Ausgabe des Festus ap. P. Santandr. 1593. 8. unter opima spolia p. CXL, vgl. Scaliger's Noten CXXII, noch bei Dirksen in den Versuchen zur Krit. u. Auslegg. der Quellen des Röm. Rechts (Lpz. 1828. S. 322.) auch nicht in den Inschriften bei Orelli. — Unter Ago S. 249. 250. geht die Eintheilung nicht richtig fort. Da heisst es 1. in Bewegung bringen, 1) von lebenden Wesen, a) von dem gewöhnlichen Treiben des Viehes, b) von Menschen b) von dem diebischen Forttreiben oder Wegrauben, c) von dem heftigern treiben, jagen, hetzen u. s. w. Hier sollte offenbar statt des zweiten b) das c) und statt des c) ein d) stehen. — Unter dems. Artikel steht S. 252 b. med. in einer Stelle aus Nepos Att. 9. divinato für divinatio, und mollis casibus für nullis casibus; und auf der folgenden Seite a. aus Hor. Sat. I, 5, 101: securum ageres aevom für agere, dann ebd. b. aus Ter. Hec. 3, 3, 34. mensis agitur

Digitized by Google

his iam septimus für hic, und gleich darauf aus Virg. Aen. 9, 156. quoniam jam pars acta diei, wo jam nicht her gehört. — Gleichfalls unter Ago wird S. 254 a. oben Varro. L. L. VI, 77. p. 103 seq. Müll. citirt: Potest — aliquis facere et non agere, ut poëta facit, fabulam, et non agit. Ref. kann die Müller'sche Ausgabe nicht nachsehen, in der Spengel'schen aber VI, 72. (8.) p. 253. steht facit fabulam, ohne Komma: und ebenso in der Ed. Ald. (beim Nic. Perottus) p. 1083. l. 2; in der Ed. Jos. Scalig. (Henr. Steph. 8. 1573.) p. 64; Ed. Amst. 1623. (Ducdr. 1619.) 8. p. 59. und in der Ed. Bip. p. 72. und dies ist wohl richtiger. (In den vier zuletzt genannten Ausgg. steht übrigens die Stelle im fünften Buche.) Oben aber steht in den fünf Ausgaben, die wir vor uns haben, aliquid statt aliquis, aber hier ist offenbar aliquis das Rechte, denn die Variante aliud bei Spengel ist es gewiss nicht. — S. 256 a. med. wird Rud. Lup. p. 171. Frotsch. und daselbst Ruhnken wegen nihil agis citirt. Hier hätte erstlich der Fehler des Setzers Rud. (statt Rutilius) corrigirt werden sollen, zweitens war es besser, die Ruhnken'sche Seitenzahl zu citiren, da Viele die Frotscher'sche Ausgabe nicht haben, der Letztere aber auch die Paginirung des Erstern am Rande hat. Das wäre p. 120 seq. — Zu S. 258 a. unter d) bei der Phrase agere cum aliquo, wo angegeben ist, es stehe häufig mit folgendem Finalsatze und auch mit acc. c. inf., wünschten wir die Andeutung zu den Beispielen Cic. Famm. 5, 2. und Caes. b. G. I, 14, dass im ersten Falle in agere ein Verlangen und Fordern, im zweiten ein Anzeigen und Versprechen liege. Wenn der Verf. etwa sagt, das gehöre in die Grammatik, nicht in das Wörterbuch, so müssen wir doch dagegen erinnern, dass er selbst dann einen nicht unbedeutenden Theil seiner vielen guten Bemerkungen hätte weglassen müssen. — S. 262 b. l. 20 u. 27. bemerken wir zwo Kleinigkeiten, erstlich, dass es Einige Bruchstücke, nicht Bruchstücken, und ausser dem, nicht ausserdem, heissen sollte; sowie unter Aio S. 268 a. l. 16. bei Nep. Them. IX, 1: ait ad Artaxerxem eum venisse, statt ait Art. e. v. und das. S. 268 b. l. 6. v. u. aus Cic. ad Att. VI, 1, 17: Ain tu? Scipio hic Metellus proavum suum nescit censorem non fuisse. sollte am Schlusse noch ein Fragezeichen stehen, denn von Scipio an beginnt die eigentliche Frage: die vorausgegangene fragt nur: Ist es dir denn Ernst mit der Behauptung, dass Scipio u. s. w. — S. 269 a. l. 7. fehlt von vor ain tandem. — Unter Aliquam (Adv.) bemerkt der Verf. S. 291 b. unten, es sey eigentlich Accusativ von aliquis, entsprechend den Correlativen tam, quam, quamquam etc. So sagt auch Freund, I, S. 206 b. und fügt bei, es sey so viel als in aliquam partem. Derselbe sagt dann

Digitized by Google

unter quam nichts, als es habe eine archaistische Form quamde oder quande, und unter tam, es habe eine archaistische Nebenform tame, und sey Accusativform, analog mit quam, wozu auch iam, clam, palam etc. zu vergleichen sey. Zu iam sagt er dann, es komme von is, und heisse eigentlich zu dieser Zeit, und bei clam, es komme, mit seinen alten Nebenformen calim oder calam, von celo (vielleicht, setzt er im Gesammtwörterbuche bei) und die Form sey, wie palam, coram. Das letztere endlich ist ihm gar (wahrscheinlich) verwandt mit os, oris, mit einem Demonstrativ - c. Im Gesammtwörterbuche sagt Freund unter Quam, es sey eigentlich acc. von qui, und bedeute inwieweit. Diese Ableitungen (als Accusative) von qui und aliquis (die andern Erörterungen lassen wir, als nicht hierher gehörig, bei Seite liegen) befriedigen den Ref. nicht. Er ist vielmehr längst der Ansicht, tam sey eine verkürzte Form von tantum, wie das Adverb quam von quantum, also aliquam diu von aliquantum diu, ja selbst quamquam sey nichts als ein abgekürztes quantum quantum. Nun findet er, dass E. Kärcher im Handwörterbuche (1842. Stuttg.) über quam und tam dieselbe Ansicht habe, wie sich denn auch schon längst Gerh. Jo. Vossius im Etymol. L. L. und Forcellini dafür ausgesprochen haben. Nur M. Martini im Lex. Philol. (Fref. 1655. Fol.) spricht sich für die Ableitung des quam von qui aus, so dass er bei tam an das dorische τάν, bei quam an ἄν gedacht zu haben scheint, wie man wohl bei cui und quoi an φῷ, ja bei quando an ἐάν und ἄν (vgl. in und endo) denken darf. — Unter aliquis S. 296 b. unter 1. a) gehört das Beispiel aus Plaut. Aulul. pr. 24: aut aliqui semper supplicat, wozu verglichen wird Cic. de Rep. I, 18, 30: nomen aliquod beluae, eigentlich nicht hierher, sondern unter aliqui S. 295 b., wo auch wirklich das letztere Beispiel (l. 4. v. u.) bereits steht, jedoch mit veränderter Wortstellung aliquod nomen geschrieben ist. — S. 297 a. unter 2. a) sollte bei dem substantivischen Gebrauch von aliquis das Beispiel aus Cic. pro Ligar. 7, 22, wo dasselbe sogar ein adjectivisches Pronomen demonstr. neben sich hat, besonders herausgehoben seyn: Atque is tamen aliquis [dieser Jemand] Ligarius non fuit: und gerade so Terent. Andr. II, 1, 16: Charinus: Interea fiet aliquid. Byrrhia: Id aliquid nihil est. — Ebenfalls unter aliquis steht unter den Stellen, wodurch der substantivische Gebrauch dieses Pron. indef. nachgewiesen werden soll, offenbar ungehörig Cic. pro Quinct. 11, 38: ut — aliquam partem velit amittere, und ad Att. V, 18, 4: Mitte — ad nos aliquem tabellarium. Dagegen steht die zuletzt angeführte Stelle weiter unten S. 299 a. l. 22. v. u. noch einmal an ihrem rechten Platze, als eine solche, wo das Pronomen bei einem Substantivum

Digitized by Google

stehe. — Bei S. 298 a. bei der Bemerkung β. (unten), wo angegeben ist, aliquid stehe substantivisch mit dem Genitiv auch vor Adjectiven, jedoch in der Regel nur nach der zweiten Deklination, konnte noch beigefügt werden, dass solche Adjective nur dann so stehen, wenn sie substantivische Bedeutung erhalten. So, wenn es ebd. S. 298 b. (post med.) heisst, aliquid stehe, wiewohl seltener, auch von Personen, z. B. Vellej. II, 84, 2: Hinc ad Antonium nemo, illinc ad Caesarem cotidie aliquid transfugiebat, konnte beigefügt werden, es stehe bei Personen in verächtlichem oder verachtendem Sinne, für aliquid hominum, wie man wohl auch bei Komikern hoc oder istuc hominis findet. Uebrigens lesen an jener Stelle, weil es den Herausgebern auffiel, Viele aliqui transfugiebant, Andere aliquis transfugiebat. Aber aliquid ist gewiss das Rechte, welches auch in der Ausg. des Beat. Rhenan. (Ed. prc. Basil. Froben. 1520. fol.) aus dem von J. Alb. Burer aus dem von ihm verglichenen Cod. Vet. notirt ist (auf der 6. Seite der Bogenlage G.). — Etliche Zeilen weiter unten (S. 298 b. unter e) β.) ist bei der aus Tusc. III, 18, 43. ausgehobenen Stelle: Si vero aliquid etiam —, tum plane luctum crimen sustuleris erstlich zu bemerken, dass das aliquid allerdings hier zwar auf sinnlichen Liebesgenuss deutet, dass aber der Strich nach aliquid nicht ein von dem Verf. des Wörterbuchs gemachter ist, sondern im Text selbst steht und eine Aposiopese bezeichnet, etwa addideris, (s. Darisius u. A. zu dieser Stelle): zweitens, dass es, statt crimen, heissen muss omnem, statt sustuleris aber, wie der Verf. vielleicht aus nicht ganz getreuem Gedächtnisse schrieb, absterseris. — S. 301 b. l. 24. v. u. steht aus Cic. am. 13, 48: tollamus e vitu für vita. — Zu aliter machen wir (S. 303 b. unten) die allgemeine Bemerkung, dass häufig ein Theil des Raumes gewonnen werden konnte, wenn der Verf. nicht so lange Stellen ausschriebe. So konnten von der aus Plaut. Amph. I, 1, 56 seq. [es sind aber wirklich ausgeschrieben der 51. bis 55. Vers, lauter breite Jambici octonarii oder tetrametri] ausgehobenen Stelle wenigstens drei Zeilen ohne Nachtheil entbehrt werden. — Zu aliter S. 304 a. l. 9. ist eine Stelle aus Curt. citirt: IX, 5, 23. (in der Ausg. von Baumstark, nach Zumpt's Text, steht sie T. III. L. IX, 22. p. 139.): nec aliter id — extrahi posse, quam ut secundo vulnus ageretur. Das muss wohl augeretur heissen: wiewohl die Ausgg., die uns zu Gebote stehen, augerent haben. — Oefters sind dieselben Stellen zweimal citirt, was zuweilen bei verschiedenen Rücksichten, die das Citat veranlassen, als nothwendig, wenigstens zweckmässig, erscheinen kann, z. B. Ter. Andr. pr. 1—4. steht S. 303 b. und S. 305 a. unter 2); auch kommt S. 301 a. u. b. die Stelle N. D. II,

Digitized by Google

66, 166. zweimal vor; die Stelle ad Att. XI, 23, 1. steht auch S. 304 a. unten, und S. 305 b. (ant. med.) wieder: am ersten Orte entbehrlich. — S. 306 b. l. 1. steht unter aliubi aus Plin. H. N. XXXVI, 7, (12.) 59. das seltsame Wort usquamphiali für usquam aliubi, und ebend. l. 12. alibi atque aliubi, wo aus Sen. Ep. 35, 4. richtig aliubi atque aliubi apparere angeführt ist. — Unter dem Artikel alius S. 307 a. stehen fünf Stellen aus dem Amphitruo des Plautus, die in den dem Ref. zu Gebote stehenden Ausgg. alle um 5 Verse weiter oben stehen; und in der Mitte dieser Seite aus Plaut. Epid. IV, 1, 26 seq. finden wir die citirte Stelle III, 3, 26 seq. Ueberhaupt erscheint uns hier die grosse Menge von Stellen aus Plautus, Terentius, Cicero, Caesar und Sallustius, woraus im Ganzen doch weiter Nichts hervorgeht, als dass alius entweder substantivisch oder adjectivisch steht, einen mit dem Plane des Werkes nicht im Verhältniss stehenden Raum einzunehmen. — Wenn S. 308 a. unten und b. oben bei der aus Sallustius citirten Stelle Cat. 54, 1. magnitudo [M. Catoni et C. Caesari] animi par, item gloria, sed alia alii, gesagt wird, es werde bei dem wiederholten alius die Genauigkeit der Rede weniger beobachtet [nämlich weil bei Vergleichung zweier Männer nicht das Wort alteri gebraucht werde], wozu dann Kritz's Bemerkung zu jener Stelle citirt ist; so erscheint gerade nach der Kritz'schen Note und nach der Natur des Ausdrucks alia [gloria] alii [viro] als das allein Richtige, also Genaue, und alia alteri, wie Kritz darthut (S. 287 seiner Ausg.), nicht recht. — Endlich, um einmal unsere Bemerkungen zu schliessen, wird zwar angegeben S. 311 a. unter alius, bei 5), es sey eine Construction mehr nach dem Sinne, wenn nach alius der blosse Ablativ stehe, auch werden (ausser einer Stelle aus Varro R. R. 3, 16, 23. p. 241. Bip.: quod est aliud melle, wo es der reine Ablativ der Vergleichung ist: s. Krüger's Gramm. d. lat. Spr. §. 372. A. 4. und §. 584. A. 2.) noch aus Cicero, Horatius und Phädrus Stellen zum Beleg angeführt: allein mit wenigen Worten konnte doch dem Studirenden ein Wink gegeben werden, dass in den Stellen bei Cic. ad Famm. XI, 2, 2. Hor. Epist. I, 16, 20, ib. II, 1, 239, und Phaedr. 3, pr. 41. die Ablative nach alius und aliud stehen statt des Comparativs von potis, worauf ganz regelmässig der Ablativ folgt: z. B. neque nos quicquam aliud libertate communi quaesisse exitus declarat, d. i. neque nos quicquam potius (i. e. tanquam aliquid, quod potius sit) libertate quaesisse. Ebenso: Neve putes alium sapiente bonoque beatum, d. i. neve putes esse quemquam potius beatum (praedicandum) sapiente bonoque. Endlich (bei Phädrus): Quodsi accusator alius Sejano foret, d. i. potior Seiano, i. e. melior.

Digitized by Google

Wir haben vielleicht bereits mehr Raum angesprochen, als das Verhältniss der einzelnen Wissenschaftszweige in dieser allgemeinen Zeitschrift zu gestatten scheinen möchte. Allein es handelt sich hier um ein bedeutendes Werk auf einem zwar viel bearbeiteten, aber seiner Natur nach noch lange nicht bis zu seinem Abschluss gebrachten Gebiete: es handelt sich um ein Werk, von dem der bei Weitem grösste Theil zwar vielleicht bereits in Sammlungen angelegt, aber in der Ausführung noch rückständig ist, so dass also noch Vieles aus mehr oder minder zu berücksichtigenden Bemerkungen für die künftigen Hefte berücksichtigt werden kann, wenn nicht (was zu beklagen wäre) die gegenwärtige, den ernsten wissenschaftlichen Studien, besonders auf diesem Felde, so abholde Zeit, welche das auf historischer Grundlage Ruhende ignoriren, ja, wo möglich, verwischen und vergessen möchte, seiner Vollendung, wenigstens raschern Fortsetzung, durch die es allein in Anwendung und Benützung treten kann, hemmend in den Weg tritt. Wir unterlassen es deswegen, noch mehrere Artikel zu besprechen und namentlich den Reichthum an Bemerkungen mannigfacher Art, scharfsinnigen Unterscheidungen (die nur im Spalten manchmal zu weit gehen), Benützung der neuesten Forschungen, auch wohl kritischen Winken, doch ohne unpassende Polemik, und so vieles Andere herauszuheben, was diesem Werke, wenn es zu seiner Vollendung gelangt, neben den so schätzbaren Werken der neuern und neuesten Zeit, einen Ehrenplatz zu sichern geeignet ist, und warnen nur nochmals vor der Gefahr zu weiter Ausdehnung, damit nicht einst Verfasser und Verleger, zum Schaden der Sache und der Anerkennung ihres Werkes, zu dem Geständnisse sich gedrungen fühlen, sich stark verrechnet zu haben.

Ulm, Mai 1848. **G. M. Moser.**

Ouvrages arabes publiés par R. P. A. Dozy. Commentaire historique sur le poème d'Jbn Abdoun, par Jbn-Badroun publié pour la première fois, précédé d'une introduction et accompagné de notes, d'un glossaire et d'un index des noms propres par R. P. A. Dozy. Leyde, chez S. et J. Luchtmans. 1846. Arabischer Text und Index 322 S. Einleitung, Noten und Glossarium 128 S. in 8.

Von der ersten Lieferung dieses Werkes, welche die ersten 248 Textseiten enthielt, ist schon im vorigen Jahre in dieser Zeitschrift Bericht erstattet worden *), wir beschäftigen uns daher hier vorzüglich mit dem

*) Heidelb. Jahrb. 1847. S. 207 ff.

Digitized by Google

Schlusse des Textes und den erläuternden Zusätzen des Herrn Herausgebers. Auch dieser Theil des Textes, der die wichtigsten Momente der Chalifengeschichte von Emin bis Moktadir umfasst, ist reichlich mit Sagen und Anekdoten ausgeschmückt. So wird gleich zu Anfang berichtet, dass der Mutter Emin's, sowohl bei der Empfängniss als bei der Geburt dieses Chalifen, dessen tragisches Schicksal von drei Frauen, die ihr im Traume erschienen, vorhergesagt worden. Hierauf folgt die auch bei andern Historikern erwähnte Sage, dass Emin während der Belagerung von Bagdad, als die Noth am grössten war, seine ganze Aufmerksamkeit der Fischerei, seiner Lieblingszerstreuung, schenkte. Auch hier wird berichtet und durch einige Verse Harun's bestätigt, dass dieser die Unfähigkeit Emin's zum Regieren eingesehen, ihn jedoch aus Rücksicht für dessen Mutter Zubeidah und die ihr ergebenen Haschimiten ihn zum Thronfolger ernannt habe. Emin selbst soll zu wiederholten Malen von Sängerinnen und Dichterinnen auf das nahe Ende seiner Herrschaft aufmerksam gemacht worden seyn, was minder auffallend ist, da der Keim zum Bruder- und Bürgerkrieg schon vor dem Tode Harun Arraschid's vorhanden war, denn er war zugleich ein Krieg der östlichen Provinzen des Reichs gegen die westlichen, des persischen Elements gegen das arabische. Der Feigheit scheint Emin nicht angeklagt werden zu dürfen, wenn es wahr ist, dass er allein, wie S. 254 erzählt wird, einen Kampf gegen einen unbändigen Löwen wagte und ihn auch wirklich zu Boden warf und tödtete. Die Zahl der Truppen, die Emin's Feldherr Ali Jbn Jsa gegen Mamun führte, wird S. 255 auf 200,000 angegeben, während bei allen andern Historikern sie nicht 50,000 übersteigt. Mamun wird von Dsuban, einem Weisen aus Indien, berathen, der ihm Tahir Jbn Hussein als Feldherrn empfiehlt. Als Belohnung für seine Dienste verlangte Dsuban ein persisches Buch, das im Palaste der Chosroen zu Madain begraben war und aus ohngefähr hundert Blättern bestand; Fadhl Jbn Sahl (Mamun's Vezir) erzählt: ich ging zu Dsuban und fragte ihn nach diesem Buche. Er sagte: es ist das Djawidan Chired, ein Werk des Busurdjmihr, Vezir Nuschirwan's. Ich bat ihn um Einiges davon, da gab er mir einige Blätter, Ali Jbn Alhadhrami übersetzte sie und ich brachte sie Mamun. Als er sie gelesen hatte, sagte er: bei Gott! solche Worte haben wir nicht aufzuweisen, trotz der Biegsamkeit unserer Sprache und der Tiefe unseres Geistes, wäre nicht ein gegebenes Wort ein Band, von dem Gott das eine Ende und wir das andere in der Hand halten, so würde ich ihm das Buch wegnehmen. Mamun schrieb dies an Dsuban, er liess aber das Schreiben unbeantwortet. Diese Erzählung, so sehr sie auch in Einzelnheiten von

Digitized by Google

andern ähnlichen abweicht (s. des Ref. Gesch. der Chalifen II. 254), stimmt doch in der Hauptsache darin überein, dass ein altpersisches Buch philosophischen Inhalts nach Indien geschickt wurde und dass Mamun demselben den Vorzug über alle Produkte arabischer Literatur gegeben. Bei der Darstellung der Schlacht zwischen Tahir und Ali (S. 258—259) werden die von Referent *) ausgesprochenen Vermuthungen bestätigt. Die Zahl der Truppen Mamun's wird nämlich auf 13,000, nicht auf 4000 angegeben, von diesen wurden die 900 Tapfersten auserkoren, mit denen Tahir gerade gegen Ali's Zelt vordrang und zuerst einen schwarzen Sklaven Ali's, dann ihn selbst erschlug. Er hatte dazu das Schwert mit beiden Händen gefasst und ward darum, nach unserm Autor, nachher Dsu-l-jaminein (der mit den beiden Rechten) genannt, während er nach andern Quellen diesen Namen erhielt, entweder weil er Ali mit der linken Hand erschlug und so seine Linke zur Rechten gemacht, oder weil er beauftragt ward, mit seiner Rechten die Huldigung, das heisst den Handschlag, für Mamun zu empfangen, selbst aber nur mit der Linken huldigen konnte. Gegen die andern Quellen wird hier auch berichtet, Emin habe, als seine Sache verloren war, zuerst mit Tahir unterhandelt und erst als dieser unbedingte Uebergabe verlangte, habe er sich an Horthoma gewandt, der ihm Sicherheit seiner Person verbürgte. Von Emin geht der Dichter, ehe er mit Mamun fortfährt, auf den Tod Mutawakkil's über, bei welchem zu bemerken ist, dass er nach Ibn Bedrun in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag stattfand, während die Ref. bekannten historischen Quellen die von Dienstag auf Mittwoch (9—10. Dezember 861) angeben. S. 266 kehrt nun der Dichter zu Mamun zurück und wir finden im Commentare zuerst, dass Mamun ein leidenschaftlicher, aber schlechter Schachspieler war, so dass er sagte: ich verstehe wohl die grossen Weltangelegenheiten zu leiten und bin doch nicht im Stande, ein Schlachtfeld von zwei Quadratspannen zu beherrschen. Nach der Aufzählung der verschiedenen Brudermörder unter den islamitischen Fürsten wird dann erzählt, warum Raschid auch Mutamin zum Nachfolger bestimmte und warum Mamun ihn wieder beseitigte. Wie wenig aus Anekdoten historische Folgerungen zu ziehen sind, wie sie zuweilen selbst als Sittengemälde nur vorsichtig gebraucht werden dürfen, sieht man aus der, welche S. 272—277 erzählt wird: Ishak Almaussuli, der berühmte Dichter und Sänger, fand, als er spät in der Nacht nach Hause gehen wollte, einen Korb an einem Hause herunterhängen, er setzte sich hinein

*) A. a. O. S. 183.

Digitized by Google

und ward hinaufgezogen. Vier Jungfrauen bewillkommten ihn und führten ihn in einen reichgeschmückten Saal, wo ihn ein schönes junges Mädchen empfing, mit dem er den Abend bei Gesang, Musik und Wein zubrachte. Am folgenden Abend setzte er sich wieder in den Korb und fand dieselbe Aufnahme in diesem Hause, doch wurde ihm bedeutet, dass die Gastfreundschaft sich nicht über drei Tage erstrecke. Er bat um die Erlaubniss, noch einen Freund mitzubringen und als er sie erhielt, theilte er sein Abenteuer dem Chalifen mit und forderte ihn auf, ihn, als Kaufmann verkleidet, zu begleiten. Mamun, ein Verehrer des schönen Geschlechts, nahm das Anerbieten an und fand an dem Mädchen so viel Wohlgefallen, dass er sich nach ihrem Vater erkundigte und sie heirathete. Diese war Buran, die Tochter des Hasan Jbn Sahl. Wie mancherlei Betrachtungen liessen sich an diese Anekdote, deren Einzelnheiten wir hier übergehen, knüpfen, wenn wir nicht wüssten, dass sie gänzlich aus der Luft gegriffen ist, denn aus zuverlässigen Quellen ersieht man, dass Mamun noch vor seiner Ankunft in Bagdad, um die Ermordung des Fadhl Jbn Sahl, Bruder Hasan's, zu bemänteln, sich mit der Tochter des Letztern verlobte, als sie erst zehn Jahre alt war *). S. 281 wird berichtet, der Chalife Manssur habe seinen Neffen Mohammed Jbn Alsaffah ermorden lassen. Dieses Factum ist neu, denn bei Jbn Challikan, der aus derselben Quelle schöpfte, liest man nur, er habe seinen Neffen Abd Alwahhab, Sohn des Jmam Jbrahim, ermorden lassen, was auch hier S. 290 angegeben wird. Die folgenden zehn Seiten handeln von den Chalifen Muntassir, Mustain, Mutaz und Mutamid. Bei Letzterm fand Ref. seine Vermuthung, als sey er von Mutadhid vergiftet oder auf eine andere gewaltsame Art aus der Welt geschafft worden, bestätigt. Man liest (S. 301): „Den Mutamid Jbn Almutawakkil mordete sein Neffe Ahmed Jbn Almuwaffak, welcher Almutadhid genannt ward. Man sagt, er vergiftete ihn, nach Andern ward ihm siedendes Blei eingegossen, nach Andern ward er in eine Grube geworfen, die man mit Federn bedeckte." Von Muktadir, mit dem der Commentator schliesst, wird nur sein Tod erzählt, übereinstimmend mit dem, was andere Historiker darüber berichten. Der Schluss des Gedichtes (S. 305 — 308) bezieht sich auf den Sturz der Aftasiden, mit dem dasselbe auch beginnt.

In der Einleitung, welche Hr. Dozy (S. 1—42) zu diesem Werke geschrieben, theilt er zuerst einige Notizen über das Leben Jbn Abdun's mit, dessen vollständiger Name war: Abu Mohammed Abdu-l-Madjid, Jbn

*) S. Gesch. der Chalifen. II. 257.

Abd Allah Jbn Abdun Al-Fehri. Er war in Evora, einer Stadt, welche zum Gebiete der Aftasiden gehörte, geboren und zeigte von früher Jugend her viel dichterisches Talent, dem er auch seine Stelle als Sekretär des Aftasiden Omar Almutawakkil verdankte. Diese Stelle behielt er bis zum Untergange der Aftasiden (487), trat dann in den Dienst des Sir Jbn Abi Bekr, des Moravidengenerals, der im Namen Jusuf's Jbn Tefschin Sevilla und Badajoz erobert hatte, und später ward er Sekretär Ali's, Jusuf's Sohn und Nachfolgers, welcher damals Spanien und den Norden von Afrika beherrschte. Er starb in Evora, seiner Geburtsstadt, im Jahre 529 (1134—35). Ausser dem vorliegenden Gedichte, welchem Jbn Abdun seinen grossen Ruf verdankte, hatte er manche andere geschrieben, die zwar auch nach dem Geschmack jener Zeit des Verfalls der arabischen Dichtkunst viel Gesuchtes und Gekünsteltes haben, doch an innerer Wärme sowohl als an zierlicher Form diese Elegie bei Weitem übertreffen. Hier war es dem Dichter mehr darum zu thun, seinen reichen Schatz historischer Gelehrsamkeit auszukramen, er wollte zum Troste der Aftasiden alle grossen Männer, von Darius bis zu ihrer Zeit, die wie sie der Gewalt des Schicksals erlegen, der Reihe nach vorführen, und um dies in dichterischem Gewande zu thun, war ihm kein Bild zu kühn, kein Wortspiel zu gesucht; dadurch erwarb er sich aber gerade den Beifall seiner verdorbenen Zeitgenossen und Nachfolger, die dann durch ihre Commentare das an und für sich ziemlich werthlose Gedicht in ein nützliches und sehr unterhaltendes geschichtliches Werk umgestalteten. Zu den vorzüglichsten gehört der hier zum erstenmale edirte Commentar des Abd Almelik Jbn Abd Allah Jbn Bedrun, welcher in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts der Hidjrah geschrieben wurde und reich an geschichtlichen Thatsachen, noch reicher jedoch an pikanten Anekdoten ist, die aber, wie hier an einem Beispiele gezeigt worden, nicht immer als treue Charakteristik einer längst vergangenen Zeit betrachtet werden können *). Dieses Werk, das im Morgenlande eine grosse Berühmtheit er-

*) Hr. Dozy vergleicht derartige Werke mit den französischen Memoiren und setzt hinzu: „Souvent quelques traits frappans, quelques détails de moeurs, quelques tableaux pleins de couleur locale, caractérisent mieux un siècle qu'une longue et sèche énumeration de faits historiques." Dies ist ganz wahr, wenn ein solches Gemälde von Zeitgenossen entworfen wird und auf eigener Anschauung beruht, was aber bei den wenigsten arabischen Werken der Fall ist, in denen gewöhnlich die Phantasie allein die Hauptrolle übernimmt und kann in vorliegendem jedenfalls von allen Schilderungen gelten, die bis ins zweite Jahrhundert der Hidjrah reichen. Wo wie hier die Anekdote auch noch zugleich Sage ist, kann sie ebenso gut irre leiten als belehren.

Digitized by Google

langte und von Männern wie Jbn Challikan und Noweiri benutzt ward, entging auch in Europa der Gelehrsamkeit eines Pococke nicht, der es in seinem Specimen historiae Arabum mehrmals citirt und bald gab Warner eine lateinische Uebersetzung des Gedichtes und einige Auszüge aus dem Commentare heraus. Auf des für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Orientalisten Weijers Verlangen bereitete Hoogvliet eine Ausgabe des Textes vor und als dieser Gelehrte starb, ward Hr. Dozy aufgefordert, dasselbe zu vollenden. Hoogvliet hatte ohngefähr die Hälfte des Werks abgeschrieben, jedoch fast ausschliesslich nach einer Pariser Handschrift und ohne alle erläuternde Noten, während Hr. Dozy mehrere andere Handschriften zu vergleichen für nothwendig erachtete und so gewissermassen die ganze Arbeit wieder anzufangen hatte. Ueber die verschiedenen Codices dieses Werks, welche auf europäischen Bibliotheken vorhanden sind, ertheilt Hr. Dozy (S. 9—20) die vollständigste Auskunft. Gelegentlich werden auch manche Irrthümer berichtigt, worunter die des Hrn. v. Hammer bei Besprechung dieser Handschrift *) höchst auffallend sind. Dieser Gelehrte führt erstens einen Titel an, der gegen die ersten Regeln der arabischen Grammatik verstösst, dann übersetzt er ihn falsch, ferner schreibt er zwei Namen unrichtig und endlich setzt er Jbn Bedrun's Tod um ohngefähr zwei Jahrhunderte zu spät. Den Schluss der Einleitung bildet eine Biographie des mit dem bekannten Historiker gleichen Namens nicht zu verwechselnden Jmad Eddin Jbn Alathir, der im Jahre 652 (1254) in Kahirah geboren ward und ebenfalls einen Commentar zum Gedichte des Jbn Abdun geschrieben hat, der indessen grösstentheils nur seinen Vorgänger ausschrieb oder abkürzte.

Vielfach belehrend sind die Noten und das Glossarium, welche Hr. Dozy dem Texte beigegeben und die beweisen, dass er die vortreffliche Sammlung arabischer Handschriften, in deren Mitte er sich bewegt, fleissig und gewissenhaft benutzt. Ref. war besonders erfreut, in einer derselben aus dem Kamil des Mubarrad die Bestätigung Alles dessen zu finden, was er in seiner Chalifengeschichte (I. 428 ff.) in Betreff Haddjadjs behauptet hat, dass nämlich alle Gräuel, welche diesem Statthalter zugeschrieben wurden, als eine Erdichtung späterer Zeiten angesehen werden müssen. Almubarrad's Zeugniss ist um so bedeutender, da er bekanntlich noch um einige Jahre älter als Tabari und ebenso berühmt als Historiker wie als Philologe im weitesten Sinne des Wortes war. Auch für das in arabischer Schrift beigegebene Verzeichniss der Eigennamen und der im Werke angeführten Bücher ist man dem Herausgeber zu Dank verpflichtet.

*) Wiener Jahrbücher Bd. 63. Anz.-Bl. S. 22. Nr. 87.

Digitized by Google

Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840, 1841, 1842, publiée par ordre du gouvernement et avec le concours d'une commission académique. Sciences historiques X. Précis de jurisprudence Musulmane ou principes de législation musulmane civile et religieuse selon le rite Malekite par Khalil-Jbn-Jshak traduit de l'Arabe par M. Perron. I. Paris imprimerie royale. XXVII u. 593. gr. 8.

Auch von diesem Werke sind die frühern Bände in dieser Zeitschrift *) besprochen worden, der vorliegende ist aber unstreitig der wichtigste aller bisher erschienenen, sowohl in Betreff der Materie, die darin behandelt wird, als wegen der Zuverlässigkeit des Hrn. Uebersetzers, der während seines vieljährigen, zum Theil dem Studium arabischer Literatur gewidmeten Aufenthalts in Egypten sich zu einer so schwierigen Arbeit vorbereiten konnte. Von weit grösserem Interesse, als der europäische Titel andeutet, ist der Inhalt dieses Buches, denn unter dem Worte Jurisprudenz versteht der Muselman nicht nur die verschiedenen Theile der Rechtslehre, sondern überhaupt alle religiösen Satzungen, deren Ursprung in letzter Instanz im Koran oder in der Sunna ausgesprochen oder wenigstens angedeutet ist, also auch zum Beispiel die Vorschriften über das Gebet, die Reinigung, die Fasten u. dergl. Diese muselmännischen Pandekten stammen eigentlich aus dem zweiten Jahrhundert der Hidjrah, wo überhaupt der wissenschaftliche Geist der Araber in Folge ihrer Bekanntschaft mit den Erzeugnissen griechischer und persischer Gelehrsamkeit erst geweckt ward. In dieser Zeit, wo die Bekenner des Islams nach allen Theilen der alten Welt hin sich zerstreuten und die mündliche Tradition theils unzuverlässig, theils ungenügend für die neuen Verhältnisse ward, sammelte man sowohl die ausdrücklichen Gesetze des Korans als die Aussprüche des Propheten und seiner Schüler und suchte man sie auf dem Wege der Analogie weiter zu entwickeln. Vier Meister thaten sich besonders als Stifter theologisch juridischer Schulen in dieser Zeit hervor, welche in den Hauptlehren mit einander übereinstimmten, so dass sie sich gegenseitig als rechtgläubig anerkennen, in vielen Einzelnheiten jedoch von einander abweichen. Diese sind: Abu-Hanifa, Schafei, Malik und Hanbal.

*) Jahrgang 1846. S. 718 ff.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Exploration scientifique de l'Algérie.

(Schluss.)

Malik, mit dem wir uns hier beschäftigen, hinterliess ein Werk, welches den Titel Almuwatta (das geebnete oder klar gemachte Gesetz) führt und das den Anhängern seiner Schule als Grundlage der Jurisprudenz galt und unzähligemal commentirt und weiter entwickelt ward. Unter den Malekitischen Lehrern späterer Zeit ward Chalil Jbn Jschak gewöhnlich Sidi Chalil genannt, besonders berühmt und sein hier zum ersten Mal übersetztes Werk verdrängte in Afrika die meisten seiner Vorgänger. Wir begrüssen es mit so grösserem Danke, als überhaupt noch kein derartiges vollständig in eine europäische Sprache übersetzt worden ist. Die bedeutendste Arbeit über muselmännische Gesetzgebung ist die von Mouradgea d'Ohsson, welche den Titel führt: tableau général de l'empire Ottoman. Dieser Gelehrte ist aber dem Hanasitischen Texte, den er zur Grundlage nahm, nicht treu gefolgt, er hat häufig die Ordnung der Materien geändert, Manches, was ihm überflüssig schien, ausgelassen, Vieles auch hinzugesetzt, was den Text erläutern sollte, ihn aber zuweilen entstellte. Noch ungenügender war die englische Uebersetzung des Hidaïa fi-l-furu' (Leitung in den Zweigen des Gesetzes) von Anderson und Hamilton (London 1791. 4 voll. 4.), weil sie viele wichtigen Theile der Jurisprudenz ausliess und überhaupt in ihrer plan- und ordnungslosen Weitschweifigkeit sehr ermüdend wird. Andere spätere Arbeiten auf diesem Felde erstreckten sich meistens nur auf einzelne Theile der Gesetzgebung und waren noch weniger frei von Irrthümern als die beiden genannten. Hr. Perron hat es sich zur Aufgabe gemacht, seinen Text unverkümmert wiederzugeben und nur so viel aus den verschiedenen Commentatoren hinzuzusetzen, als zum Verständniss desselben für europäische Leser nothwendig ist; doch hat er diese erläuternde Zugabe zwischen Parenthesen gesetzt, so dass man sie vom eigentlichen Texte gut unterscheiden kann. Grössere, besonders für Nichtorientalisten belehrende Erläuterungen sind als Noten am Schlusse des Bandes beigefügt. Er hat ferner wegen des Inhaltsverzeichnisses und um das Aufsuchen der verschiedenen Materien zu erleichtern, jedem Abschnitte eine Ueberschrift ge-

Digitized by Google

geben und die grösseren Capitel in kleinere Abtheilungen und Paragraphe abgetheilt. Der vorliegende Band enthält die fünf ersten Capitel des ganzen Werks. Das erste führt die Ueberschrift: des purifications und zerfällt in 12 Abtheilungen, es handelt von den verschiedenen Waschungen, von den Umständen, die sie erfordern oder ungültig machen, von dem Abreiben mit Sand bei Wassermangel, von Wöchnerinnen u. dergl. Das zweite Capitel ist überschrieben: vom Gebete und zerfällt in 20 Sectionen. Es handelt von Zeit und Ort des Gebets, vom Alter, in welchem es zur Pflicht wird, von dem Ausrufen des Gebets, von Unterbrechung desselben, von der Art, wie es zu verrichten ist, von den freiwilligen und vorgeschriebenen Gebeten, von dem gemeinschaftlichen Gebete, vom Freitag und Festgebete, vom abgekürzten Gebete auf der Reise oder im Kriege und in Krankheitsfällen, vom Gebete bei Sonnen- und Mondfinsterniss und in Hungersnoth, endlich vom Todengebete und andern Gebräuchen bei Todesfällen und Beerdigung. Das dritte Capitel beschäftigt sich mit den verschiedenen Abgaben, welche unter dem Namen Zakat (Wohlthätigkeitssteuer) geboten sind. Es enthält 12 Abtheilungen und bestimmt die Abgaben, die auf Vieh, Güter, Silber, Gold, Handelsgegenstände, Erbtheile u. s. w. lasten, sowie die Anwendung und Vertheilung derselben, endlich von den Almosen, die am Feste Fitr zu erheben sind. Das vierte Capitel, das nur fünf Abschnitte zählt, handelt von den Fasten und dem, was an Fasttagen zu beobachten ist, sowohl im Ramadhan als bei freiwilligen Fasten und von den verschiedenen Strafen, in die der Nichtfastende verfällt. Das fünfte Capitel zählt acht Abschnitte und beschäftigt sich mit denen, welche geloben, einen kürzern oder längern Zeitraum in der Moschee sich der Andacht zu widmen.

Hoffen wir, dass die Fortsetzung dieses vortrefflichen Werkes nicht lange auf sich warten lasse und mit derselben Gründlichkeit und Klarheit behandelt werde, wie die in diesem Bande bearbeiteten Theile.

Weil.

Die in der Bieler Brunnquellgrotte im Jahre 1846 gefundenen Römischen Kaisermünzen, antiquarisch-historisch beleuchtet, ein Beitrag zur alterthümlichen Landeskunde des Kantons Bern, mit einem antikritischen Anhange zur archäologisch-historischen Abhandlung über unteritalisch-keltische Gefässe. Von Albert Jahn etc. Bern. Bei C. A. Jenni, Vater. 1847. VIII und 44 Seiten in 8.

Biel, diese in reizendster Gegend an dem Fusse des Jura gelegene

Stadt des Kantons Bern, hat, etwas oberhalb derselben, in einer Felsengrotte eine noch unergründete Brunnenstube, welche dieselbe nicht nur mit Trinkwasser versieht, sondern auch mehrere Mühlwerke treibt. Das Wasser kommt, in ungewöhnlich grosser Menge, aus einer Kluft, in welche man mit dem Senkbleibe 75 Schuh tief gelangen kann, und strömt in ein davor befindliches, ebenfalls durch die Natur gebildetes grosses Becken. Aus diesem erst wälzt es sich über den Abhang hinunter. Um aber dieses Wasser in dem Schlunde zu fassen, ward jenes Becken schon in früherer Zeit mit Steinplatten bedeckt, und es fand sich mit Schutt, Kies, Sand und Geröll, sowie mit Wasserpflanzen zugefüllt. Als man deswegen in dem Sommer 1846 an der Brunnenstube Reparationen vornahm und das Becken reinigte, machte man einen sehr bedeutenden Münzfund. Nachdem nämlich schon vor mehrern Jahren verschiedene Römische Münzen von der Quelle ausgestossen worden sind, fanden die Arbeiter, während sie den Unrath bis zu einer Tiefe von 8 Fuss wegräumten, von Grünspan ganz bedeckte, ja angefressene und zum Theile selbst durchfressene Römische Kupfermünzen, anfangs wenigern, dann, je tiefer sie kamen, immer mehrere. Dieselben wurden jedoch von Niemanden, am wenigsten von einem Kenner, beachtet, sondern von den Arbeitern als altes Metall verkauft und verschleudert. Die Arbeiter hatten offenbar nicht einmal das Interesse, die Münzen nur alle aus dem Schlamme gehörig auszulesen und zu reinigen. Erst zu spät richtete man die gebührende Aufmerksamkeit auf diese Münzen. Man kann so eigentlich gar nicht sagen, wie viele ursprünglich in der Grotte und wie diese beisammen lagen; und ist nicht einmal über die Zahl dieser Münzen einig. In öffentlichen Blättern ward diese auf 400 angegeben; Hr. Jahn sucht es jedoch wahrscheinlich zu machen, dass es kaum 300 gewesen seyen. Wir möchten hingegen dafür halten, dass die ursprüngliche Zahl noch weit grösser als 400 gewesen sey. Denn das ist bekannt, dass unkundige Arbeiter kleine Gegenstände, kleine Münzen und Münzchen zumal, in dem Unrathe und Schlamme, in den Pflanzenwurzeln, in welche sie eingehüllt sind, oft lange nicht bemerken. Die gefundenen Münzen sind auch besonders nur aus Gross- und Mittelerz, und waren meistens sehr abgeschliffen. Das Allerübelste ist, dass man sogar wenigstens die Hälfte der gefundenen Münzen schon eingeschmolzen hat. Die noch übrigen sind aus der Zeit von Nero bis auf Constantin, und zwar rühren die meisten, die grössten und besterhabenen aus der Blüthe des Römischen Kaiserreiches her, als besonders unter Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian und den beiden Antoninen geprüget.

Digitized by Google

Das ist der Münzfund. Und Hr. Jahn hat es sich zur Aufgabe gemacht, „denselben in seiner Beziehung auf religiösen Glauben des Alterthums, wie in seiner Bedeutung sowohl für allgemeine vorzeitliche Landesgeschichte, sofern sie von den Geschicken der Römerwelt bedingt gewesen, als auch für alterthümliche Ortsgeschichte zu beleuchten.“ — Und da sagt er, das Ganze kurz zu fassen: „diese Münzen sind weder durch Zufall dort auf einmal verloren gegangen, noch geflissentlich auf einmal dorthin versenkt worden, sondern nach und nach in dem Laufe der Zeiten in die Quelle hinein geworfen worden: sämmtliche Münzen sind eben so viele Opferpfennige, welche der Quellennymphe gespendet wurden,“ und zwar — wie Hr. Jahn in seiner geschraubten Unbeholfenheit sich ausdrückt —: „in dankbarer Anerkennung des Segensreichen und Wohlthätigen ihrer Quelle, wie in Bewunderung der Naturmerkwürdigkeit, welche die Felsgrotte mit dem aus geheimnissvoller Tiefe emporsprudelnden, nie gefrierenden Quellwasser in der That noch heute darstellt.“ — Diese Erklärung scheint allerdings auch Vieles für sich zu haben. Allein mit derselben sind nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Die Quelle ist keine Heilquelle, welche einzelne Kranke eine ganze lange Reihe von Jahren hindurch fortwährend gebrauchten und für deren Segen sie eben deswegen dankbar fortgehend während dieser ganzen Reihe von Jahren ihre Opfer darbrachten. Dazu waren es der schlecht erhaltenen, ja ganz abgeschliffenen und unkenntlichen, also sehr lange in dem Gebrauche gewesenen Münzen zu viele und scheinen diese, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, keineswegs sogleich während der Regierung der Kaiser, unter denen sie geschlagen wurden, sondern später erst und zusammen in diese Grotte gekommen zu seyn. Und wir möchten lieber zu der Ansicht, welche man sogleich anfangs hatte, zurückkehren, dass in irgend einer Zeit der spätern, immer wachsenden Kriegsnoth ein Römer seine Baarschaft in einem Sacke oder zerbrechlichen Gefässe in die Grotte versteckt und nicht wieder geholt habe, der Behälter der Münzen aber in dem Wasser, zumal durch den Rost der Münzen, zu Grunde ging, und dessen Reste die ungeschickten Arbeiter gar nicht bemerkten. — Doch dem sey, wie ihm wolle; der Münzfund selbst hat auf jeden Fall für die Geschichte der Schweiz überhaupt keine besondere Bedeutung; denn, was er sagt, dass die Römer bis auf Constantin in der Schweiz gewesen, ist längst bekannt. Wichtiger scheint derselbe dem Hrn. Jahn für die besondere Ortsgeschichte von Biel zu seyn, denn er beweiset ihm, dass auch in der Gegend oder sogar an dem Platze des heutigen Biels selbst Römer angesiedelt waren. Doch könnte ja auch der Römer, welcher die Münzen in der Brunnen-

Digitized by Google

grotte verbarg, gar nicht aus Biels Nähe gewesen seyn, sondern sein Geld auf von Feinden bedrängter Flucht schnell in die Grotte versenkt haben. Wer vermag solche Möglichkeiten alle zu ermessen!

Was nun auch noch den Anhang zu diesem Schriftchen betrifft, so ist derselbe eine Antikritik gegen die von uns in diesen Jahrbüchern, Jahrgang 1846 Nr. 50, gemachte Anzeige von Hrn. Jahn's andern kleinen Schriftchen: „Historisch archäologische Abhandlung über unteritalisch-keltische Gefässe in der Vasensammlung des Bernischen Museums"; und ist diese Antikritik mit der höchsten keinem wirklich wissenschaftlichen Manne anstehenden Selbstgefälligkeit, Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit, ja mit einer wahren jedes edeln Menschen unwürdigen, so recht verletzen wollenden Malcon geschrieben; so dass wir es unter unserer Würde erachten müssen, auf so ein schlechtes Machwerk selbst zu antworten; und zwar um so mehr, als das von uns Gesagte auf keine Weise wirklich widerlegt wird. Und Hr. Jahn beschränkt seine Angriffe nicht blos auf uns, sondern er zieht ebenso auch zu Felde gegen die ersten hoch über ihm stehenden Alterthumsforscher, gegen einen G. C. F. Lisch, Friedrich Kruse, Frédéric Troyon und J. J. A. Worsaae, namentlich gegen des Letztern Schrift: „die nationale Alterthumskunde in Deutschland," während er, bei merkwürdiger Unbekanntschaft auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde, als er jenes sein früheres Schriftchen schrieb, wie er selbst eingesteht, von uns ihm genannte Schriften, als Kruse's Necrolivonica, Estorff's heidnische Alterthümer und Wolanski's Briefe noch gar nicht kannte und auch jetzt noch Worsaae's spätere und Hauptschrift: „Zur Alterthumskunde des Nordens" und dessen „The antiquities of Ireland and Denmark" offenbar noch gar nicht kennt. Denn sonst würde er sich gegen diese erhoben haben. Hr. Worsaae aber ist ein Alterthumsforscher, wie es Wenige nur gibt: ausgezeichnet durch Geist und Wissenschaft hat er zugleich die grössten Reisen gemacht, wie sie schwerlich Hr. Jahn je machen wird, die ersten Sammlungen ganz Deutschlands und Skandinaviens gesehen und sich überall mit den ersten Alterthumsforschern persönlich besprochen; und dieser wird schon, wenn er es der Mühe werth findet, dem Hrn. Jahn zu antworten, mit demselben fertig werden. O Einseitigkeit, welche das eigene Volk verläugnet und nur Augen für Kelten hat, Leidenschaft und Unwissenheit siegen auf dem Kampfplatze der Wissenschaft nicht. So sind auch wir weit davon entfernt, dasjenige zurückzunehmen, was wir in unserer Anzeige von Hrn. Jahn's erstem, von ihm selbst der Redaktion der Heidelberger Jahrbücher zugesandten, von dieser uns zugestellten und mit möglichster Schonung behandelten, sehr angrei-

Digitized by Google

fenden und herausfordernden Schriftchen gesagt haben; wir geben vielmehr, jedoch nur der Wissenschaft allein wegen, zu dem von uns Gesagten eine angemessene Nachlese.

Die von Hrn. Jahn nämlich auf unbegreifliche Weise als eigenthümliche und untrügliche Kriterien wahren und unverfälschten Keltenthums gegebenen und sich einzig und allein auf den von ihm, derselben wegen für Keltisch erklärten Gefässen befindlichen Verzierungen sind nämlich die nachfolgenden: 1) Punkte, welche in verschiedenen, gewöhnlich horizontalen Richtungen fortlaufend, parallele Reihen bilden oder auch sich durchkreuzen; 2) Striche oder Linien, welche, in dreifacher Zahl, neben einander auf- und abwärts steigen oder ein Zickzack darstellen; 3) längliche Vertiefungen oder Furchen (Hohlkehlen), welche wie Gruben neben einander stehen; 4) ganz einfache Ringchen, welche, entweder zu zweit oder zu dritt in einander, theils in der Dreizahl gruppirt sind, theils in der Achtzahl einen Kreis auf dem Boden eines Gefässes bilden, und endlich 5) grössere Kreise oder Ringe, in denen sich zwei Reihen Punkte rechtwinkelig durchschneiden. Dieses aber sind Punkte, Striche, Vertiefungen, Ringchen und Kreise, welche wir an den Bildwerken der Menschen, wie in jeder Zeit so über den ganzen Erdboden, bei Wilden, Nomaden und Gebildeten finden; Punkte, Striche, Vertiefungen, Ringchen und Kreise, welche uns, wie auf der ganzen übrigen Erde, so in Sonderheit durch ganz Deutschland und Skandinavien auf unendlich vielen Gegenständen sowohl aus alten heidnischen Grabhügeln, als aus den ältesten christlichen Gräbern und an den Urnen der Wendenkirchhöfe, sowie nicht minder auf Römischen Anticaglien vor die Augen treten. Beinahe alle ohne Ausnahme finden wir beisammen auf den Abbildungen zu des Lucas Hermann „die heidnischen Grabhügel Oberfrankens“ von 1842 und auf der Nachgabe zu denselben von 1846; und Hermann erklärt diese Grabhügel für nicht Deutsche, nämlich für Grabhügel der Hermunduren. Man vergleiche dazu die historisch-antiquarischen Mittheilungen, besonders die Bracteaten auf Tab. V., und den Leitfaden zu der nordischen Alterthumskunde von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen; Kruse's Deutsche Alterthümer, zumal I, 1, 2 und 6, II, 4 und 5, und III, 1 und 2; Karl Rosenkranz'ens Neue Zeitschrift I, 3. über das alte von Dr. Dorow vollständig herausgegebene Grab angeblich eines Heerführers unter Atila; Dr. Fr. Aug. Wagner's Tempel und Pyramiden; die Neuburger Collectaneenblätter, besonders den Jahrgang VII; ja auch M. Conr. Dietr. Franz Lehmann's Beiträge und Ge. Ant. Volckmann's Silesiae subterraneae oder Des Unter-Irrdischen

Digitized by Google

Schlesiens II. Theil, Tab. IV—VI etc. Man schlage nach über die Alemannischen Todtenhügel bei Wiesenthal und über die Christlich-Alemannischen Todtenbäume bei Oberflacht meinen sechsten Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer antiquarischen Gesellschaft und das dritte Jahresheft des Wirtenbergischen Alterthumsvereines; über die ältesten Christlich-Fränkischen Gräber bei Selzen und an der Landstrasse zwischen Neuwied und Heddesdorf das von den Gebrüdern W. und L. Lindenschmit dargestellte und erläuterte Todtenlager bei Selzen, Dr. W. Dorrow's Römische Alterthümer in und um Neuwied am Rhein und besonders auch den einen der drei Merowingischen Grabsteine in Mainz; und über die ältesten Christlich-Burgundischen Gräber von Bel-Air die Description des Tombeaux de Bel-Air près Cheseaux sur Lausanne von Frédéric Troyon und dessen Bracelets et Agrafes antiques. Man vergleiche die Urnen der Wendenkirchhöfe in dem neuesten, zwölften Jahrgange von Lisch'ens Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde S. 429 ff. Und man blicke an die gleichen Römischen Verzierungen bei Dr. W. Dorow, Dr. Jos. Emele, Fr. Ant. Mayer (Abhandlung über verschiedene im Königreiche Baiern aufgefundene römische Alterthümer), W. u. L. Lindenschmit Todtenlager bei Selzen S. 24 etc. Wer könnte die Gleichheit und Aehnlichkeit dieser Verzierungen in Abrede stellen? Wer vermöchte so gänzlich unwissenschaftlich, so durchaus verblendet, so keltisch-fanatisirt, ja, wir möchten sagen, so wahnsinnig seyn, die Gegenstände alle mit diesen Verzierungen allein den Kelten zueignen zu wollen!? — Hier muss wohl unterschieden werden, und unser Hauptbestreben geht gerade seit vielen Jahren dahin, auf ächt historisch-archäologischem Wege das Chaos zu scheiden, in welchem noch in so vielen wirren Köpfen und verworrenen Sammlungen alles Alterthümliche unter einander liegt, und die Kriterien aufzufinden, von welchen geleitet man in Wahrheit sagen kann: das ist Deutsch und das nicht Deutsch: celtisch, slavisch, Römisch etc.; das ist Christlich und das nicht Christlich; das ist heidnisch- und das nicht heidnisch-Alemannisch, -Fränkisch, -Burgundisch etc. Nur von tiefern Forschungen geführet haben wir bisher auch unsere Urtheile in diesen Heidelberger Jahrbüchern ausgesprochen. Und wenn Hr. Jahn begehrt, dass wir von „unserm kritischen Richterstuhle herabsteigen" sollen, so finden wir ein solches Begehren sehr natürlich: er will Niemanden haben, der ihm widerspricht und seine Blössen aufdeckt. Aber was er auch gegen uns aussagt, mit welchen Schmähnamen er unser reinstes, nur der Wissenschaft huldigendes Streben belegt; er wird uns nicht schrecken; wir werden auf der von uns betretenen wissenschaftlichen Bahn fest fort-

Digitized by Google

schreiten; und ihm auf unwürdige Verunglimpfungen gar nicht mehr antworten. Uns genügt die Anerkennung unserer redlichen Bemühungen um die Deutsche Alterthumskunde, welche vier und dreissig Alterthums- und Geschichtsgesellschaften und Vereine ausgesprochen haben, indem sie uns zu ihrem Mitgliede ernannten und mit ihren Diplomen beehrten.

---

1) *Zweiter Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vom 1. Juli 1845 bis 1. Juli 1846. — 12 S. in gr. 4.*

2) *Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI. Zürich, in Commission bei Meyer und Zeller. 1847. — 44 S. in gr. 4. mit 5 lithogr. Tafeln Abbildungen.*

3) *Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz. — Ersten Bandes zweites Heft. — Mit Beiträgen von Emele, Klein, Lindenschmit, Becker, Barfuss und Kaufmann. — Nebst zwei Kupfertafeln. Mainz 1846. Seifert'sche Buchdruckerei. — 126 S. in 8.*

4) *Zweiter Bertcht über den Alterthumsverein im Zabergau 1846. Von Karl Klunzinger, Dr. der Philosophie, d. Z. Vorstand dieses Vereins etc. Auf Kosten des Vereins. Stuttgart 1847. — 14 S. in gr. 8.*

5) *Die heidnischen Grabhügel des Lautergrundes im k. Landg. Lichtenfels von Oberfranken, geöffnet und beschrieben von Lucas Hermann, kathol. Pfarrer zu Frauendorf etc. Mit einer Steindrucktafel. Bamberg, gedruckt bei Johann Michael Reindl. 1846. — 29 S. in 8. — Und*

6) *Fantasie über ein Museum für die Culturgeschichte der Menschheit von Dr. Gustav Klemm, Director der königl. Porzellan- und Gefäss-Sammlung und königl. Bibliothekar. Dresden, Druck von B. G. Teubner. 1843. — 14 S. in 8.*

I.

Der zweite Bericht der antiquarischen Gesellschaft in Zürich ist ein rühmliches Zeugniss für die fortgehende, sich immer mehr hebende Thätigkeit dieser so ehrenwerthen Gesellschaft, welche das Gebiet ihrer Wirksamkeit immer mehr erweitert, wiewohl die Zahl ihrer ordentlichen Mitglieder am 1. Juli 1846 nur 42 betrug. Sie hält regelmässig am 1ten und 3ten Samstage jeden Monates ihre Versammlungen, die gewöhnlich

Digitized by Google

von 6 bis 9 Uhr Abends dauern und nicht blos von ihren Mitgliedern besucht werden, sondern auch allen Freunden antiquarischer Studien offen stehen. In diesen Versammlungen werden nicht allein freie Vorträge und Vorlesungen gehalten, sondern werden auch alle neue antiquarischen Entdeckungen angezeigt und wird über dieselben berichtet; ja was man vorweisen kann, wird auch vorgewiesen. Zu den Unternehmungen der Gesellschaft aber gehören ausser den Nachgrabungen besonders die Herausgabe immer weiterer neuen Mittheilungen und die Anlegung einer Urkundensammlung. Die Zahl ihrer Schriften nämlich war bis zum September 1845 auf 26 Hefte angestiegen, und da sich unter den Gegenständen, welche der Gesellschaft an den Sitzungsabenden vorgelegt wurden, nicht selten pergamentene Urkunden befanden, welche über frühere Rechtsverhältnisse Aufschluss gaben oder die Namen berühmter Personen mit Anführung ihrer Verwandten, ihrer Besitzungen, der von ihnen geschlossenen Verträge erwähnten und andere geschichtliche Thatsachen enthielten; so beschloss die Gesellschaft, solche Dokumente zu sammeln und in eigens dafür eingerichteten Schränken aufzubewahren. Zur Verbesserung in dem Innern der Grossmünsterkirche, des schönsten und merkwürdigsten Domes in Zürich, ist von der Gesellschaft ein vollständiger Plan entworfen worden, wenn auch zur Zeit noch die Mittel zur Ausführung desselben fehlen. Denn die Gross- und Frauenmünster-Kirche sind durch Bretterwände in zwei Räume geschieden, so dass gerade derjenige Theil, durch welchen Wärme, Licht und Leben in das Gebäude einströmt und nach welchem, als dem Bedeutsamsten des Ganzen, das Auge des Eintretenden sich unwillkürlich umsieht, ohne welchen ferner eine christliche Kirche der ältern, bessern Zeit ihren Charakter gänzlich verliert — unsichtbar und unzugänglich ist. Die Sammlungen der Gesellschaft von Geräthschaften, Münzen, Büchern, Urkunden, Zeichnungen und Siegeln mehren sich sehr; und die Einnahme der Gesellschaft betrug in dem Jahre 1845 die bedeutende Summe von fl. 911, 14 S. Die hohe Regierung allein gab ihr ein Geschenk von 200 fl. Möchten so alle Regierungen recht huldvoll gegen die antiquarischen Gesellschaften seyn und deren Bestrebungen eifrig unterstützen!

II.

Wenden wir uns nun zu der Mittheilung XI dieser Gesellschaft, welche „Allgemeine Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz von Ferdinand Keller“ enthält; so haben wir hier eine Arbeit, welche mit grosser Umsicht und vielem Fleisse von einem in der Alterthumskunde

Digitized by Google

wohl erfahrenen Manne gemacht ist. Er gibt eine Uebersicht der vielen alten über die Schweiz zerstreuten Grabstätten (wie wir lieber sagen möchten, denn es sind nicht blos Heidengräber) und handelt, alle Gegenstände jeder besondern Art zusammen gruppirend und gleichsam in besondere Schränke und Fächer zusammen legend, und also die Masse des ihm Vorliegenden nach dem Stoffe ordnend: von dem Orte der Heidengräber, der Vertheilung der Grabhügel, der Benennung der Heidengräber, den verschiedenen Arten derselben, der Form und dem Baue der Grabhügel, den Scherben, Kieselsteinen und Kohlen in den Gräbern und Grabhügeln, den Kohlenstätten in den Grab- und Brandhügeln, der Lage der Körper in den Grabhügeln, dem in den Heidengräbern bestatteten Menschen, der Kleidung desselben, den Mitgaben im Allgemeinen, den Bestattungsgebräuchen, den Stoffen, aus denen die in den Heidengräbern vorkommenden Mitgaben bestehen, der Aufzählung der einzelnen in den Heidengräbern vorkommenden Mitgaben, und zwar A. von den Thongefässen und ihrer Bestimmung, Masse, Art der Verfertigung und Verzierung, und von den übrigen Mitgaben aus Thon: den Spindelsteinen, Perlen und Kinderklappern; B. von den Gegenständen aus Stein und Knochen; C. von den Gegenständen aus Erz; D. von den Gegenständen aus Eisen; E. von den Gegenständen aus Gold; F. von den Gegenständen aus Silber; G. von den Gegenständen aus Glas; H. von den Gegenständen aus Bernstein; I. von den Gegenständen aus Gagat; K. von den Gegenständen aus Koralle, und L. von den Muscheln und Zähnen. — Und Hr. Keller gibt hier des Interessanten und zumal für solche, welche noch nicht ganz in die Alterthumskunde eingeweiht sind, Belehrenden gar vieles. Mit Recht macht er z. B. darauf aufmerksam, dass die Thongefässe die den Grabbewohnern selbst eigenthümlichsten Mitgaben sind, und dass man später die zu religiösem Zwecke bestimmten heiligen Gefässe noch ganz nach altem Herkommen, also unvollkommener und schlechter machte, während man der Töpferkunst viel weiter vorgeschritten war. Auf gleiche Weise behielt man später auch die steinernen Opferwerkzeuge nach altem Brauche bei, nachdem man längst den Gebrauch des Erzes und Eisens selbst kannte. Niemals zeigt sich unter den Thongefässen, selbst des dritten und vierten Jahrhunderts, auch nur ein einziges, welches aus der rothen Sigillerde oder aus der weisslichen oder aschgrauen glasharten Masse Römischer Geschirre bestünde. Auch ist die Form der Grabgefässe immer eine eigenthümliche geblieben, welche nie mit derjenigen irgend eines der Thongeschirre übereinstimmt, welche haufenweise in Römischen Ansiedelungen zum Vorschein kommen. Nur in den spätesten Reihengräbern findet man

Digitized by Google

nicht selten Geschirre aus Topfstein, wie in den Römischen Ansiedelungen. Auffallend ist auch, dass man an den Grabgefässen nie eine Verzierung bemerkt, welche man als Abbildung eines Gegenstandes aus der Natur, der belebten oder leblosen, halten könnte, z. B. nie ein Blatt, eine Blume, ein Thier etc. Die Bronze besteht aus Kupfer, dem 10—20% Zinn beigemischt sind. „Messing," sagt Hr. Keller, „ist zu Geräthe und Schmucksachen offenbar erst in einer spätern Periode benutzt worden. Einen Bestandtheil des Messings, nämlich Zink, liefert Graubünden." — Die Löthung des Metalles kannten die Alten noch nicht; von einer solchen findet sich an keiner alten Bronzearbeit auch nur eine Spur. Die Ränder der hohlen Ringe sind nie durch Löthung vereinigt. Des Kopfringes gedenkt Hr. Keller, auf bemerkenswerthe Weise, gar nicht. Er nennt nur Ohr-, Hals-, Arm-, Finger- und Fussringe, und Ringe, deren Bestimmung ihm noch unbekannt ist. Massive zusammenhängende Ringe von 4—6" Durchmesser finden sich nämlich nicht selten in einer Anzahl von 6 bis 8 Stücken in der Gegend der Unterschenkel. Ob sie dieselben umschlossen haben, hat Hr. Keller nicht ausmitteln können. Sie haben aber die Füsse höchst wahrscheinlich umschlossen. Wenigstens trug der eine der Todten in den Grabhügeln bei Eichstätt, deren der geistliche Rath Ignaz Pickel gedenkt, an einem jeden Fusse unter dem Knie sechs hohle, ganz runde, sauber gearbeitete kupferne Ringe. Inwiefern jene Ringe dazu gedient haben, bei der Bewegung der Füsse ein Geklingel hervorzubringen, steht dahin. Auf jeden Fall erinnern sie an die vielen Klingeln und Klappern, von denen der Staatsrath Kruse in seinem Necrolivonica spricht. — Die bekannte Erscheinung, dass bei den aus Einem Stücke gegossenen ganzen Handgelenkringen erwachsener Personen der innere Durchmesser so gering ist, dass er unmöglich über die Hand hinweggeschoben werden kann, erklärt Hr. Keller dadurch, dass diese Ringe schon den Kindern, vielleicht in einem gewissen Lebensjahre, zum beständigen Tragen angelegt wurden. Sie hatten vielleicht eine religiöse Bedeutung, waren Phylacterien. — Alle die aus Einem Stücke geschmiedeten eisernen Schwerter, mit ganz kurzem Handgriffe, sind zweischneidig; und die merkwürdigen schweren einschneidigen Eisenschwerter mit einer starken Angel, die so lang ist, dass sie nicht selten zwei Dritttheile der Klingenlänge misst, sind ohne Zweifel mit den beiden Händen geführt worden; und sollten sie nicht besonders zu dem Durchhauen der hölzernen Schilde gedient haben? — Die Erscheinung von offenbar neben den todten Herren in die Grabhügel hingelegten getödteten Dienern oder auch Sklaven, ja von einem todtgeschlagenen und über einen unten im Grabe ruhenden

Digitized by Google

Herrn, nachdem dieser mit Erde bedeckt war, hin in das Grab geworfenen, noch nicht erkaltet gewesenen Menschen ist auch uns, besonders in den Todtenhügeln bei Wiesenthal, vorgekommen. Nicht minder haben wir es häufig gesehen, wie Gefässscherben in den Grabhügeln, besonders neben den Gräbern und auf Brandstätten, zerstreut lagen. Jene rührten gewiss von den Todtenessen her. Aber die Kieselsteine, die sich sowohl in den Gräbern als Grabhügeln der Schweiz zeigen und die von der Grösse einer Faust bis zu der eines Kopfes emporsteigen, sind uns noch nicht vorgekommen. Hr. Keller macht besonders auf diese Kieselsteine aufmerksam und bringt sie auf geistreiche Weise mit einer Stelle in Shakspeare's Hamlet (Act V, Sc. 1) in Verbindung. Daselbst richtet nämlich Laertes, der Bruder der Ophelie, an den Priester die Frage, unter was für Gebräuchen werde die Leiche der Unglücklichen bestattet werden, und erhält er die Antwort:

. . . . . ihr Tod war zweifelhaft;
Und wenn kein Machtgebot die Ordnung hemmte,
So hätte sie in ungeweihtem Grund
Bis zur Gerichtstrommete wohnen müssen.
Statt christlicher Gebete sollten Scherben
Und Kieselstein auf sie geworfen werden.
Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz
Und das Bestreu'n mit jungfräulichen Blumen,
Geläut und Grabstätt . . . . . .

Die viele Asche und die Kohlen unmittelbar um die beerdigten Todten, zumal in den Gräbern selbst, diente zur möglichst langen Erhaltung der Körper. — Und sehr veranschaulichend sind die wohlgerathenen fünf Tafeln Abbildungen der Gräber und Grabhügel, zweier Frauen, ganz wie Hr. Keller sie sich in ihrem Kostüme dachte, und der Formen und Farben selbst der Gefässe. — Zum Schlusse endlich versucht noch Herr Keller zu bestimmen, von wem die alten Todtenstätten der Schweiz alle herstammen. Er nimmt aber hier von den Alemannen an, dass die Mitgaben in das Grab, namentlich der Waffen, bei denselben, also bei diesen allein unter allen Deutschen, nicht gebräuchlich gewesen seyn könnten, weil die Ausrüstung des Mannes, wie sie sich in den Grabhügeln finde, von den ältesten Zeiten an unter diesem Stamme eine eigene Erbfolge gehabt habe, und deswegen nicht hätte dem Grabe übergeben werden dürfen. Und nun theilt er die verschiedenen Arten der Gräber in drei Ordnungen. Die erste Ordnung umfasst ihm eine grosse Zahl Gräber, welche uns sehr verschiedene Bestattungsweisen, aber eine Menge ganz ähnlicher von demselben Volke herrührender Beigaben vor Augen legen.

Digitized by Google

Die zweite Ordnung enthält ihm die Grabstätten, welche sich dem Kenner auf den ersten Blick als Römisch verrathen. Die dritte Ordnung bilden ihm die Begräbnisse, welche in einer aus rohen Steinen verfertigten Grabkammer bestehen, die mit einem Deckel von Tuffstein, Kalkschiefer u. s. w. verschlossen und oft mit einem Erdwurfe bedeckt ist, und ein Gerippe ohne alle Beigaben in sich schliesst. Diese Begräbnisse schreibt Hr. Keller, eben weil sie keine Beigaben enthalten, den Alemannen zu. Die Römischen Gräber schliessen sich von selbst aus der Reihe der Deutschen aus. Und somit bleibt nur die erste Ordnung der Gräber noch zu bestimmen übrig. Diese enthält theils Todte in Todtenhügeln über einander, theils Todte in Leichenfeldern in Reihen von einfachen Gräbern neben einander; und diese erklärt Hr. Keller sämmtlich ohne Unterschied, mit Ausnahme nur weniger Begräbnisse, welche er den Burgundern zuerkennt, für Celtische. Allein dagegen haben wir sehr Vieles zu erinnern:

1) Bei der Anordnung seines ganzen Aufsatzes überhaupt hätte nicht jede einzelne Art der Todtenbestattung gleichsam aus einander gerissen, und hätten nicht die einzelnen Gegenstände der Begräbnisse nach ihren Arten, wie in ein Antiquarium, zusammengelegt werden dürfen, sondern jede Art der besondern Bestattung und Ausstattung der Todten hätte kurz und charakteristisch dargestellt werden sollen. Dann hätte man eine wirkliche, bis in das Einzelste genau bestimmte, Ansicht und Erkenntniss der Begräbnisse und würde man sie weit leichter historisch bestimmen und nach den einzelnen Völkern, welche die Schweiz bewohnt haben, in ihrer Zeitfolge ordnen können. Denn man würde nun fragen: welche Völker haben der Reihe nach die Schweiz bewohnt? Welche Religion, welche Sitten und Gebräuche hatten diese? Und wie stimmen nun die Begräbnisse mit ihren Bewohnern zu denselben?

2) Die Mitgaben in die Gräber beziehen sich nicht sowohl auf die Ehrfurcht und die hohe Liebe, welche die noch Lebenden zu ihren Todten hatten, als vielmehr auf ihre Begriffe von dem Leben nach dem Tode: in dem Walhall setzten die sämmtlichen Germanen, auch die Alemannen, nach ihren religiösen Begriffen, nach dem Tode ihr diesseitiges Leben nur herrlicher, aber ganz materiell fort. So hatten sie diesen einigen Todesmuth und diese unaussprechliche Sterbensfreudigkeit; so bedurften sie aber auch alle Gegenstände, welche ihnen hier nöthig waren, auch noch jenseits; so rüstete man sie für das Grab aus, dass sie jenseits sogleich ehrenvoll zu erscheinen, dass die Helden zumal sich sogleich mit Waffe, Ross und Knecht an den sie empfangenden Wodan und seine Schaaren anzuschliessen vermochten.

Digitized by Google

3) Dass also die Alemannen allein unter allen Deutschen keine Mitgaben mit in das Grab bekommen hätten, ist durchaus irrig. Denn selbst auch angenommen, dass die Erbrüstung den Männern nicht mit in das Grab gegeben worden wäre, so hatten diese nicht jene einzige Rüstung; und warum hätten um eines nur die Männer betreffenden Gesetzes willen auch die Kinder und Frauen keine Mitgaben mit in das Grab erhalten sollen? — Wir erinnern nur an die Alemannischen Gräber bei Oberflacht. — Und die von Hrn. Keller den Alemannen zugeeigneten Gräber ohne alle Mitgaben halten wir vielmehr für weit spätere Christlichen, aus einer Zeit, in welcher man den Todten gar keine Mitgaben mehr in das Grab legte. So haben wir selbst in unserm alten Gottesacker hart bei unserer Stadt zwei Schichten Todte über einander gefunden: eine obere mit ohne alle Mitgaben Beerdigten, und eine untere, bei sechs Schuh tief unter jener, aus der Alemannischen oder Fränkischen Zeit mit reich ausgestatteten Skeletten.

4) Wir erklären dazu alle die in Reihen von Gräbern auf Gottesäckern liegenden Todten der Schweiz (nicht allein die mit Merovingischen oder Carolingischen Münzen) unbedingt für Christliche Deutschen; und nicht das Verbrennen oder Nichtverbrennen der Leichname bildet den Unterschied blos zwischen Christlichen und heidnischen Todten, — die Christlichen Todten durften allerdings nicht mehr verbrannt werden —; sondern das Neben- oder Uebereinanderliegen: die todten Heiden lagen in Hügeln über einander, in zweien oder dreien Schichten; die Christlichen Todten ruheten auf Gottesäckern in geordneten Gräberreihen, mit dem Haupte nach Osten gewendet, neben einander; und man stattete lange Zeit ebenso gut noch den Christlichen Todten auf den Kirchhöfen mit allen Mitgaben aus, wie man die heidnischen Todten in den Todtenhügeln ausgestattet hatte. Hatten doch die Trierer Christen des vierten Jahrhunderts dem heidnischen Gebrauche, den Todten Münzen mitzugeben, noch nicht entsaget! — Ehe sie Christen wurden, setzten die Deutschen jedoch ihre Todten in Hügeln bei. Dass aber

5) gewiss auch ein grosser Theil der Grabhügel der Schweiz von den alten Helvetiern, also Galliern oder Celten, herrühre; wer dürfte das läugnen? Die eigentliche Aufgabe wäre hier nur, genau den Unterschied zwischen den Helvetischen und Alemannischen Todtenhügeln auszumitteln.

6) Was man immer von einem Mischvolke sagt, scheint uns ebenso wenig Grund zu haben. Die alten Deutschen, zumal die Alemannen, waren nicht den Römern und Ureinwohnern der Schweiz unterthan und haben sich nicht mit denselben gemischt, sondern sie waren die unbedingten

Digitized by Google

Herren und Herrscher in den von ihnen eroberten Ländern. Sie haben die Römer bei ihren Eroberungen vertrieben und die Ureinwohner theils ausgetilgt, theils sich unterworfen; und sie haben das eroberte Land entweder ganz oder bestimmte Theile desselben völlig in Besitz genommen und unter ihre Freien vertheilt, so dass jeder freie Mann sein Loos (Alodium) erhielt. Und wenn die Deutschen auch Eines und das Andere von den frühern Bewohnern der Länder erlernten; wenn sie Haus, Hof, Land, Waffe, Schmuck und Münzen von denselben erbeuteten und ihren Todten von diesen eroberten Gegenständen, gleichsam als Siegestrophäen, selbst mit in das Grab gaben (so dass selbst eine Gallische Münze, ein Römisches Schwert in einem Grabe liegen und das Grab doch ein Deutsches seyn kann); so hatten die alten Deutschen, und zumal die Alemannen, einen glühenden Hass gegen alles Römische und haben sich dieselben doch immer in ihrer Unabhängigkeit und in ihren väterlichen Sitten bewahrt, wie dieses namentlich die Formen und Verzierungen der Gefässe und des ihnen eigenen Schmuckes beweisen, welcher dem Italisch-Römischen durchaus nicht ähnlich ist, sondern uns nur Gestalten vor die Augen stellt, wie wir sie an den alten Byzantinischen Kirchen und Domen schauen, und gleichwie auch jene Schmucksachen nach der Italischen Römer Untergange von Byzanz aus über die neue Deutsche Welt verbreitet wurden. Und endlich

7) Hr. Keller betrachtet die Schweizerischen Begräbnisse, namentlich die Christlichen Gottesäcker mit ihren in Reihen angelegten Gräbern, viel zu isolirt. Er gehe zu uns an den Rhein und Necker, in das ächte Alemannen- und Frankenland, und schaue, wie die alten Gräber bei Selzen unfern Mainz und in der dortigen Umgegend, dahier bei unserm Sinsheim, bei Auerbach unfern Mosbach, bei Gundelsheim unterhalb Wimpfen, sowie bei Canstatt, und bei Ludwigsburg die höchste und auffallendste Aehnlichkeit haben mit den Schweizerischen, sowie nicht minder mit denen bei Nordendorf und Fridolfing; und er wird sich überzeugen, dass diese Gräber alle nur von Einem Volke sind, und zwar von demjenigen, das den Deutschen und Schweizer Boden zuletzt in bleibenden Besitz genommen hat, von dem grossen Deutschen Volke. Oder warum sollten nicht von dem letzten und reichsten Volke, das die Schätze einer ganzen Vorzeit gewonnen hat, die auch am meisten erhaltenen und reichsten Gräber seyn?? Warum muss man, wie von fixer Idee behaftet, immer und überall an die Celten, und nur an die Celten denken?? — Die Alemannen brachen zuletzt auch, zu Anfange des fünften Jahrhunderts, zwischen Basel und Bregenz über den Rhein und breiteten sich auf der

Digitized by Google

Hochebene an der Aar und Reuss bis in die Alpen aus; ja sie fielen selbst auch, gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, in Graubünden ein. Sie wurden jedoch durch die Burgunder von den Alpen bis an die Aar hin wieder zurückgedrüngt. — Und die Christlichen Gräber in der westlichen Schweiz sind gewiss theils Alemannische, theils Burgundische; die in der östlichen Schweiz aber Alemannische.

III.

Des ersten Heftes des ersten Bandes der Zeitschrift des Mainzer Geschichts- und Alterthums-Vereines ist bereits in diesen unsern Jahrbüchern (1845, Nr. 57) gedacht worden. Das vorliegende zweite Heft gibt zuerst einen Bericht über das Wirken dieses Vereines, und dann fünf Aufsätze: über die sogenannten Streitmeissel von W. Lindenschmit, über den Namen von Mainz zu Zeiten der Römer und einiges damit Zusammenhängende von Dr. Becker, über Inschriften, welche in und bei Mainz aufgefunden wurden, von K. Klein, über die Burgruine Reichenbach, jetzt Falkenburg, von C. Barfuss, und über Cäsarius von Heisterbach und seine Bedeutung für die Mythe, von K. Kaufmann.

Das bisher wichtigste Unternehmen des Vereins sind die von L. Lindenschmit unternommenen Ausgrabungen bei Selzen, einem 4 Stunden von Mainz gelegenen Orte in dem Kantone Oppenheim, von deren Resultaten wir jedoch hier jetzt noch schweigen; indem ein eigenes Werk über dieselben schon in dem Drucke ist, von dem wir zu seiner Zeit näher sprechen werden. Wir machen nur die Alterthumsfreunde einstweilen auf dieses sehr empfehlenswerthe Werk, das bei Victor von Zabern in Mainz erscheint, aufmerksam. Der Verein selbst ist bereits schon sehr zahlreich: er hat allein in Mainz 178 und auswärts 65 wirkliche Mitglieder. Auch sind ihm bis jetzt viele Geschenke mannigfacher Art geworden. Das reichste unter denselben bildet ein Theil der in den Mainzer Festungswerken während einer Reihe von Jahren von dem Director Haak, k. preussischem Majore, gesammelten Alterthümer. Der Mainzer Verein ist ganz besonders reich an Denksteinen. Wir sehen zumal eine so grosse Menge Römischer Denksteine (und auch selbst einige Merovingische Grabsteine) in den untern Gängen des Mainzer Schlosses zusammen aufgestellt, wie man sie nicht leicht anderswo in Deutschland findet.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften der Alterthumsvereine zu Zürich, Mainz u. s. w.

(Schluss.)

Herr K. Klein hat schon in dem ersten Hefte der Mainzer Vereinsschrift eine Anzahl in und bei Mainz aufgefundener Römischer Inschriften gegeben; und er bietet uns hier weiter wieder fünfzehn in Mainz selbst und in dem eine gute Stunde von Mainz entfernt an der Strasse nach Bingen gelegenen Pfarrdorfe Flinthen neu aufgefundene Römische Inschriften. Zumal macht er auch auf den offenbar aus dem Römischen entstandenen Namen dieses Ortes aufmerksam. Nicht weit nämlich von demselben sind die Quellen, welche die Römer durch die bekannte, theilweise bei Zahlbach noch erhaltene Wasserleitung in das Castrum Mogontiacum leiteten. Daher mag jene Gegend zu der Zeit der Römer ad fontes, locus fontis oder ähnlich geheissen haben; denn darauf deutet der frühere Namen Fontheim hin; und aus diesem hat sich der jetzige Name Flinthen gebildet.

Dr. J. Becker thut hauptsächlich, zurückgehend auf das erste Heft S. 17 ff., dar, dass der ursprüngliche Römische Namen der Stadt Mainz — Mogontiacum (Mogo-nti-acum) geheissen hat und mit dem Namen des Flusses Main in keiner Verbindung steht.

Der grösste und bedeutendste Aufsatz endlich ist der gegen Heinrich Schreiber geschriebene über die sogenannten Streitmeissel. „Wir wollen," sagt W. Lindenschmit, „jener usurpirten keltischen Nationalwaffe, welche heute den Ausschlag geben soll, offen und ehrlich entgegentreten und zuerst den Namen dieses Werkzeugs, hernach den Stoff desselben ins Auge fassen; seine Gestalt und der daraus abzuleitende Gebrauch, ferner die Art der Auffindung, worüber sehr zahlreiche und entscheidende Nachrichten vorliegen, müssen uns zuletzt einen Ueberblick verschaffen, der entweder den keltomanischen Streitmeissel siegreich, oder — „ „den schwächern Arm, der ihn führte, zerschmettert" " zeigen wird." Und seinen Aufsatz muss man selbst lesen. Derselbe ist mit ebenso viel Geist

Digitized by Google

und Wissenschaft, als Witz und Laune geschrieben. Man vergleiche aber jedoch auch, was J. J. A. Worsaae (Zur Alterthumskunde des Nordens S. 56 ff.) über die Bronzecultur und über die ganze Art sagt, wie sie durch einwandernde Stämme aus Asien nach Europa gebracht worden ist und also keinem der europäischen Völker allein eigen war.

IV.

Dr. Klunzinger stattete an dem 5. April 1847 seinen Jahresbericht ab. Denn wiewohl er freiwillig auf sein Pfarramt resignirt hat und nun als reicher Privatmann in Stuttgart lebt; so hat er doch, nach dem Wunsche der Mitglieder des Zabergauer Alterthumsvereines, die Leitung desselben beibehalten. Und das Wichtigste, was dieser Verein in dem letzten Jahre vollführt hat, sind die Ausgrabungen bei Gundelsheim am Neckar. Als nämlich in dem Main 1846 etwa 300 Schritte von jenem Orte, Obergriesheim zu, eine Chaussee angelegt wurde, kamen in dem sogenannten Sandbuckel gegen 30 Gräber zum Vorschein; und Dr. Klunzinger liess noch weitere Grabungen vornehmen. Diese Gräber sind ganz wie die von mir (in meinem vierten Jahresberichte S. 15 und in meinem siebenten Jahresberichte S. 49 ff.) beschriebenen bei Canstatt: nur 5′ lange und 2′ breite durch fünf bis sechs Schichten von nur an Einer Seite behauenen Steinen gebildeten und oben mit einer Steinplatte gedeckte. Sie haben alle die christliche Richtung von Abend nach Morgen zu und enthalten bestattete Todte, deren Beine bei der Kürze der Gräber häufig zurückgezogen sind. Bei den Männern fand man das einschneidige eiserne Schwert mit dem langen Griffe für zwei Hände, dessen wir bereits gedacht haben, und den Krug von graublauem Thone; bei den Frauen silberne Perlocken von getriebener Arbeit, bronzene mit dünnen Platten gleichfalls von Silber belegte Broschen und die so viel verbreiteten Korallen von Thon; und bei einem Kinde einen Armring von Bronze. — Eine besondere Rarität, welche Dr. Klunzinger beschreibt, ist das sogenannte Palmtuch in Güglingen, ein aus der Zeit von der Reformation herstammender grosser Vorhang. Auf demselben sind in 60 Feldern die Hauptbegebenheiten der biblischen Geschichte gemalt, und er wird jährlich von dem Palmfeste an (daher der Name) bis zu dem Ostermontage zwischen dem Schiffe und Chore der Kirche aufgehängt. — Und besonders wurden von dem Vereine viele Römische Münzen erworben, zumal vier silberne und eine goldene des Antoninus Pius in dem Zabergaue selbst aufgefundene.

Digitized by Google

V.

Der „Beschreibung der heidnischen Grabhügel Oberfrankens durch Lukas Hermann“ haben wir auch schon in diesen Jahrbüchern (1843, Nr. 27) erwähnt. Nachdem er bereits über 150 derselben an 24 Plätzen geöffnet hat, gibt er uns hier einen Nachtrag zu denselben. Er hat nämlich weiter wieder eine Anzahl Grabhügel bei Frauendorf, Stublang, resp. Dornig, und Schwabthal untersucht. Und wenn sein Schriftchen auch nur klein ist, so enthält es nichts desto weniger wieder des Interessanten gar Vieles. Das Metall, das erschien, ist wieder ausschliessend die Bronze; nicht blos die Schmucksachen, besonders die Ringe und Haftennadeln (Fibeln), sondern auch die Waffen, selbst eine Schildbuckel, und ein sogenannter Celt von ganz eigenthümlicher Form, wie wir keinen von Heinrich Schreiber (die ehernen Streitkeile zumal in Deutschland) abgebildet finden, und ein Becken von der Form einer breitgedrückten halben hohlen Kugel sind aus diesem Metalle. Blos ein einziges zweischneidiges Schwert von Eisen, von 2′ 10″ Länge und $2^1/_4$″ Breite, mit einem ganz kurzen Griffe von nur 6″ Länge und mit einer halbrunden buckelartigen Erhöhung an dessen Ende (damit die Hand um so fester sass) befand sich unter diesen Erzsachen und war wohl eine eroberte Siegesbeute. Wiederholt zeigten sich auch unverbrannte Gebeine von Schweinen, offenbar die Reste von den Todtenessen. Die Gefässe sind dieselben, wie die früher gefundenen, und manche Zeichen und Verzierungen derselben scheinen nicht blos zufällig zu seyn, sondern einen symbolischen Charakter an sich zu tragen. So hat z. B. eines drei ein Dreieck bildende Kreise, je mit einem Punkte in der Mitte derselben; und man will diese auf die nordische Dreifaltigkeit deuten. Der innere Bau der Hügel selbst zeichnet sich durch die absichtliche Pflästerung des Grundplatzes, durch einen zum Schutze der Gefässlage aus grossen und aufrecht gestellten Steinen erbauten Steinkreis und durch die in einem länglichen Halbkreise oder in eliptischer Form sich hinziehende Gefässlage aus. In den Hügeln bei Stublang findet man inwendig sogar zwei Steinkreise, von welchen der erste dem ganzen Baue des Erdhügels zur Befestigung und der zweite, von jenem 2 Schuh entfernte, dem Brandplatze mit Eichen- und Fichtenkohlen zum Schutze diente. Die Todten selbst ruhten in diesen Hügeln in dreien Schichten über einander, und es fand sowohl die Verbrennung als die Bestattung der Todten statt. Jene ging, der Zeit nach, dieser voran; und es ist merkwürdig, dass in Einem und demselben Hügel sich häufig Bestattung in den obern oder mittlern und obern Lagen, Verbrennung aber

Digitized by Google

auf dem Grundplatze zeigt. Diese Grabhügel, welche nur die Ruhestätten der Vornehmen waren, wurden eine lange Reihe von Jahren benützt, während welcher sich manche Volkssitte änderte.

VI.

Dr. Klemm endlich macht aufmerksam auf die grosse Menge der Sammlungen von naturwissenschaftlichen und Kunst- und Alterthumsgegenständen aller Art, welche jetzt durch ganz Europa, zumal in allen Hauptstädten, bestehen, und wie man allgemach, und zwar schon seit Büffon, zu der Erkenntniss gekommen, dass die Museen der Haltpunkt der Erfahrungswissenschaften sind; und wie diese Erkenntniss die Ursache ward, dass der Curiositätenkram des XVI. und XVII. Jahrhunderts einem ernsten bewussten Streben in Anlage und Pflege wissenschaftlicher Sammlungen weichen musste. Nur Eine Art von Sammlungen vermisst Dr. Klemm noch, nämlich die für jeden wahrhaft Gebildeten und insonderheit zu dem Unterrichte der Jugend so nöthigen Sammlungen zur Uebersicht der Fortschritte der Menschheit. Und er spricht mit grosser Umsicht über allgemeine Begründung, Anordnung und Inhalt solcher culturhistorischen Museen, wie er diese Sammlungen benennt, seine Ansicht aus. Er selbst hat sich schon eine solche Sammlung angelegt, welche bei 5000 Nummern zählt; und er warnt besonders vor zweien Fehlern, vor dem unnöthigen Ueberflusse an Einzelheiten und vor einer übermässigen Ausdehnung in die Breite. Nach seiner wohlüberlegten Berechnung würden für eine solche wirklich zweckmässig angeordnete naturhistorische Sammlung neue Räume vollkommen ausreichend seyn. Der erste würde den Naturprodukten zufallen; der zweite die Denkmale der wilden Zustände der Indios da matto, Australier, Pescherä, Bosjesman und Californier, dann der Fischer- und Jägervölker Amerikas und der Polarzone, ferner der Afrikanischen und Asiatischen Nomaden, endlich der Südseeinsulaner enthalten. Der dritte Raum umfasst Mexiko, Egypten und Indien; der vierte China, als die höchste Stufe der den passiven Völkern möglich erreichbaren Cultur. Der fünfte Raum bietet die Urzustände der aktiven Raçe, zuerst der Tataren und Tscherkessen, sodann aber die der Perser, Araber und Türken. Der sechste Raum würde den Griechen, Römern und dem klassischen Alterthume gewidmet seyn, sowie der siebente den Urzuständen der Germanischen und Scandinavischen Nationen. Der achte Raum umfasste das Germanische und Romanische christliche Mittelalter, und findet in dem neunten die Fortsetzung bis zur neuesten Zeit.

Digitized by Google

Möchte man Dr. Klemm's Schriftchen mit Ernst und Ueberlegung eifrig lesen, seinen Vorschlägen allgemeines Gehör verleihen und seinem eigenen Vorgange freudig nachfolgen!

Karl Wilhelmi.

Geschichtliche Darstellung des Galvanismus von Otto Ernst Julius Seyffer, Phil. Doctor. Erweiterte Ausarbeitung einer im Jahr 1844 von der philosophischen Facultät zu Heidelberg gekrönten Preisschrift. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1848. XXIV. 638.

Die Entdeckungen des neuen Weltsystems durch Copernicus, der allgemeinen Gravitation durch Newton, der Infinitesimalrechnung durch Leibnitz und Newton, der Circulation des Blutes durch Harvey etc. erschienen bei ihrem ersten Auftreten als fast vollendet und zeigten sich deswegen wie Pallas Athene, als sie vollständig aus Jupiters Haupte entstieg: und doch wurden sie von ihren Zeitgenossen wenig beachtet oder gar ihre Richtigkeit geläugnet und auf's Heftigste angegriffen, und erst von den folgenden Generationen nach Verdienst gewürdigt. Ganz anders erging es der Entdeckung von Galvani; Dieser beobachtete, dass, wenn zwei heterogene Metalle, das eine den Nerv, das andere den Muskel eines Froschpräparates berührt, eine Contraction desselben entsteht, sowie sich die beiden Metalle selbst berühren; darauf gründete er die Hypothese, dass in den Froschpräparaten eine eigene thierische Electricität vorhanden sey, und zwar sey der Nerv plus und der Muskel minus electrisch und die Metalle seyen als blosse Zwischenleiter zu betrachten. Die Entdeckung Galvani's wurde sowie seine Hypothese, so klein jene erscheint und so falsch auch diese war, mit dem grössten Beifall von Gelehrten und Nichtgelehrten aufgenommen, wie früher und später keine der grössten Entdeckungen in irgend einer Wissenschaft.

Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung ist der, dass die grossen Entdeckungen, weil sie fast fertig erschienen, die Existenz der herrschenden Schulhypothesen in Frage stellten; die Entdeckung Galvani's aber fing klein an und die von ihm aufgestellte Hypothese entsprach vollkommen den in der Schule geltenden Ansichten. Zu diesem für Galvani so glücklichen Umstand kam noch die günstige Zeit, die nicht allein ihr, sondern allen Naturwissenschaften zu gute kam: nämlich niemals in der Geschichte der Wissenschaften entsagten die Gelehrten leichter ihren Hypothesen; niemals wussten diese die Laien für die Fortschritte der Wissen-

Digitized by Google

schaften so sehr ins Interesse zu ziehen, als zu der Zeit, wo Stürme alle Verhältnisse umwarfen und man eine Ruhe nur in den Naturwissenschaften zu finden glaubte. Daher fanden die Mächtigen der Erde damals trotz der stürmischen Zeiten mehr Musse, die Wissenschaften in ihren Schutz zu nehmen und sich mit ihnen zu beschäftigen, als in den spätern ruhigern Zeiten; daher — um von andern Zweigen des menschlichen Wissens nichts zu sagen — wir in den ersten Zeiten des Galvanismus als Beförderer dieser Entdeckung Namen finden, wie den der Kaiser Napoleon und Franz, den des Königs Friedrich von Würtemberg, des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha und des zu allen Zeiten hervorragenden Erzherzogs Johann und als Arbeiter die Namen der Grafen Stadion, Klenau, da Rio und Baudi, die der Freiherrn v. Arnim, Althaus, Ende u. s. w., welche alle neben den ersten Namen der Schule stehen.

Im Verein dieser glücklichen Umstände erhielt die Entdeckung Galvani's eine Masse neuer Beobachtungen, von allen Seiten wurden neue Apparate ausgedacht, neue Hypothesen aufgestellt und, um diese zu stützen, neue Versuche angestellt: dadurch entstand in der kurzen Zeit von 58 Jahren eine ganz neue Lehre, welche einen entschiedenen Einfluss auf alle Naturwissenschaften äusserte, manche neu umänderte, über jede neue Ansichten mittheilte und auf das praktische Leben einen ungemeinen Einfluss gewann, man darf nur an die Galvanoplastik, an die galvanische Vergoldung und Verplattirung, an die Schützung des Kupfers und Eisens vor Oxydation, an den galvanischen Telegraphen erinnern.

So wichtig für den Physiker, Chemiker, Physiologen, ausübenden Arzte und Technologen eine einzelne Beobachtung, ein Apparat und eine Beschreibung der damit angestellten Versuche, je eine einzelne einmal aufgestellte Hypothese seyn mag, so schwer war es bis jetzt, zu dieser Kenntniss zu gelangen, denn Lehrbücher, Wörterbücher, ja sogar Repertorien konnten nicht Alles aufnehmen und es sah sich daher der Forscher allein auf die Quellen verwiesen, welche in einzelnen Broschüren, Journalen u. s. w. aufzufinden waren und daher jedenfalls eine grosse Bibliothek voraussetzten, eine grössere, als den meisten Forschern zu Dienste steht, und für den, der eine solche hat, wurde durch das Suchen ein Zeitaufwand veranlasst, der sich in vielen Fällen nicht lohnte. Es war daher eine ebenso mühevolle als verdienstliche Arbeit des Hrn. Dr. Seyffer, dass er alle Versuche, Hypothesen und Apparate mit einem Fleiss und einer Kritik zusammenstellte, die Ausdauer zeigt, seinem Scharfsinn zu aller Ehre gereicht und dem Publikum ein Buch verschaffte, das ebenso dem Manne der strengen Wissenschaft als dem Praktiker fast unentbehrlich

Digitized by Google

ist, Jedem eine Bibliothek und einen grossen Zeitaufwand erspart, endlich aber eine genaue Einsicht in einen der wichtigsten Theile der Naturwissenschaften gibt.

Betrachten wir nun das Werk in seinen Einzelheiten. Die schön geschriebene Einleitung enthält auf 8 Seiten eine Uebersicht der Geschichte der Electricität von Thales bis zu den neuesten Entdeckungen; dieser Theil, der für jeden Gebildeten vom grössten Interesse ist, hätte wohl etwas ausführlicher behandelt werden dürfen, er erscheint so allzusehr als Skizze. Dieses Skizzenhafte pflanzt sich in der Geschichte der Entdeckung des Galvanismus fort, fällt übrigens weniger auf, da manche neue Thatsachen angeführt werden, welche den frühern Geschichtsschreibern des Galvanismus bis jetzt entgangen sind und gewiss deswegen den meisten Physikern bisher unbekannt waren. Das Skizzenhafte verliert sich mit der Geschichte der Volta'schen Säule, durch deren Entdeckung der Galvanismus aus dem Reich der Hppothesen in die Wissenschaft eingeführt wurde. Offenbar sind die ersten §§. über die Volta'schen Fundamentalversuche und die damit zusammenhängenden über die Leiber, besonders aber die Spannungsverhältnisse und Spannungsreihen, für einen Physiker von Fach etwas zu weitläufig und daher für den Leser ermüdend bearbeitet. Dagegen entscheiden sich die folgenden §§. sehr zu ihrem Vortheil: es wird klar und kurz die Entstehung der Menge von Apparaten der einfachen Kette dargethan und die daraus sich ergebenen Theorien entwickelt. Noch nie ist mit so schlagenden Gründen wie hier die Nichtigkeit des Streites zwischen den Anhängern der Contact- und der chemischen Theorien dargethan und gezeigt worden, dass es ein Streit um Bockwolle ist.

Der grössere Theil des ganzen Werkes ist der zweite (S. 268 —632), er enthält die Geschichte der an der Volta'schen Kette wahrgenommenen Erscheinungen. Der Verf. hat die bisher gebräuchliche Eintheilung, da wohl keine bessere möglich seyn möchte, beibehalten, nämlich die in physikalische, physiologische und chemische Erscheinungen. Der Verf. hat unter den erstern den mechanischen Erscheinungen keinen besondern Platz angewiesen, was um so mehr zu bedauern ist, als ein grosser Theil dieser Erscheinungen noch sehr im Dunkel ist und die Schwierigkeit gerade um so mehr den Verf. hätte reizen sollen, auch nicht zu zweifeln seyn möchte, dass er sie hätte überwinden können, weil er in dem vorliegenden Buche grössere überwunden hat. Die electro-magnetischen Erscheinungen sind übersichtlich und klar abgefasst; besonders zeichnet sich der §. aus, welcher die Geschichte der electrischen Tele-

Digitized by Google

graphen gibt; Jeder, der an dieser grossartigen Entdeckung Interesse findet, wird das Buch hiebei nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

Die physiologischen Erscheinungen sind kurz abgehandelt, wie es sich für ein physikalisches Werk schickt, wäre der Verf. Anatom oder Arzt gewesen, so hätten diese wahrscheinlich den grössten Raum des Werkes eingenommen, wie wir es bei den chemischen Erscheinungen sehen; übrigens ist dieser Theil bei aller Kürze doch nicht unvollständig.

Die chemischen Erscheinungen sind mit besonderer Vorliebe bearbeitet, man sieht auf jeder Seite, dass der Verf. hier zu Hause ist, denn wenn auch dieser Theil der schwierigste der ganzen Electricitätslehre ist, so hat ihn der Verf. klar und vollständig abgefasst: freilich hatte er auch an der neuesten Ausgabe der Handbuches der Chemie von Leopold Gmelin eine Vorarbeit, wie in keinem andern Theil. Durch diesen Theil hat der Physiker und Chemiker ein Buch erhalten, das alle Thatsachen und Theorien dieses schwierigen Theiles der Electricitätslehre kritisch und übersichtlich anführt und zum Nachschlagen fast unentbehrlich werden wird, nur möchte zu bedauern seyn, dass einige neuere Entdeckungen fehlen, wie z. B. bei der Geschichte des Ozons sämmtliche neuere Untersuchungen Schönbein's fehlen.

Leider hat der Verf. die Geschichte der Magnetelectricität, der Induction überhaupt und der Thermoelectricität nicht in dieses Buch aufgenommen, sondern (wie er in der Vorrede sagt) für ein späteres Werk aufgespart; möge dieses bald folgen, damit wir ein abgeschlossenes Ganze erhalten.

Beim Schluss dieser Anzeige möge uns eine Bemerkung erlaubt seyn: der Verf. hat durch diese Arbeit seine Liebe für die Naturwissenschaften, seine viele Kenntnisse, seinen Scharfsinn und seinen Fleiss gezeigt und durch dieselbe der Wissenschaft einen wirklichen Dienst geleistet: es wäre zu wünschen, dass solche Naturforscher, welche einen Drang in sich fühlen, die Wissenschaft zu fördern, ohne gerade alle dazu gehörigen Hülfsmittel zu haben, ähnlich dem vorliegenden Werke die Geschichte der einzelnen Zweige der Naturwissenschaft bearbeiten würden; denn durch eine Zusammenstellung des Wissens — sagt Leibnitz — wird die Wissenschaft oft am meisten befördert und möchten wir hinzufügen, durch eine derartige Monographie wird die Befähigung zur Wissenschaft besser erfunden, als durch das Schreiben eines Lehrbuches oder als durch das Nachmachen eines Experimentchens.

C. F. Ofterdinger.

Digitized by Google

Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Im Auftrag der Regierung herausgegeben von F. J. Mone, Archivdirector zu Carlsruhe u. s. w. Erster Band. Druck und Verlag von C. Macklot, 1848. (Zweite und dritte Lieferung. 98 S. Einleitung und Text S. 241 bis 564 in gross 4to mit doppelten Columnen.)

Wir haben bei dem Erscheinen der ersten Lieferung über das ganze Unternehmen bereits in einer Weise berichtet (s. diese Jahrbb. 1846. p. 233 ff.), welche es uns zur Pflicht macht, die weitere Fortsetzung, welche in der vorliegenden zweiten und dritten Lieferung den ersten Band zu seinem Abschluss gebracht hat, gleichfalls zur Kunde unserer Leser zu bringen. Was in der früheren Anzeige über die wohl überlegte, plan- und zweckmässige Anlage des Ganzen, über die vorzügliche Ausführung, namentlich in dem mit der äussersten Sorgfalt und kritisch diplomatischer Genauigkeit veranstalteten Abdruck der verschiedenen, lateinischen wie deutschen, Texte dieser Quellensammlung bemerkt worden, das gilt in gleicher Weise von Allem, was diese zweite und dritte Lieferung enthält; und sie bringt wahrhaftig des Neuen und Unbekannten so Vieles, das unsern wiederholten Dank hervorrufen muss gegen den Fürsten, welcher das schöne Unternehmen veranlasst, gegen Regierung und Stände, welche mit aller Bereitwilligkeit dasselbe unterstützt, dann aber auch gegen den Herausgeber, der die ihm übertragene Ausführung des Ganzen auf eine so preiswürdige Weise vollendet hat.

Indem wir die nun auch erschienene Einleitung am Schlusse unseres Berichtes noch näher zu besprechen uns vorbehalten, knüpfen wir unsere Angabe über das, was in den vorliegenden beiden Lieferungen enthalten ist, unmittelbar da an, wo die erste Lieferung und unsere darüber früher erstattete Anzeige abbrechen, nämlich bei den S. 214 (der ersten Lieferung) angefangenen und hier mit S. 241 ff. (der zweiten Lieferung) fortgesetzten Jahrgeschichten des Landes, in welchen einzelne hier und dort aufgefundene, für die Geschichte und die vergangenen Zustände des Landes in irgend einer Weise belangreiche Nachrichten, unter der betreffenden Angabe des Jahres sich abgedruckt finden. Das Dankenswerthe einer solchen Bekanntmachung solcher oft mühevoll gesammelten und der Vergessenheit oder der Vernichtung entrissenen Nachrichten, ist schon früher hervorgehoben, das Werthvolle solcher Bekanntmachungen, die in einzelnen Fällen ein Licht werfen auf einzelne dunkle Perioden unserer Vergangenheit oder zur näheren Aufklärung oder Vervollständigung der vielen, noch in Dunkel gehüllten oder nur mangelhaft und in unbefrie-

Digitized by Google

digender Weise bekannten Partien unserer frühern Geschichte dienen, an einzelnen Beispielen gleichfalls nachgewiesen worden. In dieser Beziehung verdienen daher auch die zu Anfang der zweiten Lieferung S. 241—244 abgedruckten Aufzeichnungen eines gewissen, nicht weiter bekannten, Pfarrers Antonius zu Ihringen (bei Breisach) aus den Jahren 1459—1470, als die Aufzeichnungen eines Zeitgenossen eine Beachtung, die durch manche einzelne Nachrichten gerechtfertigt wird; so z. B. durch die darin befindlichen Angaben über Friedrich I. von der Pfalz, seinen Sieg bei Seckenheim (1462) und die dort erfolgte Gefangennehmung des Markgrafen Carl von Baden und seines Bruders Georg, Bischofs von Metz: ein Punkt, worüber auch die weiter unten zu nennende Speyerer Chronik ebenfalls manches Neue bringt. Unter den Nachrichten des Pfarrers von Ihringen finden wir auch eine Angabe, welche Hans von Landeck — wohl denselben, welcher bei Sachs' Bad. Gesch. I. p. 565 im Jahre 1461 als Vogt zu Britzikon zu Gericht sitzt — als einen Adjutor des Pfalzgrafen bezeichnet, weshalb Wilhelm von Urbach, der Balivus des Markgrafen Carl das Thal Kilchgarten (Kirchgarten bei Freiburg) „quae erat sub dominio Joannis de Landeck militis" plünderte (spoliavit). Ist dies derselbe „Hans von Landeck, Hauptmann", welcher in der Speierer Chronik (s. p. 504 sq.) unter den Gefangenen, welche Pfalzgraf Herzog Ludwig, Graf zu Veldenz, 1471 gemacht hat, erwähnt wird? Aufschlüsse darüber werden uns wohl die Forschungen des Herrn Pfarrers Herbst zu Mundingen *) bringen, deren Veröffentlichung wir verlangend entgegensehen. Einen ähnlichen, obwohl mehr lokalen und auf einen engern Kreis hingewiesenen Charakter besitzt das Tagebuch des Nicolaus Bromeisen, Mönchs zu Herrenalb, wo er am 8. Juni 1642 zum Abt geweihet ward, wie er selbst angibt. Die erste Hälfte des Tagebuchs ist leider nicht mehr vorhanden; der hier aus einer im Archiv zu Carlsruhe befindlichen Handschrift abgedruckte andere Theil umfasst die Jahre 1640 bis 1643 und führt uns in die Zeiten des dreis-

*) In dessen Nähe die auch in andern, namentlich architektonischen, Beziehungen sehr beachtenswerthen Reste der Burg Landeck, welche der Sitz dieses Geschlechtes (Schnevelin von Landeck) war, liegen. Unfern der Landeck, bei Emmendingen, liegen bekanntlich die Reste der Hachberg (Hochburg), nächst der Heidelberger Schlossruine vielleicht der bedeutendsten und umfangreichsten Burg in ganz Süddeutschland: auch über die noch ziemlich im Dunkel liegende Geschichte dieser für die badische Geschichte so wichtigen Burg hoffen wir von demselben gelehrten Forscher unserer vaterländischen Geschichte uns bald näher unterrichtet zu sehen.

Digitized by Google

sigjährigen Krieges und seiner Drangsale für einzelne Theile von Süddeutschland. Daher auch die wiederholten Klagen und Bitten des frommen Mönchs um Abwendung der Gefahren des Kriegs und um „quieta tempora“!

An beide Mittheilungen reiht sich eine grössere in dem Abdruck verschiedener Fortsetzungen der Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, insoweit sie nämlich eine nähere Beziehung auf unser jetziges Baden enthalten. Bekanntermassen erlitt die berühmte Königshofer Chronik bald nach ihrer Bekanntmachung und Verbreitung unter dem Publikum, mehrfache Veränderungen und Zusätze von andern Händen, welche die eigenen Erlebnisse oder das, was sie anderswoher erfahren, daran knüpften oder auch hiernach das, was sie in der Chronik vorhanden, in eine andere Fassung brachten. In Bezug auf Baden unterscheidet unser Herausgeber eine dreifache Klasse solcher Zusätze, und zwar: Strassburger, Röteler und Basler, Constanzer; nach dieser dreifachen Classification ist dann auch der Abdruck selbst erfolgt. Was die Zusätze erster Klasse (also die Strassburger) betrifft, so hat sich der Herausgeber in dem einleitenden Vorwort über Charakter und Beschaffenheit derselben, über ihr Verhältniss zur Königshofer Chronik, ihre einzelnen Abweichungen und Verschiedenheiten hinreichend ausgesprochen und dabei die einzelnen Bestandtheile und damit auch die einzelnen Verfasser dieser Zusätze sorgfältig von einander auszuscheiden gewusst. Zwei Handschriften, eine Heidelberger und eine Strassburger, bei welchen drei verschiedene Verfasser nachgewiesen werden, lagen vor; die Heidelberger Handschrift, wie ebenfalls nachgewiesen wird, stammt gleichfalls aus Strassburg und wird auf einen der Strassburger Abgeordneten zurückgeführt, welche auf dem Constanzer Concilium die Streitigkeiten der Stadt Strassburg mit dem Bischof Wilhelm zur Klage brachten: ein Umstand, der bei der Würdigung des Inhalts dieser Aufzeichnungen gewiss nicht ausser Acht zu lassen ist. Die andere Klasse der Röteler-Basler Zusätze stammt aus einer jetzt zu Basel befindlichen Handschrift des Jahres 1428, welche zu Röteln gefertigt und, mit Ausnahme einzelner Zusätze anderer Hand, von Einer Hand geschrieben, als eine „badische Hauschronik der Hochberg-Röteler Dynastie von 1376—1428“ sich darstellt, darum auch hier mit Recht ihren vollständigen, wortgetreuen Abdruck gefunden hat. An zwei Stellen (cap. 77. 79.) spricht Markgraf Rudolph in der ersten Person, während sonst von ihm stets in der dritten die Rede ist: es werden also jene Aufzeichnungen von ihm selbst herrühren. Die dritte Klasse der Constanzer Zusätze stammt aus zwei Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, von welchen die eine

Digitized by Google

zu Heidelberg, die andere im Besitz des geistl. Raths Grieshaber zu Rastatt sich befindet; es sind Constanzer Jahrgeschichten von 1256—1388, an welche (aus der Rastatter Handschrift) sich lateinische Verzeichnisse der Bischöfe zu Constanz und der Aebte von Reichenau mit einzelnen diese Bischöfe und Aebte betreffenden Notizen anreihen. Der Verf. dieser Verzeichnisse kannte und benutzte, wie man aus einer Stelle ersieht, die (in der ersten Lieferung vollständig zum erstenmal abgedruckte) Petershauser Chronik, sowie den Hermannus Contractus, den er unter Andern auch an einer Stelle citirt, worüber wir in der uns gedruckt vorliegenden Chronik dieses gebildeten Reichenauer Mönchs Nichts finden: so dass die Vermuthung nahe liegt, es habe dem Verf. dieses Verzeichnisses ein Hermannus Contractus in einer andern Gestalt, als wir ihn jetzt kennen, vorgelegen. Von einem „Hermannus Contractus impresso dissimillimus" ist auch in einem Briefe des Pistorius, welcher denselben herauszugeben beabsichtigte, vom 23. April 1600 zu Freiburg die Rede (s. die Einleitung dieser Quellensammlung S. 17 und vgl. Mon. German. ed. Pertz. Vol. V.)

Ungleich bedeutender erscheint die nun (S. 309 ff.) folgende Constanzer Chronik, von dem Jahre (der Gründung der Stadt) 307 bis 1466, entnommen einer im städtischen Archiv zu Constanz befindlichen Handschrift, welche bei näherer Untersuchung fünf verschiedene Hände erkennen liess, eine erste, welche mit 1434 schliesst, während die andern, namentlich die drei vorletzten, nicht blos das Begonnene fortsetzten, sondern auch zu dem schon früher Aufgezeichneten einzelne Zusätze oder Ergänzungen machten; auf diese Weise finden sich in dieser Chronik verschiedene Angaben von verschiedenen Orten her zusammengetragen, und zwar offenbar durch Laien, in der Absicht, Alles, was über Constanz vorhanden und zu ermitteln war, zusammenzustellen und so möglichste Vollständigkeit zu gewinnen. Da nun ein grosser Theil gleichzeitigen Quellen entstammt, so gewinnt dadurch diese Chronik auch einen besondern Werth, der ihren vollen Abdruck empfahl. Diesen hat der Herausgeber mit gewohnter Treue und Sorgfalt veranstaltet, nur darin von der handschriftlichen Urkunde abweichend, dass er streng der chronologischen Ordnung folgte und demnach das von den spätern Händen über frühere Ereignisse Aufgezeichnete da abdrucken liess, wohin es der Zeit nach gehört. Da die Aufzeichnungen der fünf Verfasser streng von einander durch vorgesetzte Buchstaben (A. B. C. D. E.) geschieden sind, so ist jeder Verwechselung vorgebeugt, und wird man diese Anordnung des Textes gewiss als eine für den Gebrauch und die Benutzung recht erspriessliche anzuerkennen haben. Bei weitem der grössere Theil dieser Aufzeichnungen

Digitized by Google

ist deutsch: doch kommt hier und dort auch Einzelnes untermischt in lateinischer Sprache vor: was eben mit ein Beweis für die Behauptung ist, dass das Ganze dieser Chronik aus verschiedenartigen Orten und Quellen her zusammengetragen ist, um eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller aus der Vorzeit erhaltenen Nachrichten zu erzielen. Auf die Erzählung der Gründung von Constanz folgen Verzeichnisse der Bischöfe von Constanz bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; was dann weiter folgt, hat nicht den Charakter einer fortlaufenden und zusammenhängenden Geschichtserzählung, sondern besteht in einzelnen Nachrichten zu einzelnen Jahren, nach Art der schon früher mitgetheilten Jahrgeschichten, und daher auch nicht blos über einzelne wichtige Ereignisse in der politischen wie kirchlichen Welt, sondern auch über bemerkenswerthe Naturereignisse sich verbreitend, wie denn z. B. grosser Schneefall, harte Kälte und in Folge dessen Zufrieren des Sees (worüber manches Nähere, das zur Vervollständigkeit früher gegebener Nachrichten — s. diese Jahrbb. 1846. p. 250 — dienen kann, sich hier findet), Mangel oder Reichthum der Ernte, des Weinertrags, Theuerung oder Wohlfeilheit, Preise der Früchte u. dgl. bei den betreffenden Jahren angegeben ist und selbst Cultur- und Sittengeschichte nicht leer ausgeht, sondern im Gegentheil manchen beachtenswerthen Zug bietet. So lernen wir z. B. aus einer Notiz zu dem Jahre 1388 einen bisher unbekannten Dichter kennen, Müttinger, gestorben am 28. Aug. dieses Jahres, „der was ain guter tichter ze latein und ze tutsch"; die Vermuthung des Herausgebers, dieser Müttinger sey Verfasser mancher der im ersten Bande von v. Lassberg's Liedersaal enthaltenen Gedichte, ist durch triftige Gründe unterstützt. Ebenso wenig fehlt es an statistischen Angaben, wie z. B. aus dem Jahre 1435, wo der Bischof Friedrich von Zollern Behufs einer vorzunehmenden Besteuerung der Geistlichkeit eine Zählung veranstaltet zu haben scheint: „also ward do gerelt, das in dem pistum wärint 17 tusent priester und 60 und 17 hundert lütkilchen und 350 klöster und wenn ain mark gäbe 3 heller in dem bistum von pfaffen und gaistlichen, so gefiel 16 tusent guldin." Von einer ähnlichen Besteuerung wird bei dem Jahr 1441 berichtet. Ebenso werden merkwürdige Hinrichtungen u. dgl. berichtet, wie z. B. „anno 1435 in die Nicomedis ward ainer geradbrechet umb mord umb (l. ze) Basel, dem wurdent uff den rechten schenkel des hindertal geben 6 straich, 2 mit dem rad und vier mit dem schlegel, und 16 straich zu dem ruggen, noch denocht schied ich danan, das er lept." Und so finden sich noch manche andere für die Sittengeschichte jener Zeiten beachtenswerthe Notizen über Begräbnisse u. dgl.,

Digitized by Google

was wir hier nur im Allgemeinen anzudeuten im Stande sind. Was die rein geschichtlichen Angaben betrifft, so wird es wohl kaum einer besondern Bemerkung bedürfen, dass darunter ebenfalls Manches sich findet, was nicht blos für Constanz, die Stadt wie das Bisthum, von Interesse ist, sondern auch in die allgemeine Reichsgeschichte, insbesondere in die Verhältnisse mit der nahen Schweiz, die dortigen Händel und Streitigkeiten vielfach eingreift und darum Berücksichtigung verdient.

Auf diese Constanzer Chronik folgt S. 349: Händel der Grafen von Sulz mit Rheinau, aus einer dem Herausgeber mitgetheilten Handschrift des Klosters Rheinau aus dem Jahre 1435, betreffend die Jahre 1408 bis 1434, in deutscher Sprache; dann folgen S. 355 ff. aus Copialbüchern des Carlsruher Archivs Mittheilungen, welche (in deutscher Sprache) über die Erwählung, Weihung und Huldigung mehrerer Bischöfe zu Speier von 1456 bis 1464 sich verbreiten und nach ihrer ganzen Fassung und Haltung den Charakter einer amtlichen Aufzeichnung verrathen: sie enthalten neben dem rein Geschichtlichen ebenfalls für die Sitten- und Rechtsgeschichte wie für die mittelalterliche Geographie manches Beachtenswerthe, was ihre Aufnahme in diese Sammlung hinreichend motivirt. An diese kürzeren Mittheilungen schliesst sich nun S. 367 ff. eine grössere an: eine ebenfalls einer Handschrift des Carlsruher Archivs entnommene Speierer Chronik von 1408 bis 1476, welche grossentheils zwar von einer und derselben Hand eines Laien aus Speier in deutscher Sprache geschrieben ist, wozu von mehreren andern Schreibern Zusätze gemacht wurden, welche der Herausgeber auf's Genaueste im Einzelnen nachgewiesen und ausgeschieden hat. Schon Kremer hat in seiner Geschichte Friedrichs I. diese Chronik benutzt: eine weitere Benutzung oder Bekanntmachung, es sey des Ganzen oder einzelner Stücke desselben, war seitdem nicht erfolgt. Und doch verdient sie eine solche Veröffentlichung, wie wir sie jetzt hier erhalten, in hohem Grade durch ihren Inhalt, der sie, ihrer ganzen Anlage gemäss, für die gesammten Rheinlande und deren Geschichte und damit für die gesammte deutsche Reichsgeschichte der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und des ersten Abschnittes der andern Hälfte wichtig macht. Der Verfasser beschränkt sich keineswegs auf die nächste Umgebung, in der er lebte und schrieb, sondern hat seinen Blick weiter auf die äussern wie innern Verhältnisse des Reichs ausgedehnt und in diesem Sinn, was er konnte, zu sammeln gesucht, daher er auch eine Reihe von Briefen und andere Urkunden, dann urkundliche Verzeichnisse von Personen wie von Sachen u. dgl. in seine Chronik, die dadurch sowohl wie nach ihrer ganzen Anlage das Ansehen „eines

Digitized by Google

Versuches einer diplomatischen Reichsgeschichte“ gewinnt, aufgenommen hat: weshalb unser Herausgeber die Vermuthung ausgesprochen hat, der Verf., über dessen Person jede bestimmte Angabe, ja selbst jeder zu weiteren Schlüssen berechtigende Anhaltspunkt fehlt, so dass er bis jetzt wenigstens als völlig unbekannt angesehen werden muss, sey ein Mitglied des Stadtrathes zu Speier gewesen, welchem die Kanzlei der Stadt zugänglich war, aus der er jene Urkunden, Briefe, Verzeichnisse u. dergl. entnommen. An diese, immerhin wahrscheinliche Vermuthung knüpft sich eine zweite, wornach mit Bezug auf eine in der Chronik vorkommende, auf den Reichstag zu Regensburg 1471 bezügliche Stelle (S. 500 dieses Abdruckes), der Verf. auf diesem Reichstag selbst gewesen: indess auch diese Vermuthung, wie der Herausgeber selbst sich nicht verhehlt, bleibt noch ungewiss; dass dem Verf., wie man auch über seine Person denken mag, bei dem Sammeln seines Stoffs der Zugang zu Kanzleien, Archiven u. dgl. geöffnet war, wird nicht in Abrede zu stellen seyn. Was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, so ist der Blick des Verf. insbesondere auf die Türkei und die von dorther, nach der Vernichtung des griechischen Kaiserthums dem übrigen Europa von Osten her drohende Gefahr gerichtet, daher auch in seine Chronik gar Manches aufgenommen, was auf diese Verhältnisse sich bezieht oder doch dadurch mit herbeigeführt ward; für die innern und nähern Verhältnisse bildet Friedrich I. von der Pfalz und dessen Stellung den Mittelpunkt seiner Darstellung, die eben darum auch Vieles enthält, was zur Aufklärung oder zur Vervollständigung der Geschichte dieses Fürsten, seiner Streitigkeiten und Kämpfe dienen kann: worauf auch der Herausgeber in den dem Abdruck untergesetzten Noten mehrfach aufmerksam gemacht hat; s. z. B. S. 483 bei Gelegenheit des Siegs des Pfalzgrafen bei Seckenheim und der Gefangennehmung wie Loskaufung der gefangenen Fürsten. Dass der Abdruck des Ganzen mit derselben Sorgfalt und diplomatischen Treue veranstaltet ist, die wir bei allen den vorausgegangenen Mittheilungen hervorgehoben haben, wird kaum noch einer besondern Erwähnung bedürfen: die Bedeutung, welche die Chronik zumal in dem, was die innern Verhältnisse betrifft, für die Geschichte von Speier, von Mainz, wie des nahen Rheinlandes überhaupt, der Pfalz u. s. w. anspricht, ist ebenso einleuchtend, zumal da dieselbe nicht, wie die oben erwähnte Constanzer Chronik, an das lokale Interesse und die lokalen Beziehungen zunächst sich hält, sondern einen höhern Standpunkt, den reichsgeschichtlichen, wie ihn der Herausgeber bezeichnet, genommen hat.

Dem Abdruck dieser grössern Chronik von S. 371—520 hat der

Digitized by Google

Herausgeber noch eine kürzere Mittheilung angeschlossen aus einem jetzt zu Carlsruhe befindlichen Bruchsaler Copialbuch: einen Bericht von dem Einzug des Bischofs Johann II. zu Speier im Jahr 1461, wovon jedoch der Schluss in der Handschrift leider fehlt. Einige Nachträge (S. 525—530) zu dem, was in der ersten Lieferung enthalten ist, meist aus inzwischen neu ausgemittelten Quellen, machen den Beschluss, worauf die ausführlichen Register folgen, die den Gebrauch des Ganzen sehr erleichtern, zur Einleitung wie zum Text besonders, und zwar zu jedem ein Namen- wie ein Sachregister.

Die umfassende Einleitung, welche dem Ganzen auf 98 Quartseiten vorausgeht, ist ein Werk des Herausgebers, das nicht blos für seinen nächsten Zweck, sondern auch für die Literärgeschichte des Mittelalters im Allgemeinen unsere volle Aufmerksamkeit und Beachtung verdient. Es zerfällt dieselbe in zwei Abschnitte, von welchen der eine die Quellenschriften, der andere die Hülfsmittel der badischen Geschichtschreibung überhaupt näher bespricht und behandelt. Für ein solches Werk fehlte es freilich bisher an allen Vorarbeiten: was der Verf. gibt, ist in jeder Hinsicht völlig neu und führt uns auf ein bisher in seiner Fülle und seinem Reichthum kaum geahntes, geschweige gar benutztes Feld, das uns an eine Bebauung mit allem Ernste um so mehr mahnt, als wir hier uns noch die Grundlage zu schaffen haben, auf der allein mit Erfolg eine badische Landesgeschichte aufzuführen seyn wird. Diese Grundlage eben soll die vorliegende, mit dem ersten Bande begonnene Quellensammlung schaffen, ohne welche jeder Versuch einer solchen Landesgeschichte ungenügend ausfallen müsste. Man wird es daher in jeder Weise nur zu billigen haben, dass, bevor man an die Abfassung einer badischen Geschichte schritt (wozu dem Herausgeber dieser Sammlung schon längst ein ehrenvoller Auftrag ertheilt war), erst das dazu nöthige Material herbeigeschafft und zugänglich gemacht werden müsste; ist dieses geschehen, dann wird eine badische Landesgeschichte, so gross auch die Schwierigkeiten sind, welche dem Unternehmen sich entgegenstellen, eher ausführbar seyn: und wir wollen hoffen, dass wir zu diesem Ziel auch dereinst gelangen, wozu es freilich noch mancher nicht geringer Anstrengungen bedürfen wird.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Quellensammlung der badischen Landesgeschichte.

(Schluss.)

Was die frühere Periode, die römische, betrifft, so liegen hier die Quellen, so ungenügend und unbefriedigend sie auch vielfach sind, in den alten Classikern und Inschriften vor, ohne dass eine namhafte Erweiterung dieser Quellen zu erwarten wäre; und so konnte der Herausgeber in seiner badischen Urgeschichte (s. diese Jahrbb. 1845. p. 197) wohl diese Periode behandeln und selbst zu einem Abschluss bringen, der durch die Verbindung alt-römischer und mittelalterlicher Forschung allerdings zu manchen überraschenden, kaum geahnten Resultaten geführt hat. Aber für die nachfolgende Zeit des Mittelalters liegen die Quellen in keiner solchen Weise vor, auch wenn Einzelnes bereits früher an das Tageslicht gezogen worden war: hier musste erst die Quellenforschung beginnen, um auf oft höchst mühseligen Pfaden dasjenige zu ermitteln, was allein das Dunkel, das grossentheils noch auf jener Zeit lastet, aufzuhellen vermag: und das so Aufgefundene war dann erst, soweit es für diese Zwecke von Belang war, in getreuem Abdruck der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche die Grundlagen, auf denen eine Landesgeschichte allein erwachsen kann, zu prüfen allerdings ein Recht hat. Darin eben liegt die Rechtfertigung des ganzen Unternehmens und des dabei befolgten Planes, darin gewissermassen die Nothwendigkeit desselben, wenn etwas Erspriessliches überhaupt für vaterländische Geschichte geschehen soll. Hat man sich darüber verständigt, so wird die nächste Frage allerdings die nach dem Umfang einer solchen, die Grundlage einer vaterländischen Geschichte bildenden Quellensammlung seyn; was soll überhaupt in eine solche aufgenommen, in welcher Ordnung und Folge soll dies geschehen, nach welchen Grundsätzen und in welcher Weise soll der Abdruck selbst veranstaltet werden? Die Beantwortung dieser Fragen bildet mit einen Haupttheil des ersten die Quellenschriften betreffenden Abschnittes, aus welchem wir die folgenden Angaben entnehmen, die unsern Lesern einen Begriff von der Grösse und dem Umfang dieses Unternehmens, wie von seiner

Digitized by Google

Wichtigkeit und Bedeutung zu geben im Stande sind. Es wird hiernach die ganze Sammlung aus vier grossen Abtheilungen gebildet seyn, von welchen die erste die Geschichtsbücher befasst, und zwar in gebundener wie ungebundener Rede, also Chroniken und Annalen, Biographien und Necrologien ebenso gut wie die Reimchroniken; eine zweite Klasse bilden die Urkundenbücher, welche ebenso sehr die officiell und amtlich ausgestellten Urkunden und Berichte, wie die mehr einen Privatcharakter an sich tragenden Bücher befassen; in die dritte Klasse kommen die Rechtsbücher und zwar eben sowohl die geistlichen (Synodalrechte) wie die weltlichen (Landrechte, Stadt-, Dorf- und Hofrechte u. dgl., Hausgesetze, Statuten u. dgl.). Zu diesen drei Klassen hat der Herausgeber noch eine vierte hinzugefügt, die er die statistische nennt; in diese bringt er alle Schriften über die alte Landeseintheilung, und zwar in geistlicher (Bisthümer, Landkapitel) wie weltlicher Hinsicht (Amtsbezirke, Gaue), ferner alle Schriften über den Besitzstand, wie die Grund- und Salbücher oder Urbarien, ferner alle Inventarien über das bewegliche Eigenthum, also auch alle derartige Verzeichnisse der Gerätlschaften in Kirchen, Burgen u. dgl., die Schatzungsbücher, die Verzeichnisse der Einnahmen und Ausgaben, wie der Vasallen, der Diener, der Hörigen.

Hiernach mag im Allgemeinen Plan und Anlage dieser Quellensammlung, sowie auch ihre Ausdehnung bemessen werden: wird sie nun in diesem Sinne auch ausgeführt, — und wir wollen die Hoffnung dazu, trotz aller Ungunst der Zeiten, nicht aufgeben, so wird nicht blos für die Landestheile, welche den Bestand des jetzigen Grossherzogthums Baden ausmachen, sondern auch für die angrenzenden, in früheren Zeiten vielfach damit verbundene Landstrichen und in dieser Beziehung für ganz Süddeutschland ein Werk geschaffen seyn, das auch der Einzelforschung diejenigen Grundlagen bietet, die jetzt nur zu oft vermisst werden, wo die historische Forschung auf jedem Schritt durch den Mangel der Quellen gehemmt und gestört ist. Vielfaches und auch namhaftes Material liegt zur Ausführung gesammelt vor, und lässt auch in dieser Beziehung raschen Fortgang des schönen und grossartigen Unternehmens, das in dem vorliegenden ersten Bande auf die erste Abtheilung, die Geschichtsbücher, beschränkt ist, dringend wünschen: möge die Ausführuug, insbesondere der Abdruck, mit der gleichen diplomatischen Treue und kritischer Genauigkeit erfolgen, die einem solchen Werke allein bleibenden und dauernden Werth und uns in ihm gewissermassen einen bleibenden Ersatz der leicht vergänglichen Originale auf alle Zeiten sichern kann. Es ist übrigens dieser Punkt schon in der Anzeige der ersten Lieferung

Digitized by Google

(Jahrbb. 1846. p. 235 seq.) zur Sprache gekommen, so dass wir, was die Behandlung der Texte und die für den Abdruck derselben vom Herausgeber aufgestellten Regeln betrifft, hier darüber weggehen können, da über deren Richtigkeit und Anwendbarkeit keine Zweifel obwalten können. Ueberhaupt werden die Grundsätze, wie sie der Herausgeber in dieser Einleitung (§. 7 ff. des ersten Hauptstücks) näher entwickelt hat, auch als allgemeine Norm für jedes ähnliche Unternehmen billigerweise anzusehen seyn, abgesehen natürlich von dem, was die speciellen Verhältnisse des Landes, für welche die Sammlung bestimmt ist, hier als nothwendig anzuordnen gebieten. Auf §. 12, in welchem der Verf. den Charakter der geschichtlichen Quellen des Mittelalters, die allgemeinen Merkmale der Geschichtschreibung, ihre Tendenz und ihren Zweck, sowie die leitenden Ideen, welche die Fassung des Ganzen bestimmten, in einigen schönen Umrissen gezeichnet und dann auf einige Werke angewendet oder vielmehr an ihnen nachgewiesen hat, dürfen wir wohl noch besonders aufmerksam machen. Dieser Charakter ist im Allgemeinen und im Gegensatz zu der frühern Geschichtschreibung der Römer und selbst der Griechen, der christliche und die daraus hervorgehende Weltansicht und Weltanschauung, welche zu der antiken, die mehr oder minder auf das Fatum hinausläuft, einen entschiedenen Gegensatz bildet, in der Weltgeschichte Allem eine unmittelbare Beziehung auf Christus und die christliche Offenbarung gibt, diese zum Mittelpunkt der Geschichte macht und so in Alles eine gewisse Consequenz und einen Zusammenhang zu bringen sucht, der ausserhalb jenes Fatums der heidnischen Anschauung liegt. Mit allem Recht weist der Verf. hier auf Otto von Freisingen, bei welchem diese Ideen insbesondere hervortreten: und wenn wir hier auf Augustin und dessen Lehren zurückgewiesen werden, in welchen diese Grundsätze und Anschauungen des Geschichtschreibers allerdings wurzeln, so wird dabei insbesondere auch an Orosius zu denken seyn, den Freund und Zeitgenossen des Augustinus, insofern er zuerst in dem noch hinterlassenen Werke dieser Ansicht Ausdruck und Geltung verliehen hat und jedenfalls auch als Vorläufer der daraus weiter hervorgegangenen Ansicht zu betrachten ist, welche die Weltgeschichte als ein grosses Trauerspiel ansieht: wobei, ausser Otto von Freisingen, dessen Stellen aus der Praefat. ad Singrimum, ad Fridericum Imp. der Verf. anführt, auch an Lambert von Hersfeld zu erinnern ist, — um wenigstens Ein Beispiel anzuführen, Anderes haben wir einer andern Gelegenheit vorbehalten — denn auch bei diesem finden wir die mit der Ansicht und selbst den Worten Otto's ganz übereinstimmende Ansicht ausgesprochen in den Worten: „cujus

Digitized by Google

vitae institutionisque lugubrem tragoediam toto mundi theatro decantandam vulgaverant" (s. Pertz, Monum. German. VII. p. 236); bei Orosius bitten wir aber nur die Eingänge zu Buch I. II. III. V. oder im siebenten Buch Cap. 43 den Schluss des Ganzen nachzulesen, um sich von dem, was wir hier angedeutet, in vollem Grade zu überzeugen.

Das zweite Hauptstück „die Hülfsmittel" führt uns eine Reihe von Arbeiten neuer Geschichtsforscher vor, welche auf Baden, d. h. das jetzige Grossherzogthum in seinem dermaligen Zustande, also auf alle die in ihm jetzt vereinigten Ländergebiete, weltlicher wie geistlicher Herren, sich beziehen und durch den Druck bisher nicht bekannt oder in irgend einer Weise veröffentlicht worden sind; denn die gedruckten und dadurch Jedermann zugänglichen Worte sind natürlich übergangen. Wie bedeutend, wie umfangreich aber diese ungedruckten und grossentheils bisher fast gänzlich unbekannten Hülfsmittel sind, wird ein Blick in diese Uebersicht, die von S. 15—97 reicht, sattsam lehren können; und doch kann auch sie nicht vollständig genannt werden, da Manches, auf welches einzelne Notizen noch hinweisen, jetzt gar nicht aufzufinden war, und selbst von dem, was der Herausgeber hier uns noch vorführt, das Meiste vielfach zerstreut, nur durch mühsame Forschungen wieder zu gewinnen war. Der Geschichtschreiber des badischen Hauses wie des jetzigen Grossherzogthums wird aber diesen Hülfsmitteln, wie sie nun durch die Bemühungen und Nachforschungen des Herausgebers hier nachgewiesen und damit gewissermassen der Benutzung zugänglich gemacht sind, immerhin eine besondere Aufmerksamkeit, neben den Quellen selbst, zuzuwenden haben, da dieselben, auch abgesehen von dem Werthe der eigenen Forschung und der dadurch gewonnenen Ergebnisse, theilweise Quellen benutzt haben, denen wir jetzt vergeblich nachforschen, indem sie entweder verloren gegangen oder doch in einer Weise verschleppt sind, welche die Auffindung kaum noch erwarten lässt. Das Verzeichniss dieser ungedruckten Hülfsmittel beginnt, wie billig, mit denjenigen schriftlichen Aufzeichnungen, welche zunächst das badische Haus und dessen Geschichte, Genealogie u. s. w. betreffen. J. Pistorius eröffnet die Reihe: aber leider sind seine Arbeiten, die jedoch mehr Materialien (Collectanea) gewesen zu seyn scheinen, als ein zusammenhängendes Ganze, wie es vielleicht hiernach zu geben im Plane des Pistorius gelegen seyn mag, verloren und haben bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden werden können. Es hatte aber, wie unser Herausgeber zeigt, Pistorius dabei die Absicht gehabt, eine genealogische Geschichte des Hauses Baden zu geben: derartige genealogischen Untersuchungen, veranlasst mit durch frühere Händel und

Digitized by Google

Streitigkeiten, bilden auch den Inhalt mehrerer anderer Arbeiten, welche noch handschriftlich vorhanden sind und hier beschrieben werden von Jos. Friedr. Jüngler († 1632), Gabriel Förster (1636), Gamans (um 1667), Michael Praun (1681), Friedrich Theobald Sahler (1753), der jedoch bei seiner nur im ersten Theile noch vorhandenen Arbeit den blos genealogischen Standpunkt verliess und mit der älteren Geschichte des Landes begann, Johann Jakob Schmauss († 1757), Johann Friedrich Herbster († 1763) und Andere von minderem Belang. Was über Schöpflin und dessen im Jahre 1763 ans Licht getretene Historia Zaringo-Badensis, über die Aufgabe, die sich dieser berühmte Forscher gestellt, und über den Zweck, den er vorzugsweise dabei im Auge hatte, S. 27 bemerkt ist, wird bei der Bedeutung und dem Ansehen dieses Werkes, sowie seiner allgemeinen Benutzung und Verbreitung, besondere Beachtung verdienen und zur gerechten Würdigung desselben führen. Ausserdem macht der Verf. noch auf einige handschriftlich auf der Strassburger Bibliothek befindliche Papiere und Sammlungen dieses Mannes aufmerksam, welche auf die ältere Geschichte und Geographie, selbst die Literär- und Culturgeschichte Badens sich beziehen, und, wie die hier mitgetheilten Aufschriften der einzelnen Fascikel zeigen, immerhin Manches enthalten mögen, was in dem genannten Werke nicht gedruckt ist, weshalb nähere Untersuchung dieser Papiere jedenfalls sehr zu wünschen ist. In zweiter Reihe kommen die pfälzischen Geschichtschreiber, und zwar Ch. K. Schwengsfeuer (von welchem eine Art von pfälzischer Bibliographie, bei der auch verschiedentlich Handschriften benutzt wurden, im Carlsruher Archiv sich befindet), dann die ungleich bekannteren Forscher pfälzischer Geschichte, Kremer, Würdtwein und Lamey. Was von ihren Arbeiten über pfälzische Geschichte noch handschriftlich (im Archiv zu Carlsruhe) vorhanden ist, wird genau angegeben, das bedeutendste darunter ist von Lamey. Uebrigens geht aus dem, was hier bemerkt ist, auf's Neue hervor, wie viele frühere Arbeiten und Quellenschriften über pfälzische Geschichte in den Stürmen des dreissigjährigen Krieges, dann des Orleansschen Kriegs zu Ende des siebenzehnten und der Revolutionskriege zu Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entweder gänzlich untergegangen oder verschleppt worden sind: die dann erfolgte Auflösung der alten Pfalz und die Vertheilung ihres Ländergebietes unter verschiedene Fürsten hat gleichfalls das Ihrige dazu beigetragen und selbst mehrfach noch das, was aus jenen mehrfachen Stürmen sich erhalten, zerstreut. Dass in Rom noch manches dahin Einschlägige sich befindet, was im Jahr 1623 bei Abführung der Heidelberger Bibliothek

Digitized by Google

dahin gekommen, unterliegt kaum einem Zweifel; ebenso werden die bisher mehr oder minder verschlossenen Münchener Schätze Manches enthalten, was noch näherer Untersuchung bedarf, die kaum anders als lohnend ausfallen dürfte: zumal da jetzt (wir hoffen dies wenigstens) eine Beschränkung in der Aufsuchung und Benutzung der archivalischen und handschriftlichen Schätze dort nicht mehr zu erwarten steht. Dann würde dieser Abschnitt, wir zweifeln kaum, nicht ohne bedeutende Erweiterung bleiben können. Da, wo der freie Gebrauch der geöffneten Archive verstattet war, wird dies nicht zu erwarten seyn, wie z. B. bei dem nächstfolgenden Abschnitt, der die Fürstenbergischen Geschichtschreiber und die von ihnen handschriftlich hinterlassenen, im Archiv zu Donaueschingen vorfindlichen Arbeiten — es sind nicht weniger als fünfzehn — vorführt. Hier lag freilich der genauen Erforschung und Durchsuchung kein äusseres Hinderniss im Wege!

Auf die fürstlichen Geschichtschreiber folgen die bischöflichen, zunächst die der Bisthümer Constanz und Speier, dann die der verschiedenen, bedeutenden Abteien und Klöster, die mit ihrem Gebiet dem jetzigen Grossherzogthum Baden später zugefallen sind (nur Rheinau macht wegen der vielen Beziehungen dieses Klosters zu dem nahen diesseitigen Schwarzwald, namentlich auch zu St. Blasien, eine gewiss zu rechtfertigende Ausnahme), denn die Geschichtschreiber der Landschaften und Städte (von dem Bodensee, Kleggau, Breisgau), zuletzt die der Adelsgeschlechter, Burgen und Dörfer. Es mag uns erlaubt seyn, aus dieser reichen literärhistorischen Zusammenstellung Einiges zu erwähnen, was zugleich von weiterem und allgemeinerem Belang für die Literär- und Culturgeschichte und damit auch für die politische und kirchliche Geschichte von ganz Süddeutschland ist. Dahin rechnen wir vor Allem die Mittheilungen über Trudpert Neugart, den mit Recht so geachteten St. Blasianer Mönch, den gründlichen Geschichtschreiber des Bisthums Constanz. Es ist auffallend, aus den brieflichen Mittheilungen desselben, die uns der Herausgeber hier vorführt, zu ersehen, unter welchen Schwierigkeiten, ja Verdriesslichkeiten dieser unermüdet thätige und gelehrte Benedictiner, den wir als vollkommen würdig den Gelehrten seines Ordens aus der Maurinischen Congregation an die Seite stellen können, sein Werk zu Stande brachte, das durch die darin mitgetheilten Urkunden eine so wichtige Quelle nicht blos für Constanz, sondern für ganz Schwaben, das, wie bekannt, zu einem grossen Theil mit der Diöcese Constanz in älteren Zeiten zusammenhing *), bildet; der davon im Jahr 1803 gedruckte erste Theil

*) „Keines der alten Bisthümer lag dem heutigen Würtemberg so nahe

Digitized by Google

ist aber bis jetzt noch immer ohne Fortsetzung geblieben: über den andern Theil, welcher die „annales tam profanos quam ecclesiasticos cum statu literarum ab anno 1101 ad a. 1308“ enthält, hat leider bisher ein ungünstiges Geschick gewaltet, welches den Abdruck des vom Verf. vollständig bearbeiteten Manuscripts, das jetzt in den Händen des Freiherrn Joseph v. Lassberg sich befindet — der es durch ein Geschenk des Hrn. v. Mülinen zu Bern, welchem Neugart selbst das Manuscript übergeben hatte, erhielt — bisher verzögert hat. Es besteht dasselbe aus 620 Seiten in Folio, in einem Texte von 206 Paragraphen für das zwölfte und 232 für das dreizehnte Jahrhundert nebst fünfzig Urkunden. Hier möchte man vor Allem baldige Veröffentlichung durch den Druck wünschen! und doch ist leider dazu wenigstens in dem Moment, in welchem wir diese Zeilen niederschreiben — am 25. September — wenig Aussicht vorhanden, wenn wir auf die Gegenden einen Blick werfen, die zunächst durch ihre ganze Vorzeit dabei betheiligt sind, die von Constanz aus mit dem Evangelium auch die Segnungen der politischen und geistigen Sittigung und Cultur erhielten, aber schwerlich noch ein Dankgefühl der Erinnerung an jene Vorzeit bewahren, welches irgend eine Theilnahme an der Veröffentlichung eines eben jene Vorzeit uns vorführenden Werkes erwarten liesse! Doch wir wollen die Hoffnung einer besseren Zukunft nicht aufgeben. Schrieb doch auch Neugart diesen Theil seines Werkes unter schweren Bedrängnissen, selbst fern von der Heimath, aus welcher die Aufhebung der Abtei St. Blasien ihn getrieben, in der Zufluchtsstätte, welche ihm und seinen Brüdern Kaiser Franz I. zu Lavanthale bei Klagenfurt (in Kärnthen) im Jahre 1809 überlassen hatte! Die schöne, wahrhaft ergreifende Erzählung Neugart's über seine Aufnahme bei dem Kaiser Franz I. und die darauf erfolgte Einweisung in die genannte Abtei hat der Her-

---

als Constanz, keines hat in dem Grade über unser Vaterland sich ausgedehnt, als eben dasselbe, das ungefähr zwei Drittheile der Gesammtzahl der kirchlichen Gemeinden in Alt-Würtemberg vor der Reformation in sich begriff (von 894 Pfarrern und Kaplänen in Würtemberg vor der Reformation kamen auf die Constanzer Diöcese immerhin sechshundert) und auch im Anfange des XIX. Jahrhunderts noch über den grössten Theil des katholischen Neu-Würtembergs sich erstreckt.“ (Hefele, Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland S. 173 f.) Nach dem Tode des letzten Bischofs (Carl Theodor von Dalberg † 1817) und bei der später erfolgten Circumscription der oberrheinischen Kirchenprovinz fiel der in Würtemberg gelegene Antheil der Constanzer Diöcese dem Bisthume Rottenburg, der in Baden gelegene dem Erzbisthum Freiburg zu.

Digitized by Google

ausgeber S. 51. 52 mitgetheilt; sie lässt uns zugleich einen Blick in das edle Gemüth und die würdige Fassung eines Mannes werfen, der in seinem Leben, in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mit manchen Hemmnissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, und nun, als ein betagter Greis, mit aller Ergebung und Fassung in das Schicksal sich fügt, das ihn so schwer getroffen. Von dem Kaiser Franz I. schreibt er Folgendes (man möge uns erlauben, die Stelle hier wörtlich einzuschalten): „Est hic Franciscus — Austriae imperator, cujus admirandam affabilitatem lenitatemque, qua me et socium die 16. Junii 1807 in palatio Laxenburgensi tremebundos excipere est dignatus atque solari intimis animi sensibus, suavius percipere quam verbis majus extollere possim. Urgebat indulgentissimus caesar, venirent sodales, quotquot cum abbate vitam religiosam ac monasticam porro agere cuperent, cetera se curaturum, ne domicilium et sustentatio statui nostro conveniens desint, hac sola conditione proposita, pueros ad virtutem ut erudiremus, litterisque humanioribus in gymnasio Clagenfurtensi et in nova schola institueremus in S. Pauli monasterio inferioris Carinthiae aperienda. Et quid summus ac optimus princeps a novis subditis levius minusve aut peteret aut postularet? quid quod cum ipsa conditione nostra arctius cohaereat? quod insuper ecclesia vehementer desiderat ac nova patria jure suo expetit, ne membra utriusque inutilia et otiosa simus.“ Ob Neugart noch Anderes, was für die spätere Periode vom vierzehnten Jahrhundert an dienlich ist, hinterlassen, ist hier nicht bemerkt, kann aber aus der von Pertz im Archiv III. p. 78 gegebenen Mittheilung, aus dem Octob. 1820 (wo er zu St. Paul den neunundsiebenzigjährigen Greis noch in einer unermüdlichen Thätigkeit fand) dahin ergänzt werden, dass wenigstens die Urkunden für den dritten Theil vom Jahr 1308 bis 1488 damals bereits zusammengestellt waren, also wohl in dem Archiv oder in der Bibliothek von St. Paul sich noch vorfinden werden; leider sind überhaupt, soweit wir wissen, die handschriftlichen Schätze der Abtei St. Paul in Kärnthen, in welche die von St. Blasien vertriebenen Mönche mit dem, was sie von Handschriften ihrer Abtei retten konnten, wanderten, noch nicht näher untersucht und noch weniger bekannt: dass sie Einzelnes, nicht blos für unsere Landesgeschichte, sondern selbst für die ältere classische Literatur Belangreiches enthalten, ist eine sehr nahe liegende Vermuthung, die wir gern durch weitere Forschungen, an Ort und Stelle veranstaltet, zur Gewissheit erhoben sehen möchten. Von den 1809 dahin übergesiedelten Mönchen aus St. Blasien ist schwerlich noch Jemand am Leben, der mündliche Auskunft darüber ertheilen könnte; Neugart starb 1825 am 15. Dezember; ausser der eben

Digitized by Google

angeführten Notiz im Archiv und einer andern ebendaselbst I. p. 280 ist über die handschriftlichen Schätze dieser Abtei seither nichts bekannt geworden: denn die von Budik in Schmidl's Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst, 1844, 6. Juli, Nr. 28 gegebene Mittheilung über die Stiftsbibliothek von St. Paul ist ungenügend, und kaum einige der werthvollen Handschriften*) daselbst anführend: über die für die Geschichte, insbesondere die von St. Blasien wichtigen Handschriften, die von St. Blasien dahin gebracht worden, wird Nichts bemerkt. Und doch lässt sich Manches der Art dort erwarten, Manches auch, was wohl noch zur Erweiterung dessen dienen kann, was hier S. 64—80 über die handschriftlich noch vorhandenen, aber noch nicht gedruckten Arbeiten der St. Blasischen Geschichtschreiber ausgeführt ist. Eine Hauptstelle unter denselben nimmt Stanislaus Wülberz ein, welcher um das Jahr 1753 (er selbst starb am 2. Juli 1755) eine chronologisch geordnete Uebersicht aller der für St. Blasiens Geschichte bemerkenswerthen Ereignisse nebst den dazu gehörigen Urkunden in einem aus zwei Foliobänden bestehenden Manuscript zusammenstellte, welches in einer Abschrift zu Einsiedeln vorhanden ist, wo sich ebenfalls noch zwei Bände (der dritte und siebente) eines grösseren, aus sieben Bänden bestehenden Sammelwerkes befinden, welches unter dem Titel Analecta ad historiam San Blasianam eine Reihe von einzelnen Untersuchungen enthält, welche auf die Geschichte, die politische wie die kirchliche, die cultur- und literärhistorische der Abtei selbst, wie ihre Besitzungen sich beziehen oder ihre Verhältnisse zu andern Abteien, Fürsten, Landgebieten u. dgl. ins Licht setzen, wie das genaue, dem siebenten Band entnommene und hier vom Herausgeber wörtlich abgedruckte Inhaltsverzeichniss erkennen lässt: wo die fünf andern Bände sich befinden, konnte nicht angegeben werden; dass sie zu St. Paul noch zu finden sind, wie der Herausgeber vermuthet, glauben auch wir und finden darin nur eine erneuerte Aufforderung zu näherer Durchforschung der handschriftlichen Schätze dieses Klosters für badische, ja für die süddeutsche und theilweise selbst schweizerische Geschichtschreibung überhaupt. Die Wichtigkeit dieser Arbeiten Wülberz's, der durch seine Stellung als Archivar des Klosters seit 1725 zu solchen Leistungen allerdings vollkommen berufen war, und wie wir aus der hier mitgetheilten Vorrede ersehen, keine Mühe scheute durch Forschungen jeder Art, ver-

*) So z. B. ein Priscianus (Buch XVII. u. XVIII.) des zwölften, ein Livius (ob alle Dekaden oder welche?) des dreizehnten, ein Valerius Maximus des vierzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

bunden mit Reisen in die benachbarten Klöster und Landschaften, seinen Arbeiten den Charakter der Verlässigkeit und Treue zu geben *), lässt sich schon aus dem eben erwähnten Abdruck des Inhaltsverzeichnisses entnehmen: dass manche Aufschlüsse und jedenfalls bedeutende Erweiterungen unserer Kunde von St. Blasien und der nahen Landestheile, und zwar in der oben bemerkten dreifachen Beziehung, daraus zu erwarten stehen, mag schon aus der einzigen Angabe erhellen, dass in der im siebenten (zu Einsiedeln abschriftlich noch vorfindlichen) Bande enthaltenen Gelehrtengeschichte von St. Blasien nicht weniger als sechs und achtzig Schriftsteller dieser Abtei, nach ihrem Leben und nach ihren Werken geschildert und dass diese Schilderungen mit Nachweisung ihrer Handschriften begleitet sind, dass ferner dort auch eine Abhandlung über das alte Schulwesen von St. Blasien sich findet, welche gleichfalls handschriftliche Auszüge in Fülle bietet! Wie diese Gelehrtengeschichte beschaffen war, ersehen wir aus einigen Proben über drei andere Geschichtschreiber St. Blasiens, Caspar Molitoris, welcher nächst Wülberz als der bedeutendste Geschichtsforscher der Abtei bezeichnet wird, der er selbst dreissig Jahre lang (1541—1571) als Abt vorstand, Fridolin Burkard († 1683) und Johann Baptist Eiselin. Von dem Erstgenannten befindet sich noch eine der von Wülberz genannten Schriften in einer gleichzeitig gemachten Abschrift im Archiv zu Carlsruhe: Liber Originum, Origines monasterii S. Blasii Hercyneae Sylvae, Constantiensis dioecesis, abbate ejus tricesimo quarto auctore: es ist eine in vielen Beziehungen für die ältere Landesgeschichte wichtige Aufzeichnung, die jedenfalls später im Auszug wenigstens in dieser Quellensammlung erscheinen soll. Ein davon durch den letztgenannten Eiselin im Jahr 1684 gemachter Auszug, der durch die Geschichte des Abts Caspar († 1596) vermehrt ward, befindet sich

*) In dem Vorwort zu dem erstgenannten Werke desselben (Epitome omnium rerum, quae ad notitiam domesticam monasterii S. Blasii facere possint usque ad annum 1749 ordine chronologico digesta, nec non chartis, diplomatibus et manuscriptis codicibus firmata) lesen wir in dieser Beziehung unter Anderm Folgendes über Veranlassung und Zweck dieser Arbeiten: — „tentandum igitur aliquid in re necdum penitus trita putavi, non ut monasterii Blasiani historiam exactam (tantum enim mihi non sumo) adornarem, sed ea, quae in tabulariis ac aliis scriptoribus sparsim occurrebant, justo annorum ordine digererem et restitutam ex his abbatum seriem, genuinam coenobii originem, disciplinam, facta etc. nuda simplicique narratione illustrarem ac insuper post varias, amicas tamen, altercationes detectosque decipientes errores suae plurima chronologiae restituerem: cui labori si quid desit (deerunt autem plurima) veniam facile uti confido, viro rudi dabunt alii."

Digitized by Google

im Original zu Einsiedeln; ein anderes Werk Eiselin's, das im Jahr 1685 aus ältern, zum Theil verlorenen oder zerstreuten handschriftlichen Quellen, Urkunden u. dgl. zu Stande gebracht ward, und, wie die hier mitgetheilte Uebersicht zeigt, insbesondere die Heiligen St. Blasiens und ihre Lebensgeschichten enthält, befindet sich in einer Abschrift im Archiv zu Carlsruhe: Nigra Sylva San Blasiana illustris reddita sanctorum, beatorum ac venerabilium vita, dictis et factis, quae J. B. E. monasterii S. Blasii conventualis sacerdos in lucem produxit ex monumentis et variis manuscriptis antiquis et recentioribus anno 1685. Wir hoffen auch von dieser Schrift, deren Verf. stets die älteren (meist verlorenen) Quellen, aus denen er seine Vitae Sanctorum zusammenstellte, namhaft gemacht hat, das, was von Belang ist und neue Aufklärungen bietet, wenigstens im Auszuge, soweit es nöthig ist, in die Quellensammlung aufgenommen zu sehen. Auch aus den reichen Sammlungen des gelehrten Moriz Hochenbaum van der Meer zu Rheinau, von welchen S. 80 ff. genauere Nachricht gegeben wird, dürfte Manches aufzunehmen, und insbesondere dem, was über Reichenau, Säckingen und die Geschichte des ganzen Kleggaues (worüber eigene Arbeiten vorliegen), darin verhandelt wird, eine nähere Beachtung zuzuwenden seyn. Der Raum erlaubt uns nicht, noch Anderes von dem, was die Geschichtschreiber von Reichenau, Salmansweiler und anderen ehedem bedeutenden Abteien und Klöster betrifft, hier vorzuführen; wir müssen auf das Werk selbst verweisen; das Angeführte mag hinreichen, um zu zeigen, welche Fülle des Stoffs dem vaterländischen Geschichtschreiber vorliegt, dem es mit Ernst um sein Werk zu thun ist, das auf das gründlichste Quellenstudium wie auf die sorgfältige und kritische Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel gebaut seyn soll; es mag hinreichen, um einen Begriff zu geben von der Liebe und dem Eifer, mit welchem in früheren Zeiten die Geschichtsforschung in den einzelsten Theilen und Orten des jetzigen Grossherzogthums Baden auf eine Weise gepflegt ward, die unsere Zeit oft erröthen macht. Man dachte damals zuerst an seine nächsten Umgebungen und deren Zustände in früheren Zeiten, ehe man an die Erforschung und Bearbeitung der Weltgeschichte und Politik ging, wie dies heutigen Tags mehr der Fall ist und bei der immer mehr um sich greifenden Behandlungsweise, welche das Quellenstudium überflüssig macht, auch ohne grosse Mühe sich durchführen lässt. Die geschichtliche Forschung früherer Zeit schlug andere Wege ein: und wenn wir auch ihr Verfahren keineswegs als Muster der Geschichtschreibung aufzustellen gesonnen sind, welcher Gedanke uns fern liegt, so wird doch ein unbefangenes und gerechtes Urtheil, das auch so manche der in dieser Quellensammlung

Digitized by Google

gemachten Vorlagen nur bestätigen können, weder den Eifer und die Liebe zur Sache, ohne alle Nebenrücksichten, noch den grossen auf Sammlung des Materials verwendeten Fleiss, noch die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die sich hinsichtlich des Geleisteten durchweg zu erkennen gibt, verkennen wollen, um so mehr als Eigenschaften der Art bei uns immer seltener zu werden anfangen.

Was wir nun am Schlusse unserer Anzeige noch wünschen, wäre vorerst weitere Vervollständigung der Quellen, wie der Hülfsmittel aus den bis jetzt noch nicht völlig durchforschten Archiven und Bibliotheken. Wie Manches mag z. B. in München, namentlich für die Geschichte der untern Landestheile des jetzigen Grossherzogthums Baden, zunächst der ehemaligen Rheinpfalz, noch handschriftlich vorhanden seyn, was nähere Durchforschung verdient! Selbst Wien dürfte vielleicht noch Manches bieten, ebenso Innsbruck, wenn anders die Angabe ihre Richtigkeit hat, dass das vorderösterreichische Archiv bei der Abtretung der vorderösterreichischen Besitzungen (von denen der grössere Theil an Baden fiel) dorthin gebracht worden. Dann aber wünschen wir vor Allem raschen Fortgang des Drucks der Quellensammlung selbst, zu der die unermüdliche Thätigkeit des Herausgebers bereits ein so reiches Material gesammelt hat, dessen Veröffentlichung die Freunde der vaterländischen Geschichtsforschung verlangend entgegensehen.

Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den Sette Comuni und über Namen, Lage und Bevölkerung der XIII. Comuni im Veronesischen; ferner über die deutschen Gemeinden Sappada und Sauris nebst den slavischen Resianern in Friaul. Von Joseph Bergmann, k. k. Rath, Custos und wirklichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, gedruckt bei Carl Gerold. 68 S. in gr. 8.

Diese Monographie, durchaus ähnlich in der gründlichen und den Gegenstand völlig erschöpfenden Behandlungsweise den frühern Forschungen des Verf. über die Walser in Vorarlberg und Graubündten (s. diese Jahrbb. 1845. p. 953) und über den Bregenzerwald (Jahrbb. 1848. p. 147 ff.) verbreitet sich über Reste deutscher Bevölkerung in Italien, welche seit Jahrhunderten, mitten unter einer italienischen Bevölkerung, noch nicht völlig mit dieser verschmolzen, in Sitten und Gebräuchen, in Sprache, wie selbst in der Körper- und Gesichtsbildung, noch manche

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit ihres Ursprungs bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Schon frühe hatten die sogenannten Sette Comuni die Aufmerksamkeit gelehrter Forscher auf sich gezogen und mehrfache Untersuchungen, meist von italienischer Seite, hervorgerufen, bis durch Schmeller's Aufsatz in den Abhandlungen der Münchener Akademie der Wissenschaften im Jahr 1838, in welchem die sprachliche, bisher minder beachtete Seite des Ganzen zuerst näher berücksichtigt war, auch die Blicke Deutschlands immer mehr auf diese fast verlorenen Reste deutscher Bevölkerung gerichtet wurden, die herkömmlich noch bis jetzt als cimbrische — wiewohl ganz unrichtig — von den Italienern bezeichnet wurden. Wie in unsern Tagen die Blicke Deutschlands von Neuem auf die an seinen südlichen Marken wohnende, theilweise mit italischem Blute vermengte deutsche Bevölkerung sich wenden und die Rechte des deutschen Namens gegen welschen Uebermuth und welsche Eindringlinge geltend zu machen suchen, wollen wir hier nicht berühren: auch ist die Schrift des Verf. vor den grossen Ereignissen abgefasst, welche das obere Italien bewegt haben; sie ist auch nicht aus politischen Rücksichten hervorgegangen oder durch derartige Motive veranlasst; das gelehrte, völkerhistorische Interesse ist es, was den Verf. zu dieser Untersuchung geführt, die gerade durch die bemerkten politischen Ereignisse jetzt selbst eine Bedeutung gewinnt, die sie übrigens in weit höherem Grade von dem bemerkten wissenschaftlichen Standpunkt aus anzusprechen hat. Denn dieser allein hat den Verf. bei seiner Arbeit geleitet, die auf die gründlichsten und umfassendsten Detailstudien gestützt, damit zugleich eine sorgfältige Besichtigung an Ort und Stelle verband, um so die historische Forschung und deren Ergebnisse durch Autopsie sowohl wie durch die an Ort und Stelle selbst eingezogene Erkundigung über Alles, was im Munde des Volkes, in Sitten und Gebräuchen noch lebt, zu vervollständigen.

Unfern der tirolischen Grenze, von dieser jedoch im Norden durch eine sieben tausend Fuss hohe Bergkette, welche das Val Sugana bildet, geschieden, und ebenso von der vicentinischen Ebene durch eine niedrigere Gebirgswand getrennt liegen auf einer holz- und weidereichen, wohl drei tausend Fuss über die Meeresfläche erhabenen Hochebene die Sette Comuni, zwei derselben, darunter die älteste (Rozzo) zwischen dem Astico und der Assa, die in den Astico sich mündet, die fünf andern zwischen dem Valle d'Assa und dem Brentakanal, darunter auch der Hauptort Asiago mit fast sechstehalb tausend Bewohnern, die jedoch jetzt fast durchaus italienisch reden; die Gesammtbevölkerung dieser sieben Gemeinden steigt bis über zwanzig tausend (21,439 Seelen nach der Zählung von 1846).

Digitized by Google

Ueber ihre Abkunft haben nicht weniger als sieben verschiedene Ansichten sich geltend zu machen gewusst. Bald sollten die Bewohner rhätischer Abkunft seyn, bald cimbrischer, und zwar von den durch Marius, circa hundert Jahre vor Christo besiegten Cimbern: eine Ansicht, die insoweit die meiste Geltung bisher gefunden hat, als diese Sette Comuni sich selbst heutigen Tags noch lieber cimbrisch als deutsch nennen lassen und eben dadurch die cimbrische Bezeichnung in Italien allgemeine Geltung erlangt hat, so unrichtig sie auch im Grunde ist, und gleichmässig durch Sitten und Sprache widerlegt wird. Andere, in der nun einmal angenommenen und geltenden cimbrischen Abstammung sich gefallend, wollten lieber an die mit den Cimbern verbundenen keltischen Tiguriner denken und von ihnen die jetzigen Bewohner der Sieben-Gemeinden herleiten; Andere dagegen in ihnen lieber Nachkommen der Reste jener Alemannen erkennen, welche im vierten oder fünften Jahrhundert nach Chr. hierher verschlagen worden, oder gar der Hunnen des Attila oder der Gothen des Alarich, welche, durch Stilico besiegt, in diese Berggegenden sich geflüchtet; auf die alemannische Abstammung wollte auch der bekannte Graf Giovanelli diese Bevölkerung zurückgeführt wissen, die er von jenen Alemannen ableitete, welche Theodorich in der ersten Periode des sechsten Jahrhunderts besiegt und hieher versetzt habe. Die Zweifel, welche unser Verf. über diese Behauptung erhebt, finden wir nur allzu begründet: jeder sichere Halt fehlt derselben: und dasselbe gilt in noch höherem Grade von der vermeintlich cimbrischen oder keltischen Abkunft dieser Bevölkerung, die das in ihr liegende und gewissermassen noch fortlebende deutsche Element verkennend, in den Augen der italienischen Bevölkerung nur gewinnen konnte, wenn sie auf diese Weise sich zugleich ein so hohes Alter beilegte, das sie bis in die Zeiten vor Christo, mithin vor die Züge und Einwanderungen deutscher Stämme in Italien hinaufrückte. So ward auch hier italienische Eitelkeit und Widerwille gegen alles Deutsche, wie er in unsern Tagen in erneuertem und selbst gesteigertem Grade wieder hervorgetreten ist, massgebend, und werden wir dem Verf. gewiss nicht Unrecht thun, wenn er die Ansicht, welche eine Bevölkerung, die noch jetzt in ihrem Uebergang in welsche Sprache und Lebensweise eine süddeutsche Mundart radebrecht, wie sie etwa im zwölften Jahrhundert im nahen Tirol gesprochen wurde, zu Cimbern macht, für eine Ausgeburt italienischer Gelehrten erklärt, die deutsche Sprache und Geschichte nicht kannten. Eben darum wollen wir aber auch nicht verschweigen, dass es ein italienischer Gelehrter war, welcher das Grundlose jener cimbrisch-keltischen, oder hunnischen, oder gothischen Abstammung einsehend, schon

Digitized by Google

geraume Zeit vor dem eben genannten Grafen Giovanelli (dessen Abhandlung über die Origines der Sieben-Gemeinden zu Trient 1826 erschien) einen richtigeren Weg einschlug, indem er in den Bewohnern der Sette Comuni die Nachkommen einer der von den Ottonen oder andern deutschen Kaisern nach Italien zur Wiederbevölkerung desselben gesendeten Kolonien vermuthete; es war dies der 1808 verstorbene Saverio Bettinelli (s. Del Risorgimento d'Italia negli studi, nelli arti etc. Milano 1819. T. III. p. 20), dessen Ansicht durch die von dem deutschen Gelehrten, der zuerst diesem Gegenstande unter uns eine erneuerte Aufmerksamkeit geschenkt hat, aus der Sprache der Bewohner erhobenen Gründe nicht wenig verstärkt worden ist. An diese Ansicht, die im Allgemeinen richtig, doch in eine genauere Bestimmung nicht eingeht, knüpft auch der Verf. dieser Schrift seine eigene Ansicht an, welche diese deutsche Ansiedelung in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts verlegt, und den Nachweis dazu eben sowohl auf geschichtlichem Wege wie aus der Sprache der Bewohner, soweit sie nicht mit der umgebenden italienischen sich verschmolzen, zu geben sucht; denn dass diese, wenn auch jetzt einem grossen Theil nach verwelschten Bewohner der Sette Comuni in ihrem Kerne, in Sprache, Charakter, Gesichtsbildung in ihrem ganzen Seyn und Wesen entschieden Deutsche waren, und zwar Abkömmlinge von Deutschen des XI. bis XIV. Jahrhunderts, die neben Italienern sich einlagerten (S. 12) — das scheint auch unserm Verf. unzweifelhaft, der darum diese Einwanderer von der früheren, untergegangenen Bevölkerung dieser rauhen Gebirgsstrecken wohl unterschieden wissen will und zugleich geschichtlich nachweist, wie das erste Auftauchen dieser Sette Comuni in die bemerkte zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts fällt, wie dann um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die Schriftsteller der umliegenden Städte ihr Augenmerk auf das ihnen fremde, deutsche Bergvolk richteten, das vorher wohl von geringer Bedeutung gewesen seyn mochte. Die ersten noch vorhandenen Privilegien stammen aus den Anfängen des vierzehnten Jahrhunderts — alles Frühere soll zu Grunde gegangen seyn; von Can Grande (1327—1329) stammt der erste Freiheitsbrief, andere Vergünstigungen, worüber die Urkunden noch vorhanden sind, stammen von den Neffen des Can Grande, Mastino II. und Albert aus dem Jahre 1339 und dem Sohne dieses Mastino, Can Grande II., aus dem Jahre 1357, und daran reihen sich noch weitere Privilegien oder Bestätigungen derselben bis zum Jahre 1404, in welchem diese sieben Orte der Republik Venedig zufielen, welche dieselben ungeschmälert im Besitze ihrer Rechte und Freiheiten, bis zum Untergange der Republik selber (1797), beliess. Dass die ersten deut-

Digitized by Google

schen Ansiedler, aus welchen die jetzige Bevölkerung dieser sieben Berggemeinden hervorgegangen, Hirten oder Holzarbeiter gewesen, die still und unbemerkt, wie es scheint, vom Norden her, in Folge des Bedürfnisses, in diese rauhen Berggegenden eingezogen, ist eine, wie uns dünkt, sehr richtige Behauptung des Verf., der zugleich gezeigt hat, wie schon vor der ausdrücklichen Erwähnung dieser deutschen Einwanderer mehrere Italiener aus der benachbarten Ebene als Besitzer von Höfen, Gütern, Weiden auf diesem Gebirgsrücken genannt werden. Hier mochten um die bemerkte Zeit — denn auf diese weisen auch die Sprachreste — die fleissigen deutschen Ansiedler zuerst Beschäftigung und damit ihren Lebensunterhalt finden; ihre Zahl war auch anfänglich wohl nicht bedeutend, ihr Erwerb auf Viehzucht und Holzarbeit beschränkt. An Söldner, also an das Kriegsgewerbe, welche diese ersten Ansiedler dahin geführt, dürfen wir nicht denken, da jeder Grund dazu, selbst jede Wahrscheinlichkeit fehlt.

Bei dieser mehr historischen Erörterung, die jedenfalls so weit geführt ist, als sie nach den vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln geführt werden konnte, und die noch gar manches Andere berührt, was zu dem Gegenstande eine nähere Beziehung hat, ist jedoch der Verf. nicht stehen geblieben: die sprachliche Untersuchung, welche von S. 23 bis 51 reicht, soll aus Orts- und Geschlechtsnamen, wie sie hier in einer langen Reihe vorgeführt werden, weitere Beweise der deutschen Abstammung liefern; und was die Sprache selber betrifft, die Veränderungen in Consonanten, Vokalen und Diphthongen, so wird zu dem, was Schmeller in der oben genannten Abhandlung bereits beigebracht, noch Anderes nachgetragen, was für den Sprachforscher von Belang ist, dann aber auch gezeigt, wie nicht blos italienische Wörter, sondern auch Manches von der Construction und Redeweise des Italienischen in die Sprache der Bewohner aufgenommen worden. Es folgt dann die Erklärung einer Anzahl merkwürdiger Wörter, an welche Schriftproben, einem Katechismus entnommen (darunter ein Lied auf die Geburt Christi), sich anreihen, welche, auch abgesehen von ihrem übrigen Werthe, Manches bieten, was auf die ältere Sprache Deutschlands, namentlich des südlichen, ein Licht zu werfen vermag und darum die Aufmerksamkeit der Sprachforscher erregen wird. „Der Freund der Geschichte und des Völkerlebens kann hier ein klares Beispiel sehen, wie ein Völkerstamm in einem andern, ich will nicht sagen, untergeht, sondern vielmehr in den andern übergeht.“ (S. 39.)

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Bergmann, die Sette Comuni.

(Schluss.)

Eine recht interessante Beigabe bildet die Erzählung der Wanderung, welche der Verfasser dieser Schrift in Begleitung eines Freundes, des durch seine Schrift über Fra Dolcino und die Patarener der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannten Hrn. Julius Krone im August des Jahres 1847 in diese Gegenden selbst unternahm. Von einer steinigen Anhöhe, so ruft der Verf. am Schluss seiner lebendigen, durch manche einzelne Züge des Volkslebens und der noch jetzt fortlebenden Sitten uns ansprechenden Schilderung dieser Gegend S. 59 aus, warfen wir unsern Scheideblick nach den sieben Bergen zurück, voll schmerzlichen Gefühls, einen Zweig des weitgeästeten deutschen Baumes, welchen er vor Jahrhunderten auf fremden Boden hinüberbog, für das grosse Vaterland allmälig abdorren zu sehen! Dass diese Auflösung hier nicht schon längst geschehen, gibt Zeugniss von der innern Lebenskraft des deutschen Wesens und Volks. Priester, Lehrer und Beamter, nur in welscher Sprache und Weise geschult und gebildet, und mit Ausnahme weniger der cimbrischen Mundart minder kundig als der gemeine Mann, können unmöglich zur Erhaltung des alten Elements beitragen; der kleine Katechismus vom Jahre 1842 — das einzige gedruckte Buch — ist zum Lehren und Lernen besserer deutscher Sprache unbrauchbar und als Curiosum selbst Wenigen bekannt. Tüchtige Lehrer deutscher Sprache, etwa ausgediente Unterofficiere, wie ich sie oben andeutete, oder auf deutschen Schulen brauchbar ausgebildete Söhne jener Berge vermöchten mit zweckmässigen Büchern vielleicht noch — aber es ist höchste Zeit — zur Auffrischung jenes schwachen Lebensflämmchens beizutragen. Möchten auch wohlmeinende Beamte, gebildete Priester und tüchtige Lehrer an der mittleren Etsch in Tirol dafür wachsam sorgen, dass einst nicht auch von ihnen, wie wir von den Sette Comuni, der Vaterlandsfreund mit wehmuthsvollem Gefühle scheide!" So schrieb der Verf. kurz vor der grossen Katastrophe, die mit dem Ausbruch der Revolution zu Mailand, Welschland mehr als je — davon hat sich auch Ref. selbst noch vor Kurzem an Ort und Stelle überzeugt — uns entfremdet, eben dadurch aber uns eine erneuerte Mahnung gegeben hat, dem in den letzten Jahren namentlich von Welschtirol aus so sehr um sich greifenden italienischen Propagandismus alles Ernstes entgegenzutreten, um seine weiteren, auf offene Vertilgung des deutschen Elements gerichteten, bisher auch erfolgreichen Fortschritte zu hemmen und das für Deutschland zu retten, was noch nicht unrettbar verloren ist. Möchte darum des Verf. Mahnung allerwärts Anklang und Beachtung finden!

Digitized by Google

Die weiteren Zugaben dieser musterhaften Forschung bilden genaue Angaben über Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im veronesischen Gebirge, in welchen jetzt fast gänzlich die alte (cimbrische) Mundart erloschen ist, da sie kaum noch in zwei dieser Gemeinden angetroffen werden soll, dann ähnliche Angaben über die deutsche Gemeinde Sappada nebst Sauris in der Pretura Tolmezzo in Friaul, und über das Thal Resia und die slavischen Resianer in Friaul.

Chr. Bähr.

Kurze Anzeigen.

Mémoire sur les tremblements de terre dans le bassin du Danube, par A. Perrey, Professeur à la faculté des sciences de Dijon. 82 pag. in 4to. Lyon 1847.

Wir haben in diesen Blättern bereits eine ähnliche Arbeit des Verf. über die im Rheinbecken beobachteten Erdbeben besprochen. Vorliegender Schrift — ein besonderer Abdruck aus den *„Annales de la Société royale d'agriculture, histoire naturelle et arts utiles de Lyon“* — gebührt das Lob, dass solche mit Fleiss und Umsicht aus den besten vorhandenen Quellen zusammengestellt wurde. Als Resultat ergibt sich, dass vom fünften bis zum neunzehnten Jahrhundert dreihundertundachtzehn Bodenerschütterungen statt gefunden und zwar: neunzehn vom V. bis zu Ende des XV. Jahrhunderts; fünfunddreissig während des XVI. Jahrhunderts; einunddreissig während des XVII. Jahrhunderts; achtundachtzig während des XVIII. Jahrhunderts; einhundertfünfundvierzig während des XIX. Jahrhunderts (bis zum 4. November 1844). Es ereigneten sich von dieser Katastrophe: 60 im Frühling, 67 im Sommer, 67 im Herbst und 76 im Winter. (Ein Nachtrag enthält noch manche Thatsachen, über welche Perrey erst Kunde erhielt, nachdem er seine Arbeit bereits als geschlossen erachtete, dahin gehören namentlich auch mehrere Erdbeben in den Jahren 1845 und 1846.) Mit den Bodenerschütterungen, die während des Verlaufes jener Jahrhunderte im Rhonebecken verspürt worden, und deren Gesammtzahl 191 beträgt, scheint die Menge der im Donaubecken wahrgenommenen sehr beträchtlich, allein die Oberfläche des letztern ist neun oder zehn Mal grösser, als jene des erstern. Uebrigens lässt sich nicht in Abrede stellen, dass das Donaubecken in gedachter Beziehung eine Ausnahme macht von den Ergebnissen sämmtlicher Erfahrungen, die man in verschiedenen andern Gegenden Europas zu machen Gelegenheit hatte. Nicht wenige der Katastrophen im Donaubecken zeigten sich begleitet von einem plötzlichen Temperaturwechsel, sowie von schnell eingetretenen Aenderungen in der hygrometrischen und elektrischen Beschaffenheit des Luftkreises u. s. w.

Digitized by Google

Aperçus sur le magnétisme des minerais et des roches, et sur les causes de quelques anomalies du magnétisme terrestre; par J. Fournet, Professeur à la faculté des sciences de Lyon. 53 pag. in 8vo. Lyon, chez Barret, 1848.

Ein am 14. Januar 1848 in der Lyoner Wissenschaftsgesellschaft gehaltener und aus deren *Annales etc.* besonders abgedruckter Vortrag.

Die magnetischen Eigenthümlichkeiten der Mineralkörper waren seit langer Zeit Gegenstände dieser und jener Versuche von Seiten der Oryktognosten und Geologen; weit mehr beschäftigten sich die Physiker mit grossartigen Untersuchungen über den Erdmagnetismus. Indessen waren die Annäherungen dieses nach verschiedenen Seiten gerichteten Strebens so selten, dass es unserm Verf. zeitgemäss schien, die mannigfaltigen, zu seiner Kenntniss gelangten Thatsachen zusammenzustellen, wofür wir dem achtbaren Geologen uns bestens verpflichtet fühlen. Unter den vier Abschnitten, in welche die uns vorliegende Schrift zerfällt — im ersten werden die verschiedenen, bei Mineralogen üblichen, Arten des Verfahrens über Magnetismus Versuche anzustellen, beschrieben; der zweite Abschnitt enthält eine Aufzählung sämmtlicher als magnetisch erkannten einfachen Mineralien, und der dritte jene der Gebirgsgesteine — haben wir hier nur beim vierten und letzten zu verweilen, der die geologisch-magnetischen Phänomene begreift. Unser Verf. erinnert daran, dass, wie A. v. Humboldt bereits vor länger als einem halben Jahrhundert dargethan, die durch reiche Eisenerzlagerstätten bedingten Abweichungen bei weitem weniger bedeutend seyen, als Naturforscher solches anzunehmen pflegten; der Ausdruck „magnetische Berge" müsse deshalb vorläufig mehr in mineralogischem Sinne genommen werden. Des Reisenden Gmelin's Beobachtungen, in der Tartarei angestellt, gewähren keine deutlicheren Begriffe der Phänomene, als die Wahrnehmungen der Bergleute, die ihren Compass nicht mehr gebrauchen können, wenn sie Züge damit in Gruben zu machen haben, welche man in Lagerstätten magnetischer Erze betreibt. Auch Yate's Beobachtungen, beim Ansteigen des Berges, auf welchem das Schloss Magnesia in der Sipylus-Kette erbaut ist, bleiben in ihren Ergebnissen schwankend. Dagegen gebührt den Erfahrungen, welche Kreit bei Gelegenheit seiner Reisen in den östlichen Alpen im Jahre 1846, gestützt auf Versuche, sammelte, mehr Vertrauen. Er fand, dass die Stärke magnetischer Erscheinungen abnimmt beim Ansteigen von Bregenz bis Mals und dass solche zunimmt beim Ansteigen von Bormio bis Como, während für die hohen Stationen vom Stilfserjoch und von Sta-Maria örtliche Störungen eintreten, die Folgen der Nähe von Eisenerzen seyn dürften u. s. w. Nun folgt eine Uebersicht der magnetischen Wirkungen verschiedener Gebirgsgesteine, wie Granite und Syenite [was von Harzer „Syeniten" gesagt wird, möchte wohl meist auf „Diorite" zu beziehen seyn], Serpentine, Chloritschiefer, Trachyte, Basalte und andere vulkanische Felsarten. Der Verf. weilt bei den Beobachtungen von Humboldt und Bonpland in Amerika, sowie bei jenen von Kupffer und Dubois de Montpéreux im Kaukasus u. s. w. [Das über Ascension Mitgetheilte hätte sich aus Duperrey's *„voyage autour du monde"* ergänzen lassen; so gehören namentlich die Vulkane des Eilandes keineswegs den noch thätigen an, denn es liefen zwei Jahrhunderte ab, seit deren Katastrophen ihr Ende erreichten.]

Digitized by Google

Am Schlusse dieser Zusammenstellung ist die Rede von gewissen Phänomenen, über deren bedingende Ursachen man nach Fournet das Nähere vermisst, so dass er Geologen zu weiteren Forschungen auffordert. Ohne hier in Einzelnheiten eingehen zu können, beschränken wir uns dahin zu bemerken, dass es u. A. die Beobachtungen von Hansteen in Norwegen, jene von Kreit zu Kremsmünster, die von Baudoin de Marattes im Morbihan-Departement u. s. w. sind, welche der Verf. vorzugsweise im Auge hat.

Nun folgen besondere Wahrnehmungen über Abnahme magnetischer Intensität mit der Höhe. Es wird aufmerksam gemacht auf das keineswegs genügend Uebereinstimmende der in den Pyrenäen und in den Alpen angestellten Versuche, und auf Bravais Ansicht hingewiesen, dass wenn die Abnahme der Erdschwere abwechsle mit der Höhe, je nach der Dichtheit des unterhalb befindlichen Bodens, sie auch nothwendig den Einfluss der verschiedenen, die Gebirgsketten zusammensetzenden Gesteine empfinden müsse, und Einflüsse ähnlicher Art auch bei der magnetischen Macht gar wohl statt finden könnten u. s. w.

Endlich wendet sich der Verf. allgemeinen Betrachtungen und Schlussfolgen zu. Er bemerkt u. A., wie aus der Gesammtheit erwähnter Thatsachen hervorgehe, dass die grösste Vorsicht nothwendig sey bei der Wahl von Bergen, wo man Versuche anstellen will, um die Abnahme magnetischer Intensität nach der Höhe zu ermitteln. Nach Fournet dürften die Sub-Alpinischen Ketten des Vercors und der Provence für solche Absichten ganz besonders günstig seyn. Die Vortheile abgerechnet, welche Höhe, steile Gehänge, Beschaffenheit der den Véhémont, die Moucherolle und den Mont-Ventoux zusammensetzenden Felsarten u. s. w. gewähren, liegen jene Punkte zwischen den Observatorien von Marseille und Genf, so dass nicht nur leichte Mittel geboten wären, über das Gleichzeitige der durch „magnetische Gewitter" hervorgerufenen Störungen Aufklärung zu erhalten, sondern auch den Einfluss der Temperaturen und anderer Ursachen zu ergründen, welche die Oscillationen einer Nadel beschleunigen oder verzögern können.

Mémoire sur les températures de la mer glaciale, à la surface, à de grandes profondeurs et dans le voisinage des glaciers du Spizberg; par Ch. Martins, Membre de la Commission scientifique du Nord. 72 pag. in 8vo. Paris, chez Firmin Didot frères, 1848.

Der Verf. gelangte bei einer Zusammenstellung der Ergebnisse seiner Beobachtungen über die Meerestemperatur in der Nähe der Gletscher, welche die beiden Buchten von Spitzbergen begrenzen, zu nachstehenden Schlusssätzen:

1. In den Monaten Juli und August ist die Temperatur der Oberfläche, obwohl dem Gefrierpunkte sehr nahe, stets über Null.

2. Von der Oberfläche bis zu einer Tiefe von siebenzig Metern nimmt die Temperatur bald zu, bald ab.

3. Von siebenzig Metern an bis zum Grunde sinkt dieselbe stets.

4. Die Temperaturabnahme zwischen der Oberfläche und dem Grunde zeigt sich nicht gleichmässig; mit der Tiefe hat Beschleunigung statt.

Digitized by Google

5. Zwischen der Oberfläche und siebenzig Metern Tiefe findet man die Temperatur nie unter dem Nullpunkt.

6. Von siebenzig Metern an ist die Temperatur der Schichte, welche den Meeresboden bedeckt, unter Null.

7. Im Durchschnitte findet man die Temperatur jener Schichte — 1^0, 75, und folglich höher, als die des Densitätmaximums und des Gefrierpunktes von Salzwasser.

8. Diese Thatsachen erklären sich leicht, wenn man bedenkt, dass das Densitätmaximum und der Gefrierpunkt des Meerwassers einige Grade unter Null liegen, und wenn die verwickelten, unterbrochenen, in ihrer Stärke wechselnden Einflüsse in Erwägung gezogen werden, welche das Festwerden der Oberfläche zur Winterzeit, ferner Gletscher, schwimmende Eismassen, Ebbe und Fluth, sowie Strömungen hervorrufen.

Es sind dieses in ihrer Anwendung auf die Physik der Erde sehr beachtungswerthe Resultate. Die im April und Mai mit der Tiefe zunehmenden Temperaturen zeigen uns, dass im Winter die Oberfläche mehr erkaltet, als der Grund; folglich gefriert das Meer zuerst an der Oberfläche und nicht auf dem Boden. Die Bildung von Grundeis ist dennoch hier ebenso unmöglich, wie in Süsswasserseen. Scoresby schilderte die Erscheinungen umständlich, welche das Gefrieren des Meeres an seiner Oberfläche begleiten. Er so wenig als John Ross beobachtete je Grundeis, und letzterer hatte eine eigene Vorrichtung ersonnen, *dup sea clamms*, womit er den Schlamm vom Boden der Buffin-See heraufholte, in der besondern Absicht, sich über jenen Umstand Aufklärung zu verschaffen. Es war dieser Schlamm nicht nur nicht gefroren, sondern es umschloss derselbe in der Regel lebende Thiere.

Da die Meerestemperatur an der Oberfläche im Juli und August, selbst nahe bei den Gletschern von Spitzbergen, höher als der Nullpunkt ist, so vermag man sich leicht Rechenschaft zu geben über die unaufhörliche Zerstörung jener Gletscher, sowie über das Entstehen schwimmenden Eises. Es ist den Gletschern, wovon die Rede, gleich allen andern, eine fortschreitende Bewegung eigen, deren Geschwindigkeitsmaximum mit dem Zeitraum des Aufthauens zusammenfällt. Am Meere angelangt, schreitet der Gletscher weiter fort; aber er schmilzt auf dem Grunde beim Zusammentreffen mit Wasser, dessen Temperatur über dem Nullpunkte ist. Er erscheint mithin überhängend über dem Meere, und bewegt sich auf demselben. Bei hoher Fluth ruht derselbe auf dem Wasser; bei niedrigem Wasser nimmt man sehr deutlich den Zwischenraum, der beide trennt, wahr; allein nun zerstört er sich und stürzt zusammen. Diese Trümmer, weithin fortgeführt, sind das schwimmende Eis. Es war ihnen keine hohe Lage eigen in den von Martins untersuchten Buchten, denn ihre hervorragenden Partieen betrugen kaum ein Achttheil von der Gesammthöhe des steilen Gehänges der Gletscher.

In der Baffins-Bai steigen die Gletscher ins Meer hinab, ohne durch dasselbe geschmolzen zu werden; John Ross fand nordwärts einen nordwärts vom Cap Dudley Digges, der 1800 Meter weit vom Ufer vorgeschritten war. In dieser Gegend überragen schwimmende Eistheile nicht selten die Schiffsmaste, daher der ihnen verliehene Name „Eisberge“. Die Höhe schwimmenden Eises

Digitized by Google

ist Folge der Mächtigkeit der Gletscher, in Verbindung mit Temperatur und Tiefe des Meeres in der Ufernähe. An den Küsten von Spitzbergen, die von den lauen Wassern des Golfstromes bespült werden, haben schwimmende Eismassen nur geringe Höhe, denn es schmelzen die Gletscher an ihrer Basis, sowie sie das Ufer überschreiten. In der Baffins-Bai, wohin der Golfstrom nicht vordringt, ist die Temperatur der Wasseroberfläche beinahe stets unter dem Nullpunkt; hier gleiten Gletscher bis zum Meeresgrund hinunter, ohne eine Abnahme an ihrer Basis zu erleiden.

Man könnte versucht werden zu glauben, alles Pflanzen- und Thierleben müsse erloschen seyn in so kalten Wassern, wie jene, welche die Gletscher von Spitzbergen bespülen. Aber diese Ansicht ist eine sehr irrige: weisse Bären, Delphine, Robben und Tausende von Seevögeln bewegen sich auf ihrer Oberfläche; Millionen von Beroiden und von Pteropoden schweben im Schoosse der Wasser; Crustaceen und Mollusken leben inmitten der Algen, welche das Ufer begrenzen. Einige Fische weilen in der Tiefe, wo Seeigel und Terebrateln hausen.

Etudes minérales. Mines de houille de l'arrondissement de Charleroi; par E. Bidaut, Ingénieur au Corps des Mines. VI et 180 pag. in 4to, avec six planches. Bruxelles, chez Decq, 1845.

Vor einer Reihe von Jahren machte sich der Verf. bereits in sehr vortheilhafter Weise bekannt durch seine Schrift: *de la houille et de son exploitation en Belgique, spécialement dans la province de Namur.* Das vorliegende Werk zerfällt in drei Kapitel: Kohlengebirge; Gewinnung der Steinkohlen; Verkauf derselben.

Die Kohlenablagerung von Charleroi gehört mit zur westlichen Mulde Belgiens, welche die Provinzen Namur und Hainaut durchzieht; ihre Längeerstreckung beträgt dreissig, die Breite zehn Kilometer. Bis zum Jahre 1297 reichen die Urkunden über Grubenbau in dieser Gegend zurück. Die Kohlen, deren Flötze in ihrer Mächtigkeit wechseln zwischen 0,3 und 2 Meter, sind Sand-, Sinter- und Backkohlen; letztere werden besonders zum Erzeugen von Coaks benutzt. Von den übrigen Gliedern zeigen sich die Schiefer in der Regel überaus dicht und zusammenhaltend, die Sandsteine häufig sehr hart. Man kennt, so weit das Gebirge bis jetzt aufgeschlossen, keine mächtige Rücken und Wechsel, keine bedeutende Störungen, wohl aber sind kleine Verwerfungen und zumal Verdrückungen oft vorhanden. — Mit sachgemässer Ausführlichkeit wird im zweiten Kapitel die Gewinnung der Steinkohlen besprochen. Was die Versucharbeiten betrifft, so gibt Bidaut dem Abteufen von Schachten und dem Betrieb von Strecken sehr entschieden den Vorzug. Was er gegen Bohrarbeiten sagt, zeigt jedoch deutlich, dass die in der Neuzeit in so hohem Grade verbesserten Methoden zu Charleroi noch wenig oder nicht bekannt sind; so brachte man u. A. mit Bohrlöchern nicht mehr Teufe ein, als ungefähr 700 Fuss u. s. w. Der Abbau geschieht theils mit streichenden Stössen, wobei zur Unterstützung des Hangenden Pfeiler stehen bleiben, theils mit schwebenden Stössen, oder man wendet den Rückbau an; beide letztere Methoden sind minder häufig, obwohl

Digitized by Google

sie keine oder nur wenige Pfeiler verlangen. Häuer- und Förderarbeiten werden ausführlich beschrieben. Das System der Wetterführung war bis vor nicht langen Jahren höchst mangelhaft. Ausser den Wettermaschinen werden in einigen Gruben noch Wetteröfen angewendet. Als Geleuchte dient die Davy'sche Sicherheitslampe, gegen deren Gebrauch bei den Arbeitern viele Vorurtheile überwunden werden mussten. Zur Schachtförderung dienen besonders Dampfmaschinen; Pferdegöpel liess man ganz eingehen. Die Anwendung der Drahtseile nimmt mehr und mehr zu. Ein grosser Theil des geschilderten Kohlengebirges geht zu Tage, die Flötze werden von ihrem Ausgehenden an abgebaut, daraus ergibt sich, dass Wasserlosung und Wasserhaltung zu den besonders wichtigen Gegenständen des Charleroier Bergbaues gehören; ein Theil der Wasserhaltungsmaschinen scheint nach den Mittheilungen des Verf. sehr mangelhaft. — Das dritte Kapitel hat den Kohlenverkauf zum Gegenstande. Vieles hier zur Sprache Gebrachte ist von allgemeinem Interesse; wir müssen uns jedoch — da selbst eine gedrängte Mittheilung ohne Beifügung der zahlreichen Tabellen kaum möglich wäre — auf Inhaltangabe der fünf Abschnitte beschränken: Selbstkosten; Werth der Bergbaumaterialien, Schichtlohnsätze und Verkaufpreise; Zustand der Bergleute; Absatzpreis der Kohlen, dazu führende Verbindungsmittel und Transportkosten; neue Verbindungsmittel.

Genaue, mit prüfender Umsicht verfasste Schilderungen ganzer Reviere, wie jene von der wir reden, sind den für ausübende Bergleute besondern Nutzen bringenden Schriften beizuzählen; sie gewähren ihnen mehr Belehrung, als Werke, die sich nur mit Theorieen befassen. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass es dem Verf. gefallen möge, in ähnlicher Weise auch die Kohlengebilde von Mons und von Lüttich zu beschreiben.

Mémoire sur le gisement du sel gemme dans le département de la Moselle et sur la composition générale du terrain du muschelkalk; par J. Levallois, Ingénieur en chef des mines. 29 pag. in 8vo. Nancy, chez Grimblot, 1846.

Die Ergebnisse der interessanten Forschungen des Verf. sind, dass das Salz führende Gebilde von Salzbronn im Moseldepartement nicht, gleich jenem von Vic und von Dieuze, dem Gebiete bunter Mergel (Keuperformation) angehört, sondern, wie solches im Neckarthale der Fall, dem Muschelkalkgebiete. Letzteres zerfällt in zwei Gruppen, in eine obere kalkige und in eine untere mergelige. Erstere Gruppe zeigt sich wiederum in zwei Abtheilungen geschieden, nämlich in gelbe oder graue schieferige dolomitische Mergel, und in, darunter ihre Stelle einnehmende, rothe oder grüne thonige Lagen; diese führen Gyps und Steinsalz. Beide Gruppen entsprechen genau den von Alberti als „Kalk von Friedrichshall" und „Anhydrit" bezeichneten; „Wellenkalk" kommt in Lothringen nicht vor.

Note sur la distribution des espèces de roches dans le bassin erratique du Rhone; par A. Guyot. 32 pag. in 8vo. Neuchatel, chez Wolfrath, 1847.

Das Gebiet der Wanderblöcke im Bereiche der Alpen erscheint abgetheilt

Digitized by Google

in eine gewisse Zahl von Gesteingruppen oder von erratischen Becken, deren gegenseitige Grenzen vollkommen deutlich sind. Was jedoch die Frage betrifft: ob im Innern eines jeden Beckens solcher Art, im Vertheiltseyn der vorhandenen verschiedenen Felsarten einige Ordnung sich nachweisen lasse? so ist dieselbe weniger leicht zu beantworten, auch hat man erst seit Kurzem begonnen, dahin einschlagende genaue Untersuchungen vorzunehmen. Hinsichtlich des Rhonebeckens gelangte der Verf., in Folge von ihm nachgewiesener Thatsachen, zur Ueberzeugung, dass hier die Vertheilung der verschiedenen Gesteine einem Gesetze unterliegt, und dass dieses Gesetz in allen seinen Theilen demjenigen entspricht, welches vorherrscht bei Anordnung der Moränen eines Gletschers unserer Zeit, in den mehrere andere münden. Der grosse Gletscher — zu dessen Annahme, Ausdehnung und Anordnung der Alpentrümmer berechtigen, wovon das erratische Becken der Rhone gebildet wird — hatte sein oberes Ende in dem ungeheuern Gebirgsstock der Penninischen Alpen und jener des Mont-Rosa, dem erhabensten und breitesten, überreich an Schneegipfeln und an Tiefthälern, mit einem Worte dem riesenmässigsten unter allen, die dem Rhonethal ihren Tribut zuführen. Auf jenen Höhen ist der grosse Sammelplatz von Schnee und von ewigem Eis, wie man heutiges Tages keinen ähnlichen in den Alpen kennt. Auf solche Weise erklären sich Gruppirung der Gesteinarten in parallele und Linien ähnliche Streifen, ihr Vertheiltseyn in besondern Oertlichkeiten, das Verhalten derselben zur Lage der Thäler, aus denen sie abstammen. Vermittelst des Gesetzes centraler oder medianer Moränen erhalten wir Aufschluss über die denkwürdige Thatsache, dass Blöcke, aus den entlegensten Thälern, von den erhabensten Spitzen kommend, zugleich jene sind, die, ihrer Masse ungeachtet, am weitesten von den ursprünglichen Lagerstätten getroffen werden. Diese Hypothese erklärt, was keiner andern möglich, die Erhaltung der Blöcke, ihre eckigen Gestalten, das Gestreiftseyn der Oberfläche, die Fortführung derselben durch Seen hindurch, endlich ihr Vorkommen auf erhabenen Stellen von Berggehängen.

Die Insel Helgoland. Untersuchungen über deren Grösse in Vorzeit und Gegenwart, vom Standpunkte der Geschichte und Geologie, von K. W. M. Wiebel, Professor der Physik und Chemie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. Mit zwei Karten und einer Tafel. IV und 213 S. in 4to. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung, 1848.

Die mit Sachkenntniss und Umsicht verfasste Schrift über ein Eiland, das man, und mit gutem Grunde, in mancher Hinsicht als besonders merkwürdig zu erachten hat, zerfällt in drei Abtheilungen: Geschichtliches, Geognostisches und Geologisches, sowie Messungen und Schlussfolgerungen. Ohne bei dem verweilen zu können, was über Lage, über Formen- und Grössenverhältnisse von Helgoland gesagt wird, wenden wir uns sogleich zu den Angaben über die verschiedenen Felsgebilde, über deren Lagerungsverhältnisse und ihre Stellung zu bestimmten Formationen. Die Schichten der Insel und deren nachbarlichen Analogen sind in aufsteigender Ordnung: bunter Sandstein (namentlich Schieferletten, das oberste Glied), Muschelkalk, Lias, Oolith, Kreide. Der bunte

Digitized by Google

Sandstein, welcher von Nordschottland durch England sich verfolgen lässt und in Deutschland eine so grosse Verbreitung und Mächtigkeit zeigt, erhebt sich hier noch einmal, um sodann erst in Polen und im innern Russland wieder zu Tag zu treten. Muschelkalk zeigt auf der besprochenen Insel die letzten Spuren seiner nördlichen Verbreitung. Die Gruppe oolithischer Gebilde verräth, selbst in den wenigen Spuren ihres Daseyns, einige Eigenthümlichkeit, besonders was ihre organischen Reste betrifft und vorzüglich bedeutend erscheint die vermittelnde Rolle, welche Helgoland zwischen der englischen und norddeutschen Kreideformation spielt. Es wird nun mit sachgemässer Ausführlichkeit gehandelt vom Entstehen des Eilandes durch Schichtenerhebung und von dem relativen Alter, sowie von den zerstörenden Kräften und von ihrem Einflusse auf die Gestalt und die fortschreitenden Veränderungen Helgolands. Unser Verf. gelangt zu folgenden interessanten Schlusssätzen:

Die Insel ist eine vereinzelte Erhebung im norddeutschen Tieflande; sie hat zu keiner Zeit, im Sinne der Sagen, mit dem Festlande zusammengehangen, und ist nicht durch Fluthen und Ströme von letzterm getrennt in ihre jetzige Lage gekommen.

Seit der örtlichen Erhebung der Schichten, welche, nach Richtung und relativem Alter, sich mit jener der Seitenketten Schwedens in Verbindung setzen lässt, wurde Helgoland wiederholt in die allgemeinen Hebungen und Senkungen des Nordseebeckens gezogen und erlitt mit diesem mehrfache Niveauänderungen.

Höchst wahrscheinlich hat die Insel schon einmal existirt, war aber zur Zeit der Rollsteinformation vom Meere so weit abgespült, dass sie nur noch ein Felsriff bildete.

Durch die weit verbreitete Erhebung des Landes nach der Geröllablagerung trat jenes Riff wieder als Insel über die Meeresfläche und bildete wahrscheinlich später sogar einen Theil des Festlandes.

Als umliegende Länder schon von Menschen bewohnt waren, hatte die jüngste allgemeine Senkung im Nordseebecken begonnen, welcher Helgoland seine gegenwärtige Lage verdankt. Dieses Ereigniss fand in vorgeschichtlicher Zeit statt, welche wir jetzt nur annähernd, in der Folge mit grösserer Gewissheit, zu bestimmen vermögen. Die Elemente dieser Zeitrechnung sind einerseits in dem Maasse der seit der letzten Senkung durch Abspülung des Felsens entstandenen Riffe gegeben, andererseits im Verhältnisse dieser fortschreitenden Zerstörung während einer bestimmten Periode. Nimmt man die Entfernung der westlichsten Schichten im Riffe, welche bei gewöhnlicher Ebbe über die Meeresfläche treten, vom Abhange des Sellinger-Hornes = 580 Fuss, den Destructions-Coefficient für hundert Jahre gleich zehn Fuss, so fiel jenes Ereigniss 5800 Jahre vor die Gegenwart. — Von beiden beigegebenen Karten stellt die erste Helgoland mit seinen Klippen dar — auf der zweiten sind die Küsten zu sehen, eine wie die andere nach Wiebel's Aufnahme in den Jahren 1844 und 1845; auf einer Tafel findet man mehrere Felsenpartieen und einige geognostische Durchschnitte.

Uebersicht der geologischen Verhältnisse der Schweiz und über die Harmonie der Schöpfung. Zwei Vorträge, gehalten bei der ersten Säcularfeier der natur-

Digitized by Google

forschenden Gesellschaft zu Zürich von A. Escher von der Linth und O. Heer. 48 S. in 8vo. Zürich, bei Zürcher und Furrer, 1847.

Nach Folgerungen, die Escher — dem wir in vorliegender Schrift einen gedrängten Abriss unserer Kenntniss der Urgeschichte des Alpenlandes verdanken — aus den gegenwärtigen Erfahrungen über Beschaffenheit und Structur der Alpen ziehen zu dürfen glaubt, stellt sich das Daseyn dieses Gebirgszuges als Ergebniss von Vorgängen im Erdinnern dar, welche das Entstehen der Centralmassen bedingten und damit die Gestaltung der Kalk- und Sandsteinformationen. Bemerkenswerth bleibt, dass in den Schweizer Alpen keine neptunischen Ablagerungen bekannt sind, deren Alter bestimmt unter die Juragebilde hinabreicht. Es ist indessen nicht unwahrscheinlich, dass in frühern Perioden hier, wie anderwärts, Niederschläge aus Wasser sich absetzten, welche jedoch — [huldigt man der Umwandelungstheorie] — in der Folgezeit zu Gneiss, Glimmerschiefer u. s. w. verändert worden seyn mögen. Der Umstand, dass die Vertreter der untern Jura- und der untern Kreidegebilde hin und wieder, so z. B. am Glärnisch, sich deutlich als Strandablagerungen beurkunden, und dennoch viele Hunderte, ja Tausende von Fussen hoch mit neuern Formationen bedeckt sind, deutet auf lang anhaltende Senkungen des Meeresbodens in jenen Gegenden während der Jura- und während des Anfangs der Kreideperiode; diese Bodenbewegungen waren vielleicht denen ähnlich, die jetzt noch auf fast unmerkbare Weise in Scandinavien stattfinden. Die Kalkbrücke, welche sich durch Mittel-Bündten gegen Süden zieht, scheint auf ein zusammenhängendes Meer während der Juraperiode quer über den Raum der jetzigen Alpen, wenigstens in diesem Streifen, hinzuweisen. Die Abwesenheit der untern Kreideabtheilung im Simmenthalgebirge und in einem grossen Theile der Tödi-Titliskette lässt vermuthen, dass hier während des Anfangs der Kreideperiode Festland bestanden habe, das aber später in letzterer Gegend wieder unter's Meer versank, was daraus hervorgeht, dass zwischen dem Panixer-Pass und dem Gudmen-Flühen die Erdoberfläche aus den jüngsten Kreideschichten besteht, die stellenweise ganz erfüllt sind mit Korallen und Ueberresten anderer Meeresthiere. Heftige Bodenbewegungen scheinen dagegen im schweizerischen Alpengebiete, zwischen der Ablagerung des Lias und der obersten Kreide, sich nicht ereignet zu haben, da hier sämmtliche Schichten der Jura- und Kreideperiode in gleicher Lage einander parallel zu sehen sind. Eine gewaltige Umwälzung aber muss zwischen der Ablagerung des Flysches (Ende des Kreidezeitraums) und jener der Molosse eingetreten und dadurch der ganze Raum des eigentlichen Alpengebirges Festland geworden seyn; die gänzliche Abwesenheit der an der Kalkgrenze mehrere tausend Fuss mächtigen Molasse im Alpeninnern wäre sonst nicht zu begreifen. — Wie gross der Antheil dieser Ereignisse an der jetzigen Beschaffenheit und Gestalt des Alpengebirges gewesen, ist nicht bestimmt; ausser Zweifel aber scheint, dass dabei sehr bedeutende chemische Prozesse vor sich gingen, und dass wenigstens ein Theil des krystallinischen Gebirges erst damals seine gegenwärtige Natur erhielt. — Einige Erscheinungen in Piemont machen glaubhaft, dass das Auftreten des Serpentins in Graubündten und Wallis, und die Umwandelung dortiger Gesteine in grünen Schiefer, wie auch die den Alpen sonst fremdartige Meridianrichtung der Schichten und Bergketten zwischen Gotthardt,

Digitized by Google

Val Maggia und dem Ober-Engadin Ergebnisse dieses stürmischen Zeitraums sind. Nach solch gewaltiger Umwälzung lagerte sich in der jetzigen flachen Schweiz die untere Molasse aus süssen Wassern ab, die später, wohl in Folge von Bodensenkungen, theilweise durch salzige Meereswasser verdrängt wurden, in denen zahllose Muschelthiere, Fische und Wallfisch-artige Geschöpfe lebten, bis süsse Wasser neuerdings die Oberhand gewannen. In dieser ganzen Periode gediehen Palmenarten, Cycadeen und andere, den jetzigen Gewächsen Süditaliens verwandte Pflanzen; gleichzeitig hausten neben Hirsch-, Biber- und Tapir-artigen Thieren auch Rhinocerosse und Mastodonten. Ein solcher Zustand scheint sodann geändert worden zu seyn durch eine weitere grosse Umwälzung, welche nach dem Absatz der Molasse und vor jener des Diluviums eintrat, wie aus den Störungen in Molasseschichten und aus der wagerechten, noch ursprünglichen Lagerung der Diluvialgebilde deutlich hervorgeht. Damals wurden offenbar nicht nur die nördlichen Kalkmassen zerrüttet, ihre zum Theil gebrochenen Schichten zu Bergketten emporgerichtet und auf die Molasse hingeschoben, sondern die Molasse selbst wurde durch den aus Südosten wirkenden Druck auf mehrere Stunden Breite zusammengedrängt, giebelförmig aufgerichtet und brach in mehreren Längenketten auf. Damals entstanden auch durch gewaltige Risse die grossen Querthäler der Aar, Reuss, Linth u. s. w., die aus dem Kern des Alpengebirges bis ins Molassegebiet fortsetzen. In diese nämliche Zeit fällt wohl auch die Bildung der meisten grossen Alpenseen. Während der sodann folgenden Diluvialperiode füllten sich durch Wirkungen der Ströme die Thaltiefen zum Theil auf und es herrschte damals ein dem jetzigen ungefähr ähnliches Klima, wenn man aus dem Charakter der in den Schieferkohlen begrabenen Pflanzen einen Schluss ziehen darf. Später erst fand die Zerstreuung grosser Blöcke aus Alpenthälern in die ebene Schweiz hinaus statt, und ihre Anhäufung in einander parallelen, die Thäler oft quer durchziehenden Wälle. Schreibt man, mit Venetz und Charpentier, diese Zerstreuung der Alpenblöcke einer ihrer Verbreitung entsprechenden Ausdehnung der Gletscher zu, so erklärt sich nicht nur die Erhaltung der Seebecken — welche während des Fortschaffens der Blöcke mit Eis erfüllt gewesen wären — sondern auch die jetzige Gestalt eines grossen Theiles der flachen Schweiz, indem das später folgende Gletscherschmelzen grosse und anhaltende Wasserströme bewirken musste. Deutlich wird jedenfalls durch die Terrassenform der Stromthäler bewiesen, dass, vielleicht in Folge von Bodenbewegungen im Rheinthal unterhalb Basel, die Flüsse ihre Betten mehrfach verschmälert und vertieft haben, bis sie endlich ihr jetziges Niveau erreichten und dadurch das gegenwärtige Aussehen des Landes bedingt wurde. Erst diese neue Zeit scheint zur Aufnahme des Menschengeschlechtes bestimmt gewesen zu seyn; wenigstens fehlen sichere Zeugnisse, dass Menschen früher gelebt haben.

Heer spricht, am Schlusse seiner Betrachtungen „über die Harmonie der Natur", die Ueberzeugung aus, dass in der Schöpfungsgeschichte eine stufenweise Annäherung zur gegenwärtigen Naturwelt stattgefunden und so Ein Schöpfungsgedanke alle diese Schöpfungen durchdringe; denn wir fänden eine fortschreitende Annäherung im Gesammtcharakter der Natur an die jetzige Schöpfung, eine immer wachsende Zunahme des Formenreichthumes bei Pflanzen und Thieren, wie eine fortgehende Differenzirung der Formen nach den verschiedenen Erdtheilen. Die jetzige Schöpfung ist die vollkommenste, sie be-

Digitized by Google

sitzt die am höchsten entwickelten Organismen. Es findet mit der Annäherung an unsere Schöpfung eine Fortentwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen statt, eine Potenzirung der Natur. Bildet die Natur ein abgegliedertes Ganze, gleichsam einen Organismus höherer Art, in dem sich die Glieder nothwendig gegenseitig bedingen, so konnte nicht ein Glied um das andere auftreten; eine ganze Schöpfung, ein ganzer Complex von Wesen musste zu gleicher Zeit in der Sinnenwelt erscheinen. Ist ein gliedweises Fortschreiten zu verwerfen, so findet man dagegen in der Aufeinanderfolge der Schöpfungen unverkennbar eine Vervollkommnung. Wir sehen, dass in ältester Zeit die Wälder fast ganz aus blüthenlosen Bäumen bestanden; dass sodann in den folgenden Perioden Blüthenbäume an ihre Stelle traten, und zwar anfangs solche, die eine untere Stufe der Pflanzenbildung einnehmen; erst in der Tertiärepoche zeigen sich edlere, höhere Formen, namentlich Laubbäume, in grösserer Fülle. Dabei ist jedoch nicht unbemerkt zu lassen, dass schon in den ersten Erdzeiten in einzelnen Arten gleichsam die Grundsteine zu den spätern vollkommenen Formen auf dem Schauplatze erschienen. Und gerade so verhält es sich mit der Thierwelt. Die Kohlenperiode ist die der Fische, die Salz- und Juraperiode die der Amphibien, die Kreidezeit jene der Vögel, die Tertiärzeit die der Säugethiere, und die, in welcher wir leben, die des Menschen. Auch hier ist aber nicht zu vergessen, dass wohl im grossen Ganzen eine solche Fortentwickelung von unten aufwärts wahrgenommen worden, dass aber schon in ältester Zeit die folgende Schöpfung in einzelnen Arten sich ankündigte, dass gleichsam prophetische Arten auftraten, deren Typus erst in folgenden Schöpfungszeiten zur vollen Entwickelung kommt. Die Schöpfung begann nicht an Einem, sondern an verschiedenen Punkten, sie schritt von diesen aus weiter fort, nahm mit jeder Umbildung der Erdrinde eine vollkommenere Gestalt an und erreichte im Menschengeschlechte die höchste Stufe. Es offenbarte sich also die Harmonie der Schöpfung auch darin, dass je die folgenden auf eine vorhergehende erbaut wurden und in der Aufeinanderfolge dieser Schöpfungen wird steliger Fortschritt und Vervollkommnung wahrgenommen. Was aber die Entwickelungsgeschichte der Erde in nicht wenigen lebendigen Zügen uns vor die Seele führt, das ist, dass wenn wir Pflanzen und Thiere aller Schöpfungsperioden zusammenstellen, sie sich zu einem harmonischen Ganzen, zu einem Systeme verbinden.

Leonhard.

Das deutsche Tirol und Vorarlberg, topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen; in zwei Bänden von Johann Jakob Staffler, der Rechte Doctor, tirolischem Gubernialrath und Kreishauptmann u. s. w. Mit einem vollständigen Nachschlagregister. I. Band enthält die Kreise: Vorarlberg, Oberinnthal und Vinschgau, Unterinn- und Wippthal. 4 S. Einleitung und 974 S. in qr. 8. II. Band enthält den Kreis Pusterthal und am Eisak und den an der Etsch. 1137 S. und 95 S. vierfache Register über alle Ortsnamen, Berge und Thäler, Gewässer, Personen. Innsbruck, gedruckt bei Felician Rauch. 1847. gr. 8.

Unter allen den Schriften, welche die geographische und topographische Kunde des in der neuesten Zeit immer mehr hervortretenden, auch immer zahl-

Digitized by Google

reicher besuchten Landes Tirol betreffen — und die neueste Literatur der Art, namentlich die Reiseliteratur ist nicht so ganz arm zu nennen, wenn sie auch gleich hinter der die Schweiz betreffenden zurücksteht — wird jedenfalls das vorliegende, was die Genauigkeit und Vollständigkeit des Details aller statistischen und topographischen Nachrichten, an welche auch die geschichtlichen sich überall anknüpfen, sowie die Verlässigkeit aller einzelnen auf officiellem Wege erhobenen Angaben betrifft, die erste Stelle verdienen und als das Hauptwerk für die nähere und sichere Kunde dieses Landes nach allen seinen Seiten hin zu betrachten seyn: wobei das officielle Gepräge, das diese ganze Arbeit an sich trägt, nicht wenig in Anschlag zu bringen ist. Wer überhaupt dieses Gebirgsland und seine Bevölkerung, dessen Verkehr und Handel, Cultur und Bildung näher und im Einzelnen kennen lernen will, wird bei dem Reichthum und der Fülle aller einzelnen Notizen sich gewiss befriedigt finden: es mag dies von dem gelehrten Forscher wie von dem Touristen gelten, wiewohl das Werk durchaus nicht den Charakter eines für die Bedürfnisse der reisenden Welt sorgenden Buches an sich trägt, wie schon der namhafte Umfang desselben in zwei starken Octavbänden und die ganze Anlage, die höhere Zwecke verfolgt und einen ganz andern Massstab an Alles anlegt, erkennen lässt. Denn es galt dem Verf. um eine erschöpfende Beschreibung des Landes Tirol in statistisch-topographischer Hinsicht, unter steter Berücksichtigung der geschichtlichen wie naturhistorischen Verhältnisse, welche mit gleicher Sorgfalt durchweg behandelt sind. Die Einrichtung des Ganzen ist in beiden Bänden insoweit gleich, als jeder der fünf Kreise des deutschen Tirols getrennt behandelt und ebenso bei jedem Kreise die einzelnen Landgerichte nach einander folgen in der Weise, dass eine allgemeine Schilderung statistisch-topographischer Art vorausgeht und dann die einzelnen Orte des Bezirks in einer äusserst detaillirten und ausführlichen Beschreibung folgen, welche nichts Merkwürdiges oder Wissenswerthes übergeht, Zahl der Wohnungen, der Bewohner u. dgl. genau angibt, die kirchlichen Verhältnisse, wie überhaupt die Culturverhältnisse ebenso wie die commerciellen bespricht, während das Historische in eigene, mit kleinerer Schrift gedruckte Anmerkungen, zur bequemeren Uebersicht des Ganzen, ausgeschieden ist. Dass bei einer solchen genauen Schilderung auch Natur und Kunst nicht leer ausgehen, wird kaum zu bemerken nöthig seyn. Was man etwa noch wünschen möchte, wäre die Zugabe einer guten und genauen Karte, deren Ausführung nach manchen Vorlagen, besonders nach der militärischen Aufnahme des Landes, nicht allzugrossen Schwierigkeiten unterliegen dürfte, vorausgesetzt, dass nicht andere Rücksichten, namentlich buchhändlerische, die Ausführung eines solchen Wunsches erschweren. Immerhin bleibt dieses Werk in den bemerkten Beziehungen das vollständigste und verlässigste für die statistische Kunde des Landes Tirol; es stellt sich in dieser Hinsicht den ähnlichen statistischen Werken, wie wir sie über viele anderen Theile der deutsch-österreichischen Monarchie besitzen, nicht blos würdig an die Seite, sondern dürfte selbst, namentlich in Anordnung und Behandlung des Stoffs, noch manchen vorangestellt werden. — Das schöne Bildniss des Erzherzogs Johann ist dem ersten Bande beigefügt.

Digitized by Google

Reise in Süddeutschland und am Rhein. Von Matthias Koch. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer, 1848. VI und 387 S. in 8.

Die Schilderungen und Darstellungen dieses Reiseberichts sind keineswegs die eines oberflächlichen Beschauers oder eines die Gegenden, welche diese Reise berührt, mit gewöhnlicher Eile durchfliegenden Touristen, sondern eines Mannes, der durch einen längern Aufenthalt in Süddeutschland, durch sorgfältige und eindringliche Beobachtung alles Einzelnen, durch gründliche Studien, historischer und antiquarischer Art, wohl sich berufen fühlen konnte, den ähnlichen Darstellungen, die er früher von mehreren seiner Heimatländer gegeben, auch eine ähnliche Schilderung eines Theils von Süddeutschland und der rheinischen Gegenden anzureihen: und wird diese Schilderung, auch wenn wir von allem Andern, was sie enthält, absehen wollen, schon darum unsere Beachtung verdienen, als sie unseres Wissens die erste Schilderung süddeutscher, rheinischer Zustände ist, die in dieser Art und Weise von einem Oesterreicher ausgegangen ist, und, setzen wir hinzu, von einem Manne frischen und gesunden Blickes, dessen Auge durch keine persönlichen Vorurtheile oder die jetzt leider zu gewöhnliche Parteistellung getrübt, ihn die Dinge überall in ihrem rechten Lichte erkennen und darnach würdigen lässt. Denn es war dem Verf. keineswegs bei Abfassung seines Werkes darum zu thun, die Zahl der für die gewöhnlichen und nächsten Bedürfnisse reisender Touristen berechneten Reisebücher, die auf möglichst kurze Angabe der sogenannten Sehenswürdigkeiten eines jeden Ortes, der Entfernungen, der Gast- und Wirthshäuser sich beschränken, noch weiter mit einer neuen derartigen Arbeit zu vermehren, die in der That auch wohl kaum nöthig zu nennen wäre, insofern sie jedes tiefere Eingehen von sich ausschliesst, damit aber eben denjenigen, dem es nicht um eine blos oberflächliche Kenntniss oder um eine blosse Nomenclatur zu thun ist, unbefriedigt lässt. Diese Lücke der gewöhnlichen Touristenliteratur auszufüllen ist allerdings einer der Zwecke, welche den Verf. bei Abfassung seiner Schilderung leiteten, die in ihrem ersten, die Hauptpunkte von Süddeutschland beschreibenden Theile eben sowohl das topographisch-statistische, als das historisch-antiquarische Element berücksichtigt und hier allerdings, wenn man nur Etwas näher in die Gegenstände eingehen und keine blos oberflächliche Belehrung gewinnen will, um so eher genügen wird, als alle Angaben (was man auch von einem Gelehrten, wie der Verf. ist, nicht anders erwarten konnte) das Ergebniss einer sorgfältigen Forschung sind, die, namentlich in antiquarischen und archäologischen Gegenständen, nicht selten neue Ansichten gebracht, oder früher verbreitete und herrschende widerlegt hat: so dass auch von dieser Seite die Schrift für die geschichtliche Kunde der hier geschilderten Orte und Gegenden manches Neue, selbst für den Gelehrten Beachtenswerthe bietet. Die Reise beginnt mit Stuttgart und dessen nächsten Umgebungen, die Städte Canstatt und Esslingen mit eingeschlossen: die genaue Beschreibung dieser Oertlichkeiten lässt Nichts, was eine Erwähnung verdient, unbeachtet; dann folgt Ludwigsburg nebst Marbach, dann Heilbronn und die reizende Fahrt auf dem Neckar nach Heidelberg, das, wie zu erwarten, auch in seinen historischen und wissenschaftlichen Beziehungen Gegenstand einer Erörterung bildet, die insbesondere über das Schloss, dessen Geschichte, Bauverhältnisse u. dgl. sich näher verbreitet. Von da wendet sich der Verfasser über

Digitized by Google

Schwetzingen, Ladenburg und Mannheim dem jenseitigen Ufer des Rheins zu: das neu aufblühende Ludwigshafen, Speier und Worms mit ihren Cathedralen und sonstigen Merkwürdigkeiten bilden die weitere Fortsetzung des Bildes, das, am Rheine weiter fortschreitend, Mainz, Wiesbaden mit seinen Umgebungen, Bieberich, die Platte, Schlangenbad und Schwalbach umfasst und hier Natur und Kunst, Vergangenheit und Gegenwart auf gleiche Weise berücksichtigt hat. Den übrigen Theil der örtlichen Beschreibung bilden die Gegenden des obern Grossherzogthums Baden, von Carlsruhe an aufwärts, also ausser dieser Hauptstadt die neue Veste Rastatt, das vielbesuchte Baden-Baden, Offenburg und Freiburg sammt seinen Umgebungen und dem schon einige Stunden weiter entfernten Höllenthal sowie Badenweiler: zwei Punkte, die wahrhaftig Niemand unbesucht lassen sollte, der einmal in diesen Gegenden wandert. Ein eigener Anhang (S. 312—387) bespricht Leben und Sitte in Süddeutschland, sowie die politischen Zustände desselben, wie sie in Baden und Würtemberg um die Zeit sich gestaltet hatten, als der Verf. seine Reise niederschrieb, d. h. vor der grossen durch die Pariser Februarereignisse erregten Umwälzung und Umgestaltung unserer Verhältnisse. Dies darf man bei diesem Abschnitt nicht ausser Acht lassen, der im Ganzen durchaus treu die um jene Zeit vorherrschenden Ansichten und Stimmungen wiedergibt. Das Alles hat sich nun seit den bemerkten Ereignissen vielfach geändert, ohne damit jedoch der vorliegenden Schilderung der politischen Zustände den Werth zu benehmen, den sie als eine treue Auffassung der damals herrschenden Zustände und Stimmungen für einen Jeden haben wird, welcher dereinst mit Aufmerksamkeit die Geschichte unserer politischen Umwandlungen, den Wechsel der Meinungen u. s. w. zu verfolgen oder auch dieselben näher darzustellen unternimmt. Der gesunde, praktische Blick des Verf. verläugnet sich nirgends, weder in der Darstellung der politischen, damals verbreiteten Stimmungen und deren unparteiischer Würdigung, noch in dem, was er uns als Schilderung des Lebens und der Sitte in Süddeutschland vorführt. Hier wird uns freilich auch nicht die Schattenseite verborgen in so Manchem, was den Blicken des fremden Beschauers um so auffallender erscheinen muss, als der Heimische nur zu leicht darüber wegsieht, weil er sich mit der Zeit daran gewissermassen gewöhnt hat, selbst wenn es der natürlichen Neigung minder zusagt. Eine solche Spiessbürgerlichkeit, wie man es wohl nennen darf, ist dem Blicke des Verf. keineswegs entgangen und er hat sie auch nicht verschwiegen: aber er hat alles Verletzende dabei vermieden, da es ihm nur um die Wahrheit und Treue seines Bildes zu thun war, das derjenigen pikanten Farben nicht bedurfte, durch welche so manche unserer Schriftsteller, zum grossen und gerechten Anstoss aller besser Denkenden, ihre Darstellungen interessant zu machen suchen. Inzwischen fehlt es auch nicht an manchen wohlgemeinten und beherzigenswerthen Wünschen von Seiten des Verfassers; sie vermehren allerdings das Interesse, das man an diesen Schilderungen nehmen wird, die wir, auch mitten in einer für Alles, was ausserhalb der nächsten Tagesliteratur liegt, fast theilnahmlosen Zeit gerne empfehlen zur Lectüre und Belehrung, wie zum Gebrauch bei der nähern Besichtung der vielen herrlichen Punkte und der vielen sehenswerthen Orte, welche in dieser Reise beschrieben werden. Druck und Papier ist vorzüglich zu nennen.

Digitized by Google

Réponse de M. Libri au rapport de M. Boucly, publié dans le moniteur universel du 19 mars 1848. Londres, imprimé par Schulze et Co. 13. Poland Street. 1848. XII und 86 S. in gr. 8.

Einige Zeit nach der Pariser Februarrevolution ward das dortige und nicht minder auch das auswärtige Publikum überrascht durch die Nachricht eines Handschriften- und Bücherdiebstahls, den ein namhafter und angesehener Gelehrter der Hauptstadt, unterstützt durch seine officielle Stellung, im Grossen seit längerer Zeit betrieben haben sollte. Ein in dem Cabinet des Ministers Guizot vorgefundener, und nachher im Moniteur vom 19. März abgedruckter Bericht des Procureurs (oder vielmehr dessen Substituten Boucly) an den Justizminister bezeichnete den Akademiker und Professor Libri als verdächtig, manche der seltenen Handschriften und alten Drucke, die er kurz zuvor zugleich mit seiner übrigen Bibliothek einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt hatte, aus verschiedenen öffentlichen Bibliotheken, die er in officieller Sendung und im Auftrag des Ministers besucht, auf unrechtlichem Wege an sich gebracht zu haben! Allerdings hatten sich, wie wir jetzt aus dieser Réponse sehen, schon früher Gerüchte der Art im Publikum verbreitet, die selbst dem dabei Betheiligten zu Ohr gekommen waren, welcher sich deshalb bei Hrn. Guizot beschwert hatte. Dieser wendete sich nun an den Justizminister, welcher seinerseits den vertraulichen Bericht des Procureurs einzog und Hrn. Guizot denselben mittheilte. Dieser Bericht vom 4. Februar fand sich, wie bemerkt, in dem Cabinet des Hrn. Guizot nach dem Ausbruch der Februarrevolution vor, und ward unter dem 19. März von der neuen Regierung der Oeffentlichkeit übergeben, nachdem Hr. Libri selbst, wenige Tage nach der bemerkten Revolution, Paris, um dem Hass der republikanischen Partei und einer ihm drohenden Anklage und Haft zu entgehen, verlassen und sich nach England geflüchtet hatte. Um so schwerer lastete auf ihm der Verdacht, der durch die Beschlagnahme seiner sämmtlichen Papiere noch verstärkt ward. Hatte man doch in der letzten Zeit Beispiele einer noch grösseren Corruption unter den höchstgestellten Personen des Staates erlebt, um auch ein solches Beispiel einer auri sacra fames unter der Gelehrtenwelt als etwas nicht gerade Ausserordentliches anzusehen und den Verdacht als keineswegs grundlos zu betrachten; lesen wir nicht von einem ähnlichen Fall, der die Suspension eines siebzigjährigen Greises von seinem Lehramt in Paris zur Folge hatte und diesen in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt hat! Wir meinen Champollion-Figeac, der sich Papiere und Manuscripte seines verstorbenen Bruders, des durch seine Hieroglyphenforschungen so bekannten Champollion, angeeignet haben soll!

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die vorliegende Vertheidigungsschrift des Hrn. Libri zeigt nun, wie es mit dem wider ihn erhobenen Verdacht überhaupt bestellt ist: sie deckt uns zugleich eine andere Corruption auf, die am Ende ebenso verächtlich erscheint, als die, welche auf den Verf. der Schrift geworfen war. Vorerst lässt sich nicht verkennnn, wie politischer Hass, vielleicht auch persönlicher Neid und Missgunst vielfach ihren Antheil an dem so erregten Scandal haben, das einen politischen Gegner, einen Hauptanhänger des gestürzten Systems, einen von diesem in Stellen und äussern Vortheilen begünstigten Gelehrten der öffentlichen Verachtung preisgeben und dadurch moralisch auf immer zernichten sollte. Hr. Libri, ein Italiener von Geburt, war, wie er selbst p. 61 versichert, Mitglied des Instituts, Professor am Collège de France und an der Faculté des Sciences, Mitglied des Bureau des Journal des Savans, Secretär der Commission der Manuscripte, mit einem aus diesen verschiedenen Stellen fliessenden festen Gehalt von dreizehn tausend fünf hundert Franken und freier Wohnung; seine gelehrten Arbeiten im Journal des Savans, in der Révue des deux mondes und im Journal des Debats trugen ihm ebenfalls die runde Summe von zehn tausend Franken jährlich ein! Er stand mit Hrn. Guizot und dessen Ministerium in einem näheren Verhältniss, er war wohl auch, wie sich denken lässt, von diesem zu manchen politischen und andern Geschäften verwendet worden, worüber vielleicht die persönlichen wie die politischen Gegner des Hrn. Libri bessere Auskunft geben können. Einer dieser Gegner, mit welchem Hr. Libri schon seit zwölf Jahren einen steten Kampf im Institut wie in den Journalen geführt, war Hr. Arago, eines der Häupter der neuen durch die Februarrevolution aufgekommenen, republikanischen Regierung! Schon vor dem Ausbruch dieser Revolution war in den verschiedenen Oppositionsjournalen, zumal den republikanischen, Hr. Libri vielfach und auf's Heftigste angegriffen worden; man wollte ihn, wie er behauptet, der ganzen Rache der republikanischen Partei preisgeben! Er konnte sich daher auch nach dem Ausbruch der Revolution in Paris nicht mehr sicher fühlen: gewarnt durch verschiedene Eröffnungen, worüber er S. 211 das Nähere angibt, verliess er alsbald die Stadt Paris, in London ein Asyl suchend. Und von hier aus erhalten wir nun die oben angezeigte Schrift, die ausser dem, was im Allgemeinen über die persönlichen Verhältnisse des Verf. und seine politische Stellung darin enthalten ist, zunächst eine Widerlegung des oben erwähnten Rapports enthält, welcher die Anklage wider den Verfasser begründen sollte, und zwar hält sich diese Widerlegung nicht im Allgemeinen, sondern sie nimmt Punkt vor Punkt vor in der Art und Weise, dass der nach einzelnen

Digitized by Google

Paragraphen abgetheilte und wörtlich abgedruckte Rapport, nach seinem ganzen Inhalt und allen in demselben enthaltenen einzelnen Beschuldigungen, auf's Genaueste besprochen oder vielmehr widerlegt wird. Ref. kennt ebenso wenig den Hrn. Libri persönlich, als ihm überhaupt die persönlichen oder politischen Verhältnisse, die bei dieser Anklage in Betracht kommen, durchaus fremd sind: aber Eines glaubt er von Jedem versichern zu können, der diese Réponse näher durchgangen hat: er wird sich bald überzeugen, dass Alles, was in dem erwähnten Rapport zur Verdächtigung des Hrn. Libri beigebracht ist, alle die einzelnen, darin angeführten Fälle, auf welche ein Verdacht begründet war, als unwahr und unbegründet erscheinen: wir können nicht bergen, dass es uns, Angesichts solcher Belege und Nachweise, wie sie Hr. Libri über die einzelnen Handschriften und Bücher gibt, die er öffentlichen Bibliotheken entwendet haben sollte, peinlich berührte, ein solches Aktenstück, wie jenen Rapport, von einem französischen Parket ausgegangen zu sehen, von dem wir jedenfalls mehr Gewissenhaftigkeit und Vorsicht in Annahme von grundlosen Denunciationen in der That erwartet hätten. Denn dann ist kein rechtlicher und ehrlicher Mann mehr sicher vor den ärgsten Verläumdungen und Verletzungen, bei denen, auch wenn ein gerichtlicher Entscheid sie später niederschlägt, das Semper aliquid haeret, doch nie zu vergessen ist. Und diese unsere Ansicht finden wir nicht durch die hier ziemlich wahrscheinlich gemachte Behauptung geschwächt, dass jener Rapport ein vertrauliches, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Document gewesen, oder dass derselbe, sowie er im Moniteur gedruckt erschien, verfälscht und mit verläumderischen Zusätzen versehen ist, die in dem Original gar nicht standen! Es bleibt immerhin noch genug übrig, was nur einer unverzeihlichen Leichtfertigkeit der Justizbehörde in Aufnahme von derartigen Denunciationen zuzuschreiben ist. Da werden z. B. Depositionen von Buchhändlern angeführt, und doch sind diese, nach ihrer eigenen Versicherung, gar nicht vor der Behörde erschienen, und haben auch gar Nichts deponirt! Da werden Handschriften und zwar seltene und werthvolle, ebenso seltene alte Drucke, welche in der Versteigerung der Bibliothek des Hrn. Libri vorkamen, als ein ursprüngliches Eigenthum dieser oder jener öffentlichen Bibliothek bezeichnet, aus welcher sie Hr. Libri sich auf irgend einem immerhin unerlaubten Wege angeeignet: und nun weist Hr. Libri genau nach, auf welche Weise er in den Besitz dieser Handschriften oder Bücher gekommen, was er dafür bezahlt u. s. w. Die betreffenden Zeugnisse darüber, die Schreiben der Bibliothekare, aus deren Bibliotheken diese Gegenstände stammen sollten, liegen hier abgedruckt vor, und entkräften somit jeden Verdacht. Um aber auch andern Verdächtigungen entgegenzugehen, hat Hr. Libri näher die Art und Weise bezeichnet, wie er sich seit Jahren die grosse und an bibliographischen Schätzen allerdings reiche Bibliothek gesammelt, deren öffentliches Ausgebot die erste Veranlassung zu jenen Verdächtigungen gegeben hatte: er hat dabei auch nachgewiesen, welche und welch' bedeutende Summen er dafür aufgewendet, ohne dabei persönlichen Vortheil oder Erwerb zu suchen. Auch von dieser Seite aus bietet diese Réponse manches Interessante dar: dass zahlreiche bibliographische Notizen mit eingeflochten sind, die dem Ganzen auch in wissenschaftlicher Beziehung Werth verleihen und weitere Beachtung verdienen, wollen wir ebenso wenig verschweigen, und unsern Bericht mit der Bemerkung schliessen, dass, wenn gegen Hrn. Libri keine

Digitized by Google

andere Anschuldigungen oder Verdachtsgründe vorliegen, als die in dem vertraulichen Bericht des Hrn. Boucly enthaltenen, derselbe uns gegen jeden Verdacht gerechtfertigt erscheint, und damit die Gelehrtenwelt vor einer Schmach bewahrt ist, die, indem sie den Anhänger und Pfleger der Wissenschaft trifft, nur zu leicht auf diese selbst übertragen wird. Die Untersuchung, welche, wie wir aus einer Nachricht in der Bibliothèque de l'école des chartes ersehen, wirklich gegen Hrn. Libri eingeleitet ist, wird hoffentlich dazu dienen, die ganze Sache noch näher aufzuklären. Hiernach wären freilich achtzehn Kisten dem Hrn. Libri auf seiner Reise nach England gefolgt, welche die seltensten Gegenstände und die ihn wahrscheinlich am meisten compromittirenden enthalten! so dass, als die Justizbehörde in seiner Wohnung sich eingefunden, kaum noch ein Band der grossen Bibliothek vorhanden gewesen, welche bei Freunden des Abwesenden, Buchhändlern, Buchbindern u. s. w. inzwischen eine Stelle gefunden! Indess sey es doch den Bemühungen der Behörde gelungen, wieder vierzig tausend Bände (!) zusammenzubringen, mit deren Untersuchung fünf Archivistes Paleographes beauftragt seyen! Die ganze Nachricht klingt etwas sonderbar und lässt schon im Voraus von der gerichtlichen Untersuchung kaum einen besondern Erfolg erwarten! Immerhin wird man es beklagenswerth finden, wenn politischer Hass und Anfeindung sich solcher Verdächtigungen bedient, um missliebige Gegner in der öffentlichen Meinung moralisch zu vernichten, und damit auch das von Diesen verfochtene System zu brandmarken!

Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Theodor Kind. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Leipzig 1847. Verlag von Hermann Fritzsche, vormals F. A. Leo. XVI. und 180 S. in 8.

Wohl haben in diesem Augenblick die näher liegenden Interessen des Vaterlandes den Blick etwas abgewendet von dem Lande, dessen volksthümliche Poesien hier in einer Reihe von Belegen, dem neugriechischen Original wie der Uebersetzung nach, mitgetheilt werden, und jetzt zum zweitenmal vor das Publikum treten, welchem sie durch zweckmässigere Ausstattung und billigeren Preis zugänglicher gemacht werden sollen. Wir wünschen, dass dieser Zweck erreicht werde und damit überhaupt das Interesse an dem Land und Volk, welchem diese Poesien zugehören, aufs Neue angeregt werde: dann wird es auch dem Herausgeber eher möglich werden können, noch eine zweite Sammlung ähnlicher Poesien, wie er beabsichtigt, bald nachfolgen zu lassen.

Anzeiger der Bibliothekwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Julius Petzhold, Bibliothekar Sr. k. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen etc. Jahrg. 1845. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1846. LVIII und 184 S. in gr. 8. Jahrg. 1846. LXIV und 193 S. in gr. 8. nebst zwei Tafeln.

Dieser Anzeiger wird, schon um der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit

Digitized by Google

seines Inhalts willen, für den bibliothekarischen Gebrauch, wie für literarhistorische Forschung ein unentbehrliches Hülfsmittel seyn, das eben deshalb keiner weitern Empfehlung für den bedarf, der nur einen Blick in dasselbe geworfen hat. Es führt nämlich dieser Anzeiger neben allgemeinen, das Bibliothekwesen überhaupt und die vielfach damit verschwisterte und zusammenhängende Literärgeschichte betreffenden Aufsätzen und Nachrichten, in einer wohlgeordneten Uebersicht alles Das auf, was im Laufe des Jahres in dem Bereiche der bibliothekarischen Forschung erschienen ist, und zwar nicht etwa blos die eigens darauf bezüglichen Werke, sammt den eben dahin einschlägigen kleineren Schriften, Brochüren u. dgl., die oft gar nicht in den buchhändlerischen Verkehr gekommen sind, sondern auch alle einzelnen, zerstreut in verschiedenen Schriften und an verschiedenen Orten befindlichen Aufsätze oder Nachrichten, soweit sie in dieses Gebiet nur einigermassen einschlagen; und es wird dabei stets der Inhalt eines jeden Werkes oder Aufsatzes in einer solchen Weise angegeben, dass der Leser, auch wenn diese Angabe in das Detail nicht eingeht, doch von dem Charakter des Werkes sich einen Begriff machen und gewissermassen ein Urtheil darüber sich bilden kann. Wenn es nichts Geringes ist, das Material zu einer solchen Uebersicht zu sammeln und in einer solchen Weise darüber auch zu berichten, so wird um so dankbarer das Geleistete anzuerkennen seyn, selbst dann, wenn das Streben nach möglichster Vollständigkeit und Reichhaltigkeit über die Grenzen geführt haben sollte, die Mancher einem solchen Anzeiger der Bibliothekswissenschaft angewiesen sehen wollte, während Andere vielleicht diese Grenze noch mehr erweitern möchten, zum sichtbaren Beweise, wie schwer, wo nicht unmöglich es oft ist, das rein Bibliothekarische und Bibliographische von dem Literarhistorischen zu trennen und genau die Grenze zwischen beiden zu bestimmen. Der Verf. dachte wahrscheinlich, dass es unter solchen Umständen wohl besser sey, zu Viel zu geben, als zu Wenig, zumal da man nicht immer wissen kann, zu welchem Gebrauch diese oder jene Notiz für Diesen oder Jenen dienen kann. Und von diesem Standpunkt aus wird man dem Verf. für seine Mühe wahrhaftig nur Dank, nicht Missbilligung und Tadel aussprechen können.

Anordnung und Einrichtung ist in beiden Jahrgängen sich gleich; ungleich der Umfang der einzelnen Abschnitte und Abtheilungen, je nachdem ein grösseres oder geringeres Material vorlag, und die Besprechung sich in engern oder weitern Schranken halten konnte. Zuerst ein Abschnitt: Einleitendes, überschrieben; dann folgen die beiden Hauptabtheilungen des Ganzen: Allgemeines und Besonderes betitelt, die letztere Abtheilung in mehrere Unterabtheilungen geschieden, die wir alsbald angeben werden. Unter dem Abschnitt: Einleitendes, finden wir in dem einen Jahrgang einen Aufsatz über die bibliothekswissenschaftlichen Zeitschriften, dann weiter Bemerkungen über Schreibgeräthschaften (d. h. über Schreibwerkzeuge, Schreibmittel und Schreibstoffe, als zur bibliothekarischen Handschriftenkunde gehörig) nach Pfeiffer, Ebert und Hoffmann. Ein Abdruck einiger Abschnitte (Cap. 33—55) der Schedula diversarum artium des Theophilus, welche Escalopier unlängst zu Paris wieder herausgegeben hat, ist beigefügt; es beziehen sich nämlich diese hier abgedruckten Abschnitte auf das Farbenwesen, soweit es in den Bücherhandschriften des Mittelalters zur Anwendung gekommen und dadurch für die bibliothekarische Handschriftenkunde von

Digitized by Google

Bedeutung geworden ist. Dabei soll der Abdruck dieser Stücke als Probe einer neuen Ausgabe gelten, die als wünschenswerth bezeichnet wird; die Varianten der Handschriften, zumal der Leipziger, sind beigefügt. Ein dritter Aufsatz verbreitet sich über die Zeichenkunst und Malerei in ihrer Anwendung auf die Handschriften, nach Delepierre, insbesondere auch über die daraus mit zu ermittelnde Bestimmung des Alters einer Handschrift; Nr. V gibt ein Verzeichniss deutscher Bibliotheken nach der Zahl ihrer Bände und der Höhe ihrer Geldmittel zur Anschaffung von Büchern, Nr. VI Einiges zur Statistik des deutschen Bücherwesens (nach dem Leipziger Messecatalog). Unter derselben Aufschrift (Einleitendes) findet sich im Jahrgang 1846: Zur Bibliothekenlehre, ein durch die Zoller'sche Schrift: Die Bibliothekswissenschaft im Umrisse veranlasster und über Inhalt und Tendenz dieser Schrift sich verbreitender Aufsatz; dann: Beiträge zu einem Adressbuch ausserdeutscher Bibliotheken; Ordnungen deutscher Kirchen- und Pfarrbibliotheken des XVI. Jahrhunderts (nach der Richter'schen Ausgabe der evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts); Einiges zur Statistik der russischen Bibliotheken sowie des deutschen Bücherwesens, und ein Verzeichniss merkwürdiger Bücherpreise.

In dem Verzeichniss der bibliothekarischen Literatur finden wir in der ersten Abtheilung: Allgemeines, die diese Literatur betreffenden Zeitschriften zusammengestellt; die andere Abtheilung: Besonderes, zerfällt in einen ersten Abschnitt, der Alles vorzeichnet, was in das Gebiet der Bibliothekswissenschaft (Bibliothekenlehre, Bibliothekenkunde, Bibliothekare, Privatbibliotheken) einschlägt, der andere enthält die Bibliographie (Bücherverzeichnisse u. dgl.). In dem ersten Abschnitt findet man demnach alle die Schriften oder Aufsätze bemerkt, welche die Anordnung, Einrichtung u. s. w. der Bibliotheken betreffen, Cataloge einzelner Bibliotheken oder einzelner Theile derselben: da nun auch Handschriften, welche in den Bibliotheken sich befinden, ebenso wie die gedruckten, der Obhut des Bibliothekars anvertrauten geistigen Schätze, in den Bereich des Bibliothekenwesens fallen, so werden auch alle Schriften oder Aufsätze, welche auf die Handschriften einer Bibliothek oder nur auf einzelne mehr oder minder bemerkenswerthe Handschriften einer solchen sich beziehen, berücksichtigt und dann auch weiter alle in irgend einer Weise aus Handschriften gemachten Publicationen, grössere Werke derart wie einzelne Mittheilungen, hier namhaft gemacht: schwerlich dürfte hier der Aufmerksamkeit des Verf. Etwas entgangen seyn, indem er selbst einzelne akademische oder Schulprogramme, die in der Regel nicht in den Buchhandel kommen, berücksichtigt hat. Für den Literärhistoriker, wie selbst in vielen Fällen für den Philologen, hat der Verf. auch in dieser Hinsicht eine recht verdienstliche Arbeit unternommen, die wir am wenigsten, zumal bei der sichtbar auf diese Arbeit verwendeten Mühe, verkennen wollen; aber bei Manchem, was hier erwähnt ist, kommen insoweit Bedenken, als es fast scheinen will, der Verf. habe den Kreis seiner ohnehin weiten und schwierigen Aufgabe noch weiter ausgedehnt, als es eigentlich im Sinn und Geist derselben liegt; insofern z. B. Untersuchungen über die verschiedenen Handschriften eines alten classischen Autors, deren Verzweigungen unter einander, wie deren Einfluss auf die Gestaltung des Textes und die Uebung der Kritik, zumal der Wortkritik, doch zunächst den eigentlichen Philologen und Kritiker berühren, ohne im strengen Sinne des Worts in den Bereich des biblio-

Digitized by Google

thekarischen Wissens gezogen werden zu können. So ist z. B. aus dem Jahre 1845 das Züricher Universitätsprogramm von J. G. Baiter: „Varietas lectionis ad Rhetoricorum ad Herennium libros IV e sex codd. enotata" unter Nr. 67 aufgeführt; es enthält dasselbe eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der abweichenden Lesarten von sechs Handschriften der vulgo Ciceronischen Rhetorik an Herennius, und ist dieselbe für den Philologen, insbesondere für den, welcher mit Cicero und dessen Kritik sich näher beschäftigt, unentbehrlich: aber gehört ihre Erwähnung in das vorliegende Verzeichniss? Mit gleichem Rechte würde man dann z. B. die Erwähnung einer jeden Ausgabe eines jeden alten Autors erwarten dürfen, bei welcher neue, bisher gar nicht oder nicht genügend bekannte Handschriften benutzt und deren Abweichungen vom gedruckten Texte angeführt werden. Ein ähnlicher Zweifel trifft die noch in den Nachträgen des Jahrgangs 1846 unter Nr. 721 aufgeführte Abhandlung von Tagmann De codd. mss. et editt. vett. Taciti Germaniae, über welche auch seiner Zeit in diesen Jahrbüchern berichtet worden ist. Denn diese Abhandlung unterwirft blos, abgesehen von anderen, was sie für die Texteskritik der Germania enthält, die verschiedentlich bekannt gewordenen Handschriften und die älteren gedruckten Texte, soweit sie für die Kritik zu beachten sind, einer näheren Besprechung, Sichtung und Classification, um so den Einfluss dieser Hülfsmittel, den Grad ihres Werthes und damit ihrer Benutzung für die Gestaltung des Textes festzustellen: Neues aus neuen (d. h. bisher unbekannten) handschriftlichen Quellen bringt sie nicht und lag dies überhaupt auch ausser dem Plane derselben. Mit gleichem Recht bringt freilich der Anzeiger auch die Abhandlung von Heräus über die beiden Mediceischen Handschriften des Tacitus. Werden solche Schriften, fragen wir, nicht dem engern Kreise der philologischen Forschung, soweit sie die Wortkritik berührt, überlassen bleiben können? Fordert man von dem Bibliothekar nicht zu Viel, wenn man Alles dies und Aehnliches ihm zuweist und nähere Kunde aller dieser Schriften von ihm verlangt, als eine ihn speciell berührende Aufgabe? Der Verf. scheint dieser letztern Ansicht zu seyn und hat daher auch alles in dies Gebiet Einschlägige mit seltener Vollständigkeit und Genauigkeit in seinem Anzeiger verzeichnet: wofür ihm jeder Philolog nur Dank wissen kann. Diese Aufmerksamkeit auf Alles, was nur einigermassen in das Gebiet bibliothekarischer — und wir setzen hinzu, mit der damit verknüpften, davon oft kaum zu trennenden literärhistorischen Kunde einschlägt, hat den Verf. auch veranlasst, Preisaufgaben, welche, wie die von der königlich dänischen Societät der Wissenschaften gestellte (s. Nr. 99 des Jahrgangs 1845), Bücher- und Handschriftenkunde überhaupt berühren, aufzunehmen: ja er geht so weit, dass er unter Nr. 246 desselben Jahrgangs die „Notice sur la salle desanctêtres des Thoutmès III au temple de Karnak, exposée à la Bibliothèque royale de Paris et sur la table d'Abydos, exposée au Musée britannique" aufführt, also damit auch die Hieroglyphenkunde in den engern Bereich der bibliothekarischen Kunde zieht, was Mancher doch bezweifeln möchte. Auch die im Jahrg. 1846 unter Nr. 117 aufgeführte Schrift: „Ornamente aus den vorzüglichsten Bauwerken Münchens in Farbendruck, herausgegeben von Leopold Rottmann" könnte Befremden erregen, wenn nicht bei dem, was daraus angeführt ist, an das neue, in jeder Hinsicht prachtvolle Gebäude der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, die in den beiden vorhergehenden Nummern genannt ist, zu denken wäre: wo-

Digitized by Google

mit die Erwähnung dieser Schrift wohl gerechtfertigt erscheint. Aus ähnlichen Rücksichten sind wohl auch, des Zusammenhangs mit Bibliotheken wegen, Schriften über Münzcabinete (s. Nr. 244. 245 im Jahrg. 1845) erwähnt, da sonst wohl kaum ein näherer Grund sich bietet. Aehnliche Rücksichten mögen die Aufnahme mancher Schriften veranlasst haben, die auf den ersten Anblick in keiner näheren Berührung zur bibliothekarischen Wissenschaft zu stehen scheinen, aber nach dem vom Verf. angenommenen Plane: Alles, was aus Handschriften, älterer wie neuerer Zeit, welche in Bibliotheken aufbewahrt sind, irgendwie veröffentlicht worden, zu erwähnen, allerdings nicht auszuschliessen waren, wie z. B. die unter Nr. 26 des Jahrgangs 1846 aufgeführten, von F. J. Mone aus verschiedenen Handschriften verschiedener Bibliotheken herausgegebenen, deutschen wie lateinischen Schauspiele des Mittelalters; dann aber wird die von demselben Gelehrten besorgte Quellensammlung der badischen Geschichte, von welcher 1845 die erste und 1846 eine zweite Lieferung erschien, ebenfalls zu erwähnen seyn, ja in gewisser Hinsicht auch die von demselben Gelehrten im Jahre 1845 (in zwei Octavbänden) verfasste Urgeschichte Badens, insofern aus Archiven und Bibliotheken so manches Handschriftliche dabei benutzt und zuerst ans Tageslicht gezogen ward. Ist doch im Jahrgang 1846 unter Nr. 201 sogar die vom literärischen Verein (zu Stuttgart) veranstaltete neue Ausgabe der altportugiesischen Liedersammlung des Gracia de Resende aufgenommen und ebenso sind, um ein weiteres Beispiel anzuführen, auch alle aus orientalischen Handschriften erfolgten Publicationen hier verzeichnet. Es liegt dies freilich in der Consequenz des oben bemerkten Planes, der jedoch, wie uns bedünken will, in der Ausführung manchen Schwierigkeiten unterliegen wird, auf welche wir den Verf. wohl kaum noch besonders aufmerksam zu machen haben. Sollte Derselbe jedoch bei der Fortsetzung des Anzeigers an diesem Plane festhalten wollen und demgemäss auch ferner alle derartigen Schriften in denselben aufnehmen — und es wird Manchem gewiss nicht unwillkommen seyn, wenn auch nach unserer Ansicht schwerlich von dem Verf. nach Anlage und Bestimmung seines Anzeigers zu verlangen — so dürfte weiter zu erwägen seyn, ob nicht alle diese Schriften besser in einer Rubrik vereinigt und so von dem, was Bibliothekslehre und Bibliothekskunde überhaupt betrifft, getrennt würden; es könnte die bequemere Uebersicht dabei gewinnen und die Benutzung des Anzeigers erleichtert werden. Noch haben wir zu erwähnen, dass der Abschnitt: Bibliothekare, eine genaue Chronik aller Personalverhältnisse der bei Bibliotheken Angestellten oder irgendwie Betheiligten in alphabetischer Ordnung bringt; bei jedem der Genannten werden auch die von ihm im Laufe des Jahres herausgegebenen Schriften oder Aufsätze u. dgl. angeführt und theilweise selbst mit weiteren darauf bezüglichen Notizen oder Nachweisungen begleitet. Endlich fehlen dem Anzeiger nicht die für den Gebrauch allerdings wünschenswerthen und selbst nothwendigen Register, und zwar fünffacher Art: der Verfasser, der Bibliothekare, der Privatbibliotheken, der öffentlichen Bibliotheken und ein Sachregister. Man wird nach Allem dem, was wir über Anlage und Ausführung bemerkt haben, dem Unternehmen nur weiteren und bleibenden Fortgang von Herzen wünschen können.

Digitized by Google

Verfall und Verjüngung. Studien über Oesterreich in den Jahren 1838—1848. Von F. E. Pipits. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schulthess. 1848. 227 S. in 8vo.

Unter dieser Aufschrift gibt der Verf. eine Reihe von einzelnen Aufsätzen, Betrachtungen und Mittheilungen über die Zustände, insbesondere die staatlichen und intellectuellen des alten Oesterreichs vor den Märzereignissen dieses Jahres, zusammengestellt und mit Anzeigen und Kritiken mehrerer, Oesterreichs Geschichte sowie seine Bildungsanstalten und sonstige Verhältnisse betreffenden Schriften, welche in den letzt verflossenen Jahren erschienen sind, begleitet, an welche weitere Vorschläge zur Besserung dieser Zustände im Einzelnen sich knüpfen. Es dürfte darunter insbesondere der zu Ende März 1848 geschriebene Aufsatz: die Reform des österreichischen Schulwesens Beachtung verdienen: denn was diesen Punkt betrifft, das niedere wie das höhere Schulwesen, zumal das letztere, so wird bei Allen, so verschieden sie auch sonst über Oesterreich und seine Zustände denken, doch über die Nothwendigkeit der hier vorzunehmenden Reformen nur Eine Stimme seyn, wenngleich die Ausführung manchen nicht geringen Schwierigkeiten unterliegt, und daher auch, ausser einigen allgemeinen Verfügungen, bis jetzt noch Wenig oder Nichts dafür geschehen ist: denn die bis in den November verlängerte Ferienzeit wollen wir dahin wahrhaftig nicht rechnen. Andere Aufsätze führen uns den Adel, das Beamtenthum, das Schulwesen, die Censur, die kirchlichen Zustände u. s. w. vor und mögen insoweit zur Vervollständigung des Bildes dienen, das einst der Geschichtschreiber wie der Literarhistoriker von dem alten Oesterreich zu entwerfen hat. Ein fliessender Styl, eine klare Darstellung und gute Auffassung macht die Lectüre der Schrift, die auch durch eine schöne äussere Ausstattung sich empfiehlt, angenehm.

Essai historique sur cette question: Pourquoi les Romains ont-ils été le peuple juridique de l'ancien monde? Par Joseph Hornung. Genève, Imprimerie de Ferdinand Ramboz. 1847. 110 S. in 8vo.

Der Verfasser, der hier in der Lösung einer so interessanten Frage seine Kräfte versucht hat, bemerkt, dass dieser Erstlingsversuch nur als eine Vorarbeit, nur als eine Grundlage einer später in grösserer Ausführlichkeit und Vollständigkeit mitzutheilenden Erörterung anzusehen sey; wie er denn auch nur die frühere Periode Roms behandelt hat, die spätere aber, wie sie mit den Zeiten der Griechen beginnt, dieser späteren, grösseren Darstellung vorbehalten hat. Fragen wir nun nach dem Grundgedanken, der sich durch die ganze, von Scharfsinn und gründlichen Studien des Alterthums zeugende Schrift hindurchzieht, so findet der Verf. den Grund des Vorzugs, den das römische Volk in Absicht auf Recht und dessen Bildung vor allen andern Völkern der alten und neuen Welt anspricht, nicht sowohl in äussern Verhältnissen oder in einer besondern Naturanlage des Volkes selbst, sondern in den politischen und staatlichen Verhältnissen Roms, in deren Entwickelung und Ausbildung, die von denjenigen, die wir in den verschiedenen griechischen Staaten bei einer allerdings auch

Digitized by Google

verschiedenen geistigen Richtung dieser Nation erblicken, sehr verschieden ist. In Rom finden sich, wie der Verfasser die Sache auffasst, zwei verschiedene Stämme oder Völker, von denen das eine (die Patricier) im Besitz der Herrschaft ist, aber in Folge erworbener Rechte, das andere (die Plebejer) die Gleichheit mit jenem auf legalem Wege (par des moyens legaux) sich erobern muss: es bildet sich in den zwölf Tafeln ein Grundgesetz auf dem Wege des Uebereinkommens (par transaction) und dieses Grundgesetz ist nach dem Verf. das Werk nicht eines Einzelnen oder einer Caste, sondern einer legislativen Versammlung. Eben diese Theilung des Volks (so argumentirt der Verf. weiter) in zwei sich vollkommen frei bewegende Stände und die daraus hervorgegangenen gegenseitigen Beziehungen derselben zu einander riefen die Kämpfe hervor, in denen sich die Kräfte des einen wie des andern Theils versuchten, und mit diesen Kämpfen wie durch dieselben auch das Rechtsgefühl und den sich immer weiter entwickelnden und ausbildenden Geist des Rechts, welcher das römische Volk vor allen andern Völkern des Alterthums, die zum Theil, wie Athen, ihre Kraft der geistigen Entwickelung in Wissenschaft, zumal in Philosophie und Poesie zuwendeten, ausgezeichnet hat. Wenn Rom in Manchem, wie z. B. in der philosophischen und künstlerischen Entwickelung andern Völkern wohl nachsteht, so hat es jedenfalls das Recht und damit auch den wahren Staat gegründet. Die ganze Bildung des Rechts, wie sie insbesondere seit den Zeiten der Kaiser vor sich gegangen, hat also zur Grundlage des Recht des republikanischen Roms und die innern, politischen Streitigkeiten und Kämpfe der beiden Stände desselben, und die daraus hervorgehenden Verhältnisse, aus welchen eben dieses Recht hervorgegangen ist, dessen letzte Nachklänge noch in den Schriften der classischen Juristen uns entgegentreten.

So ist es also die allerdings bewundernswürdige Verfassung des alten Roms, in welcher der letzte Grund zu suchen ist, warum die Römer vorzugsweise durch Rechtssinn ausgezeichnet, das Recht im eigentlichen Sinne geschaffen, und insofern allerdings le peuple juridique de l'ancien monde genannt zu werden verdienen! Wie der Verf. diese seine Grundansicht im Einzelnen weiter durchführt, namentlich im Gegensatz zum Orient wie zu den griechischen Staaten, denen die beiden ersten Abschnitte des Ganzen gewidmet sind, wird man besser in der Schrift selbst nachlesen, welche, auch wenn man nicht allen Ansichten und Behauptungen des Verf. beitreten kann, doch mannigfache Anregung und Befriedigung gewährt, zumal da der Verf. mit allen neueren Forschungen über Griechenland und Rom vollkommene Bekanntschaft zeigt.

Beiträge zur Deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des Deutschen Strafrechts. Von Dr. Carl Georg v. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen, Commenthur des Ordens der würtemb. Krone u. s. w. gr. 8. VIII. und 331 S. Tübingen, L. F. Fues. 1845.

In unserer Zeit, wo die germanistischen Studien so eifrig betrieben werden, ist jeder Beitrag zur Aufhellung des nationalen Rechtszustandes von Interesse. Erhöht wird unverkennbar dieses Interesse, wenn die Untersuchungen selbst Gegenstände betreffen, welche sich unmittelbar auf politische und sociale

Digitized by Google

Verhältnisse, wie Sitte und Cultur, überhaupt auf die Entwickelungsgeschichte des deutschen Volks beziehen. Dass hierher auch die Vehmgerichte, Faust- und Fehderecht gehören, ist unbestritten, und es sind bereits zur Aufhellung des wahren Sachverhalts dieser Erscheinungen mehrere gediegene Abhandlungen erschienen. So wird unter Andern, ausser Eichhorn, deutsche Rechtsgeschichte III. §. 418 ff., als eine der wichtigsten Schriften über die Vehmgerichte besonders Wigand's Abhandlung (das Vehmgericht Westphalens) mit Recht betrachtet. Allein gerade diese Lehre scheint wie ein unerschöpflicher Schacht dem Bearbeiter eine immer neue Ausbeute zu versprechen, wie dies besonders die neuern Schriften über die Vehmgerichte von Usener, v. Freiberg, Thiersch, Voigt beweisen dürften. Wirft man nun einen Blick auf diese Werke und bemerkt man, dass mit jeder neuen Untersuchung fast mehrere Schwierigkeiten entdeckt und Bedenken gehäuft, als Zweifel gelöst werden, so darf man wohl annehmen, dass die Ursache der wesentlichen Verschiedenheit der einzelnen Ansichten unter einander in der Verschiedenheit der Quellen liegt, aus welchen die Hauptgrundsätze für die Entscheidung der betreffenden Fragen geschöpft werden müssen. Je weniger aber sichere und zuverlässige Nachweisungen über die Quellen des Vehmrechts die bisher erschienenen Werke gewähren, um so mehr ist das Verdienst v. Wächter's anzuerkennen, gerade hierauf die Aufmerksamkeit gelenkt und den Werth der Quellen selbst mit kritischem Scharfsinn geprüft zu haben. Allein andererseits hätte der Verf. doch eine genauere Uebersicht der vielen, einzelne Vehmrechtsfälle betreffenden, Urkunden geben sollen. Da diese Urkunden bekanntlich Vorladungen, Vehmurtheile, Verhandlungen über Erbietungen zu Ehre und Recht, Abforderungen der Sache von den Vehmgerichten u. s. w. enthalten, so sind dieselben offenbar für die Kenntniss und richtige Würdigung der Entwickelungsgeschichte und des Verfahrens der Vehmgerichte selbst von entschiedener Wichtigkeit. — Die Hauptergebnisse des Verf. über diesen Gegenstand sind nun folgende. Die Vehmgerichte sind nichts Anderes als kaiserliche Landgerichte, die ihren Sitz in Westphalen und einem Theile von Engern, zwischen dem Rheine und der Weser, hatten. Sie wirkten im 14. und 15. Jahrhundert mit beinahe unwiderstehlicher Macht und mit furchtbarer Strenge, sie betrachteten sich als Rächer der verletzten Religion, der verletzten Ehre und des verletzten Rechts, und rächten die Missethat immer nur mit der höchsten Strafe, dem Tode. Ihre Schöffen waren über ganz Deutschland verbreitet, und übten über das ganze deutsche Reich mit mehr Kraft und Ansehen Gericht, als selbst Kaiser und Reich. Allein sie verfuhren nie inquisitorisch, sondern nach altgermanischer Weise nur auf Anklage. Nie folterten sie, sondern sie richteten nach altgermanischer Weise auf freier Männer Eid oder auf freies Geständniss. Erschien der Geladene, so wurde er an demselben Tage gerichtet, und er ging entweder unschuldig erfunden frei wieder weg, oder er wurde als Verurtheilter noch an demselben Tage aufgeknüpft. Nie richteten sie in Gewölben oder an andern verborgenen Orten, nie bei Nacht, sondern unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, an den allbekannten germanischen Mahlstätten u. s. w. — Wenn nun dennoch selbst heutzutage Manche annehmen, die Vehmgerichte hätten sich in ein doppeltes Gericht getheilt, in ein öffentliches, das bei Tage unter freiem Himmel für bürgerliche Streitigkeiten, und in ein heimliches, das bei Nacht in Wäldern, Höhlen, Ruinen von vermummten in schwarze Mäntel gehüllten Rich-

Digitized by Google

tern gehalten worden sey, dass der Geladene in bestimmten Nächten auf bestimmten Kreuzwegen Wissende gefunden habe, die ihn zum Gericht geleitet, dass auch ausserhalb Westphalens Freistühle bestanden haben; so ist die Widerlegung dieser irrigen Ansichten bereits in der obigen kurzen Darstellung der Resultate des Verf. enthalten. Allein Manches bleibt immer noch in der Geschichte der Vehmgerichte unerklärt und bis auf einen gewissen Grad in Dunkel gehüllt, und es ist der Kritik, wie selbst v. Wächter nicht verkennt, noch Vieles zu thun vorbehalten. — Noch eines Punktes sey hier schliesslich Erwähnung gethan, der zugleich das Gesagte bestätigen kann, des Verfahrens nämlich gegen Nichtwissende vor dem offenen Gericht. Wigand nimmt an, erst vom Jahre 1437 sey eine Ladung der Nichtwissenden eingeführt worden, bei welcher der erscheinende Nichtwissende immer verloren gewesen sey; denn der Angeklagte habe sich nur mit Freischöffen losschwören können, und an der nöthigen Zahl der Helfer und Folger werde es ihm stets gefehlt haben. Der Verf. bestreitet diese Ansicht und stellt dagegen folgende Hypothese auf: Mit seinem Eide allein habe sich der Nichtwissende nicht losschwören können; denn dass der Eid des Angeklagten allein und für sich irgend eine Wirksamkeit habe, werde in den Vehmurkunden stets so sehr blos als ein Vorrecht der Freischöffen herausgehoben, dass es unmöglich dem Nichtwissenden zugestanden haben könne. Er müsse sich also mit Eidhelfern losschwören, die dies ja überhaupt nach vielen Statuten des Mittelalters Rechtens gewesen, und zwar wohl wenigstens mit zwei, also selb dritt. Allein er habe können überschworen werden selb siebent, und sey, wenn er nicht dreizehn Eidhelfer dagegen gefunden, oder wenn seinen dreizehn der Ankläger zwanzig entgegengestellt, verloren gewesen. Für diese Ansicht spreche das XI. Arnsberger Weisthum vom 10. April 1437, welches von einem angeklagten Unwissenden handle und sage, wenn der Ankläger ihn selb siebent überschwören wolle, so könne sich jener mit vierzehn oder einundzwanzig Eiden dagegen schützen. Nehme man nun an, dass dem angeklagten Nichtwissenden sein Eid allein nie etwas genützt habe, so setze die Stelle voraus, dass der Nichtwissende zunächst selb dritt sich loszuschwören habe, diese aber der Ankläger selb siebent überbieten könne, und wenn dann gegen diese sieben von vierzehn und einundzwanzig Eiden, mit denen der Angeklagte loskommen könne, die Rede sey, so erklären sich diese einundzwanzig Eide dadurch, dass der Ankläger eine Stufe überspringen könne, um damit den Vorsprung über den Gegner zu gewinnen.

Auf einem festern Boden steht der Forscher bei einer Darstellung über das Faust- und Fehderecht. Hierüber sind zuverlässigere Quellenzeugnisse vorhanden, und manche in frührer Zeit herrschende falsche Ansichten, wie z. B. über die Bedeutungslosigkeit des Volksgerichts bei den Germanen, sind bereits von Andern, namentlich von Eichhorn, Grimm, Wilde, Unger (altdeutsche Gerichtsverfassung, welche treffliche Schrift der Verf. mit Unrecht übergangen hat) auf eine gründliche Weise widerlegt worden. Allein mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, dass der Unterschied zwischen dem Faust- und Fehderecht des Mittelalters, welches nur als Nothmittel sanctionirt war gegen den, dessen man vor Gericht nicht mächtig werden konnte, und zwischen dem ältern germanischen mit dem Compositionssystem zusammenhängenden Fehderecht, welches letztere nur bei Friedensbrüchen oder Beleidigungen, nicht bei Civilansprüchen

Digitized by Google

stattfand, bis jetzt noch nicht gehörig durchgeführt sey. Auch ist des Verfassers Kritik über Wilde's Argumentation durchaus sehr scharfsinnig und gelungen. Im Uebrigen tritt der gelehrte Apparat in dieser Abhandlung sehr in den Hintergrund, was zunächst wohl darin seinen Grund haben mag, dass der Verf. bereits früher im N. Arch. d. Crim.-R. XII. S. 351 ff. eine verwandte Ausführung über Landfriedensbruch veröffentlicht hat. — Die Grundidee des ältern germanischen und des mittelalterlichen Fehderechts dürfte aber nach des Ref. Dafürhalten in einer verschiedenen Beschaffenheit der Auffassung des Verbrechens zu suchen seyn. Während nämlich das germanische Recht das Verbrechen als Privatverletzung und als Störung des Friedens der Familie betrachtet, wogegen sich der Germane selbst zu schützen und Genugthuung zu verschaffen befugt ist, erscheint dasselbe in späterer Zeit als eine Störung des Königsfriedens und der öffentlichen Rechtsordnung. Hieraus erklärt es sich vor Allem, dass das germanische Fehderecht, im Gegensatz zum Fehderecht des Mittelalters, eine wesentliche Seite des germanischen Strafrechts bildet. Wer Jemanden, wie nun der Verf. bemerkt, böswillig verletzte, brach dadurch mit dem Verletzten und dessen Genossen den Frieden; er setzte sich also von selbst mit ihm in einen Kriegsstand. Der Staat jedoch trat bei dem lockern Staatsverbande und bei der grossen Freiheit des Einzelnen zunächst nicht vermittelnd ein, sondern überliess es dem Verletzten und dessen Familie, sich selbst wieder Frieden, Recht und Genugthuung zu verschaffen. Deshalb hatte der Verletzte das Recht, mit seiner Familie und seinen Genossen gegen den Friedensbrecher Fehde (Faida) zu erheben und ihr alle ihm nur mögliche Ausdehnung zu geben, und im Blute des Friedenbrechers Genugthuung für die erlittene Schmach zu suchen. Allein wäre das Recht zur Fehde die einzig mögliche Folge des Verbrechens gewesen, so hätte sich der Starke Alles gegen den Schwachen erlauben mögen. Deshalb musste das Volk dem Verletzten, wenn er nicht zur Fehde greifen wollte oder sich dazu zu schwach fühlte, eine andere Genugthuung für das erlittene Unrecht gewähren. Diese bestand aber nicht in körperlicher Strafe, welche in der Regel nur gegen Sklaven und Unfreie, nicht gegen Freie, anwendbar war, sondere in einem Sühnegelde (Compositio). Der Verletzte konnte sich an das Volksgericht wenden, und das Volk siegte für die Stellung des Friedbrechers vor Gericht, und zwang ihn dann zur Genugthuung und so zur Wiederherstellung des Friedens. So ergänzte sich Beides wesentlich, Fehderecht und Recht auf Composition. — Durch den Einfluss des Christenthums, besonders durch die Hervorbildung der königlichen Gewalt wird aber das Fehderecht immer mehr eingeschränkt. Alle groben Verbrechen, wie Mord, Brand, Raub, Diebstahl, Nothzucht stören zugleich mittelbar den Königsfrieden, die Ruhe und die Sicherheit des Staates, und es darf daher die Obrigkeit strafend eingreifen. So kam es denn, dass schon gegen das Ende des 8. Jahrhunderts von der einen Seite nur die schwereren dolosen Verbrechen, die causae majores, für Friedensbruchsachen galten, d. h. für solche Verbrechen, wegen welcher gegen den Verbrecher Fehde erhoben werden durfte, und bei geringen dolosen Verbrechen, den Freveln, alles Fehderecht ausgeschlossen war, von der andern Seite aber bei jenen schwereren Verbrechen, wenn keine Fehde, sondern Klage erhoben wurde, öffentliche körperliche Strafe einzutreten pflegte. Es entsteht nun die Frage, ob dieses Fehderecht das altgermanische sey, oder ob es von demselben im Princip wesentlich

Digitized by Google

sbweiche. Hierüber herrscht sowohl unter den Historikern, als unter den Juristen eine grosse Verschiedenheit der Ansichten. Eichhorn nimmt unter Andern an, das Faust- und Fehderecht des Mittelalters sey ursprünglich nichts Anderes gewesen, als das germanische Fehderecht in der Art, wie es unter den Carolingern noch bestanden habe. Es habe stattgefunden bei verübten schweren Verbrechen gegen den Verbrecher, und blos der durch ein solches Verbrechen Verletzte oder seine Familie habe Fehde erheben können. Dieser habe aber in solchen Fällen schon an sich ohne Weiteres das Recht zur Fehde, also, ganz wie in den alten Zeiten, die Wahl zwischen Anklage und Fehde gehabt; nur das vorgängige Ansagen der Fehde sey als nothwendige Form noch hinzugekommen. — Diese und andere Behauptungen widerlegt der Verf. ausführlich und begründet die Ansicht, wornach zur Zeit des Mittelalters, sowohl in Civil- als in Criminalsachen, Kaiser und Reich ein Recht zur Selbsthülfe in dem Falle anerkannten, wenn durch die Gerichte keine Hülfe zu erlangen stand.

Ursprünglich beabsichtigte v. Wächter in dem vorliegenden Werke die Vehmgerichte, das Faust- und Fehderecht und die Gegenverfolgungen darzustellen, zunächst also Thatsachen, welche einen unmittelbaren Einfluss geübt haben auf die Entwickelung des deutschen Volks. Allein er fand während der Ausarbeitung, dass diese Gegenstände durch einen Grad innerer Verwandtschaft in Verbindung stehen mit der Frage, auf welche Art und Weise man in Deutschland von der ältesten bis auf unsere Zeit herab im Criminalprozesse über die Thatfrage entschieden, und den Beweis der Schuld und Unschuld herzustellen gesucht habe. So betrifft daher die 3. Abhandlung „die Entscheidung über die Thatfrage im deutschen Criminalprozesse", und zeigt, wie man in Deutschland durch eine Reihe von Irrgängen — Eidhelfer, Tortur, ausserordentliche Strafen, Indicien u. s. w. endlich zu der Ueberzeugung gelangt ist, dass man zu dem mündlichen und öffentlichen Verfahren unserer Voreltern jedoch in geläuterter Weise zurückkehren, und eine durchgreifende Reform im Criminalprozess vornehmen müsse. Die hinzugefügten Excurse verbreiten sich besonders über die Literatur, über den Beweis durch Eidhelfer im Mittelalter, über das Geschworenengericht und über das Richten auf Leumund. In letzterer Hinsicht nun wird das Verfahren der Leumundsgerichte (judicia famae) mit dem Besiebnen bei handhafter That zusammengestellt. Nach dem geltenden Rechte nämlich war in der Regel, wie der Verf. näher ausführt, selbst bei handhafter That eine Uebersiebnung nöthig, also ein Eid des Anklägers und sechs Anderer, welche mit ihm schworen. Schon hierdurch wurde der wirkliche Verbrecher sehr begünstigt. Denn es war oft schwer, gerade sechs Mitschwörer gegen ihn zu bekommen, und selbst wenn zwei Zeugen die That gesehen hatten und mit ihrem Eide bezeugten, reichte dies da, wo der Grundsatz des Sachsenspiegels über das Uebersiebnen bei handhafter That galt, zur Verurtheilung nicht hin. Das natürliche Rechtsgefühl und das Bedürfniss mussten hier dringend eine Aenderung verlangen. Noch mehr war dies der Fall bei dem Geständnisse (zichtigen Mund) des Verbrechers. Nach verbreiteten Gewohnheiten des Mittelalters reichte ein solches Geständniss zur Verurtheilung nicht hin, selbst wenn es unumwunden vor Gericht abgelegt wurde, sondern war auch hier noch eine Uebersiebnung des Verbrechens nöthig. Mochte man nun freilich gegen einen gestehenden Verbrecher meist sechs Eidhelfer bekommen; so war dieses Verfahren doch immer

Digitized by Google

sehr umständlich, bei Privatanklägern nicht immer sicher zu einem Resultate führend, und so sprechen auch hier wieder Rechtsgefühl und Bedürfniss gegen das Institut.

Die Schlussabhandlung verbreitet sich über die gerichtlichen Verfolgungen der Hexen und Zauberer in Deutschland vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Ueber die Hexenprozesse ist aber schon so viel geschrieben worden, dass eine neue Erörterung derselben einer besondern Rechtfertigung zu bedürfen scheint. Mein Zweck war es, so sagt der Verf., in einer kurzen und gedrängten Uebersicht über jene wichtige Erscheinung eine quellenmässige Orientirung zu geben, manche unrichtige Ansichten neuerer Schriftsteller einer Kritik und einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen, und besonders bei der Erklärung jener Erscheinung das juristische Moment mehr hervorzuheben und festzuhalten, als es bis jetzt geschehen ist. Wie erklärt sich nun aber diese ganze Erscheinung? Man findet in Deutschland von den heidnischen Zeiten her, ebenso wie in andern Ländern Europas und in anderen Welttheilen, namentlich in Asien, einen allgemein verbreiteten Glauben an die Einwirkung guter und böser Geister auf die menschlichen Verhältnisse. So wird z. B. in manchen Urkunden Wodan, der oberste Gott der nordgermanischen Völker vor Einführung des Christenthums, genannt, der besonders in der ersten Mainacht an der Spitze seiner Götter, Elfen und Flurgeister auf den Gipfel des Brockens zog, wo er jedem derselben wohlthätige Naturkräfte für seinen Bezirk ertheilte, was denn ohne Zweifel auch Veranlassung zu der Sage vom Hexentanz auf jenem Berge gab, indem schwärmerische Bekehrer die Gottheiten der alten Religion zu Dämonen und bösartigen Unholden herabwürdigten. Allein in der besondern und eigenthümlichen Form und in der wesentlichen Grundlage, welche man beim Hexenglauben vom 15. Jahrhundert an durchaus findet, in dem Pact und der Vermischung mit dem Teufel, scheint er vor dem 13. Jahrhundert nicht sehr verbreitet gewesen zu seyn. Diese Form des Hexenglaubens befestigte sich nur allmälig vom 13. Jahrhundert an in der allgemeinen Meinung und zwar hauptsächlich durch die Kirche. Zwar scheint die Kirche in früheren Zeiten die mit des Teufels Hülfe zu bewirkenden Hexereien nur für einen vom Teufel eingegebenen Wahn und für eine heidnische Superstition gehalten zu haben; wer daran glaube, sey, wie sie sagte, vom wahren Glauben abgefallen. So findet man im Corpus juris Canonici (Decretum Gratiani) noch keine Spur vom Pact mit dem Teufel und ebenso wenig in den älteren deutschen Rechtsquellen. Allein allmälig ging die Kirche weiter. Auf den Grund von jüdisch-rabbinischen und heidnisch-neuplatonischen Ideen nahm sie allmälig die Möglichkeit eines Bundes und einer Vermischung mit höllischen Geistern an, lehrte dieses, und so finden wir im 15. Jahrhundert diesen Glauben allgemein verbreitet. Ein Bund mit dem Teufel, eine Anbetung desselben u. s. w. hing aber so nahe mit der Häresie zusammen, dass die Kirche mit den Ketzerverfolgungen im 15. Jahrhundert ebenso eifrig die Hexenverfolgungen verbinden musste. So darf es daher nicht befremden, dass auch in Deutschland zunächst auf diesem Wege die Hexenverfolgungen an die Tagesordnung kamen. In einer Bulle vom Jahre 1484 sagt Innocenz VIII., es werde ihm berichtet, dass in Deutschland viele Personen beiderlei Geschlechts mit bösen Geistern sich verbinden und vermischen (cum daemonibus incubis et succubis ubuti), durch ihre Zaubereien Menschen und Thieren schaden, die Felder und

Digitized by Google

ihre Früchte verderben, den christlichen Glauben ablügnen und andere Verbrechen begehen, dass aber dennoch manche Geistliche und Laien den bestellten Ketzerrichtern bei Verfolgung dieser Verbrechen Schwierigkeiten in den Weg legen. Hiervon nun waren alle Obrigkeiten abgemahnt, und die für Deutschland bestellten Ketzerrichter beauftragt, mit allem Eifer auch jene Zauberer zu verfolgen.

In der Behandlung und Verarbeitung des ganzen Materials hat der Verf. einen in der That eigenthümlichen Weg betreten. Zum Behufe einer grösseren Verbreitung dieser Abhandlungen und einer lebendigeren Uebersicht über das Ganze sind von der dogmatischen Darstellung selbst alle gelehrten Untersuchungen ausgeschlossen und besonderen, meist sehr umfassenden, Excursen vorbehalten worden. In diesem Sinne sind, der Wissenschaftlichkeit unbeschadet, wohl selten bis jetzt juristische Werke erschienen. Werden aber Untersuchungen über Gegenstände der hier vorliegenden Art durch Digressionen, durch Nachweisungen über die Literatur und über die Quellen, und durch polemische Bemerkungen oftmals unterbrochen, so geht allerdings das anschauliche Bild und der Totaleindruck verloren, worauf es gerade hier vorzugsweise ankommt. So werden daher die Methode des Verf., im Vergleich mit seiner schönen und geschmackvollen Darstellung, selbst diejenigen anzuerkennen geneigt seyn, welche gewohnt sind zu verlangen, ein wissenschaftlicher Schriftsteller müsse in seinem Werke doppelt sprechen, im Text nämlich und in hinzugefügten Noten oder Anmerkungen.

Germania. Archiv zur Kenntniss des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilhelm Stricker. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von H. L. Brönner, 1848. 256 S. in gr. 8.

Ueber den ersten Band s. diese Jahrbücher 1848. pag. 480. Der vorliegende zweite Band bringt wieder eine Reihe von Aufsätzen, welche eben sowohl über die Vergangenheit wie über die Gegenwart deutscher Zustände sich verbreiten und diese allseitig zu beleuchten suchen. Unter die erste Klasse rechnen wir den diesen zweiten Band eröffnenden Artikel, welcher in tabellarischer Weise die Verbreitung der Buchdruckerkunst von Deutschland aus über Europa bis zum Jahre 1500 (nach Falkenstein) darstellt, ferner S. 60 ff. den Aufsatz: das Kaufhaus der Hanse zu Nowogorod (nach Sartorius) und den darauf folgenden S. 79 ff. von Kunstmann, welcher unter der Aufschrift: die Deutschen in Portugal, aus einzelnen Nachrichten und zerstreuten Mittheilungen die Beziehungen der Deutschen zu Portugal, den Verkehr derselben mit diesem Land zur See und die daraus hervorgegangenen Niederlassungen und Ansiedelungen derselben zusammenstellt und diese Uebersicht bis auf unsere Tage herab verfolgt. Auch die kürzern Mittheilungen aus dem Gebiete der Kriegsgeschichte (Nr. XV die Deutschen und Schweizer in der Schlacht bei Dreux 1562; XVI die Deutschen in der Schlacht bei Garzia-Hernandez 1812; XVII die grossherzoglich frankfurtischen Truppen in Russland), sowie der grössere, nach Stuhr bearbeitete Aufsatz: die Geschichte der See- und Kolonialmacht des grossen Kurfürsten

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm von Brandenburg S. 154—178 gehören gewissermassen noch in diese Klasse, obwohl, namentlich bei dem letztern, die Beziehung auf die Gegenwart mehrfach nahe liegt. Unter den die gegenwärtigen Zustände betreffenden Aufsätzen nehmen die über Auswanderung und Colonien eine wesentliche Stelle ein: S. 27 ff.: Neuester Zustand der deutschen Colonien an der Wolga (nach A. von Haxthausen); S. 37 ff.: die Mennonitencolonien am schwarzen Meere (nach Ebendemselben); S. 102 ff.: Berichte über die deutsche Ansiedelung Wartburg in Osttennessé (in Nordamerika); S. 109 ff.: die Deutschen in Texas; S. 130 ff.: die deutsche Auswanderung nach Venezuela, oder S. 8 ff. Skizzen aus dem Leben der Deutschen in Ungarn (nach Schott); S. 209 ff.: deutsche Spuren in Neapel. Mit gleichem Interesse wird man die Nachrichten über das deutsche Krankenhaus in London, das unlängst durch die über die ärztliche Leitung der Anstalt ausgebrochenen, hoffentlich nun beigelegten Zerwürfnisse Gegenstand mehrfacher Besprechung geworden ist, lesen, ebenso die Bemerkungen über deutsche Lehrer und Erzieherinnen daselbst S. 194 ff., gewiss ein Gegenstand, der für die deutschen Interessen von Belang ist und jede Nachricht darüber wünschenswerth macht; ähnlicher Art ist der Bericht S. 213 ff. über den evangelisch-deutschen Wohlthätigkeitsverein zu Konstantinopel. Auf die religiösen Verhältnisse beziehen sich die aus französischen Quellen entnommenen Mittheilungen S. 200 ff.: die evangelische Mission unter der deutschen nicht ansässigen Bevölkerung in Paris; auch die S. 5 ff. gegebene Uebersicht des dermaligen Bestandes der Brüdergemeinden schlägt in diese Richtung ein, welche, obwohl sie in den Missionsblättern ihre eigene Vertretung hat, darum in einem zur Kenntniss deutschen Lebens und deutscher Zustände dienenden Archiv ebenfalls Berücksichtigung verdienen wird, insofern aus den bemerkten Quellen das Wesentlichste mitgetheilt werden dürfte. Auf das Verhältniss der deutschen und slavischen Nationalität, die jetzt mehr als je zur Sprache kommt, und allem Anschein nach, von Tag zu Tag grössere Bedeutung für den Osten Deutschlands gewinnt, beziehen sich die Angaben S. 12 ff. über die Bevölkerungsverhältnisse der Provinz Posen und S. 14 ff. über die Sprach- und Nationalitätsverhältnisse von Böhmen. Was dann weiter (nach Schott) über die deutschen Anwohner des Monte Rosa S. 17 ff. mitgetheilt wird, erinnert an die ähnlichen Ansiedelungen der Sette Comuni und andere fast verkömmene Reste deutscher Bevölkerung in Welschtirol und den südlich anstossenden Theilen der Lombardei, worüber wir wohl auch seiner Zeit Mittheilungen in diesem Archiv zu erwarten haben, das die deutschen Interessen im Süden wie im Norden, innerhalb wie ausserhalb Europa, zu vertreten bestimmt ist. Diesem Zweck förderlich erscheint auch die Uebersicht der neuesten, die Auswanderung und was damit zusammenhängt, betreffenden Literatur S. 218 ff.; Anderes darauf gleichfalls meist Bezügliche und darum Beachtenswerthe in einzelnen Nachrichten aus verschiedenen (hier stets angegebenen) Quellen zusammengestellt bringen die Notizen S. 223 ff., welche die dritte und letzte Abtheilung des Archivs bilden, dem wir den besten Fortgang zur Förderung vaterländischer Interessen nur wünschen können.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Appel à l'opinion pour la suppression du Budget des Cultes. Faits et discussions. Mémoire addressé à l'assemblée nationale par la société pour l'application du Christianisme aux questions sociales. Paris, Librairie d'Amyot, Editeur. 1848. 120 p. 8.

Verfasser dieser Vorstellung an die Nationalversammlung ist Herr Heinrich Lutteroth, der sich grosse Verdienste um den Protestantismus in Frankreich erworben hat, als dieser von den Jesuiten unter Louis Philipp auf jede Weise bedrängt ward. Der Verf. ist also ein durchaus religiöser Mann, der Gesellschaft, in deren Namen die Schrift abgefasst ist, liegt die christliche Religion wirklich am Herzen; dies bewegt den Unterzeichneten, das Büchlein, welches genau genommen nicht in sein Fach gehört, ausführlicher anzuzeigen, als sonst geschehen würde. Er benutzt zugleich die Gelegenheit, um den Lesern der Jahrbücher, bei denen er im Allgemeinen eine Bekanntschaft mit der Sache voraussetzt, eine flüchtige Uebersicht des Schicksals der christlichen Kirche Frankreichs seit der Revolution mitzutheilen. Der Verf. der Schrift ist freilich weiter zurückgegangen und hat auch alle Uebel früherer Zeit aufgezählt, welche daraus hergeflossen sind, dass die Kirche zu reich dotirt war. Das hat aber mit dem System der Kirche und ihren Lehrern, wie anderen nützlichen Anstalten und Beamten gewisse Zahlungen aus der Staatskasse zu leisten, nichts gemein, es spricht vielmehr dagegen, dass man die Kirche nur auf Vergebungen Einzelner anweisen soll. Die Schenkungen fallen in Zeiten, wo der Aberglaube herrscht, zu reichlich aus und verderben Kirche und Kirchendiener, das war der Fall im Mittelalter und ist es in England, sie fallen zu karg aus oder fehlen ganz in Zeiten wie die unserigen; der Verf. darf sich nur erkundigen, wie sich oft ganze Bauerschaften darüber aussprechen, wie sie Pfarreien an den Wenigstfordernden geben wollen, oder wie es oft mit den Dissenters in England geht, und warum ihre Kirchen sich gegen die Landeskirche nicht halten können.

Da der Verf. zunächst von Thatsachen redet, so wollen wir ihm flüchtig folgen. Gleich S. 2 ff. können die dort gegebenen Notizen durchaus nicht auf ein Budget des Cultes, d. h. auf eine aus der Staatskasse den verschiedenen Religionen nach Beschaffenheit und Bedürfniss

Digitized by Google

ihrer Lehrer und ihres Cultus, unter Voraussetzung einer Schätzung und Erwägung derselben von den Ständen angewiesene Summe, angewendet werden. Diese Notizen beziehen sich alle nur auf Missbräuche des Mittelalters und auf die Gefahr einer Verfassung, welche nicht durch strenge Gesetze verhütet, dass ein grosser Reichthum, sey es an Geld, sey es an Gütern, in die todte Hand kommt.

Die Gesellschaft oder Hr. Lutteroth in ihrem Namen führen freilich an, dass sich die Stände schon unter Carl VIII. bitterlich über die Erpressungen Roms beschwerten und dass unter Carl VI. die Päpste Alexander V. und Martin V. mehr als vier Millionen Goldfranken innerhalb vier Jahren aus Frankreich zogen. Sie hätten der Sache abhelfen können, das geschah aber nicht, weil ein Drittel derselben ganz aus Geistlichen bestand, und von dem andern Drittel hatte der grössere Theil wie jetzt in England das grösste Familieninteresse, dass die Missbräuche des Dotationswesens nicht abgestellt und statt dessen ein Besoldungswesen und eine Unterstützung der Kirchenverwaltung aus der Staatskasse angeordnet würde. Man sieht also, gerade der Mangel eines budget des cultes führte die Missbräuche herbei. Wenn der Staat alle Jahr, oder alle 2 und 3 Jahr die Summen für die Kirche hätte decretiren und aufbringen müssen, dann würde es nie Tausende von Mönchen oder Pfründen und Abteien gegeben haben, welche Leuten verliehen wurden, denen die geistlichen Studien ebenso fremd waren, als sie dem sittlichen Leben. Wäre die Privatwohlthätigkeit, auf welche die Mitglieder der Association die Kirche unserer Tage verweisen wollen, untersagt und die Versorgung der Geistlichen dem Staate überlassen gewesen, so würden die Uebel, worüber sich der Verf. beklagt, nie eingetreten seyn. Diese haben ausserdem ihren Grund hauptsächlich in dem erst seit dem Tridentinischen Concilium von den Jesuiten als Kirchenlehre geltend gemachten römischen Glauben. Mit diesem aber haben wir hier Nichts zu schaffen, wir wollen nur aufmerksam machen, dass der Verf. eigentlich mehr das katholische Kirchensystem angreift als beweiset, dass es besser sey, die Kirche der Laune der Zeiten und Moden preiszugeben, als sie aus der allgemeinen Kasse des Staats mit Geld zu unterstützen. Es ist nämlich hier die Rede vom kirchlichen Zehnten, von den Schenkungen, die den Sterbenden abgepresst wurden, und von tausend andern Dingen der Art, welche bekannt genug sind, von denen aber jetzt nur noch in den Ländern die Rede seyn kann, wo das alte System unerschüttert besteht. Zu diesen gehört bekanntlich besonders Tirol und unter protestantischen Ländern England.

Wir wegen nicht mit Hrn. Lutteroth, der katholischen Kirche oder

Digitized by Google

der Verbindung der Kirche mit dem Staat alle die Uebel Schuld zu geben, von denen er redet, denn was das Erste angeht, so drücken diese Uebel ja die englicanische, vergeblich protestantische Kirche ganz furchtbar, und was das Zweite betrifft, so war gerade der Mangel einer ganz innigen Verbindung von Staat und Kirche und der unabhängige Reichthum der Letztern Schuld, dass Ludwig XIV. seine neue Aristokratie auf Kosten der Religion bereichern konnte. Er hatte die alte selbstständige Aristokratie zu Grunde gerichtet, er brauchte die Kirchengüter für die Hofaristokratie wie die englische Kirche und ihre Güter noch jetzt von der englischen Aristokratie benutzt werden. Darüber wollen wir einige Notizen mittheilen. Dieser König, heisst es hier, hinderte die Privatleute nicht, der Kirche Schenkungen zu machen; aber er suchte die Hülfsquellen des Staats auf Unkosten der Kirche zu vermehren. „Die Könige, sagt er selbst im 2ten Theile seiner Denkwürdigkeiten, sind ganz unumschränkte Herren und sie können über alles Besitzthum, sowohl der Geistlichen als Weltlichen, nach Gefallen schalten.“ Er betrachtete daher die geistlichen Pfründen als ein Mittel, gesunkenen adeligen Familien wieder aufzuhelfen und Kriegsdienste zu belohnen. Er zog geistliche Güter ein, er liess die Pensionen seiner Generale aus den kirchlichen Stiftungen zahlen; er gab die Einkünfte von Abteien seinen Hofleuten, er dehnte das Recht der Regale, vermöge deren die Könige von Frankreich seit Franz I. in den Bisthümern des alten Frankreichs die Einkünfte der vacanten Bisthümer erheben durften, über das ganze alte und neue Frankreich aus. Als der Papst und einige Bischöfe protestiren wollten, rief er die Clerisey des ganzen Reichs zusammen und bewegte sie durch Bossuet's Beredsamkeit, dem Könige die Regale zuzugestehen. Aus dem Angeführten scheint uns das Gegentheil von dem hervorzugehen, was die Herren beweisen wollen. Wenn man Staat, Republik oder constitutionelle Monarchie statt des autokratischen Königs setzt, so sieht man, dass diese ja im Kirchengut immer einen Nothpfennig haben würden, weil statt der assemblée générale du clergé die Kammern entscheiden könnten. Man könnte sich dann auf das, was unter Ludwigs Regierung durch die ganze Geistlichkeit entschieden war, berufen, und es würde, auch sogar nach dem orthodoxen System der Kirche, Nichts gegen die Verfügung über die Güter zum Besten des Staats einzuwenden seyn. Dies nur gelegentlich, etwas aufmerksamer wollen wir betrachten, was der Verf. S. 9 ff. vom Verfahren seit der Revolution sagt.

Dass die Nation Recht hatte, den geistlichen Zehnten aufzuheben und über die geistlichen Güter zu disponiren, sobald sie ein budget des cultes festsetzte, scheint uns nicht zweifelhaft, dagegen scheint uns ganz

Digitized by Google

ausgemacht, dass der Staat kein Recht hatte, das, was zu frommen Zwecken bestimmt war, für andere Zwecke wegzunehmen, ohne vorher für den Cultus die nöthigen Summen angewiesen zu haben. Das war nichts Anderes als ein öffentlicher Raub, und es musste dadurch eine vermehrte drückende Last auf den armen, aber frommen Theil der Gemeinden geworfen werden. Was aus Thouret's Rede S. 16 angeführt wird, scheint uns den richtigen Gesichtspunkt festzusetzen, aus dem die Sache betrachtet werden muss. Der Clerus ist nach ihm eine Anzahl Staatsdiener, welche mit ihren Reichthümern und ihrer Unabhängigkeit die Herrschaft verliert, die sie im Staat und über den Staat gehabt hatte, weil der öffentliche Gottesdienst nur noch ein Staatsdienst ist, in Beziehung auf welchen die Nation durch ihre Repräsentanten Verfügungen treffen kann. Die Nation hat darüber zu entscheiden, unter welchen Bedingungen und innerhalb welcher Schranken dieser Dienst soll geübt werden. Die Nation kann diesen öffentlichen Dienst beschränken. Soweit sind wir mit Thouret einverstanden, wir wundern uns aber, dass der aufrichtig religiöse Verfasser nicht widerspricht, wenn Thouret behauptet, der Staat könne den öffentlichen Gottesdienst auch ganz unterdrücken, wie das mit jedem andern Staatsdienst der Fall sey, weil der Gesetzgeber in Rücksicht eines jeden entscheiden könne, ob er passend sey oder nicht. Diesen letzten Satz können wir nicht billigen, unsere Gründe anzugeben scheint aber hier der Ort nicht.

Der Verf. weiset hernach ganz kurz nach, wie Behauptungen gleich denen, welche Thouret vorgebracht hatte, von den verständigen und mit den Bedürfnissen des Volks und der Menschheit überhaupt bekannten Männern in der Nationalversammlung missbilligt wurden, wie wir auch den letzten Satz missbilligt haben, und wie dies dann in den bigotten Mitgliedern der Versammlung die Hoffnung erzeugte, ihre Religion zur Staatsreligion machen zu können, und wie endlich die Versammlung, wie es gewöhnlich geht, den Mittelweg einschlug, der Niemand befriedigte. In Rücksicht der Dotation der Kirche war ihr Verfahren das richtige, nur dass sie etwas zu karg war; in Rücksicht der innern Einrichtung der Kirche hätte man nichts vorschreiben dürfen, als was rein äusserlich war, so wäre der ganze Streit über Constitution civile du clergé und über beeidigte und unbeeidigte Priester weggefallen. Ein Staatsgesetz war darum nicht weniger Staatsgesetz, ob die Priester es beschworen hatten oder nicht, wer auf der Kanzel oder im Beichtstuhl das Volk aufregte, fiel den Gerichten anheim, dazu bedurfte es keiner Ausnahmsgesetze, wüthete doch Bonaparte von 1808—1814 furchtbar gegen den Papst und

Digitized by Google

gegen sein eigenes Concordat und Alles fügte sich, wie jetzt im russischen Polen! Die constituirende Versammlung gab Gott, was Gottes ist, und dem Könige, was des Königs ist. Sie gab dem Könige eine Civilliste, schuf ein Budget für die Kosten des Cultus, d. h. sie bestimmte für Unterhaltung der Geistlichen und für Arme eine Summe aus der Staatskasse. Soweit war Alles richtig, dass man aber berechtigt zu seyn glaubte, die innern Verhältnisse der Kirche durch Leute einrichten zu lassen, welche weder die Geschichte der Kirche kannten, noch die innern Bedürfnisse des Volks, welche dem Philosophen, dem Weltmann und Staatsmann ganz fremd sind, war ein grosser Missgriff. Es ist eine blosse Sophisterei, wenn sich die Versammlung damit entschuldigt, die Kirche sey im Staat, nicht der Staat in der Kirche. Wenn vom Raume die Rede wäre, ist das freilich ganz richtig, es ist aber die Rede von Meinungen. Der Staat kann allerdings von denen, die er bezahlt, verlangen, dass sie ihre äussern Einrichtungen und Anstalten seinem Gebot nach zeitgemäss verändern, wie sie das thun wollen, das muss er ihnen überlassen. Es war daher unrecht, dass man ein Nationalconcil verschmähte, dem man nach Vorgang der alten Kirche Laien zugesellen konnte. Damals hatte man noch der Laien genug, die Kirchenrecht und Kirchenhistorie besser verstanden als die Geistlichen.

Bei Gelegenheit der Streitigkeiten über die auf dem Satze, „wer vom Staate bezahlt wird, muss sich der Anordnung des Staats fügen," gegründete Constitution du clergé macht der Verf., nicht wie er sollte, die Bemerkung, dass dieser Satz, wie sehr viele andere, in einem gewissen Sinne durchaus wahr und in einem andern grundfalsch seyn kann. Hätte er dies bedacht, so würde er sich nicht hinter Mirabeau's Sophismen versteckt haben. Ihm muss jedoch Alles dienen, um herauszubringen, dass, wie er sich ausdrückt, das principe du non salaire des cultes par l'état doit triompher. Mirabeau und die christliche Lehre und Kirche, welcher Contrast!! Sollte nicht ein wackerer und frommer Mann wie der Verf. fühlen, dass in solchen Dingen nicht die Gewandtheit der Rede und sophistische Affectation, sondern Einfalt und Persönlichkeit Zeuge seyn muss? Wie übelbedeutend ist es für die Constitution civile du clergé, dass gerade Talleyrand es ist, der Einziehung der Kirchengüter vorschlägt, und dass Mirabeau auf die Nichtbesoldung der Geistlichen eine grosse Bedeutung für die Religion selbst legt. Ganz sonderbar kommt es uns vor, dass ein Mann, der zur frommen Gemeinde gehört, in dieser Schrift hinter einander Talleyrand, Thouret, Mirabeau, Grégoire, Robespierre und Cambon, Lamartine, Thiers und Odillon Barrot als Auctoritäten aufführt.

Digitized by Google

Welche Reihe ehrwürdiger Kirchenväter! Wir wollen Einiges von Mirabeau's Sophistik anführen; man wird sehen, dass viel Scheinbares darin ist, dass man aber den schlauen Gegner der Religion und Moral gleich erkennt, wenn man einen Sinn für warme Wahrheit hat und kalte Rhetorik und Sophistik verachtet.

Die christliche Religion für Nationalreligion erklären, sagt der sophistische Redner (der wohl weiss, dass damit nicht gemeint sey, dass die christliche Religion für ausschliessend französisch solle erklärt werden), das hiesse den wesentlichsten und einleuchtendsten Charakter des Christenthums verkennen. Im Allgemeinen ist und kann die Religion kein Socialverhältniss haben (in abstracto nicht, davon ist aber gar nicht die Rede, sondern von der Religion, welche der Mehrzahl der Menschen möglich und zugänglich ist, es verhält sich damit, wie mit der Freiheit in thesi und der Freiheit in praxi), sie ist blos ein Verhältniss des einzelnen Menschen zum unendlichen Wesen. (Wir bleiben auf historischem Boden und fragen den Sophisten, wo und wann sie so existirte? Sie ist allerdings so und wir gestehen, dass wir sie nur in der Gestalt anerkennen. Das ist aber ganz innerlich, wahrnehmbar ist sie nur in der Hülle, die man Religionsformen nennt.) Würdet ihr begreifen, wenn man euch von einem nationalen Gewissen redete? Nun wohl, die Religion ist ebenso wenig national als das Gewissen; denn ein Mann ist darum noch nicht wahrhaft religiös, weil er die Religion einer Nation hat. (Man sieht, es ist ein leeres Spiel mit dem Worte Religion, welches, wenn man sagt Nationalreligion, bedeutet äussere Ordnung und Einrichtung, die zur innern Religion führen soll, wie Legalität zur Moralität führt.) Wenn auch nur eine einzige in der Welt wäre und alle Menschen darüber einig, diese zu bekennen, so wäre es doch wahr, dass jeder von ihnen nur in dem Maasse ein wahres Gefühl für Religion hätte, insofern er seine eigene und besondere hätte, das heisst, insofern er sich auch dann noch zur allgemeinen Religion bekennte, wenn Jedermann ihr entsagt hätte u. s. w.

Wir schämen uns, diesen glänzenden Sophismen, die wie Lamartine's Phrasen, Sentimentalitäten und rhetorische Künsteleien das grosse Publikum irre geleitet haben, und wie das ganz natürlich ist, stets irre leiten werden, weiter zu folgen, der Verf. selbst sagt davon: Singulière introduction, on en conviendra, d'une adresse destinée à justifier la constitution civile du clergé! Wir wollen jedoch noch hersetzen, was Mirabeau von der christlichen Religion insbesondere sagt. Dergleichen hatte und hat noch immer grosse Wirkung, uns lässt es ganz kalt, es scheint uns in den mehrsten von dergleichen oratorischen Kunststücken das zu fehlen,

Digitized by Google

was Cicero vor allen fordert, wenn er sagt, pectus facit disertum. „Gehen wir zum Ursprunge der Religion zurück, sagt Mirabeau von der christlichen Religion, deren Wesen Leuten wie er und sein Talleyrand und sein Danton waren, ewig fremd bleiben muss, so können wir uns nur, wenn wir auf ihren Ursprung zurückgehen, eine Vorstellung von ihrem wahren Wesen machen und diejenige Art der äussern Ausübung bestimmen, unter welcher sie nach dem Willen ihres göttlichen Stifters (welche schändliche Heuchelei!) auf der Welt herrschen sollte. Das Evangelium ist seinem Wesen nach eine ganz geistige Anstalt, welche den Sterblichen nur insofern dargeboten wird, als sie noch eine andere Bestimmung haben, die über das Ziel der bürgerlichen Gesellschaft hinausgeht (wie perfid! als wenn irgend etwas Geistiges ohne Körper in dieser Welt Realität haben könnte!), und von allen ihren politischen Verhältnissen unabhängig ist. Das Evangelium ist gewissermassen eine zweite Vernunft, ein Supplement des Gewissens, keineswegs für die Gesellschaft ein neuer Gegenstand gesetzgebender Maassregeln (man sieht, das ist blosser Wortkram). Das Evangelium, als es auf der Welt erschien, verlangte von den Menschen nur, dass sie es annähmen von den Regierungen, dass sie es duldeten. Dieser Zug zeichnet es von seinem Ursprunge an von allen andern Religionen aus, welche die Welt tyrannisirt hatten u. s. w.

Der Verf. nimmt das, was Mirabeau sagt, ganz wörtlich, weil er zu der Gemeinde gehört, welche glaubt, dass eine Religion ohne Kirche möglich sey, er merkt daher nicht oder will nicht merken, dass diese Worte um so verderblicher sind, je freundlicher sie lauten. Christus selbst und seine ersten Schüler blieben in der ersten Zeit innerhalb der jüdischen Kirche; der rein innerlichen Religion, die sie predigten, lieh also das Judenthum eine äussere Hülle. Gleich hernach schufen die Apostel selbst eine Kirche, weil sich aber der Staat ihrer nicht annahm, musste sie Geschenke nehmen, und ihre Vorsteher, weil sie Menschen waren, dachten, je mehr sie für die Kirche erhielten, desto besser sey es, und Constantin gab der Kirche Eigenthum, statt ihr ein budget des cultes zu geben. Statt Schenkungen zu verbieten, ging er mit dem Beispiele voran. Das richtete die Kirche zu Grunde, wie Dante vortrefflich nachgewiesen hat.

Wir können uns des Lächelns über die jungen Leute nicht enthalten, die in Paris, wie uns Hr. Lutteroth mündlich sagte, jetzt die Uneigennützigkeit der ersten christlichen Lehrer predigen! Wir sind unwillig, wenn gepriesen wird, dass man unter dem Druck der Umstände zum ächten Christenthum gelangte. Das hatte ganz andere Ursachen, als hier angegeben

Digitized by Google

werden, wo alles Gute davon hergeleitet wird, dass der Staat die Kirche nicht unterstützte. Es würde uns leicht seyn, jedem Beispiele, das der Verf. anführte, sehr viele andere entgegenzusetzen, welche beweisen, dass die Vernachlässigung der Sorge des Staats für die äussere Wohlfahrt der Kirche stets theils den blindesten Aberglauben, theils eine Erb- und Dotationsschleicherei, wie die zu den Zeiten der früheren Verfolgungen der Kirche zur Folge hatte. Die jungen Leute, die, wie uns Hr. Lutteroth gesagt hat, mit so vielem Enthusiasmus die Aufopferungen der Geistlichen der ecclesia pressa den Parisern, die wegen ihrer Religiosität nicht gerade berühmt sind, als das Wesen des Christenthums und als das Ziel der Menschheit preisen, mögen es sehr gut meinen, wie viele Socialisten und Communisten ebenfalls; aber sie kennen das Leben nicht und bedenken nicht, dass es der contemplativen und apostolischen Seelen sehr wenige, der pflichttreuen Menschen dagegen noch immer eine ziemliche Zahl gibt. Will man aber Pflichttreue, so muss man auch billige äussere Vortheile gewähren und nichts Unmögliches verlangen.

Wenn der Verf. den Bischof Grégoire als Muster und Vorbild idealer, auf Staatsbesoldung verzichtender Priester will gelten lassen, so ist ihm dies doch schwerlich Ernst, da der gute, höchst achtbare Grégoire bekanntlich viel zu sehr Schwärmer war, als dass man voraussetzen durfte, dass viele Menschen, wie sie nun einmal sind, handeln und denken würden, wie er that. Ausserdem sind ausserordentliche Opfer, die man in gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen gern bringt, keine Beweise für das, was gewöhnlich zu geschehen pflegt und verständiger Weise geschehen muss. Dies ist unsere Antwort auf den Satz pag. 30.

Ainsi, avant que la loi n'eût dit: „La république ne salarie aucun culte," l'evêque de Blois, organe de la partie saine du clergé (?) était venu dire: „Nous abandonnons le revenu attaché à nos fonctions." L'église renonce au salaire avant que l'état ne le lui retire, mais elle réclame énergiquement la liberté qu'elle ne peut tenir que de sa main et qu'elle a droit d'exiger. Ohne Dotation, ohne Salair bliebe ihr also nur die Hülfsquelle der Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner übrig und sie wären freilich nicht vom Staate, wohl aber vom Aberglauben des gemeinen Haufens oder von der Laune reicher Protectoren abhängig. Wer zu viel von den Menschen erwartet, wird gewiss betrogen. Man darf sich der Hingebung freuen; fordern darf man sie nicht. Robespierre und Cambon, obgleich der Erste von Lamartine die Vernunft genannt wird, sind für uns andere schlechte Zeugen, wenn es gleich scheint, dass sie jetzt in Frankreich wieder zu Ansehen gekommen sind, wir sehen daher

Digitized by Google

zu unserm Erstaunen, dass ein Mann wie Hr. Lutteroth sich auf sie beruft. Wie können sich die Pariser Enthusiasten der Association einbilden, dass in unsern Zeiten, wo auf der einen Seite die Schwierigkeit sich die nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen, für ganze Menschenklassen so gross geworden ist, auf der andern materialistische, oder doch alles Göttliche im Menschen zerstörende Grundsätze nicht blos gelehrt, sondern auch praktisch geübt werden, Privatleute, besonders die ärmere Klasse, die nicht einmal den Elementarunterricht bezahlen kann oder will, Geld für den Cultus ausgeben würden? Freiheit ohne Brod ist leer, wie das weiseste Gesetz ohne Kraft und Nachdruck, es gelten zu machen, lächerlich ist.

Wir wollen blos, um deutschen Lesern, welche Lamartine's Geschichte der Girondisten nicht kennen, einen Begriff von der Art zu geben, wie man in Frankreich die Geschichte der Schreckenszeit philosophisch, rhetorisch, poetisch, oder wie hier geschehen ist, theologisch zu Ehren bringt, anführen, was hier von Robespierre und Cambon gesagt wird. (Man vergleiche es mit dem, was Lamartine in den Girondisten sagt, und man hat das Urtheil zweier ganz braven und rechtlichen, philosophirenden, sehr christlichen Männer.) Was mögen erst die Andern sagen, Ledru-Rollin, Blanqui, Louis Blanc, Raspail? Von Robespierre rühmt der Verfasser das Edict vom 7. Mai 1794, instituant la fête en l'honneur de l'être suprême, declarant de nouveau que la liberté des cultes était maintenue et que ceux qui troubleraient un culte quelconque seraient punis selon la rigueur des lois. Was Robespierre nach dem Verf. glorreich begonnen hat, vollendet Cambon. Dieser lässt am 20. September 1794 decretiren: „Que la république française ne payerait plus les frais, ni les salaires d'aucun culte." Cambon gibt uns in seinem Bericht zu verstehen, dass er dies schlauer Weise decretiren liess, weil diejenigen, welche den Dienst in den Tempeln der Vernunft und der Philosophie und auch in den Kirchen besorgten, die man nicht dem christlichen Gott, sondern Robespierre's höchstem Wesen geweiht hatte, den Convent bestürmten, Summen für ihren Cultus auszusetzen. Das liess sich hören; aber die Katholiken? Den Katholiken (denen man die Dotation weggenommen hat) die Unterstützung des Staats in einem Lande entziehen, wo $^{19}/_{20}$ der Einwohner katholisch sind, das hiesse diese Art des Cultus ganz verbieten. Ein Protestant wie Hr. Lutteroth sollte so etwas nicht vorschlagen, wir protestiren daher dagegen, als gegen eine der Religion und auch der Moral verderbliche Maassregel. Um gerecht zu seyn, wollen wir anführen, auf welche Weise er seinen Satz von der Nothwendigkeit, kein budget du culte zu dulden, durch Cambon's Auctorität zu rechtfertigen sucht, und

Digitized by Google

dabei Robespierre als Quelle von Cambon's Staatsweisheit anführt und preiset.

„Die Erklärung der Nichtbesoldung durch den Staat, sagt Cambon pag. 38, wird dem Streben der Ehrgeizigen eine Schranke setzen, die, um sich Anhänger zu verschaffen, stets neue Religionssysteme zu schaffen suchen und so das Volk vermöge der Diener der Kirchen, die sie geschaffen haben, unter's Joch bringen." Als er dies sagte, fügt Hr. Lutteroth hinzu, dachte Cambon an das, was sein College Robespierre gesagt hatte. Ein Hauptgrund, den er für Nichtbesoldung der Geistlichen geltend machte, war, dass nach dem republikanischen System keine Bezahlung aus der Staatskasse kann geleistet, keine Besoldung in Anspruch genommen werden, als an und von Staatsdienern, und dass kein Staatsdienst darf geschaffen werden, als nur für solche Geschäfte, die allen Bürgern ohne Ausnahme nützlich sind." Sobald Freiheit der Meinungen und des Streits über Meinungen gegeben ist, sobald Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse gestattet ist, und über die verschiedenen Glaubensmeinungen um so lebhafter gestritten wird, je aufrichtiger gläubig und je eifriger ihre Bekenner sind, kann in den Augen der Nation die Unterhaltung derselben von Seiten der Nation nicht mehr den Charakter des allgemeinen Nutzens haben, der ihr erforderlich scheint, um irgend eine Ausgabe dafür der Staatskasse aufzubürden. (Es wundert uns, dass Männer, wie die der Société pour l'application du christianisme nicht einsehen, wie elend diese Argumentation ist und wie leicht es ist, vermöge derselben zu bestreiten, dass es rathsam sey, allgemeine Duldung oder besser Indifferenz im Staate zuzulassen.) „Die Freiheit der verschiedenen Gottesverehrungen, fährt Cambon fort, oder besser, die Verwirrung der Gedanken (désordre des pensées) in Beziehung auf Religion, passt sich nicht zur Begünstigung einer derselben von Seiten des Staats; auch hat der Staat noch niemals irgend eine Religion als Staatsreligion angenommen, als nur unter der Bedingung, dass so wenig Religionen als möglich da seyen, oder wenn der Staat es vermochte, hat er sie stets auf eine einzige zurückgebracht. Cambon war Kaufmann und ein wackerer uneigennütziger Mann, trotz seines Antheils am Rasen und Morden; aber vom religiösen Bedürfniss, von der Bedeutung des religiösen Mechanismus (um den Ausdruck zu gebrauchen), des Anthropomorphismus und der äussern Disciplin für die Moralität der Massen verstand er nichts; das geht aus diesen Worten hervor.

Was der Verf. hernach anführt, dass, wie die Zahlungen aufhörten, unwürdige Geistliche abtraten und dass fünf enthusiastische Bischöfe eine

Digitized by Google

Art Deutschkatholizismus oder Lichtfreundschaft zu stiften suchten, beweiset das Gegentheil von dem, was er zu beweisen sucht. Diese Frommen haben gar nichts ausgerichtet; dagegen begannen seit der Zeit, die von Legitimisten und absoluten Regierungen mit Geld unterstützten Jesuiten ihr Spiel. Wer mit der reinen Vernunft oder mit dem wahren Glauben allein in unsern Tagen die Welt bekehren will, kann wohl hie und da einen Proselyten machen, aber niemals die Massen bekehren. Die wenigen Weisen, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, bedürfen allerdings des Cultus und der Dogmatik nicht, von diesen ist aber die Rede nicht, wenn man eine öffentliche Gottesverehrung verlangt, welche Kosten des Staats fordert. Der Verf. ist zu redlich und wahrhaftig, um die Folgen der von ihm gerühmten Freiheit der Kirche, oder vielmehr der Nichtbesoldung der Geistlichen und der Nichtzahlung der Kosten des Cultus zu verhehlen. Nachdem er uns nämlich davon unterhalten hat, wie zur Zeit der Revolution erst die Constitution civile du clergé ausser Anwendung kam, dann seit 1795 allen Hindernissen zum Trotz Gemeinden und öffentliche Gottesverehrung sich neu gestalteten, geht er auf die Folge der Vernachlässigung der Bedürfnisse der Kirche von Seiten des Staats über, und sagt pag. 40:

„Das grösste Hinderniss der Wiederbelebung des äussern Gottesdienstes fand sich, wie man erwarten kann, in der Gleichgültigkeit (insouciance) oder in dem übeln Willen der Bevölkerung. Es ist einleuchtend, dass die Franzosen, welche die Altäre umgestürzt hatten, keine Lust haben konnten, persönliche Opfer zu bringen, um sie wieder aufzurichten. Daraus entstanden dann einige Zeit hindurch wahre Leiden für die Geistlichkeit, deren Beschaffenheit wir durchaus nicht zu verbergen Willens sind. Der Satz, den wir behaupten, wird durch die Selbstentäusserung und die Hingebung dieser muthigen Priester während der Zeit, dass man sie ihrem Schicksale überliess, am besten bewiesen. (Daraus würden ganz natürlich zwei ganz absurde Sätze fliessen: 1) dass man aus dem, was in ganz besondern Umständen von einigen enthusiastischen Männern geleistet wird, auf's Allgemeine schliessen kann; 2) dass man, um gute Geistliche zu haben, sie sehr knapp halten muss.) Der Verf. gesteht selbst, dass die Geistlichen rührende Klagen und dringende Bitten an die Gesetzgeber jener Zeit richteten, dass sie ihnen flehentlich vorstellten: „Gesetzgeber, wir flehen, schrieben sie, um Menschlichkeit, um Gerechtigkeit! Wir sind dem schrecklichsten Elend preisgegeben. Die grössten Verbrecher erhalten wenigstens Brod in ihren tiefen Kerkern, und wir, die eigentlichen Apostel der Freiheit und Gleichheit, finden keins unter unsern Mitbürgern."

Digitized by Google

Der Verf. ist ehrlich genug, einzugestehen, dass derselbe Grégoire, den er als einen Zeugen dafür angeführt, dass der Staat nichts für den Cultus zahlen dürfe, sich heftig dagegen erhob, dass man die Lehrer der Religion nicht mit Geld unterstütze, und dass er erklärte, dass es die höchste Ungerechtigkeit sey, dass der Staat die Güter der Kirche eingezogen habe und doch nichts für die Kirche thue. Grégoire, sagt der Verf., nannte es einen infamen Bankerott, dass der Convent die den Priestern und Klostergeistlichen decretirten lebenslänglichen Pensionen einzog. Er hoffte, der neue gesetzgebende Körper werde sie ihnen wiedergeben, auch gab wirklich ein Decret des executiven Directoriums vom 13. Germinal des 4. Jahrs der Republik Vorschriften, nach welchen die Listen der geistlich genannten Pensionärs gemacht und die Art der Bezahlung bestimmt werden solle. Der Verf. und die andern Herren der Association, die trotz ihres contemplativen oder zelotischen Eifers ebenso wenig als Hr. Coquerel Willens seyn möchten, ihre Subsistenz von der Arbeit ihrer Hände zu suchen, geht in seinen Zumuthungen an Geistliche, oder wenn man will, in seinen Erwartungen von den Wundern, welche der Mangel wirken würde, so weit, dass er es sogar der Religion nützlich findet, dass die armen, alten, der Arbeit ungewohnten Geistlichen auch durch das Decret von 1797 getäuscht wurden. Ihre Pension nämlich betrug 800 Franken, sie ward aber in Assignaten bezahlt, die ohne allen Werth waren. Darüber heisst es: Beaucoup de membres du clergé demandaient leur subsistance au travail de leurs mains; plus ils acceptaient l'épreuve avec résignation, plus il leur était facile, de reconquérir la confiance du peuple. Die Folgen dieser nicht freiwilligen, sondern gezwungenen Rückkehr zur Armuth der ersten Kirche zählt der Verf. selbst auf, fühlt also nicht oder will nicht fühlen, wie verderblich jetzt neue Schenkungen oder die Verpflichtung der Gemeinden, die Kosten der Kirche aus dem Beutel der Privatleute zu bestreiten, werden würde, wenn die Kirche ganz unabhängig vom Staate wäre. Mit einer vortrefflich organisirten, disciplinirten Einrichtung und mit einer ganz streng subordinirten Priesterherrschaft vom königlichen Erzbischof bis zum Todtengräber herab hätte dann die katholische Kirche auch ein Steuersystem und Finanzen. Oder meint Hr. Lutteroth, die katholische Kirche könnte und wollte ihrer Organisation entsagen? Was die erwähnten Folgen angeht, so heisst es von dem unseligen, der Religion und ihren Dienern so verderblichen, wieder erwachten oder vielmehr, was freilich der Verf. nicht sagt, durch Aengstigung frommer Gemüther wieder erweckten Schenkungseifer: „Nach und nach gewöhnten sich die Gläubigen, denen, welche ihnen geistlichen Trost

Digitized by Google

gaben, weltliche Hülfe zu leisten. Hie und da zeigte sich der religiöse Eifer sogar auf eine glänzende Weise." (Der Verf. glaubt also in der That, dass es besser war, dass die armen Bewohner der Vogesen sich des Nöthigsten berauben mussten, um Kirche und Geistliche zu haben, als dass der Staat dafür sorgte?) Die Bewohner von Liezey in den Vogesen, sagt er, bauen eine Kirche, nicht blos mit ihrem eigenen Gelde, sondern mit ihren eigenen Händen. Männer, Weiber, Kinder, alle arbeiten daran; es entsteht eine neue Gemeinde, an deren Spitze der Bischof einen Pfarrer setzt. Wir haben dieselben Erscheinungen bei Bildung deutschkatholischer Gemeinden gesehen, aber das sind immer vorübergehende Erscheinungen, die auch bei den politischen Bewegungen unserer Tage und neulich beim Flottenbau in Deutschland vorkamen. Es ist aber vom Cultus für 30 bis 35 Millionen Menschen die Rede. Hr. Lutteroth und seine protestantischen Freunde können von ihren lange verfolgten, verhältnissmässig an Zahl geringen Glaubensgenossen, deren Cultus sehr wohlfeil ist, keine Regel hernehmen, sie blieben vermöge ihrer Einrichtung Privatgesellschaften. Das sagt er hernach selbst in einer Stelle, die wir weiter unten wörtlich einrücken wollen. Was einer Landgemeinde möglich ist, wird auf dieselbe Weise in einer grossen Stadt unausführbar. Wenn der Verf. hernach Tertullian und das Journal ecclesiastique dafür anführt, dass jede Religion ihre Bekenner besteuern müsse, um die Kosten der Unterhaltung ihres Cultus aufzubringen, so sieht er, dass dann entweder eine Verschiedenheit der einzelnen Gemeinden und die äusserste Noth einiger derselben unvermeidlich ist, oder dass ein furchtbarer Druck erfolgt. Man sehe, wie es in England, ungeachtet die Kirche reich dotirt ist, mit den church rates und den poor rates herzugehen pflegt. Wenn das Concilium, welches gegen das Ende 1797 zu Paris gehalten ward, ein förmliches Steuersystem der Kirche zu begründen suchte, so hiess das doch offenbar, neben der weltlichen Republik eine geistliche gründen. Der Verf. und seine Freunde sind ganz anderer Meinung als wir. Er sagt: Le concile rendit un decret fort bien motivé, dont voici le principal article: La religion impose aux fidèles l'obligation de fournir aux besoins de leurs pasteurs, aux dépenses du culte et aux frais communs du diocèse. Wer würde sich gern gefallen lassen, von den fidèles und ihren pasteurs, statt vom Staate besteuert zu werden? Nichtsdestoweniger rufen die Herren triumphirend aus: Le devoir des fidèles était ainsi formellement substitué au devoir imaginaire de l'état.

Der Verf. mag Recht haben, wenn er, sich auf Grégoire stützend, behauptet, Bonaparte's Concordat habe nicht, wie man gewöhnlich sagt,

Digitized by Google

die Altäre wieder aufgerichtet, sondern sie seyen schon wieder errichtet gewesen; allein wie war ihr Zustand? Welche Verwirrung und Unordnung musste damit verbunden seyn, dass die Beiträge nicht beigetrieben werden konnten und dass, wer ungläubig seyn wollte oder sich vor der Hölle nicht fürchtete, heute zahlte, morgen nicht? Die Thatsache, welche der Verf. aus Grégoire's Annales de la religion anführt, scheint uns am besten zu beweisen, dass der Staat, der doch für Arme und Verbrecher sorgen muss, auch verpflichtet war, wie hernach auch geschah, für das Bedürfniss einer so bedeutenden Zahl aufrichtiger Katholiken zu sorgen, und sie nicht den drohenden Forderungen oder den stürmenden und Seligkeit verheissenden Bitten der Pfaffen zu überlassen. Grégoire sagt: „Alle Kirchen waren zur Zeit der Verfolgung zu den Nationaldomänen gerechnet worden; eine Aufzählung, welche im Vendemiaire des 5. Jahrs (1795) von der Domänenverwaltung gemacht wurde, also vier Jahre vor dem Concordat, beweiset, dass damals 32,214 Gemeindesprengel, in welchen allen mehrentheils beeidigte Priester angestellt waren, ihre Kirchen wieder geöffnet hatten und Gottesdienst hielten, und noch 4,574 andere waren für denselben Zweck in Anspruch genommen. Der Verf. geht hernach S. 45 auf die Protestanten über, und zeigt selbst, dass von dem, was unter anderthalb Millionen über ganz Frankreich zerstreuten, an freiwillige Beiträge gewohnten Protestanten geschah, auf das, was von dreissig Millionen gefordert werden darf, nicht geschlossen werden kann. Der Verf. gesteht selbst ein, dass die Protestanten auch durch die assemblée constituante nichts verloren und nichts empfingen, da hingegen die Katholiken Alles verloren. Er sagt: Die Protestanten hatten ihren alten Gebrauch, ihre Geistliche zu besolden, nicht aufgegeben. — — — Als daher der Convent am Ende des Jahrs 1794 decretirte, dass die Republik ferner nicht mehr die Kosten des Cultus und die Besoldung der Geistlichen zahlen werde, so brachte dies Decret unter ihnen keine Störung hervor; denn sie hatten einmal die Gewohnheit angenommen, durch freiwillige Beiträge für die Kosten des Gottesdienstes zu sorgen. Kurz vor der Revolution war die Besoldung der Geistlichen in der Normandie auf 900 livres, in Oberlanguedoc auf 900 livres bestimmt und diese blieb ihnen fast überall. Das Gesetz vom Jahr X (Bonaparte's Gesetz: pour relever les autels) fand den protestantischen Gottesdienst ganz organisirt vor, denn es heisst im 27. Artikel desselben: „Alle protestantischen Pfarrer, welche gegenwärtig angestellt sind, werden provisorisch bestätigt." Dann geht der Verf. zur Einrichtung Bonaparte's über, welche die Geistlichen zu besoldeten Staatsdienern machte.

Digitized by Google

Dass ein Concordat mit dem Papste und eine Verbindung der Geistlichkeit mit der Art Regierung, welche Bonaparte nach und nach einzuführen verstand, mit der Besoldung der Geistlichkeit und der Unterhaltung des Kirchendienstes aus der Staatskasse verbunden war, hatte mit dem Grundsatze Nichts gemein; es war ein Missbrauch, wie die Entartung der Kirche im Mittelalter vermöge der Schenkungen ein Missbrauch des Grundsatzes der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat gewesen war. Wenn der Verfasser über das Concordat Thiers, Grégoire, und de Pradt anführt, so beweist er mehr Talent zum Advokaten für und gegen, als zum kritischen Beurtheiler des Vergangenen; denn alle drei sind einseitig und rhetorisch, gar arg ist es aber, wenn er p. 53 auch das anführt, was Lamartine über das Concordat um 1845 auf der Tribüne der Deputirtenkammer sagte. Wer kann einem Manne, der noch viel eitler und in seinen Urtheilen, wie in der Partei, die er begünstigt, noch viel schwankender ist als Thiers, die geringste Autorität beilegen, wenn er ihn auch noch so gern liest? Lamartine stand 1845 den schwärmenden Katholiken ebenso nahe, als 1848 den Trägern der rothen Fahne. Mit dem Streit über das Concordat und über einzelne Artikel desselben, den der Verfasser hernach führt, haben wir Nichts zu thun, das geht Frankreich im Besondern an, wir bestreiten bloss den Grundsatz, dass man die Sorge für Unterhaltung der äussern Gottesverehrung, als der einzigen Stütze der Moral der Masse, in unsern Zeiten der religiösen Begeisterung, d. h. den Privatleuten allein, überlassen dürfe. Bei dieser Gelegenheit trifft der Verfasser sonderbarer Weise mit seinen ärgsten Feinden, den rheinischen und belgischen Jesuiten, zusammen. Er grollt, dass die deutschen Pfründen und Abteien, ja dass die geistlichen Kurfürstenthümer eingezogen wurden, wie würden wir Armen, die wir jetzt schon durch eitle und ehrgeizige Leute um die Frucht des Leidens seit März betrogen werden, dann erst aus einer Verlehrtheit in die andere gebracht werden!! Wie würde dann neben dem alten Kaiserthum und Rätterthum das Pfaffenthum blühen!!

Der Verfasser selbst muss übrigens doch am Ende zugeben, dass man in unsern Tagen nicht hoffen darf, dass das Bedürfniss des öffentlichen Gottesdienstes je so allgemein werde gefühlt werden, dass 35 bis 40 Millionen Menschen freiwillig aus eignem Beutel dafür sorgen sollten. Er führt nämlich p. 61 an, dass Ludwig XVIII. am 10. Juni 1814 sechs Tage nach Bekanntmachung seiner verliehenen Constitution (charte) eine Ordonnanz erliess, welche die Verordnung abschaffte, dass geistliche Stiftungen nur in Staatsrenten gemacht werden dürften. Es ward erlaubt, dass mit Vorbehalt der königlichen Einwilligung Stiftungen, Vergebungen

Digitized by Google

und Vermächtnisse in liegenden Gütern für Kirchen, Seminarien, kirchlichen Aufwand für den Gottesdienst und Religionsgesellschaften gemacht, dürften angenommen werden. Diese Ordonnanz ward am 2. Januar 1817 zum Gesetz gemacht. Nun folgt, was wir mit den eigenen Worten des Verfassers einrücken wollen, weil es gegen ihn zeugt:

Les dispositions de cette loi auraient été suffisantes pour constituer un clergé propriétaire, si la ferveur catholique avait été alors assez vive pour déterminer comme autrefois aux grands sacrifices.

Er fügt dann hinzu, dass allerdings Schenkungen gemacht worden seien, welche übertrieben scheinen könnten; aber obgleich sie dadurch gefördert worden, dass die Regierung frommen Stiftungen sehr gewogen gewesen, so seien sie doch nicht reichlich genug ausgefallen, um die Verhältnisse der Geistlichkeit wesentlich ändern zu können, sie sei eine besoldete geblieben wie vorher. Von diesem Besoldetseyn leitet der Verfasser sonderbarer Weise den ganzen nachtheiligen Einfluss her, den der französische Clerus seit 1816 ausgeübt hat. Die Revision der Constitution um 1830, heisst es weiter, führte keine Veränderung in Beziehung der Religionsverhältnisse herbei, als dass der Satz, dass die katholische Religion Staatsreligion sei, dahin umgeändert ward, dass sie die Religion der Mehrzahl der Franzosen sei, und dass auch den jüdischen Geistlichen eine Besoldung vom Staat zugesichert ward. Was hernach weiter angeführt wird, hat wieder gar Nichts mit der Besoldung aus der Staatskasse gemein. Das, worüber er klagt, ist dasselbe jesuitische Treiben und das Bestreben, die ehemaligen Zustände zurückzuführen, welches der treulosen, gierigen, gewissenlosen Regierung Louis Philipp's und seiner eingebildeten Minister überhaupt zugeschrieben wird. Ganz und durchaus sophistisch, und eines Mannes wie Herr Lutterroth durchaus unwürdig ist der Satz, worin er, der doch gewiss seine Art des Gottesdienstes für eine Anstalt göttlicher Einsetzung und ewiger Dauer hält, zu verstehen gibt, dass der Cultus der Mehrzahl der Franzosen durch Geld aufrecht erhalten wurde. Die Stelle lautet p. 70: Le privilège du salaire attribué à certains cultes (nicht so, sondern den durch die Zeit bewährten und von einer sehr bedeutenden Zahl von Staatsbürgern als die ihrigen erkannten), en leur assurant des ressources qu'ils n'auraient peut-être pas trouvées, s'ils avaient été abandonnées à eux mêmes à s'opposait d'ailleurs à la lutte à conditions égales des croyances entr' elles. L'état garantit en réalité aux cultes salariés un prologement de vie, alors que n'étant plus en rapport avec les vrais besoins de la société, ils s'éteindraient sans son aide.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lutterroth, Appel a l'opinion etc.

(Schluss.)

Der Verfasser hatte gleich auf dem Titelblatt der Schrift angegeben, er wolle sie abtheilen in Faits und Discussion; die Faits sind unseres Fachs, wir sind ihm also, soweit es die Kürze erlaubte, in dieser Abtheilung Schritt vor Schritt gefolgt. S. 73 beginnt die Abtheilung Discussion, die wir nur im Allgemeinen berühren wollen, weil das Discutiren unsere Sache nicht ist. Er macht sich die Sache übrigens ziemlich leicht, er behandelt sie rein theoretisch und dialektisch, statt sie empirisch und praktisch zu fassen. Er macht es wie Plato's Sophisten, er sagt nämlich, man führe für die Unterstützung des Cultus aus der Staatskasse an, entweder dass dies vortheilhaft für den Staat sei, oder dass es der Religion nütze; er wolle beweisen, dass Keines von Beidem der Fall sei. Man sieht die jungen Gorgias und Protagoras, von denen uns der Verf. rühmte, dass sie in Paris so begeistert und religiös für Nichtbesoldung redeten, verstehen ebenso gut wie die alten Sophisten, die Dinge aus der reellen Welt in die Dialektik, aus dem Leben und der Erfahrung ins Leere der Schlüsse herauszudisputiren. Ref. findet keinen Beruf, sich auf das Feld der Allgemeinheit zu wagen. Die Hauptsache scheint uns zu sein, dass Abhängigkeit vom Staate für das Wesen der Religion mit Abhängigkeit für die äussere Form mit Besoldung vom Staate verwechselt wird. Beides scheint uns aber ganz verschieden; der Staat wird im Innern die Kirche ganz frei lassen können, wenn er ihr nur im Aeussern Schranken setzt. Er wird den Glauben und die Meinung frei lassen, aber gewisse Thaten und Handlungen nicht dulden. Wie leicht sich die Pariser Herren das dialektische Disputiren über Dinge der Erfahrung machen, sieht man aus der Leichtfertigkeit, mit welcher hier ein Hauptgrund für die Unterhaltung des Cultus vom Staat abgefertigt wird. Dieser ist nämlich, dass bei der grossen Armuth der niedern Klassen, welche sie hie und da zur Verzweiflung treibt, und in Frankreich und Deutschland das Gesetz hervorgerufen hat, dass der Elementarunterricht, dessen Nutzen doch weit eher auch dem Rohesten einleuchtet, als der des Cultus, unentgeltlich gegeben werden

Digitized by Google

solle, nicht zu erwarten sei, dass sich der Arme auch noch für Cultus und Geistlichkeit besteuern werde. Darauf wird hier S. 83 Folgendes geantwortet: „Zuletzt glauben wir auch nicht, dass die ärmere Klasse der Bevölkerung durchaus nicht im Stande sei, für Unterhaltung des Cultus zu sorgen. Die Bedürfnisse der Seele sind doch am Ende ebenso dringend als die des Leibes, und da man diese Bedürfnisse auch beim armen Theil der Bevölkerung antrifft, so muss man wohl anerkennen, dass auch die Aermern, ohne vom Einnehmer der Contribution gezwungen zu sein, bereit sein werden, einige Opfer zu bringen, um dies Bedürfniss der Seele zu befriedigen. Man darf ein solches Opfer nicht bedauern (man bedenke, dies Raisonnement richtet sich an einen hungernden schlesischen Weber, an einen rohen Matrosen, an einen Bauer, dessen Kartoffeln die Kartoffelkrankheit ungeniessbar gemacht hat), denn man erhält dabei mehr als man gibt. Nur eine innere Ueberzeugung, die etwas kostet, ist eine persönliche Ueberzeugung, ganz verschieden von den luftigen Ueberzeugungen (ces convictions en l'air), von den in jeder Rücksicht gratis erworbenen Ueberzeugungen, die nichts Individuelles haben. Ja, auch im Namen des Armen verlangen wir Abschaffung der Zahlungen des Staats an und für die Kirche, denn diese Zahlungen rauben dem Armen mehr oder weniger den Besitz, der vorzugsweise ein Gut ist, wir meinen eine persönliche Religion, eine Religion, die er in Wahrheit selbst gewählt hat."

Ref. sieht, dass dergleichen Discussionen in der Mode sind und unserer Zeit nothwendig und philosophisch scheinen, er findet an dieser Art, über die ersten Grundlagen des Staats und der Religion hin und her zu reden, kein Vergnügen, hat also auch kein Recht, Tadel oder Lob auszusprechen; er hat, um seiner Pflicht Genüge zu thun, eine Probe gegeben. Wer Näheres wissen will, mag das Schriftchen selbst lesen, wir wollen nur noch hinzusetzen, dass in einem Appendice die ökonomische Seite berührt und im Einzelnen nachgewiesen ist, was die Unterhaltung des katholischen Cultus der französischen Nation jährlich kostet. Wir sollten denken, dass die Nothwendigkeit, dem Cultus soviele Millionen Katholiken aus der Staatskasse zu Hilfe zu kommen um so mehr einleuchten müsse, je bedeutender diese Summe ist.

Digitized by Google

Bibliothek ausgewählter Memoiren des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. Belle-Vue bei Constanz und Zürich, bei F. Schulthess. 1848.

Von dieser sehr nützlichen Unternehmung liegen dem Referenten, der die letzten Lieferungen noch nicht erhalten hat, vor:

1) *Horaz Walpole, Grafen von Oxford, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georg's II. und Georg's III. Erstlich ein Band, enthaltend Einleitung nebst: Das achtzehnte Jahrhundert in Walpole's Briefwechsel. 512 S. 8. Dann zweitens: Denkwürdigkeiten. I. Band. 467 S. 8. II. Band. 363 S. 8.*

2) *Denkwürdigkeiten über Italien vom General Wilhelm Pepe. Mit einer Einleitung. Uebersicht der italienischen Memoirenliteratur. I. Theil. Belle-Vue, 1847. 347 S. 8. II. Theil. Zürich, Schulthess. 368 S. 8. 1848.*

Walpole's Denkwürdigkeiten waren, soviel dem Verfasser dieser Anzeige bekannt ist, bisher noch nicht in deutscher Sprache vorhanden, obgleich sie für die englische Geschichte während des achtzehnten Jahrhunderts von grosser Bedeutung sind. Herr Pipitz, der durch mehrere schätzbare und gründliche Arbeiten bekannt ist, hat ganz neulich in demselben Verlage (Schulthess) „Studien über Oesterreich" herausgegeben. Dies Buch ist aber dem Referenten noch nicht zugekommen. Er hat bei Walpole's Denkwürdigkeiten darin grosses Verdienst, dass er das Wesentliche des englischen Originals der Memoirs und des ganz unendlichen Briefwechsels in drei Bände zusammengedrängt hat. Die Geduld der Engländer beim Lesen der Briefe und Denkwürdigkeiten ihrer berühmten Staatsmänner, der Kammerdiener derselben, der Sergeanten, Kammerjungfern und ihrer Angehörigen ist bekanntlich unerschöpflich. Was uns unerträglich gedehnt und lästig scheint, ist ihnen das Liebste. Da wird vom Grossvater und von der ganzen Sippschaft erzählt, wie sie sich kleideten u. s. w. Alles ist uns hier zwar nicht erspart; es ist noch viel Kleines und Kleinliches übrig geblieben, doch darf sich der Deutsche nicht durch die unendliche Langweiligkeit eines geistreichen Briefwechsels durcharbeiten, den ein Engländer schon allein darum studiren zu müssen glaubt, weil ihn ein Walpole verfasst und ein Russell herausgegeben hat. In der Form, in welcher hier Alles mitgetheilt wird, wird man unmittelbar

Digitized by Google

zu den Resultaten gelangen, ohne sich durch eine Masse von leerem Gerede durchwühlen zu müssen.

Nr. 2., Denkwürdigkeiten des General Pepe enthaltend, wird vielleicht den mehrsten Lesern der Jahrbücher weniger bekannt sein, als das englische Werk, da von dem Briefwechsel ja auch neulich noch in allen englischen Journalen soviel die Rede war. Die Einleitung über die italienische Memoirenliteratur und der dritte Theil der Denkwürdigkeiten selbst sind noch nicht in den Händen des Referenten, er kann daher nur von den beiden ersten Theilen eine Uebersicht des Inhalts geben. Die Vorrede ist aus London im Dezember 1846 datirt und der damals geflüchtete Verfasser sagt am Schlusse derselben, welche Art von Belehrung für Engländer und Deutsche in seinem Buche zu finden ist. „Meine nicht italienischen Leser", lautet der Schluss der Vorrede, „mögen in diesen Blättern eine nützliche Belehrung finden, und vielleicht werden sie nicht ohne Vergnügen von Ereignissen vernehmen, welche bei der strengsten geschichtlichen Wahrheit nicht selten an die wunderbaren Ereignisse der Romane erinnern."

Die ersten sieben Seiten enthalten einen summarischen Bericht über die Jugendgeschichte des Verfassers, der um 1783 geboren und eines der jüngsten Glieder einer Familie von zwei und zwanzig Kindern war. Das zweite Capitel handelt sehr flüchtig von der Verwaltung des neapolitanischen Reichs durch die Königin Carolina und den General Acton bis auf das Jahr 1798. Zu diesem Capitel hat Pipitz in den Noten dem Bericht, der nur summarisch den Gang der Dinge angibt, die nöthigen ergänzenden historischen Notizen beigefügt. Das dritte Capitel handelt von dem wichtigen Jahr 1798. In den diesem und dem folgenden Capitel vom Herausgeber beigefügten Noten sind insbesondere in Beziehung auf Mack und seinen Zögling und Bewunderer, den Grafen Dietrichstein, den Souwaroff in seinen Briefen so vortrefflich charakterisirt, sehr nützliche Winke gegeben. Man kann aus dem, was im Text und in den Noten berichtet wird, zugleich lernen, wie schwierig es ist, über öffentliche Charaktere ein sicheres Urtheil zu fällen, da selbst ein Mack und ein Dietrichstein ihre Lobredner und Bewunderer haben. Wir können uns hier übrigens auf die Geschichte des Jahrs 1799, welche auch im folgenden fünften Capitel fortgesetzt wird, nicht einlassen. Dies ist auch nicht erforderlich, da Pepe keine Rolle in der parthenopäischen Republik spielte, sondern nur Officier der Nationalgarde war. Auch das sechste Capitel bis S. 112 handelt noch von der Geschichte des Jahrs 1799, vom Untergange der Republik und von den Grausamkeiten, welche vor

Digitized by Google

und nach der Rückkehr der Königin nach Neapel dort geübt wurden. Nelson's Betragen wird auch von Pepe, wie von Colletta und Andern, heftig getadelt, und auch der Herausgeber hat in den Noten Manches, was sich darauf bezieht, angeführt, auch Vieles zum Vortheil des Admirals vorgebracht. Man kann ein grosser Held und doch, moralisch betrachtet, sehr klein sein; man denke an Marlborough, an Soult, Massena, Ney und Consorten, an Lord Clive und an Wellington, ja sogar an unsern Held Blücher. Wir würden übrigens Nelson, der der neapolitanischen Regierung helfen, nicht sie schulmeistern sollte, ganz besonders vorwerfen, dass er nicht allein zum Siegen, sondern dass er auch zum Strafen und Rächen half, was er der Königin Caroline allein überlassen konnte. Pepe war unter den Republikanern, welche man erst in den Kerker, hernach aber doch nach Marseille gehen liess. In Marseille erhielten sie die Nachricht, dass Bonaparte glücklich aus Aegypten zurückgekehrt sei. Pepe berichtet S. 124: Einer unter ihnen Alexander Petrucci, habe, als er die Kunde vernommen, ausgerufen: „Es ist geschehen um die Freiheit Frankreichs!" Nach kurzem Aufenthalte in Marseille trat Pepe in die italienische Legion, welche der erste Consul für seinen Zug nach Italien bildete, und zog mit dieser italienischen Legion im Mai 1800 unter Bonaparte nach Italien. Das achte Capitel beginnt daher mit dem Zuge zur Vertreibung der Oesterreicher aus Italien. Dies achte Capitel begreift die Jahre 1800 und 1801. An Prahlereien und Uebertreibungen lässt es übrigens der Herr General nicht fehlen, den sein italienischer Patriotismus oft ebenso verblendet und irre leitet, als viele unserer Landsleute der teutonische. Als Privatgeschichte lässt sich dies achte Capitel zur Unterhaltung sehr gut lesen, für die politische Geschichte jener Zeit lässt sich Wenig oder Nichts daraus lernen. Sonderbare Fügung war es aber, dass Pepe, als er nach der Auflösung der italienischen Legion wieder Dienste suchte, auf den Einfall kam, unter der französischen Armee in Aegypten zu dienen, und dadurch mit dem künftigen König von Neapel in Berührung kam. Murat kommandirte nämlich damals in Florenz; an diesen wandte sich Pepe um Empfehlung und brachte ihm desshalb ein rühmliches Zeugniss von Lecchi bei, unter dem er gedient hatte. Aus der Reise nach Aegypten ward Nichts, weil Pepe die Summen verspielte, die er vom Vater dazu erhalten hatte. Von dem Augenblick an begann er mit vielem Glück die Laufbahn eines politischen Abenteurers und Conspiranten, welche er seitdem nicht mehr verlassen hat. Das neunte Capitel, worin der achtzehnjährige Jüngling uns erzählt, wie er gegen Ferdinand conspirirend für Pignatelli reiste und arbeitete, als

Digitized by Google

dieser, einverstanden mit dem Kriegsminister, der cisalpinischen Republik im Vertrauen auf die Franzosen, welche damals die neapolitanischen Häfen besetzt hielten, einen Aufstand organisiren wollte, ist sehr anziehend in Beziehung auf den Charakter der Italiener und auf das Conspiriren, wie es jetzt auch diesseit der Alpen getrieben wird. Der Plan misslang, und Pepe suchte neue Abenteuer in Cisalpien, weil er, wie Alle, welche einmal die wühlende Bahn betreten haben, nicht ruhen konnte. Er hätte, da sein Vater ein reicher Mann war, der willig Geld hergab, von dessen Gelde im Neapolitanischen ebenso gut leben können, als in der Lombardei. Ein Schiffbruch und leichtsinnige Verschwendung nöthigten ihn, nach Neapel zurückzukehren, und er trieb dann dort und in Calabrien wieder das Conspirationsgeschäft. An Lügen fehlt es in diesem zehnten Capitel (1802—1803) nicht, und der Verfasser gesteht selbst, dass er, um seine Conspiration zu Stande zu bringen, auf solche Art gelogen habe, dass er selbst erstaunt sei, als seine Fabel Glauben gefunden habe. Leute, die nicht conspirirten, müssen indessen sehr wenig Zutrauen zu ihm gehabt haben, weil sie sogar nicht glauben wollten, dass er Schiffbruch gelitten habe. Pignatelli's Conspiration ward entdeckt und es folgten die bei politischen Verbrechen gewöhnlichen Verfolgungen gegen Schuldige und Unschuldige. Wer nicht lügen konnte und ganz gewissenlos war wie Pepe, der wurde ganz unglücklich. Das Beste, was man daraus lernt, ist, dass in Neapel und Spanien bis auf den heutigen Tag die Unterthanen und die Regierungen sich abwechselnd verfolgen und in Verbrechen, im Verrath, Mord und jeder Schlechtigkeit wetteifern. Ueber sein Schicksal berichtet er: „Ich meinerseits sass schon länger als vierzig Tage in einer Zelle des Castells del Carmine, als der Befehlshaber ankam und mir ankündete, man werde mich jetzt an einen Platz bringen, wo ich bessere Pflege zu gewärtigen habe. Dies war eine grausame Täuschung, denn ich wurde nach demselben Darsena gebracht, wo ich drei Jahre vorher, als ich aus der Vicaria kam, eingesperrt gewesen, und von wo man mich nach Frankreich eingeschifft hatte. Damals war ich aber mit Hunderten von Unglücksgefährten zusammen, jetzt war ich allein und hatte keine andere Aussicht, als meine Tage in der Fossa del Maritimo zu beschliessen. Ich wurde zu einer Strafe verurtheilt, die noch schlimmer war als der Tod, und dies auf den willkürlichen Befehl des Königs, ohne eine Untersuchung, ohne dass man mir Gelegenheit gab, mich zu vertheidigen, ohne dass man sich auch nur des Scheins wegen die Mühe gab, einen Urtheilsspruch zu fällen. — — —. Am folgenden Morgen wurden wir, durch eine ungeheuere Kette an einander geschlossen, an Bord eines kleinen

Digitized by Google

Schiffs der königlichen Marine gebracht, welches uns an unsern Bestimmungsort abführen sollte. Ricciardi war gleich mir auf dieses königliche Gutdünken und ohne alle Rechtsform zur lebenslänglichen Gefangenschaft in der Fossa del Maritimo, einem schauerlichen Kerker, verurtheilt worden, dem kein anderer in Europa gleichkommt. Das eilfte Kapitel enthält die Geschichte der Gefangenschaft bis zum Ende des Reichs der Bourbons auf dem Festlande und der Besitznahme Neapels von den Franzosen, welche gelegentlich den neapolitanischen Staatsgefangenen die Freiheit verschaffte. Pepe ward, als er nach Neapel zurückkam, Oberstlieutenant in König Josephs Diensten. Er macht indessen im zwölften Kapitel keine sehr vortheilhafte Schilderung von König Josephs neapolitanischer Regierung, in Spanien regierte er hernach bekanntlich noch viel schlechter. Es heisst:

„Aus eitelm Verlangen, mit der frühern Dynastie zu wetteifern, entwickelte er den unmässigsten und unverständigsten Luxus. Von der Pracht seiner Tafel sprach man im ganzen Reiche. Seine Gemahlin hatte er in Frankreich gelassen und führte nun ein sehr freies Leben mit den jungen Damen seines Hofes, welche er zu Jagdpartien einlud und die daher auch unter dem Namen Cacciatrici allgemein bekannt waren. Im ganzen Lande nistete sich eine Horde Franzosen ein, welche dem Könige nach Neapel gefolgt waren. Es waren grösstentheils Leute, die in ihrem eigenen Vaterlande keine Beschäftigung hatten finden können. Gleichwohl wurden sie Alle sammt und sonders im Militär- und Civildienste verwendet, theils bekamen sie sogar die einträglichsten Stellen und man betrachtete sie daher mit Recht als gierige Blutsauger, welche den verarmten, schon durch die nothwendigsten Bedürfnisse und hauptsächlich noch durch den Aufwand eines so üppigen Hofes erschöpften Schatz vollends leerten. Die Folge war, dass die Franzosen, welche wir so sehnlich herbeigewünscht, binnen Kurzem nur als ein unvermeidliches Uebel betrachtet und geduldet wurden." Das XII. und XIII. Kapitel beschäftigen sich mit den Abenteuern des Verf. während der Jahre 1806—1807, wo die Engländer und Ferdinands IV. Truppen oft in Calabrien landeten. Unterhaltend sind alle die Geschichten, aber an Aufschneidereien und Lügen fehlt es auch nicht, und der schlaue, stets unruhige, stets conspirirende Neapolitaner scheint mehrentheils die Hauptsache zu verschweigen. So fällt es auf, dass er, der Oberstlieutenant, dann Oberst gewesen, er, der mit Leib und Seele Neapolitaner ist, doch als Major nach Corfu geht. Das ist sehr räthselhaft; man wird aber in dem am Schlusse des vierzehnten Kapitels gegebenen Bericht wenig Aufschluss darüber finden. S. 235.

Der Kriegsminister antwortete mir auf mein Gesuch, mit Donzelot

Digitized by Google

nach Corfu gehen zu dürfen, es gebe dort im Stabe weder Obersten noch Oberstlieutenants, ich könnte also nur als Major dahin abgehen. So schmerzlich es mir nun seyn musste, von meinem Rang herabzusteigen, so war es mir auf der andern Seite unmöglich, noch länger ein müssiger Zuschauer der schaamlosen Hoffarth und Schwelgerei des Königs Joseph und seiner Schranzen zu bleiben. Eine Gräuelthat, die in der Zeit in Neapel vorfiel, schreibt Pepe, der nie Gewissensscrupel gekannt hat, der Königin Carolina zu, gibt aber keine Beweise. Wir wollen die Geschichte mittheilen, weil leider die Thatsache gewiss ist, und es noch immer in Neapel gerade so hergeht, wie damals. „Im Februar dieses Jahrs (1807), berichtet er S. 242, kam die Nachricht nach Corfu, dass in Neapel der Palast des Polizeiministers Salicetti durch eine Pulverexplosion zerstört sey. — — — Die Thäter wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Aus der Untersuchung ging hervor, dass sie von der Königin Carolina von Sicilien gedungen worden, zur Rache wegen der Strenge, womit der Minister alle diejenigen behandelte, welche mit diesem ränkesüchtigen Weibe in Verkehr gestanden. Ob das Leben von fünfzig oder sechzig Personen geopfert wurde, daran lag dieser Königin nichts."

Man lese jetzt den ausführlichen Bericht Colletta's an der Stelle, welche der Herausgeber in der Note citirt hat, und man wird finden, dass auch sogar Colletta, also ein Mann, der gern die scandalösesten Geschichten erzählt und die argsten Beschuldigungen auf Leute häuft, denen er nicht wohl will, ja der sogar seine politischen Feinde zu Cannibalen macht, zu verstehen gibt, wie durchaus unzuverlässig die Zeugnisse in der Sache sind, welche die Königin Carolina, die allerdings einer solchen That fähig war, zur Urheberin der Gräuelthat machen. Konnten nicht die zahlreichen Feinde Salicetti's ebensogut Banditen im Lande der Meuchelmorde und des Verraths gegen ihn gedungen haben, als die Königin? Colletta sagt: i nemici di Salicetti, che molti ne conteneva la corte di Giuseppe, raggionavano del avvenimento con sorriso e dileggio. Wie Pepe ohne Bedenken der Königin Carolina Verbrechen Schuld gibt, so erhebt er erst auf eine ganz ungebührliche Weise den König Joachim, und setzt ihn hernach tief herab. Dieser Gasconier rief, sobald er 1808 die Regierung übernommen hatte, alle neapolitanische Offiziere aus den jonischen Inseln zurück, weil er neben den Franzosen, die von Paris aus commandirt wurden, eine neapolitanische Armee organisiren wollte, die ihm allein gehorche. Er gebrauchte Pepe als Ordonnanzoffizier und das 15. Kapitel handelt von den Diensten Pepe's in den Jahren 1809 und 1810. Wie leicht es ist, Leute wie Pepe und Seinesgleichen zu gewinnen und von

Digitized by Google

ihnen vergöttert zu werden, kann man aus den paar Worten lernen, in welchen Pepe uns von seiner allerersten Audienz bei König Joachim Bericht gibt. Er verlangte, Oberst zu werden, der König macht ihn zum Ordonnanzoffizier, da heisst es denn S. 246:

Ich erinnere mich, dass ich aus lauter Bewunderung für die Eleganz seiner Erscheinung (worüber alle verständigen Menschen lachten), sowie für sein leutseliges, feines Benehmen sogar zu danken vergass. Er erzählte mir viel von der neapolitanischen Armee und beurkundete ein Vertrauen auf uns, welches sogar mein eigenes überstieg, und dieses war, Gott weiss es, nicht gering. Ich war so entzückt von ihm, dass ich, wenn ich nicht gefürchtet hätte, er könnte meinen feurigen Patriotismus als Höflingsschmeichelei missdeuten, ihm beinahe zu Füssen gefallen wäre. Es war mir, als erblickte ich in ihm den Carl XII. der Neapolitaner, und den Kopf voll von solchen Vorstellungen entfernte ich mich mitten unter den Begrüssungen der Höflinge, welche nicht ermangelt hatten, von der langen Dauer meiner Audienz Kunde zu nehmen. Das sechzehnte Kapitel enthält die Jahre 1810 und 1811 und lässt sich wie die andern sehr gut lesen, ohne dass man gerade viel daraus lernt, weil Pepe alle Dinge ebenso leicht nimmt, wie sie Colletta nach Sallust's Manier ernst zu nehmen scheint.

Was von Pepe zu halten sey, kann man aus diesen seinen eigenen Denkwürdigkeiten am besten lernen. Der General Mansés z. B., der im Jahre 1811 Calabrien durch unerbittliche Strenge von Räubern reinigte, findet bei einem so ganz und durchaus mit Leib und Seele calabresischen General, wie der General Pepe ist, keine Gnade. Wir wollen die Stelle hersetzen, in welcher er Mansés schmäht und Botta wegen dessen, was er vom Ursprung der Carbonari sagt, heftig schilt. Es heisst S. 275: „Der König Joachim, als er Calabrien verliess, hielt es für besser, statt die Miliz zu gebrauchen, einen General zurückzulassen, dem er beinahe unbeschränkte Vollmachten gab und der die Regierung Joachims sehr verhasst machte (d. h. bei Leuten von Pepe's Art und Moralität). Der Unmuth wurde verstärkt durch die unmenschliche Verfolgung gegen die Carbonari, von denen mehrere Mitglieder auf's grausamste hingerichtet wurden. Die Lehre der Carbonari hatte trotz aller Gegenmassregeln in Calabrien zuerst feste Wurzel gefasst, binnen sehr weniger Jahre über ganz Italien sich verbreitet, und war von Corsica aus selbst in Frankreich eingedrungen. Ich habe die Art der ersten Begründung in Calabrien niemals erfahren können und ihr Ursprung bleibt noch für viele ihrer wärmsten Anhänger ein Geheimniss. Was der Historiker Botta darüber erzählt,

Digitized by Google

ist weiter nichts als die willkürliche Auffassung eines Romanschreibers. Ich werde mich auf die Bemerkung beschränken, dass die Engländer, sobald sie die Entdeckung gemacht, dass die Carbonari in Calabrien festen Fuss gefasst hatten, eine Correspondenz mit ihnen eröffneten und ihnen eine ähnliche Verfassung versprachen, als sie den Bewohnern Siciliens gegeben. Von welcher Art die Geschichte ist, die man aus den übrigens sehr unterhaltenden Erzählungen eines Pepe lernt, wird man daraus schliessen können, dass 1810 und 1811 die ersten Ventas errichtet waren und erst 1811—1812 an eine sicilianische Constitution gedacht ward. Ganz flüchtig und obenhin wird am Ende des 16. Kapitels der Streitigkeit des Königs Joachim mit dem Kaiser gedacht und die Sache so gut vertuscht wie möglich, ausführlich wird uns dagegen berichtet, wie der unruhige Pepe sich auf's Neue unbehaglich im Vaterlande fühlt und sich nach Spanien schicken lässt. Von seinen Thaten in Spanien wird im 17. Kapitel viel geprahlt und Mancherlei erzählt; doch bringt er es endlich auch in Spanien dahin, dass er vom Marschall Suchet einige Zeit als Staatsgefangener in Haft gehalten wird; von dem eigentlichen Zusammenhange sagt er aber freilich nichts. Ueber das Schicksal der Neapolitaner, welche 1812 den Zug Napoleons nach Russland mitmachten, gibt er S. 302 eine ganz kurze Nachricht, welche aber mit Allem dem, was wir aus andern Quellen wissen, völlig übereinstimmt. Im April 1813, heisst es S. 303, erhielt ich von der neapolitanischen Regierung den von Suchet gut geheissenen Befehl, nur ein einziges Bataillon in Spanien zurückzulassen und mit dem Reste meiner Truppen nach Neapel zu kommen. Die Reiterei jedoch sollte in Spanien bleiben. Das 18. Kapitel ist über die Geschichte des Jahres 1813 sehr dürftig. Das 19. enthält die Ereignisse vom Januar bis zum April 1814. Die Hauptsache ist, dass uns Pepe auch hier wieder von seinen und seiner Landsleute Ränkesucht und von ihren Cabalen unterhält. Das erste Kapitel des zweiten Theils enthält den Rest des Jahres 1814 und zeichnet den eiteln, neidischen, immer conspirirenden Calabresen ganz vortrefflich. Er zeichnet sich selbst, indem er sich selbst rühmt. Ueber seine innige Verbindung mit den Carbonari gibt er zwar Andeutungen, aber keine vollständige Auskunft. Man sieht indessen deutlich, dass König Joachim im Jahre 1814 unter seinen eigenen Leuten verrathen und verkauft war und dass die Neapolitaner ganz und durchaus demoralisirt sind und ohne Intriguen und Cabalen nicht leben können. König Joachim, den Pepe an andern Stellen so hoch erhebt, dass er ihn blos dem Kaiser nachsetzt, erscheint in diesem Kapitel als ein Mann, der sich von Weibern nicht blos Günstlinge, sondern auch Generale und Offi-

Digitized by Google

siere empfehlen lässt und durchaus unfähig ist, einem verständigen Rathe zu folgen. Pepe sagt S. 24: „Der König beschäftigte sich unaufhörlich damit, die Armee zu vermehren und in den Provinzen Nationalgarden zu bilden, welche Legionen genannt wurden. So gewiss Joachim alles nöthige Talent besass, um Truppen gegen den Feind zu führen, so hatte er doch nicht den entferntesten Begriff von der Kunst, sie gehörig zu organisiren, oder den unumgänglich nöthigen Grad von Mannszucht unter ihnen festzuhalten. — — — — — Der König verwendete grosse Aufmerksamkeit auf das Finanz- und das Gerichtswesen, wie auch auf andere innere Angelegenheiten seines Reichs; aber hauptsächlich in Folge der schlechten Wahl seiner Minister und untergeordneten Beamten aller Art konnte er sich keiner sonderlichen Erfolge rühmen.

Weit schlechter noch als die Militärangelegenheiten und die innere Verwaltung wurden die Politik und die diplomatischen Angelegenheiten vom Könige geleitet. Schon im Jahre 1813 schloss er mit den Engländern den Tractat, über den auf der Insel Ponza unterhandelt ward und reiete dann, ehe die Bestätigung eingetroffen war, zu Napoleon's Heer nach Dresden; brach also mit England ab und war ganz einig mit Frankreich. In demselben Augenblicke knüpfte er in Wien wieder an und schloss nach der Schlacht bei Leipzig einen neuen Tractat, der freilich erst Anfang 1814 bekannt ward. Sein ganzes Benehmen, seine Correspondenz, seine Erklärungen und Märsche waren aber von der Art, dass sein Schwager ihm öffentlich seine Verachtung bewies und dass Oesterreicher und Engländer Actenstücke aufweisen konnten, welche bewiesen, dass er den Franzosen zu helfen gesucht und Napoleon und dem Vicekönige Eugen seine Dienste gegen sie angeboten habe. Dies gab dann den auf dem Wiener Congresse versammelten Diplomaten der grossen Mächte Vorwand, auch wiederum gegen ihn zu conspiriren. Sie würden gleichwohl um 1815 in grosser Verlegenheit mit ihm gewesen seyn, wenn er nicht in der thörichten Meinung, dass die Italiener die Centralgewalt ihrer Halbinsel in seine, also in eines Franzosen, Hände legen würden, selbst den Krieg begonnen hätte.

Die politischen Fehler des Königs am Ende 1814 und in der ersten Hälfte des Jahres 1815 findet man S. 26 und 27 sehr kurz und treffend angegeben. „Inzwischen, berichtet der General Pepe, beschuldigten die auf dem Wiener Congresse versammelten Souveräne und Diplomaten den König Joachim der Treubrüchigkeit in Bezug auf seine Allianzverhältnisse mit Oesterreich, und sowohl Marschall Bellegarde als General Nugent suchten in verschiedenen Schriften darzuthun, dass die österreichischen Truppen

Digitized by Google

den Vicekönig geschlagen haben müssten, wenn Joachim sie getreu und ehrlich unterstützt hätte. Der Herzog von Campochiaro und der Fürst Cariati, die neapolitanischen Bevollmächtigten zu Wien, wurden daher gar nicht angehört und der König aufgefordert, die Mark Ancona der Kirche zurückzugeben. Jetzt begann endlich Joachim einzusehen, wie wenig Grund er gehabt habe, auf den Schutz des Kaisers von Oesterreich zu vertrauen und während er auf der einen Seite mit Napoleon auf Elba in beständigem Verkehr stand und ihm durch Vermittelung der Pauline Borghese bedeutende Summen übermachte, lieh er auf der andern unbekannten Menschen sein Ohr, welche sich rühmten, an der Spitze einer durch ganz Italien verzweigten Verschwörung zu stehen." Pepe verbirgt nicht, dass gerade in dem Augenblick, wo die königliche Macht hätte stark seyn müssen, weil die Umstände eine Dictatur nöthig machten, er, Carascosa und Andere den König mit einem Netze der Conspiration umstrickten, um eine der sicilianischen ähnliche Constitution zu ertrotzen. Das zweite und dritte Kapitel des zweiten Theils handeln von S. 31 bis 112, also sehr ausführlich, von den letzten Schicksalen des neapolitanischen Reichs unter Joachim Murat, da bekanntlich durch die von den Generalen Colletta und Carascosa geschlossene Capitulation von Casa Lanza Neapel geräumt ward und die Oesterreicher am 23. Mai einzogen. Auch gegen Colletta ist Pepe ungerecht und der Königin Carolina, Bonaparte's Schwester, die, was wir sehr natürlich finden, den treulosen Calabresen nicht ausstehen konnte, sucht er allerlei anzuhängen. Sie soll z. B. den Tod ihres Gemahls gewünscht haben, um regieren zu können u. s. w.

Das vierte Kapitel enthält sehr anziehende und auch nicht gerade bittere oder heftige und parteiische Bemerkungen über die erste Zeit der Restauration der Bourbons von Neapel. Es umfasst nämlich den Zeitraum von Mai 1815 bis November 1817 und beginnt mit einer Aufzählung der Vortheile, welche die Neapolitaner der französischen Herrschaft verdankten. „Wir hatten, sagt der Verf. S. 116, binnen zehn Jahren diesseits der Meerenge mehr Fortschritte gemacht, als unsere Vorfahren seit drei Jahrhunderten. Wir hatten das französische Civil-, Criminal- und Handelsgesetz erworben, wir hatten das Feudalsystem abgeschafft, an dessen Stelle eine ähnliche Verwaltung getreten war wie die des französischen Reichs, und unsere Armee war auf demselben Fusse organisirt wie die französische. Wir hatten eine Nationalgarde, die aus allen Klassen bestand; die Geistlichkeit war beinahe gänzlich beseitigt und wahrscheinlich für immer, denn man hatte ihr ihre ungerecht erworbenen Reichthümer abgenommen. Der Bestechung der Beamten suchte man durch die sorg-

Digitized by Google

fältigste Auswahl von Männern, denen man wichtige Posten anvertraute, sowie durch eine verbesserte Rechtspflege vorzubeugen. Gross war also die Furcht, König Ferdinand möchte nach seiner Ankunft aus Sicilien unter den Einflüssen seiner eigenen unglückseligen Gemüthsart und den schlimmen Einflüsterungen seiner Rathgeber unsere socialen Verbesserungen wenigstens theilweise wieder zu nichte machen."

Ueber des Benehmen des Königs gleich in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr heisst es: „Ich hatte vorausgesehen, König Ferdinand werde, sobald er den Thron von Neapel wieder eingenommen, allen seinen bisherigen Feinden stark zu empfinden geben, dass sie bloss geduldet, keineswegs aber angenehm seien, und meine Ahnung bewahrheitete sich sehr bald. Der König zeigte eine grosse Vorliebe für diejenigen, welche ihn nach Sicilien begleitet oder auch diesseits der Meerenge an seiner Sache festgehalten hatten. Nur die aus dieser Insel zurückgekehrten Soldaten wurden in die königliche Garde aufgenommen; sämmtliche Brigadiers und Generalmajors, welche dort gewesen waren, rückten um einen oder zwei Grade vor. Auch unter den Oberoffizieren und Subalternen, welche jenseits der Meerenge gedient hatten, fanden viele Beförderungen statt." Die Bourbon's in Frankreich, in Spanien, in Neapel benahmen sich bei ihrer Restauration ganz auf einerlei Weise; es schien, als wollten sie den Völkern beweisen, dass wenn Gott, wie die Legitimisten behaupten, wirklich gewissen Familien die Herrschaft über die Menschen aus Gnaden verliehen habe, diese Gnade nur für die Fürsten eine sei, für das ganze übrige Menschengeschlecht aber eine furchtbare Ungnade. Pepe berichtet nämlich weiter:

„Die Civilbeamten wurden, da der Vertrag von Casa Lanza (der bekanntlich bloss Militärvertrag war) ihnen keinen besondern Schutz verlieh, ihrer Aemter beraubt und durch blinde Anhänger der neuen Ordnung der Dinge ersetzt. Auf beiden Seiten der Meerenge waren sämmtliche Bürger der einsichtsvolleren Klasse weit entfernt, dem Könige Ferdinand mit übertriebener Liebe anzuhängen, und da jetzt die höchsten Civil- und Militärwürden in die Hände von Leuten ohne alles Verdienst und ohne alle Rechtschaffenheit fielen, so war bald in der Armee, in der Civilverwaltung und selbst im Justizfache eine bedeutende Verschlechterung wahrzunehmen."

Die tragische Geschichte der Landung und Ermordung des unglücklichen Königs Joachim bildet einen Hauptabschnitt in diesem Capitel, welches aber besonders anziehend wird durch die Erzählung von Pepe's Leben in seiner Familie, als er nach Calabrien zurückgekehrt war. Wie

Digitized by Google

wollen eine Anekdote herausheben, weil man daraus sehen wird, wie schwer es ist, den Italiener auch nur in den geringsten Dingen aus seiner Gewohnheit zu bringen. Pepe erzählt nämlich S. 144:

Mein Bruder Ferdinand, welchen ich im Scherz den Knicker zu nennen pflegte, besass ungefähr fünfzig Kühe; einer meiner Bedienten, welcher mit Florestan während der Belagerung in Danzig gewesen war, hatte aus Kuhmilch Butter machen gelernt, und dieser bereitete uns jetzt köstliche Butter, was damals noch etwas ganz Neues in Calabrien war.

Von dem Augenblick an, als Pepe von dem Besuche in Calabrien nach Neapel zurückkehrte, erhalten die Denkwürdigkeiten ein anderes Interesse, als sie vorher hatten. Sie waren eine unterhaltende Lectüre, sie werden in der zweiten Hälfte des zweiten Theils und im dritten eine mit grosser Vorsicht zu gebrauchende historische Quelle. Ref. will daher seine Anzeige hier abbrechen, um bei einer Anzeige des dritten Theils die Geschichte der Thätigkeit Pepe's bei der neuen Revolution in Neapel im Zusammenhange fassen zu können.

Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse von Rudolf von Raumer. Erlangen. Verlag von Carl Heyder. 1848. 176 S. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, welche keine Kritik des Einzelnen verträgt, weil sie nur Betrachtungen über Geschichte, nicht eigentliche Geschichte enthält, also ganz gelesen werden muss und nicht bekrittelt werden darf, hat den Zweck und den Inhalt derselben in der Vorrede und in der vorgesetzten Angabe des Inhalts so gut bezeichnet und angegeben, dass Ref. den Lesern der Jahrbücher am besten zu dienen glaubt, wenn er Beides mittheilt. Ueber den Zweck sagt er:

„Ich habe wohl überlegt, ob ich in einer Zeit, wo man nicht Gedanken, sondern Thaten fordert, meine Gedanken über den Gegenstand, den der Titel nennt, veröffentlichen sollte oder nicht. Die Erwägung, dass gerade jetzt eine tiefer gehende Besprechung der hier behandelten Fragen Gutes stiften könne, hat mich bestimmt, längst gehegte Ansichten dem Druck zu übergeben. Ich darf voraussetzen, dass ich durch mein Denken Niemanden in seinem Berufe zum Handeln störe werde. Denn, wer wirklich im Gedränge der Thaten steht, der findet ohnehin selten Zeit, Bücher zu lesen. Wer aber Musse hat, einen Blick in mein Buch

Digitized by Google

zu werfen, dem soll es, hoffe ich, die Thatkraft nicht lähmen. Dass man das unfruchtbare Grübeln, die Folge politischer Entmannung, endlich verabschiedet hat, ist eine der schönsten Wirkungen unserer Erhebung. Aber Mancher scheint wirklich geneigt, unser mit Recht geschmähtes thatenloses Denken jetzt durch ein gedankenloses Thun wieder gut zu machen." Das wäre also der Zweck des Buchs; der Inhalt ist folgender:

Erstes Buch, „Die alten Germanen." Hier wird in fünf Hauptstücken gehandelt: Von den beiden grossen Völkerfamilien der Kaukasier, den Semiten und Indogermanen; vom religiösen Charakter der Semiten und Indogermanen; von Indern, Griechen und Römern; von der Religion der alten Germanen. Zweites Buch, „Die Völkerwanderung und der Uebertritt der Germanen zum Christenthum." Hier wird in drei Hauptstücken gehandelt: Vom Untergang des griechisch-römischen Geistes und von der Ausbreitung des Christenthums; vom Einbruch der Germanen in das römische Reich und von der Gründung neuer Völker; vom Uebertritt der germanischen Völker zum Christenthum. Das dritte Buch, „Das Fortwirken des altgermanischen Geistes auch nach der Einführung des Christenthums", hat ebenfalls drei Hauptstücke. Im ersten gibt der Verfasser einen Ueberblick über die neueren europäischen Völker nach ihren Ursprüngen. Zuerst ist von Italien die Rede, dann nach der Reihe von Spanien, Frankreich, England, Deutschland und vom Osten. Das zweite Hauptstück behandelt die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft, ein Erzeugniss des altgermanischen Geistes. Die Unterabtheilungen sind: Die weltliche Wurzel der europäischen Staatenbildung. Die Kunst, Poesie, Musik, Plastik, endlich die Wissenschaft. Im dritten Hauptstück ist die Rede von der Einheit des deutschen Volks vom Anfange seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag. Die Unterabtheilungen sind: Volksthum (Nationalität); das deutsche Volk; das Christenthum im deutschen Volk; der neue Aufschwung der deutschen Poesie; das neue Erwachen des deutschen Volksthums 1813; die Zeit von 1815—1848; die Gegenwart.

Schlosser.

Mémoires de F. de Rovéréa, écrits par lui-même et publiés par C. de Tavel, ancien avoyer de Berne. Tome second. Berne chez Stämpfli. 1848. 8. p. 476.

Der zweite Band dieser Denkwürdigkeiten, auf welche schon früher (Nr. 23.) hingewiesen wurde, umfasst den inhaltsreichen Zeitraum vom

Digitized by Google

September 1798 bis zum Mai 1800. Der Verfasser als eifriger und umsichtiger Führer der alt-eidgenössischen, durch die Französische und Helvetische Revolution gestürzten Partei zur Flucht nach Teutschland genöthigt, wirkt theils auf dem Schlachtfelde, theils im Cabinet der Diplomatik und Agentschaft. Dort bildet und leitet er die getreue Legion der Schweizerischen Emigranten, welche Hingebung, Mannszucht und Festigkeit auszeichnen; hier kommt er, ein unzertrennlicher Begleiter des Alt-Schultheissen Steiger von Bern, in enge Verbindung mit den Feinden der Revolution; er lernt München, Wien, Berlin kennen, er blickt in die Plane und Umtriebe, welche von London und dem Comité der Französischen Emigranten, bald auch von St. Petersburg, ausgehen; seine Beobachtungen sind daher häufig an der ersten Quelle geschöpft, auch zuverlässig, lebhaft, bisweilen neu; sie berühren zwar zunächst das Gebiet des engern Vaterlandes und der aristokratisch-föderalistischen Partei, deren Fahne von ihnen anerkannt wird, streifen aber auch nicht selten bei der engen Verbindung des Theils mit dem Ganzen auf das Feld der allgemeinen Zeitgeschichte hinüber und beleuchten manche dunkle Seite derselben. Die nicht seltenen Abschweifungen zu den Privat- und Familienangelegenheiten, zu Weib und Kind, belästigen die Erzählung nicht, sie verleihen ihr, wie das der Ton von Denkwürdigkeiten fordert, vielmehr eine gewisse patriarchalische Wärme und Innerlichkeit, ein Ruheplätzchen im Gewühl der kriegerischen und diplomatischen Geschäfte. Ueberdiess stehen viele dieser persönlichen Züge und Begebnisse in natürlicher Verbindung mit dem Gang der Zeitereignisse und stören desshalb einen aufmerksamen Leser nicht. Die gesammte, in sechzehn Capitel zerlegte Darstellung enthält wichtige Beiträge zur Charakteristik der damaligen Persönlichkeiten und Verhältnisse. In der ersten Rücksicht bemerkt man besonders unter den Staatsmännern den Oestreichischen ersten Minister Thugut, den Schultheiss Steiger von Bern und Bürgermeister Weiss von Zürich, die Englischen Agenten Wickham und Obrist Crawfurd, unter den Feldherrn den Erzherzog Karl, den Generallieutenant Hotze aus Zürich, die russischen Obergenerale Suworoff und Korsakow, den Fränkischen Obergeneral Massena und die ihm untergeordneten Feldherrn in der Schweiz, namentlich Lecourbe. Der Gebirgskrieg, besonders in Graubündten und den kleinen Kantonen wird lebhaft und nach eigenen Beobachtungen geschildert, die entscheidende Schlacht bei Zürich (Capitel 9.) vollständig und anschaulich dargestellt; Alles beruht hier auf unmittelbarem Zeugniss eines Mannes vom Fach, welcher aus den reinsten Quellen schöpft und Nichts wissentlich verschweigt oder entstellt. (Schluss folgt.)

Digitized by Google

Mémoires de Rovéréa.

(Schluss.)

Diese unentbehrliche, aber schwierige Eigenschaft jedes geschichtlichen Referenten tritt z. B. bei der Schilderung des am 3. Dezember 1799 zu Augsburg verstorbenen Schultheissen Friedrich von Steiger hervor. Der Verf. beschränkt die unbedingte Lobpreisung, welche Johann Müller kurz vorher dem Bernischen Staatsoberhaupt gespendet hat, etwa also: „Er kannte besser die Welt als die Menschen; er beurtheilte zwar richtig das Ziel der französischen Revolution von ihrem Ursprunge an, aber theilte hinsichtlich einer raschen und leichten Reaktion die treulosen Täuschungen der Emigranten; zugänglich der Schmeichelei, gab er Manchem zwar nicht das schwer eingeräumte Vertrauen, wohl aber unverdienten Schutz; bis zum Uebermass vorsichtig, gebrauchte er, aus Furcht durch die Ungunst eines hochgestellten Mannes der gemeinen Sache zu schaden, nicht immer den Einfluss der ihm (Steiger) gebührenden Achtung; übertriebene Behutsamkeit oder unzeitige Offenheit sonderten ihn bisweilen von Menschen ab, welche ihm hätten nützlich seyn können, und minderten das Gute, welches er hätte thun können; auch beklagte man es oft, dess er eine kostbare Zeit durch überflüssige Abschweifungen verlor, z. B. bei dem Erzherzog, welcher oft darüber sich beschwerte, und dass er trotz der zitternden Hand und des kurzen Gesichts Alles selbst niederschreiben wollte und dadurch seinen Briefwechsel in mannigfaltige Unordnung brachte.“ (S. 389.) Ferner bemerkt Rovéréa, dass Steiger ausschliesslich in Wien, Berlin und Deutschland den Schweizer zeigte, aber in Zürich sich fast nur mit der Wiederherstellung seines Kantons beschäftigte und dabei oft äusserte, dass er nach der Befreiung der Schweiz mit den Seinigen auswandern werde; denn das alte Bern sey für immer aufgelöst. Darnach folgt eine genaue Schilderung der Lebensart und Haltung des letzten alt-bernischen Schultheissen. „Auf der Reise, heisst es neben Anderm, trug er einen blauen Frack, den schwarzen Adlerorden, eine fleischfarbene Weste mit vergoldeten Knöpfen, Kourierstiefeln und einen dreieckigen Hut, unter welchem das dünne, graue Haar hervortrat. Das Alles gab ihm einige Aehnlichkeit mit dem hochseligen König Friedrich II. von Preussen, dessen

Digitized by Google

Haltung er scheint mit Glück studirt zu haben; ein ziemlich langer Degen zur Seite, welchen er mit Gewandtheit trug, erinnerte an den einst beweglichen und kühnen Jüngling. —"

Mit besonderer Aufmerksamkeit schildert der Verf. bei mehreren Anlässen die Russen, welche sich bekanntlich unter Suworoff und Korsakow damals zuerst im Südwesten Europas bekannt machten. Der ungeheure Fehler, im Anfange Augustmonats den von dem Erzherzog Karl vorbereiteten Angriff auf die gesammte Linie Massena's nicht auszuführen, wird theils der elenden Eifersucht und Kopflosigkeit des kaiserlichen Hofkriegsraths, theils der beginnenden Zwietracht der Oesterreicher und Russen zugeschrieben. „Wir wollen Euch siegen lehren!" hatten, heisst es, letztere bei dem Einmarsch in Italien zu ihren doch schon siegreichen Verbündeten prahlerisch geäussert. Dieses Wort trug seine Früchte; bald wurde die Scheelsucht allgemein; der Erzherzog musste gegen Ende Augustmonats mit dem grössten Theil seines trefflichen Heeres die Schweiz gegen den Oberrhein vertauschen und dort die Oberleitung dem dieser Stellung nicht gewachsenen Korsakow, einem dünkelhaften, die besonnenen Rathschläge Hotze's abweisenden Manne, überlassen. (S. 214.) Unbedachtsam stellte derselbe 8000 Mann unter den Kanonen des Feindes auf dem von der Limmat und dem Uetliberge eingeschlossenen Sihlfelde auf, ohne andern Schirm als den der langen Wagenburg, vernachlässigte die Bewachung des wichtigen Zürcherberges und des Bogen (courbe), welchen die Limmat bei dem Dorfe Hoengg macht, bereitete durch diese und andere Fehler das ihm am 25. und 26. bei Zürich ereilende Missgeschick vor. Dieses, die zweitägige Schlacht, beschreibt das nennte, zum Theil neue Gesichtspunkte und Einzelnheiten bietende Kapitel, auf welches hier nur verwiesen wird. Dagegen erscheint es zweckmässig, etliche, den Charakter des russischen Heeres und seiner Anführer, vor allen Suworoff's, betreffende Züge hervorzuheben. — Das Fussvolk Korsakow's, welcher mit etwa 45,000 Bewaffneten die Heimat verlassen hatte, bestand aus starken, muskulösen Leuten; sie hatten leibliche Kraft und fanatischen Eifer; man glaubte für Gott und Thron gegen Heiden und Gesetzlose zu streiten, der Fatalismus oder die Ueberzeugung, dass der Tod nur im vorherbestimmten Augenblick eintreffe, der Gestorbene in dem Vaterlande wieder aufwache, gab dem natürlichen Muth neue Stützen. Der Fusssoldat besass ausserordentliche Schnelligkeit im Marschiren mit dichten Heeressäulen und unter dem Schall dumpfer Trommeln, von der Spitze bis zur Hinterhut tönenden Nationalgesanges; dem ersten Anlauf mit Bajonnet und Kolben musste der Feind gewöhnlich weichen; künstliche Bewegungen in der Schlacht

Digitized by Google

fehlten; man war nur gewöhnt, in grossen, dicht gedrängten Schaaren zu marschiren und anzugreifen; auf einem durchschnittenen Boden bewegte sich die Masse daher meistens ungeschickt und ohne Erfolg; weite Ebenen bildeten ihr natürliches Schlachtfeld. Der Soldat trug, jedoch ohne zu erliegen, ein schweres Gepäck; seine äussere Haltung erinnerte auch in Kleinigkeiten an die alten Preussen Friedrichs des Grossen. Das Geschützwesen war mittelmässig; ein Verpflegungsamt fehlte gänzlich; man lebte von Requisitionen und konnte deshalb bei allem guten Willen der Befehlshaber keine strenge Mannszucht beobachten; der Soldat nahm den Bedarf, wo er ihn fand, oft mit Härte, bisweilen mit Grausamkeit; so zündeten die hungernden Soldaten bei Utznach straflos ein Haus an. Die Krankenpflege war unter aller Kritik schlecht; die Ungeschicklichkeit der Aerzte und Wundärzte hielt gleichen Schritt mit dem stoischen Gleichmuth der Verwundeten. — Generale und Oberoffiziere waren gebildet und artig; man erkannte an ihnen die Höflichkeit Katharinens; Subalternoffiziere besassen in der Regel keine andere Tugend als unbedingte Hingebung. — Die schwere, unbehülfliche Reiterei eignete sich nicht für ein durchschnittenes, gebirgiges Land; sie stand dem Fussvolk, der eigentlichen Kraft des nordischen Heeres, bei weitem an Brauchbarkeit nach. Treffliche Dienste leisteten dagegen als Vorposten, Späher, Wegweiser und Plänkler die Kosaken; sie sassen auf unansehnlichen, kleinen, aber äusserst gewandten und ausdauernden Pferden, fanden mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, Geruch, Auge, Stirn gebrauchend, bei Tag und bei Nacht die ihnen vorgesteckten Ziele; kein Fluss, Wald und Weg verwirrte die Sinne dieser Natursöhne, welche bei dem ersten, bedeutenden Widerstand davonsprengten. Als Waffen führten sie lange, dünne Lanzen, Säbel, Pistolen und Carabiner; die Peitsche, der Kantschu, war der unzertrennliche Begleiter, um hier das nur mit einer Halfter versehene Pferd anzutreiben, dort Respekt zu verschaffen. Lange Beinkleider, schmutzige, kurze Röcke, von brauner, rother oder blauer Farbe, und plumpe Pelzmützen gaben dem Reiter das Fremdartige. Geregelter wie die gewöhnlichen Pulks erschienen die geordneten Kosakenschwadronen; jene dienten als Hausväter und Milizen für kurze, diese als eigentliche eingeschulte Soldaten für längere Zeit. Ein abgesondertes Regiment bildeten die tartarischen Lanzenreiter; in den ersten Reihen sah man den scharlachgekleideten Adel, in den folgenden die Schildknappen, welche weite blaue Röcke trugen, nur mit Säbel und Pistolen bewaffnet; den Obrist begleitete die junge, schöne Frau und der kaum den Kinderjahren entwachsene Sohn. Uebrigens hatten die Entfernung des Raums, die Verschiedenheit des Stammes, der

Digitized by Google

Sprache und Sitte, das oft mährchenhafte Gerücht von den jüngsten Ereignissen in der Türkei und Polen eine den Russen im Ganzen ungünstige Spannung und sentimentale Reizbarkeit unterhalten. Man betrachtete sie als geborene Feinde der Freiheit und Gesittung, als willenlose, halb wilde Werkzeuge des Despotismus und übertrug die schaurigen Vorfälle in Ismail und Praga mit fieberhafter Hitze als verurtheilende Merkmale auf den ganzen Nationalcharakter. Dieselben lächerlichen Redensarten und Rodomontaden, welche z. B. häufig in Deutschland als verhüllende Lumpen und Schönpflaster der eigenen Blössen und Dienstbarkeiten (Servituten) *) nicht sowohl von dem Volke als von den journalistischen und ständischen Leithämmeln wider Russland gebraucht werden, tauchten auch damals auf. Feige Selbstsucht der Fürsten und Völker, elende Zerrissenheit in unzählige territoriale und politische Fetzen, hatten das deutsche Reich bekanntlich mit wachsender Stärke den Schlägen der Neufranken preisgegeben. Während nun die tapfern Preussen aus Trägheit und Eigennutz mit ihrem jungen König Friedrich Wilhelm III. ruhig hinter dem Neutralitätswall sassen, zogen die Russen auf Befehl Kaiser Paul's theils aus Neugier und Thatenlust, theils aus wirklichem Mitgefühl dem heiligen römischen Reich deutscher Nation zu Hülfe, gewannen und verloren Schlachten, deren Wendung das Vertrauen der Bundesgenossen erschütterte, und kehrten, mit Vorwürfen belastet, von dem italienisch-schweizerischen Abenteuer in den Norden zurück. — Wie wunderliche Gerüchte man damals über die Russen im Süden verbreitet hatte, lehrt ein einziger Zug. „Wir trafen, meldet Roverea S. 233, eines Tages in den Strassen Zürichs auf einen kosakischen Reiter, an dessen Seite ein gefangener französischer Dragoner, den Strick am Halse, einherschritt. Ich drückte über diese harte Behandlung meinem Begleiter, einem russischen Stabsoffizier, meinen Unwillen aus und verlangte, dass man den Gefangenen befreie und in das Depot schicke. Indess der Russe darüber mit dem Kosaken verhandelt, befrage ich den Franzosen, einen jungen Conscribirten, über sein Missgeschick. „Er hat mich, antwortete er mit hohler, gebrochener Stimme, hinter einer Hecke überrascht. Ich aber, statt den Tod zu wählen, liess mich wie ein Vieh fangen und herumschleppen." — „Misshandelt er Euch?" fragte ich. „Nein! war die Antwort, so gern ich es sähe. Der Schlingel theilt vielmehr mit mir das Beste, was er hat und ich weiss wohl, warum. Er will mich feist machen (m'engraisser) und wenn ich feist bin, fressen." Als ich über solche Einfalt lachte, sagte er mit starkem Ton: „Und das

*) Das Frankfurter Feudalgesetz ist ganz jung und steht erst auf dem Papier.

Digitized by Google

ist wahrlich nicht zum Lachen!“ — Ein Thaler, welchen der Schweizer dem gutmüthigen Kosaken gab, verschaffte dem Gefangenen bald die Freiheit. — Die Furcht des armen Menschen erschien nicht vereinzelt; man fand z. B. in der Rocktasche eines auf den Vorposten erschossenen Franzosen einen Brief an die Mutter. „Wir stehen, hiess es da, im Angesicht der Russen; sie nähren sich am liebsten von Menschenfleisch.“ (S. 234.) — Dergleichen Gerüchte breitete man aus, um Abscheu vor den nordischen Barbaren zu erwecken. Ebenso schilderte einst der Consul Varro die Karthager den Abgeordneten Capua's als Menschenfresser (Liv. 23, 5.).

Das eilfte Kapitel enthält anziehende Nachrichten über Suworoff und die Trümmer seiner tapfern Heeressäule, welche innerhalb siebenzehn Tagen fünfmal die Alpen unter häufigen Gefechten und bei steten Entbehrungen überschritten hatte. Der Verf. sah um die Mitte Oktobers 1799 zu Lindau das russische Hauptquartier und die meisten Oberoffiziere des bei Zürich geschlagenen Korsakow'schen Heeres. Den Feldmarschall, in dessen Nähe persönliche Empfehlung mehrmals führte, schildert Rovéréa in vielfach abweichenden Zügen als einen von Natur menschenfreundlichen, gefälligen, alten Herrn, welcher selbst das Blutbad bei Praga nur widerstrebend geduldet habe. (S. 301.) Dieses Urtheil wird auf das Zeugniss des bei jener Mordscene anwesenden Generals Titow zurückgeführt. Suworoff, sagte Jener aus, widersetzte sich lange der Vollziehung des kaiserlichen Befehls, welcher den Untergang der Rebellen vorzeichnete, und willigte schweigend nicht eher in die Fortsetzung des schon entschiedenen Kampfes ein, bis ein ungenannter General geradezu auf den Willen der Gebieterin hinwies. Diese Art der Rechtfertigung ist jedoch ungenügend; denn der Oberfeldherr konnte, wenn er wollte, um der Menschlichkeit willen immerhin den Buchstaben der Vollmachten ohne Furcht vor Ungnade brechen. „Und dennoch, urtheilt der Verf. (S. 302), war, glaube ich, Niemand gefühlvoller, liebenswürdiger und tugendhafter als er. Ihm war ein feiner Takt, ein unerklärliches Vorgefühl dessen verliehen, was in seiner Nähe begegnete oder begegnen sollte. Sein Aeusseres war abwechselnd seltsam (bizarr) oder ernsthaft, bald prunkvoll, mit reichen Orden ausgestattet, bald bis zum Burlesken knauserig; sein Gang war schwankend, seine Stimme rauh (rauque), sein Vortrag oft weitschweifig. Er hatte eigenthümliche Kopf- und Armbewegungen, und seine Gesichtszüge wechselten so plötzlich, dass es unmöglich war, den Gesammtausdruck derselben zu fassen. Seine öffentliche Unterhaltung bestand aus einem Mischmasch von Unsinn, abgerissenen Sprüchen, Schwänken, ausschweifenden Fragen und erhabenen Urtheilen; sie war bald ein gemeines, wirres Ge-

Digitized by Google

rede, bald der edelste Ton und die reinste Darstellung, endlich eine plötzliche, geheimnissvolle Mischung mehrerer Sprachen, welche zur Freude des Marschalls auch einen aufmerksamen Beobachter verwirren konnte. Es war deutlich, dass er sich unerklärbar (indéfinissable) machen wollte und nach dem Ruf der Sonderbarkeit strebte, wobei er dem Hange zum Spott gegenüber anspruchsvollen Menschen gerne nachgab. Das erhöhete sofort die Ehrfurcht der abergläubigen Soldaten, welche dem Ungewöhnlichen leicht etwas Uebernatürliches beilegten. Wenn aber bald die künstliche Rinde Lichtblitze offenbarte, so entdeckte man allmälig in ihm den Helden, welcher es nur auf dem Schlachtfelde seyn will, den Sieger, welcher die Palme dem Lorbeer vorzieht, den aufgeklärten Weltweisen, welcher die verderblichen Irrthümer der neuen Afterphilosophie verabscheut und verachtet, den Menschenfreund, welcher, um den Völkern und Königen desto besser zu dienen, frühzeitig die Herzen in den verschiedensten Klassen vom Thron bis zur Nomadenhorde prüfte. Er war dabei wahrhaft fromm und betrachtete den Vollzug der kirchlichen Vorschriften als dringende Pflicht gegen Gott, den Fürsten und Nächsten; er sah die Menschen als seine Brüder an und opferte die Ruhe des Alters mehr aus Frömmigkeit, als aus eitler Ruhmgier; er bewies durch seine Hingebung die Wahrheit des Lieblingsspruchs: „Mein erster Wunsch der Menschheit, mein zweiter meinem Vaterlande!“

Die Religion des Feldmarschalls hatte ein zwiefaches Ziel, Gott und die Kaiserin Katharina; jenem zu Ehren fungirte er selbst bei der Sonntagsfeier und verrichtete alle Vorschriften des Popen mit buchstäblicher Aengstlichkeit, wobei denn die kostbarsten Uniformen und alle mögliche, die Brust schmückende Orden nicht vergessen wurden; die Kaiserin hatte im Cultus den zweiten Platz; oft hob der getreue Diener das diamantene Bild seiner Herrin an die Lippen und küsste es inbrünstig. (S. 326.) Nach der Messe wurden gewöhnlich die Kreuze und andere Belohnungen, welche zahlreich mit jedem Monat aus St. Petersburg kamen, vertheilt, die Empfänger zweckmässig zu verdoppeltem Pflichteifer ermahnt, an die Umstehenden mit priesterlicher Würde und Salbung kurze Zusprüche und der Segen gespendet, dann die Mittagsgäste empfangen und gastlich, oft nicht ohne Witz und Laune, unterhalten. So stellte einst der Prinz von Condé den etwas beschränkten, aber eitlen Grafen von Hercules vor. „Das ist ein Herkules, sagte Suworoff lächelnd, wie dergleichen noch mehre kommen müssten!“ ein ironisches Wort, welches dennoch den geckenhaften Emigranten entzückte. Die Späße grenzten aber bisweilen auch an das Lächerliche; einen Diplomaten empfing der Feldmarschall, auf

Digitized by Google

dem Stuhl zusammengekauert, mit Hahnengeschrei; ein fremder Offizier wurde befragt, wie viele Tropfen das Caspische Meer habe? und aufmerksam behandelt, als Jener ohne Weiteres eine beliebige Zahl nannte (S. 330.). Dergleichen Possen unterbrach dann wieder plötzlich ein ernsthaftes Wort oder Urtheil. Als z. B. bei der Tafel ein neapolitanischer Stabsoffizier, Rosenheim, die Gräuel Ferdinand's gegen die Neapolitaner belobte, erhob sich Suworoff und sprach: „Euer König hat Unrecht, schweres Unrecht begangen. Wir, wir sind zum Strafen verurtheilt, Könige sollen verzeihen!“ — (S. 331.)

Hinsichtlich des Winterfeldzugs, welcher Suworoff und die Eifrigsten seiner Waffengefährten, unter ihnen Roveren, noch Wochen lang festhielt, wird bemerkt, dass die wachsenden Zerwürfnisse der Coalition ihn bald unmöglich machten. Oesterreich habe Eroberungsplane auf den Elsass und Lothringen gerichtet, die von dem russischen Cabinet begehrte unmittelbare Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien in Piemont abgelehnt, England, einer raschen Offensive abgeneigt, nur in der langsamen, zähen Fehde die Abschwächung seines Nebenbuhlers gesucht, Kaiser Paul endlich allein die unbedingte Restauration der gefallenen Throne und Altäre ohne weitere Nebengedanken an Eroberung erstrebt und in diesen Wünschen durch den Ehrgeiz der Verbündeten getäuscht, die rasche Rückkehr des Heeres geboten (S. 343.). Wie man auch darüber urtheilen mag, es bleibt unbestritten, dass die Zwietracht und Unthätigkeit der Coalition den Franzosen Zeit gab, den Sieg bei Zürich auszubeuten und die bekannte Wendung der innern Angelegenheiten durch die sogeheissene Brümärerevolution günstig für Concentration und Angriff zu gestalten.

Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsner's Schriften. Herausgegeben von Dr. G. Oelsner-Monmerqué. Bremen, bei Schlodtmann. 1848. 8.

Zu den aufmerksamen, theilnehmenden Beobachtern ihrer an grossen, folgenreichen Begebenheiten fruchtbaren Zeit gehörte der Schlesier Oelsner. Eine Reihe von Jahren verlebte er mit seinem Landsmann, dem Grafen von Schlaberndorf, zu Paris, sahe den Aufgang, das Wachsthum und allmählige Erlöschen der Französischen Revolution, den innern Schaden und äussern Glanz der Napoleonischen Militärherrschaft, die Schliche und Firnissfarben der Bourbonischen Restauration, deren erstem Wendepunkt im Jahre 1830 ihn nicht lange vorher (1828) der Tod entzog.

Digitized by Google

Oelsner, ein Mann scharfen Urtheils, humaner, ächt freisinniger Gemüthsart, seiner äussern Stellung nach unabhängig und bedeutenden Persönlichkeiten, z. B. Sieyes, im freien Wechselverhältniss nahe und vielen Freunden durch Briefe verbunden, hat einen wahrhaften Schatz von historischen, politischen und philosophischen Beobachtungen gesammelt, theilweise verarbeitet; man kann ihn als eine vorzügliche Quelle der Zeitgeschichte um so mehr betrachten, je weniger er nach literarischem Ruf strebte und sich damit begnügte, gelegenheitlich durch kleinere Aufsätze und grössere Abhandlungen, z. B. über den Islam, seine Kenntnisse und Gedanken zu veröffentlichen. Die wissenschaftliche Hauptstärke dieses seltenen, durch Kopf und Herz ausgezeichneten Mannes lag in den mehr oder weniger ausführlichen Briefen, welche er, einem inneren Drange der Mittheilung folgsam, an vertraute Freunde sandte. Diese Seite seiner literarischen Wirksamkeit ist, die von Dorow herausgegebenen Briefe an Stägemann (1815—1827) ausgenommen, so gut als unbekannt. Möchte der Sohn, welchem das Publikum die vorliegenden Denkwürdigkeiten verdankt, bald auch Stücke des väterlichen Briefwechsels mittheilen! — Manche werthvolle Beiträge zur Charakteristik seines vieljährigen Freundes hat Zschokke im ersten Bande des Prometheus gegeben, andere verdankt man Herrn v. Varnhagen in der Galerie von Bildnissen. Die Briefliteratur bildet überhaupt in den Jahren 1780 bis etwa 1806 einen Hauptzweig des geistigen Verkehrs; für Poesie, Politik, Philosophie galt damals noch nicht die später üblich gewordene ausschliessliche Büchermacherei; viele denkende und schöpferische Köpfe vertrauten nicht unbedingt der allgemeinen Lesewelt; sie behielten oft das Edelste ihres Denkens und Empfindens einem kleineren Kreise von Freunden und Bekannten vor; diese verarbeiteten dann wieder den überlieferten Stoff und setzten ihn gleichsam in kleinere, kurrente Münze um. Nicht sowohl Scheu vor der Censur als eine gewisse jugendliche Schaam und Züchtigkeit ist die Ursache dieses merkwürdigen, besonders von den edelsten und begabtesten Teutschen betriebenen Geistesverkehrs. Spätere Tage, wie etwa die unsrigen, zehren zum Theil von den Früchten des geräuschlosen, tief eingreifenden Entwicklungsganges. Wie wenige Menschen gibt es wohl jetzt, welche um der innern Freude und Genugthuung willen sich hinsetzen und die Frucht ihres langen Beobachtens in einem vertrauten Briefe, in einer epistola ad familiares niederlegen! Denn je älter man wird, desto sparsamer kommen die Mittheilungen; sie sind eher das Bedürfniss der Jugend und Gedankenfrische, welche dermalen eine seltene Waare darbieten. — Referent muss sich begnügen, der Kürze wegen nur

Digitized by Google

den Inhalt der Denkwürdigkeiten zu bezeichnen und einzelne, populär anziehende Proben herauszuheben. Der erste Aufsatz skizzirt Friedrich den Grossen und den Einfluss desselben, das Jahrhundert und die französische Revolution als Markstein einer neuen, wenn auch vielfach vorbereiteten Zeit; die drei folgenden Nummern (2—4), Rückblick auf die französische Revolution, das Directorium (Fragment) und Bonaparte, sind aus unmittelbarer Beobachtung geschöpft und enthalten gegenüber Bonaparte manches Neue, wodurch die Poesie hin und wieder auf nüchterne Prosa zurückgeführt wird. So liest man S. 30 Folgendes: „Madame de Beauharnais stand mit ihm (dem Director Barras) in sehr intimen Verhältnissen. An diese gute Seele schloss sich Bonaparte und eröffnete ihr die Aussicht einer glänzenden Verbesserung ihrer Lage*), wenn er durch sie ein Commando erhielte. Madame de Beauharnais wusste die Anträge ihres Liebhabers zu schätzen und, um seine Wünsche zu erfüllen, überredete sie den Director, dass sie von ihm, Barras, schwanger sei. Da musste denn für eine Heirath gesorgt werden, wobei Bonaparte das Commando der italienischen Armee zur Bedingung setzte.“ —Bei aller Achtung vor Oelsner muss man, um nicht von dem Wandel einer sonst anerkannt liebenswürdigen und zartfühlenden Frau zu reden, den zuletzt erwähnten Umstand sehr bezweifeln. Nicht Barras nämlich, sondern Carnot, der Kriegsminister, hat den jungen, unbekannten Bonaparte zum Feldherrn des italienischen Heeres empfohlen. „Il n'est point vrai“, sagt er, „que ce soit lui (Barras) qui ait proposé Bonaparte pour le commandement de l'armée d'Italie; c'est moi-même.“ etc. S. Rapport de Carnot p. 38. à Londres. 1799.). Carnot war aber offenbar zu unabhängig, als dass er mit Barras gegenüber dem schmutzigen Heirathsplan seiner Geliebten unter derselben Decke spielen konnte. Deshalb wird jene ärgerliche Geschichte, auf welche Oelsner hindeutet, gleichfalls zweifelhaft;

*) Madame de Beauharnais war in einer betrübten Lage. ..... Herr Rougemont von Löwenberg hatte sie in Schutz genommen. Bei ihm fand sie mit ihren Kindern, so oft sie wollte, Mittagsmahl. Dabei machte aber Madame Rougemont jedesmal sehr saure Gesichter, und sie hatte sich bei den Kindern Beauharnais so in Furcht gesetzt, dass wenn sie Madame Rougemont kommen sahen, sie sich hinter dem Rock der Mutter versteckten. — Die Ankunft des jungen Hottinger gab Gelegenheit zu grossem Scandal. Seine frische Schweizerblüthe war der Madame Beauharnais nicht unbemerkt geblieben. ..... Zu seinen Vertrauten sagte Hottinger, sie habe ihn zu übel angerochen. Bekanntermassen war ihr Athem ziemlich stark u. s. w. — Man sieht, Herr Oelsner hat sich doch zum Theil auf einen kleinen, pikanten Klatsch gerichtet

Digitized by Google

sie gehört der in alter Zeit beliebten Scandalchronik an und verdient deshalb keinen Glauben. Dass jedoch ein intimes Verhältniss zwischen dem Director und der armen, verlassenen Wittwe stattfinden konnte, bleibt nicht schlechthin unwahr, aber die dem sonst edlen Weibe zugeschriebene Lüge, welche Oelsner einberichtet, wird durch Carnot's Darstellung hoffentlich widerlegt. — Den erwähnten Fehlgriff abgerechnet, ist das ganze Charakterbild vortrefflich aus dem Leben gegriffen und ohne alle Schminke; es geht bis zur Ermordung des Herzogs von Enghien. „C'est pire", hatte Jemand geurtheilt, „qu'un crime, c'est une faute" (S. 54.). Der fünfte und sechste Aufsatz, überschrieben „Der deutsche Bund" und „Das preussische Cabinet", bringen politisch-historische Betrachtungen, welche auch für die Gegenwart ihren praktischen Werth haben. „Wir waren Zeugen", heisst es neben Anderm S. 71, „des grossen, ehrenfesten Unwillens, der sich über Deutschland gelagert hatte, durch dessen Ausbruch die Oberherrlichkeit Frankreichs wie ein Dunst verstob. Das Gefühl, aus dem die Begebenheit hervorging, lebt fort, es schlummert blos, kann wieder erwachen — mit verdoppelter Heftigkeit nach anderer Richtung — und durch die Gluth seines Wärmestoffes den rüstigen Theil unserer Völker in einen gemeinschaftlichen Guss versetzen.

Das wäre denn der Augenblick, wo eine unbescholtene, selbständig gebliebene, einheimische Macht die Entschlossenheit besässe, ihr Glück an der flüssig gewordenen Masse versuchen dürfte. Nie wird sich Deutschland zur reinen, vollständigen Monarchie eignen, und das ist desto besser." Indem der Verfasser bedauert, dass Preussen die Rolle der teutschen Hegemonie in einer begeisterten, aber nicht berechnenden Zeit (1813 bis 1815) ablehnte und dafür den mildern Beruf übernehmen konnte, das friedliche Muster und der sittliche Vorturner Teutschlands zu sein, weist er auf die geographischen und anderweitigen Schwierigkeiten hin. „Irdisches Abbild der Milchstrasse", heisst es S. 72, „läuft der preussische Staat von Nordost zu Südwest, ein schmächtiger, verzerrter Riese, ohne Stab und Hinterhalt. Auf seine schroffen Schultern lehnt sich Russland gemüthlich; des festen Landes englische Provinzen setzen ihm den Kitzel ihrer Ellenbogen in die Seite, und mit verbissenem Groll empfindet Frankreich den preussischen Fusstritt. Ungeachtet des grossen Wachsthums von Oestreich hat sich die Beziehung zu dieser Macht am wenigsten geändert; dagegen nagt der Ueberrest von Sachsen, Preussens wahres Tlaskala, ein feindlicher Wurm an seinem Busen." Wenn auch die letzte, im Jahr 1819 niedergeschriebene Bemerkung jetzt kaum mehr praktische Gültigkeit hat, so sind dagegen die übrigen Striche der geistreichen Skizze

Digitized by Google

thatsächlich vorhanden. Wie hier die schwächliche Mitte verstärken? Diese Frage ist äusserst schwierig. Nicht durch die Einheit eines mehr oder weniger phantastischen Kaiserreichs, wohl aber durch die annäherungsweise etwa gewonnene Concentration eines teutschen Reichsbundes wäre auch für Preussen gesorgt. Dasselbe, durch Einverleibung kleinerer Lande räumlich vergrössert, bekäme sodann die Oberleitung aller nordwestlichen Gebiete; der Südwesten könnte sich Baiern, der Südosten Oestreich anschliessen. Ein permanenter, d. h. für mehrere Jahre gewählter Bundesrath, Vertreter der Völker und Fürsten, und ein fünf oder siebengliederiges Directorium, Preussen als bleibenden Präsidenten für den Krieg und die Diplomatik an der Spitze, würden die zwei Hauptorgane des annäherungsweise centralisirten teutschen Reichsbundes bilden. Das einheitliche Kaiserthum aber, nach dem Kern seiner geschichtlichen Wirksamkeit aufgefasst, möchte für die künstlichen Verhältnisse der Gegenwart kaum geeignet erscheinen. Kann und will sie keinen durchgreifenden, zucht- und gesetzvollen Republikanismus ertragen, so bleibt Nichts übrig als ein verbesserter und gekräftigter Reichsbund, dem etwa wie früher Oestreich für seine teutschen Provinzen angehörte, im Uebrigen als eine grosse Völkerconföderation eigenthümlicher Art unabhängig (autonom) und dem Reichsbunde nur zu Schutz und Trutz durch Capitulate angeschlossen.

Mit Recht wird bemerkt (S. 77), jeder Staat entwickle sich am zweckmässigsten in der Richtung, welche ihm durch zufällige Umstände die natürliche geworden sei; darum hätten die Römer ihre Legion, die Engländer durch die Schifffahrtsacte ihr Seewesen vervollkommnet. Denk-, Rede- und Schreibfreiheit müsste, wie es bisher geschehen, Preussen nicht nur dulden, sondern in sein Wesen als Eigenthümlichkeit aufnehmen. — Nun, diesen Dreifaltigssegen und einen ganzen Bündel aus der Pandorabüchse entflohener Freiheiten besitzen ja seit den sogeheissenen Märzerrungenschaften Berlin und Wien. Aber hat man auch die Gabe, die Freiheit auszubeuten? Schwerlich; es fehlt an Einsicht, Kraft; in Wien spielen z. B. die Aulastudenten eine Rolle, welche dem reifern Alter, nicht der für das Lernen und allfälligen Kampf bestimmten Jugend geziemt. Daher wird es kläglich enden und nicht eher eine gewisse Ordnung kommen, bis, wie in diesen Blättern bereits früher bemerkt wurde, die unfähigen Massen der Gesetzgeber in Frankfurt, Berlin und Wien auf ein bescheidenes Mass umsichtiger und thatkräftiger Ausschüsse zurückgehen und dadurch dem drohenden Unheil einer legislativen Ochlokratie Ziel setzen.

„Es ist Riesenarbeit", schliesst der Aufsatz, „Abstände wie Saar-

Digitized by Google

brücken und Memel, wie Aachen und Posen, wo vermuthlich das Bedürfniss — Verfassung — sehr verschiedenartig empfunden wird, unter eine Form zu bringen. — Dann sollen auch Constitutionen nicht aufschiessen wie Nachtschwämme. — Leichtsinnig gegeben, werden sie leichtsinnig genommen, beachtet und bewahrt. — Aber sie schlagen Wurzel in dem Boden des Empfängers, wenn diesen Boden erst Erwartung, Sehnsucht, Ungeduld urbar gemacht, mitwirkend und lebendig in allen seinen Stoffen."

Nun, gewartet hat man in Preussen, Oestreich und anderswo lange genug. Aber die kopf- und marklose Schnelligkeit, mit welcher auf den ersten Schrecken der sogeheissenen Republikanisirung Frankreichs hin die Fürsten Concessionen darbrachten, die Völker ohne Auswahl annahmen, machte einen parlamentarischen Kampf, die Bedingung jedweden Sieges, unmöglich und stellt dadurch die Behauptung der politischen Güter bei etwanigem Umschlag des Wetters wieder in Ungewissheit.

Der Aufsatz: Restauration (Nr. 7) behandelt in drei Abschnitten den erwählten Gegenstand für Frankreich und weist die verschiedenen Abstufungen jenes politischen Rückgangsprocesses nach. Mit philanthropischer Milde und philosophischer Schärfe betrachtet die kleine Abhandlung von der politischen Sittlichkeit des Jahrhunderts (1817 geschrieben) die ermunternde und niederschlagende Zeitlage; sie tritt entschieden auf die Seite der hoffenden, getrosten Zuversicht und sieht in dem erneuerten, vielfachen Ruf: „Verfassung! Constitution!" ein unabweisbares Bedürfniss, namentlich für Teutschland. — „Klingt das nicht", heisst es neben Anderm, „wie Revolution? Euch überläuft ein kalter Schauer. Näher beleuchtet, ist die Forderung kein Ungeheuer.

Französische Revolution scheint für Teutschland nicht zu befürchten, aus dem sehr einfachen Grunde, dass sie grösstentheils schon stattgefunden hat. Ein Act, der die kirchliche Verfassung betreffende, wurde abgeschlossen im protestantischen Deutschlande durch den westphälischen Frieden; im katholischen durch Joseph II., Montgelas (!) und den Recess von Regensburg. Der andere Act, die bürgerliche Rechtsgleichheit, gaben uns Frankreichs entschiedenste Widersacher, als sie die letzten Reste des Lehnsystems (!) abschafften, gleiche Besteuerung und Waffenpflichtigkeit einführten. Also sind bei uns zwei sehr schwierige Punkte der französischen Revolution vollkommen abgethan."

Sahe hier nicht der vortreffliche Verfasser die Sachen zu sehr im Rosenlichte? Die lange Erfahrung bezeugt es. Hätte man der vorausgesetzten Ansicht gemäss planvoll von oben her gehandelt, ein bedeutendes Stück der laufenden Wirren und Zuckungen wäre unmöglich ge-

Digitized by Google

blieben. Jedoch im Ganzen haben allerdings die Reformation und geläuterte Grundsätze des Staatshaushaltes manchen Stein des Anstosses beseitigt; es kommt nur darauf an, dass man sich nicht abschrecken lasse durch einzelne Auswüchse und den Kern der Dinge nie aus den Augen verliere. Unfähig, wie die sechsmonatliche Erfahrung dieses Jahres zeigt, einen auch nur mässigen Grad der schöpferischen Kraft und besonnenen Selbstbeherrschung zu entwickeln, müssen daher die constituirenden, Zeit, Geld und Geduld erschöpfenden Nationalversammlungen in Paris, Wien, Berlin und Frankfurt dem höhern Bedürfniss folgen, sich auflösen und kleineren, an Einsicht und Bürgertugend überlegenen Ausschüssen Platz machen. Geschieht das nicht, so wird wachsende Gesetzlosigkeit die Folge seyn und der Unverstand, wie früher in absolutistischer, so jetzt in repräsentativ-demokratischer Gestalt am Ruder bleiben, um endlich entweder der Militärdictatur oder dem Pöbelregiment die Zügel zu übergeben.

Der neunte Aufsatz, überschrieben: Völkerrechtliche Erschaue (Principien), entwickelt in gedrängter, lichtvoller Sprache die auf den Gegenstand bezüglichen Hauptsätze auf dem Wege des Nachdenkens und der Erfahrung. Manche der dermaligen Lebens- und Zeitfragen sieht sich dabei betheiligt, wodurch natürlich das Interesse der Abhandlung verstärkt wird. So erörtert z. B. §. 11. die Gebietserweiterungen. „Ein wirksames Mittel zum Frieden", heisst es, „wäre genaue Bestimmung des Umrisses, innerhalb dessen die Integrität eines Volks unverletzlich wird. Das stärkste Band, welches mehrere kleine Völkerschaften zu einem Staate vereinigt, ist die Gewohnheit, von einem gemeinschaftlichen Thätigkeitspunkt aus seit Langem regiert zu werden. Die Uebereinstimmung der Sprache ist ein weit geringeres Bindungsmittel. Es leistet jedoch unter gewissen Umständen sehr Viel; denn ohne Verwandtschaft in der Empfindung und Denkart, in der ganzen Lebensweise verschiedener Stämme, wäre Einklang der Laute und ihrer Bedeutung unmöglich. Endlich wird auch der Gebietszusammenhang mit den durch ihn begründeten Nothwendigkeiten und Bedürfnissen ein wesentlicher Bestimmungsgrund der Integrität." — Da also, folgert ungefähr der Verfasser, das historisch-sittliche (Gewohnheit), sprachlich-verwandtschaftliche und commerziell-industrielle (Nutzen) Princip für den staatlichen Zusammenhang mehr oder weniger vereint wirken: so wäre es Thorheit, einen vorhandenen, allmählig gewordenen Complex nach dem ausschliesslichen Gesetz der physischen Grenze und Sprache stören oder auflösen zu wollen. Denn sollte z. B. Frankreich aus Rücksicht auf Stamm und Sprache Lothringen und Elsass herausgeben, so müsste hinwiederum Teutschland einen Theil der

Digitized by Google

Lausitz, Böhmens u. s. w. dem Reiche der Slaven überantworten. Das ausschliessliche Nationalitäts- und Sprachprincip, praktisch angewandt, würde zur Barbarei führen; kleine Abschnitte der Sprache, hin und her geschoben, eröffneten überdiess für Muth und Diplomatik ein breites Feld. — Diese Regel, etwa mit Ausnahme der völkerschaftlichen, welthistorischen Massenbewegung, wie sie z. B. der Untergang des Römerthums durch die Germanen erfuhr, behält unstreitig im Ganzen für die praktische Völkerpolitik Gültigkeit. Desshalb ist Oestreich z. B. dermalen verpflichtet, die Integrität seiner allmählig gewordenen Föderation um jeden Preis, selbst auf Kosten der politischen Freiheit, zu behaupten, und zwar so, dass jede dem Complex angehörige Volksthümlichkeit gegenüber der Sprache, Sitte und Cultur den angemessenen, autonomen, nicht aber souveränen Spielraum bekommt. Auf einer andern Seite müsste ächte Staatsweisheit Frankreich bestimmen, dem teutschen Element der ihm einmal einverleibten Landschaften entweder volle Rechnung zu tragen, oder bei einer etwanigen europäischen Krisis den Rückfall an das Mutterland zu gewärtigen. Auch der mehr oder weniger heraufgesungene und heraufadressirte schleswig-holsteinische Sprachen- und Nationalitätsstreit wird eine billige und genügende Erledigung finden, wenn die drei oben bezeichneten Principien der Gebietserweiterung praktischen Vollzug erhalten.

Im §. 15, überschrieben: Heere, macht Oelsner einen geistvollen Einwurf gegen das allgemeine Waffenaufgebot. „Aber wenn", heisst es, „jeder Bürger Soldat ist, — entsteht da nicht ein ganz neues Kriegsrecht? Da kein waffenfähiger Mann ableugnen kann, Recrut zu seyn, so darf ihn der Feind, wenn er seiner habhaft wird, zum Kriegsgefangenen machen, und was hält ihn ab, den grössten Theil der männlichen Bevölkerung des eroberten Landes der väterlichen Heimath zu entführen? etc." — Diese, den Schrei nach Bürgerwehr abkühlende Ansicht hat vollkommenen Grund, wenn hinter dem stehenden Heer nicht wie etwa in Preussen eine tüchtig eingeübte Landwehr, sondern ein ungeschulter, alle Altersstufen durcheinander werfender Landsturm Platz findet und die Vertheidigung mehr belästigt denn erleichtert. Dasselbe möchte von manchen Theilen der neuesten teutschen Bürgerwehr gelten, welche für den Polizeidienst zu spröde und vornehm, für die Bekämpfung des äussern Feindes zu häuslich und zu bequem erscheint. Gegen dergleichen Halbheit richtete Oelsner auch nur seinen Tadel.

Der letzte Abschnitt handelt von Deutschlands Einheit, deren Bedürfniss lebhaft gefühlt, aber im Sinne der streuggeschlossenen Einheit schwerlich befriedigt werde, denn jeder Teutsche sei so zu sagen eine

Digitized by Google

freie Kleinstadt, gehe nicht gern aus seiner Sphäre, behaupte aber in derselben festen Boden, bilde eine unendliche Reihe zum Theil winziger Unabhängigkeiten und gesperrter Sitze, entwickele innerhalb der eingehaltenen Grenzen grosse Selbstständigkeit des Verstandes, des Willens, der Sitten, mehr als das in Frankreich, selbst in England geschehe. „Bei keiner Nation in Europa, lautet der Schluss, ist die Cultur der Vernunft und der Sitten des gemeinen Mannes so weit gediehen, als unter den deutschen Völkerschaften. Auf dieser schönen Grundlage muss fortgebaut werden. Von Kanzeln und aus den Schulen lässt sich mehr in politischer Hinsicht erwarten, als von allen Constitutionsausschüssen in der Welt. Dem Gewissen des Volks weichen die schlechten Staatseinrichtungen und Gesetze von selbst. Der mongolische Eroberer unterwirft sich der Sitte des eroberten Chinesen. Die Meinung wird Deutschland zwingen, in vorkommenden wichtigen Verhältnissen ein gemeinschaftlicher Körper zu seyn. Dixi."

Der zweite Theil des Buches enthält eine französisch geschriebene Uebersicht der politischen Lage der verschiedenen Mächte in den Jahren 1820 und 1821. — Der eigentliche Historiker wird aus dieser Skizze nichts Wesentliches lernen, für die gebildeten Liebhaber aber ist sie schon wegen der fremden Sprache abschreckend. Man muss daher dem Wunsche eines Referenten in den Blättern für literarische Unterhaltung beistimmen, der Herausgeber möchte bald aus dem reichen Briefwechsel Oelsner's Mittheilungen geben oder allfällig einzelne, die französische Revolution betreffende Aufsätze in der Minerva des Herrn von Archenholz und in der anonymen Sammlung: „Lucifer" (1797) von Neuem bekannt machen.

Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich von 1698 bis 1784. Von Joh. Kasp. Zellweger. Ersten Bandes erste Abtheilung. St. Gallen, bei Huber und Comp. 1848. 8.

Der Verfasser hat mit diesem Werke, dessen baldige Fortsetzung sehr zu wünschen ist, dem Historiker und Staatsmann einen wesentlichen Dienst geleistet; jener bekommt manchen neuen, durch Urkunden erläuterten Stoff, dieser die aus den Erfahrungen der Jahrhunderte hervorgehenden Grundsätze des Handelns. Die geschichtliche Erörterung der sogenannten Diplomatie, besonders für den Zusammenhang der neuern Verhältnisse unentbehrlich, kann bei dem Wachsthum des erobernden oder friedlichen Ehrgeizes den Staaten nur ein Ebben und Fluten von Miss-

Digitized by Google

griffen und zweckmässigen Anordnungen, Irrthümern und Wahrheiten, anziehenden und abstossenden Kräften bieten, mit einem Wort, den Schauplatz der friedlichen Kriegführung darstellen. Denn die perikleischen Tugenden des Staatsmannes, Einsicht, Beredsamkeit, Vaterlandsliebe und Unbestechlichkeit, sind wie überhaupt, so in der neuern Zeit überaus selten gewesen. Machterwerb um jeden Preis steht als leitende Regel oben an, und der Satz: der Zweck heiligt die Mittel, galt nicht nur für einen bekannten geistlichen Orden, sondern auch für die Politik der meisten neuen Cabinete. In Republiken aber ist eine gleichmässige, an die Wohlfahrt und Stärke des Volks geknüpfte Staatsklugheit bei aller Dringlichkeit um so schwieriger, je häufiger die Regenten wechseln und je bestimmter sie vom Wind der öffentlichen Meinung abhängig sind. Nur erhabenen Geistern, z. B. Washington, ist es im günstigen Augenblick gelungen, mit weiser Benutzung des Volks- und Zeitgeistes die Grundlinien des diplomatischen Benehmens für Gegenwart und nächste Zukunft vorzuschreiben, den bewaffneten Frieden und die Nichteinmischung in europäische Angelegenheiten, deren Beherrscher dagegen auch den vereinigten Staaten möglichst fern bleiben sollten. Anders und schwieriger entwickelte sich die Aufgabe für die Schweiz; im Mittelpunkte Europas, an der Markscheide des teutschen und romanischen Stammes gelegen, Menschenalter lang ein lockerer Wehrbund, — musste sie oft ohne festes Princip und Compass ihre auswärtigen Beziehungen dem Strom der Zufälligkeiten überlassen und eine Reihe von häufig herben Erfahrungen durchlaufen, bis sich bestimmte Grundsätze der Diplomatik, z. B. die Neutralität, seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, herausbildeten. Zu keinem Nachbarslande aber stand die Eidgenossenschaft allmälig im engern Verhältnisse, als zu Frankreich; Handel, Soldkapitulationen, später auch Sprache und Sitten, bildeten den Zwischenträger, den physikalischen Conductor. Der Kriegsminister Louvois soll einst in Gegenwart des Generals Stuppa gesagt haben: „Sire! wenn Ew. Majestät das Gold und Silber hätten, das Sie und Ihre königlichen Vorfahren den Schweizern gegeben haben, Sie könnten damit die Landstrasse von Paris bis Basel mit Thalern überlegen.“ General Stuppa antwortete darauf: „Sire! es mag seyn; aber wenn es möglich wäre, alles Blut, welches unsere Nation für Frankreichs Könige vergoss, zusammenzubringen; man könnte damit auch einen schiffbaren Kanal von Paris bis Basel machen.“ *)

*) S. Schweizerblut und Franzgeld, von einem alten Schweizer bei Schlözer im Briefwechsel VI. 81.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zellweger, diplomatische Verhältnisse der Schweiz.

(Schluss.)

Kurz vor und mit dem Burgunderkrieg (1474), welchen ja Ludwig der eilfte grösstentheils anschürte und unterhielt, begann die befreundete Stellung der Schweiz zu Frankreich; jene sandte Soldknechte, dieses gab neben mannigfaltigen Freiheiten, Handelsvortheilen Löhnung für die Krieger, Pensionen (Miethen) für die Kantone und einflussreiche Bürger. Fortan war der Keim wachsender Entsittlichung und Bestechlichkeit gelegt; umsonst bekämpften ihn der Vaterlandsfreund *) und die bessere Volksnatur; das Verderben frass immer weiter um sich und ergriff zuletzt als eine Art Modekrankheit, welche nicht besonders drückte, die Städte und Landschaften; selbst die sittliche Gegenwirkung der Reformation musste nach kurzem Siege den Reizen und Künsten der Geldmacht weichen, seit Frankreich den Bernern die Garantie für den Besitz der Waadt geleistet hatte. Dagegen benutzten andere Staaten den kirchlich-religiösen Bruch; Spanien-Oesterreich besass fast immer unter den Katholischen seine Partei, welche sich auch bald durch Solddienste betheiligte. Das befestigte den schon von anderer Seite her gewonnenen Zwietrachtsstoff; es wurde erfüllt, was bereits Philipp von Comines bei dem Abschluss des französischen Bündnisses im Jahr 1474 vorhergesehen hatte.

„Ich glaube, urtheilte er, das wird zu ihrem (der Schweizer) Schaden umschlagen; an das Geld, welches ihnen früher fast unbekannt war, gewöhnt werden sie zu Zerwürfnissen neigen; anders könnte man ihnen nicht beikommen, so rauh und arm sind ihre Lande und sie selber treffliche Streiter.“ (Comines, Hist. de Loys. c. 120.) Es wäre jedoch ein grosser Irrthum, wenn die Sonnenkronen, deren Glanz ja noch jetzt bei den meisten Völkern manchen mürrischen Tribun in den Schergen einer neuen Gewalt umwandelt, als einzig gültiger Hebel des engern, Menschenalter lang wirksamen Verhältnisses gelten sollten. Die Gegenseitigkeit der

*) „Da war, wie Einer schrybt, eydgnössisch Fleisch wohlfeiler dann Kälberis (Kalbfleisch).“ Anshelm, Berner Chronik III. 363. über die Eroberung Genuas (1507) für Frankreich.

Digitized by Google

politischen und industriellen Vortheile trat als neuer Bindestoff hinzu. Während Frankreich einen beträchtlichen Grenzstrich gedeckt sah und stets bereite Hülfsmannschaft fand, bekam die Schweiz wider Spanien-Oesterreich einen verlässlichen Schirm- und Bundesgenossen, welcher seit dem siebenzehnten Jahrhundert die allmälig begehrte Neutralität gegenüber auswärtigen Verwickelungen willig anerkannte und dadurch, so weit es von ihm abhing, die gefährliche Verflechtung in den Strudel des dreissigjährigen Kriegs hinderte. Dazu kam der gegenseitige Nutzen beider Theile, das materielle Interesse; Frankreich gewann an Gewerbskräften und Bevölkerung, welche nach dem Ende des englischen Nationalkrieges ausserordentlich verloren hatte, die Schweiz an Absatz für ihre schon im XVI. Jahrhundert bedeutenden Manufakturartikel. So entstand, gestützt auf frühere Verträge, die merkwürdige Uebereinkunft (16. Juli 1604), welche den Schweizern als Belohnung für geleistete Dienste folgende Vorrechte gestattete: Sie sollten in Frankreich frei handeln, wandeln und siedeln dürfen, für ihre und die deutschen Waaren keine höhere Zölle zahlen, als zu den Zeiten des ewigen Friedens festgesetzt waren (1516), befreit bleiben vom Rückfall des Erbes an den König, fähig seyn, zu testiren oder Legate zu machen (droit d'aubaine et d'échevance), ohne Naturalisationsbriefe die Rechte der Eingeborenen geniessen, frei seyn von der Grundsteuer (taille) für etwa erworbene Liegenschaften, ungehindert mit allen Nationen handeln, selbst wenn diese mit Frankreich in Kriege verwickelt wären, endlich frei ihren Gottesdienst besuchen dürfen und wegen der Religion keinen Nachforschungen ausgesetzt seyn. (Zellweger S. 135 und die Urkunde in den Beilagen Nr. 1.) — Daneben verabsäumte die französische Politik nichts, um durch Artigkeit, Güte, Geschenke, gewandtes Benehmen ihre Partei in der Schweiz zu befestigen. Man möge, lautete eine Denkschrift vom Jahr 1699 (Zellweger 27 der Beilagen) für die Gesandtschaft möglichst solche Personen wählen, welche geeignet seyen, durch Popularität, leichtes und grades Benehmen das Vertrauen zu gewinnen; denn man habe es mit unendlich verschiedenen Leuten zu thun (personnes de toutes sortes de qualitez). In dieser Beziehung hielt Frankreich gleichen Schritt mit der römischen Curie, welche ihre Boten auch mit der grössten Sorgfalt wählte. Grobe, hochmüthige, steifvornehme Diplomaten machten damals wie später bei den Eidgenossen kein Glück; aber auch zu weiche, unselbstständige Naturen fielen durch. Wenn man von diesen Regeln der Höflichkeit und bisweilen steifen Etikette abwich, derbe Noten schrieb oder unverhältnissmässige Zumuthungen machte, so wurden die Schweizer trotzig und bäumten sich auf. Als z. B. Ludwig XIV.

Digitized by Google

aus Hochmuth und Laune den Gesandten das übliche, von ihnen fest geforderte Ceremoniell verweigerte (1687), lehnten jene ihrerseits bei dem Abschied stolz die königlichen Ehrengeschenke ab. „Der Schaupfennig an dieser Kette, sprach Heinrich Escher von Zürich, ist gar schön, die Kette noch hübscher, und das Reisegeld vollaus Ueberfluss. — Aber das Urstück (den König) ward uns nicht vergönnt zu sehen, sollten wir jetzt das güldene Nachstück annehmen? Wir bitten, unsern Abschlag, den wir mit aller Ehrfurcht thun, nicht übel zu nehmen, und uns zugleich deswegen bei Sr. Majestät zu entschuldigen.“ (Zellweger S. 157.) Als die französischen Hofbeamten darüber betroffen ihre freigebige Zudringlichkeit erneuerten, wiederholten auch die Schweizer den Abscheu vor Geschenken, welche sie in Widerspruch mit der Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes bringen würden; alle Schätze von Versailles müssten sie dieser ersten Rücksicht nachsetzen. — Aus diesen Andeutungen wird hinlänglich erhellen, dass die diplomatische Stellung Frankreichs zur Schweiz, für beide Lande fruchtbar an guten und schlimmen Folgen, wohl einer historischen Forschung und Schilderung würdig ist. Der Verf. hat sich mit seiner bewährten Sorgfalt der Aufgabe unterzogen; er beginnt mit einer ausführlichen Einleitung, welche als Anfangspunkt die Burgunderkriege und als Schlussstein den Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts gewählt hat. Das erste in drei Kapitel gesonderte Buch hebt an mit dem Jahre 1689, in welchem Ludwig XIV. durch den Bau der Basel bedrohenden Rheinschanze bei Grenzach im Badischen wie schon früher durch die Veste Hüningen (1679) auch die Eidgenossenschaft belästigte, und endigt mit dem Mailänder Capitulat (1706). Den gepriesenen König, dessen Friedensraub der Stadt Strassburg durch Verrath (1681) die bethörten Bürger dermalen feiern wollen, schildert treffend Hr. Zellweger also: „Im Jahr 1685, zu der Zeit des höchsten Glanzpunktes der französischen Macht, als Ludwig schon alterte und durch seine Ausschweifungen geschwächt war, als er es nicht mehr vermochte, sein Gewissen zu betäuben, überliess er sich ganz der Bigotterie. Er widerrief das Edikt von Nantes, und suchte mit der grössten Grausamkeit die Hugenotten zu vertilgen. Mit ihrem Blute glaubte er, für seine Ehrsucht, für seinen Ehebruch und seine Ausschweifungen, für die Grausamkeiten, die er in der Pfalz und sonst verübt hatte, Gnade bei Gott zu erhalten. Ueber 15,000 dieser verfolgten Hugenotten suchten Schutz in der Schweiz und verbreiteten bei ihren Glaubensgenossen, besonders aber im Kanton Bern, den tiefsten Abscheu gegen den König, der Wollust und Grausamkeit, Bigotterie und Irreligiosität mit einander vereinigte. Ludwig hatte sich der Leitung eines

Digitized by Google

Jesuiten als Beichtvater ergeben, und es traf auch ihn das gewöhnliche Schicksal der Menschen, die, ihrer Gottähnlichkeit unbewusst, ihr Heil nur bei Jesuiten suchen."

Der engere Verkehr mit einem derartigen, auch im hohen Alter noch kecken, eroberungssüchtigen Nachbar, welcher ähnliche Erben hinterliess, musste für die bereits vielfach untergrabene Schweiz gefährlich werden. Nur der reinere Volkskern und der Biedersinn wie die Klugheit einzelner Obrigkeiten hinderten tiefern Verfall. Der letzte Glaubens- und Bürgerkrieg (1712), zum Theil von Fremden, namentlich von Agenten der Curie angeschürt, öffnete überdies den Abgrund, an dessen Rande man stand, und versöhnte allmälig bei wachsendem Ansehen der Aristokratie und materieller Wohlfahrt die Religionsparteien. Wie tief übrigens statt der frühern Anhänglichkeit die Abneigung gegen das wesentlich unter Ludwig XIV. umgewandelte Frankreich bei hellsichtigen Staatsmännern, z. B. dem Berner Willading, und bei einzelnen Völkerschaften trotz der Pensionen und Militärkapitulationen wurzelte, zeigt das Neuenburger Geschäft oder der Streit über die Nachfolge am Fürstenthum Neuenburg und an der Grafschaft Valengin. Bei dem Erlöschen des Hauses Orleans-Longueville nämlich, welches mit dem gleichnamigen Abbé in der männlichen Linie ausstarb (1694), wollte der ehrgeizige König entweder geradezu das Land eines ehemaligen Unterthanen dem Reichsgebiet einverleiben oder, da dieser Plan scheiterte, durch die Neuenburger Gerichtshöfe die Nachfolge an den Frankreich unbedingt ergebenen Prinzen von Conti bringen. Bei den für die Schweiz gleich bedenklichen Planen widerstrebten, Bern an der Spitze, die protestantischen, bald auch mehrere katholische Kantone. So entwickelte sich der Neuenburger Erbschaftsprozess; ihn hat zuerst der Verf. des gegenwärtigen Buches vollständig und nach den Acten aufgeklärt. Man wird dieses oft feine Ränkespiel, welches bisweilen an den Rand des Krieges streifte, nicht ohne steigende Theilnahme und Belehrung verfolgen. (S. 177—258.) Der Ausgang ist bekannt; die Neuenburger Tribunale, deren alleinige Competenz gegen Frankreichs Drohungen die Eidgenossenschaft auf Betrieb Berns behauptete, entschieden unter den fünfzehn Prätendenten zu Gunsten Friedrichs I., Königs in Preussen, welchem der Oranier Wilhelm III., englischer König, seine Ansprüche überlassen hatte. „Nachdem, sagt der Verf. S. 198, Hr. von Metternich (Gesandter Preussens) den 1. Wintermonat 1707 dem Staatsrath und der Stadt eine Erklärung übergeben hatte, dass dieser Staat zu keinen Zeiten von der preussischen Krone getrennt, noch in Lehen verwandelt werden solle, dass er weder vertheilt noch veräussert werden

Digitized by Google

könne und nie ein Berner Gubernator seyn solle, wird den 3. Wintermonat der König in Preussen Friedrich I. zum Fürsten von Neuenburg ernannt. „Wie treu, bemerkt Hr. Zellweger in einer Note, diese Bedingnisse gehalten wurden, oder konnten gehalten werden, haben wir selbst gesehen.“ — Die Haltung Berns, welches der verbürgerrechteten Stadt (seit 1474) zu Hülfe zog, die Drohungen Englands und Hollands, deren Boten den Neuenburger Spruch unterstützten, machten den Zorn Frankreichs ohnmächtig; es musste zuletzt sogar in die begehrte Neutralität des Fürstenthums einwilligen; jedoch sollte erstere nur während des gegenwärtigen Kriegs und nicht für ewige Zeiten gelten. Wie sehr man bereits an diplomatische Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien gewöhnt war, erhellt aus einem Gutachten der bernischen Vennerkammer*). „Man finde auch, sagt sie, bedenklich, dass da, wo von der Zeit geredet wird (in einer französischen Note), es nur heisse: „ferner wie bis jetzt“, denn das Wort ferner sey zu unbestimmt; man hätte sagen sollen: wie bisher also noch immer fort.“

Das dritte und letzte Kapitel behandelt die mannigfaltigen Verwicklungen der Schweiz mit Frankreich, welche aus dem spanischen Successionskriege hervorgingen. Die Beilagen enthalten eine Sammlung von deutschen und französischen Urkunden, welche den Text vielfach erläutern und die Gediegenheit des Werks verstärken. Möge der Verf. bald die Fortsetzung geben und durch die historische Behandlung der Diplomatik dem Geschichtsforscher und Staatsmann, einer immer selteneren Menschenart, die wesentlichsten Dienste leisten! Unsere Zeit bedarf wahrlich solcher Richtung.

23. Oktober. **Kortüm.**

Literatur zur Faust- und Wagnersage.

1) *Ueber die ältesten Darstellungen der Faustsage, von Friedrich Heinrich van der Hagen. Berlin, 1844. gr. 8.*

2) *Sage von Faust, eine Abhandlung des Dr. Emil Sommer, Privatdocenten an der Universität zu Halle, in der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, herausgegeben von Ersch und Gruber. Erste Section. Zwei und dreissigster Theil. Leipzig, 1845. S. 93—118.*

*) Die Venner, ursprünglich Fahnenträger der einzelnen Quartiere, sassen mit in der diplomatischen Behörde.

Digitized by Google

3) *Das Kloster. Weltlich und Geistlich. Meist aus der ältern, deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Cultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild. Von J. Scheible. Zweiter Band. Fünfte bis achte Zelle. Auch unter dem Titel: Doctor Johann Faust u. s. w. Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und 50 Holzschnitten. Stuttgart, Verlag des Herausgebers (Leipzig, Thomas), 1846. 8. 3 Thlr. 15 Ngr. Des Klosters dritter Band, auch unter dem Titel: Christoph Wagner, Faust's Famulus u. s. w. mit 94 Abbildungen auf 38 Tafeln und 86 Holzschnitten, 1846, Leipzig, Verlag des Herausgebers.*

4) *Die Sage von Doctor Johannes Faust, untersucht von H. Düntzer, auch unter dem Titel: Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten, Sonderbarkeiten u. s. w., hauptsächlich des deutschen Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible. Erster Theil. Stuttgart, 1846, Verlag des Herausgebers (Leipzig, Theodor Thomas). 260 S. 8.*

5) *Studien zu Göthe's Faust von Eduard Meyer. Altona, Verlag von Joh. Fr. Hammerich, 1847, VIII S. und 124 S. gr. 8.*

6) *Die deutschen Volksbücher von Johann Faust, dem Schwarzkünstler und Christoph Wagner, dem Famulus, nach Ursprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung von Dr. Karl Alex. Freiherrn von Reichlin-Meldegg, ordentlichem, öffentlichem Professor der Philosophie an der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Erstes Bändchen, XIX S. u. 196 S. Zweites Bändchen, 308 S. Drittes Bändchen, 306 S. 8. Auch unter dem Titel: Der Schatzgräber in den literarischen Seltenheiten des deutschen Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible. Band 6 bis 8. Stuttgart, Verlag des Herausgebers, 1848. 8. Ladenpreis 2 fl. 24 kr.*

Johann Faust von Knittlingen, der Schwarzkünstler, starb nach zuverlässigen historischen Zeugnissen kurz vor 1540. Seine Wirksamkeit fällt also an die Grenze des Mittelalters und der Neuzeit. Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts sahen in der römisch-katholischen Kirche eine Hauptquelle der bösen oder schwarzen Zauberei, und, wie Luther, Calvin und die ersten Häupter der protestantischen Kirche, betrachteten sie Rom als den Herrschersitz des Satans. In einer Zeit, in welcher die Sage von Johann Faust entstand, (1540—1580) wurzelte der Zauberglaube noch fest in der protestantischen Kirche, und führte selbst in ihrem Schoosse zur Hinrichtung der Hexen und Hexenmeister.

Digitized by Google

Hexenspuk und Teufelsverträge stammten nach der protestantischen Volksansicht jener Zeit von der römisch-katholischen Kirche. Nach dem deutschen Volksbuche von Johann Faust musste dieser durch „papistische Bücher“ und durch Umgang mit „Papisten“ zu seinen Zaubereien gekommen seyn. Durch „papistische“ Mittel schloss er den Vertrag mit dem Teufel ab. Das älteste Faustbuch von 1587, das 1846 von J. Scheible bekannt gemacht wurde, lässt Faust „unsichtbar an des Papsts Pallast“ treten. Als der Zauberer das lustige Leben des heiligen Vaters gewahrt, ruft er aus: „Pfui, warum hat mich der Teufel nicht auch zu einem Papst gemacht?“; denn er findet am päpstlichen Hofe „Alles seinesgleichen, als Uebermuth, Stolz, Hochmuth, Vermessenheit, Fressen, Saufen, Hurerei, Ehebruch und alles gottloses Wesen des Papsts und seines Geschmeisses, also dass er hernach weiter sagte: Ich meint, ich wär ein Schwein oder Sau des Teufels; aber er muss mich länger ziehen. Diese Schwein in Rom sind gemästet und alle zeitig zu braten und zu kochen.“ Der päpstliche Segen, die Busse, der Ablass, das Fegefeuer, die Glockenweihe, der Reliquienglaube und das Cölibatsgesetz, sämmtlich Gegenstände, welche die Katholiken als Unterscheidungslehren der damaligen Zeit den Protestanten gegenüber vertheidigten, werden im Volksbuche von Faust lächerlich gemacht (m. s. meine deutschen Volksbücher von Faust und Wagner, Bd. I. S. 32 ff. S. 113 ff.). So hatte schon das älteste Faustbuch einen protestantischen oder antirömischen Charakter, welchen auch alle spätern Redactionen der Sage, besonders die von Widmann, welche von Ausfällen gegen die „Päpste“ und „Papisten“ strotzt, beibehielten. Faust gelangte nach der Widmann'schen Redaction von 1599 geradezu durch „papistischen“ Umgang und „papistische“ Studien zum Teufelsvertrage. Noch jetzt sehen protestantische Bauern in manchen Gegenden Deutschlands die Ceremonien der römischen Kirche als eine Art von Zauberei an, und wollen sich von römisch-katholischen Priestern zur Auffindung von Schätzen sogenannte „Zwingmessen“, mit welchen man nach dem Volksaberglauben die Geister beschwört, lesen lassen. Die Zauberlegenden des Mittelalters und an der Grenze des Mittelalters und der ersten Reformation gingen beinahe sämmtlich in die Faustsage über, und so wurde Johann Faust ein Sammelbegriff für alle Zaubersagen früherer Zeit. Die Zaubersagen des Mittelalters von Teufelsbündnissen lassen sich in zwei Klassen theilen, sowohl nach dem Zwecke, als nach den Folgen des mit Satan vorgegangenen Vertrages. Nach dem Zwecke verbinden sich einige Zauberer für Sinnengenuss und Ehre, andere, die Geheimnisse der Wissenschaft zu ergründen, mit Meister Urian. Was den Sinnengenuss und die

Digitized by Google

Ehre betrifft, stehen die Sagen von Theophilus und vom Militarius an der Spitze. Für die Geheimnisse der Wissenschaft treten die Sagen von Virgilius und Sylvester II. voran. Nach den Folgen schliessen die Sagen vom Teufelspacte theils mit der Himmelfahrt, theils mit der dem Zauberer bestimmten Höllenpein. Die Sagen von Theophilus und Militarius haben die Himmelfahrt; die von Gerbert und ähnliche, ihr nachgebildete, schliessen mit der Höllenstrafe, die Satans Zögling erwartet. In der Faustsage vereinigen sich beide Reihen; darum schliesst auch Faust den Vertrag des Sinnengenusses und Wissenschaftsdurstes wegen, wie dieses besonders in dem ältesten Faustbuche von 1587 herausgehoben ist. Ueber Faust's Wissenstrieb lesen wir daselbst: „Fausti Datum stunde dahin, das zu lieben, was nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag und Nacht nach, nahme an sich Adlersflügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen. Sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reizte ihn also. Darum wollte er zuerst den Teufel beschwören" (m. s. meine deutschen Volksbücher Bd. I. S. 125). Die Sage von Faust konnte nur mit der Höllenfahrt enden, da diese zunächst im protestantischen Volksbewusstseyn sich entwickelte, von diesem aufgefasst und dargestellt wurde, und weil die protestantische Kirche jener Zeit nur den Glauben an den Himmel und die Hölle kennt, und von ihr die Fegfeuertheorie, die den Teufelszauberer noch auf Umwegen zur himmlischen Seligkeit bringen kann, verlacht wird. Die Elemente früherer Zaubersagen, aus denen die Sage von Faust entstanden ist, lassen sich zum Theile nicht blos den Ideen, sondern der wörtlichen Uebereinstimmung nach durch Vergleichung nachweisen (meine deutschen Volksbücher Bd. I. S. 53—93). Die ächt deutsche Sage von dem Collectivzauberer verbreitete sich durch die Niederlande, England, Frankreich und Polen schon im 16. Jahrhunderte. In den ersten drei Ländern wurde das Faustbuch übersetzt; in Polen ist die Twardowski-Sage, doch mit vielen, originellen, durchaus polnischen Zuthaten der deutschen nachgebildet (meine deutschen Volksbücher Bd. II. S. 113—124). Die italienische Donjuansage hat mit der von Faust Uebereinstimmungspunkte (m. deutschen Volksb. Bd. II. S. 125—130). Der französische Faust des Victor Palma Cayet von 1598 ist, wie ich zum erstenmale nachgewiesen habe, eine wörtliche, jedoch ungeschickte Uebersetzung des ältesten Faustbuches von 1587, nicht, wie Sommer irrthümlich meinte, eine Vermehrung der Ausgabe von 1588 durch neue, etwa von dem Franzosen erfundene Geschichten, da alle diese neuen Geschichten in der Ausgabe von 1587 stehen, welche Sommer nicht kannte (meine deutschen Volksbücher, Bd. III. S. 295—304; vgl. II. S. 96—108). Wir geben

Digitized by Google

in nachfolgender Anzeige die neuern, sich auf die Sagen von Johann Faust und Christoph Wagner beziehenden Werke.

Nr. 1, von Friedrich Heinrich van der Hagen gibt die mit vielem Fleiss und Gründlichkeit gesammelten, ältesten Darstellungen der Faustsage. Besonders wichtig sind die Mittheilungen über die alte, niederdeutsche Faustausgabe (Historia van D. Johann Fausten, dem wytberömenden Töverer and Swartkunstener, wo he sick gegen den Düvel up eine benömede tydt vorschreuen u. s. w. Gedrücket in der keyserlicken fryen Rycksstadt Lübeck dorch Johann Balhorn, weenhaftig in der Hüxstraten. Anno domini 1588. 226 S. kl. 8.). Offenbar stimmt diese Ausgabe nach der Aufschrift der Hauptstücke und nach dem wörtlichen Inhalte mit jener der hochdeutschen Faustsage von 1588 überein, welche sehr selten ist, und die ich zur Benützung aus der Münchner Hof- und Staatsbibliothek erhielt. Die Ausgabe von 1588 ist nicht, wie Viele meinten, die sie nicht sahen, ein blos wörtlicher Abdruck des ältesten Faustbuches, sondern weicht gegen die Mitte bedeutend ab, hat viele Geschichten der ältesten Ausgabe nicht, und offenbar eine aus chronologischen Bestimmungsgründen hervorgegangene Abweichung in der Reihenfolge der Hauptstücke (m. vergl. meine deutschen Volksbücher Bd. III. S. 285 bis 294). Van der Hagen kannte bei Abfassung seines verdienstlichen Werkes das älteste Faustbuch nicht, das erst 1846 bekannt gemacht wurde, und darum konnte seine gelehrte kritische Arbeit, die mehrere treffliche Andeutungen gibt, zu keinem Abschlusse führen.

Ueber das Historische des Johann Faust und über die Faustsage haben wir nach der verdienstvollen ersten Abhandlung des ältern Stieglitz in Raumer's historischem Taschenbuche (Jahrg. 1834) keine bessere Untersuchung, als Nr. 2, die Abhandlung des leider zu frühe verstorbenen Dr. Sommer zu Halle in Ersch's und Gruber's Encyklopädie Sect. I. Th. 32. S. 93—118. Vieles, was hier mitgetheilt wird, zeugt von dem Quellenstudium und dem richtigen Urtheile des Verfassers; doch hat er leider die Faustausgabe von 1588 nur flüchtig durchgesehen und das älteste Faustbuch von 1587, ohne welches die Forschung nie zum Abschlusse kommen konnte, nicht gekannt. Daher kommt auch Sommer's falsche Behauptung, dass der französische Faust des Victor Palma Cayet (Histoire prodigieuse de Jean Fauste par Victor Palma Cayet. 1598.) eine Uebersetzung der Ausgabe von 1588 mit eigenen neuen Zusätzen sey. Er wusste nämlich mit den Zusätzen nichts zu machen, weil er, das älteste Faustbuch nicht kennend, natürlich nicht wissen konnte, dass alle diese neuen Geschichten des französischen Faust blos wörtliche Uebersetzungen

Digitized by Google

der sich allein in dem ältesten Faustbuche befindenden Anekdoten waren. Ebenso fiel Sommer die von der Ausgabe von 1588 abweichende Ordnung der Hauptstücke im französischen Faust auf, weil ihm unbekannt war, dass diese Ordnung sich ganz auf dieselbe Weise im ältesten Faustbuche vorfindet. Nicht weniger unrichtig ist auch desselben Behauptung, dass Cayet aus Wier (Wierus, Weier) eigenmächtig hinzugesetzt habe, was in keinem Volksbuche enthalten sey, Faust habe in Krakau die Magie studirt. In dem ältesten Faustbuche von 1587 (bei Scheible, Kloster. Bd. II. S. 942) heisst es wörtlich: „Begab sich also Faust gen Crakaw in Polen, eine der Zauberei halben vor Zeiten hochberühmte Hoheschul, und fand allda seines gleichen; die gingen umb mit Chaldäischen, Persischen, Arabischen und Griechischen Worten, figuris, characteribus, conjurationibus, incantionibus" u. s. w.

Nr. 3, Scheible's Kloster, hat das grosse Verdienst, dasjenige Werk, aus welchem alle spätern Darstellungen hervorgingen, und dessen Existenz so lange bezweifelt wurde, durch einen sehr genauen, wörtlichen Abdruck wiedergegeben zu haben. Das älteste Faustbuch von 1587 findet sich in J. Scheible's Kloster Bd. II. S. 933—1074 abgedruckt. Er machte diesen Fund in der Stadtbibliothek zu Ulm durch die Güte des Herrn Archivars und Bibliothekars Neubronner. Das älteste Faustbuch von 1587 ist ebenfalls durch Johann Spies, Frankfurt a. M. gedruckt, und hat ohne das Register 249 Seiten in Octav. Uebrigens hat J. Scheible Unrecht, wenn er (Kloster Bd. II. S. 258) glaubt, dass die Ausgabe von 1588 und 1589 mit der ältesten „bis auf wenige Worte gleichlautend" seyen. Es ist kaum ein Bearbeiter der Faustsage zu nennen, welcher die Ausgabe von 1588 auch nur zu Gesicht bekam, und ich kenne keinen, der sie ausführlich kritisch untersucht hätte. Da mir diese seltene Ausgabe längst, ehe Scheible das Faustbuch herausgab, längere Zeit aus der Münchner Hof- und Staatsbibliothek zu Gebote stand, konnte ich mir dieselbe ganz kopiren, und überzeugte mich bald von dem Unterschiede der beiden Ausgaben in der Anordnung und Redaction des Inhaltes. Offenbar leiteten den Herausgeber chronologische Bestimmungsgründe (m. vergl. meine deutschen Volksbücher Bd. I. S. 122 u. 23, wo ich die ausführliche Beschreibung dieser seltenen Ausgabe mittheile, und Bd. III. S. 285—294 eine vollständige Vergleichung beider Ausgaben). Ausser dem wichtigen ältesten Faustbuche enthält der zweite Band von Scheible's Kloster sämmtliche, auf Faust und die Sagen von ihm sich beziehende Schriften, welche wörtlich mitgetheilt werden. Zwar sind die meisten nicht selten, und es wäre wohl zweckmässiger gewesen, Auszüge aus diesen Werken mitzu-

Digitized by Google

theilen, als den ganzen Abdruck derselben, besonders der grössern zu geben; doch ist es offenbar dem Bearbeiter der Sage sehr angenehm und nützlich, überall Zerstreutes, auch manches schwerer Aufzutreibende als eine Faustbibliothek beisammen zu haben. Wir nennen hier nur die im zweiten Bande des Klosters wörtlich abgedruckten Arbeiten von Stieglitz dem ältern, Görres, Rosenkranz, Köhler, van der Hagen, Mone, Massmann, Reiche über Faust. Von den älteren Werken halten wir für das seltenste und in Bezug auf den Ursprung der Faustsage bei Weitem wichtigste das Buch von Lercheimer über die Zauberei. Der Titel der seltenen Schrift ist: „Ein christlich Bedenken und Erinnerung vor Zauberei, woher, was und wie vielfältig sie sey, wem sie schaden könne oder nicht: wie diesem Laster zu wehren, und die, so damit behafft, zu bekehren oder auch zu strafen seyen. Geschrieben durch Augustin Lercheimer von Steinfelden. Fol. Frankfurt, 1586.“ Das Werk ist also älter, als das älteste Faustbuch, und viele von verschiedenen Zauberern in Lercheimer's Buch erzählte Anekdoten finden sich in dem Faustbuche ganz wörtlich wieder. Eine genaue Vergleichung des Faustbuches und der Lercheimer'schen Schrift ist in meinen deutschen Volksbüchern Bd. I. S. 85—93 zu lesen. Drei Abschnitte bei Lercheimer werden von J. Scheible im Kloster Bd. II. S. 205 ff. abgedruckt. Zunächst für die Entstehung der Faustsage ist das von demselben theilweise wörtlich abgedruckte Buch von A. Hondorff (Kloster II. S. 232 ff.) wichtig. Dieser war Pfarrer zu Droissig, und sein Buch erschien ebenfalls bedeutend früher, als das älteste Faustbuch, Frankfurt a. M. 1572. Es hat den Titel: „Promtuarium exemplorum, das ist, Historien- und Exempelbuch nach Ordnung und Disposition der heiligen zehn Gebot Gottes“ u. s. w., und enthält viele in das Faustbuch übergegangene Geschichten. Unter den im Kloster gesammelten, geschichtlichen Zeugnissen für Johann Faust ist das Buch von Wier, de praestigiis daemonum, gedruckt zu Frankfurt a. M. 1586, also ebenfalls vor dem ersten Faustbuche, das wichtigste. Aus Wier (geb. 1515, gest. als Doctor der Medicin zu Teckleuburg 1588) ist klar, dass Faust kurz vor dem Jahre 1540 starb. Von den spätern Redactionen des Faustbuches ist die Widmann'sche die bedeutendste. Sie ist in vielen Ausgaben und Auszügen verbreitet. Der Text von 1599, welcher als die älteste Ausgabe der seltenste ist, wird von Scheible, Kloster Bd. II. S. 273—805, abgedruckt. Wir hätten diesen, da spätere Abdrücke nicht selten sind, und unbedeutend abweichen, lieber hinweggelassen gesehen. Das Werk wäre dadurch bedeutend wohlfeiler und übersichtlicher geworden. Dankenswerth ist die Mittheilung der Johann Faust zugeschriebenen Zauberschriften,

Digitized by Google

welche in der siebenten Zelle des Klosters Bd. II. S. 805—931 wörtlich abgedruckt sind. Die Charakteristik dieser und einiger anderer, Scheible nicht bekannten, angeblich Faust'schen Schriften, findet sich in meinen deutschen Volksbüchern Bd. II. S. 135—163. Der dritte Band des Klosters beschäftigt sich vorzüglich mit Faust's Famulus, Christoph Wagner. Gleich im Anfange in der neunten Zelle des dritten Bandes S. 1—189 ist das Wagnerbuch, oder das Volksbuch von Christoph Wagner „des durch seine Zauberkunst bekannten Christoph Wagner's (weiland gewesenen Famuli des weltberufenen Erzzauberers, D. Johann Fausten's) Leben und Thaten" u. s. w. abgedruckt. Leider ist dieser Abdruck nach einer sehr incorrecten, spätern Ausgabe, „Berlin, 1714", veranstaltet. Die Berlinerausgabe ist in Octav, und Scheible entschuldigt den Abdruck derselben damit, dass sie mit der ältesten „Gerapoli bei Constantinum Josephum" 1594. in 4. u. 8., in einem und demselben Jahre erschienen, gleichlautend sey. Ich habe eine noch ältere, als die von Scheible gekannte Ausgabe von 1594, nämlich die älteste von 1593, in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufgefunden. Das Buch hat den Titel: „Ander Theil D. Johann Fausti Historien, darin beschrieben ist Christophori Wagners, Fausti gewesenen Discipels, aufgerichteter Pact mit dem Teufel, so sich genannt Auerhahn, und ihm in eines Affen Gestalt erschienen, auch seine abenteuerliche Zoten und Possen" u. s. w., „Alles aus seinen verlassenen Schriften genommen, und, weil es gar kurzweilig zu lesen, im Druck gefertigt durch Fridericum Schotum Tolet. Jetzt zu P. 1593. 8." Voraus geht die Vorrede des Friderici Schoti Tolet vom 1—11. Blatte. Das Werk hat weder Seiten- noch Blätterzahl und ist 159 Blätter in 8. stark. Der älteste Text ist in Vielem genauer und richtiger, und da die zweite Ausgabe von 1594 damit übereinstimmt, wäre es jedenfalls zweckmässiger gewesen, wenn Scheible statt des neuen Berlinertextes den alten durch Abdruck mitgetheilt hätte. Ich habe daher den von mir aufgefundenen, ältesten Text meist wörtlich in meinen deutschen Volksbüchern gegeben, mit den nöthigen Anmerkungen versehen und überall auf die Abweichungen von dem Scheible'schen Texte aufmerksam gemacht. Bd. II. S. 181—271. Der übrige Theil des dritten Bandes umfasst Zauberschriften, meist das Schatzgraben betreffend, von denen manche nicht ohne Interesse für die Geschichte des Aberglaubens sind.

Nr. 4, die Abhandlung von Dr. Düntzer, „Die Sage von Dr. Johannes Faust", in dem ersten Bändchen des J. Scheible'schen Schatzgräbers des Mittelalters, ist der erste Versuch einer Untersuchung des Lebens und der Sage von Johann Faust nach dem Erscheinen des ältesten Faust-

Digitized by Google

buches. Der Verfasser kennt das vor ihm Erschienene genau, und behandelt es mit Umsicht und verständiger Auswahl. Namentlich sind seine Untersuchungen über die Entstehung der Faustsage scharfsinnig und in vielen Punkten wichtig. Ich habe die Düntzer'sche Schrift erst nach Vollendung meiner deutschen Faustbücher gelesen, und mich sehr darüber gefreut, dass unsere Geister sich in manchen Ansichten und Forschungen, ungeachtet wir ganz andere Wege der Untersuchung gingen, begegneten. Ganz richtig vermuthet Düntzer bei der Stelle des Mucianus Rufus epistol. 120, vom 3. Octob. 1513, dass anstatt der Beinamen, welche sich Faust in einem Wirthshause zu Erfurt beilegte, und welche, so wie wir sie im Urtexte finden, unverständlich sind, „Helmitheus Hedelbergensis" — — Hemitheus, Heidelbergensis (alte Form für Hedelbergensis) „Halbgott von Heidelberg" zu lesen sey. Nur ist ihm der Grund dieses Beisatzes nicht klar. Ich habe aus den Acten der Universität nachgewiesen, dass und unter welchen Verhältnissen Johannes Faust (wahrscheinlich der unsrige) kurz vorher, 1509, in Heidelberg war, und warum er sich diesen Beinamen beilegen konnte. (Man sehe meine deutschen Volksbücher Bd. I. S. 112.). Die erste Nachricht hierüber verdanke ich der gütigen Mittheilung meines Collegen, des Herrn Geh. Kirchenraths Dr. Ullmann. Auch hierin scheint mir die historische Forschung Düntzer's nicht die richtige zu sein, dass Georgius Sabellicus, der sogenannt Faustus junior, den der Abt Tritenheim und Mucianus Rufus kannten, die als wichtige Zeugen für ihn auftreten, eine von unserm Schwarzkünstler, Johann Faust aus Knittlingen, verschiedene Person sey. Die Gründe, welche dafür sprechen, dass Beide als eine und dieselbe Person angesehen werden müssen, und dass es also ausser dem ältern Faust, dem Buchdrucker, nur noch einen berühmten Faust, den Schwarzkünstler oder Zauberer, sogenannten jüngern Faust, gegeben hat, sind im I. Bd. meiner deutschen Volksbücher S. 106 bis 109 entwickelt. Die Untersuchungen über den Ursprung der Faustsage sind übrigens mehr Andeutung, als Ausführung; auch hat sich der Verf., wie ich weiter unten zeigen werde, einen viel engern Kreis für seine Forschung gezogen, als dass durch seine Andeutungen ein Endresultat über diesen Gegenstand erzielt werden könnte. Er sagt zum Schlusse des Vorworts seiner sehr verdienstvollen Abhandlung: „Jede Förderung der Untersuchung über die Faustsage wird mir willkommen seyn, und sollte es mich freuen, wenn ich durch vorliegende, aus liebevollem Studium hervorgegangene Schrift Manchen zu weiteren Mittheilungen veranlassen sollte." Er betrachtet also selbst seine erste Bearbeitung des ältesten Faustbuches in bescheidener Weise als den Anfang zu weiteren

Digitized by Google

Forschungen und Mittheilungen über diese, so sehr in das Gebiet der mittelalterlichen Magie und selbst der Reformation hineinragende, einen so reichlichen Dichtungsstoff enthaltende Sage.

Nr. 5, „Studien zu Göthe's Faust von Eduard Meyer“ (Altona, bei Hammerich. 1847.), bezieht sich eigentlich nicht zunächst auf die Faustsage, sondern auf die unsterbliche Dichtung, die aus diesem Sagenstoffe hervorging. Aber wir haben sie hier nicht nur desshalb in die Reihe der von uns anzuzeigenden Schriften über unsern Gegenstand aufgenommen, weil sie unstreitig der vollständigste und beste Sachkommentar zu dem ersten und zweiten Theile von Göthe's Faust ist, und die Schriften aller andern Commentatoren, deren ein ganzes Heer ist, ersetzt, sondern auch und vorzüglich desshalb, weil diese Schrift selbst auf das älteste Faustbuch von 1587, die spätern Redactionen desselben und auch auf die englische, niederländische und französische Uebersetzung des Faustbuchs eingeht, und auf die Beziehung der Faustsage nach den ältesten deutschen Volksbüchern zur Göthe'schen Dichtung mit den genauesten Sachkenntnissen und sehr oft auch mit vorurtheilsfreiem Blicke hinweist. Doch geschieht es natürlich nur losgerissen an einzelnen Stellen, weil dieses ausser dem Hauptzwecke der Meyer'schen Schrift lag, welche wir jedem Freunde der Göthe'schen Dichtung empfehlen. Da meine vieljährigen Studien der Faustsage zunächst durch meine Vorlesungen über Göthe's Faust hervorgerufen wurden, so hielt ich gleich beim Anfange meiner Forschung die Stellung der Sage zur Dichtung fest, und habe ihrer Untersuchung beinahe den ganzen dritten Band meiner deutschen Volksbücher gewidmet. Natürlich fällt der grösste Theil dieser Forschung auf die Beziehung des Faustvolksbuches zur Göthe'schen Dichtung, da diese gegenüber andern, ältern und neuern, deutschen und auswärtigen Faustdichtungen, wie ein Riese über die Zwerge, sich erhebt. Zum Schlusse sey es mir vergönnt, Einiges über meine deutschen Volksbücher von Johann Faust und Christoph Wagner (Drei Bände. Stuttgart, J. Scheible's Verlagshandlung. 1848.) und über ihre Stellung zu den oben angezeigten und andern, die Faust- und Wagnersage betreffenden Schriften beizufügen. —

Erst nach dem Erscheinen der J. Scheible'schen Quellensammlung war es möglich, ein das Ganze zum Abschlusse bringendes und, wo möglich, alle Seiten der beiden deutschen Volkssagen darstellendes und untersuchendes Werk zu vollenden. Meine deutschen Volksbücher, die aus Jahre langem Quellenstudium hervorgegangen sind, suchen dieses Ziel zu erreichen. Sie umfassen eine möglichst genaue, überall aus den Quellen

Digitized by Google

hervorgegangene Untersuchung über den Ursprung, die Verbreitung, den Inhalt, die Bearbeitung und Bedeutung der Sagen von Faust und Wagner. Das Ganze ist in drei Bändchen getheilt, von denen das erste Ursprung, Inhalt und Bedeutung des ältesten Faustbuches und das Leben des Johann Faust, das zweite die spätern Darstellungen der Faustsage, ihre Verbreitung ausserhalb Deutschlands, die angeblichen Schriften Faust's und die Sage von Christoph Wagner, das dritte endlich die dichterischen Darstellungen der Faustsage, den Schluss und mehrere kritische Anhänge enthält.

Der erste Band beginnt mit einer gedrängten Untersuchung über den Glauben an den Teufel und die Zauberei, wobei besonders auf die persisch-jüdisch-christliche Ansicht Rücksicht genommen wird (S. 1 bis 14.). Sodann folgt die Lehre vom Teufelsbündnisse im Mittelalter (S. 14—21), an welche sich die Ansichten der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts und der spätern Zeit über die Stellung des Glaubens an den Teufel und das Teufelsbündniss zur päpstlichen Kirche anreihen (S. 21—32.). Der Zusammenhang dieser Ansichten mit den ältesten Faustsage wird hierauf nachgewiesen, und der protestantische oder antirömische Charakter der ältesten Faustsage entwickelt (S. 32—37.). Der Untersuchung über Johann Faust selbst geht eine Darstellung der Zauberer vor Faust voraus, welche in die Faustsage übergingen (S. 37—53). Bei dieser Gelegenheit werden die mit der Faustsage ähnlichen Sagen von Merlin, Theophilus von Ada, Robert von der Normandie, Militarius, Virgilius, Sylvester II., Gregor VII., Paul II. u. A., welche nach dem Volksglauben mit dem Satan Teufelsbündnisse abgeschlossen haben, und in die Faustsage übergingen, mitgetheilt. Diese Zaubersagen werden nach Grund und Folge des Zauberbündnisses unterschieden. Was den Grund betrifft, schliesst eine Reihe von Zauberern wegen Ehre und Sinnengenuss, wie Theophilus, Militarius, Robert, Paul II. u. s. w., eine andere wegen Ergründung der Tiefen der Wissenschaft, wie Virgilius, Sylvester II., mit dem Teufel den Vertrag. Die Folge ist bei einer Reihe, an deren Spitze Theophilus steht, nach vorausgegangener Bekehrung durch den Einfluss des Marienkultus, eine Himmelfahrt, bei andern, denen Sylvester II. vorausgeht, die Reise zur Hölle. Alle diese Sagen, mit Ausnahme der vom Einflusse des Marienkultus, welche in eine Volkssage von antirömischem Charakter nicht übergehen konnte, haben sich in der Sage von Johann Faust vereinigt (S. 37—53.). Nun wird eine Reihe von Zaubergeschichten und Zauberbüchern dem wörtlichen Inhalte nach aus den Quellen dargestellt, welche die Elemente bilden, aus denen die ganze Faustsage, wie ein Mosaikgemälde, zusammengesetzt ist. Mehrere längere Geschichten

Digitized by Google

sind aus dem Werke des Augustin Lercheimer, „Von der Zauberei“, welches älter, als das älteste Faustbuch ist, von Wort zu Wort in die Sage von Faust übergegangen; so die Geschichte vom abgehauenen Kopfe des Hausknechtes, welche Lercheimer von einem Edelmanne A. v. Th. in H. erzählt, vom aufgefressenen Wirthsjungen, die schon bei Lercheimer Faust zugeschrieben wird, von den gesottenen Hechten (nach Lercheimer eine Geschichte des Abts Tritenheim), von der aus dem Tische wachsenden Rebe (bei Lercheimer Geschichte eines Magiers am Hofe zu H.). Ebenso ist aus Wierus, de praestigiis daemonum, einem Werke, das vor dem ersten Faustbuche erschien, die auch bei Wier (Weier) Faust zugeschriebene Geschichte von „dem geschorenen Messpfaffen“ buchstäblich in das älteste Faustbuch übergegangen. Die genaue Vergleichung aller dieser Zauberlegenden zeigt deutlich die selbst dem Worte nach stattgefundene Zusammensetzung der Faustgeschichte aus den vorausgegangenen Zauberlegenden von Albert dem Grossen, einem andern, ungenannten Zauberer in Kreuznach von 1272, von Johannes Teutonikus, Johannes Franciscus Pikus, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, Abt Tritenheim von Sponheim, dem Zauberer Wildfeuer zur Zeit Luther's. Ausser diesen sind auch Sagen von Othin (Odin), Merlin, Landgraf Ludwig von Thüringen, Robert von der Normandie, Sylvester II. Gregor VII., Paul II., dem böhmischen Zauberer, Zyto, sogar bei Luther vorkommende Zaubersagen, wie die von ihm auf den Namen „eines Schwarzkünstlers“ erzählte Geschichte von dem Hirschgeweih, das Einem auf den Kopf gezaubert wird, während er zum Fenster hinaussieht (Luther's Werke, Ausgabe von J. G. Walch. Th. XXII. S. 1206.), von dem Faustbuche aufgenommen worden (S. 53—93.). Auf die Nachweisung der Stücke, aus denen die Zaubersage von unserm Faust zusammengesetzt ward, folgt die Darstellung des Lebens unseres Schwarzkünstlers. Ich glaube, kein historisches Zeugniss für Faust übersehen zu haben, und versuchte es, aus den Quellen das Historische und Mythische rücksichtlich dieses Schwarzkünstlers des 16. Jahrhunderts, der zum Unterschiede des alten Schwarzkünstlers und Buchdruckers, Johann Faust, auch Faustus junior in einzelnen Quellen genannt wird, zu trennen. Besonders gab ich mir Mühe, die chronologischen Haltpunkte seines Lebens herauszufinden. Die Gründe scheinen mir überwiegend, dass die zwei Fauste, Johann Faust und Faustus junior, gleichzeitig und beide als Schwarzkünstler und Zauberer des 16. Jahrhunderts bezeichnet, eine und dieselbe Person sind.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Literatur zur Faustsage.

(Schluss.)

Ueber den Aufenthalt Faust's in Heidelberg habe ich die erste Mittheilung gemacht, wodurch sein Prädikat bei Mucianus Rufus „Heidelbergensis" erst ins Klare gesetzt wird (S. 93—113.). Bei Sommer und Düntzer habe ich später noch ein historisches Zeugniss für Faust, Johannes Gast's, eines protestantischen Theologen aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, Sermones convivales, tom. II. (Basel, 1554.) S. 274. u. 275. gefunden. Auch hier sind Andeutungen von einem Poltergeiste, welcher die Bewohner eines Hauses beunruhigte, von einem teuflischen Hunde und Pferde Faust's, welche in die Collectivsage übergingen. Ich habe nachträglich dieses Zeugniss in der Vorrede S. IX. erwähnt. An die historischen Bestimmungen über Johann Faust schliesst sich die Untersuchung der Zeit und des Ursprunges des ältesten Volksbuches von Faust, dessen Sage sich nach dessen Tode von 1540—1580 allmählig entwickelte, an (S. 113—122.). Sodann wird der Inhalt des ältesten Volksbuches mitgetheilt. Da der Text sich bei Scheible findet, so wählte ich die sehr seltene Ausgabe von 1588 als Text, um überall auf die bis jetzt nicht bekannten wichtigen Abweichungen beider Editionen aufmerksam zu machen. Ich habe darum den Inhalt meist wörtlich gegeben und den Text mit den nöthigen Sachanmerkungen in Beziehung auf den Charakter und Ursprung der Sage, ihre Stellung zur damaligen Zeit und besonders auch zur Göthe'schen Dichtung begleitet (S. 122 bis 196.). Eine Vorrede über das Verhältniss meines Buches zur Faustsageniliteratur und ein Vorwort von dem verehrten Jubelgreise Paulus, dem ich die Handschrift des Werkes zur Einsicht vorlegte, ist dem ersten Bande vorgedruckt (S. I.—XIX.).

Der zweite Band beginnt mit den spätern Darstellungen der Faustsage in Deutschland. Der Ursprung, Inhalt und Charakter der Widmann'schen Redaktion von 1599 wird zuerst untersucht. Auch hier zeigt sich sehr scharf ausgeprägt der protestantische oder antirömische Charakter der Volkssage. Mehrere Geschichten Faust's kommen erst in Widmann vor, und sind gerade solche, welche in die Göthe'sche Dichtung

Digitized by Google

übergingen, wie die von Mephistopheles in der Gestalt eines Pudels hinter dem Ofen, der sich dann in Menschenform zeigt, die Geschichte mit dem Bohrer, den Propfen und den verschiedenen Weinen, die aus dem hölzernen Tische fliessen, die Liebe Faust's zu einem sittsamen, schönen Bürgermädchen u. s. w. Ueberall ist die Parallele zwischen der Göthe'schen Dichtung und der Sage gezogen, und der Widmann'sche Text ist fortlaufend mit Sachanmerkungen, wie der des ältesten Faustbuches, begleitet. Auch die spätere Pfizer-Platz'sche Redaktion und die kleinere Jahrmarktsschrift über Faust sind charakterisirt und mit den frühern Darstellungen verglichen (II. S. 5—92.).

Unmittelbar auf die Darstellung der spätern Redaktionen der Faustsage folgt die Verbreitung der letztern ausserhalb Deutschlands, in Holland, Faankreich, England, Polen, Spanien und Italien. Der französische Faust des Victor Palma Cayet von 1598 wird zum ersten Male als eine wörtliche, wenn gleich schlechte Uebersetzung des ältesten Faustbuches nachgewiesen, während bekanntlich Sommer unrichtig die französische Schrift für eine mit vielen eigenen Zusätzen veränderte Uebersetzung der Ausgabe von 1588 hielt. Auch für Marlowe's Faust in England war das Faustbuch von 1587 Quelle. Zum ersten Male wird eine Untersuchung über den polnischen Faust oder Twardowski versucht, auf welchen nur ganz kurz in v. Hormayr's „Taschenbuch für vaterländische Geschichte, Jahrg. 1838, S. 286—289." ohne Angabe von Quellen hingedeutet wird. Das polnisch Eigenthümliche und das aus der deutschen Faustgeschichte in die Twardowskisage Uebergegangene werden genau gesondert. Twardowski ist ein polnischer Edelmann in derselben Zeit, in welcher der deutsche Faust lebte, und muss zuletzt bei dem polnischen Adelspoint d'honneur gefasst werden, wenn er mit dem Teufel in die Hölle gehen soll. „Verbum nobile debet etiam esse stabile", ruft ihm Satan zu, wenn Faust mit ihm in die Hölle zu fahren zaudert; augenblicklich folgt ihm geduldig der arme Pole, der auch in der verzweifelten Lage sein Edelmanns-Wort höher, als die Furcht vor der Höllenpein, stellt. Besonders anziehend ist der Uebereinstimmungspunkt, welcher sich in der deutschen und polnischen Volkssage rücksichtlich des protestantischen oder antirömischen Charakters derselben zeigt. Für Spanien und Italien werden die Donjuan- und Cyprianssage ausführlich dargestellt und mit der Faustgeschichte verglichen (II. S. 92—135.).

Hierauf werden die Johann Faust beigeschriebenen Zauberschriften ihrer Bedeutung nach entwickelt. Mehrere sind aus der Quellensammlung im zweiten Bande des Scheible'schen Klosters genommen und für die

Digitized by Google

Zaubergeschichte des Mittelalters nicht ohne Wichtigkeit. Einige finden sich bei Scheible gar nicht, und eine, welche ich in der Stuttgarter Hofbibliothek fand, ist bis jetzt nirgends erwähnt worden. Ich meine Faust's Gaukeltasche, die eine Art von Satyre auf die Taschenspielerkünste ist. Der Titel ist: „D. Johann Fausten Gaukeltasche, von allerlei unerhörten und verborgenen Kunststücken u. s. w. jetzo erstlich aus seinem, D. Fausti, mit eigener Hand geschriebenen Original allen Künstlern zu sonderlichem Gefallen an Tag gegeben durch Johann de Luna, Christoph Wagner's gewesenen Discipeln und der magischen Künste wohl Erfahrenen. Gedruckt bei Carolo Sigmund Spiess im Jahre 1607. 4.“ Wie alle Sagen, so vereinigten sich auch jetzt alle Zauberbücher in dem Collectivnamen Faust (S. 135—163.).

Ich kenne kein Werk, welches bisher die Wagnersage zum Gegenstande einer kritischen Untersuchung gemacht hätte. Ich habe darum das Historische über Christoph Wagner, den Ursprung, Zeit und Charakter dieser Sage aus dem von mir zuerst aufgefundenen, ältesten Text der Wagnersage mit den Abweichungen von dem Scheible'schen und den nöthigen Sachanmerkungen gegeben (II. S. 136—308.). Ich habe nachgewiesen, wie in der ganzen Anlage und einzelnen Zauberlegenden die Wagnersage der Faust'schen nachgebildet wurde, und dass dieselbe, wie ihr Urbild, nur mit grösserer Vorsicht, eine antirömische Tendenz hat. Das der Wagnersage Eigenthümliche wurde überall herausgehoben und von den mit der Faustsage verwandten oder oft ganz übereinstimmenden Elementen getrennt.

Der dritte Band beschäftigt sich vorzüglich mit der Entwickelung und Charakteristik der dichterischen Bearbeitungen der deutschen Volkssage von Faust. Die poetische Behandlung derselben erschien schon dem Verfasser des ältesten Faustbuches ein anziehender Gegenstand (III., 6.). Die ersten Reime aus der Widmann'schen Redaction von 1599, von denen einige Faust selbst in den Mund gelegt werden, sind alle mitgetheilt; sodann wird das alte Volkslied „Doctor Faust, fliegendes Blatt aus Köln“ entwickelt und in seiner Beziehung zur Faustsage dargestellt. Von den neuern Dichtungen, die ausführlich behandelt sind, nennen wir die von Lessing, Maler Müller, Klinger, Klingemann, Lenau, Baggesen und vor allen von Göthe, dessen Meisterwerke sowohl für den ersten als zweiten Theil natürlich der meiste Raum der Untersuchung bestimmt ist. Dem dritten Bande sind zwei kritische Anhänge angefügt. Der erste enthält die Vergleichung der beiden ältesten Ausgaben der Faustsage von 1587 und 1588, der zweite die Zusammenstellung der Ausgabe von 1587 und

Digitized by Google

des ältesten französischen Faustbuches des Victor Palma Cayet (Paris, 1598.) nach der Aufschrift der Hauptstücke. Im dritten Anhange wird ein zur Erklärung der Faustdichtung gehöriges Gedicht Göthe's mitgetheilt.

Heidelberg, am 11. October 1848.

v. Reichlin-Meldegg.

Der Bergwerksfreund, ein Zeitblatt für Berg- und Hüttenleute, für Gewerke, sowie für alle Freunde und Beförderer des Bergbaues und der demselben verwandten Gewerbe. Eilfter Band. Mit einer Tabelle und vielen in den Text eingedruckten Figuren. 822 S. in 8. Eisleben, 1847. Druck und Verlag von G. Reichardt.

Den früher von uns in diesen Blättern besprochenen Bänden steht vorliegender, was Reichthum und Mannigfaltigkeit des Inhaltes betrifft, in keiner Hinsicht nach. Wir werden zumal bei Original-Abhandlungen verweilen und nur ausnahmsweise bei den aus Zeitschriften des In- und Auslandes, so wie aus andern Quellen entnommenen Aufsätzen.

W. Richter: über Fabrikation des Eisens in der Republik Mexiko. Längerer Aufenthalt in verschiedenen Eisenwerken der Republik gab dem Verf. Gelegenheit, zwei Arten der Eisen-Erzeugung kennen zu lernen; es sind gerade diejenigen, welche im Mexikanischen Staaten-Verbande bisher beinahe ausschliesslich in Anwendung kamen. In der Hütte von St. Guadalupe, im Thale von Santa Maria de Itatlasca, unfern Zimapan, bedient man sich der Stück- oder Wolfsöfen, im Eisenwerk von Durango, desgleichen in allen übrigen Werken, wird in catalonischen Feuern gearbeitet. An Material fehlt es nicht; aber höchst nachtheilig für die Eisen-Production sind: geringer Verbrauch, hohe Fracht, die Gefahren, womit auf jedem Wege organisirte Räuberbanden drohen u. s. w. Nur bei sehr günstiger Lage in der Nähe der Hauptstädte können Hohofenwerke mit Erfolg bestehen. Wir übergehen die in Betreff der speciellen Manipulation mitgetheilten Bemerkungen, und fügen nur noch bei, dass man in der ganzen Republik $9\frac{1}{2}$ bis 10 Dollars als mittlern Eisen-Gestehungspreis annehmen muss, und so lange ist Concurrenz möglich, als das englische Eisen an der Küste nicht billiger wie $4\frac{1}{2}$ Doll. gestellt wird. Eisenhütten-Arbeiter praktischer Art, namentlich Frischer und Schmiede, finden nach R. in Mexiko reichliches Brod, wenn sie deutschen rühmlichen Fleiss mit Ausdauer und ruhiger Denkart verbinden [d. h. keine „Wühler" sind]. — Ph. Hofmann: Erläuterungen und Rück-

Digitized by Google

fragen, betreffend das vom nieder-österreichischen Gewerb-Verein über seine Erzaufbereitungs-Verbesserungen gefällte technische Urtheil. — Bischof: über einige Wirkungen der Erdelektricität. Beide sogenannte magnetische Erdpole sind unstreitig die Spannungs-Puncte der Erdelektricität, die den Erreger der Spannungen durch chemische Natur-Processe, durch Temperatur-Wechsel u. s. w. auf der Erdmasse, also zwischen sich, die Entladung oder Entströmung des elektrischen Fluidums aber abwärts der Erdmasse habe, und zwar in grossen Bogenlinien von einem Pol zum andern. Ob nun die magnetischen Pole durch Einfluss der Erd-Umdrehung, oder weil hier — wie manche Beobachtungen solches fast wahrscheinlich machen — Anhäufungen von Eisenerzen statt finden, ziemlich mit den geographischen Polen zusammentreffen, lässt der Verf. dahin gestellt und erinnert an bekannte Versuche, dass Wasser und selbst gewisse Körper, die ausserdem unzerlegbar geschienen, durch elektrische Pole in ihre Bestandtheile sich scheiden lassen, und dass letztere sodann von den Polen gleichnamiger Elektricität zu den andern Polen fliehen müssen. Sollte nicht an den so kräftigen Erdpolen, bei grosser Spannung von Zeit zu Zeit ein ähnlicher Process, oder eine Zerlegung in die feinsten Atome erfolgen können? Unbezweifelt würden sodann die Atome gleichnamiger Polarität — möge diess nun Wasserstoff, Sauerstoff, oder selbst unendlich fein zertheiltes Eisen u. s. w. seyn — ebenfalls das Streben haben, sich zu entfernen, und es könnte solche in unendlich feinen Wolken den Entladungs-Linien nach dem andern Pole folgen, wodurch dann, uns unsichtbar in einer Höhe von mehr als tausend Meilen sich bewegende elektrische Fluidum, dann und wann etwas mehr Materielles beigesellt wäre, welches letztere, von der Sonne beschienen, uns, je näher wir den Polen befindlich, eine Lichterscheinung gewähren müsste, vielleicht ähnlich wie Abend- und Morgenröthe, nur von regelmässigern Formen? Dass sich Nord- und Südlicht von den magnetischen, nicht von den geographischen Polen aus in grossen regelmässigen Strahlen und Bogen immer höher, wie bei einer Bewegung nach den entgegengesetzten Polen zu erhebt, dass hierbei die Magnetnadeln unruhig sind, die Abweichung der Nadel nach jedem starken Nordlicht merklich anders als zuvor ist, und dass sich sodann öfter die sogenannten elektrischen Schaf-Wölkchen zeigen, scheint für die dargelegte Ansicht zu sprechen. Sind ferner unendlich fein zertheilte Eisen-Partikeln dem erwähnten Strome zu folgen im Stande, so werden solche, als nicht mehr zerlegbare Körper, unbedingt auch vom andern Pole später wieder abgestossen werden, wie sich überhaupt kleine

Digitized by Google

Körper zwischen entgegengesetzten elektrischen Polen verhalten, und treffen sich positive und negative Theilchen bei dieser ihrer Bewegung, so werden sich solche vereinigen und nach erfolgter Neutralisation ihrer Kräfte, weniger der elektrischen Strömung, als vielmehr der Erd-Anziehungskraft folgen, mithin aus der ungeheuern Höhe von einigen tausend Meilen in grosser Bogenlinie auf die Erde zurückfallen und, so wie dieselben den Luftkreis berühren, wegen der grossen Geschwindigkeit sofort glühend werden. Wir kämen hierdurch zugleich einfach auf die Erklärung der unzähligen Sternschnuppen, die, wenn sie uns näher kommen, Meteore genannt werden, und meist nur aus magnetischen Theilen bestehen, übrigens vorzugsweise häufig nach bedeutenden Nordlichtern sich zeigen. Dass solche, bei steigender Gluht, theils mit Funkensprühen verbrennen, oder, nachdem dieselben erst äusserlich geschmolzen sind, innerlich zum Zersprengen der Masse Gase entwickeln oder zusammenpressen können, darf nicht befremden. Auch im Kleinen kommt z. B. in Hohöfen bei übersetztem Gange der Fall keineswegs selten vor, dass ein Stück Stahl-Stein, wenn es schnell in die höchste Hitze vor die Form gelangt, mit Meteor-ähnlichem Knall zerspringt. — Felsen-Sprengung. Zum Behuf der Herstellung einer Eisenbahn zwischen Londonderry und Coleraine wurde eine riesenmässige Sprengung in Basalt ausgeführt. Man legte vor Ort eines, für solchen Zweck getriebenen, Stollens 2400 Pfund Pulver, und etwas höher noch 600 Pfund nieder und zündete beide Pulvermassen durch eine galvanische Batterie an. Das Ergebniss war eine losgesprengte Steinmasse von 30,000 Tonnen (zu 20 Centnern) Gewicht unter hohlem, entferntem Donner ähnlichen Getöse. — Von besonderem Interesse erachten wir zwei, aus den „*Annales des Mines*“ aufgenommenen Abhandlungen, eine von E. Philipps über den Bergbau bei Bleiberg in Kärnthen, die andere von H. Rigaud über den Stand der Eisen-Industrie in Frankreich und Belgien. Der Erzberg bei Bleiberg, Mineralogen, Geologen und Bergleuten wichtig — jenen als einzige Stelle, wo molybdänsaures Blei, so viel man bis jetzt weiss, in gewisser Menge vorkommt, denn was hin und wieder von „Gelb-Bleierz“ in Europa und in Mexiko getroffen wird, ist sehr unbedeutend — verdiente in mehr als einer Hinsicht von neuem untersucht zu werden. Ueber das relative Alter des Erze führenden Gesteines waren die Ansichten sehr getheilt; während früher behauptet wurde, es gehöre dasselbe dem Muschelkalke, zählte man solches später dem Lias und neuerdings der Kreide bei. (Für letztere Meinung sprechen, wie wir aus anderer Quelle wissen, die darin aufgefundenen fossilen Reste.) Bleiglanz,

Digitized by Google

Hauptgegenstand der Gewinnung, findet sich in regellosen, ellypsoidischen Massen, mitunter von ansehnlicher Grösse. Unter vielen, die Gesteinschichten verwerfenden Klüften zeichnet sich besonders die edle Kreuzkluft aus, welche den Erzberg seiner ganzen Breite nach durchsetzt und ihn in zwei, geologisch von einander verschiedene Theile trennt; in der westlichen Hälfte kommt der Bleiglanz mehr Lager-artig vor, während er in der östlichen Gang-artig auftritt. In den höher befindlichen Lagern bei Kreuth bricht mit dem Bleiglanz so viel Galmei, dass derselbe für Zinkgewinnung ausgeschieden wird. Bei den berg- und hüttenmännischen Bemerkungen des Verf. können wir nicht verweilen. Rigaud vergleicht die Hüttenwerke in der Champagne, im Nord-Departement und in Belgien. Er schildert die verschiedenen örtlichen Verhältnisse und Fabrikations-Methoden, ermittelt die Selbstkosten der Produktion und den Einfluss, welchen neu anzulegende Eisenbahnen und der Zoll-Anschluss Belgiens an Frankreich auf die Eisen-Industrie beider Länder haben werden. Das Ergebniss ist, dass jener so sehr gefürchtete Anschluss zwar zum allgemeinen Besten die Eisenpreise herabdrücken wird, ohne jedoch das Bestehen dieser Industrie zu gefährden. Eine neue Bestätigung der immer mehr Eingang findenden Wahrheit, dass gute Verbindungswege, Entwickelung des Kunstfleisses und unbeschränkte Handels-Freiheit die Wohlfahrt der Staaten fördern. — Einfache Vorrichtung, Fördertonnen nach gerissenen Seilen u. s. w. gegen das Hereinstürtzen in Schachte zu sichern. — Schöne: Resultate meteorologischer Beobachtungen auf der Grube Fürstin Elisabeth Albertine bei Harzgerode. Es wurden diese Untersuchungen — bei welchen man ein System von Thermometern und Barometern in Anwendung brachte — herbeigeführt durch eine, mit grosser Regelmässigkeit in ihrer Wiederkehr jährlich statt findende Stockung des Wetterzeuges, welche durch die verschiedensten mechanischen Hülfsmittel nicht beseitigt werden konnten. Zunächst ergab sich ganz folgerecht, dass, je grösser der Unterschied zwischen äusserer und innerer Wärme wird, der Wetterzug um desto lebhafter sich gestaltet. Nicht allein im Winter, auch in den heissesten Sommertagen war die Atmosphäre der Grube rein und beweglich. Auf ihren Wanderungen vom Minimo zum Maximo und zurück muss äussere Wärme die der Grube-Atmosphäre — da letztere zwischen den Extremen der ersteren sich befindet — nothwendig zweimal durchkreutzen und die Beobachtungen zeigen, dass dieses auf einer Strecke ein Mal am Ende März, das andere Mal im October geschieht, auf den übrigen Strecken aber jene Zeitpunkte

Digitized by Google

mit der grösseren Tiefe auch näher zusammenrücken. Solche Durchschnitte müssen jedenfalls, in Uebereinstimmung mit sämmtlichen andern gemachten Erfahrungen, als Hemmnisse des Wetter-Umlaufes betrachtet werden, und wenn die Erscheinungen solches nicht für den Punct im März erweisen, so liegt wahrscheinlich der Grund hierzu in der von ihrem Maximo im Winter herrührenden Beweglichkeit der Wetter, verbunden mit baldiger, durch schnelles Steigen äusserer und nur langsames Zunehmen innerer Wärme bewirkten Wiederherstellung einer entschiedenen Temperatur-Differenz. Augenfällig ist aber der störende Einfluss dieser Durchkreuzung im Herbst. Schon im Juli, wenn nach Eintritt der höchsten Temperatur über Tag die äussere Wärme zurückgeht, während die der ventilirten Strecke, deren Maximum erst in der letzten Hälfte des Septembers sich einstellt, steigt, werden Störungen des Wetterwechsels bemerkbar; dieselben nehmen fast täglich zu und erreichen ihren Höhepunct stets im October, demselben Monate, in welchem beide Temperaturen zusammenfallen. Mit erneuerter Trennung der letzteren wird auch der Wetter-Umlauf wieder freier und der Regel nach ist er im November hergestellt, nachdem zwischen der äussern Temperatur, welche im raschen Gange fällt und der inneren, nur langsam sinkenden, nie bedeutenden Differenz sich gebildet hat. Für das Auftreten böser Wetter einen Beweisgrund aus den angestellten Beobachtungen zu entnehmen, blieb bis jetzt vergebliches Bemühen. — J. B. Mayer: Vercoaken der Braunkohlen und Verwendung dieser Coaks zur Eisen-Frischarbeit. Für die deutsche Eisen-Erzeugung muss es von grösster Wichtigkeit sein, wegen Concurrenz mit dem Auslande und um der so wichtigen Holz-Ersparniss willen, den Verbrauch der Holzkohlen beim Eisen-Hüttenwesen möglichst zu verringern und dagegen die von der Natur dem Vaterlande in so reichem Maasse verliehenen Mineral-Schätze zu benutzen. Hier stehen Schwarzkohlen oben an, deren Verwendung als Coaks hinlänglich bekannt und erprobt ist. In grössern Ablagerungen finden wir aber Braunkohlen und Torf, auf deren Benutzung daher auch ganz besondere Aufmerksamkeit gerichtet werden muss. Namentlich besitzt der Westerwald einen so bedeutenden Braunkohlen-Reichthum, dass derselbe allein fast hinreichend wäre, die ganze Industrie Nassaus mit dem nöthigen Brenn-Bedarf zu versehen. Bis jetzt wurde die dortige Braunkohle, oder vielmehr das bituminöse Holz zu obigem Zwecke noch nicht benutzt, denn einige früher angestellte Versuche hatten zu keinem günstigen Resultate geführt. Der Verf. fand sich deshalb veranlasst, mit bituminösem Holze nochmalige Versuche in grösserem Maassstabe anzustellen, was man

Digitized by Google

nur mit besonderem Danke erkennen kann. Er liess die Vercoakung in gewöhnlichen Meilern vornehmen und die Coaks auf dem Hammer zu Hadamar verwenden; schon der erste Erfolg war ein günstiger. Bedeutendere Vortheile vermöchte die Behandlung der Braunkohle in eigens für deren Vercoakung erbauten Oefen zu gewähren. — A. Rost: Der Gebrauch des Bergbohrers. Auszug aus einer Schrift, deren Veröffentlichung der Verf. zugleich ankündigt. — P. Hochmuth: Chemisch-geognostische Bemerkungen über den Porphyr des Schiedsberges bei Löbejün. Jeder Beitrag zur genauern Kenntniss der Beschaffenheit einer Gebirgsart, welcher der interessanten Beziehungen so mannigfaltige eigen, wie dieses bei jener der Fall, der unser Verf. seine Aufmerksamkeit zuwendet, kann nur willkommen seyn. Wie bekannt pflegt man die [Feldstein-] Porphyre des Saalkreises, nach ihrem Verschiedenartigen in mineralogischer und geologischer Hinsicht in zwei Varietäten zu trennen und „ältere und jüngere" Porphyre anzunehmen. In neuern Zeiten angestellte sorgsame Beobachtungen führten zur Ueberzeugung, dass namentlich die „ältern" Porphyre viele Modificationen erleiden, und dass im Porphyr-Gebiete des erwähnten Landstriches noch andere plutonische Gebilde auftreten, die theils selbstständige Erzeugnisse sind, theils jedoch auch ein Umwandelungs-Product. In der nächsten Umgebung von Halle wurden nicht wenige Abänderungen des „ältern" Porphyrs nachgewiesen, die im verschiedenen Verhältnisse von Quantität und Qualität des in der Grundmasse enthaltenen Kali- oder Natron-Feldspathes, im Vorkommen der Flusserde, und der damit im Verbande stehenden Neigung zum Verwittern hauptsächlich begründet sind. Was die selbstständigen plutonischen Gebilde im Porphyr Gebiet betrifft, so verdient nach Hochmuth das Vorkommen eines eigenthümlichen Porphyrs und des damit innig verbundenen „Grünstein-artigen" Gesteines, an der Grenze des ältern Porphyrs bei Löbejün besondere Erwähnung. Der Verf. geht in genauere Schilderung der Gegend ein, in der wir ihm hier nicht folgen können, daran reihen sich mineralogische Schilderungen der Porphyre vom Schiedsberg und aus dem Martins-Schacht, so wie des sogenannten Grünsteines, welche Felsarten auch einer chemischen Analyse — deren Gang man ausführlich angegeben findet — unterworfen wurde. Berechnet man die einzelnen Bestandtheile nach ihren quantitativen Menge-Verhältnissen auf bestimmte chemische Verbindungen, so erscheinen die erwähnten Gesteine in folgender Weise zusammengesetzt:

Digitized by Google

	Porphyr vom Schiedsberg.	Porphyr aus dem Martins-Schacht.	Sogenannter Grünstein.
Kali-Feldspath	30,61	25,87	23,33
Natron-Feldspath	21,71	21,03	10,27
Augit-Substanz	20,50	27,38	46,97
Ueberschüssige Kieselerde . . .	19,90	16,94	11,46
Ueberschüssige Thonerde . . .	3,79	3,97	5,04

Bei den Porphyren schwankt die Eisenschwere zwischen 2,631 und 2,683, jene des sogenannten Grünsteines beträgt 2,766; im Vergleich mit der Zusammensetzung sieht man, wie mit der Zunahme des specifischen Gewichtes die Alkalien abnehmen, das Eisen dagegen zunimmt, oder mit andern Worten, wie die Augitsubstanz mit der Eisenschwere wächst, die Feldspathsubstanz dagegen abnimmt u. s. w. Aus dem Allem ergibt sich nach dem Verf. der Schluss, dass die untersuchten Gesteine den nämlichen Ursprung haben, dass solche unter einander identisch, und dass deren örtliche Verschiedenheiten nur verschiedenen Temperaturgraden und verschiedenen Erstarrungsmomenten zuzuschreiben sind. Wir stimmen Hrn. Hochmuth bei, dass die erwähnten modificirenden Agentien bei vielen plutonischen Massengebilden eine wichtige Rolle gespielt haben dürften, und dass gar manche solcher Gesteine als verschiedene gelten, die identische sind. Namentlich auf viele Porphyrvarietäten und diesen zunächst verwandte Felsarten lässt sich ohne Zweifel das Gesagte anwenden. — Mittheilungen über schlesische Hütten- und Bergwerke. Es ist die Rede von der Königshütte, von der Königssteinkohlengrube, vom Erdbrand bei der Fanny-Grube, von der Scharley-Galmeigrube u. s. w. — Karsten: die Steinsalzablagerung bei Stassfurth und das Vorkommen des Boracits als Gebirgsart. Aus den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften bereits bekannt. — Pilz: das Brausdorf'sche Doppelhängezeug zum Markscheiden in magnetischen Gebirgen. Es ist dieses Instrument — wie der Verf. dargethan, keineswegs allgemein anwendbar. — Hoffmann: über *Rhizomorpha subterrama*. Wir rufen unsern Lesern ins Gedächtniss zurück, dass Bergleute, welche Steinkohlengruben öfter befahren, das „Leuchten der Zimmerung" lange kannten, ohne dem Phänomen besondere Wichtigkeit beizulegen, ohne zu wissen, dass es rankende Pflanzen sind, die eine für's Auge so angenehme Erscheinung hervorrufen; Pflanzen mit kräftig strotzenden, fleischichten Spitzen, die, wie Epheu, das Grubenholz umschlingen und umspinnen. Die *Rhizomorpha subterrama* — welche zunächst den Pilzen beizuzählen ist, und unter

Digitized by Google

den am Tage lebenden Pflanzen ihres Gleichen nicht hat — wächst nicht allein am Holze, sondern wurzelt auch im Kohlenschiefer, zumal an feuchten Stellen, wo Grubenwasser hervordringen. Von Strippelmann, dem wir viele interessante Mittheilungen über Rhizomorphen verdanken, wurden sie in Braunkohlengruben nachgewiesen, und ausserdem nahm man hin und wieder in bergmännischen Bauen auf Erzgängen, im Grauwacke- und Thonschiefer-Gebirge betrieben, die unterirdischen Pflanzen wahr. Der von ihnen ausgehende Schein, lebhaft und klar, jenem des Phosphors zu vergleichen, ist so stark, dass alle Gegenstände in Gruben genau erkennbar sind. Aus Hoffmann's Mittheilungen ergibt sich, dass die Lebensbedingungen der sonderbaren Pflanze mässige Wärme — nicht über 10 bis 12° R. — und mässige Feuchtigkeit zu seyn scheinen; dass sie in stockenden Grubenwettern besser gedeiht, als in frischen; dass Braunkohlensubstanz oder verrottendes Holz der Boden ist, in dem dieselbe wurzelt, weshalb die Pflanze auch, wiewohl weniger häufig, auf faulender Zimmerung innerhalb der im Thon und Sande des Hangenden und Liegenden der Braunkohlen stehenden Strecken getroffen wird, und dass eine Abstufung des Leuchtens von frischen, saftigen Trieben, welche das Phänomen am stärksten wahrnehmen lassen, zu denen von mittlerem Alter, wo der Lichtschein matter wird, bis zu den völlig erstorbenen ältesten Theilen, bei denen das Leuchten ganz aufgehört hat, unverkennbar ist. Am Gestein, entfernt von aller Zimmerung, ist von H. nie eine Rhizomorphe getroffen worden. Uebrigens scheint es gerathen, das parasitische Gewächs von der Grubenzimmerung zu entfernen; denn in Abfall-Lutten der Kunstsätze hat es sich bisweilen so ausgebreitet, dass dasselbe den Durchfluss der Wasser hemmt, und jedenfalls trägt es dazu bei, die Fäulniss des Holzes zu verbreiten. — Koch: über Anwendung Bickford'scher Patentzünder. Bekanntlich bestehen diese Sicherheitszünder aus einem Cylinder von Schiesspulver, in der Mitte einer aus acht, zehn oder zwölf Fäden in gewöhnlicher Art gesponnenen Schnur; äusserlich wird diese Schnur durch einen Faden, der die Richtung der zuerst erwähnten Fäden rechtwinkelig kreuzt umsponnen und mit einem schützenden Ueberzuge versehen. Das Drehen der Schnur verrichtet man vermittelst eines besondern Apparates, einer Art Drehrad. Nach den beim Anhalt'schen Gangbergbau mit den Patentzündern wiederholt angestellten Versuchen gewähren dieselben — was allerdings entscheidender Gewinn — den besetzenden, wie den wegthuenden Arbeitern grössere Sicherheit, und wir erachten das für etwas so Wesentliches, dass wir dagegen den übeln Geruch, den nachtheiligen Einfluss auf vorher schon nicht ganz

Digitized by Google

frische Grubenwetter, sowie den Umstand, dass keine Pulverersparung statt findet, kaum in Anschlag bringen. — Kegel: Beobachtungen über Grubenwetter im Jahre 1845. Die Mittheilungen beziehen sich auf die in der Grube Albertine zu Harzgerode angestellten Versuche. Hervorzuheben ist die bereits 1844 wahrgenommene Thatsache, dass die Fortpflanzung der Temperatur vom Tage ab nach der Tiefe keineswegs augenblicklich, überhaupt nicht schnell vor sich geht, sondern einer merklichen Zeit bedarf, versteht sich unter den Voraussetzungen, welche auf der genannten Grube gelten; indem im Gegentheil bei lebhaftem Wetterzuge eine, wenn auch nicht augenblickliche, dennoch ziemlich rasch sich fortsetzende Temperaturerhöhung oder Erniedrigung der Grubenwetter kaum einem Zweifel unterliege, insofern solche Erhöhung oder Erniedrigung nicht durch örtliche Verhältnisse gleichsam absorbirt wird. — Böttger: über das Saigern der Frischstücke in Verbindung mit dem Darrprouss in Flammöfen zu Fahlun in Schweden. Der Beginn des Kupferbergbaues zu Fahlun ist nicht mit Sicherheit bekannt; er fällt in die ältesten Zeiten. Kupferkies ist das Erz, worauf der dortige Bergbau sich gründet. Die berühmten Kupfergruben Stora Kopparberg, einst als Schatzkammer Schwedens betrachtet, haben Jahrhunderte hindurch die bedeutendste Metallmenge geschüttet. Auf mehreren Punkten jener Gruben kommt, mit Kupfer- und Eisenkies und mit Gold-haltigen Kiesen, auch Silber-haltiger Bleiglanz vor. Dieser blieb indessen bis gegen Ende des abgelaufenen Jahrhunderts ganz unbeachtet; er verlor sich in der grossen Masse gewonnener Kupfererze und wurden damit verschmolzen. Im dargestellten Kupfer war der Silbergehalt allzu gering, als dass er hätte beachtet werden können. Aber die Schwarzkupfer wurden häufig sehr bleiisch, dadurch deren Gaarung erschwert und Gaarkupfer geringer Quantität erzielt. Man liess deshalb die Kupfererz-Anbrüche, welche mit Bleiglanz am meisten durchzogen waren, gänzlich stehen. Erst gegen das Jahr 1787 wurde beschlossen, Silber-haltige Bleiglanze und Bleiglanz-haltige Kupfererze oder Kiese von den Kupfererzen zu scheiden und auszuhalten, in besonderer Hütte zu Gute zu machen, und auf Blei, Kupfer, Silber und Gold verarbeiten zu lassen. Seit 1790 war das Werk ohne Unterbrechung in Betrieb. Der Verf. geht nun in genauere Betrachtungen ein über die Erze und deren Gehalt, über Metallproduction und zählt sämmtliche, auf dem Silberwerke ausgeführte Prozesse auf. — Rienecker: Benutzung der Ueberhitze bei Hüttenprozessen zum Thonbrennen. Die Ergebnisse zeigten sich fortwährend günstig. Erwiesen ist, dass die, sonst in die Luft abziehenden, Blei- und

Digitized by Google

Antimon-Dämpfe zum Theil noch nützlich verwendet werden können. Ein Mehr-Verbrand beim Treiben hat sich für diese Brennarbeit nicht herausgestellt. Ob die, durch Blei- und Antimon-Dämpfe hergestellte, Glasur sich als dauerhaft bewähren und nicht an der Luft abspringen werden, ob namentlich das Wetter nicht zerstörend einwirkt, ist noch zu ermitteln. — Bischof (in Mägdesprung): über Verwendung von Gas bei der Glasfabrikation nnd beim Salinenbetriebe, sowie über einen doppelten Verschluss bei Gasentwickelungsöfen. Sehr sinnreich und wahr wird gesagt, dass sich die Feuerung mit entwickeltem Gase zur gewöhnlichen verhalte, wie Homöopathie zur Allopathie, und dass, wie die Gegensätze der Principien in der Heilkunde vortheilhaft eingewirkt auf jedes beider einander sonst bekämpfenden Systeme, so habe auch die Feuerung mit Gasen auf ihre Gegner bereits so viel Einfluss geübt, dass die gewöhnliche Feuerungslehre den Streit mit der Gasheizung länger ertragen könne, wenn auch vorauszusehen, dass diese jener immer mehr Boden abgewinnen werde. Auf Hütten in Westphalen angestellte Versuche hatten die Ueberzeugung geliefert, dass das Glasmachen bei Torfgasfeuerung ganz gut von statten gehe, und in Berlin, wo man ebenfalls die Torfgasflamme zum Glashüttenbetrieb verwendete, gelang es, das Glasschmelzen ohne Anwendung von Gebläseluft zu bewirken, auf Siegen'sche Hütten bewährte sich die Schwarzblechfabrikation mit Braunkohlengas u. s. w. Der Verf. schildert den von ihm verbesserten Gasentwickelungsofen, wobei wir nicht verweilen können, da die Sache ohne Mittheilung der Zeichnung unverständlich bleiben würde. — J. Zintgraff: der Zug-Cupol-Ofen-Betrieb für Eisengiessereien. Manche Eisengiesserei, die ihre Gebläseverrichtung für die Cupolöfen vermittelst Wasserkraft betreibt, kommt oft in die unangenehme Lage, dass das Aufschlagewasser entweder zu klein, oder dass bei Fluthzeiten zu viel Stauwasser vorhanden ist, oder dass bei strengem Winter das Eis auf einen gestörten Gang einwirkt. Andern Werken, die mit Dampfkraft arbeiten, gewährt dieses zwar einen unabhängigen Betrieb, allein sie haben dagegen für die Maschine viele Kosten an Brennmaterial und Reparaturen, welche sich auf eine geringe Production immer sehr hoch vertheilen. Diese Gründe und im Kleinen angestellte Versuche brachten den Verf. auf den Gedanken: einen Zug-Cupol-Ofen zu ersinnen, der, statt gewöhnlicher Gebläse, mit einem Zug, mit einem entsprechend hohen Schornstein in Verbindung zu bringen wäre, wodurch sowohl ein vortheilhafter, als auch ein rascher Betrieb erzielt würde. Im Kleinen ist die Sache längst ausgeführt, wir sehen dieses bei den Tiegelöfen, in

Digitized by Google

grösserm Verhältniss trifft man solche bei den Flammenöfen und beim Schmelzen edlerer Metalle, nur mit dem Unterschied, dass die angewendeten Oefen keine Schachtöfen sind. Wir müssen Fachmännern überlassen, das Nähere im „Bergwerksfreund“ nachzusehen.

Als besonders gelungen sind auch im vorliegenden Bande des besprochenen Zeitblattes die zahlreichen Zwischendrucke zu erachten; sie lassen meist, was Deutlichkeit betrifft, Nichts zu wünschen übrig.

Möge das Unternehmen des Hrn. Heine, ein so wichtiges für Alle, die sich, aus dieser oder jener Hinsicht, mit Berg- und Hüttenwesen befassen, nicht leiden durch die neuesten politischen Ereignisse, durch die Weltwirren, durch die Rückschläge, welche diese auf einen grossen Theil des wissenschaftlichen, literarischen Verkehrs übten und noch üben werden!

Leonhard.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841 von Joseph Russegger, k. k. österr. Gubernialrath, Salinenadministrator und Districtual-Bergrichter zu Wieliczka u. s. w. — Dritter Band: Reise in Unter-Egypten, auf der Halbinsel des Sinai und im gelobten Lande. — Mit einer geographischen und einer geognostischen Karte des peträischen Arabiens, mit zwei Tafeln Durchschnitten, vielen Tafeln mit Fischen, Insekten und Pflanzen. — Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Druckerei. 1847. 8. S. 293.

Es war bereits in diesen Blättern (Jahrg. 1844 S. 681 ff. und Jahrg. 1846 S. 851 ff.) von den früheren Bänden des umfassenden und interessanten Werkes die Rede; vorliegender dritter enthält die Reise Russegger's von Alexandria über Kairo und Suez an den Sinai, den Aufenthalt daselbst, den Besuch aller heiligen Orte im gelobten Lande und die Rückreise von Nazaret über Beirut nach Alexandria.

Wir finden Russegger unter andern Verhältnissen wieder. Seine Geschäfte mit der egyptischen Regierung waren beendet; unabhängig stand er ihr als Privatmann gegenüber und konnte seine Reise ganz nach Gutdünken fortsetzen. Er blieb auch nicht lange unschlüssig und beeilte sich, einen Lieblingswunsch seiner Jugend zu erfüllen — nämlich eine „Pilgerfahrt ins gelobte Land“ zu unternehmen. Die egyptische Regierung hatte ihm — gegen Zurückgabe bei der Wiederkehr — sämmtliche für die

Digitized by Google

Expedition einst angekauften Instrumente überlassen, und so verliess R., mit Allem auf's Beste versehen, am 1. Oktober 1838 Alexandria; bald lag Kairo hinter ihm und er zog nun, von seinem nubischen Bedienten und einigen Beduinen begleitet, auf der wichtigen Strasse, die Afrika mit Asien, Indien und Arabien mit Europa und Egypten verbindet, hinaus in die endlosen, gelben Sandflächen der Wüste. Vorkehrungen verschiedener Art haben die zu Niebuhr's Zeiten so gefährliche und beschwerliche Wüstentour sehr erleichtert; besonders war sie für Russegger im Vergleich zu seinen früheren Wanderungen durch die Wüsten Nubiens mehr eine Lustpartie. „Nach meinen zunächst vorhergegangenen Reisen," so sagt er, „war mir die gegenwärtige eine wahre Ruheperiode. Dieses gänzliche Alleinseyn im weiten Bereiche der Wüste, das nothwendigerweise contemplative Leben unter einem ewig klaren Himmel, im magischen Lichte funkelnder Sternennächte hatte für mich, verbunden mit dem Bewusstseyn, Alles zur Reise Nöthige zu besitzen, einen ganz besondern Reiz." In Suez wurde zunächst längere Frist gerastet, um den Eintritt der Ebbe abzuwarten, zum Durchreiten des Meeresarmes zu benützen, der Suez vom arabischen Ufer trennt. Suez, eine kleine, unansehnliche Stadt, nicht viel über 800 Einwohner zählend, liegt auf einer Landspitze; die Rhede ist äusserst schlecht, und kann nicht von grösseren Schiffen, nur von den gewöhnlichen Segelbarken des rothen Meeres besucht werden. — Schon nach wenigen Tagen erblickten die Wanderer die kühnen, pittoresken Felsmassen des Sinai, und am 22. Oktober langten sie an dem berühmten Kloster an. Das Sinai- oder St. Katharina-Kloster liegt 5115 Fuss über dem Meere. Die einzelnen Gebäude bilden ein grosses, von einer gegen dreissig Fuss hohen Mauer umschlossenes Viereck. Das Kloster ist ganz von Bergen umgeben. Westlich steigt mit schroffen Wänden der Horeb zu 7097 Fuss über das Meer empor, östlich erhebt sich zu fast gleicher Höhe der Ebestimmi oder Dschebbel-el-Deier. Beide Berge schliessen das Thal so eng ein, dass man, wie Russegger sagt, fast bange hat, die ungeheuren Granitmassen stürzen auf die Dächer der Klostergebäude herab. — Im Hintergrunde des Klosterthales erscheint noch, den Horeb und Ebestimmi verbindend, der Dschebbel Mussa — so ist das Kloster St. Katharina ganz von gigantischen Granitmassen umringt, nur gegen Norden öffnet sich das Thal. Rings herum herrscht die Todtenstille der Wüste. Wie alle Fremde ward R. nebst seinem Diener auf einem Seil hinaufgezogen; den Beduinen blieb der Zutritt verschlossen. Der Empfang in dem Kloster war äusserst freundlich, und Russegger verbrachte nun eine Reihe von Tagen mit physikalischen Beobachtungen, geognostischen Ausflügen

Digitized by Google

und Besichtigung des Klosters. Das Klima auf dem Sinai ist gesund und, wo Erdreich und Wasser vorhanden, der Vegetation sehr zuträglich. Der Sommer ist heiss und im Winter, gegen Ende November, bedecken sich die Berge mit Schnee. Unser Verf. bestieg die Gipfel der das Kloster umgebenden Berge und schildert namentlich die Aussicht von der Spitze des Dschebbel Katharina als höchst grossartig. Von drei Seiten erblickt man — gegen Osten, Süden und Westen — das Meer; allenthalben durch ein Labyrinth zackiger Felsgipfel umgeben, übersieht man die ganze Halbinsel. —

Die Reise vom Sinai über den Dschebel Tyh-el Beni Israel durch die Wüste des peträischen Arabiens nach Hebron bietet wenig Bemerkenswerthes. Hebron, von Oelbäumen umgeben, hat eine ungemein freundliche Lage; der Besuch der ungefähr 5000 Einwohner zählenden Stadt schwächt oder vernichtet vielmehr bald den freundlichen Eindruck; die für den Orient so charakteristische Unreinlichkeit herrscht im höchsten Grade, enge, finstere Strassen, voll Schmutz und Koth. Das Erdbeben vom 1. Januar 1837, die Kanonen Ibrahim Paschas (der im Jahr 1834 Hebron wegen seiner Theilnahme am syrischen Aufstande züchtigte) haben nicht wenig dazu beigetragen, im Innern der Stadt die Unordnung zu vermehren. Die Bevölkerung Hebrons war stets berüchtigt wegen ihres fanatischen Christenhasses. Russegger hielt sich, wie zu denken, nicht lange daselbst auf, sondern begab sich bald nach dem nur sieben Stunden entfernten Bethlehem. „Der erste Anblick von Bethlehem — sagt unser Verf. — hat etwas seltsam Pittoreskes; es liegt ganz isolirt auf einer kahlen Kreidekuppe im Gebiete des Jurakalkes von Palästina und in einer Meereshöhe von 2538 Par. Fuss. Die Kuppe wird durch eine flache Einsattelung getheilt, auf dem westlichen Theil derselben liegt die Stadt Bethlehem, auf dem östlichen das grosse Kloster sammt Kirche, festungsartig über dem Abgrund, der in das tiefe Thal abfällt. Rund um den Berg herum ist fruchtbares Garten- und Ackerland. — Die ganze Bevölkerung besteht gegenwärtig aus Christen, nachdem Ibrahim Pascha in Folge der Revolution im Jahre 1834 das Türkenviertel ganz zu Trümmern schoss, die Häuser der Christen aber verschonte, weil sie ihm klugerweise gegen die rebellischen Mohamedaner die thätigste Hülfe leisteten. Bethlehem zählte zur Zeit meiner Anwesenheit 2000 Katholiken und unirte Griechen; 1000 nicht unirte Griechen und ungefähr 25 armenische Familien.“

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Russegger, Reisen.

(Schluss.)

Die Armuth unter diesen Leuten ist sehr gross, sie erhalten sich zum grossen Theil nur vom Verkauf von Rosenkränzen, Pilgermuscheln, Krucifixen aus Perlenmutter, Trinkschalen aus erdigem Asphalt vom todten Meere gedrechselt und dergleichen Gegenständen, von denen doch jeder Pilger etwas zur Erinnerung mit nach Hause bringt. Das Erdbeben vom 1. Januar 1837 brachte neues Unglück über die Stadt und als ich daher zwischen den stehen gebliebenen Hütten, theils ganz, theils halb in die Erde vergraben, voll Rauch, Ungeziefer und Gestank, hinritt, machte Bethlehem auf mich den Eindruck des tiefsten Elendes.“ — Keine erfreulichen Nachrichten harrten Russegger's, als er am Kloster um gastliche Aufnahme ansprach: „wir haben hier die Pest,“ waren die ersten Worte, die ihn unangenehm überraschten. Er verweilte indess doch fast zwei Tage in Bethlehem und besuchte alle jene Orte, woran sich religiöse Erinnerungen knüpfen.

Das Bild, welches der Verf. von Bethlehem gegeben, lässt sich im Allgemeinen auch auf Palästinas Hauptstadt (wohin er zunächst sich begab) und auf viele andere Orte im Orient anwenden. Aus gewisser Entfernung gesehen gewährt Jerusalem mit seinen vielen Minarets und Kuppeln einen grossartigen Anblick; im Innern herrscht allenthalben Unreinlichkeit, Elend und Armuth. Auch in Jerusalem versäumte Russegger nicht, alle heiligen Plätze zu besuchen, und genoss von der Höhe des Oelberges den herrlichen Ueberblick auf die einst so berühmte Stadt. Ueberdies unternahm er einen Ausflug nach Richa (Jericho) im Jordanthale. Nach den sorgfältigen Untersuchungen unseres Verfassers liegt Richa 717 Par. Fuss unter dem Niveau des mittelländischen Meeres, demnach in jener merkwürdigen Bodenvertiefung, welche einen beträchtlichen Theil Palästinas umfasst, namentlich das ganze Becken des todten Meeres und das Jordanthal bis zum See von Tiberias oder Genesaret; der Spiegel des todten Meeres liegt 1341 Par. Fuss unter dem des mittelländischen Meeres.

Digitized by Google

Von Jerusalem aus wendete sich Russegger nun nach Jaffa; mit grosser Lebhaftigkeit schildert er uns die Reize der Umgebungen dieser Stadt. Das Land umher, sagt er, ist schön wie ein Garten und je näher an Jaffa, desto stärker bebaut. Wiesen und Felder prangten im frischen Grün; die Frühlingsblumen des südlichen Europa standen bereits in voller Farbenpracht (7. Dezember). Eine Stunde vor Jaffa beginnen die eigentlichen Gärten. Man sieht an denselben keine Kunst, keine besondere Pflege oder Cultur — aber wohl eine üppige, wildkräftige Vegetation. Es ist ein Dickicht von Cactussen, Feigen-, Orangen- und Citronenbäumen, die unter der Last ihrer goldenen Früchte sich beugen; mitten im lebendigsten Grün glüht die brennendrothe Blüthe des Granatbaumes; Wohlgeruch erfüllt die laue Abendluft — es ist fast ein tropisch-warmes Bild eines schönen Landes, das in vernünftigen Händen auch ein in jeder Beziehung gelobtes Land seyn würde. — Auf eine zoologische Merkwürdigkeit macht der Verf. aufmerksam. An der Küste bei Jaffa wird bisweilen eine Fischart gefangen, deren Genuss Schwindel und längere Zeit anhaltenden Kopfschmerz erregt. Wird jedoch dem lebenden Fisch der Kopf abgehauen, so kann der übrige Körper ohne Nachtheil genossen werden, was auch an vielen Orten längs der syrischen Küste geschieht. Besondere Nahrungsmittel müssen die seltsame Eigenschaft des Thieres veranlassen; man will sie indess auch bei einigen Mollusken an der Küste von Jaffa beobachtet haben.

Auch den Berg Tabor und den See Tiberias versäumte Russegger nicht zu besuchen. Der erstere, ein äusserst schön geformter Berg, erhebt sich isolirt aus der Ebene von Esdralon zu einer Höhe von 1755 Par. Fuss, bis zu seinem Gipfel ist er — eine Seltenheit bei den Bergen Syriens — mit Wald bedeckt. Der Gipfel bildet ein Plateau, auf dem die Ruinen einer alten Stadt liegen; unser Verf. rechnet die Kuppe des Tabor zu den schönsten Punkten Syriens. — Der Spiegel des Sees von Tiberias oder Genesaret liegt 625 P. Fuss unter dem Niveau des Mittelmeeres. Dass vulkanische Kräfte bei der Bodenvertiefung in Syrien eine bedeutende Rolle spielten, wird in den Umgebungen des Sees klarer, als in der Nähe des todten Meeres; das Vorkommen vulkanischer Gesteine (Basaltgänge im Jurakalk und Dolomit), die Krater-förmige Gestalt des Seebeckens deuten auf einstige heftige Katastrophen hin, während die dem Rande des Seebeckens entfliessenden Thermen, die häufigen Erdbeben (das letzte, am 1. Januar 1838, zerstörte das Städtchen Tiberias, heutzutage Tabarie, fast gänzlich) beweisen, dass die vulkanischen Einwirkungen fortdauern, dass in der Tiefe noch Gährungsstoff vorhanden ist. Zahllose um

Digitized by Google

den See herum liegende Säulentrümmer, aus egyptischem Syenit bestehend, lassen auf die schönen Gebäude schliessen, die einst hier gestanden haben.

Eine Wanderung von wenigen Tagen brachte Russegger von Nazareth über St. Jean d'Acre und Seida nach Beirut, an welchem letzteren Ort er bekanntlich schon auf seiner ersten Reise im Jahre 1836 sich aufhielt; von da gelangte er zur See nach Alexandria. Auch hier verweilte unser Verf. nur noch kurze Zeit, um die Rückreise nach Europa anzutreten. — Die zweite Hälfte vorliegenden Bandes enthält die naturwissenschaftlichen Beobachtungen. Wir wenden uns, da die physikalischen Notizen meist tabellarisch, demnach nicht gut mittheilbar sind, den geologischen Bemerkungen zu.

Geographisch betrachtet zerfällt die Halbinsel des Sinai in drei Haupttheile: in den Gebirgsstock des Sinai, der den grössten Theil des Landes im Süden der Halbinsel einnimmt; in das grosse Plateau des Dschebel Tyh, der das Innere der Halbinsel erfüllt und in den schmalen Saum der Küstenebenen. Im Allgemeinen zeigt die Structur der Halbinsel des Sinai mit der von Afrika grosse Aehnlichkeit, so dass der Verf. sie gleichsam als ein Modell, als ein getreues Miniaturbild jenes Welttheils betrachten zu dürfen glaubt. — Die hügelige, wüste Gegend zwischen Kairo und Suez besteht aus Kreidegebilden, hie und da von tertiärem Sandstein bedeckt. Die Kreide ist reich an Feuerstein, der auch allenthalben in Menge umherliegt. An der Küste der Halbinsel des Sinai entlang bis zum Vorgebirge Hammam erscheinen jüngster Meereskalk und Meeressandstein. Weiter ins Land hinein, gegen den Sinai zu, herrscht ein braunrother Sandstein — nach den Ansichten des Verf. derselbe, der auch in Nubien und Oberägypten so verbreitet ist und den untersten Ablagerungen der Kreidegruppe angehört. Der Sandstein wechselt mit Schichten bunter Mergel, die bedeutende Mächtigkeit erlangen und sehr salzhaltig sind, wie die vielen Efflorescenzen von Kochsalz ergeben. Der Sandstein steigt zu nicht unbeträchtlicher Höhe an und setzt das Plateau Debbe zusammen, das gegen S.O. in das Waddi Nasseb einfällt. Hier umschliesst der Sandstein stockförmige Lager von Brauneisenstein, Psilomelan und Pyrolusit. Das Sinaigebirge besteht hauptsächlich aus Granit, der schroff und kühn ansteigende Berge, zackige, seltsame Felsmassen bildet. Der Granit ist von besonderer Schönheit; der Feldspath erscheint in grossen Krystallen, der Glimmer zeigt sich bald schwarz, bald grün. Gänge von Feldsteinporphyr und von Diorit durchsetzen ungemein häufig den Granit.

Wir folgen in unserer gedrängten geognostischen Skizze dem Verf. in derselben Richtung, welche er vom Sinai aus nach dem gelobten Lande

Digitized by Google

genommen. — Zwischen Hebron und Jerusalem herrscht Jurakalk; nur die Kuppen einzelner Berge — z. B. desjenigen, worauf Bethlehem steht, des Oelberges bei Jerusalem — haben Auflagerungen weisser, an Feuersteinen sehr reicher Kreide. In den Umgebungen von Jerusalem erscheint Juradolomit in beträchtlicher Mächtigkeit, von zahllosen Höhlen und Grotten durchzogen. Gegen das Becken des todten Meeres zu gewinnt die Kreide wieder die Oberhand; an den Gehängen der Berge zieht sie sich in die Thäler herab, und bedeckt zuletzt die Juragebilde. Zu den besonders interessanten geologischen Thatsachen gehört das Vorkommen des Asphalts am todten Meer; der Verf. bemerkt darüber: der Asphalt erscheint daselbst als flüssiges Erdpech, als erhärtetes Erdpech und mit Kalk und Thon gemengt in bituminösen Mergelarten als erdiger Asphalt oder sogenannter Asphaltstein, aus welchem der reine Asphalt auf dem Wege trockener Destillation sehr leicht auszuscheiden ist. Die Fundorte des flüssigen und erhärteten Erdpeches, letzteres die reinste Sorte des natürlichen Asphaltes bildend, welche mir je vorgekommen ist, wurden meines Wissens noch nie von einem europäischen Naturforscher besucht. Den Aussagen der Araber zu Richa und den in Jerusalem eingezogenen Nachrichten zufolge findet sich dieses Erdpech Ain Djeddi gegenüber am steilen westlichen Gehänge des Dschebel Belka, welcher den Ostrand vom Becken des todten Meeres bildet. Es soll daselbst aus Felsspalten des Kalksteines (Cidaritenkalk) hervordringen und sich nach und nach in Massen, theils am Fusse der Felswand, theils am steilen Gehänge selbst ansammeln. Bei fortdauernder Anhäufung der Masse bricht es endlich los und stürzt in grossen Stücken in den See hinab. — Die in den Umgebungen des todten Meeres wohnenden Araber sammeln den reinen Asphalt in grosser Menge; zur Zeit der Anwesenheit Russegger's verkauften sie den Centner in Jerusalem für 30 bis 40 fl. Conv.-M. Zu wiederholten Malen wurde von Eingeborenen die Beobachtung gemacht, dass grössere und zahlreichere Massen von reinem Asphalt nur nach sehr heftigen Erdbeben auf dem See herumschwimmend getroffen werden. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, dass auf dem Boden des todten Meeres noch bedeutende Ablagerungen der Substanz vorhanden sind, die sich bei heftigen Erderschütterungen losreissen und als schwimmende Asphaltinseln auf der Oberfläche des Sees auftauchen. In weit grösserer Menge als der reine Asphalt findet sich in den Umgebungen des todten Meeres und im ganzen Jordanthale der erdige Asphalt, der sogenannte Asphaltstein. Er kommt nicht allein auf Lagern in der Juragruppe, sondern auch auf Lagern und Nestern, gleich dem Feuerstein, in der weissen Kreide an der Westküste des todten Meeres

Digitized by Google

vor. Die mächtigsten dieser Lager (2 — 3 Fuss) würden bergmännisch leicht zu gewinnen sein, wären die Transportverhältnisse nicht so äusserst misslich in jenen Gegenden. Auch die Trümmer und Geschiebe des Asphaltsteines werden von Arabern gesammelt und nach Jerusalem oder Bethlehem zu Markte gebracht, wo die Christen verschiedene Kunstgegenstände, zierliche Schalen mit Arabeskenzeichnungen, Rosenkränze und dergleichen daraus verfertigen. — In den Umgebungen des Sees von Tiberias beobachtete Russegger basaltische Gebilde in der Jura-Gruppe. Die Stadt Tiberias (das heutige Tabarie) ruht auf einem mächtigen Basalt-Strom. Der Basalt ist theils dicht und enthält viel Olivin, oder er zeigt sich blasig und reich an Mesotyp.

Als Anhang zu den geologischen Mittheilungen findet sich noch ein Verzeichniss der durch die Expedition unter des Verfassers Leitung eingesammelten und im montanistischen Mineralien-Kabinete zu Wien niedergelegten Mineralien. Bekanntlich hat Haidinger aus der mitgebrachten Sammlung eine sehr belehrende Uebersichtsreihe von 168 Stücken besonders aufgestellt.

Der dritte Band ist der vorletzte des ganzen Reisewerkes. Der vierte, gleichfalls aus einem Theile bestehende Band, wird Russegger's Reisen in Griechenland und durch Europa bis in die Polarländer behandeln.

Vom Vorkommen der Silbererze in Sachsen. Von Johann Carl Freiesleben. Aus dessen Nachlass herausgegeben von Carl Hermann Müller. Erste Abtheilung. Vom Vorkommen des Gediegen Silber, Hornerz, der Silberschwärze und des Glaserz. S. 200. Zweite Abtheilung. Vom Vorkommen des Sprödglaserz, Weissgiltigerz, Rothgiltigerz und einiger anderer Silbererze. S. 215. Freiberg, bei J. G. Engelhardt. 1847.

Kaum dürfte ein deutsches Land in mineralogischer und geognostischer Beziehung sorgfältiger durchforscht sein, als Sachsen. Naumann und Cotta verdanken wir eine umfassende Schilderung der geologischen Verhältnisse, und Freiesleben gab in seinem „Magazin für die Orktographie von Sachsen“ eine ausführliche Aufzählung der vorkommenden Mineralien. Leider konnte er sein wichtiges Werk — dessen erstes Heft schon im Jahre 1828 erschien — nicht vollenden: der Tod entriss ihn (im 74. Jahre am 20. März 1846 auf dem Messingwerke zu Niederauerbach) der Wissenschaft. Hermann Müller hat es nun übernommen, aus dem Nach-

Digitized by Google

lasse des Verfassers die letzten Hefte auszuarbeiten, die indess zugleich ein Ganzes für sich bilden; dass er seiner Aufgabe gewachsen, hat er bereits durch mehrere verdienstvolle Arbeiten bewiesen. Vorliegende zwei Bände liefern einen neuen und höchst wichtigen Beitrag zur Kenntniss des sächsischen Erzgebirges und seiner Erzlagerstätten, der nicht allein für den Mineralogen und Bergmann, sondern auch für den Geologen und Chemiker von Interesse sein muss: sie behandeln das Vorkommen der Silbererze in Sachsen.

Die Verhältnisse, unter welchen das gediegene Silber getroffen wird, sind so mannigfaltig und lehrreich, dass sie eine besondere Beachtung verdienen. Bekanntlich sind es die Gruben von Schneeberg, Johann Georgenstadt, Brand und Halsbrücke, die von jeher das meiste Silber geliefert haben; minder bedeutend zeigte sich die Ausbeute in den Revieren von Annaberg und Bräunsdorf. Als gewöhnliche Begleiter des Silbers stellen sich von metallischen Substanzen Silberglanz, Rothgiltigerz, Bleiglanz und Eisenkies, von nicht metallischen Quarz, Hornstein, Baryt- und Braunspath ein. Das gediegene Silber findet sich in ungemein vielartigen Gestalten; bisweilen in reinen, derben Parthien. Der Verfasser erzählt einige Beispiele von den wahrhaft Staunen erregenden Massen, die manchmal gewonnen wurden. So stiess man im Jahre 1794 in einer der Gruben von Brand auf eine Masse von $1\frac{1}{4}$ Centner an Gewicht, die — das Loth Silber zu 14 g. Gr. taxirt — 2566 Thaler 16 g. Gr. werth war. Auf der Grube „Bescheert Glück" traf man im Jahre 1801 im lettigen Besteg Klumpen von vier bis fünf Pfund Gewicht, mit einem fein Gehalt von 215 Mark im Centner. Der Reichthum der Schneeberger Gruben erregte schon im XVI. Jahrhundert Aufmerksamkeit, wie wir aus den Schilderungen Agricola's wissen; das reine, silberweisse, derbe gediegene Silber fand sich dort in seltener Menge. Berühmt ist die im Jahre 1477 erbrochene Masse und der „silberne Tisch", an dem Herzog Albert ein unterirdisches Mahl einnahm. Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts, namentlich von 1770 bis 1781, wurden auf den Gängen von St. Katharina im Schneeberger Revier häufig reine Silberklumpen von 10, 15, 20 Pfund an Gewicht gewonnen.

Ferner findet sich das gediegene Silber oft innig und fest mit Bleiglanz verwachsen, gleichsam mit demselben verschmolzen. Im Jahre 1804 wurde ein Bleiglanz abgebaut, der sich in so hohem Grad reich zeigte, dass am 13. Septembes zwei Mann in drei Schichten (24 Stunden) 140 Centner Erz mit 960 Mark Silber gewannen; eine, über einen Centner schwere Stufe war nahe 1500 Thaler werth. — Weit häufiger kommt

Digitized by Google

das Silber als Anflug, in dünnen Blättchen und Platten vor, namentlich auf Quarz, Hornstein oder auf Barytspath, ferner ausgezeichnet schön in draht- und haarförmigen Massen, zumal in Kalkspath- und Barytspath-Drusen, auf Kalkspath-Krystallen, mitunter auch in Eisenspath oder in Höhlungen von gediegenem Arsenik. Im Jahre 1819 traf man auf der Grube „Mittagssonne“ eine vier bis sechs Zoll weite Druse, die mit Haar- und Drahtsilber wie mit Werck ausgestopft war, so dass man einige zwanzig Pfund des seltsamen Gewebes aus dieser Druse ziehen konnte; es füllte die Räume zwischen unförmlichen, mit krystallisirtem Quarz überzogenen Barytspath-Krystallen aus. Aehnliche, gegen ein Lachter lange Drusen kamen auf den Gruben „Neu Morgenstern“ und „weisser Hirsch“ bei Schneeberg vor, aus denen das haarförmige Silber Kübel-weise gewonnen wurde.

Das gediegene Silber stellt sich ferner in zähnigen, drahtförmigen Gestalten nicht selten ein. Die langen, dünnen Drähte haben manchmal mehrere Zweige, sind hin und wieder mit einzelnen Kalkspath-Krystallen besetzt, die wie angespiesst zitternd an den Aestchen hängen, während der Stamm sich gleichsam aus einem Gemenge von Silber und Kalkspath erhebt. Die Silberdrähte erreichen mitunter nicht unbeträchtliche Länge; im Jahr 1767 wurde ein schlangenförmig gewundener Draht, ganz mit Silberglanz überzogen, aufgefunden, der bei $^1/_4$ Zoll Stärke zwölf Zoll Länge hatte. Auf den Schneeberger Gruben sollen sogar solche Drähte von 16 Zoll Länge vorgekommen sein. Von besonderer Schönheit sind auch die baumförmigen, ästigen Gestalten des gediegenen Silbers, wie sie zumal auf der Grube „Himmelsfürst“ (die unter allen sächsischen Gruben von keiner anderen an anhaltendem Reichthum, Pracht und Formen-Mannigfaltigkeit übertroffene Fundstätte des edlen Metalls) und im Schneeberger Reviere zu Hause.] Alte Beschreibungen vom Ende des verflossenen Jahrhunderts gedenken der schönen, theils silberweissen, theils bunt angelaufenen, baumförmigen Parthien, die „gleich einem Elendgeweihe“ anzuschauen. Endlich verdienen noch die „gestrickten“ Massen von Silber Erwähnung, die — dem peruanischen ähnlich — bisweilen auf den Schneeberger Gruben getroffen werden. Die Krystalle von gediegen Silber (Würfel, Octaeder, Rautendedekaeder), welche hin und wieder sich zeigen, erreichen nie bedeutende Grösse — höchstens bis zu einem halben Zoll Durchmesser.

Als ungewöhnliche und namentlich den Gruben von Johann Georgenstadt eigenthümliche Erscheinungen sind die mit Silberfaden durchwachsenen Hornsteine anzusehen, so wie die von Silberfaden durchzoge-

Digitized by Google

nen Gemenge von Hornstein und Leberkies. Hierher gehören auch die unter dem Namen „Silber-Achat“ bekannten Gemenge aus Hornstein und Jaspis, durchwachsen mit Silberdrähten, und das „Bürstenerz“, Hornstein, ganz von drahtförmigem Silber durchzogen, indem letzteres bürstenartig aus dem Hornstein hervorragt. Manches Räthselhafte bietet endlich noch das Vorkommen des Silbers in den sogenannten „Bräunen“ oder „Gilben“ d. h. haarförmige Parthieen, feine Blättchen, oft nur miskroskopische Theilchen des edlen Metalls sind ockerigem Braun- oder Gelb-Eisenstein aufs innigste beigemengt.

Betrachtet man das Vorkommen des gediegenen Silbers in geologischer Beziehung, sucht man dessen muthmassliches Alter, sein Verhältniss zu den mit ihm einbrechenden Substanzen zu ergründen, so stösst man auf so starke Widersprüche, dass der Gedanke: das Silber gehöre verschiedenen Bildungs-Perioden an, mehr als wahrscheinlich wird. Auf ein höheres Alter deutet das häufige Durch- und Verwachsensein mit Silberglanz, die mit Silberglanz überzogenen Drähte gediegenen Silbers, die in Drusen von Kalk-, Baryt- oder Braunspath eingeschlossenen Silbermassen, die von kugelförmigen Parthieen gediegenen Arseniks umhüllten Silberfäden u. s. w. In allen diesen Fällen muss das edle Metall wenigstens gleichzeitig mit den genannten Mineralien entstanden sein. Dagegen machen andere Umstände eine neuere Bildungsweise glaubhaft: das Vorkommen des Silbers als Anflug auf dem Nebengestein, auf Kreutzpunkten und in Drusenräumen der Gänge, ja es erscheint dasselbe als Bindemittel einzelner Mineralien, grösserer oder kleinerer, eckiger Brocken von Kalk- und Braunspath, von Barytspath, von Bleiglanz, Quarz oder Eisenspath. Endlich will man das gediegene Silber sogar als Anflug auf Rutschflächen beobachtet haben — eine eigenthümliche Art des Auftretens, die auch an anderen Orten und von anderen Substanzen wahrgenommen wurde. [Wir erinnern hier an das Vorkommen des Amalgams auf den schönen Rutschflächen vom Landsberg bei Moschel in Rheinbaiern und an die auf Reibungsflächen sitzenden Chabasie-Krystalle aus Nordamerika]. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass sich Silber in Schuttmassen alter Grubenbaue gebildet hat; so fand man im Jahre 1845 an den Ulmen einer alten Strecke, die vor vierzig bis fünfzig Jahren im Betrieb war, gediegenes Silber, das für regenerirt gehalten wurde. Das Silber hat sich wohl, wie der Herausgeber bemerkt, aus vitriolischen Wässern niedergeschlagen.

Unter den anderen Silbererzen verdient das frühere Vorkommen des Hornerzes einige Beachtung. Auf den Gruben von Annaberg und

Digitized by Google

Marienberg war dasselbe bereits im XVI. Jahrhundert unter dem Namen „Weiss Glaserz“ bekannt. Auf den Gängen von Annaberg soll es ehedem in grossen reinen und milden Massen eingebrochen sein, so dass Bilder daraus geschnitzt werden konnten, denn es hatte sich gleich der Seife schneiden lassen. Nach actenmässigen Berichten wurden reine Massen, über vierzig Pfund schwer, in die Dresdener Naturalienkammer eingeliefert.

In ziemlicher Menge findet sich jetzt noch der Silberglanz, zumal auf den Gängen der Halsbrücker Formation; er erscheint theils als „Tiegererz“, theils gestrickt in Barytspath, in Kalk- oder Braunspath, ferner in Blechen und Platten, in kugeligen Parthieen und krystallisirt. Auf den zur Johann Georgenstadter Formation gehörigen Gängen kam der Silberglanz bisweilen so rein und geschmeidig vor, dass Figuren-Gruppen daraus geschnitzt, oder Medaillen geprägt wurden. Fabricius erzählt sogar (de metallicis rebus etc. 1566.), „dass für den König Ferdinand Christi Leidensgeschichte und des Hercules zwölf labores aus sächsischen Glas- und Rothgiltigerz, sowie aus gediegenem Silber gefertigt worden seien.“ In grösseren Massen erschien Silberglanz, zumal bei St. Catharina, oft schon nahe unter Tag. Im Jahre 1716 traf man über ein Pfund schwere Klumpen, so dass man in einer Lieferung 1 Centner 18 Pfund auf ein Mal, mit einem Gehalt von 172 Mark Silber im Centner zur Hütte schicken konnte. Es war so rein und mild, dass ein Künstler in Johann Georgenstadt ein kleines Bergwerk daraus schnitzte. — Als häufige Begleiter des Silberglanzes sind gediegenes Silber, Rothgiltigerz, Silberschwärze, Hornstein, Kalk-, Braun- und Barytspath zu nennen; in vielen Fällen dürfte dasselbe als eine der zuletzt gebildeten Substanzen anzusehen sein.

Das blätterige Sprödglaserz (Rose's Polybasit, Breithaupt's Eugenglanz) findet sich nicht selten, und manchmal von besonderer Schönheit auf den sächsischen Erzgängen, zumal im Freiberger Reviere. Besonders ist dessen Vorkommen in der Halsbrücker Formation beachtungswerth; es erscheint daselbst derb, oft in reinen, grossen Massen, ferner in Spiegeln auf Absonderungsklüften des Braunspath, oder in frei stehenden, theils zellig durcheinander gewachsenen, theils einzelnen, tafelartigen Krystallen in Barytspath, Flussspath und in Quarz-Drusen. Auf „Neu-Morgenstern“ brachen die schönsten Krystalle des Eugenglanz; sie erreichten über einen Zoll Grösse, und liessen bisweilen an den Seitenkanten eine hervorstehende, randförmige Einfassung, wahrscheinlich von Silberglanz, wahrnehmen. Einzelne, grössere Krystalle waren häufig auf Eisen- oder Barytspath aufgewachsen.

Digitized by Google

Wenig bekannt, aber gerade für einige sächsische Gruben charakteristisch, ist das Vorkommen des Weissgiltigerzes. In manchen Schriften stösst man auf irrige Angaben über das Mineral, auf Verwechselungen mit Sprödglaserz, Schwarzgiltigerz, Fahlerz, Federerz, Bleischweif, ja selbst mit metallischen Gemengen: es ist hier nur von dem von Werner so benannten Weissgiltigerz (Silberfahlerz) die Rede. Besonders ausgezeichnet brach die Substanz auf den Braunsdorfer Gängen in grossen, reinen, derben Parthieen, eingefasst von Bleiglanz, schwarzer Blende und von Quarz. Eigenthümlich war früher das Auftreten des Weissgiltigerzes zugleich mit Rothgiltigerz im innersten Ganggliede, was schon im Jahre 1791 die Aufmerksamkeit Werner's erregte. Manchmal bildete es auch die mittlere Ganglage zwischen zwei Bleiglanz-Zonen.

Das Rothgiltigerz — wie bekannt eines der wichtigsten Erze für die Silber-Gewinnung, findet sich auf den Erzgängen Sachsens unter lehrreichen und mannigfaltigen Verhältnissen. Am häufigsten zeigt sich das Rothgiltigerz, namentlich das dunkele, auf den Gängen von Braunsdorf, Brand, Halsbrücke, Schneeberg, Johann Georgenstadt und von Annaberg; seine gewöhnlichsten Begleiter sind gediegenes Silber und Silberglanz, „weshalb man auch" — so sagt der Verfasser — „mehrfach geneigt gewesen ist, diese Verbindung sowohl, wie auch das Rothgiltigerz für sich allein, als eine selbstständige, jüngste Bildung anzunehmen, die auf allen übrigen Gangformationen sporadisch vorkommt, mit der Tiefe abzunehmen scheint, und theils in der Mitte der Gänge oder in Drusen, theils in den äusseren Ganggliedern, theils im Nebengestein liegt." — So erschien schon früher das Rothgiltigerz auf den zur Braunsdorfer Formation gehörigen Gängen in solcher Menge, dass Werner geneigt war, eine besondere „Rothgiltigerz-Formation" aufzustellen. Von allen den zahlreichen und merkwürdigen Beispielen, die der Verf. über das Vorkommen des Minerals mittheilt, wollen wir nur einiger gedenken. Auf der Grube „alte Hoffnung Gottes" im Freiberger Reviere erschien es angeflogen auf Gneiss, bisweilen auf Turmalin, ferner derb und eingesprengt in Hornstein oder Bleiglanz, so wie dendritisch und krystallisirt in Braunspath-Drusen; zu den ungewöhnlicheren Fällen gehören Nieren von Rothgiltigerz, ringsum von Antimonglanz umgeben. — Auf den Gängen der Bränder Formation dürfte wohl ein doppeltes Auftreten des Erzes statt finden; ein primitives, wo es in der Gangmasse selbst, bald in der Mitte derselben, bald an den Sahlbändern, bald in besonderen Trümmern erscheint; dann ein secundäres, viel neueres, wo es auf späteren Klüften, auf Kreutzen und in der Nähe derselben im Nebengestein, ja selbst in zerbrochenen,

Digitized by Google

Krystallen getroffen wird. Auf den Gängen von Brand fanden sich bisweilen ungemein schöne Krystalle, bis zu anderthalb Zoll Länge, auf Eisenkies, auf krystallisirtem Braunspath oder auf Eisenspath aufgewachsen; ferner brach es in eisenschüssigen Drusen, mit Kobaltbeschlag, Nickelocker und Leberkies. Bei „alter grün Zweig“ zeigte sich Rothgiltigerz als unzertrennlicher Begleiter des Weissgiltigerzes; es erschien häufig angeflogen im Gneiss, sowohl zwischen dessen Schichten, als auf feinen, denselben durchsetzenden Haarklüften. (Man will hiebei die Beobachtung gemacht haben, dass die Anfüllung des Gesteines in geradem Verhältniss mit dem Reichthum des Ganges stand.) In derben Massen, nesterweise in Silberglanz brach das Erz auf Grube Himmelsfürst, ferner in reinen Trümmern, staubartig, als Ueberzug auf Silberglanz, geflossen, „getropft“ und in schönen Krystallen, die bei einer Länge von anderthalb Zoll einen halben bis dreiviertel Zoll Stärke hatten; sie sitzen gewöhnlich in Drusen von Eisenspath oder Braunspath und sind bisweilen mit kleinen Krystallen von Sprödglaserz bedeckt. Die prachtvollsten Gruppen von drei bis vier Zoll langen Krystallen kamen in den Jahren 1830—1832 im Halsbrücker Reviere in drusigem Quarz vor; mitunter sind die Krystalle ausgehöhlt, durchlöchert, oder es sitzen kleine Brocken von Quarz in solchen Höhlungen, oder eckige Stückchen von Quarz werden durch Rothgiltigerz zusammengehalten. Einige der dickeren, sechsseitigen Krystalle bestehen inwendig aus grünlich-schwarzem, mürbem Leberkies, der bei stärkerer Verwitterung sich aufbläht und dann die äussere Hülle von Rothgiltigerz stückweise absprengt. Endlich findet sich letzteres bisweilen zartdrusig oder krystallisirt in Knollen von zerfressenem gediegenem Arsenik. Einen seltenen Fall vom Vorkommen des Rothgiltigerzes auf der Grube Himmelfahrt (Halsbrücker Formation) führt der Verf. am Schluss an: ein anderthalb Zoll starkes Trumm setzte bald im Hangenden, bald im Liegenden auf, das zwischen schmalen Lagen von weissem Barytspath oder von Braun- und Eisenspath, mit dem reinsten lichten Rothgiltigerz in Entfernungen von 3 bis 5 Lr. Länge ausgefüllt war; man konnte dort (im Jahre 1833) Bohrlochschafte von mehreren Fuss Länge in reinsten Rothgiltigerz sehen.

Der Anhang zur zweiten Abtheilung vorliegender Bände enthält noch einige einzelne Aufsätze; 1) über die geognostische Verwandtschaft des Rothgiltigerzes mit gediegenem Silber und Silberglanz; 2) Verzeichniss interessanter Krystall-Varietäten des Rothgiltigerzes; 3) Bemerkungen über constante mechanische Verbindungen von Erz- und Steinarten. Der letztgenannte Aufsatz verdient um so eher Beachtung, als in manchen

Digitized by Google

mineralogischen Lehr- und Wörterbüchern unrichtige Erklärungen über gewisse Gemenge aus Silbererzen und Steinarten bestehend, gegeben werden; dies gilt zumal von dem „Tiegererz.“ Im Allgemeinen gebraucht der sächsische Bergmann die Benennung Tiegererz, wenn Silberschwärze, Silberglanz, Sprödglaserz, seltener gediegenes Silber, Weiss- und Rothgiltigerz, auch wohl Federerz, feinkörniger Bleiglanz, Kupferkies, gediegenes Wismuth, Speiskobalt oder Fahlerz dem Kalk-, Braun- und Manganspath, seltener dem weissen Barytspath oder Quarz dergestalt beigemengt oder grob eingesprengt sind, dass sie rundliche, dem Tiegerfell ähnliche Flecken bilden. Derartige Gemenge erreichen bisweilen einen Silbergehalt von zehn bis vierzig Mark im Centner. — Werden die metallischen Einmengungen, welche das Tigererz bilden, sehr feinkörnig, so entsteht ein anderes Gemenge, das Freiesleben „Grauerz“ nannte. (Man darf dasselbe nicht mit einem lichtegrauen Fahlerz verwechseln, das am Oberharz den gleichen Namen führte.) Es ist ein fast inniges Gemenge von den feinsten Erztheilchen, in denen sich nur selten Bleiglanz, Bleischweif, braune Blende, Kiestheile, vielleicht auch Federerz und Weisserz erkennen, oder des reichen Silbergehaltes wegen Silberschwärze, Sprödglaserz, Weissgiltigerz vermuthen lassen, mit Quarz oder höchst feinkörnigem Eisenspath, Braunspath und Kalkspath. — Vom Silberachat, Bürstenerz u. s. w. war bereits oben die Rede.

Der nächste und letzte Band der Oryktographie von Sachsen — der in kurzer Zeit erscheinen wird — handelt vom Vorkommen der Kupfererze; zugleich soll ein ausführliches Ortsregister über alle bisher erschienenen Hefte der Oryktographie folgen, wodurch dieses umfassende und gediegene Werk auch für den mit den einzelnen Localitäten weniger vertrauten Freund der Mineralogie zu einem bequemen Führer durch Sachsen eingerichtet wird.

G. Leonhard.

De tetralogia tragica et didascalia Sophoclea. Lectio habita in instituti reg. belg. classe tertia a Simone Karsten. Amstelodami impensis Johannis Müller. 1846. 38 S. gr. 8.

Diese Abhandlung des Herrn Karsten erörtert nochmals die schon oft besprochene Notiz bei Suidas im Leben des Sophokles über die von demselben eingeführte Aufführungsweise der Tragödieen, nämlich die bekannten Worte: καὶ αὐτὸς ἦρξε τοῦ δράμα πρὸς δράμα ἀγωνίζεσθαι, ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν. Dieselbe Notiz hatten, um nur die neuesten Untersuchungen

Digitized by Google

über diesen Gegenstand hier zu nennen, vor Herrn Karsten bereits Böckh in dem Vorworte zum Berliner Lectionskatalog auf das Semester 1841 auf 1842, und Droysen in einer besondern Abhandlung: „Die Tetralogie", abgedruckt in der Zeitschr. für die Alterthumsw. 1844. Nr. 13 ff. gründlich und scharfsinnig besprochen. Böckh's Ansichten waren Herrn Karsten während seiner Arbeit nur in der Hauptsache durch Droysen's Aufsatz bekannt; die Abhandlung selbst ist ihm erst später zugekommen, als der Druck der seinigen schon vollendet war, wie er in einem Nachtrage zu derselben erzählt. Es schliesst sich aber seine Schrift nicht sowohl an Droysen's, als vielmehr an Böckh's Aufsatz an, und sucht die Untersuchung über die Beschaffenheit der sophokleischen Didaskalien von dem Standpunkte aus, welchen sie eben durch Boeckh erhalten hatte, um einen Schritt weiter zu führen.

Böckh geht in der erwähnten Vorrede, um den Gang seiner Untersuchung und deren Resultate kurz anzugeben, von einer Begriffsbestimmung der Tetralogie aus. „Quadripartita didascalia sive connexae inter se fabulae fuerint sive non nexae plurimis visa est τετραλογία vocata esse." Sodann werden die wenigen Stellen behandelt, in denen das Wort τετραλογία vorkommt, und dabei wird nachzuweisen gesucht, dass für alle diese Stellen die mitgetheilte Deutung und Definition passend und ausreichend sei. Die Untersuchung geht dann auf die eigentliche Hauptfrage, ob die griechischen Tragiker stets nur Tetralogieen, oder auch einzelne Dramen aufgeführt haben, und zugleich auf die Stelle des Suidas über, nach welcher fast nur allein die Frage einigermassen beantwortet werden kann. Vorher aber lesen wir auf S. 6 noch die Worte: „Constat sane ex didascalicis monumentis aliisque testimoniis, donec florebat tragoedia, tetralogiis usos esse tragicos; nec dubitamus, quin tetralogiae tantum cum tetralogiis commissae sint, non cum singularibus fabulis: sed possunt eadem aetate modo tetralogiae cum tetralogiis, modo singulae fabulae cum singulis in certamen commissae esse, aut in diversis solemnibus, aut in eodem adeo festi genere, prout nomina professi essent poetae vel secundum has professiones videretur magistratibus." Böckh gibt also zu, dass sich die viertheiligen Didaskalien, Aufführungen von vier Dramen, fort und fort erhalten haben, dass ferner mit einer solchen Didaskalie nur eine gleiche Aufführung, ebenfalls aus vier Stücken bestehend, concurrirt habe, dass aber neben solchen Didaskalien auch einzelne Stücke gegen einzelne zum Wettstreit möglicher Weise gebracht worden sind. Für die letztere Ansicht, dass auch einzelne Dramen aufgeführt wurden, führt Böckh die Notiz von Suidas an, die er zunächst philologisch erörtert und in ihr den

Digitized by Google

Sinn findet: „Sophoclem primum instituisse, ut fabula certarent adversus fabulam, non certarent tetralogiis sive quadripartitis didascaliis. Singulae igitur fabulae ex hoc instituto inter se compositae sunt, non tetralogiae; de singulis judicatum est non de quaternis; singulae vicerunt, non tetralogiae: ut jam nihil causae esset, quare singuli poetae committerent quaternas fabulas iis quidem ludis, in quibus novo hoc modo certaretur.“ Böckh fasst demnach in den Worten des Suidas das Wort Tetralogie ganz in dem oben angegebenen Sinne, wonach es nur die Verbindung von vier Dramen für eine gemeinsame Aufführung bezeichnet. Die Behauptung, dass die Dichter auch wirklich mit einzelnen Stücken gegen einander aufgetreten sind, und nicht etwa, wie man glauben und in Suidas's Worten auch ausgedrückt finden könnte, je vier Stücke im Wettkampfe mit einander aufgeführt haben, die man aber nun einzeln, Drama gegen Drama, beurtheilt hätte, diese Behauptung sucht Böckh durch zwei Thatsachen zu beweisen. Erstlich macht er darauf aufmerksam, dass zur Blüthezeit des Sophokles und auch noch in seinem höhern Alter eine viertheilige Didaskalie, wie z. B. die Medeia-Didaskalie des Euripides, wenn eine solche aufgeführt wurde, immer als ein Ganzes angesehen wurde, in der die vier Dramen nicht einzeln gegen die vier Stücke eines zweiten und dritten, sondern alle viet zusammen als ein unzertrennliches Ganze, kurz als eine Tetralogie, beurtheilt wurden. So erhielt Euripides Ol. 85, 2. mit der Tetralogie, in welcher die Alkestis das vierte Stück ausmachte, den zweiten Preis Ol. 87, 1. mit der Medeia-Didaskalie den dritten, und Ol. 91, 1. erhielten Xenokles mit vier Stücken in einem Wettkampfe mit Euripides den ersten, Euripides den zweiten Preis. Da also solche Didaskalieen, obschon die vier Stücke nicht, wie in der Oresteia oder Lykurgeia, durch einen innern Zusammenhang, durch eine Fortführung desselben Mythos verbunden waren, als ein Ganzes, als eine Tetralogie, angesehen und beurtheilt wurden, so muss neben dieser Aufführungsweise nothwendig noch eine andere Statt gehabt haben, welche Suidas in seinen Worten dem Sophokles zuschreibt und, was hier die Hauptsache ist, von der tetralogischen unterscheidet. Dies kann also keine andere gewesen sein, als die Aufführung einzelner Dramen gegen einzelne. Dies ist das erste Argument. Das zweite gibt eine Stelle in Platon's Gastmahl (p. 173. A.), nach welcher das Gastmahl gehalten wurde, ὅτε τῇ πρώτῃ τραγῳδίᾳ ἐνίκησεν Ἀγάθων. Sehr richtig sagt Böckh, es könne das nicht so viel heissen, als Agathon habe τῇ πρώτῃ διδασκαλίᾳ gesiegt, wie Andere die Worte haben verstehen wollen; auch könne es nicht heissen, Agathon siegte mit dem ersten der vier Dramen seiner Didaskalie,

Digitized by Google

sondern er siegte eben mit seiner ersten Tragödie. Ob diese Erklärung die einzig richtige ist, oder ob die Worte noch einen andern Sinn haben können, dies wird sich weiter unten ergeben, wo wir über dieses Argument ein paar Worte zu sagen gedenken. Hier mag es genügen, den Inhalt und den Gang der Beweisführung in Böckh's Abhandlung kurz mitgetheilt zu haben. Wir wenden uns nun zur vorliegenden Schrift von Hrn. Karsten. Dieser stimmt in der Hauptsache mit Böckh zusammen, weicht aber insofern von diesem ab, als er auch der Ansicht ihre Berechtigung und Begründung zu verschaffen sucht, dass nicht blos eine gleiche Anzahl Dramen, also entweder vier gegen vier, oder einzelne gegen einzelne, mit einander concurrirten, sondern dass es auch dramatische Wettkämpfe gegeben habe, in denen ein einzelnes Drama oder zwei und drei Dramen mit einer Tetralogie in die Schranken traten, kurz dass die Anzahl der Stücke, mit denen die einzelnen Tragiker gegen einander auftraten, nicht immer gleich gewesen sey. Das Resultat der ganzen Untersuchung lesen wir im VIII. Abschnitte auf S. 29 in folgenden Worten: „Quodsi jam universe quaeratur, quis in tragicis agonibus fuerit certandi modus, hunc ego non certa legis norma constitutum nec unum semper eundemque fuisse arbitror, sed diversis temporibus pro diversa tragoediarum compositione et numero variasse. Aeschyli aetate quum tetralogiae maxime essent receptae, totis tetralogiis plerumque certatum esse probabile est. Hoc certe erat rei congruum, quippe quum tres quatuorve fabulae argumenti perpetuitate solerent esse conjunctae. Itaque fabularum commissionem sic factam credo, ut continuis diebus totae deinceps tetralogiae, alia post aliam, agerentur. — Tetralogiarum autem vinculum jam ab Aeschylo laxari et argumenti perpetuitas interdum remitti coepta est, ut ostendit tetralogia ejus Persae, cujus partes etsi simili fortasse erant sensu, dissimiles tamen erant argumenti. Quod hic incepit, perfecit Sophocles, qui tragoediam ita conformavit, ut quaeque fabula totum esset; a quo tempore probabile est agonis quoque modum eodem auctore, pedetentim fortasse, mutatum esse et ita paullatim invaluisse, ut esset singularum tragoediarum inter se contentio. — Quod tamen non obstitit, quominus vetus didascaliarum forma interdum revocaretur, quod vel ex eo apparet, quod Aeschylus decem annis post illum discessum Athenas reversus ibi docuit Orestiam, quae primas tulit; et aliquanto post Philocles docuit Pandionidem, quae item erat tetralogia argumento cohaerens, ut ex ipso titulo colligi potest. Neque tamen postulari ideo potuit ut aemulantes quoque poetae continuas tetralogias his opponerent. Neque magis postulatum fuisse credo, ut si unus poeta tres quatuorve fabulas

Digitized by Google

diversi argumenti doceret, reliqui item ternas quaternasve in certamen committerent. Saepius quidem, quoties fieri posset, agonem ita ordinatum esse, ut pares numero cum paribus certarent, didascaliae ostendunt; non aliter vero licitum fuisse, haud probabile existimo. Caeterum qualis fuerit agonum tragicorum ordo et modus, non nisi conjectura suspicari licet; illud vero argumentis, quae attuli, satis probatum arbitror: post Aeschyli aetatem tetralogias nec lege nec consuetudine constanter postulatas fuisse; dramatum, quae singuli poetae docerent, numerum non definitum nec semper eundem fuisse; quicunque autem esset concertantium fabularum numerus, non ternas quaternasve plerumque, sed singulas inter se commissas et singulas coronatas esse, atque hujus instituti auctorem fuisse Sophoclem."

Sehen wir nun, wie der Verf. zu diesem Resultat gelangt ist. Die Untersuchung beginnt mit einer Interpretation der Stelle des Suidas. Hier können wir dem Verf. nur beistimmen, wenn er behauptet und mit ähnlichen Redensarten belegt, dass die Worte δρᾶμα πρὸς δρᾶμα nichts Anderes bedeuten können als „Stück gegen Stück"; und ἀγωνίζεσθαι δρᾶμα πρὸς δρᾶμα also heisse „Drama gegen Drama im tragischen Wettkampfe aufführen, oder mit einzelnen Dramen auftreten". Es leuchtet aber ein, dass mit diesen Worten allein die Sache, von der Suidas spricht, nicht deutlich und bestimmt genug bezeichnet ist; Suidas selbst hielt sie nicht für genügend und ausreichend, er setzte demnach zur genauern Bezeichnung derselben hinzu: ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν. Es kömmt also, um die Worte ἀγωνίζεσθαι δρᾶμα πρὸς δρᾶμα vollkommen richtig zu verstehen, wesentlich darauf an, zu wissen, was Suidas unter einer Tetralogie verstand und verstanden wissen wollte. Hr. K. gibt davon diese Begriffsbestimmung: „Τετραλογία est commissio quatuor dramatum, quorum postremum erat Satyricum, argumenti perpetuitate aut aliquo saltem vinculo sive latiore sive angustiore cohaerentium." Diese Definition weicht also von jener, welche Böckh aufgestellt hat, wesentlich ab, indem nach derselben das Wort nicht blos die äusserliche Verbindung von vier Dramen zu einer gemeinschaftlichen Aufführung, wie Böckh will, sondern neben dieser äussern noch eine andere, auf irgend einen innern Zusammenhang der vier Stücke unter einander sich beziehende Verbindung und Verknüpfung bezeichnet. Welche von diesen beiden Definitionen ist nun in der fraglichen Stelle des Suidas die richtige?

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Karsten, De tetralogia tragica.

(Schluss.)

Betrachtet man das Wort für sich allein nach seiner Bildung und Zusammensetzung, so kann man wohl kaum in Abrede stellen, dass es ursprünglich solche Didaskalieen bezeichnete, in denen die vier Dramen unter sich in einem mythischen Zusammenhange standen oder durch ein anderes gemeinsames Band, durch einen gewissen Ideen- und Gedankenzusammenhang, verknüpft waren, wie z. B. die Lykurgeia des Aeschylos, oder die Pandionis des Philokles solche Tetralogieen gewesen seyn mögen. Dass dem so sey, zeigt deutlich das bekannte Scholion zu Aristoph. Fröschen V. 1155, nach welchem Aristarchos und Apollonios die Didaskalie, welche den Agamemnon, die Choephoren, Eumeniden und das Satyrspiel Proteus umfasste, nicht eine Tetralogie nannten, sondern die drei Tragödieen gesondert vom Satyrspiel als Trilogie bezeichneten. Ganz richtig bemerkt hierüber Droysen a. a. O. p. 103 gegen Böckh's Definition: „Warum schieden beide Gelehrte das Satyrspiel aus der Tetralogie aus, wenn Tetralogie nichts ist als die quadripartita didascalia sive connexae inter se fabulae fuerint sive non nexae? Die ihnen vorliegenden Didaskalieen zeigten ihnen ja, dass die vier Dramen zusammen eine Didaskalie, also eine Tetralogie in diesem Sinne waren. Aber sie wollten die drei Tragödieen und das Satyrspiel, wie dieselbe Didaskalie sie umfasste, nicht ebenso mit demselben Namen Tetralogie umfasst wissen, also musste ihnen wohl der Name eine andere Verbindung als die nur äussere, in dieselbe Didaskalie zu gehören, bezeichnen, sie nannten die drei Tragödieen eine Trilogie; ob alle, ist nicht zu entscheiden; gewiss die drei der Oresteia, und diese enthalten die Fortsetzung desselben Mythos.“ Es wird aber unsere Begriffsbestimmung wieder in zu engen Grenzen stehen bleiben, wenn wir nicht anerkennen und zugeben wollen, dass der Name Tetralogie nicht auch diejenigen Didaskalieen habe bezeichnen können, welche bekanntlich im Verlauf der Zeit, gleichviel durch wen, an die Stelle der eben erwähnten, der äschyleischen, um diesen Ausdruck hier

Digitized by Google

zu gebrauchen, traten und gleichfalls vier Dramen umfassten, aber ohne irgend einen innern Zusammenhang, dergleichen Euripides Medeia- und Troaden-Didaskalieen sind. Es kommt ja so oft vor, dass Worte ihren Begriff mit der Zeit und mit Veränderung der Umstände und Dinge modificiren und das eine oder andere Merkmal an denselben aufgeben. Steht dies nun fest, woran nach unserer Ueberzeugung schwerlich Jemand zweifeln wird, so folgt daraus, dass Suidas das Wort möglicherweise auch in der zweiten, aus jener ersten nach und nach entstandenen Bedeutung gebraucht haben kann, die Definition also, welche der Verf. davon aufgestellt hat, noch problematisch ist. Wir wollen aber annehmen, sie sey die allein richtige. Was folgt nun daraus für das Verständniss der ganzen Stelle? Jedenfalls spricht diese, wie schon Droysen S. 101 richtig erkannt hat, aus, dass Sophokles' Neuerung im Gegensatz gegen die bis zu ihm übliche Tetralogie auftrat. Fassen wir nun den Begriff der Tetralogie mit dem Verf. als eine Didaskalie von vier Stücken auf, welche in einem innern Zusammenhange mit einander standen, so dürfte man Sophokles' Neuerung wohl zunächst von der Einführung solcher Didaskalieen zu verstehen geneigt seyn, in welchen die vier Dramen in einer innern Verbindung nicht mehr standen, sondern jedes Drama für sich ein selbstständiges Ganze bildete. So allein erhalten wir einen richtigen Gegensatz, kommen aber folgerecht zunächst nicht auf einzelne Dramen, sondern auf Didaskalieen, wie z. B. die der Medeia ist, deren Existenz zur Zeit des Sophokles hinlänglich gesichert ist. In dieser Weise hat man bekanntlich die Notiz des Suidas bis auf Böckh auch verstanden; und dies um so mehr, weil 1) solche viertheilige Aufführungen, wie gesagt, als Thatsachen feststehen, während Aufführungen von einzelnen Dramen, durch unumstössliche Zeugnisse oder Beispiele bewiesen, nicht vorliegen oder bekannt sind, und weil wir 2) aus didaskalischen Ueberlieferungen ersehen, dass Sophokles bei derartigen Aufführungen, die aus vier unzusammenhängenden Dramen bestanden, als Preisbewerber aufgetreten ist. In dem Argument zur Medeia lesen wir die Angabe: Euphorion erhielt den ersten, Sophokles den zweiten, Euripides mit den vier namentlich aufgeführten Stücken den dritten Preis. Und in dem Scholion aus dem Cod. Vat. zur Alkestis heisst es: den ersten Preis erhielt Sophokles, den zweiten Euripides mit den Kreterinen, Alkmäon in Psophis, Telephos und Alkestis. In diesen Berichten steht aber nicht, dass Euphorion, dass Sophokles mit einem einzelnen Drama in die Schranken getreten seyen. Wurden nun die vier Dramen eines Dichters als ein zusammengehöriges Ganze beurtheilt, was nach der Ueberlieferung schwerlich Jemand bezweifeln wird,

Digitized by Google

so wäre es, wie schon Droysen S. 99 ganz in unserm Sinne bemerkt hat, „die allerseltsamste Inconvenienz gewesen, wenn gegen sie Ein Drama eines andern Dichters in die Schranken hätte treten dürfen; zur Concurrenz gehörte nothwendig, dass man unter äusserlich gleichen Bedingungen concurrirte. Die Stellung der Chöre war eine öffentlich vom Staate beaufsichtigte Pflicht. War es möglich, dass ein Drama mit zwölf oder fünfzehn Choreuten gegen vier mit fünfzig in die Schranken trat, so war bei der Zutheilung der Chöre die Ueberlastung oder Zurücksetzung der einen Phyle gegen die andere unvermeidlich, und der Chorag für vier Dramen hatte gegen den mit einem Drama schon durch den viermal grössern Aufwand an Unterhalt, Einübung und Ausrüstung seines Chors den Sieg davongetragen, ein Verhältniss, das in gewissem Betracht auch dann eingetreten wäre, wenn man das Undenkbare voraussetzen wollte, dass solches eine Drama ebenso viele Choreuten hatte, als die vier zusammen genommen. Endlich waren die dramatischen Aufführungen eine Festfeier; mit einer gehörigen, ja liturgisch bestimmten Festordnung wäre eine solche Willkür in der Zahl der aufzuführenden Dramen, Choreuten u. s. w. unvereinbar gewesen.“ Zu diesen Gründen, denen Ref. vollkommen beistimmt, kommt auch noch der Umstand, dass der Uebergang von Tetralogieen, die ihrem Stoffe nach innerlich zusammenhingen, zur Aufführung einzelner Dramen, in der That zu schroff und zu plötzlich erscheint, überhaupt zu wenig vermittelt dasteht, als dass man an eine solche Neuerung, wie sie nach Hrn. Karsten's Interpretation der Stelle des Suidas dem Sophokles beigelegt wird, recht glauben könnte. Die ganze Entwickelungsgeschichte der attischen Tragödie zeigt uns eine gewisse Folgerichtigkeit in ihren Fortschritten und dabei eine Beharrlichkeit an dem einmal Geschaffenen und Hergebrachten, dass ein so plötzlicher Sprung von der Aufführung einer Tetralogie zu der eines einzelnen Stückes, eine so unvermittelte Abänderung der herkömmlichen Weise ohne die vollgültigsten Zeugnisse schwer zu glauben ist.

Aus allen diesen Dingen scheint uns nun so viel mit Bestimmtheit hervorzugehen, dass Hr. Karsten die Worte des Suidas nicht richtig interpretirt hat. Wo liegt aber der Fehler? In der Definition von Tetralogie oder in der Erklärung der Worte δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζειν? Die letzten Worte scheinen von dem Ref. richtig erklärt zu seyn. Sie können, wie gesagt, nicht Anderes bedeuten, als „Drama gegen Drama aufführen“. Diese Bedeutung lässt sich aber nicht mit der Ansicht vereinigen, wonach Sophokles, im Gegensatz zu den unter Aeschylos üblichen Tetralogieen Didaskalieen eingeführt und veranlasst haben soll, die zwar ebenfalls aus

Digitized by Google

vier Dramen bestanden, den Mythos aber nicht durch die drei oder vier Stücke fortsetzten, in denen vielmehr jedes einzelne Stück sein besonderes Argument behandelte. Denn solche Didaskalieen können die fraglichen Worte nimmermehr bezeichnen. Dies hat Böckh sowie der Verf. hinlänglich gezeigt. Droysen hat in der angeführten Abhandlung den Sinn dieser Worte zu wenig berücksichtigt. Dazu kommt, dass Sophokles eigentlich eine solche Neuerung nicht einmal eingeführt hat, dass Suidas sie ihm also streng genommen gar nicht zuschreiben konnte. Die Auflösung des mythischen Zusammenhanges wenigstens beginnt schon unter Aeschylos, wie die zugleich mit den Persern aufgeführten Stücke zeigen können. Waren also Didaskalieen, wie die der Perser, nicht durch ein anderes Band, etwa durch einen ethischen oder politischen Grundgedanken, der sich durch alle Dramen wie ein rother Faden hindurchzog, mit einander verbunden, so hätten wir schon vor Sophokles Auftreten ein Beispiel von einer Aufführungsweise, die nach der bisher gewöhnlichen Meinung der Gelehrten Suidas in unserer Stelle dem Sophokles zuschreiben soll.

Anders gestaltet sich die Sache und lässt sich besser mit den sonst überlieferten Nachrichten und bekannten Thatsachen vereinigen, wenn wir das Wort Tetralogie bei Suidas in dem Sinne fassen, wie es Böckh gethan hat, nämlich als eine Verbindung von vier Dramen zu einer gemeinsamen Aufführung, ohne aber darum für die Erklärung der Worte δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζειν ganz dieselben Consequenzen abzuleiten. Nach unserm Dafürhalten lassen Suidas' Worte folgende Auffassung und Erklärung zu. „Sophokles begann Drama gegen Drama und nicht Tetralogieen aufzuführen," d. h. er löste die Verbindung von vier Stücken, die, ohne innerlich zusammenzuhängen, bei der Aufführung unmittelbar auf einander folgten und bei der Preisvertheilung als ein Ganzes angesehen wurden, auf und führte seine Dramen einzeln und von einander getrennt, jedes als ein für sich bestehendes Ganzes, gegen die Dramen der andern Dichter auf. Suidas setzt also, wie nach unserer Ueberzeugung Böckh ganz richtig gesehen hat, Sophokles Neuerung entgegen jenen viertheiligen Didaskalieen, die, weil sie eben vier unzusammenhängende Dramen umfassten, aufgelöst und in ihren einzelnen, schon früher getrennten Theilen, Stück für Stück dem Publikum vorgeführt wurden, jedoch in der Weise, dass dem ersten Drama des einen Dichters nicht die andern Stücke desselben Dichters, wie früher, sogleich folgten, sondern das erste Stück der andern Preisbewerber diesem einen entgegengesetzt wurde. Und so wurde es auch bei den übrigen Dramen der aufzuführenden Didaskalie gehalten. Suidas sagt nämlich, was wohl zu beachten ist, nichts von der Zahl der Stücke,

Digitized by Google

welche jeder Dichter zum Wettstreit brachte *). Daher aus seinen Worten die Aufführung eines Dramas im Gegensatz zu den bisher üblichen Tetralogieen oder viertheiligen Didaskalieen nicht gefolgert werden kann. Er spricht nur von der getrennten Aufführung der einzelnen zu einer vollständigen Didaskalie gehörigen Stücke im Gegensatz zu der bisher verbundenen. Insofern sind wir also einverstanden mit Böckh's Ansicht, wenn er sagt: ex illo Sophoclis instituto singulae fabulae inter se compositae, non tetralogiae; de singulis judicatum est, non de quaternis; singulae vicerunt, non quaternae; bestreiten aber noch die daraus gezogene Folgerung: ut jam nihil causae esset, quare singuli poetae committerent quaternas fabulas iis quidem ludis, in quibus novo hoc modo certaretur, als aus den Worten des Suidas nicht hervorgehend. — Ferner sagt Suidas nichts von der Zeit, in welcher Sophokles seine Neuerung einführte. Was steht also der Vermuthung entgegen, dass unser Dichter die bisher übliche Form der Didaskalieen nicht sogleich in der ersten Zeit seines Auftretens, sondern erst später abänderte? Somit dürfte der Umstand, dass wir ihn gegen viertheilige Didaskalieen um den Preis sich bewerben sehen, unserer Ansicht nicht entgegen treten, da vielleicht diese Preisbewerbungen und tetralogischen Wettkämpfe vor jene Neuerung fallen. Sollte aber auch diese Vermuthung ganz unbegründet erscheinen, so würde doch unsere Auffassung der Stelle des Suidas, wonach Sophokles stets mehrere Dramen zugleich auf die Bühne brachte, dadurch noch keineswegs widerlegt seyn. Denn wir sehen ja, dass die ältern Formen der Aufführung durch neuere Abänderungen nicht sofort verdrängt wurden und völlig ausser Gebrauch kamen. Findet sich auf dem Repertoir der attischen Bühne neben den viertheiligen Didaskalieen nicht auch eine Wiederholung der äschyleischen Tetralogie oder Trilogie in der Pandionis des Philokles? So wenig also das Fortbestehen der äschyleischen Tetralogie etwas gegen die viertheiligen Didaskalieen, wenn diese nicht in sichern Beispielen, sondern nur in einer vereinzelten Notiz existirten, beweisen könnte, ebenso wenig können diese gegen die von Suidas mitgetheilte Nachricht angeführt werden.

Haben wir nun Suidas' Worte richtig verstanden und erklärt, so

*) Dies hat Hr. Karsten gleichfalls richtig erkannt, indem er S. 9 schreibt: illud autem singulis tragoediis non hoc dicit: quemque poetarum una tantum fabula certasse; fabularum numerus his verbis non definitur; tantum dicitur, quicunque esset earum numerus, eas non conjunctim, ut in tetralogiis, sed singulatim exhibitas et singulatim judicatas esse.

Digitized by Google

erhalten wir in der Geschichte der Tragödie von Aeschylos an bis zu Sophokles drei successive Abänderungen der tragischen Didaskalieen. 1) Erweiterung einer Tragödie zu drei grösseren, unter einander durch den Mythos zusammenhängenden Gliedern mit Hinzunahme eines Satyrspiels, die äschyleische Trilogie und Tetralogie (Lykurgeia, Oresteia u. s. a.). 2) Auflösung dieses innern Mythenzusammenhanges und Trennung des fortlaufenden Stoffes in drei von einander unabhängige Tragödieen, denen ein gleichfalls selbstständiges Satyrspiel oder ein anderes Drama, das denselben Zweck erfüllte, beigefügt war; drei- oder viertheilige Didaskalieen. Die Aufführungsweise war für beide Formen eine gleiche. Die zu einer Didaskalie gehörigen Dramen wurden in ununterbrochener Folge nach einander aufgeführt. 3) Auflösung und Unterbrechung der scenischen Aufeinanderfolge bei der Aufführung der Didaskalieen, indem jedem einzelnen Drama des einen Dichters die andern mitkämpfenden Dichter jeder das seinige entgegensetzte (die Neuerung des Sophokles).

Wir haben unsere Ansicht von der Sache so viel als möglich im Zusammenhange vorgetragen, ohne des Verfassers Meinungen und Behauptungen im Einzelnen berücksichtigt zu haben; glauben aber doch auf manche der von ihm ausgesprochenen Behauptungen bereits geantwortet und sie erledigt zu haben. Es fragt sich nun, ob auch die Meinung, dass der einzelne Dichter nur ein einziges Drama aufgeführt habe, eine Berechtigung hat. In Suidas' Worten findet sie noch keine Bestätigung. Kann sie durch andere Zeugnisse und Thatsachen begründet werden? Die oben erwähnte Stelle aus Platon's Symposion, wonach Agathon τῇ πρώτῃ τραγῳδίᾳ gesiegt hat, beweist hierfür nichts. Hr. Karsten spricht ihr ebenfalls die Beweiskraft ab, allein aus einem Grunde, dem wir durchaus nicht beitreten können. Er sagt S. 14: „Quid quod vocabulum τραγῳδία, si non nisi tetralogiae agi solitae essent, etiam singulari numero commode de quatripartita didascalia dici potuit, praesertim in familiari sermone, quum proprium vocabulum τετραλογία tum vel inauditum vel communi saltem consuetudine receptum non esset." Gegen diesen Grund haben wir uns schon oben ausgesprochen *). Τῇ πρώτῃ τραγῳδίᾳ kann nicht bedeuten „mit der ersten Tetralogie", wohl aber „mit der zuerst aufgeführten Tra-

*) Wie früh die Namen Trilogie und Tetralogie im Gebrauch gewesen sind, vermögen wir allerdings nicht nachzuweisen; daraus aber, dass wir das Wort erst bei alexandrinischen Grammatikern antreffen, zu folgern und zu behaupten, dass es erst in dieser Zeit entstanden und gebraucht worden sey, dürfte zu gewagt seyn.

Digitized by Google

gödie". Und diese Angabe lässt sich mit unserer Ansicht wohl vereinigen. Erledigt glaubt Ref. durch die von ihm gegebene Darstellung der Sache auch folgende Bemerkung auf S. 16, womit Hr. Karsten die gleichzeitige Aufführung von drei oder vier Stücken zu widerlegen und seiner Behauptung, auch einzelne Dramen seyen gegeben worden, Eingang und Geltung zu verschaffen sucht. „Sophoclis tetralogiae, sagt er, ab ipso actae nullam, ut diximus, vestigium exstat, Euripidis paucae tantum citantur; at et hujus et Sophoclis plures tragoediae singulares sine ullo comitatu, addito anno quo actae sunt, e didascaliis memorantur, ut Sophoclis Philoctetes, Euripidis Peliades, Hippolytus coronatus, Orestes. Quodsi non singulis his, sed quaternis contendissent, mirum ni reliquarum etiam tituli additi essent."

Eines Umstandes, den der Verf. gleichfalls als ein Argument für sich und seine Meinung anführt, wollen wir noch kurz gedenken. Er bemerkt S. 26, dass unter den von Sophokles und Euripides theils erhaltenen, theils den Titeln nach bekannten Tragödieen nur wenige Satyrspiele sich finden, deren Zahl nicht ausreicht, um sämmtliche Dramen in Tetralogieen zu vertheilen. Sey auch bisweilen an die Stelle des Satyrdrama eine heitere Tragödie, wie die Alkestis des Euripides, getreten, so könne doch daraus nicht geschlossen werden, dass dieses eine stehende Sitte gewesen sey — constantem hunc morem fuisse —. Wie misslich es um solche Behauptungen und Argumente steht, davon kann einen Jeden das von Dindorf zuerst mitgetheilte Scholion zur Alkestis überzeugen, vor dessen Erscheinen Niemand diesem Stücke diejenige Stelle in einer Tetralogie anzuweisen wagte, welche es durch jenes Scholion erhalten hat, obschon die Eigenthümlichkeiten derselben und eine Andeutung in der schon früher bekannten Hypothesis zu demselben Resultat der Beurtheilung hätten führen können. Und wer steht uns dafür, dass unter den verlorenen Dramen noch manches andere gleiche Bestimmung mit der Alkestis gehabt hat? — Wenn Hr. K. nachher fortfährt: „probabilius inde efficias, pro tetralogia trilogiam interdum datam esse," und als Beispiele dafür anführt die Iphigenia in Aulis, den Alkmäon und die Bacchen, ferner die Hypsipyle, Phönissen und Antiopa, so haben wir gegen eine solche Vermuthung an sich nichts einzuwenden; wohl aber dagegen, wenn der Verf. auf solchen Trilogieen und auf der Notiz beim Scholion zu Aristophanes Thesmoph. Vs. 1012, wo die Andromeda und Helena als zwei zusammengegebene Stücke angeführt werden, eine neue Vermuthung gründet, dass nämlich auch nur zwei Dramen aufgeführt worden sind. Hr. K. sagt in Bezug auf das erwähnte Scholion: „Etsi fateor, inde non neces-

Digitized by Google

sario sequi, tertiam et quartam fabulam his non adjunctas fuisse, quid tamen vetat credere etiam binas fabulas datas esse, si quidem lex, quantum scimus, tetralogias non posceret? Ob eandem rationem etiam singulas agi potuisse, quis dubitet? Et revera actas esse indicant complurium tragoediarum tituli singulatim citati, quorum exempla supra attuli.“ Die einzeln erwähnten Tragödieentitel beweisen nichts. Daraus aber, dass eine Sache an sich möglich und denkbar ist, folgt bekanntlich nicht, dass sie auch wirklich ist oder gewesen ist. Soll die Forschung auf historischem Boden sich erhalten, so sind solche Schlüsse durchaus unzulässig. Aus derartigen Schlüssen besteht aber fast die ganze Argumentation, die nach der von uns aufgestellten Interpretation von Suidas' Worten Schritt für Schritt zu verfolgen und in ihrer Unhaltbarkeit darzustellen kaum nöthig seyn dürfte. Verhielt sich die Sache so, wie sie Suidas nach unserer Ansicht berichtet, so dürfte neben andern Argumenten, welche der Verf. für seine Meinung vorbringt, auch das von selbst zusammenfallen, was wir S. 27 lesen: „Sunt et alia hujus generis indicia, velut quod Sophoclis Oedipus Tyrannus superata esse legitur a Philocle: tale quid dici vix poterat, nisi sola haec tragoedia in certamen esset commissa; item quod de Jone Chio traditur in schol. Aristoph. Pac. 835: φασὶ δ' αὐτὸν ὁμοῦ διθύραμβον καὶ τραγῳδίαν ἀγωνισάμενον ἐν τῇ Ἀττικῇ νικῆσαι. quod quisque credo de uno dithyrambo et de una tragoedia accipiat. — Im neunten Abschnitte S. 31 finden wir als eine Zugabe zur eigentlichen Abhandlung noch eine Stelle des Suidas über den Tragiker Aristarchos aus Tegea erklärt. Sie lautet: οὗτος δὲ ὁ Ἀρίσταρχος σύγχρονος ἦν Εὐριπίδῃ, ὃς πρῶτος εἰς τὸ νῦν αὐτῶν μῆκος τὰ δράματα κατέστησεν. Welcker (Griech. Tragöd. Bd. III. S. 932.) verstand diese Worte so, dass nach ihnen Aristarch das Verdienst des Sophokles in Begründung der neuen, nicht mehr trilogischen Tragödie mit Sophokles theile, von dem auch sehr oberflächlich und dürftig gesagt sey: ἦρξε δράμα πρὸς δράμα ἀγωνίζεσθαι κτλ. Diese Erklärung, welche auch Bernhardy, Grundriss der griech. Litt. Bd. II. S. 594 bedenklich findet, verwirft Hr. K. mit Recht und gibt dafür folgende weit wahrscheinlichere: τὸ μῆκος non accipiendum est de mensura fabularum sive de numero versuum cujusque tragoediae; haec enim nunquam stricte terminata fuit; sed intelligendum de mensura actionis sive de temporis spatio, quo res in scena acta comprehendatur. — Intelligitur ergo his Suidae verbis decantata illa unitas temporis, quae ab antiquioribus minus anxie servata, ab Aristarcho Tegeate demum, ut ex illo discimus, constituta est tanquam regula, quae deinde vulgo recepta est.

Eisenach. **Aug. Witzschel.**

Digitized by Google

Pomponii de origine juris fragmentum recognovit et adnotatione critica instruxit Fridericus Osannus, professor litterarum antiquarum Gissensis. Gissae. Prostat apud Rickerum. MDCCCXLVIII. XXII. und 172 S. in gr. 8.

Auf den ein Jahr zuvor erschienenen Textesabdruck dieses für die Rechtsgeschichte so wichtigen Bruchstücks (s. diese Jahrbb. 1847. p. 797.) ist nun die grössere Ausgabe gefolgt, die mit dem Text eine umfassende Annotatio critica verbindet, welche gewissermassen die Rechenschaftsablage des mehrfach umgestalteten Textes enthalten soll, aber auch manches Andere bringt, was für die Kritik und Erklärung von gleichem Belang ist. Auf Wiederherstellung des Textes war freilich die Hauptaufgabe gerichtet: es sollte eben hier an einer kleinen, aber wichtigen Probe gezeigt werden, „quantum in constituendo horum juris civilis librorum contextu adhuc praestitum quantumve praestandum relictum esset", und daraus überhaupt ersichtlich werden: „Justinianei juris librorum ea qua par est diligentia et severitate critica excussam expolitamque editionem etiamnum desiderari", woran die Schuld nach des Herausgebers Ansicht nicht sowohl den Juristen, als den Philologen beizumesser ist, welche diesen wichtigen Resten der römischen Literatur keineswegs die gebührende Aufmerksamkeit bisher geschenkt haben. Das unendlich ausgedehnte, die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigende Geschäft einer neuen kritischen Behandlung der Justinianeischen Rechtsquellen entgeht dem Verf. nicht: er hofft inzwischen, bei einem kleinen, aber anerkannt wichtigen Bruchstücke, wie des vorliegende des Pomponius, Dasjenige geleistet zu haben, was unter bessern Zeitumständen, als freilich die gegenwärtigen sind, von dem Ganzen zu erwarten ist. Und allerdings hat der Text dieser Reste unter den Händen des Herausgebers, wie wir alsbald noch näher nachzuweisen gedenken, eine vielfach bessere Gestaltung erhalten; die Begründung, wie sie in der Annotatio critica gegeben ist, hat zu manchen weiteren Erörterungen, nicht blos kritischer, sondern auch sprachlicher und sachlicher Art geführt, wodurch dem Verständniss vielfach nachgeholfen, und die Lösung mancher dunkeln und schwierigen Punkte erfolgt ist. Mit aller der Umsicht, die uns aus andern ähnlichen Leistungen des Herausgebers bekannt ist, sind die bisherigen Hülfsmittel bei diesem Unternehmen zu Rathe gezogen worden, und wenn gegen die unbedingte Autorität der Florentiner Handschrift mehrfach Einsprache erhoben worden, so erscheint diese um so begründeter, als der Beweis dazu an mehr als einer Stelle geliefert ist, und hiernach selbst eine nochmalige genaue

Digitized by Google

Einsicht und Vergleichung dieser Handschrift nicht unnöthig erscheint, welcher auch, nach des Verfassers Ansicht, die in Neapel aufgefundenen, von Gaupp herausgegebenen Blätter einer Handschrift an Güte wie an Alter keineswegs nachstehen. Ausserdem wurden vom Herausgeber benutzt und auch in einem Anhang abgedruckt die Bemerkungen eines gewissen Metellus, eines gelehrten Juristen und Zeitgenossen des Taurellius, zu dessen Ausgabe der Pandecten, soweit sie ihm bekannt war, aus einer Giessener Handschrift. Es wird darüber in der Praefatio näher berichtet und hier auch die Frage, ob wir nur Einen römischen Juristen Pomponius oder zwei dieses Namens anzuerkennen haben, in einer Weise besprochen, welche die früher schon von Anton. Augustinus aufgestellte Ansicht, die von Bach und Andern verworfen, von Zimmern aber wieder aufgenommen ward, als die richtige nachweisen soll. Hiernach haben wir zwei Juristen dieses Namens anzunehmen, einen älteren Pomponius, der durch das Pränomen Sextus von dem jüngern, welcher stets blos als Pomponius, ohne irgend ein Pränomen bezeichnet wird, unterschieden und von dem letztern auch in der hier besonders in Betracht kommenden Stelle (D. XXVIII., 5, 41) citirt wird. Und allerdings erscheinen die verschiedenen Vorschläge, durch welche man dieses Citat (ut refert Sextus Pomponius) in der bemerkten, aus den Varr. Lectt. des Pomponius entnommenen Stelle hat beseitigen und damit die Annahme eines Einzigen Juristen Pomponius erhärten wollen, keineswegs befriedigend, so dass auch wir keinen Anstand nehmen, der auch durch andere Gründe und Stellen noch verstärkten Beweisführung des Verfassers beizutreten, da wir kaum eine andere Lösung dieser verwickelten Streitfrage uns denken können. Ueber die Persönlichkeit beider Juristen fehlen freilich nähere Angaben, so dass selbst das Zeitalter des ältern Sextus Pomponius nur durch Combination sich einigermassen ermitteln lässt; vergl. die Note des Verfassers pag. XXI.

Zum Beweise dessen, was für die richtige Gestaltung des Textes und damit auch des Verständnisses desselben hier geschehen oder in Anregung gebracht worden, mag die Vorlage einiger hier näher zu besprechenden Stellen dienen. Bei den Worten §. 2: „ipsum Romulum traditur populum in triginta partes divisisse: quas partes curias appellavit, propterea quod tunc reipublicae curam per sententias partium earum expediebat", wird mit Recht an der Fassung des die Varronische Ableitung des Wortes Curia von cura, curare enthaltenden Schlusssatzes: „propterea quod — expediebat" ein Anstoss genommen, den die von Clossius vorgeschlagene Veränderung der Interpunction — eine grössere

Digitized by Google

Abtheilung nach appellavit — keineswegs beseitigt, auch abgesehen von dem Imperfect expediebat, das in dem erklärenden Nebensatze eine passende Stelle hat, neben dem vorausgehenden Perfectum appellavit und dem nachfolgenden tulit und tulerunt aber unzulässig ist. Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Verbindung von expediebat mit dem Accusativ curam; wäre ein gerere oder agere dabei, so würden wir weniger Anstoss nehmen, wiewohl die ganze Sentenz: reipublicae curam gerere per sententias uns gar nicht munden will; oder man müsste auf das spätere Zeitalter des Pomponius und dessen Ausdrucksweise eine Rücksicht nehmen wollen, die jedoch schwerlich bis zur Vertheidigung des curam — expediebat sich wird ausdehnen lassen. Mit der Aenderung: rem publicam curare, wie der Herausgeber vorschlägt, wäre der grammatischen Verbindung genügt, noch leichter erscheint uns die Aenderung: reipublicae curam — expediebant; dann wird an dem Accusativ curam Niemand Anstoss nehmen, so wenig wie in der bei Dirksen Manuale p. 348 angeführten Stelle der Digesten: „ut mulier se suosque aleret tuereturve et universa onera sua expediret.“ Eine andere, wenn auch nicht grammatische Schwierigkeit erhebt sich bei den weiter folgenden Worten desselben Paragraphen: „quibus Superbus Damarati Corinthii filius“, wo doch nur der jüngere Tarquinius gemeint seyn kann, der aber kein Sohn des Damaratus war, so dass also hier eine ziemlich grobe Verwechslung des jüngeren Tarquinius mit dem älteren anzunehmen wäre, die wahrhaftig einem Manne wie Pomponius wenig Ehre macht, ja kaum glaublich erscheint; oder die Worte Damarati Corinthii filius sind für ein Einschiebsel anzusehen, wozu Stellen von dem älteren Tarquinius, wie die bei Livius I., 34. Schol. Ambros. ad Cic. Orat. pro Sull. 5. p. 363. Or. steht, die Veranlassung gegeben. Das Letztere ist die Ansicht des Herausgebers, der wir uns auch weit lieber anschliessen, als dem Pomponius ein Versehen aufzubürden, das doch in der That gar zu plump wäre; wohl aber mag diese Stelle als ein Beweis der Beschaffenheit des uns überlieferten Textes gelten, und insofern selbst als Rechtfertigung mancher Aenderung dienen, zu der sich der Herausgeber, im Widerspruch mit der handschriftlichen Autorität genöthigt sah. In dieser Beziehung wenden wir uns gleich zu der Stelle über die Zwölftafeln §. 4: „quas (leges) in tabulas eboreas perscriptas pro rostris composuerunt“, wie alle Handschriften bringen, während unser Herausgeber roboreas (für eboreas) gesetzt und diese Aenderung in einer längern Note zu rechtfertigen gesucht hat, welche ebensowohl die Unmöglichkeit elfenbeinerner Tafeln, als den Gebrauch des festen Holzes zur Aufzeichnung von Gesetzen, Verträgen und dergleichen hervorhebt

Digitized by Google

und die gewöhnliche Angabe des Livius und Anderer von ehernen Tafeln auf eine spätere Zeit bezieht, zunächst auf eine nach dem gallischen Brande, in welchem die Holztafeln untergegangen, vorgenommene Restauration derselben, und zwar der längeren Dauer wegen auf Erz, in welcher Form sie dann auch bis zu Cyprian's Zeit sich erhalten. Es wird schwer sein, diesen Gründen irgend etwas Erhebliches entgegen zu setzen. Denn die mit Elfenbein eingelegten Stühle, auf welchen die höheren Beamten des Staats während der Verrichtung amtlicher Functionen sassen, werden nicht als Beweis für den Gebrauch des in so früher Zeit seltenen und kostbaren Materials zu schriftlicher Aufzeichnung angeführt werden können. Ebensowenig auch der liber elephantinus bei Vopiscus Vit. Tac. cp. 8., und das ebur bei Martialis XIV, 5. Oder sollen wir glauben, dass Pomponius, um das Ansehn der Zwölftafeln zu steigern, auch die Aufzeichnung derselben auf das kostbarste Material, das seine Zeit kannte, gesetzt, und hier also mit oder ohne Absicht, eine falsche Angabe geschmiedet, die wir ihm kaum zutrauen können? Und doch lässt sich, wenn man bei der Lesart eboreas als der ursprünglichen, von Pomponius ausgegangenen stehen bleiben will, kaum ein anderer Ausweg finden, so wenig ehrenvoll er auch für unseren Juristen ist, dessen Bildung denn doch in einem gar zu armseligen Lichte erscheinen würde. Denn dass die Zwölftafelgesetze ursprünglich auf Elfenbein eingegraben gewesen, glauben wir nimmermehr. Mit Recht erinnert der Verfasser an die Stelle des Dionysius Antiqq. III., 36. von Aufzeichnung der Gesetze und der Vorschriften über den Cultus auf Tafeln von Eichenholz; es konnte noch weiter und speciell an die Lieder der salischen Priester erinnert werden, die eben wegen der Aufzeichnung auf hölzerne Tafeln den Namen Axamenta erhalten haben sollen: eine Ableitung, die, wenn sie auch vielleicht nicht die richtige ist, doch darum als ein Zeugniss für die Aufzeichnung auf Holz benutzt werden kann, zumal da die Worte des Dionysius sich darauf wohl beziehen lassen; dieser nämlich erzählt, wie Ancus die Cultusvorschriften (τὰς περὶ τῶν ἱερῶν συγγραφὰς) des Numa Pompilius auf Tafeln (εἰς δέλτους) geschrieben, welche im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen (ἀφανισθῆναι); und dann fährt er fort: χάλκεαι γὰρ στῆλαι οὔπω τότε ἦσαν, ἀλλ' ἐν δρυΐναις ἐχαράττοντο σανίσιν οἵ τε νόμοι καὶ αἱ περὶ τῶν ἱερῶν διαγραφαί. Warum soll dies nicht auch von den Zwölftafeln gelten? Es widerspricht dem nicht, wenn derselbe Dionysius X., 57. — wahrscheinlich derselben Quelle folgend, aus der auch Livius seine Angabe entnahm — die Decemvirn ihre Gesetze auf ehernen Säulen eingraben lässt, und damit die spätere Fassung derselben auf Erz in die frühere Zeit zurücksetzt.

Digitized by Google

Eine andere, schwerlich richtig oder vollständig auf uns gekommene Stelle ist die am Schluss des §. 24, welche der Herausgeber folgendermassen gegeben hat: „populique consensu partim in carcere necatis decemviris, ita rursus respublica suum statum recepit.“ Der Herausgeber hielt sich hier soweit als möglich an die handschriftliche Ueberlieferung, welche in der Florentiner necati bringt und das nun eingeschaltete decemviris gänzlich weglässt, an dessen Einsetzung man schon bei der Leichtigkeit des Ausfallens dieses in der Abbreviatur nur kurzweg mit XV bezeichneten Wortes keinen Anstoss nehmen wird, wäre nicht die ganze Phrase, und das auf das partim in carcere necatis decemviris folgende ita, welches eher ein necati (sunt) decemviri als vorausgehend erwarten lässt, anstössig: und wiese nicht das vereinzelte partim auf ein anderes partim, das mit den dazu gehörigen Worten ausgefallen; will man daher, wie Einige gethan, zur Vervollständigung der Sentenz ein partim in exilium actis einschalten, so müsste dies nach unserem Ermessen jedenfalls vor dem Worte decemviris geschehen und ita dann ganz wegfallen, was vielleicht irrthümlich aus der bemerkten Abbreviatur hervorgegangen oder später eingeschoben worden ist. Immerhin mag auch diese Stelle als ein neuer Beweis der schon vorher erwähnten traurigen Beschaffenheit des Textes gelten, welche uns allerdings einzuschreiten nöthigt, wenn wir denselben lesbar und verständlich machen wollen, und so mögen wir auch den Herausgeber wohl rechtfertigen, wenn er gleich nachher §. 25 ein allerdings nothwendiges, wenn auch in der handschriftlichen Ueberlieferung fehlendes quam einschiebt: „deinde cum post aliquot annos quam duodecim tabulae latae sunt“ u. s. w.; weit schwieriger für den Kritiker ist aber der Schlusssatz dieses Paragraphen, der ein ähnliches, nicht so leicht zu hebendes Verderbniss in den die Zahl der Tribuni militum mit Consulargewalt betreffenden Worten enthält: „hique constituti sunt vario numero: interdum enim viginti fuere, interdum plures, nonnunquam pauciores.“ Der Herausgeber hat die Stelle ausführlicher besprochen, auch das Verderbniss anerkannt, das in der Entstellung des Textes zu suchen, nicht aber einem Versehen des Pomponius beizulegen ist. Wir haben uns schon vorher bei ähnlichen Stellen in gleicher Weise ausgesprochen. In der Stelle §. 31, wo an die Bestellung der triumviri capitales sich die der Quinqueviri anreiht, in Uebereinstimmung mit Livius XXXIX., 14., billigen wir es vollkommen, dass die handschriftliche Lesart in publicum („et quia magistratibus vespertinis temporibus in publicum esse inconveniens erat, quinqueviri constituti sunt“) beibehalten und nicht mit in publico (was dem Scheine nach besser zu esse passt) vertauscht worden

Digitized by Google

Hier scheint Pomponius eine ältere Formel im Auge zu haben und diese unverkümmert in seine Darstellung übertragen zu haben. Was der Herausgeber zu diesem Zweck beibringt, dürfte wohl noch weitere Bestätigung gewinnen durch das bei Cicero und Livius mehrmals vorkommende in potestatem esse, selbst durch das Plautinische in mentem esse, durch Cicero's: adesse in senatum jubet (Phil. V., 7.), was ganz an die griechische Redeweise (παρεῖναι, oder παραγίγνεσθαι εἰς; s. die Nachweisungen zu Plutarch's Pyrrhus 3. p. 148 sq.) erinnert, durch Sueton's militibus in conspectum fuisse (Aug. 16.); selbst das in custodiam habitum bei Livius XXII., 25. vergl. Tacit. Hist. I., 87. könnte man anführen, oder Livius XXXIX., 44: Cato atria duo, Maenium et Titium, in lautumiis et quatuor tabernas in publicum emit u. s. w. Mit gleichem Rechte, wie hier in publicum als eine bestimmt formulirte Ausdrucksweise, selbst in der minder gewöhnlichen Verbindung mit esse, zu schützen ist, wird auch die Formel in praesentia §. 35 beizubehalten seyn, und wenn der Herausgeber, der sich hier zu keiner Aenderung bewegen liess, gelegentlich auf die Formel in praesentiarum zu reden kommt, so stimmen wir seiner Zurückhaltung bei, welche diese Formel in älteren Schriftstellern unzulässig, jedenfalls für noch nicht erwiesen erklärt. In den bald darauf folgenden Worten: „ut appareat, a quibus et qualibus haec jura orta et tradita sunt" würden wir aber unbedenklich s i n t geschrieben haben, zumal bei der Leichtigkeit der Verwechslung des sunt und sint in Folge der bei beiden Worten in der Schrift gebräuchlichen Abkürzung. Denn wenn wir auch bei Pomponius an einzelnen Abweichungen von der Redeweise früherer Zeit keinen besondern Anstoss nehmen, so glauben wir dies doch nicht auf einen Fall, wie der vorliegende, ausdehnen zu dürfen, eher vielleicht auf das „coepit, ut — interpretatio desideraret prudentium auctoritatem" etc., obwohl die ganze Stelle dem Herausgeber verdächtig erscheint. — §. 33. in den Worten: „et tamen hi quos Cistiberes diximus, postea aediles senatusconsulto creabantur" wird Cistiberes, wofür der Herausgeber Cistiberos (nach der zweiten Declination) vorschlägt, jetzt durch eine hier beigebrachte Inschrift ausser allen Zweifel gesetzt. Mehr Schwierigkeiten machen §. 36. die auf Appius Claudius bezüglichen Worte: „Hic Centimanus appellatus est", in welchen wir wohl eine Verderbniss der schriftlichen Ueberlieferung finden möchten, die über die Florentiner Handschrift weit hinausgeht, und so zu der oben ausgesprochenen Ansicht über die Verderbniss des dermaligen Textes einen weiteren Beleg bieten kann. Denn dass der sonst mit dem Beinamen Caecus bezeichnete Appius Claudius auch den Beinamen: der

Digitized by Google

„Hunderthändige“ geführt, will uns gar nicht einleuchten; Centimalus oder Centumalus, als Beiname der Fulvier, abgeleitet „ab alendo centum (sc. servos)“ will uns ebensowenig zusagen in der Uebertragung auf die Claudische Gens, auch wenn man dafür auf die Stelle des Cicero De officiis III., 16. sich berufen wollte, indem hier die Lesart in der Weise schwankend ist, dass Beier (p. 301) zu sehr gewagten Vermuthungen schreiten konnte. Wir vermuthen daher, dass Pomponius wirklich Caecus geschrieben, und dass aus einer Abkürzung dieses Wortes in der Schreibung der Name Centimanus oder Centumanus entstanden, indem der Anfangsbuchstabe C als Centum genommen ward; wir treffen dann auch mit dem Herausgeber zusammen, der sich selbst in folgender Weise ausgesprochen hat: „Ac lubenter Pomponio Caecum cum Ruperto aliisque restituerem, si aliquantillum codicum scriptura firmaretur.“ Einen Irrthum des Pomponius anzunehmen, wie dies andernfalls nothwendig wird, scheint uns ebensowenig begründet, als in den Schlussworten desselben §. 36, wornach Appius Claudius der Erfinder des Buchstabens R gewesen: „idem Appius Claudius — R literam invenit, ut pro Valesiis Valerii essent et pro Fusiis Furii.“ Diese Worte in ihrer Allgemeinheit aufgefasst, indem sie den Appius Claudius zum Erfinder des Buchstabens R machen sollen, würden eine ebenso unglaubliche, als vom Pomponius kaum zu erwartende Angabe enthalten; bezieht man aber mit dem Herausgeber die ganze Angabe nur auf die beiden, in dem beigefügten Beispiel erwähnten Namen, bei welchen Appius, und zwar in seiner Eigenschaft als Censor, eine Veränderung vorgenommen, indem er das R statt des bisher üblichen S einführte, so wird die Angabe glaublich, und dem Pomponius dann nur so Viel zur Last gelegt werden können, dass er sich etwas ungenau über die Sache ausgedrückt. Den Uebergang des S der ältern Mundart in R weist unser Herausgeber übrigens auch in andern Wörtern nach, wodurch die Angabe des Pomponius nur Bestätigung gewinnen kann. Auch die Erklärung, welche von den Worten §. 42: „sed Servius eis libros suos complevit“ gegeben wird, würden wir, da complere nie ab omni parte componere et absolvere heissen kann — selbst ohne das vom Herausgeber eingeschaltete eis billigen und als sprachlich begründet ansehen. Wollte man hiernach diese Einschaltung des eis kaum für nöthig erachten, so wird §. 43. die Aenderung: „ea velut contumelia Servius jactatus operam dedit“ etc. statt tractatus oder tactus durch die beigebrachten Belege gewiss gerechtfertigt erscheinen. Grössere kritische Schwierigkeiten erheben sich wieder bei §. 44. in der Aufzählung der von Servius Sulpicius ausgegangenen, in der Literatur durch hinterlassene Werke

Digitized by Google

bekannt gewordenen Juristen: „ab hoc“, so lauten dieselben in dem hier gegebenen Abdruck, „plurimi profecerunt, fere tamen hi libros conscripserunt: Alfenus Varus, Gajus, Aulus Ofilius, Titus Caesius, Aufidius Tucca, Aufidius Namusa, Flavius Priscus, Gajus Atejus Pacuvius, Labeo Antistius, Labeonis Antistii pater, Cinna, Publicius Gellius. Ex his decem libros octo conscripserunt, quorum omnes qui fuerunt, libri digesti sunt ab Aufidio Namusa in centum quadraginta libros.“ Indem wir vorerst von den Namen selbst absehen, glauben wir, dass der Stelle kaum anders geholfen werden kann, als wenn man die in jeder Hinsicht anstössigen Worte: „Ex his decem libros octo conscripserunt“, als ein Glossem geradezu herauswirft, und indem man nach Publicius Gellius ein Colon setzt, dann unmittelbar fortfährt: quorum omnes qui fuerunt u. s. w. Ex his ist wegen des nachfolgenden ex his auditoribus (oder auctoribus) u. s. w. ebenso verdächtig, als das libros conscripserunt, das, wenige Zeilen zuvor stehend, hier wiederholt ist, während die Zahlen decem und octo leicht als Randglossen in den Text gekommen seyn konnten. Fällt aber die ganze Phrase aus, dann fallen auch die, eben aus Angabe dieser Zahl hervorgegangenen Schwierigkeiten für die vorher genannten Namen weg, obwohl in diesen Namen selbst hinwiederum Verderbnisse sich finden, deren Lösung, wie die vielfach angestellten Versuche und Vorschläge zeigen können, keineswegs so leicht ist. Der doppelt vorkommende Name Gajus ist mit allem Recht auch unserm Herausgeber verdächtig, das erste Mal, wo er ganz allein steht, während doch alle andern Juristen mit zwei Namen bezeichnet werden, das andere Mal, wo er in Verbindung mit zwei andern Namen vorkommt; diesem Umstand lässt sich allerdings durch den Vorschlag des Herausgebers abhelfen, welcher (s. p. 85) den zweiten Gajus zu dem allein stehenden Cinna versetzt, so dass dann der Dichter Helvius Cinna zu verstehen wäre, der allerdings das Prænomen Gajus führte. Dieser würde nun hier zum ersten Mal auch als Jurist und juristischer Schriftsteller erscheinen, was übrigens, wie der Herausgeber bemerkt, aus dem Grunde weniger Bedenken erregen kann, als hier auch andere Juristen genannt werden, ein T. Caesius, Aufidius Tucca, Flavius Priscus, von denen uns ausser den Namen auch Nichts weiter von ihrer juristischen Thätigkeit bekannt ist. Wie ungenügend überhaupt das ist, was wir von Helvius Cinna und seinen Leistungen wissen, kann Jeder aus Weichert's erschöpfender Abhandlung ersehen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Pomponii fragm. de orig. juris edid. Osann.

(Schluss.)

Wir wollen diese Proben nicht weiter fortsetzen, sie werden genügen, um ebensosehr die Schwächen des Textes, als die zur besseren Gestaltung wie zum besseren Verständniss derselben vom Herausgeber eingeschlagenen Wege erkennen zu lassen; zu welchen erfreulichen Ergebnissen sie geführt haben, ist schon oben bemerkt worden. Was die Behandlung des Textes betrifft, so ist dabei noch eines Punktes zu gedenken, welcher die völlige Wiederherstellung der ursprünglichen Form desselben betrifft; wir meinen die Orthographie. Bekanntlich hat der Herausgeber, wie früher, so noch unlängst bei seiner Ausgabe der Bücher Cicero's De republica, diesem ebenso schwierigen als lange Zeit vernachlässigten, selbst von der neuesten Texteskritik nicht immer gehörig beachteten Gegenstande eine erneuerte Aufmerksamkeit zugewendet, und dabei ebensowohl die handschriftliche Ueberlieferung, zumal der Palimpsesten, wie die der Münzen und Inschriften in einer Weise berücksichtigt, wie dies vor ihm Keiner gethan hat. Wenn auch bei dem erwähnten neuesten Versuche Manches auf den ersten Augenblick befremdlich und selbst anstössig erschien, so zweifeln wir doch nicht, dass fortgesetzte Forschung auf dem nun schon besser angebahnten Wege manches Bedenken heben und uns dann erst den grossen Unterschied vor die Augen führen wird, der in der Schreibung — und selbst auch in der Aussprache, wie wir wenigstens denken — die frühere Zeit von der späteren und ebenso auch von der mit dem Mittelalter beginnenden und daraus in unsere gewöhnlichen Texte der Alten eingedrungenen Schreibweise trennt; und doch ist dieser Punkt, wenn es gilt, die alten Schriftsteller möglichst in ihrer ursprünglichen Form uns vorzuführen, von so grosser Wichtigkeit, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche das über derartige Punkte schon im Alterthum herrschende Schwanken der Forschung unserer Tage entgegensetzt. Dass nun auch in der vorliegenden Ausgabe der Reste des Pomponius dieser Punkt nicht leer ausgegangen, war zu erwarten. Wir wollen Einiges hervorheben, theilweise Solches, wo wir uns eines Beden-

Digitized by Google

kens nicht erwehren können. Ein Solches können wir z. B. §. 13. bei der Schreibung cottidie für quotidie nicht unterdrücken, und zwar selbst mit Berufung auf die vom Herausgeber selbst p. 475 seiner Ausgabe des Cicero De republica gemachte Bemerkung. Wir halten nämlich diese Schreibung für eine durch die Aussprache hervorgerufene und aus dieser erst später mit dem Verfall der Sprache in die Schrift selbst eingedrungene, daher auch im Mittelalter — und in den Handschriften desselben schon von früher Zeit an vorherrschende, aber wir glauben, dass die besseren Schriftsteller der römischen Kaiserzeit, und zu diesen rechnen wir immerhin noch den Pomponius, sich davon stets fern gehalten; das Vorkommen dieser Schreibung auf einer Inschrift des Jahrs 865 u. c. (also 112 p. Chr.), welche der Herausgeber nachweist, wird diese Ansicht nicht umstossen, da ja in römischen Inschriften so Manches vorkommt, was von der in Schrift üblichen Ausdrucksweise sich entfernt und mehr dem gewöhnlichen Ausdruck der Volkssprache sich nähert, also schwerlich hier angewendet werden kann. Eher wollen wir uns noch die §. 18 aus der Florentiner Handschrift aufgenommene Form orerentur für orirentur gefallen lassen, wiewohl es sich noch immer wird fragen lassen, ob diese Form in den Stellen der Mediceischen Handschriften des Tacitus, wo sie vorkommt sogut wie in der Florentiner der Pandecten, wirklich die ursprüngliche Schreibweise, die vom Autor selbst ausgegangen, und nicht vielmehr die einer schon schon spätern Zeit, in welche die Handschrift fällt, geläufige, oder gar eine aus Nachlässigkeit oder Irrthum des Abschreibers entstandene ist. An der §. 24 hergestellten Form Verginius für Virginius wird man keinen Anstand nehmen, ebensowenig an der Schreibung Quattuorviri §. 30 mit doppeltem t, oder selbst §. 44 an der Form Vicensima für Vicesima, wofür weiter vorgeschlagen wird Vigensima, als der Urform am nächsten kommend. Bedenklicher dagegen scheint uns die Zurückführung der älteren (dem Zeitalter des Pomponius, wie wir wenigstens glauben, nicht geläufigen) Form uls für ultra §. 31, und ebenso §. 32 die Schreibung dicionem (für dictionem), wozu den Herausgeber die Autorität der Florentiner Handschrift bewogen hat, da er selbst p. 268 seiner Ausgabe des Cicero De republica über diesen in neuerer Zeit mehrfach besprochenen Punkt sich dahin ausspricht: „Fateor tamen de vera vocis orthographia mihi adhuc non satis liquere.“ Wir halten die Form dicio für eine aus der Vulgärsprache stammende, und möchten darum für die Schriftsprache die andere Form ditio beibehalten, sowenig wir auch das frühe Vorkommen dieser Form, z. B. in dem Vaticaner Palimpsest des Cicero de Republica, oder

Digitized by Google

auf Inschriften in Abrede stellen wollen, ohne jedoch daraus einen Beweis für den Vorzug dieser Form in den von uns herzustellenden Texten der alten Schriftsteller entnehmen zu wollen. Die schöne Erörterung über Schreibung wie Bedeutung des Namens Sulla zu §. 32 p. 51 wird man dankbar annehmen, ebenso was über Bedeutung und Ableitung des Wortes parricidium (als patricidium, wir glauben mit allem Recht) S. 56 ff. bemerkt wird, und manches Andere der Art, was in der Annotatio critica berührt wird, wie z. B. die Bemerkung über plebiscitum zu §. 8 p. 33; über die richtige Herleitung von urbs zu §. 44 p. 87 seq.; über die Form nancti für nacti §. 33 p. 64; über Gnaeus §. 7 p. 32 u. s. w. Auch Stellen anderer Schriftsteller werden gelegentlich besprochen, wie z. B. des Lydus (s. p. 40 seq. 63.), ebenso zu den Fragmenten verlorner Schriftsteller, wie z. B. des Trebatius (p. 90), des Cölius Antipater (p. 74) dankenswerthe Nachträge gegeben.

Schliesslich sind noch die Zugaben zu nennen, welche unter der Aufschrift: Parergorum criticorum Mantissa auf die mit S. 106 schliessende Annotatio critica folgen, und zwar I.: Metelli observationes ad Pandectas Florentinos cum adnotatione Taurellii ex cod. Gissensi descriptae: der schon oben erwähnte Abdruck, der von S. 109 — 121 reicht. II. Digestorum codex Neapolitanus S. 122 ff. Einige Bemerkungen zu einigen Stellen der Pandecten, veranlasst durch die rescribirten Blätter eines Codex zu Neapel, den der Verf. nicht, wie Gaupp, für jünger als den Florentiner, sondern eher für älter, jedenfalls für gleichzeitig hält, dessen Werth für die Kritik daher von Belang ist. III. Codicis Justinianei et Interpretationis Josephi Rufinianae fragmenta ex codice Gissensi. S. 125 — 141. Es sind zwei Pergamentblätter, die zum Einband verwendet worden sind, das eine aus einer Handschrift des Codex Justinians, Stücke des sechsten Buches enthaltend, das andere einige Fragmente der lateinischen Uebersetzung der Antiquitates Judaicae des Josephus durch den Rufinus von Aquileja; die Varianten daraus werden mit aller Genauigkeit verzeichnet und daran bei dem letztern Stück noch andere Bemerkungen geknüpft, wohin auch die gelegentlich in der Note p. 138 über secus, dessen Ableitung und Bedeutung, gegebene Erörterung gehört; beachtenswerth aber erscheint insbesondere das S. 139 ff. aus dieser Collation gezogene allgemeine Resultat, welches den Werth dieser lateinischen Uebersetzung, die freilich in dem vom Verf. gebrauchten Venetiner Abdruck vom Jahr 1486 (andere Abdrücke s. bei Fabricius Bibl. Graec. V. p. 27 seq. ed. Harl.) eine sehr entstellte Form hat, in einem ganz andern Lichte erscheinen lässt, und ihren Einfluss auf die Gestaltung oder vielmehr Ver-

Digitized by Google

besserung des griechischen Textes nachweist. (Ref. hat im 2. Suppl.-Bd. seiner Römischen Lit.-Gesch. diese Uebersetzung des Josephus unter den verschiedenen andern Uebersetzungen, welche Rufinus lieferte, erwähnt S. 213 und wegen des Näheren auf Fabricius verwiesen; der Verf. scheint dies in der Note S. 140 übersehen zu haben, wo er diese Schrift unerwähnt glaubt.) Nun folgt p. 142 ff. IV. De compilatorum opera in Digestis conscribendis collocata, mit besonderer Beziehung auf die Fragmente der Epistolae des Pomponius, eines grösseren, aus mindestens zwanzig Büchern bestehenden Werkes, und auf ein ähnliches Werk des Javolenus. V. De fragmentis juris Vaticanis p. 147 ff.: zur Bestätigung und theilweise näheren Begründung der von Wilh. v. Schröter im Hermes XXV. p. 370 über die Zeit, in welche diese von A. Mai bekanntlich zuerst edirten Reste des vorjustinianeischen Rechts fallen dürften, und über ihren Charakter aufgestellten Ansicht. VI. De codicum Gregoriani et Hermogeniani appellatione p. 151 ff. Die Frage, ob Gregorianus und Hermogenianus wirklich die Namen von Personen, von gelehrten Juristen gewesen, nach welchen die von ihnen zu Stande gebrachten Werke auch benannt worden (Codex Gregorianus, Hermogenianus), wie dies schon Cujacius und neuerdings Zimmern und Jacobson angenommen haben, oder ob diese Namen nur die von dem entsprechenden Personennamen abgeleiteten Adjective gewesen, welche darum mit einem Substantiv (Codex) in gleichem Geschlecht und Numerus verbunden worden, wird hier einer neuern Untersuchung unterworfen, welche, indem sie genau die einzelnen hier in Betracht kommenden Stellen prüft, daraus die Richtigkeit der letztern Ansicht, wie sie schon frühe Heineccius, Ritter, Cannegieter, Pohl u. A. geltend gemacht hatten, darthun soll. Und allerdings spricht dafür der Sprachgebrauch, der eine solche Verbindungsweise nicht verstattet, sondern den Genitiv erfordert (Codex Gregoriani) und ebenso wenig von einem Namen Gregorianus oder Hermogenianus ein Adjectiv, das ebenso lautet, bilden lässt. Auch widerlegen diese Ansicht keineswegs, wie der Verf. hier überzeugend nach unserm Ermessen nachgewiesen hat, diejenigen Stellen, in denen beide Namen wie Personennamen vorzukommen scheinen, wie in der vielfach zu diesem Zweck angezogenen Interpretatio zu L. III. C. Theodos. de responsis prudd. (I. 3.), wo ebenso gut, ja richtiger, diejenige Auslegung Raum findet, welche hier nicht an die Person, sondern an das Werk selbst denkt, das kurzweg als Gregorianus, Hermogenianus (sc. codex) bezeichnet ward. Wir gestehen, wir wissen nicht über diese sprachlichen Gründe hinauszukommen, zumal da die entgegengesetzte Ansicht, welche unter diesen beiden Benennungen die Na-

Digitized by Google

men berühmter Juristen erkennt, welche das denselben Namen wie sie tragende Werk zu Stande gebracht, ihre weitere Begründung nur durch allerlei Combinationen gewinnt, die eigentlich eines sicheren Grundes entbehren. Denn entweder sind diese beiden so benannten Juristen uns gar nicht weiter bekannt, mithin leere Namen, mit denen wir weiter nichts anzufangen wissen, oder der eine von ihnen wenigstens, Hermogenianus, wäre derselbe Jurist dieses Namens, der in den Pandecten als Verfasser von sechs Büchern Epitomae und andern Schriften vorkommt. Dieser soll nach der gewöhnlichen Annahme unter Constantin und dessen Söhnen gelebt haben; wie er dann Verfasser des seinen Namen tragenden Codex, der jedenfalls (nach Jacobson) bald nach 312 fällt, seyn kann, bleibt allerdings bedenklich, und selbst nach des eben genannten Gelehrten Annahme unzulässig; ist aber diese Angabe seiner Lebenszeit insofern irrig, als sich nur beweisen lässt, dass er nach 331 geschrieben, so lässt sich darauf schon, wie dies unlängst Heimbach im Leipziger Repertorium 1845. I. p. 56 seq. gethan hat, weiter fortbauen; es lässt sich daran der von Sedulius in der Vorrede seines Opus Paschale genannte „Hermogenianus, doctissimus jurisiator" anknüpfen, dieser dann mit Sedulius in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts verlegen, in welche Zeit dann auch die Anfertigung des Codex Hermogenianus fällt; und darauf lässt sich dann die weitere Vermuthung bauen, dass ein und derselbe gelehrte Jurist (Hermogenianus) in zwei Werken das geltende Recht nach seinen hauptsächlichen Quellen habe nach derselben Ordnung zusammenstellen wollen, von denen das eine, die Epitomae das Juristenrecht, das Jus, das andere das Constitutionenrecht, die Leges umfasst. Hier ist eine Vermuthung auf die andere gebaut und darum auch eine so unsicher wie die andere und des festen Grund und Bodens ermangelnd; denn am Ende ist allen diesen Combinationen durch den von Seite der Sprache erhobenen Einspruch die Wurzel abgeschnitten und die einzig sichere Grundlage entzogen. Auch Hr. Osann, dem diese neueste Combination fremd geblieben zu seyn scheint, hat die Stelle des Sedulius nicht übersehen, aber er hat, wie wir glauben, mit allem Grund gezeigt, wie dieselbe nicht für die Zwecke benutzt werden kann, zu denen man sie gebrauchen will, nämlich zur Nachweisung der Identität dieses Juristen mit dem Verfasser des Codex Hermogenianus. Dass aus der von Klenze in der Zeitschr. f. gesch. Rechtswiss. IX. p. 256 seq. abgedruckten Institutio Gregoriani kein Beweis wider die von Hrn. Osann vorgetragene Ansicht entnommen werden kann, zeigt nähere Einsicht in diese Publication und ihre Bestandtheile; s. Heimbach a. a. O. pag. 377 und 378. — Die letzte dieser Zugaben Nr. VII. be-

Digitized by Google

schäftigt sich mit Wiederherstellung eines Solonischen Gesetzes: De Solonis lege de sodalitiis Gaio (ad XII. Tabb. in D. XLVII. 22, 3.) commemorata, pag. 158 ff.

Indem wir diese Anzeige schliessen, nicht ohne den Wunsch, dass der Herausgeber die gleiche Thätigkeit auch anderen Resten der juristischen Literatur des alten Rom's zuwenden möchte, die in keiner bessern Gestalt, als die hier bearbeiteten Fragmente des Pomponius auf uns gekommen sind, nennen wir noch eine andere kleine Schrift desselben, eine Gelegenheitsschrift, deren Inhalt einem andern Gebiete der römischen Literatur angehört:

F. Osanni commentationum de L. Annaei Senecae scriptis quibusdam deperditis Specimen III. Gissae. G. D. Bruehlii typogr. Acad. MDCCCXLVIII. 16 S. in gr. 4.

Ueber Specimen I. und II. ward in diesen Jahrbüchern Jahrg. 1847. pag. 798 ff. berichtet. Specimen III. wendet sich dem Dichter Seneca zu und beschäftigt sich ausschliesslich mit der Tradition, welche die sieben ersten Verse der Pharsalia des Lucanus dem Philosophen Seneca zuschreibt, wiewohl Servius und Isidorus Einiges daraus unter dem Namen des Lucan anführen, und neuere Gelehrte selbst die Nothwendigkeit dieser Verse, als des zum Verstehen der folgenden Verse nothwendigen Proömiums, das in keiner Weise habe fehlen können, nachzuweisen und damit auch durch innere Gründe die Aechtheit dieser Verse in dieser Beziehung zu stützen gesucht haben. Der Verf. will jedoch diesen letztern, insbesondere von Weber versuchten Beweis nicht gelten lassen; „minime videtur mihi Weberus ostendisse, prooemium non potuisse ab alio quam ab auctore carminis ipsius profectum esse: immo ut concedam, opus esse potuisse Lucani, tamen hoc et mihi concedendum esse arbitror, potuisse id etiam ab alio quopiam additum esse“ (p. 7); er hat daher eine neue Prüfung der ganzen Streitfrage eingeleitet, und deshalb mit einer sorgfältigen Zusammenstellung aller der in alten Quellen darüber vorkommenden Angaben begonnen, die, wie wir wenigstens glauben, aus irgend einer Diorthose oder Glosse eines der die Gedichte des Lucanus recensirenden Grammatiker geflossen und daraus in die Handschriften der späteren Zeit, vom zehnten und eilften Jahrhundert an, übergegangen sind: weshalb auch nähere Untersuchung des Verhältnisses, in dem diese Handschriften zu einander stehen, namentlich die von St. Emmeran, eine andere Regensburger, eine Aachner, eine Brüsseler, eine Vaticaner, um nur diese

Digitized by Google

zu nennen — sehr zu wünschen wäre, um darnach zu bestimmen, ob am Ende Alles auf Eine Quelle hinausläuft, oder verschiedenen Quellen entstammt und somit verschiedene Familien oder Recensionen anzunehmen sind, innerhalb deren sich diese Glosse fortgepflanzt hat. Was uns gegen die ganze Angabe insbesondere eingenommen hat, ist der vom Verfasser S. 9 ff. geführte Nachweis, dass Fronto dieses Proömium als ein Werk des Lucanus (Annaeus) gekannt und selbst Statius, den die Tradition in so nahe Verbindung mit Lucanus bringt, indem er dessen hinterlassene Wittwe geehelicht, der erweislich an vielen Orten seiner Gedichte den Lucanus, dessen einzelne Werke ihm, wie man aus Sylv. II. 7, 54 ff. ersieht, so wohl bekannt waren, nachgeahmt und nachgebildet hat, in einer Stelle der Thebais II. 208 auf dieses Proömium angespielt. Sollten diese, werden wir daher wohl fragen dürfen, wirklich Nichts von einer Verfertigung dieser Verse durch den Philosophen Seneca gewusst haben, wenn dies anders der Fall gewesen? Unser Verf. weist auf den unvollkommenen Zustand der Pharsalia in Folge des frühen Ablebens des Lucanus hin, welches ihn verhindert, die letzte Hand an sein Werk zu legen, und er bringt damit selbst eine Stelle in der alten Vita Lucani in Verbindung, wonach Lucanus „impetrato mortis libero arbitrio codicillos ad patrem de corrigendis quibusdam versibus suis exaravit", in so fern er patrem in ein patruum verwandelt, was dann jene Angabe schon eher glaublich machen würde. Indessen dem widerspricht eine nähere Erwägung der Zeitverhältnisse. Denn Seneca, der Philosoph, und der Dichter Lucanus starben in Einem und demselben Jahre 66 p. Ch. Dieser sogar erst nach dem Philosophen, so dass der Letztere also dies unvollendet hinterlassene Werk des Dichters keineswegs in Händen gehabt und ergänzt oder berichtigt haben kann. Das Auskunftsmittel, das zur Hebung dieses chronologischen Widerspruchs vorgeschlagen worden, insofern jene Tradition von Seneca, dem Verfasser der sieben ersten Verse, wie sie in Handschriften sich findet, auf vier andere in einer Florentiner und zwei Münchner Handschriften befindliche, auch früher schon (mit noch zwei andern vermehrt) aus andern Handschriften durch Fabricius und Burmann (Antholog. Lat. II. 229, bei Meyer Ep. 839.) bekannt gewordenen Verse bezogen wird, in welchen der Dichter Lucanus in eigener Person spricht, ist, wie hier des Näheren S. 13. 14 gezeigt wird, unzulässig, indem diese vier Verse offenbar kein Produkt des Alterthums sind, mithin auch nicht des Seneca, der hier in erster Person spricht, sondern einer weit spätern Zeit anheimfallen, in welcher derartige Produkte irgend eines Grammatikers, wie wir sie z. B. in der lateinischen Anthologie in namhafter Zahl

Digitized by Google

finden, häufig vorkommen. So kommt nun der Verf. am Schlusse seiner Erörterung S. 15 f. auf die Vermuthung, nicht Seneca, der Philosoph, der Oheim (patruus) des Lucanus, sey für den wahren Verfasser dieser Eingangsverse der Pharsalia anzusehen, sondern ein Bruder des Lucanus, ein freilich uns gar nicht weiter bekannter, aber gebildeter Mann, der auch in der Poesie sich versucht, zumal da wissenschaftliche Bildung überhaupt bei den Gliedern dieses Geschlechts heimisch gewesen. Als eine weitere Folge dieser Annahme würde sich dann in der oben angeführten Stelle der alten Vita Lucani die Aenderung fratrem statt patrem ergeben. Allein, wir gestehen offen, die ganze Vermuthung, wie sie der Verf. zur Lösung des ganzen Räthsels aufstellt, erscheint uns doch gar zu kühn und gewagt, und sollen wir ebenso offen unsere Meinung aussprechen, so hat die ganze Erörterung, wie sie in dieser Abhandlung so vollständig gegeben ist, uns vielmehr in dem Glauben nur befestigt, dass Lucanus, und keineswegs Seneca oder sonst Jemand, der Verfasser dieser Verse sey: die vorher erwähnten, hier, so weit wir wissen, zuerst vorgebrachten Bezüge des Fronto und des Statius auf diese Verse werden doch wohl als Beweise gelten, dass beide an der Autorschaft des Lucanus keinen Zweifel hegten, so wenig wie später Servius und Isidorus: und diese Zeugnisse laufen doch jedenfalls der in Handschriften vom zehnten Jahrhundert an befindlichen Tradition, wonach Seneca der Verf. seyn soll, voraus, auch wenn diese Handschriften, wie wohl glaublich, auf einer ältern, in frühere Jahrhunderte zurückgehenden Quelle beruhen. Das nähere Verhältniss beider, des Lucanus und des Seneca zu einander, die in Vielem gleiche und ähnliche Sinnesart der beiden Verwandten, die ähnlichen Bestrebungen und Richtungen beider im Gebiete des Geistes, konnten bei Lebzeiten oder nach dem Tode beider wohl eine Sage, ein Gerücht hervorrufen und selbst auf die Nachwelt verbreiten, wornach der Eine, und zwar der durch seine äussere Stellung wie durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur allerdings bedeutendere und hervorragende, den Andern bei seinen wissenschaftlichen oder poetischen Bestrebungen selbst in der Weise unterstützt, dass er ihm Einzelnes durchgesehen, hinzugedichtet u. dgl. m. Man muss hier an das grosse Ansehen denken, das Seneca als Schriftsteller besass, wie sich dies unter Anderm aus dem herausstellt, was Quintilian Inst. Or. X. 1. §. 125 ff. über Seneca und dessen Einfluss auf die jüngere Generation bemerkt („tum autem solus hic fere in manibus adolescentium fuit"), während Lucanus wiewohl in der mehr rednerischen als poetischen Haltung seines Werkes (nach Quintilianus' Urtheil §. 90) dem Seneca ähnlich, doch

Digitized by Google

jedenfalls weniger gelesen und beachtet war. Alle diese Umstände konnten wohl zu Gerüchten über irgend eine Theilnahme oder doch Beziehung des Seneca zu Lucanus und dessen Werk eine Veranlassung geben, und aus derartigen Gerüchten mochte dann die weitere, von einem der gelehrten Kritiker oder Ausleger der Pharsalia (etwa einem Paulus aus Constantinopel oder einem Gajus Scholasticus u. A.)*) auch darum ausdrücklich bemerkte Angabe entstanden seyn, welche, gleichsam um jenes allgemeine Gerücht zu bewahrheiten, den Eingang des Gedichts auf Seneca zurückführte. Eine solche Aufzeichnung oder Bemerkung ging dann leicht aus dem Exemplar Dessen, der sie gemacht, auch in die davon genommenen Abschriften über und verpflanzte sich sofort bis auf unsere Zeit. So erklären wir uns wenigstens diese Sage, wenn man anders einen Grund zur Entstehung derselben uns abverlangt. Ueber dem, was überhaupt Seneca als Dichter geleistet, schwebt in Vielem noch ein Dunkel, und scheint selbst seine, wie die bald darauf nachfolgende Zeit darüber kaum völlig im Klaren gewesen zu seyn; selbst der allgemeine Ausdruck, dessen sich Quintilian (§. 128.) in dieser Beziehung bedient („poemata — feruntur") war uns jeder Zeit etwas auffallend, und wird bei der noch keineswegs erledigten Frage nach der Autorschaft der ihm beigelegten Tragödien wohl zu beachten seyn. Dieser Gegenstand bedarf einer neuen Aufnahme und einer erneuerten Untersuchung von dem Standpunkt, zu dem sich jetzt die Kritik und überhaupt die Alterthumswissenschaft erhoben hat. Möchte der Verf. auch ihn in den Kreis seiner, Seneca's Schriften betreffenden Untersuchungen ziehen, und ihn in einer ebenso gründlichen und erschöpfenden Weise erledigen, wie dies in Bezug auf andere den Seneca und seine Schriften betreffenden Punkte in diesem dritten Specimen wie in den beiden vorhergehenden geschehen ist!

Chr. Bähr.

Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert von Th. W. Danzel. Leipzig, 1848.

Gottsched ist die komische Figur der deutschen Literaturgeschichte. Der riesengrosse, breitstämmige, gravitätische Mann hätte es wohl nimmer

*) Nur in diesem Sinne könnte der von Weber p. 428 erwähnte Grammatiker Seneca auch zu berücksichtigen seyn, nicht aber in dem, dass er selbst diese Verse dem von ihm revidirten Gedicht des Lucanus vorgesetzt, oder gar selbst für den Verfasser derselben anzusehen sey.

Digitized by Google

gedacht, dass einst jeder Schulknabe altklug die Nase über ihn rümpfen werde. Aber wer wüsste es heutzutage nicht zu erzählen, dass Gottsched über die Massen flacher und pedantischer Mann gewesen sei, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, um jeden Preis in unserer Literatur zu herrschen, eine Zeit lang auch wirklich zu dieser Herrschaft gelangte, dafür aber später für diese angemasste Würde desto jämmerlicher von seinen Gegnern ausgepeitscht wurde? Es ist herkömmlich, man gedenkt Gottsched's nicht ohne Spott und Hohn, und selbst Gervinus kann sich in der Darstellung dieser Persönlichkeit des anzüglichen, beissenden Tones nicht enthalten. Aber sollte dem Manne wirklich nicht Unrecht geschehen? Er hat nun doch einmal zu seiner Zeit eine grosse, mächtig eingreifende Rolle gespielt. Und dazu würden selbst nicht jene Verdienste hinreichen, die ihm Schlosser in der Geschichte des 18. Jahrhunderts zugesteht, wenn er Gottsched's Bemühungen um die deutsche Sprache und Schaubühne rühmt, und es lobend hervorhebt, dass er in seinen Handbüchern der theoretischen und praktischen Philosophie die Wissenschaft der allgemeinen Bildung zugänglicher gemacht habe. Eine tonangebende Stellung, und sei es auch nur für eine kurze Zeit, kann Keiner einnehmen, der nicht etwas wirklich Neues und Lebenerweckendes in die Geschichte einführt. Ein neues Prinzip muss jeder Agitator haben; aber es hängt von der höheren oder geringeren Tiefe desselben ab, ob seine Wirkung nachhaltig ist, oder ob es bald von späteren, mächtiger eingreifenden Bewegungen überholt wird.

Hatte nun also Gottsched ein solch neues Prinzip, und wie war es? Wie konnte er sich überhaupt seine literarische Stellung erringen, und woher kam es, dass er dieselbe so jählings verlor? Das sind Fragen, die Jedem aufstossen, der in geschichtlichen Dingen überhaupt nach Ursach und Wirkung zu fragen gewohnt ist, und die doch keine von allen unseren Literaturgeschichten, selbst nicht die weitschichtige Schilderung Gottsched's von Gervinus beantwortet.

Grade diese Gottsched'sche Zeit ist für unsere gesammte Bildungsgeschichte so unendlich wichtig geworden; sie ist ein Grenzstein zwischen der alten und neuen Zeit, an sie knüpfen sich die Literaturbriefe, die Wirksamkeit Lessing's. Eine klare Einsicht in diese Zeit und in Gottsched's Bestrebungen war daher ein dringendes, literarhistorisches Bedürfniss.

Ich freue mich aufrichtig, das oben genannte Werk Danzel's als eine Schrift bezeichnen zu können, die diese Lücke nach allen Seiten hin vollkommen ausfüllt. Sie gibt uns ganz neue Quellen mit überraschenden

Digitized by Google

Resultaten, Auszüge aus dem Gottsched'schen Briefwechsel, der sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindet. Zwischen diese hindurch zieht sich, je nachdem sich die Anknüpfungspunkte bieten, eine freie und unbefangene, durchweg quellenmässige Würdigung der Gottsched'schen Bestrebungen und eine Geschichte seiner Kämpfe mit den Schweizern. War bisher unsere Kunde hierüber fast ausschliesslich auf die Darstellung Manso's gegründet, die dieser in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie der schönen Künste, also in einem Werke gibt, das selbst noch in vieler Hinsicht als schweizerische Parteischrift zu betrachten ist, so weicht Danzel, von ganz anderem Standpunkte und anderen Quellen ausgehend, von den bisherigen Auffassungen und Darstellungen fast überall bedeutend ab. Aber stets bringt er authentische Beweise und eröffnet uns zum ersten Mal über das blos persönliche Parteigezänk hinaus den Blick auf den eigentlich prinzipiellen Gehalt und Zweck dieser Kämpfe.

Gottsched hat eine Zeit lang eine Art Dictatur ausgeübt. Er hat dies in einer Weise gethan, wie man es selbst später von Göthe, trotz seiner unendlich intensiveren Bedeutung, kaum behaupten kann. Dies gelang ihm nur, weil er überhaupt der Erste war, der mit Bewusstsein den Gedanken einer deutschen Literatur erfasste und dessen allseitige Verwirklichung anstrebte. Er war der lebendige Schöpfer und Träger dieses Gedankens. „Vor Gottsched wenigstens", sagt Danzel S. 76, „ist diese Idee nicht vorhanden gewesen. Von den Aelteren abgesehen, welche nur ganz unbefangen in den Tag hinein dichteten und schrieben, war seit Opitz, der allerdings ein bewusstes, so zu sagen, doctrinäres Bestreben anregte und einführte, doch im Grunde nur Erschaffung einer deutschen Poesie das Augenmerk. Die Auffassung der Dichtung sowohl als der Gesammtliteratur einer neueren Sprache als einer vor der Produktion aufzustellenden und gewissermassen planmässig zu lösenden Aufgabe war überhaupt erst ein Bedürfniss und auch erst möglich geworden, nachdem man von der Literatur des Alterthums, oder wenigstens von der römischen eine Gesammtanschauung gewonnen hatte. Näher kommen einer bewussten Erschaffung einer deutschen Literatur die auf die Ausbildung und Reinigung der Sprache gerichteten Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aber diese beschränkten sich doch im Grunde auf die Pflege des Organs einer allumfassenden deutschen Literatur, von dieser letzteren hatten die Mitglieder der zahlreichen Sprachgesellschaften ebensowenig eine Anschauung wie die Wortphilologen dieser Periode von einer griechischen und römischen. Gottsched ist der Erste, welchem die Idee der deutschen Gesammtliteratur in ihrer Gliederung aufgegangen ist,

Digitized by Google

er hat damit der Geschichte derselben im 18. Jahrhundert, dessen Aufgabe die Hervorrufung einer neuen Phase dieser Literatur war, ihren Weg vorgezeichnet. Dass Gottsched hiemit nicht zuviel zugeschrieben wird, geht daraus hervor, dass die einzelnen Elemente jener Anschauung bei ihm alle anzutreffen sind. Die Gesammtanschauung einer Literatur hat verschiedene Seiten, von denen keine unberücksichtigt bleiben darf, wenn jene den Namen wirklich verdienen soll. Zuerst müssen alle Arten von literarischen Erzeugnissen als Erzeugnisse Einer Thätigkeit begriffen und und unter Einen Gesichtspunkt der Entwicklung gebracht werden. Dies that Gottsched dadurch, dass er nicht mehr, wie seine Vorgänger und Opitz, blos die Poesie, sondern auch die Prosa, und zwar diese vornehmlich, ins Auge fasste; er erklärte selbst, hierin Opitz's Tendenzen durch die des Thomasius ergänzen zu wollen. Ferner ist ein gewisser geographischer Fernblick erforderlich; es kommt darauf an, die Nation, um deren Literatur es sich handelt, in ihrer räumlichen Ganzheit aufzufassen und als eine geistige Einheit zu begreifen, die eines einzigen Organs benöthigt sei. Mit Wohlgefallen verweilt Gottsched bei der Vorstellung, dass keine europäische Sprache einer solchen geographischen Ausbildung geniesse, wie die deutsche, und der Gedanke einer einigen deutschen Schriftsprache tritt bei ihm so sehr in den Vordergrund, dass er bekanntlich eine der Hauptveranlassungen zu seiner späteren Befehdung geworden ist. Endlich liegt in der Gesammtanschauung der Literatur eines Volkes auch noch die Anschauung ihrer historischen Ganzheit, ein Bewusstsein, dass es ein einziger volksthümlicher Kern sei, der sich hier entwickle, und wenigstens eine Ahnung von dieser Entwicklung selbst. Dies Alles finden wir bei Gottsched wie bei keinem früheren; mit Stolz setzt er dem Spott der Ausländer unsern Reichthum an alten dramatischen Werken entgegen, mit wahrem Eifer widmet er sich dem Studium alt- und mittelhochdeutscher Schriftdenkmäler. — Und wenn uns, was aus dieser Anschauung bei ihm hervorgegangen, gleichwohl in so auffallendem Grade unerfreulich erscheint, so ist dies nur dem Umstande zuzuschreiben, dass sich freilich seine besondere Ansicht von der Aufgabe der Literatur für die Zukunft sogleich einmengte, sowie auch seiner individuellen Geistesform, nach der wir ihn allerdings jenen trocknen Naturen beizählen müssen, die man treffend als Enthusiasten ohne Phantasie bezeichnet hat."

Ich habe diese Stelle wörtlich mitgetheilt, denn sie enthält den natürlichen Mittel- und Schwerpunkt von Gottsched's weitausgebreiteter, scheinbar zersplitterter Thätigkeit. Es ist nur dieser Gedanke, der in der

Digitized by Google

That seine ganze literarhistorische, in ihrer Art epochemachende Stellung erst möglich gemacht und fortwährend bedingt hat. Er sucht dieser idealen Einheit, als die er die Literatur begriffen hat, einen realen Körper zu geben. In diesem Sinne ist es, dass er in seinen Lehrbüchern die Philosophie praktisch zu machen und sie aus ihrem abgezogenen Kreise in die Literatur einzuführen sucht. In der Vorrede zur dritten Auflage seiner „Weltweisheit" sagt er ausdrücklich: wenn auch in die damalige (Wolff'sche) Philosophie einige falsche Sätze gekommen sein sollten, so sei sie doch eine Philosophie in *deutschem* Gewande. Nur in diesem Sinne ist seine grosse äussere literarische Betriebsamkeit aufzufassen, mit der er alle möglichen deutschen gelehrten und poetischen Gesellschaften gründet oder mit ihnen in Verbindung tritt, um sie als wirkungsreiches Organ seiner literarischen Propaganda zu benutzen. Suchte er doch schon, da er 1727 als noch ganz junger Leipziger Magister ein poetisches Kränzchen, das dort unter dem Namen der Görlitzer Gesellschaft bestand, zu einer allgemeinen deutschen Gesellschaft erweiterte, auf das Vorbild der französischen Akademie loszustreben. Ein Gedanke, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, und der allerdings die beste Verwirklichung seiner weitausgreifenden, aber rein formellen Absichten und Pläne gewesen wäre. In diesem Sinne war es auch, dass er sich mit besonderer Vorliebe dem Theater zuwandte. Es ist ja das wirksamste Mittel, die Literatur in das Leben zu führen.

Wir sehen, Gottsched macht Ernst mit dem Prinzip, das ihn beseelt. Er will den Deutschen eine Literatur schaffen, es koste was es wolle, und zwar eine Literatur, die auf die Muster der Alten und auf die Regeln der Schönheit und des reinen Geschmacks basirt sei. Wenn nur diese Regeln und diese Auffassung der Alten etwas tiefer und dieser Geschmack etwas durchgebildeter gewesen wäre! Und wenn sich nur überhaupt eine Literatur, statt dass sie frei und naturwothwendig aus sich herauswachsen will, mit etwas gutem Willen und leidlichem Verstande machen und erzwingen liesse.

Das war es eben! Gottsched wollte eine Literatur schaffen, und doch war er weder selbst schöpferisch, noch war seine Kritik, wie später die Lessing'sche, eine lebendig zündende. In der Epigonenzeit der zweiten schlesischen Schule aufgewachsen, war seine treibende Kraft die Opposition gegen diese. Dem Schwulste und der Manierirtheit setzte er die Correctheit und die Regel entgegen. Dies ist der Grund, warum er so sehr zur französischen Literatur hinneigte. Er liebte die französischen Schriften, nicht weil sie französisch, sondern weil sie correct und

Digitized by Google

regelrecht waren und daher der Natur der Sache nach nothwendig seinen deutschen Reformbestrebungen als schlechthin nachzuahmendes, mustergiltiges Vorbild dienen mussten. Nur dieser Gesichtspunkt ist der richtige. Man thut Unrecht, wenn man Gottsched durchaus zum Gallomanen machen will. Im Gegentheil, er war im Innersten über die Geringschätzung empört, mit der die Franzosen auf die deutsche Literatur herabsahen, er wollte den französischen Werken ebenbürtige deutsche entgegenstellen. Er verbot sogar, ganz gegen den guten Ton der Zeit, seiner Geliebten, der nachmaligen Frau Gottsched, ihm französische Liebesbriefe zu schreiben. Ja aus den Briefen, die Danzel Abschnitt XI. mittheilt, geht sogar hervor, dass der sonst geschmeidige, gegen Notabilitäten und Celebritäten nicht selten kriechende Mann im persönlichen Verkehr mit Franzosen seiner Würde als deutscher Literaturdictator jederzeit eingedenk war.

Für seine Zwecke fand Gottsched vor Allem im Theater das natürlichste Mittel. Hier wurde ihm die Neuber'sche Gesellschaft von unendlicher Wichtigkeit. Danzel bemerkt sehr richtig S. 130: „Es ist nicht blos die Verbesserung des Theaters an sich, die Gottsched im Auge hatte, wenn er sich mit dieser Schauspielergesellschaft in Verbindung setzte; man muss bedenken, dass zu jener Zeit alle Truppen herumziehende waren, und also, wenn sie sich zu einem bestimmten Grundsatz bekannten, zumal da sie wegen ihres seltenen Erscheinens immer eine bedeutende Wirkung ausüben mussten, zur Ausbreitung desselben ganz besonders geeignet sein konnten. Und so gingen denn Herr Neuber und seine Leute in alle Welt aus und lehrten alle Heiden, die Staatsaktionen und der Harlekin seien gar nicht das Rechte, der sterbende Cato aber, der sei's. Ja von verschiedenen Orten, z. B. aus Breslau, wird an Gottsched geschrieben, ob er nicht zur Verbesserung des Geschmacks bewirken könne, dass der berühmte Neuber sich einmal dahin wende.“ Und man muss es Herrn Neuber nachsagen, dass er, wie namentlich aus einem Briefe von ihm an Gottsched d.d. Nürnberg den 21. April 1731 (s. Danzel S. 133) hervorgeht, sich diesem grossen Berufe, den Geschmack für die neuen Leipziger Stücke zu erwecken und auszubreiten, mit seltener Uneigennützigkeit unterzogen hat. Uebrigens ersehen wir klar aus diesem Briefwechsel, nicht Frau Neuber, wie man gewöhnlich annimmt, sondern Herr Neuber war es, der Gottsched's Plänen diente. Die Neuber'sche Gesellschaft siedelte sich später, 1740, nach Rüssland über, und erst nach der Rückkehr tritt die Frau mehr in den Vordergrund. Aber sie emancipirt sich dann bald, wohl vornehmlich durch Lessing, von dem Gott-

Digitized by Google

sched'schen Einfluss. Wie konnte aber dieser des Theaters entbehren? Als daher Neuber nach Russland gegangen war, gab er die „deutsche Schaubühne“ heraus. Ausdrücklich bezeichnet er als Beweggrund dieser Herausgabe im sechsten Bande der kritischen Beiträge S. 521: „dieweil der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft wieder in das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, so sie etwa übersetzt und selbst verfertigt, gut aufführen zu sehen.“ Er suchte später wieder mit andern Truppen, mit Schönemann und Koch, in Verbindung zu treten. Allein eine so unbedingte Hingebung, wie ehemals von Seiten Neuber's, fand hier nicht mehr statt; Lessing's Einfluss wird schon bemerkbar. Und als nun vollends 1753 gegen seinen Willen von Koch Weisse's Operette „der Teufel ist los“ aufgeführt war, entstanden persönliche Zwistigkeiten (S. 172—175), die ihm so sehr allen unmittelbaren Antheil am Schauspielwesen verleideten, dass ihn von nun an nur noch die Literaturgeschichte des Theaters beschäftigte.

So viel steht fest, Alles, was Gottsched gethan hat, das hat er im redlichsten Eifer für die deutsche Literatur gethan. Aber er überstürzte sich im Drange seines Ungestüms und das war um so gefährlicher, da ihm alle ursprüngliche Genialität mangelte. Hatte er anfangs in seiner Theorie der Dichtkunst die poetische Begabung als solche, das Genie, das Talent, als das Erste und unbedingt Vorauszusetzende, die Schule und Zucht der Regel blos als das Hinzutretende, jenes ursprüngliche Element Bildende und Zügelnde betrachtet, so trat im Verlaufe der Zeit jenes doch immer mehr und mehr in den Hintergrund und wurde zuletzt ganz und gar vergessen. Die Produktion erschien fast nur als blosses mechanisches und darum erlernbares Machen. Und er selbst und seine Frau und seine Schule versäumten nicht, von solchen Grundsätzen aus mit einer schreckenerregenden Unmasse seichter und platter Produkte die Literatur zu überschwemmen.

Dies war es, was den Spott der Gegner hervorrief. Von hier aus, von der Erkenntniss, dass bei Gottsched die Poesie und die Kunst überhaupt zu einem blos Mechanischen herabsinke, nehmen auch die berühmten Kämpfe mit den Schweizern ihren Ausgangspunkt. Die Schweizer wissen die specifische Natur des Künstlerischen besser zu wahren.

Hier besonders verdanken wir Danzel treffliche Aufschlüsse. Was zunächst überrascht, ist, dass Bodmer sowohl wie Breitinger noch in den

Digitized by Google

dreissiger Jahren mit Gottsched im freundlichsten Verkehr stehen. Vor 1740 ist der Streit nicht ausgebrochen. Wenn unsere Literaturgeschichten dies anders lehren, so sind sie eben wieder von Manso verführt, der durch die Darstellungen der Schweizer getäuscht wurde. Danzel entwickelt S. 186 ff. das ganze Verhältniss so: Die Schweizer suchen Gottsched gern nur als eine Episode in der Geschichte der deutschen Poesie und Kritik, nur als in den Gang ihrer eigenen Wirksamkeit eingeschoben, darzustellen. Aber so wahr es auch ist, dass die Schweizer früher als Gottsched geschrieben und ihn überhaupt, namentlich durch die „Diskurse der Maler" erst angeregt haben, so ist es doch grade das Verdienst von Gottsched's kritischer Dichtkunst (1730), zum ersten Mal die zerstreuten kritischen Bemerkungen zusammengefasst und auf ein oberstes Prinzip zurückgeführt zu haben. Waren die Schweizer seine Lehrer gewesen, so wurden sie nun seine Anhänger und Mitarbeiter, sie stehen mit ihm im freundlichsten Briefwechsel (Danzel S. 188 ff.) und noch 1737 wird Bodmer in der Vorrede zum 17. Stück von Gottsched's kritischen Beiträgen als Mitarbeiter angeführt. Gottsched rühmt öffentlich (Krit. Beitr. IV. S. 444) die Verdienste der Schweizer um die Geschmacksbildung und glaubt sich mit ihnen ganz in Uebereinstimmung. Breitinger übersendet Gottsched am 1. Juni 1739 (Danzel S. 194) seine eben erschienene kritische Dichtkunst und in dieser selbst rühmt er Th. I. S. 325 Gottsched's Gedicht auf die Dresdner Erbhuldigung als ein Muster poetischer Oden.

Der Fehdehandschuh wurde von Gottsched oder vielmehr auf seine Veranlassung von seinen Schülern, namentlich von Pietschel in den „Belustigungen", hingeworfen. Es lässt sich nicht läugnen, der Streit entstand, weil sich Gottsched in seinem diktatorischen Ansehen beeinträchtigt fühlte. Die Haltung des Kampfes war eine durchweg persönliche, das eigentlich Prinzipielle desselben war sowohl den streitenden Parteien selbst wie den Zeitgenossen sehr dunkel und unklar. In der Vorrede der „Hallischen Bemühungen" von Cramer und Mylius heisst es: „Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespaltes befragen."

Sehen wir vom Persönlichen ab, worüber wurde gestritten? Betrachten wir die Ansichten der Schweizer näher. Sie stehen überall auf künstlerischem Boden, sie gehen von einer Vergleichung der Poesie mit der Malerei aus, während Gottsched im Grunde nur auf eine poetische Schreibart ausgeht und Poesie und Redekunst, Poetik und Rhetorik als ganz gleichberechtigt betrachtet.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Gottsched und seine Zeit, von Danzel.

(Schluss.)

Ihnen liegt die Malerei der Poesie nicht blos im Ausdruck, sondern, wie Breitinger sagt, in der ganzen Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimnissen und Kunstgriffen, ihnen ist die Poesie eben nur eine poetische Malerkunst, weil dieses lebhafte und herzbewegende Schildern das eigenthümliche Werk der Dichtkunst ist. (Breitinger, Krit. Dichtkunst Th. I. S. 81.) Deshalb hat hier auch das künstlerische Schaffen eine ganz andere Stellung. Bodmer sagt in der Vorrede zu Breitinger's Krit. Dichtkunst: „Es ist zwar gewiss, dass die Natur vor der Kunst dagewesen ist, angesehen die Kunst nichts ist als eine nachgeahmte Natur; ich gestehe auch zu, dass Homer's, Sophokles' und Demosthenes' Schriften ohne die Hülfe der Kunstbücher geschrieben worden, in welchen die Kunst in Regeln vorgetragen ist, allein dieses will nicht sagen, dass besagte Schriften darum ohne Regeln verfasset worden, sonst müsste keine Kunst und folglich keine Natur darinnen vorhanden sein, weil die Regeln nichts sind als Auszüge und Anmerkungen der Kunst und der Natur, sie müssten auch ohne Annehmlichkeit und Schönheit sein, weil die Regeln und das, was gefällt, nicht zwei streitende Dinge sein können."

Was also war der Unterschied beider, Gottsched's und der Schweizer? Man sieht, es ist kein tiefgreifender. Es ist kein eigentlicher Gegensatz. Gottsched dringt auf Befolgung der abgezogenen Regeln, auch die Schweizer halten diese für gut und nothwendig und deshalb können sie lange mit Gottsched in Uebereinstimmung leben und sich sogar an ihm bilden. Aber die Schweizer gehen zugleich einen Schritt weiter, sie bleiben nicht bei der blossen Regel stehen, sondern machen ihr gegenüber etwas Höheres, etwas über die Regel Hinausgehendes geltend, etwas specifisch Geniales, ursprünglich Productives. Das ist Etwas, was nicht erlernt werden kann, sondern angeboren sein muss; Etwas, das nicht a priori demonstrirt werden kann, sondern das da sein muss, in äusserlich aufweisbarer Existenz, wenn es begriffen werden soll. Und das grade ist es, was den Schweizern mangelt, sie können kein positives Werk in ihrem Sinne aufweisen. Daher kommt der Streit auch zu keiner rechten, augenfälligen Lösung, sondern versandet in sich, denn er enthält einen innern Widerspruch. Gottsched's Prinzip ist das untergeordnetere, deshalb muss es unterliegen, aber der Sieg der Schweizer kann auf dem Wege der Theorie und Kritik nicht erfochten werden. Deshalb wird Gottsched nicht sogleich aus allen Posten herausgeschlagen, aber es war um ihn geschehen, sobald Klopstock's Messias erschien. Er sträubt sich gegen diesen mit allen Kräften, er kämpft gegen ihn den Kampf der Verzweiflung. Warum? „Weil in Klopstock's Messias in der That das ihm entgegenstehende Element verwirklicht wurde, weil derselbe als der längst ge-

Digitized by Google

glaubte, längst erwartete, längst prophezeite poetische Messias der Schweizer erschien, weil in ihm die durchschlagende positive Leistung im Sinne der Letzteren vorlag, welche so lange vermisst worden war."

Das war freilich eine Lösung dieses höchst unerquicklichen Kampfes, die Niemand vorhersehen konnte. Aber man kann nicht sagen, dass Klopstock's Messias das Resultat desselben gewesen sei, denn er entstand unabhängig von diesen Klopffechtereien. Eine unmittelbare Frucht trug aber dieser Kampf dennoch, obgleich auch sie weder von Gottsched, noch von den Schweizern, sondern unerwartet von einem unbetheiligten Zuschauer herkam. Es ist die Baumgarten'sche Aesthetik. Weil den Schweizern der leere Gottsched'sche Regelkram nicht genügte, so musste sich bei ihnen das Bedürfniss nach einer tieferen Schönheitslehre regen. Gleich nach den oben angeführten Worten aus der Vorrede Bodmer's, in denen er sagt, dass Homer und Sophokles ohne die Anleitung von Kunstlehren gedichtet hätten, fährt er fort: „Weil denn Kunst und Regeln in ihren Schriften vorhanden sind, so lasset uns doch noch näher untersuchen, woher sie dieselben geholet haben. Doch nicht aus Eigensinn oder Zufall, sondern was war natürlicher, als dass sie erstlich auf dasjenige Acht gaben, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth gethan hatte und dass sie hernach ferner nachdachten, warum diese Stücke so belustigten und diese Wirkung nothwendigerweise thun mussten." Aber die Schweizer selbst wussten diese innere Nothwendigkeit nicht zu erklären. Erst Baumgarten und sein Schüler Meier thaten dies und zwar (Danzel S. 214 ff.) direkt durch diese Streitigkeiten angeregt. Die Baumgarten'sche Aesthetik ist die Fortbildung der schweizerischen Bemühungen, so wenig Bodmer diesen innern Zusammenhang auch einsieht (S. 227). Diese Aesthetik ist darum so ein grosser Wendepunkt und in der That der Anfang aller theoretischen Kunstwissenschaft, weil sie zuerst der Unbestimmtheit ein Ende macht, das Schöne aus dem Wesen des menschlichen Geistes überhaupt abzuleiten. Da konnte ja nimmer der Zweck der Kunst und Dichtung von den Zwecken der Moral und Religion geschieden werden. Diese Aesthetik macht zuerst das Schöne zu einem besonderen, specifischen Gebiet des menschlichen Geistes und gibt ihm darum seine eigenen, specifischen Gesetze. Das ist ein Prinzip, das für alle Folgezeit massgebend sein musste. Und wenn sich dann auch Baumgarten in der Ausführung vergreift und das Aesthetische als die Sphäre der unteren Erkenntnissvermögen bezeichnet und behandelt, so thut dies dem Prinzip selbst keinen Eintrag und schmälert nicht seine Verdienste.

So weit über die Bedeutung jener Kämpfe, die allerdings überraschend genug ist. Ich habe mich grösstentheils an Danzel's eigene Worte gehalten; bei dem reichen und durchweg neuen Inhalte des Buches konnte ja die Anzeige nichts als ein einfacher Bericht sein. Keine Literaturgeschichte hat bisher die einzelnen Richtungen jener Literaturperiode und deren innern Zusammenhang so in der Tiefe erfasst und so in die Augen springend entwickelt. Und wahrlich, es that Noth! Fassen wir alle die einzelnen Fäden zusammen, da, dächte ich, hätten wir alle Ursache, jene Zeit, die uns immer κατ' ἐξοχήν als die Zeit der Plattheit gilt, mit ganz anderem Auge zu betrachten. Wir sehen doch jetzt hier überall die Anfänge und Keime des Kommenden, wir begreifen es jetzt, wie diese Zeit der Scheidepunkt zwischen der alten und neuen Zeit ist, wie aus ihr zuletzt ein Lessing herauswachsen konnte.

Digitized by Google

Danzel hat diese Monographie über Gottsched als eine Vorarbeit für eine umfassende Würdigung Lessing's angekündigt. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, mit welcher Spannung wir auch diesem Werke entgegensehen. Wir dürfen erwarten, dass wir auch hier über das blos ästhetische Bereden von Lessing's Genialität und Schärfe, über das im Grunde genommen auch die bekannte, in vieler Beziehung vortreffliche Charakteristik von Gervinus nicht hinauskommt, endlich einmal zur wahrhaft historischen Darstellung seiner ganzen Bedeutung und geschichtlichen Stellung vordringen.

Heidelberg. **Hermann Hettner.**

Kurze Anzeigen.

Analecta Grammatica edidit Henricus Keil. Halis typis Orphanotrophei MDCCCXLVIII. 38 S. in 4to.

Zwiefach ist der Inhalt dieser uns manches Neue zuführenden Schrift. Der erste Theil bringt ein Ineditum: den Abdruck einiger, über die griechische Metrik sich verbreitenden Abschnitte, welche in einer Ambrosianischen (Mailänder) Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts sich finden, und zwar zwischen den Wolken und Fröschen des Aristophanes: es ist dies dieselbe Handschrift, welche auch griechische Scholien des Tzetzes zu diesen beiden Stücken des Aristophanes sammt dem Plutus enthält, woraus der Verf. schon früher Einiges im Rheinischen Museum N. F. (VI. p. 108 ff.) mittheilte. Die ersten paar Abschnitte, die im Ganzen meist Bekanntes und minder Wichtiges enthielten, sind in dem vorliegenden Abdruck weggefallen, „cum hominibus invidiosis ea, quae nondum edita erant custodientibus ad omnia describenda tempus non vacaret"; auch die übrigen hier abgedruckten Stücke enthalten zwar Manches, was theilweise aus Hephästio und andern Quellen bekannt ist, aber, da auch anderes minder Bekannte darunter sich findet, in diesem seinem Gesammtumfang die Bekanntmachung verdiente, die ihm hier zu Theil geworden ist. Der Abdruck hält sich als erster Abdruck streng an die Handschrift, die hier selbst mit allen Fehlern abgedruckt ist, während einzelne Berichtigungen dieser Fehler, Verbesserungsvorschläge und Nachweisungen der im Text citirten Dichterstellen unter dem Texte kurz bemerkt sind: denn zu einer ausführlicheren Erörterung war dem Herausgeber keine Zeit vergönnt. Der erste Abschnitt handelt περὶ τῆς τῶν ποδῶν ὀνομασίας und gibt kurze Erörterungen über die einzelnen Füsse mit deren Benennungen, woran sich noch einige kürzere Abschnitte über Erfindung der Metren, Begriffsbestimmungen von Metrik, Rhythmus, Fuss u. dgl. anknüpfen. Der andere Theil der Schrift p. 13 ff. „De Italicis grammaticorum Latinorum codicibus" bringt eine Reihe der schätzbarsten Mittheilungen über die in verschiedenen Bibliotheken Italiens, zunächst Roms befindlichen, meist wenig oder gar nicht gekannten Handschriften lateinischer Grammatiker. Priscianus eröffnet unter dem, was der Verf. uns aus der Vaticanischen Bibliothek verzeichnet, die Reihe, und hier wird zuerst ein Codex des zehnten Jahrhunderts als der älteste

Digitized by Google

— denn die andern Codd. dieses Autors in der Vaticanischen Bibliothek fallen bis in das fünfzehnte Jahrhundert — erwähnt, derselbe, den auch Hr. M. Herz einsah, ohne jedoch denselben den Handschriften zu Carlsruhe, St. Gallen und Leiden gleichzustellen, in Absicht auf seinen Werth für die Kritik des Textes; s. den Monatsbericht der Berliner Akad. d. Wiss. vom 4. Nov. 1847 p. 15. Andere Handschriften des Priscianus gehören in spätere Zeiten des zwölften und der folgenden Jahrhunderte bis ins fünfzehnte herab. In einer derselben, Nr. 1485, welche dem fünfzehnten Jahrhundert angehören soll, und einige der kleineren Schriften des Priscianus enthält, befindet sich noch die kleine Schrift des Maurus Servius „De centrimetrorum generibus“ (wie hier der Titel lautet, s. bei Putsche p. 1815, zuletzt bei Gaisford Scriptt. Latt. rei metricae p. 363. vgl. meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 393. not. 8.) mit folgenden Schlussworten: τελος. per nicolaum perottum centrimetra servii finiunt foeliciter. Nun folgt der in der neuesten Zeit vielfach verdächtigte, von seinem deutschen Herausgeber vertheidigte Apuleius de nota aspirationis und Ejusdem liber de diphtongis und zwar mit folgendem Zusatz am Schluss: „Apulei fragmentum de diphtongis quod in vetustissimo codice repertum est finit foeliciter per nicolaum perootum quum ferrarie apud magnificum et generosissimum uirum D. guilel' GR (etwa Guarinum?) esset et duodeviscesimum aetatis sue annum ageret.“ Aus dieser Notiz würde also hervorgehen, dass diese Schrift, die man für eine Fälschung etwa des fünfzehnten Jahrhunderts halten wollte, doch auf einer sehr alten Quelle beruht, die einen solchen Verdacht widerlegt; der später auch durch seine Beziehungen zu Phädrus und Anderes so bekannt gewordene Nicolaus Perottus, der 1480 als Erzbischof zu Manfredonia starb und 1430 geboren war, hätte hiernach als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, also im Jahr 1448, diesen Codex zu Ferrara copirt. Gleich Priscianus erscheinen die verschiedenen, in der Sammlung von Putsche jetzt abgedruckten Schriften eines Donatus, Servius, Sergius und Anderer mehrfach in den Vaticanischen Handschriften: eine genauere Vergleichung der letztern mit dem gedruckten Texte scheint allerdings ebenso nothwendig als wünschenswerth, um mit diesen, theilweise noch sehr vernachlässigten Resten der lateinischen Grammatiker auf's Reine zu kommen, zumal da Lindemann's Corpus Grammaticorum noch nicht soweit gediehen, oder vielmehr in seiner Fortsetzung ausgeblieben ist. — Aus der Palatinischen, ehedem Heidelberger Bibliothek, die, wie der Verf. ganz wahr bemerkt, „ex antiquis Germaniae monasteriis, quae Romanorum scriptorum studia per medium aevum foverant, multos et egregios codices nacta est“ wird Einiges ebenfalls dahin Einschlägige angeführt, was nach unserm Ermessen, da diese Handschriften theilweise in eine sehr frühe Zeit des neunten und zehnten Jahrhunderts zurückgehen, weitere Untersuchung verdient. Wir erlauben uns nur Eine Bemerkung. In einer dem Kloster Lorsch entstammenden Handschrift, angeblich des zehnten Jahrhunderts, welche jetzt indess nur noch den Commentarius Donati enthält, findet sich auf dem ersten Blatt folgende hier mitgetheilte Inhaltsangabe: Donatus. Sergius. Victorinus. Beda. Servius d' an rethorice. de oratore. pro marcello. paradoxa. Officiorum. de finibus. epistole ad brutum. de mut'. oratoriis. Hier stehen also die in neuester Zeit wieder hinsichtlich ihrer Aechtheit besprochenen Briefe (Cicero's) an Brutus, und wir hätten, bei dem fühlbaren Mangel des urkundlichen Nachweises für diese Briefe, jedenfalls ein die bisherige Ueberliefe-

Digitized by Google

rung weit übersteigendes Zeugniss aus dem zehnten Jahrhundert gewonnen, vorausgesetzt, dass dieses Inhaltsverzeichniss nicht von einer neuern Hand herrührt (was nicht der Fall zu sein scheint, da der in solchen Dingen so genaue Verf. solches anzugeben nicht unterlassen haben würde), wiewohl daraus noch nicht grade das Gegentheil gefolgert werden dürfte. Dies mag wenigstens noch einiger Hoffnung Raum lassen, dass noch andere handschriftliche Notizen oder gar Handschriften selbst aufgefunden werden, welche einen äussern Beweis für die Aechtheit dieser Briefe noch besser begründen lassen. — In einer andern Handschrift vom Jahre 1464 befindet sich auch „tractatus pompeii super partes donati grammatici urbis rome", d. i. das von Lindemann aus einer Wolfenbüttler Handschrift und einem Leidner Apographum edirte Commentum artis Donati (s. meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 393) und zwar, wie aus den hier mitgetheilten Anfangs- und Schlussworten hervorgeht, das ganze Commentum sammt dem Anhängsel De barbarismo juxta Pompeium.

Unter den Handschriften der Bibliothek der Königin Christine von Schweden ist eine angegeben, welche die Fabeln des Avianus mit dessen Vorrede „ad Theodosium imperatorem" enthält. Wäre diese Angabe richtig, so wäre damit allerdings das Zeitalter des Avianus ausser Zweifel gestellt; da aber das Wort imperatorem gewöhnlich in der Aufschrift der an einen Theodosius gerichteten Vorrede fehlt, und diese ihrem Inhalt nach wohl auf einen Gelehrten, nicht aber auf einen Kaiser passt, so wird dieser Zusatz wohl nur als der eines Schreibers oder unwissenden Grammatikers anzusehen sein, welcher bei dem Namen Theodosius eben an keinen Andern als den Kaiser denken zu können glaubte. Die weiter aus derselben Handschrift verzeichneten „Versus Trajani imperatoris. Ut belli — archas" dürfen uns nicht verleiten, hier an ein Product der Muse des Kaisers Trajan zu denken; denn es sind die in der lateinischen Anthologie (II., 238. ed. Burm. Ep. 210. ed. Meyer) bereits abgedruckten Verse gemeint, welche dem Kaiser Hadrianus gewöhnlich beigelegt werden, obwohl schon Oudendorp die Abweichung einer Handschrift, welche dieselben dem Trajan zuweise, bemerkt. — Eine andere Handschrift, und zwar des zehnten Jahrhunderts, enthält die Mosella des Ausonius und die beiden ersten Bücher der Saturnalien des Macrobius, was wir desshalb anführen, weil der jüngste Herausgeber der Mosella desshalb eine Anfrage nach Rom stellte, die aber negativ (also irrig) beantwortet ward (s. das Vorwort Böcking's in s. Ausg. im 7. Bd. der Jahrbb. des Vereins der Rheinlande u. s. w.). Anders, was für die kleineren Schriften der lateinischen Grammatiker, namentlich eines Phocas, Agroetius, Caper und Anderer, auch in verschiedenen Handschriften dieser Bibliothek sich findet, übergehen wir; wer speciell mit derartigen Schriften sich beschäftigt, wird diese Angaben nicht übersehen, zumal da neben dem, was wir durch den Druck kennen, auch Manches sich findet, was nicht bekannt, auf Inedita schliessen lässt, wenn anders die Aufschriften, die uns hier mitgetheilt sind, wirklich die richtige Bezeichnung enthalten, was erst durch nähere Einsicht des Textes dieser Schriften selbst zu bestimmen möglich sein wird. So finden wir z. B. in einer Pergamenthandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts der Urbinatischen Bibliothek Nr. 452 einen Petronius Arbiter de antiquis dictionibus auf ein paar Blättern (also nicht sehr umfangreich), und dann einen Imogentes de vetustis vocabulis. Dass der letztere Name

Digitized by Google

corrupt ist, wird Niemand verkennen wollen; aber das Richtige zu bestimmen, ohne den Text dieses angeblichen Autors zu kennen, möchte vorerst zu gewagt erscheinen. In derselben Handschrift findet sich auch die in neuester Zeit mehrfach (wir zweifeln noch immer, ob mit Recht) verdächtigte Expositio sermonum antiquorum u. s. w. des Fabius Planciades Fulgentius; in einer andern des fünfzehnten Jahrhunderts Nonius Marcellus de compendiosa doctrina, und nachher wird in derselben Handschrift noch angeführt: Nonii Marcelli peripatetici de indiscretis generibus per literas alphabeti feliciter incipit ad filium; und dann Angiportus als Anfangswort und figuras als Ausgangswort bezeichnet. Es ist dies aber nichts Anderes als das dritte Kapitel der Schrift des Nonius, welches, wie in der neuesten Ausgabe von Gerlach und Roth (bei welcher diese, sowie die andere Handschrift des Fulgentius nicht benutzt ward) ausdrücklich bemerkt wird, in den meisten Codd. wie in den älteren Ausgaben vor der Aldiner von 1513 fehlt. Bei der Beschaffenheit des Textes und der Anordnung der einzelnen Theile des Nonius, dessen Werk jetzt keineswegs als ein vollendetes Ganze, sondern als ein Unvollkommenes und in seinen einzelnen Bestandtheilen Ungleichartiges sich darstellt, das in dieser Weise schwerlich zur Publikation bestimmt sein konnte, verdienen solche Erscheinungen alle Beachtung und fordern zur nähern Untersuchung auf, die dann vielleicht über den Schriftsteller selbst und sein Werk uns einige Aufschlüsse bringen kann. Aus diesen Beispielen mag man entnehmen, wie Manches doch noch in Rom aus diesem Kreis der römischen Literatur sich findet, was weitere Nachforschung lohnt. Für die lateinischen Metriker, deren schwache Reste unlängst Gaisford in einer Zusammenstellung wieder herausgegeben hat, finden sich namentlich in den römischen Bibliotheken Handschriften, die auch durch das Alter, das ihnen hier beigelegt ist, um so mehr zu einer Beachtung auffordern, als in der bemerkten Ausgabe von Gaisford dieselben nicht benutzt oder zu Rathe gezogen worden sind. So haben wir, um ein Beispiel anzuführen, das sogenannte Centimetrum des Servius (s. bei Gaisford p. 363) in drei Vaticanischen Handschriften, in drei andern der Bibliothek der Königin Christine und in zwei Handschriften der Urbinatischen Bibliothek, sowie in einer Handschrift der Ambrosiana zu Mailand angeführt gefunden. — Diese zuletzt genannte Bibliothek bietet übrigens, nach der hier gegebenenen Mittheilung nur Weniges für lateinische Grammatik, ebenso auch die Marciana in Venedig; auch aus der Klosterbibliothek zu Monte Cassino wird Wenig von Belang erwähnt. (Dies Letztere ergibt sich auch aus dem zur Genüge, was wir in Tosti's Storia della Badia di Monte Cassino über die handschriftlichen Schätze des Klosters bemerkt finden.) Zum Schluss verbreitet sich der Verf. noch über die Neapolitaner Handschrift, welche die ungedruckten Stücke des Charisius über die Saturnischen Verse enthält, die inzwischen in dem Philologus von Schneidewin ebenfalls durch den Druck bekannt worden waren; der Verf., der von dieser Publikation erst später Kenntniss erhielt, gibt uns hier einen äusserst genauen Abdruck dieses Ineditums, wofür wir ihm nur Dank wissen können. Und diesen Dank hat in gleicher Weise der ganze übrige Theil dieser Schrift anzusprechen, je seltener überhaupt derartige Mittheilungen in unsern Tagen sind, zumal wenn sie in einer solchen Genauigkeit und mit einer solchen Sorgfalt uns vorgelegt werden,

Digitized by Google

wie diess hier der Fall ist. Die Wichtigkeit dieser Mittheilungen wird aber nach den vorgelegten Proben kaum noch eines weiteren Nachweises bedürfen.

Chr. Bähr.

Der Franzos und seine Sprache. Von Dr. K. J. Clement. Druck und Verlag von H. L. Brönner. Frankfurt am Main, 1848. 146 S. in gr. 8.

Dieses Büchlein ist eine merkwürdige literarische Erscheinung, indem der Gegenstand in einer ganz eigenthümlichen Weise aufgefasst, und ebenso lebendig dargestellt ist, um einen überraschenden und überzeugenden Eindruck hervorzurufen. Ueber Anlage und Zweck des Ganzen lassen wir den Verfasser selbst reden: „Das Büchlein, schreibt Derselbe im Vorwort, darf dem Leser nicht grauen, weil Sprache auf dem Titel steht, das wird er, wenn er's liest, erfahren. Es ist eine Anatomie der franschen Sprache. Ihr sind Herz und Nieren geprüfet, ihr ist das Innere nach Aussen gekehret, das ganze Innere, um dem Wissbegierigen es zu zeigen.“ Ferner: „Die Lectüre dieses Büchleins, denk' ich, ist gelehrt genug für jeden Gelehrten und zugleich einfach und begreiflich genug für jeden Denker und für Alle, welche eine Lust an fremden Sprachen finden.“ Der Verf. hat hier, wie er selbst weiter bemerkt, „einen neuen Weg der Sprachforschung betreten und auf eine bisher unbekannte Art versucht, das sogenannte Ungeniessbare eines solchen Gegenstandes geniessbar zu machen“. „Ich habe — fährt er fort — die Sprache der Franzosen in allen ihren wesentlichsten Theilen zur Schau gestellt, doch unparteiisch und ohne gegen die Wahrheit zu sündigen. Ich habe mich bestrebt, den Leser ebenso sehr zu belehren, als zu fesseln. In dem Bildungsgang der franschen Sprache habe ich manche Spur der Volksgeschichte der gallischen Franken aufgedeckt, wovon nie eine Feder Kunde oder Ahnung gegeben, und weil diese Sprache eine ebenso merkwürdige und wunderbare Rolle in der Welt gespielt hat, als das fransche Volk selbst, so ist es wohl der Mühe werth, ebenso eifrig ihre innere Eigenthümlichkeit aus dem Verborgenen zu ziehen, als man bisher von ihrem äussern Glanz geblendet worden ist. — Dieser Abriss des innern Lebens einer Sprache möchte ein sprechendes Bild der Umwandlung eines Volks geheissen werden, welches von seinem heimatlichen Tieflande an der See losgerissen, nach viel travail, mitten unter Römern und Kelten seinen Gott und seinen Himmel, sein Herz und seine Minne, sein Heim und seine Zähren verlor, und durch drei fremde Gewalten, Loi, Foi und Roi, in Ketten kam.“ Womit wir noch den Schluss des in 24 Abschnitte getheilten Ganzen verbinden: „Dies ist ein Urtheil über eine Sprache, aber mehr ein Urtheil über eine Sprache, als über ein Volk, dem ein wundersames Verhängniss eine solche Sprache in den Mund gelegt. Das Volk wäre einer besseren würdig gewesen, denn es ist anders als seine Sprache ist, besser als seine Sprache ist, kein Caliban und kein Michel, sondern ein thatkräftiges, thatfähiges und thatenreiches Volk, noch immer beseelt von dem Geist, durch dessen Macht Roms letzter König zu Soissons unterging, noch immer getrieben von dem Feuereifer, welcher dem fränkischen Menschen von jeher eigen war, und der die Zeit der Revolution gebar, als Frankreich auf einmal die ganze grosse Schuldenlast an Europa zahlen zu wollen schien, in die es durch seinen Gründer gerathen

Digitized by Google

war, noch immer das berühmte Volk der Franken.“ Für den Geschichtsforscher und Ethnographen, für den Sprachforscher und Sprachlehrer, aber auch für jeden Gebildeten, welcher an derartigen Forschungen Antheil nimmt, ist in diesem Büchlein des Stoffes und der Belehrung wie der Anregung und Unterhaltung genug vorhanden. Um die Art der Behandlung zu zeigen, lassen wir einige Stellen daraus nachfolgen.

„— Doch viel wichtigere Namen, z. B. Schiff, liess man fallen, und setzte dafür nichtssagende, wie das angeführte vaisseau (Fass) an die Stelle, denn der Frank von Francien verliess und vergass den Gott seiner Heimat und diese Heimat selbst, und nahm in seiner neuen patrie den römischen deus, der wie Tod und Teufel klingt, zu seinem dieu an, und einen kümmerlichen ciel, der aus dem römischen coelum kroch, zu seinem Himmel. Und als sein Herz aufhörte und ein coeur ward, da hörten auch seine Zähren (fris. Tuaren, engl. tears) auf und wurden larmes — als wären sie mit Lärm und Allarm verwandt — aus römischen lacrymae, und sein weinen (fris. wöp, engl. weep) ward ein pleurer vom römischen plorare, ja selbst aus diesem pleurer quollen eigene Thränen, pleurs, heraus. Sein Westgermanien, das ihn stark, gross, schön und frank gemacht, schlug er in den Wind, klammerte sich an dem lieu (dem römischen locus), an seinem römischen pagus fest, und nannte diesen pagus sein Land und Vaterland (pays).“

„— Dieser Gedanke blieb wohl den Franken noch in Francien vorschwebend, als sie dem Rahm von Isle de France den neuen Namen crême gaben, den die Normannen in England herrschend machten unter der Form cream. Denn crême mit dem langen e, welches ein ausgefallenes s anzeigt, kann schwerlich von dem römischen cremor genommen, sondern muss aus chrisma entstanden sein, als die fränkischen Eroberer die Aehnlichkeit zwischen ihrer gewohnten dicken Sane und der weissen heiligen Salbe vernommen, und die Sane sicherlich ebenso hoch, wenn nicht höher, hielten, als die Salbe. Dass aber das ê in crême aus is entstehen konnte, dafür sind Beweise genug vorhanden, z. B. crêper, kräuseln, vom römischen crispare, crête, Hahnenkamm, vom römischen crispa u. s. w. Der Milch mit ihrem hübschen Namen ging's wenig besser, sie ward ein lait (vom römischen lact aus lac), und melken hiess nun armseligerweise traire (vom römischen trahere), ziehen, das heisst am Euter ziehen.“

„Das Volk ging in ein peuple über (vom römischen popul-us), wovon Pöbel nicht mehr fern lag, eine eigenartige Gunst und Gnade (grâce — vom römischen gratia), die bald, gottlos genug, auf Gott bezogen ward, kam in Gebrauch, und Begnadigung (pardon) geschah per dona, das ist durch Geschenke, grosse Schlösser (chateaux — vom römischen castellum) für weltliche Herren, und ähnliche verschlossene Orte (cloîtres — vom röm. claustrum) für geistliche, erhuben sich. Das war, als die Pferdeknechte und Hufschmiede (maréchals — vom urdeutschen Marskalk, d. i. Pferdeknecht), die nachherigen Marschälle, deren ursprüngliches Amt ein leerer Schall geworden, anfingen in ihrer Würde zu steigen, als die Finsternisse (ténèbres — vom röm. tenebrae) der fränkischen Kerker (chartres — vom römisch. carcer — als wären diese Kerker Freibriefe (chartres) gewesen, ja allerdings für die vornehmen Unterdrücker) und die fränkischen cachots (die finstern Löcher oder Löcherchen — wie cage, Käfig, vom röm. cavea und der Diminutivsilbe ot), geoles (keltischen Ursprunges) und pri-

Digitized by Google

sons (aus pris von prendre, dem röm. prehendere) begannen, die Welt eine monde (von mund-us), die Leute gens (von gentes), das germanische Land (lande), nach Ansiedelung der Franken Franciens in den angebauteren Strecken in der Nähe der gallischen Städte, eine Haide und Steppe, nachdem sie aufgehört, Heiden (païens — von pagani) zu sein, wie sie von den grossentheils aus gallischen Römern und romanischen Gallen bestehenden Bewohnern der Städte genannt worden waren, als sie noch vorzugsweise auf dem Lande (im pays) wohnten, wovon der fransche Bauer (paysan) seinen Namen trägt, das fransche Kriegsheer ein Feind (ost — vom röm. hostis) und eine Armee (armée — von armat-us), die Waffen aber armes (von arma), als das römische gehorchen (obéir — von obedire) eingeführt und gelernt war, zugleich mit dem römischen regieren (régir — von regere) und dem königlichen Herrschen (regner — von regnare), und von Frankreich und Italien aus die neueuropäischen Höfe abgeschlossene Plätze, das sind cours (engl. courts) aus Cohorten wurden, als der römische Sinn die franschen Verbrechen (crimes und délits — von crimina und delicta) bestimmte, das Land der gallischen Franken sich zu einem Reich nach römischem Vorbild (empire — von imperium) gestaltete, die Herrschaft ihrer rois (reges) zu einem régne (von regnum), das Volksleben zu einem Staat (état — von status), der heidnische Feiertag zu einem römischen Fest (fête), woraus die Deutschen endlich eine Schmauserei gemacht, als die Zeit der Folter (gêne — irisch goinim, foltern) auch für die weiland freien Franken kam, da man nach Roms Vorgang die Menschen auf der Peinbank streckte und reckte und am Rade marterte, und die Zeit, da der Mensch, der ein Unterthan (sujet — von subject-us) geworden, kein dauernd Glück mehr fühlte, sondern es nur noch in der Schönheit und Ueberfülle einer Stunde fand, weshalb die Franschen unser glücklich, heureux (von einer wunderlichen römischen Form horosus aus hora — dem franschen heure, Stunde — gebildet) nennen, und ihr Glück durch das alte heur bezeichneten, da ferner die römischen Strafen und Lebensstrafen (supplices — von supplicia) beliebt wurden, und der Mensch seine Knie beugen und demüthig bitten und flehen musste (supplier — von supplicare), und seine Bittschriften an die Allerhöchsten suppliques (Suppliken) hiessen."

Die Erklärungen in den Anmerkungen sind hier im Text der Kürze wegen beigefügt. Die angeführten Beispiele werden zur Anzeige und Empfehlung des interessanten und lehrreichen Büchleins hinreichen.

Deutscher Musentempel. Eine Blumenlese aus den Werken vaterländischer Dichter, nebst kritisch-biographischen Notizen. Herausgegeben von Karl Geib. Auch mit dem Titel: Blumenlese aus den Werken deutscher Poesie, nebst kritisch-biographischen Notizen. Eine Beispielsammlung zur Theorie der Dichtungsarten von Karl Geib. Mannheim, Verlag von Tobias Löffler. 1848. X und 390 S. gr. 8.

Schon vor einigen Jahren hat Hr. Geib, welcher dem gebildeten Publikum durch eine Reihe von Schriften — wir nennen hier nur die im Jahre 1830 erschienene Sammlung seiner Gedichte — bereits vortheilhaft bekannt ist, eine aber die Ergebnisse derselben in einer für Gebildete passenden und zugleich an-

Digitized by Google

„Theorie der Dichtungsarten" herausgegeben. Es wurde dieselbe freundlich aufgenommen und auch in unsern Jahrbüchern (1846. Erste Hälfte. S. 318. 319.) in anerkennender Weise besprochen. Schon damals hatte Hr. Geib das Versprechen gegeben, dieser Theorie der Dichtungsarten eine Blumenlese oder Auswahl von Beispielen aus den vorzüglichsten Dichterwerken folgen zu lassen. Dieses Versprechen ist nun mit vorliegender Schrift erfüllt. Durch sie gewinnt das theoretische Studium der Dichtungsarten ein weit lebhafteres Interesse. Die Theorie ist jetzt mit praktischen Darstellungen verbunden. Die Grundsätze, welche der Hr. Verf. in derselben aufgestellt und entwickelt hat, werden dem Leser durch entsprechende Beispiele in jeder Gattung anschaulicher gemacht. Bei der Auswahl selbst herrscht freies, unbefangenes Urtheil, ohne Rücksicht auf eine literarische Partei. Doch wurde mehr die ästhetische als historische Norm beobachtet, und demnach nur Dichtungen aufgenommen, welche seit der Verbesserung und Fortbildung unserer poetischen Sprache, d. h. von Bodmer, Haller und Hagedorn bis auf die gegenwärtige Zeit erschienen sind.

Von seinen eigenen Gedichten hat der Hr. Herausgeber einige in verschiedenen Gattungen beigefügt, und dadurch den Beweis geliefert, wie er die von ihm dargelegten Vorschriften über ästhetische Kunst selbst praktisch erfüllte. Die sämmtlichen Beispiele selbst sind aber so gewählt, dass sie eben sowohl belehren als unterhalten. Ein weiterer wesentlicher Vorzug, den diese Schrift bietet, besteht darin, dass über jeden der angeführten Dichter nicht nur die wichtigsten Notizen über dessen Leben mitgetheilt werden, sondern auch eine Schilderung des Geistes seiner Poesie.

Beide Schriften, die Theorie und Beispielsammlung, mit ausgezeichneter Liebe zur Sache bearbeitet, sind zunächst für den ästhetischen Unterricht höherer Klassen von Gymnasien, Lyceen etc. bestimmt, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir unsere, auf die genaue Bekanntschaft mit denselben gegründete, Ueberzeugung dahin aussprechen, dass sie unter den bisher erschienenen Werken, welche dieselben Gegenstände behandeln, eine würdige Stelle einnehmen, und nicht nur zum Gebrauche beim Unterrichte in höheren Lehranstalten zu empfehlen sind, sondern dass sie auch kein gebildeter Leser, welcher, ohne eigentlich Gelehrter zu sein, mit dem theoretischen und praktischen Theile der schönen Redekünste näher bekannt zu werden wünscht, unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Die äussere Ausstattung der beiden Schriften macht der Verlagshandlung Ehre. Der Druck ist rein und correct und das Papier sehr gut.

Die Völkerstämme und ihre Zweige nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie. Von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner. 1848. VIII. 83 S. in gr. 8.

Es war die Absicht des Verfassers, in dieser Schrift alles Dasjenige zusammenzustellen, was über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Völker des Erdkreises, und die daraus hervorgehenden Beziehungen zu einander durch die neuesten Forschungen vermittelt worden ist; nicht die über diesen Gegenstand geführten Untersuchungen selbst sollten mitgetheilt, wohl

Digitized by Google

aber in einer ansprechenden Form vorgelegt und so ein zweckmässig eingerichtetes Hülfsmittel geliefert werden, das selbst bei dem Studium der Geschichte und Geographie, wie bei dem historischen und geographischen Unterricht — der ja nicht Forschungen, sondern nur deren Ergebnisse mittheilen soll — die besten Dienste leisten kann. Hat doch die Frage nach den Stammverhältnissen der einzelnen Völker, nach ihrer Abkunft, ihren Verzweigungen u. s. w., auch abgesehen von dem allgemeinen Interesse, das dieser Gegenstand in den Augen eines jeden Gebildeten anzusprechen hat, in der neuesten Zeit durch die Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europa's (wenigstens eines grossen Theiles desselben) eine erneuerte Bedeutung insofern erlangt, als die jetzt allerwärts geforderte Selbständigkeit der Völker sich mit an ihre Abstammung knüpft und jede Unterordnung eines Volksstammes unter einen andern, ihm nicht verwandten, als eine Art von Eingriff in die natürlichen Rechte des untergeordneten Stammes ansieht, der vor der Verschmelzung mit dem andern bewahrt, der in Sprache, in staatlichen Einrichtungen u. s. w. die Eigenthümlichkeiten seines Stammes sich erhalten soll. Es muss demnach eine Erörterung dieser Stammverhältnisse doppelt erwünscht sein, zumal wenn sie von einem Meister der ethnographischen Forschung ausgeht, der sich auch in der klaren, einfach verständlichen Erörterung dieser Verhältnisse bewährt, bei deren Behandlung Phantasie und Combinationsgeist von jeher einen so grossen Spielraum gehabt haben, wesshalb doppelte Vorsicht geboten ist, wenn, wie dies hier durchweg der Fall ist, nur das sicher Ermittelte gegeben, und jedes Spiel der Phantasie, das in sogenannt geistreichen Hypothesen, Combinationen und dergleichen sich gefällt, durchaus vermieden werden soll. Eben darin liegt, neben der klaren Auffassung und Behandlung des Gegenstandes mit ein Hauptvorzug dieser Schrift, die uns mit Bequemlichkeit jetzt alles Das überschauen lässt, was auf dem mühsamen Pfade derartiger Forschung bis jetzt wirklich errungen worden ist. Zeigt sich doch jetzt, wie der Verfasser in der Einleitung ganz richtig bemerkt, bei den Völkern selbst, eben im Verfolg der oben angedeuteten politischen Verhältnisse, ein gesteigertes Interesse hinsichtlich ihrer Abkunft und Abstammung, ein Interesse, das sie — wir wollen nur an die jetzigen Bewegungen der slawischen Stämme erinnern, oder an Italien, Scandinavien — bald näher aneinander führt und die getrennten Glieder eines solchen politisch zersplitterten Ganzen auch staatlich miteinander zu verbinden strebt, bald aber auch Antipathien erweckt, die, während sie auf Einigung der Stammgenossen und Stammverwandten dringen, alle damit verbundenen fremdartigen Elemente von sich auszustossen trachten. Hat doch in dieser Beziehung in der neuesten Zeit sich mehrfach ein Kampf erhoben, dessen Ende noch nicht sich absehen lässt. Alles dies aber führt auf nähere Kunde der Stammverhältnisse der verschiedenen Völker des Erdkreises zurück, und diese ist aus der vorliegenden Schrift für ein gebildetes Publikum gewiss zu gewinnen.

Der Verfasser, bevor er ins Einzelne der Stammverwandtschaften eingeht, giebt eine Uebersicht der verschiedentlich bisher gemachten Versuche, die über den Erdkreis zerstreute Menschheit nach gewissen erblichen Verschiedenheiten in eine bestimmte Anzahl von Hauptgruppen oder Rassen, die dann wieder in ihre Unterabtheilungen zerfallen, zu unterscheiden, ebensosehr mit Rücksicht auf die physischen Verhältnisse im Körperbau u. s. w., als auf geistige — die Spra-

Digitized by Google

che, wobei die grossen Schwierigkeiten zur Feststellung dieser Verhältnisse nicht verhehlt werden, zu deren Lösung jedoch in den letzten vierzig Jahren nicht Weniges geschehen ist. Die Eintheilungen von Blumenbach und Cuvier werden zuerst besprochen, von andern Versuchen noch die des Franzosen Lacepède und des Engländers Prichard erwähnt; der Verfasser selbst hält sich bei seiner nun folgenden Darstellung zwar im Allgemeinen an Blumenbach und den von diesem Gelehrten aufgestellten Unterschied von fünf Menschenstämmen — und es möchte dies noch immer das gerathenste sein — aber im Einzelnen weicht er doch einigemal von Demselben insoweit ab, als er die Ergebnisse der Wissenschaft seit Blumenbach's Zeit berücksichtigend, einzelne Völker zum Theil anders einreiht, als es bei diesem Gelehrten der Fall ist.

Dem sogenannt kaukasischen Menschenstamm ist die erste Stelle eingeräumt; unter den ihm zugetheilten Völkerstämmen erscheint mit gleichem Rechte an erster Stelle der indogermanische, welcher mit einer Gesammtzahl von mehr als 360 Millionen Menschen in sieben Zweige sich spaltet, die hier folgendermassen bezeichnet sind: 1) der indische Völkerzweig, b) der persische, 3) der griechisch-lateinische, 4) der keltische oder gallische, 5) der germanische, 6) der romanische, 7) der lithauisch-slavische. Bei dem persischen, auch arischen oder iranischen Völkerzweig werden mit Recht die im Alterthum ihm zugehörigen Völker, sowie die jetzigen Völker dieses Zweigs angeführt und daran eine weitere Bemerkung über die im Alterthum vielbesprochenen Skythen oder Sarmaten, auch Saken, geknüpft. Der Verfasser, dem die verschiedenen, von neuen Gelehrten über diese Völker aufgestellten Ansichten keineswegs fremd sind, entscheidet sich — und dies mag in diesem Gewirre unbestimmter und oft selbst sich widersprechenden Angaben als das Richtigste erscheinen — dahin, dass er die bemerkten Namen für Gesammtnamen nimmt, unter welchen die Alten, ohne Rücksicht auf Abstammung und Verwandtschaft, alle in den nordöstlichen Grenzländern des ihnen bekannten Asiens wohnenden nomadischen (und, setzen wir hinzu, theilweise auch fest angesiedelten und dem Ackerbau u. s. w. obliegenden) Völkerschaften zusammenfassten, mithin Völker arisch-persischen, finnischen, türkischen Zweigs, wozu wir noch den mongolischen Menschenstamm hinzufügen möchten, da unter den von Herodot im vierten Buch unter der allgemeinen Bezeichnung der Skythen aufgeführten Völkerschaften einige vorkommen, bei welchen mongolische Abstammung schwer zu verkennen ist. Es ist dies bekanntlich eine der schwierigsten Aufgaben für die alte Ethnographie überhaupt, kaum anders lösbar, als in der vom Verf. hier bezeichneten Weise. Denn die alten Schriftsteller, so genau auch in der Regel ihre Schilderungen sind, haben doch diesem Gegenstande — den Verwandtschaftsverhältnissen der Völker zu einander und der hiernach zu machenden schärferen Unterscheidung derselben — geringere Aufmerksamkeit zugewendet, und dadurch sowohl wie durch die oft mythische Darstellungsweise, welche die Abstammung in bestimmte Genealogien einkleidete und auf Götter oder Halbgötter zurückführte, die richtige Auffassung für uns sehr erschwert. So wird z. B. auch die Frage nach der Abstammung der an die Stelle des alten Perserreichs, drittehalb hundert Jahre vor Christo schon tretenden Parther kaum sicher zu beantworten sein, wie

Digitized by Google

man hier S. 20 ersieht. Am gerathensten halten wir es, dieselben dem arischen oder iranischen, oder persischen Stamme beizuzählen.

Zu dem griechisch-lateinischen Völkerzweig hat der Verfasser die alten Etrusker nicht zu rechnen gewagt, sondern es vorgezogen, sie als einen besondern Zweig des indo-germanischen Stamms S. 47 aufzuführen, wiewohl er in Ermangelung bestimmter Nachrichten über dieses Volk, wozu noch die bis jetzt nicht hinreichend gelöste Frage über die Sprache des Volks hinzukommt, auf jedes weitere Eingehen und auf jede weitere Bestimmung verzichtet, was als löbliche Vorsicht gebilligt werden kann. Wenn nun aber, was wir durch neuere Forschungen doch für erwiesen halten, ein alt pelasgisches oder griechisches Element (wie man es nun nennen will) in den alten Etruskern schwerlich zu verkennen ist, so dürfte darauf hin schon ein Anschluss an den griechisch-lateinischen Völkerzweig zu wagen sein, den, wir wollen es wenigstens hoffen, weitere Untersuchungen der gelehrten Alterthumsforscher bestätigen werden. Ueber die demselben griechisch-lateinischen Völkerzweig zugewiesenen Neugriechen oder Romäer spricht sich der Verf. mit ebenso lobenswerther Vorsicht dahin aus, dass dieselben ein slavisch-griechisches Mischlingsvolk seien, indem er die reinen Nachkommen der alten Griechen auf einige kleine Punkte beschränkt wissen will. Darauf weist allerdings die geschichtlich-geographische, wie theilweise selbst die sprachliche Forschung; die in neuerer Zeit mehrfach gemachten Versuche, das Gegentheil darzuthun, und die slavischen Elemente des heutigen Neugriechenthums entweder gänzlich zu beseitigen, oder doch um allen Einfluss und Bedeutung zu bringen, halten wir im Ganzen für misslungen, wenn auch im Einzelnen Uebertreibungen von der andern Seite dadurch auf ihr richtiges Mass zurückgeführt worden sind. Was über den keltischen Völkerzweig gesagt ist, empfiehlt sich durch klare Angabe dessen, was bei einem einst so ausgebreiteten, dann fast ganz verschwundenen Volksstamme ziemlich fest steht; hier ist oftmals durch die ausschweifendsten Hypothesen französischer und deutscher Gelehrten die Forschung eher getrübt als erhellt worden.

Was über den germanischen Völkerzweig bemerkt ist, wird gleichfalls befriedigen. Der Name selbst erscheint dem Verf. höchst wahrscheinlich römischen Ursprungs, wiewohl man bisher nicht im Stande gewesen, Herleitung und Bedeutung des Worts Germanen mit Sicherheit aufzufinden. Es dürfte aber, nach unserer Meinung, die Herleitung des Worts aus der römischen Sprache schwerlich gelingen, und selbst die bekannte Stelle des Tacitus immerhin nur als ein Versuch, als eine Ansicht, die zu des Tacitus Zeiten unter einzelnen römischen Forschern und Militärs verbreitet war, gelten können, indem Tacitus selbst diese Ansicht nur referirend mittheilt, ohne irgend Etwas zur Billigung derselben beizufügen. Mag es gewagt erscheinen, die Γερμάνιοι des Herodotus (I., 125.) dürften nach unserem Ermessen eher einen sichern Haltpunkt für Namen und Herleitung desselben abgeben, als die bemerkte Stelle des Tacitus. Auffallend, das läugnen wir nicht, bleibt es allerdings, dass das Wort selbst dem Volke, das damit bezeichnet werden soll, in den ältern Zeiten, so weit wir zurückgehen, fremd war, und dass auch später das Wort doch meist nur unter der Gelehrtenwelt eine Aufnahme gefunden hat, während es dem eigentlichen Volke und den Massen fern blieb. Ueber die Abstammung des

Digitized by Google

Namens „Deutsche“ wird man das Nöthige S. 28ff. bemerkt finden. Den germanischen Völkerzweig zerlegt der Verf. in sieben Nationen: Deutsche, welche die eigentliche deutsche Sprache reden, Holländer mit Flammänder, Engländer, Dänen, Norweger, Isländer und Schweden. Auf die Abschnitte über den romanischen Völkerzweig, sowie über den lithauisch-slavischen, machen wir besonders aufmerksam, da sie eine gute und übersichtliche Auffassung der schwierigen Verhältnisse geben, und bei der Bedeutung, welche beide Völkerzweige jetzt immer mehr gewinnen, um so wichtiger sind. In einer gedrängten Uebersicht werden dann die übrigen Volksstämme, welche zum kaukasischen Menschenstamm zählen, aufgeführt und in ihren Hauptmomenten gezeichnet. Der armenische, iberische (zu welchem die räthselhaften Basken, wir glauben, mit allem Grund gezählt werden; bei den alten Ligurern bleibt es dem Verf. zweifelhaft), illyrische (dem die jetzigen Albanesen oder Arnauten, die ausser dem Heimathlande Albanien durch das ganze heutige Griechenland, die Inseln und Theile der westlichen, europäischen Türkei zerstreut leben), thrakische (jetzt nur noch in einem Mischlingsvolk, den Wlachen, die sich selbst Rumunje oder Romanje, d. i. Römer nennen, und aus Resten der alten thracischen Bevölkerung, römischen Colonisten, Roxolanen, Slaven u. A. hervorgegangen sind, erhalten und jetzt, ausser den Hauptsitzen in der Moldau und Walachei, über einzelne Theile von Ungarn, Siebenbürgen, und Türkei ausgebreitet), der etruskische (s. oben), der semitische oder aramäische, der finnische, der türkische, dessen ursprüngliche Sitze an einem Theile des Altaigebirges festgestellt werden. Die diesem Völkerstamm frühe und theilweise selbst heute noch beigelegten Namen des tatarischen wie des skythischen, werden als irrthümlich bezeichnet, indem das Wort Tataren, aus gleicher Willkür in Tartaren bei uns gewöhnlich verwandelt, ursprünglich zur Bezeichnung einer mongolischen Völkerschaft, die nördlich vom chinesischen Reich wohnte, diente, während die sogenannten Skythen, wie schon oben bemerkt worden, grossentheils dem persischen oder arischen Zweig der Indogermanen, theilweise auch dem mongolischen Stamm zufallen. Die so viel besprochenen Hunnen, früher mehrfach zum mongolischen Menschenstamm gerechnet, werden hier als ein Mischlingsvolk des türkischen und finnischen Völkerstammes bezeichnet (S. 55), die Bulgaren als der sich wieder erhebende Rest der nach und nach aus der Geschichte verschwindenden Hunnen; ihre Nachkommen, die heutigen Bewohner der europäischen Bulgarei, wo sie im siebenten Jahrhundert n. Chr. sich niederliessen und mit den dort lebenden Stämmen, die grossentheils slavischer Abkunft waren, sich vermischten, auch deren Sprache annahmen, erscheinen demnach als ein Mischlingsvolk des türkischen Völkerstammes und des slavischen Zweigs der Indo-Germanen (S. 56). Awaren und Chesaren werden gleichfalls als türkische Völkerschaften jener früheren Zeiten bezeichnet, ebenso die Petschenegen; die Usen, die der Verf. mit den Kumanen für ein und dasselbe Volk hält, welche letztern theilweise ganz verschwunden, theilweise, in Ungarn lebend, die magyarische Sprache angenommen und in Magyaren überhaupt umgewandelt worden. Auch die Szeckler in Siebenbürgen gelten dem Verf. als Nachkommen einer türkischen Völkerschaft der älteren Zeit (S. 57). Die Ausbreitung und Verzweigung der heutigen Türken, die aus zwei Hauptstämmen, den Oghusen (daraus die Osma-

Digitized by Google

nen) und Seldschucken hervorgegangen, wird näher nachgewiesen. Die beiden letzten Abtheilungen des kaukasischen Menschenstamms bildet erstens die Gruppe der Kaukasusvölker, worunter der Verf. alle die in und am Kaukasus wohnenden Völker rechnet, welche zu keinem der übrigen Völkerstämme gehören; dann eine andere Gruppe von Völkern, die in Nordafrika, an der Küste, wie im Atlas-Gebirg ursprünglich einheimisch, von dem Negerstamm, also von der schwarzen Urbevölkerung des innern Afrika jedenfalls zu trennen sind; über diese Völkergruppe und ihr Verhältniss zu andern Völkern Asiens wie Europa's erwarten wir freilich noch nähere Aufklärung des Dunkels, das jetzt noch darüber lastet. Das wenige Sichere, was bisher ermittelt worden, wird man hier nicht vermissen.

Nachdem der Verfasser auf seinem Wege länger bei dem kaukasischen Menschenstamm verweilt ist, gibt er noch eine anschauliche Uebersicht der andern Rassen: des mongolischen Stammes, des Negerstammes, des indianischen oder amerikanischen und des malayischen.

Dies ist der Inhalt einer Schrift, die, indem sie die sichern Ergebnisse der gelehrten Forschung in anziehender Weise einem weiteren Kreise von Gebildeten zuführt, auf Verbreitung und Erweiterung ethnographischer Kunde nur fördernd einwirken kann, und darum recht viele Leser finden sollte.

Am Schlusse ist ein Register über die sämmtlichen, in der Schrift genannten Völkernamen beigefügt.

M. Tullii Ciceronis Oratio de praetura Siciliensi s. de judiciis, quae est Orationum Verrinarum Actionis secundae secunda. Mit neu durchgesehenem und nach den besten Hülfsmitteln berichtigtem Texte, Einleitung, Uebersicht, kritischen, sprachlichen und sacherläuternden Anmerkungen, Excursen, einem Register und Kärtchen von Sicilien, herausgegeben von Friedrich Creuzer und Georg Heinrich Moser. Göttingen, in der Dietrich'schen Buchhandlung 1847. XXVIII. und 487 S. in gr. 8.

Von den bisherigen Bearbeitungen Ciceronischer Schriften, wie wir sie von den beiden auf dem Titel genannten Herausgebern früher mehrfach erhalten haben, unterscheidet sich die vorliegende allerdings insofern, als der Zweck derselben ein zum Theil wenigstens verschiedener ist, der darnach auch Anlage und Ausführung, wie selbst den Gebrauch der deutschen Sprache bei den Anmerkungen und Erörterungen bestimmt hat. „Die Herausgeber", so heisst es in der Vorrede, „wollten vorzüglich für deutsche Geschichts-, Alterthums- und Rechtsfreunde arbeiten. Sie treten deswegen gern in die Fusstapfen von Voss, Heindorff, Walch, Nitzsch, Krüger, Klotz, Osenbrüggen, Kuniss u. s. w., und commentiren ebenfalls deutsch." Also nicht sowohl für den Mann von Fach, den Philologen, den Kritiker (obwohl auch Dieser manches Beachtenswerthe hier finden wird) ist diese Ausgabe bestimmt, wie dies z. B. bei den gelehrten Collectivausgaben der Tusculanen und Paradoxen der Fall ist, welche wir von Herrn Moser zuletzt erhalten haben, sondern für ein grösseres, wissenschaftlich gebildetes Publikum ist diese Ausgabe einer Rede bestimmt, die so viele Anziehungspunkte bietet, und auch Andern als blossen Philologen und Sprachfor-

Digitized by Google

schern ein näheres Interesse wohl abzugewinnen vermag. So tritt die kritische Tendenz hier allerdings etwas zurück, zumal da neue kritische Hülfsmittel bei der Herausgabe nicht zu Gebote standen, und anderseits durch Zumpt und Klotz die Gestaltung des Textes auf einen Punkt gebracht war, über den sie, ohne neue und wesentliche Funde, wie sie schwerlich mehr zu erwarten sind, nicht wohl hinauskommen kann. „Unser Text", sagen die Herausgeber, „zu dem uns keine neuen handschriftlichen Mittel zu Gebote standen, ist natürlich dem Klotz'schen ähnlicher als dem Zumpt'schen; wir behielten uns indessen unser Urtheil frei und wichen an mehreren Stellen, wo wir anderer Ueberzeugung waren, von ihm ab." Dass ebenso für die Erklärung von allen vorhandenen Hülfsmitteln Gebrauch gemacht worden, wird gleichfalls bemerkt.

Fragt man nun, wie sich die beiden Herausgeber in die Arbeit getheilt, so wird S. VIII. bemerkt, dass es nicht wohl möglich gewesen, genau im Buche zu unterscheiden, was dem Einen oder Andern angehört, indessen hinzugefügt, dass die Ansicht des Processes, Vergleichungen mit ähnlichen Zuständen, Archäologisches und einiges Andere dem ältern Herausgeber, hingegen die Anordnung des Textes, die Form der Bemerkungen und der grössere Theil des Inhalts derselben, der Sprachbemerkungen, der historischen Nachweisungen und dergleichen dem jüngern Herausgeber zufalle, der überhaupt die Anordnung des Ganzen, wie die Einrichtung im Einzelnen besorgte und das vom älteren Herausgeber zu diesem Zweck Ueberlassene gehörigen Orts einfügte, mithin den bei weitem grösseren Theil der Arbeit besorgte, so dass wir ihm auch zunächst zu besonderem Dank verpflichtet sind. Wir erhalten zuerst eine Einleitung, welche über die Person des Verres und alles Das, was zur Rede Cicero's die nächste Veranlassung bot, sich verbreitet und so den Leser auf historischem Wege zu dem Punkt führt, wo er in die Rede selbst gewissermassen eintritt, deren genaues Schema diese Einleitung beschliesst. Dann folgt der Text in einem schönen und correcten Abdruck bis S. 87; daran reihen sich die, wie oben schon bemerkt worden, in deutscher Sprache abgefassten Anmerkungen, die neben dem Kritischen, das sie durchweg berücksichtigen, insbesondere Wort- und Sacherklärungen zum richtigen und vollen Verständniss der Rede bringen, und von ein und zwanzig bald mehr bald minder umfangreichen Excursen begleitet sind (S. 410—476), in welchen vom Herausgeber einzelne Punkte und Stellen dieser Rede ausführlicher besprochen werden, wie dies ja auch bei den oben erwähnten Ausgaben der Fall war. Zum Nachschlagen des Einzelnen dient ein genaues Register, und überdem ist ein nettes Kärtchen der Insel Sicilien, dem Zumpt'schen nachgebildet, beigefügt, gewiss eine angenehme und in Manchem selbst nothwendige Zugabe. Näher in diese Ausgabe, und in das Detail der Anmerkungen, sowie der kritischen Behandlung des Textes einzugehen, wird man bei dem nahen Verhältniss, in dem der Herausgeber zu diesen Blättern steht, nicht wohl erwarten; aber aufmerksam zu machen auf eine so werthvolle Erscheinung im Gebiete der Ciceronischen Literatur dürfte um so mehr mit Recht von uns gefordert werden, als wir die verschiedenen, auf diesem Gebiete erscheinenden Schriften, selbst minder umfangreiche und bedeutende nicht ausgeschlossen, stets zur Kunde unserer Leser zu bringen bedacht gewesen sind.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Nach Voss'ns Auswahl. Mit erklärenden Einleitungen und mit einem mythologischen und geographischen Register. Zum Gebrauch für Schulen herausgegeben von Felix Seb. Feldbausch, Hofrath und Professor am Lyceum zu Heidelberg. Dritte verbesserte Ausgabe. Mit einem Anhange von Lesestücken in elegischem Versmasse. Carlsruhe. Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung 1848. XLIV und 306 S. in gr. 8.

Bei einem vaterländischen, zunächst für den Gebrauch auf unsern Mittelschulen bestimmten Werke, das schon in zwei Auflagen seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit bewährt hat, kann das Erscheinen einer neuen Ausgabe nur Veranlassung geben, von dem zu reden, wodurch diese neue Ausgabe von ihren Vorgängern sich unterscheidet, da die bessernde Hand des Herausgebers sich mit keinem blossen Wiederabdruck hat begnügen wollen, sondern das neue Werk, mit Beibehaltung der früheren Einrichtung, die sich des Beifalls einsichtsvoller Schulmänner mit allem Recht erfreut hat, im Einzelnen zu bessern, und dadurch sowohl wie durch eine weitere Zugabe, dem nächsten Zweck, dem das Ganze dienen soll, entsprechender zu machen bedacht war. Denn wenn durch die Lectüre des Ovidius der Schüler in eine höhere Stufe lateinischer Poesie, welche in den Gedichten des Virgilius und Horatius entgegentritt, eingeführt werden soll, so wird dazu eine mit der nöthigen Umsicht veranstaltete Auswahl Ovidischer Dichtungen allerdings nöthig sein, indem doch kein einsichtsvoller Schulmann die letztern in vollständigen Textesabdrücken in die Hände seiner Schüler wird legen wollen; dem Bedürfniss einer solchen Auswahl entspricht aber die vorliegende Chrestomathie durch ihre ganze Einrichtung, bei welcher vorzugsweise das Bedürfniss des Schülers ins Auge gefasst ist, in einer solchen Weise, dass, wir wollen es hoffen, noch manche neue Ausgabe nöthig sein wird. Die dem Abdrucke der einzelnen Stücke vorausgehende Einleitung: „Ueber Ovid's Leben und Schriften", ist auch hier wieder in einem hie und da durch präcisere Fassung des Einzelnen etwas abgekürzten Abdruck aufgenommen; sie ist für die Privatlectüre der Schüler bestimmt und sucht diese mit dem Wichtigsten bekannt zu machen, was zu näherer Kenntniss des Dichters und seiner Schriften nöthig ist. Die einzelnen, aus den Metamorphosen ausgewählten Stücke mit ihren deutschen Einleitungen haben im Einzelnen manche Verbesserung erhalten, eben so hat auch der früher so ziemlich nach Jahn festgestellte Text an einzelnen Stellen eine Aenderung erlitten. Wir verweisen desshalb auf die Vorrede. Als eine sehr dankenswerthe Zugabe dieser neuen Ausgabe betrachten wir den Anhang, welcher unter der Aufschrift: Dichtungen

Digitized by Google

in elegischem Versmasse, eilf derartige Stücke aus den elegischen Dichtungen des Ovidius bringt, die bei der lebendigen und gemüthvollen Darstellungsweise des Dichters jugendliche Gemüther oft mehr anziehen, als manche Abschnitte der in den Metamorphosen abgesponnenen Fabelwelt. Natürlich kommt aber hier Alles auf zweckmässige Auswahl an. Die hier ausgewählten Stücke sind: LXI. Dädalus und Icarus (Art. Am. II., 21—96). LXII. Die letzte Nacht in Rom (Trist. I., 3). LXIII. Zu den Metamorphosen (Trist. I., 7). LXIV. Werth der Freundschaft (Trist. I., 9). LXV. Das Glück ruhmloser Verborgenheit (Trist. III. 4., 1—46). LXVI. Sehnsucht nach einem andern Aufenthaltsort (Trist. III., 8). LXVII. Die Entstehung von Tomi (Trist. III., 9). LXVIII. Die Nordländer (Trist. III., 10). LXIX. Die Wirkung der Zeit (Trist. IV., 6). LXX. Klagen der Verbannten (Trist. V. 10). LXXI. Sentenzen aus Ovid's Dichtungen. (In Distichen). Es sind zwanzig, aus den verschiedenen Gedichten des Ovid ausgewählte Distichen, welche moralische Lehren, Regeln des Lebens, Maximen etc., in eine prägnante Form eingekleidet, enthalten: wir gestehen, dass wir diesem Abschnitt, bei einer neuen Ausgabe, noch grössere Ausdehnung wünschen möchten, so weit es nur immer der Raum verstattet und dann bitten wir den Herausgeber, so wie er es bei den andern Abschnitten gethan hat, auch den Nachweis beizufügen des Gedichts, aus welchem die Stelle entnommen ist. Das mythologische und geographische Register, das den Schluss bildet, hat ebenfalls einzelne Zusätze und Verbesserungen erhalten, während die äussere Ausstattung des Ganzen, namentlich in Druck und Lettern, vor den früheren Ausgaben einen wesentlichen Vorzug besitzt, ohne dass dadurch der Preis des Buches erhöht worden wäre.

Titi Livii Patavini Historiarum Libri V—X. Mit erklärenden Anmerkungen von Gottl. Christ. Crusius, Rector in Hannover. Siebentes Heft. Lib. VIII. und IX. c. 1—19. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1848. 112 S. gr. 8.

Es ist dieses Unternehmen schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1846. p. 792 ff. 1848. p. 144 ff.) näher besprochen worden, so dass bei dieser Fortsetzung, welche in der ganzen Einrichtung, Anordnung und Behandlung in der äussern Ausstattung durchaus gleichmässig den frühern Heften sich anschliesst, füglich auf diese früheren Anzeigen verwiesen und hier nur im Allgemeinen die Bemerkung wiederholt werden kann, dass diese Bearbeitung des Livius, auf diese Weise durchgeführt, für das Privatstudium und die häusliche Lectüre, welche keinen gelehrten Commentar verlangt, wohl aber über die dunklen oder dem Verständniss schwierigen Stellen die nöthige Erklärung und die diesfälligen Aufschlüsse in der Kürze gewinnen will, sich insbesondere eignet, und so durch die Förderung, die sie dem Livianischen Studium überhaupt auf diesem Wege bringt, manches Gute stiften kann.

Digitized by Google

Hesiodi Opera et Dies. Librorum mss. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacobus van Lennep. Amstelodami, apud Joannem Müller. MDCCCXLVII. XII. 94 und 183 S. in gr. 8.

Diese Ausgabe bildet gewissermassen das Seitenstück zu der im Jahr 1843 von demselben Gelehrten veranstalteten Bearbeitung der Theogonie, in deren Vorrede das Erscheinen einer ähnlichen Bearbeitung der Ἔργα καὶ Ἡμέραι angekündigt war. Nach einem vierjährigen Zeitraum erscheint dieselbe, ganz ähnlich, was die Behandlung des Textes, die Methode der Erklärung u. s. w. betrifft, der früheren Schwester und auch in der ganzen Anordnung wie in der äussern Form, nach Druck und Papier, ihr sich anschliessend. Dabei war es dem Herausgeber gelungen, für diese Schrift des Hesiodus noch weit bedeutendere kritische Hülfsmittel zu gewinnen, welche die Vorrede im Einzelnen anführt: eilf Florentiner, fünf Neapolitaner, eine Vaticaner, sechzehn Pariser, so wie die in andern Ausgaben von andern Gelehrten schon verglichenen Handschriften; die gedruckten Texte von der Editio princeps an bis auf Göttling wurden ebenfalls zu Rathe gezogen, Vollmehr's Ausgabe kam dem Herausgeber zu spät zu für eine genauere Benutzung; itaque plenum, fügt er hinzu, ejus fructum percipere non potui, ut neque satisfacere desiderio (hier fehlt Etwas, oder man muss ut streichen) quod egregia ejus viri ad editionem ipsius Prolegomena in me excitarunt, memoratos ibi, minus adhuc mihi cognitos, aliorum eruditorum in Germania virorum circa Ἔργα Hesiodi labores accuratius, antequam mea haec in lucem emitterem, cognoscendi. Scilicet profectior aetas mea et vitae summa brevis suadebant, ut si quid a me non inutiliter prorsus ut spero impensae in Hesiodea operae communicare ipse cum viris doctis vellem, id jam nunc ederem, a poeta monitus, fugerem τὸ ἀναβάλλεσθαι ἔσ τ' ἄριστον, ἔσ τ' ἔννηφι". Wir haben diese Stelle beigefügt, welche die Leser zugleich auf den Standpunkt führen kann, von dem sie diese Arbeit eines Greisen, der damit nicht seine Thätigkeit abzuschliessen gedenkt, sondern „si dei benignitate concessum ulterius fuerit cum productiore vita ac prospera valetudine otium", noch an weitere ähnliche Publicationen der übrigen Reste Hesiodeischer Poesie, so wie an Zusätze zu der frühern Ausgabe der Theogonie und selbst an die Herausgabe vollständiger Indices zu den Hesiodeischen Dichtungen denkt, zu beurtheilen haben. Es ist diese früher erschienene Ausgabe der Theogonie seiner Zeit ausführlicher in diesen Jahrbüchern (1844 p. 420 ff). besprochen worden; das dort im Allgemeinen über den vom Herausgeber in Kritik und Erklärung eingeschlagenen Weg Bemerkte, gilt eben so sehr auch von dieser Ausgabe und würde sich eben so sehr auch hier durch einzelne Belege nachweisen lassen, wenn diess in Zweck und Bestimmung dieser Anzeige liegen und überhaupt als nothwendig erscheinen könnte. Die unter dem Text befindlichen Noten enthalten die Variae lectiones, an die sich aber auch noch gar manche Nachweisungen solcher Verse, die von Grammatikern oder andern alten Schriftstellern citirt werden, anknüpfen, so wie an einigen Orten selbst ausführlichere, dadurch hervorgerufene, den Sinn und die Auffassung einzelner Stellen betreffende Erörterungen. Darauf folgt Commentarius in Hesiodi Opera ac Dies (mit neu beginnender Seitenzahl, S. 1—183), ganz in ähnlicher Weise eingerichtet, wie der Commentar zur Theogonie, und manches Schätzbare im Einzelnen, überhaupt ein reiches

Digitized by Google

Material für die sprachliche wie für die sachliche Erklärung bringend. Wie bei der Feststellung des Textes der rein conservative Character im Ganzen vorherrscht, so ist auch bei der Erklärung der ruhige und stete Gang eingehalten, der die Gelehrten Hollands aus der ältern Schule von allen gewagten und unsichern, wenn auch unter uns oft als geistreich bezeichneten Erklärungen und Behauptungen, von gewagten Hypothesen, fern gehalten und allen ihren Leistungen einen gewissen soliden Charakter eingeprägt hat. Und diesen wird man auch in dieser Bearbeitung nicht missen, selbst wenn man, wie dies kaum anders sein kann, über Manches im Einzelnen anders urtheilen, Manches, und sogar mit Grund, anders zu erklären sich bestimmt finden mag.

Poetarum Tragicorum Graecorum fragmenta edidit Fridericus Guilielmus Wagner, Volumen III. (Poetarum Tragicorum Graecorum fragmenta exceptis Aeschyli, Sophoclis, Euripidis reliquiis collegit Fridericus Guilielmus Wagner, ph. Dr. ant. litt. in univ. lit. Vratisl. Prof.) εἷς δ'ἀνὴρ οὐ πάντ' ὁρᾷ *Eurip. Phoen. 745. Vratislaviae, impensis Eduardi Trewendt MCCCCXLVIII. VIII. und 367 S. in gr. 8.*

Voll. II., welcher die Fragmente des Euripides enthält, und bereits im Jahr 1844 erschien, ward in diesen Jahrbüchern 1845, p. 143 f. angezeigt und dabei auch die Anlage des ganzen aus vier Bänden bestehenden Unternehmens angegeben. Vor dem Erscheinen des ersten Bandes, welcher die Dichter vor Aeschylus sammt den Fragmenten dieses Dichters und des Sophocles enthalten sollte, ist nun nach Verlauf von vier Jahren der dritte Band erschienen, welcher die Fragmente der übrigen Tragiker enthält, aber damit auch die der voräschyleischen Dichter (welche nach dem früheren Plan dem ersten Bande zugewiesen waren) verbindet, welche Verbindung schon aus dem Grunde passend erscheint, weil wir nun die Fragmente sämmtlicher verlorenen Tragiker in einem Bande zusammengestellt erhalten, während die Fragmente des Aeschylus und Sophocles für sich schon umfassend genug sind, um einen eignen Band (den ersten) einzunehmen. Und da wir von diesen beiden Dichtern bereits Fragmentensammlungen besitzen, so war es, von dieser Seite aus betrachtet, allerdings zweckmässig, erst die übrigen Dichter, von denen nur die bedeutenderen bisher eigene Fragmentensammlungen, meist in Gelegenheitsschriften oder akademischen Dissertationen, erhalten haben, in einer Sammlung vereinigt zu geben, und somit also den dritten Band vor dem ersten erscheinen zu lassen. Es beginnt dann dieser Band mit dem Wenigen, was von Thespis, Chörilus, Pratinas, Phrynichus und Aristias auf uns gekommen ist, wobei auch, wie bei Pratinas, das nicht übergangen ist, was andern Resten, als tragischen, angehören mag; dann folgen: Neophro, Jon (p. 21—48), Achäus (p. 49—73), Agatho (p. 73—83), Philocles, Melanthius, die beiden schwer nach den Fragmenten zu unterscheidenden Astydamas, Jopho, Aristo, Xenocles, Carcinus, Theognis (scheint zweifelhaft; vgl. S. 100 sq.), Critias (blos die dramatischen Fragmente, S. 101—109), Nicomachus, Diogenes, Antipho, Polyidus, Dionysius, Theodectes, Chäremon (S. 127—147), Crates, Pytho, Moschio (S. 151—163), Cleänetus, Dicäogenes, Patrocles, Apollonides, Hippothoo, Timocles, Ecdorus, Serapio,

Digitized by Google

Sosietheus, Lycophro, Alexander Aetolus (zweifelhaft, da die wenigen auf uns gekommenen Bruchstücke auch aus Komödien entnommen sein können; vgl. die Note des Herausgebers S. 176), Philiscus, Sosiphanes, Aeschylus, dessen Amphitruo (bei Athenäus XIII. p. 599 E.) uns ebenfalls etwas zweifelhaft, als Tragödie, erscheint. Ein Tragiker Alcäus wird S. 181 mit Recht verworfen. Nun folgen S. 182—244: Incertorum poetarum tragicorum Fragmenta. Auf diese Zusammenstellung ist sichtbarlich ein besonderer Fleiss verwendet worden, um sie so vollständig als möglich erscheinen zu lassen; eben so auch eine gleiche Sorgfalt auf die Gestaltung des Textes und dessen Erklärung, die bei derartigen Bruchstücken so manchen Schwierigkeiten unterworfen ist, was eben so von der vorausgehenden Sammlung gelten kann, bei welcher die über einzelne Dichter erschienenen Schriften und Fragmentensammlungen, so wie alles Andere, was in andern Schriften dafür geschehen war, zu Rathe gezogen ward; überhaupt ist in der ganzen Behandlungsweise des Textes der einzelnen Fragmente und deren Erklärung derselbe Gang befolgt, der auch im zweiten Bande bei den Fragmenten des Euripides eingeschlagen war, zu welchen hier unter der Aufschrift: Addenda ad Volumen II., noch eine Nachlese gegeben wird, die von S. 277—295 reicht, woran sich S. 297 ein Abdruck der lateinischen Uebersetzung dieser Euripideischen Fragmente von Hugo Grotius anreiht, eben so wie vorher S. 245—276 abgedruckt ist: Tragicorum quorundam fragmenta ab Hugone Grotio sermone latino expressa. Es kann hier nicht der Ort sein, an das Einzelne Zusätze oder Bemerkungen weiter zu knüpfen, wie sie bei der Behandlung eines solchen Gegenstandes unvermeidlich sind, sonst würden wir z. B. gleich bei den Fragmenten des Aristarchus, die uns nur in der lateinischen Bearbeitung seines Achilles durch Ennius nach einigen Versen bekannt sind, an Klussmann's Erörterung dieses Gegenstandes in Jahn's Jahrbb. Suppl. XI. p. 325 ff. erinnert haben, oder (woran es bei einer solchen Arbeit nicht fehlen kann) Einzelnes hervorheben, um es zum Gegenstand einer kritischen oder exegetischen Besprechung zu machen; nur daran wollen wir noch erinnern, dass alle die den Inhalt und Gang der einzelnen Dramen, deren Reste hier zusammengestellt sind, betreffenden Untersuchungen weggefallen sind, um mit der Untersuchung über das Leben und die Wirksamkeit der einzelnen Dichter, welche das vierte Volumen in der Historia critica tragicorum bringen soll, verbunden zu werden. Und auf diese wird auch in diesem Bande mehrmals schon verwiesen, wo die richtige Erklärung und das Verständniss des Einzelnen allerdings an allgemeine Fragen der Art geknüpft ist, wie z. B. S. 103 oder S. 89 bei den Versen des Astydamas, welche den Charakter einer Parabase erkennen lassen, die man doch der Tragödie füglich wird absprechen müssen, während die Zulassung der Parabase im Satyrspiel allerdings möglich bleibt, womit diesem Fragment seine Stellung gesichert ist. Der Herausgeber verspricht nähere Erörterung in der Historia critica tragicorum: er will zeigen, wie das Satyrspiel nach und nach Veränderungen erlitten, durch die es von der Freiheit der ältern Komödie immer Mehr sich in dem Grade aneignete, dass selbst Ausfälle und Angriffe auf einzelne Personen, und zwar unter Nennung ihres Namens, nicht ausblieben. Derartige Erörterungen, zumal über Gegenstände, über welchen noch ein mannichfaches Dunkel schwebt, werden gewiss erwünscht sein.

Digitized by Google

Scylacis Periplus ex recensione B. Fabricii. XII Kal. Martii MDCCCXLVIII. Dresdae, in commissis. H. M. Gottschalcki. 31 S. gr. 8.

Der Herausgeber hat, wie Wenige der jetzt Lebenden, den kleineren griechischen Geographen ein äusserst sorgfältiges Studium zugewendet, wie diess schon früher in der Ausgabe der Periegesis des Scymnus Chius im Jahr 1846 und den dazu gehörigen, zwei Jahre vorher erschienenen Lectiones Scymnianae hervortritt; s. diese Jahrbb. 1846 p. 925; abgesehen von mehreren andern diesen Gegenstand betreffenden, in verschiedenen Zeitschriften niedergelegten Aufsätzen und Abhandlungen. Befähigt daher mehr wie Andere zu Herausgabe dessen, was aus diesem Gebiete noch uns erhalten ist, hat er nun auf die erwähnte Ausgabe des Scymnus hier den unter des Scylax Namen gehenden Periplus in einem besondern, durchaus concreten Abdruck (zugleich als Gratulationsschrift zu dem Geburtstag des Herrn Director Blochmann) folgen lassen, wobei unter dem Text die abweichenden Lesarten der Pariser Handschrift angeführt, eben so am Rande die Seitenzahlen der Hudson'schen Ausgabe bemerkt sind, und am Schlusse unter der Aufschrift Conjectanea, eine Anzahl von Verbesserungen des Textes folgen. Die Frage nach dem Autor selbst konnte hier, wo es sich blos um eine genaue Ausgabe des Textes, also um Kritik, handelte, um so eher wegfallen, als sie vom Herausgeber schon früher ausführlicher an andern Orten verhandelt worden ist, und so weit wir wissen, nichts Erhebliches in der neuesten Zeit bekannt geworden ist, was auf die Lösung dieser Frage einen wesentlichen Einfluss hätte üben können.

Quaestionum Anacreonticarum libri duo. Scripsit Carolus Bernhardus Stark, Dr. phil. et M. A. A. L. L. Lipsiae. Prostat apud Voigt et Fernau. MDCCCXLVI. VIII und 90 S. in gr. 8.

Seit Robortellus und dessen verwerfenden Urtheil über die unter dem Namen des Anacreon auf uns gekommene oder vielmehr unter diesem Namen zuerst durch H. Stephanus publicirte Liedersammlung, hat man, zumal in neuester Zeit, vielfach mit der Frage nach der wahren Beschaffenheit und dem Zeitalter dieser Sammlung sich beschäftigt, welche wenigstens in der Mehrzahl ihrer Bestandtheile, keineswegs bei einiger Aufmerksamkeit als ein Werk des alten Sängers von Teos erscheinen konnte, sondern dem kritisch prüfenden Blicke alsbald die spätere Fassung und Abstammung verrieth. Wenn im Allgemeinen eine solche Ansicht immer mehr Raum gewann, so war man doch im Einzelnen von einer völligen Uebereinstimmung hinsichtlich des Alters wie der Beschaffenheit der einzelnen Lieder noch ziemlich entfernt, indem von manchen Gelehrten der ganze Bestand der Sammlung als unächt verworfen und ihre Abfassung in eine schon ziemlich späte Periode christlicher Zeitrechnung gesetzt, von andern aber doch die Zulässigkeit oder vielmehr Aechtheit einzelner, wenn auch nicht gerade zahlreicher Lieder dieser Sammlung anerkannt ward, um so doch wenigstens Einiges aus dem grossen Schiffbruch zu retten und des Anacreon Namen nicht gänzlich aufgeben zu müssen; wie diess auch von G. Hermann's Aeusserung gelten konnte: „paucissima videntur Anacreontis esse,

Digitized by Google

pleraque multo recentiorum, quaedam etiam plane imperitorum hominum sunt". Um darum hier völlig aufs Reine zu kommen, war nähere Untersuchung nöthig, die desshalb von der Jenaer philosophischen Facultät gestellte Preisfrage, welche die vorliegende Schrift hervorgerufen hat, eine zweckmässige und passende zu nennen; sie fand in dem Verfasser der vorliegenden Schrift einen Bearbeiter, der sie würdig löste, und daraus Veranlassung nahm, seine Arbeit in einer ausgearbeiteren Gestalt dem Publicum zu übergeben. Da die mit eben so viel Gründlichkeit als Sorgfalt im Einzelnen geführte Untersuchung eines in der That sehr schwierigen Gegenstandes zu bestimmten, jenen Ausspruch Hermann's näher motivirenden Ergebnissen geführt hat, so mag es erlaubt sein, den Gang, den der Verfasser dabei genommen, nachzuweisen und im Allgemeinen wenigstens die Resultate anzugeben, welche auf diesem Wege gewonnen worden sind.

Nachdem der Verfasser in einer kurzen Einleitung über den Stand der ganzen Frage das Nöthige bemerkt und die verschiedenen Ansichten der Gelehrten, namentlich der neuern Forscher, über diesen Punkt angetragen hat, folgt die zwiefach getheilte Erörterung des Gegenstandes selbst: „Liber primus. De Anacreonte Anacreonteisque carminibus in universum disputatur", p. 5 bis 45. „Liber secundus. De singulorum carminum Anacreonteorum antiquitate atque pretio". S. 46—90.

Im ersten Buch, das ebenfalls wieder in zwei Capitel zerfällt (I. De Anacreontis carminum Anacreonteorumque interna conditione, cap. II. De textus Anacreonticorum carminum historia, p. 32 ff.), beschäftigt sich der Verfasser zunächst mit Angabe der verschiedenen Poesien, welche das Alterthum ausdrücklich dem Anacreon zuwies, in Verbindung mit dem, was noch vorhandene einzelne, wenn auch schwache Bruchstücke derselben darüber erkennen lassen, um daran dann eine vergleichende Betrachtung über Inhalt und Charakter der vorhandenen, sogenannt Anacreontischen Liedersammlung anzuknüpfen. Die Spuren einer Hymnenpoesie des Anacreon werden zuerst nachgewiesen; sie sind wiewohl ganz sicher, doch nicht umfangreich; dann geht der Verfasser zu den μέλη über, dem eigentlichen Mittel- und Glanzpunkt der Anacreontischen Muse, wobei er den erotischen Charakter dieser Poesie, dem auch die meisten der vorhandenen Fragmente entsprechen, hervorhebt, während die vorhandene Sammlung in den Gedichten, die sie aus diesem Kreise der Poesie enthält, was selbst die von den Grammatikern dazugesetzte Aufschrift (ἐρωτικὸν ᾠδάριον) zeigt, doch eine zu grosse Verschiedenheit in der inneren Haltung und Fassung an den Tag legt, als dass Beides für das Werk eines und desselben Verfassers oder ein und derselben Zeit gelten könnte. Eine andere Classe der ächten Lieder Anacreons bezog sich auf festliche Mahle, Trinkgelage u. s. w., die Gabe des Weins, wie den Geber derselben verherrlichend und zur Heiterkeit bei den Freuden des Mahles stimmend, auch dies ergibt sich noch aus einigen Fragmenten; in der vorhandenen Sammlung gehört bei Weitem die Mehrzahl der Lieder in diese Classe. In wie weit in den Liedern dieser Art (d. h. den ächten des alten Anacreon) auch ein politisches oder moralisches Element enthalten war, lässt sich jetzt nicht mehr angeben, und so auch kein sicheres Urtheil über den Charakter dieser Lieder, namentlich insoweit sie in die Classe der Skolien (letztere werden ja dem Anacreon zugetheilt) gehörten,

Digitized by Google

fällen; dass zwischen dem Ausdruck παροίνια und σκόλια, welcher von derartigen Liedern des Anacreon gebraucht wird, kein anderer Unterschied stattfindet, als der des Allgemeinen und Besondern, insofern erster Ausdruck von allen bei dem Becher gesungenen Liedern jeder Art gebraucht werden kann, während die Skolien eine bestimmte Art, eine specielle Classe solcher Lieder bezeichnen, wird man dem Verfasser S. 8. 9. gewiss nicht bestreiten wollen. Wenig Näheres lässt sich von den Jamben des Anacreon sagen; noch weniger über die Elegien, die ihm von den Alten ausdrücklich beigelegt werden, womit wahrscheinlich seine epigrammatischen Dichtungen gemeint sind. Die verschiedenen Prädicate, welche dem Dichter in Bezug auf seine Poesie beigelegt und desshalb S. 11 vom Verfasser in nähere Betrachtung gezogen werden, bieten im Ganzen wenig Anschlüsse, sobald daraus bestimmte Angaben oder Folgerungen hinsichtlich der practischen Thätigkeit des Anacreon und der Art derselben entnommen werden sollen. Darum wird auch darauf, dass Anacreon einigemahl bei Athenäus σοφός genannt wird, einmal sogar σοφιστής, vom Verfasser mit Recht kein weiteres Gewicht gelegt, indem damit nur der Dichter im Allgemeinen gemeint ist, „quippe qui altiore quadam rerum divinarum atque humanarum cognitione frui videatur“ (S. 10), wobei man wohl an Pindar (Olymp. I., 9) denken kann, bei welchem derselbe Ausdruck schwerlich in einem andern Sinne gebraucht ist. Wie sehr aber der Charakter der in der vorhandenen Sammlung enthaltenen Lieder, der erotischen wie der Trinklieder, von dem verschieden sich darstellt, was in den Bruchstücken ächter Lieder hervortritt, mag man aus der S. 12 ff. eingeleiteten Untersuchung näher ersehen. Ein eigener Abschnitt ist dem Dialekt des Anacreon gewidmet, worüber das, was aus den geringen Bruchstücken ermittelt werden konnte, sich S. 16 ff. in wohlgeordneter Uebersicht zusammengestellt findet; es soll dazu dienen, um weiter zu ermitteln, in welchem Verhältniss der Jonismus des Anacreon zu dem der andern Dichter, Lyriker zumal, wie selbst der Prosaiker steht, und in wie weit auch dorische Formen, wie sie in den Fragmenten ein Paarmal vorkommen, zulässig waren. Hier zweifeln wir jedoch, ob ein genügendes Resultat sich erzielen lässt, denn die auf uns gekommenen Reste sind doch im Ganzen zu dürftig, um darauf ein solches Resultat zu bauen; was aber weiter im Allgemeinen über den dialektischen Charakter der Lieder der vorhandenen Sammlung bemerkt wird, kann nur dazu dienen, den im zweiten Buche an den einzelnen Liedern dieser Sammlung geführten Nachweis des späteren Entstehens derselben zu verstärken; mit Recht macht der Verf. auf die grosse Verwirrung oder vielmehr Vermischung von Formen verschiedener Dialecte aufmerksam, wie sie eben in diesen Liedern jetzt anzutreffen ist, wobei wir übrigens noch die kritische Beschaffenheit dieser Reste in Anschlag bringen müssen, welche vielfach hemmend und erschwerend einer sicheren Bestimmung in den Weg tritt. Ein vierfacher Unterschied würde (nach dem Verfasser S. 21) bei diesen Liedern in dialektischer Hinsicht anzunehmen sein; eine erste Reihe bilden diejenigen Gedichte, welche entweder völlig in jonischem Dialekt geschrieben sind oder doch nur solche attische Formen bieten, die auch in den Fragmenten ächter Lieder vorkommen (4. 5. 7. 8. 9. 10—17. 19—21. 24—26. 29 bis 33. 35. 38 bis 40. 43. 46 bis 48. 50. 53); eine zweite: diejenigen, in welchen ganz attische Formen vorkommen, wie sie in den Fragmenten sich nicht finden, ja solche

Digitized by Google

sogar, die erweislich einer späteren Zeit angehören (1 bis 3. 18. 28. 36. 37. 42. 44. 45. 51); in dritter Reihe kommen diejenigen, in welchen jonische Formen mit dorischen untermischt vorkommen (6. 23. 34. 41. 49. 54.); in vierter das eine Gedicht (22), das ganz im dorischen Dialekt gehalten ist. Auf diese Erörterung lässt der Verfasser noch eine andere, die syntaktischen Verhältnisse betreffend, folgen, wobei er auf manche in dieser Hinsicht hervortretende Eigenthümlichkeiten der vorhandenen Liedersammlung hinweist z. B. die vielen Asyndeta, Einzelnes aus dem Gebrauch der Partikeln u. s. w. und zu dem Resultat gelangt, was (nicht ganz klar) in den Schlussworten dieses Abschnittes folgendermassen ausgesprochen ist: ex his omnibus apparebit sine fructu ne syntacticam quidem genuinorum fragmentorum quamvis brevium Anacreonticorumque rationem comparari. Die zum gleichem Zweck weiter eingeleitete Untersuchung über die Metra macht zuerst auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Metren in den ächten Dichtungen des Anacreon, selbst in dem Wenigen, was uns noch bekannt ist, aufmerksam und verbindet damit auch im Einzelnen den Nachweis, so weit dieser möglich ist, während, wie gleichfalls gezeigt wird, die noch vorhandene Sammlung darin sehr nachsteht, eben so wohl was die Zahl der angewendeten Metra betrifft, als die strenge Beobachtung derselben und der Gesetze der Prosodie. Hier scheint uns ein wesentliches Moment zur Beurtheilung und Entscheidung der ganzen Frage zu liegen; die Sorgfalt, welche der Verfasser sichtbarlich der Erörterung dieses Punktes gewidmet hat, gibt davon ein rühmliches Zeugniss. Auch die Alliteration, von der in diesen Gedichten häufige Anwendung gemacht wird, kommt zur Sprache, der Verfasser will überhaupt in dem öftern Vorkommen derselben ein Zeichen einer schon späteren Zeit erkennen, während für die frühere Zeit die Alliteration auf mässige Fälle sich beschränkt, was man gern zugeben wird, zumal da in den Stellen älterer Schriftsteller, wo sich dieselbe findet — wir erinnern nur an die Stellen des Hesiodus und Herodotus — ein absichtlicher Grund nicht immer mit Bestimmtheit nachzuweisen ist; überhaupt scheint Wesen und Charakter der griechischen Sprache wie auch der römischen der Alliteration nicht besonders günstig, ohne dass damit jedoch die Erscheinung selbst in Abrede zu stellen wäre. In den Thesen der gleich anzuführenden Inauguralschrift des Verfassers finden wir folgenden Satz unter Nr. V: Alliterationem quae dicitur et versus consonantes non Germanicis demum linguis in poesia introductos esse neque a Graecorum neque Latinorum lingua abhorrere. Mit der Paronomasie verhält es sich anders.

In dem nächsten Abschnitt über die Geschichte des Textes der Anacreontischen Gedichte wird der Satz vorangestellt, dass diese Gedichte nicht auf eine blos mündliche Ueberlieferung sich stützen, sondern von dem Dichter selbst schriftlich aufgezeichnet und so allerdings weiter auf die Nachwelt verpflanzt worden. Man wird diesem Satze schwerlich ernstliche Bedenken entgegenhalten können. Wenn aber der Verfasser weiter geht und mit Bezug auf den Aufenthalt des Anacreon zu Teos, Samos und Athen verschiedene Sammlungen oder Ausgaben der Lieder dieses Dichters, und zwar zunächst drei nach den drei eben genannten Orten, anzunehmen geneigt ist, so scheint uns diess, bei dem Mangel irgend einer Begründung mittelst irgend eines Zeugnisses oder einer Beweisstelle, zu kühn und gewagt, wiewohl eben die öftere Anwendung dieser

Digitized by Google

Lieder und die dadurch hervorgerufene Verbreitung derselben gewiss schon frühe in den Text manche Veränderung gebracht, welche auf Fixirung des Textes in bestimmten Ausgaben hinführen konnte; und doch fehlt uns jeder weitere Grund, hier in ähnlicher Weise, wie diess z. B. bei Homers Gedichten der Fall war, verschiedene, durch lokale oder andere Verhältnisse hervorgerufene und durch eine gewisse Eigenthümlichkeit bestimmte Sammlungen und somit auch verschiedene Ausgaben oder Recensionen vor der Alexandrinischen Zeit anzunehmen, in die wir lieber die ganze Anlage der Sammlung, die Anordnung und Abtheilung der einzelnen Lieder nach fünf Büchern (zu welcher letzten Annahme auch der Verfasser geneigt ist) verlegen möchten. Dass Textesgestaltung wie Erklärung die ersten Gelehrten Alexandria's vielfach und ernstlich beschäftigte, sehen wir aus den wenigen Notizen, die S. 34. 35 der Verfasser zusammengestellt hat; um so beklagenswerther ist der Verlust, den man selbst in frühere Zeiten zu verlegen versucht wäre, wenn nicht die christlichen Dichter, welche Hymnen in anacreontischen Metren gedichtet, oder, wie diess ja später bei Virgil und im Mittelalter auch bei Horatius und Andern der Fall war, in die Formen anacreontischer Poesie ihre heiligen Gesänge einkleideten, auf ein Vorhandensein, ja Verbreitetsein der ächten, alten Lieder des Anacreon einen Schluss zu machen erlaubten. Dass Terentianus Maurus die letzten nur von Hörensagen kannte, geht allerdings aus einer Stelle seiner versificirten Metrik hervor: allein daraus wird schwerlich ein Schluss auf das nicht mehr Vorhandensein dieser Gedichte zu ziehen sein, zumal wenn man die Beschränktheit dieses lateinischen Grammatikers bedenkt, dessen Zeitalter sich, mit Niebuhr und Lachman, schwerlich vor das Ende des dritten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung wird setzen lassen; denn der bemerkte Gebrauch anacreontischer Poesie für christliche Zwecke gehört mehr einer späteren Zeit an, der wir wahrscheinlich dann auch zu einem grossen Theil die Versuche auf diesem Gebiete der Poesie, welche jetzt als anacreontisch gelten und allerdings in ihrer ganzen Fassung und Zusammensetzung ältere Grundlagen, auf denen sie ruhen, nirgends verkennen lassen, zuzuweisen haben. Bekanntlich beruht die schriftliche Ueberlieferung der vorhandenen Sammlung auf einer einzigen Handschrift, welche einst mit der der griechischen Anthologie verbunden war, davon aber losgerissen ward und in Folge dessen auch nicht mit dieser Handschrift der Anthologie nach Heidelberg in die alte Heimath zurückgekehrt ist; denn dass H. Stephanus bei seinem ersten Abdruck keine andere Handschrift vor sich hatte, als eben diese oder höchstens eine Abschrift derselben, scheint uns ziemlich sicher. So wird die Anlage der jetzt vorhandenen Sammlung auf eine spätere, wenn auch gleich noch über das zehnte Jahrhundert, in das die Handschrift selbst verlegt wird, zurückgehende Zeit führen, in welcher noch ältere Sammlungen vorlagen, in denen allerdings alte ächte Gedichte des Anacreon neben den in dessen Weise, im Sinne und Geist des alten teischen Sängers, jedoch später gedichteten oder ihm nachgebildeten Liedern eine Stelle gefunden haben. Eine in ähnlicher Art angelegte Sammlung solcher anacreontischen Lieder einer spätern christlichen Zeit, die sich, aber nicht mehr vollständig, in einer römischen Handschrift findet, deren Kunde durch A. Mai im vierten Bande des Spicilegium Romanum uns vermittelt worden, kann nur zur Bestätigung dienen, weshalb wir bitten, die vom

Digitized by Google

Verfasser über diese Sammlung und deren Bestand gemachten näheren Mittheilungen S. 40 ff. nachzusehen.

Nach diesen umfassenden Erörterungen über den wahren Bestand anacreontischer Poesie und deren Verhältniss zu der noch jetzt unter Anacreon's Namen vorliegenden Sammlung wendet sich der Verfasser im zweiten Buche zu der genauen Prüfung der einzelnen Bestandtheile derselben, um auf diesem Wege das im Allgemeinen schon aus der vorausgegangenen Untersuchung im ersten Buch sich ergebende Resultat im Einzelnen, an den einzelnen Liedern, wie sie jetzt in der Sammlung sich finden, nachzuweisen. Zu diesem Zweck theilt er dieselben nach dem Inhalt in zwei Klassen, von welchen die eine solche Gedichte enthält „quae in declarando poetae sensu atque excitanda animorum hilaritate versantur", die andere solche, „quae ad epigrammatum idylliorumque naturam accedunt", und so zerfällt denn dieses Buch in zwei Kapitel, in welchen die in eine jede dieser beiden Klassen einschlägigen Gedichte im Einzelnen näher geprüft und untersucht werden. Wir können hier natürlich nicht in eine specielle Prüfung dieser Prüfung uns einlassen, welche vom Verfasser durchweg mit aller Gründlichkeit und Schärfe einer Detailforschung, die Nichts, was nur entfernt zum Gegenstande gehört, übersieht, geführt ist; wohl aber wollen wir, da der Raum ein näheres Eingehen in das Detail nicht verstattet, wenigstens die Ergebnisse anführen, zu welchen der Verfasser auf diesem Wege seiner kritischen Prüfung gelangt ist; wenn auch im Einzelnen hier und da, und zwar über Nebenpunkte (wie diess in der Natur derartiger Forschungen liegt) eine andere Ansicht sich geltend machen liesse und die Darstellung noch einer weiteren Ausführung Raum geben sollte, so halten wir doch im Allgemeinen diese Ergebnisse für befriedigend und von der Art, dass schwerlich bedeutende Einwendungen dagegen erhoben werden dürften. In wieweit diese Ergebnisse mit dem Resultat einer über denselben Gegenstand unlängst zu Paris erschienenen Abhandlung (Thèse) übereinstimmen, kann Referent nicht angeben, da ihm diese Abhandlung nur dem Titel nach bekannt ist: Colincamp: De aetate carminum Anacreonticorum, Paris 1848 in 8.

Dieses Endergebniss lautet, nach der vom Verfasser selbst am Schlusse seiner Untersuchung S. 90 aufgestellten Uebersicht, folgendermassen: I. ächte Gedichte des alten Anacreon scheinen nur die jetzt mit den Nummern 17, 38 und 43 (in Fischer's Ausgabe) oder mit den Buchstaben γ', μέ, und λβ' (bei Mehlhorn) bezeichneten Gedichte zu sein. Eine zweite Klasse bilden diejenigen Gedichte, die zwar anacreontischen Inhalts sind, aber in veränderter Form, oder den ächten (in einzelnen Bruchstücken noch bekannten) Liedern des Anacreon nachgebildet sind: 1, 2, 4, 6, 12, 13, 14, 21, 22, 23, 26, 34, 37, 42, 46, 47, 50 oder κγ', κδ'. λ, μά', θ', ια', ιθ', ιζ' [21, 22] λέ, μζ', μθ', μ, νζ', λζ', νέ. Als unächt, jedoch der Blüthezeit griechischer Literatur nicht sehr fernstehend, werden die folgenden drei Gedichte, welche mithin eine dritte Klasse bilden, bezeichnet: 11, 16, 28 oder ς', κζ', ιέ; einer vierten Klasse fallen diejenigen Gedichte zu, welche in das Zeitalter des Julianus und Justinianus gehören, auch meist epigrammatischer Art sind: 3, 6, 7, 9, 10, 19, 30, 32, 33, 35, 40, 44, 45, 52, 53, 55, fr. 1, oder: λά', μά', κθ', ιδ', ί, κά', ιθ', ιγ', κέ, νβ, λγ'. κη', κζ', νη', νγ' und νδ' [53], κζ' fr, α'. Die fünfte Klasse befasst Gedichte, welche nach dem Muster anacreontischer Lieder gedichtet, im Metrum

Digitized by Google

schon nachlässiger gehalten sind: 15, 20, 25, 27, 29, 31, 36, 39, 49, 54 oder ζ', λβ', μγ', ξνς', ις', ή', ', μη', κδ', να'; eine sechste solche Gedichte, die wegen der prosodischen Aenderungen nur dem siebenten oder achten Jahrhundert beizulegen sind; 8, 51, 62, fr. II. oder λε', νς', ξδ', ιζ'. Endlich die sechste Klasse mit Gedichten in politischen Veesen, die ins neunte oder zehnte Jahrhundert herabzusetzen sind: 18, 24, fr. III. oder δ', λη', λθ'.

An diese Schrift reihen wir noch eine andere desselben Verfassers an, die einen in das Gebiet der Götterlehre wie der Kunstgeschichte einschlägigen Gegenstand behandelt und mit gleicher Gründlichkeit und Vollständigkeit zu einem Abschluss zu bringen sucht:

De Tellure dea deque ejus imagine a Manuele Phile descripta. Dissertatio, quam publice defendet auctor Carolus Bernhardus Stark, Jenensis etc. Jenae, typis Friderici Fromann. MDCCCXLVIII. 48 S. in gr. 8.

Die äussere Veranlassung zu dieser gediegenen Inauguralschrift gab ein vom Verfasser während seines Aufenthalts zu Rom in einer der dort befindlichen Handschriften (Codex Vaticanus Nr. 1126) des Manuel Philes entdecktes kleines Gedicht dieses spätern Byzantiners auf ein Gemälde der Γῆ, welches im Pallast zu Byzanz befindlich, für ein Werk des Apelles ausgegeben ward, sowenig auch diess in der That, nach den vom Verfasser gegebenen Erörterungen, glaublich erscheint. Indessen das Gemälde selbst muss jedenfalls zur Zeit des Manuel Philes existirt und selbst Gegenstand einer grösseren Aufmerksamkeit, als ein noch aus guter alter Zeit stammendes Gemälde, gewesen sein. Der Verfasser theilt den Text dieses aus vierzig jambischen Trimetern bestehenden Gedichtes mit und verfehlt nicht, Einzelnes im Texte zu berichtigen, Anders aber in der daran geknüpften Erörterung zu erläutern, was bei der bekannten Ausdrucksweise dieses späteren Dichters wohl nothwendig war. Auf diesen ersten Abschnitt folgt ein zweiter, welcher Alles zusammenstellt, was über die Verehrung einer Gäa in den Schriften der Alten vorkommt, während ein dritter der bildlichen Darstellung dieser Gottheit gewidmet ist und ebensowohl die Nachrichten der Alten von solchen bildlichen Darstellungen bespricht, als auch dasjenige vorzeichnet, was von derartigen Darstellungen noch aus den verschiedenen Gebieten der Kunst auf uns gekommen ist. So ist, was bei keiner Untersuchung aus dem Kreise der alten Götterkunde versäumet werden sollte, auch die archäologische Seite berücksichtigt, da keines von dem andern füglich getrennt werden kann; und möchten wir nur noch öfters solche Monographien über die einzelnen, in den Religionen des Alterthums, zunächst der Griechen und Römer, vorkommenden Gottheiten erhalten, es würde dann das in der neuesten Zeit etwas zurückgetretene Studium der Mythologie und Symbolik nach und nach eine sichere und verlässigere Basis erhalten, als diess bisher der Fall war, wo man die entgegengesetztesten Wege einschlug und darum auch zu so entgegengesetzten Resultaten gelangte, welche die religiösen Anschauungen der Völker des Alterthums bald zu den höchsten philosophischen Erkenntnissen hinaufsteigerten, bald sie zu reinen Aeusserlichkeiten, die alles tieferen Gehaltes entbehren, heruntersetzten. Wir wollen diese Betrachtung nicht weiter fortsetzen und nur erwähnen, wie der Verfasser bei seiner im zweiten Kapitel, wie be-

Digitized by Google

merkt, über die Gäa und ihren Cult geführten Untersuchung von Homer und Hesiodus seinen Ausgangspunkt nimmt und daran den homerischen Hymnus knüpft, dann aber zu Aeschylus sich wendet, dessen Aeusserungen jedoch auch hier, wie wir wenigstens glauben, keineswegs als reiner Ausdruck des Volkscultus oder vielmehr der in diesem herrschenden Ansicht gelten können, sondern offenbar schon an eine andere, diesem fernerstehende, philosophische Auffassung, wie sie überhaupt diesem Dichter eigen ist, hinstreifen. Dass die olympische Gäa, zu der sich nun der Verfasser wendet, nur aus der Beziehung und Stellung zu dem olympischen Zeus sich wird deuten lassen, mag unbestritten sein; und wenn sonst in dem Cultus der Hellenen die Gäa keine besondere Stelle einnimmt, so mag das mit daraus zu erklären sein, dass der ihr zu Grunde liegende Begriff in einer Reihe anderer Gottheiten hervortrat, die durch lokale oder politische Bedeutung hervorragten und dadurch in dem Cultus der einzelnen Staaten eine angesehene Stellung einnahmen, vermöge welcher eben ein eigentlicher Cult der Gäa in den Hintergrund trat. Was weiter über die Gäa, über ihr Verhältniss zu andern Gottheiten, über ihre Auffassung, namentlich als Mutter, in verschiedenen Stellen der Alten vorkommt, wird vom Verfasser sorgfältig zusammengestellt, ebenso was über die ihr zustehende prophetische Kraft, die sie mit andern Gottheiten, bei welchen ähnliche Beziehungen zu Grunde liegen, theilt, aus einigen Angaben und Epithetis hervorgeht. Eine Zusammenstellung aller Nachrichten über die Orte, wo ein bestimmter Cultus der Gäa stattfand, beschliesst den Abschnitt. Der nun folgende dritte Abschnitt (S. 25 ff. De Gaeae imaginibus) bespricht, wie wir schon angedeutet, die bildlichen Darstellungen der Gäa, mit Einschluss der auf Vasen, Gemmen und dergleichen vorkommenden, in einer Weise, welche diesem Abschnitt die besondere Aufmerksamkeit der Archäologen zuwenden muss.

Apollon, der Heilspender. Festprogramm zu Winckelmanns Geburtstage am 9. Dec. 1841, von Dr. Laurenz Lersch (Professor in Bonn). Bonn, 1841 bei Adolph Marcus. 22 S. in gr. 4.

Wie zu der eben besprochenen Schrift über die Gäa das Auffinden eines Ineditums die äussere Veranlassung gab, so hier zu einer ähnlichen Monographie über den Apollo der Fund einer kleinen übersilberten Erzstatue dieses Gottes, welcher im Frühling 1841 auf dem Felde, eine Stunde von Trier bei dem Dorfe Ruver geschah; jetzt befindet sich dieselbe im Museum der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier, aber eine genaue Abbildung in natürlicher Grösse ist auf einer Steindrucktafel dieser Schrift beigefügt. Die ganze Arbeit lässt auf einen geschickten Künstler und eine noch gute Periode der Kunstübung schliessen; die Vermuthung des Verfassers (S. 18), es möchte dieselbe dem Anfang des zweiten oder dem Ende des ersten Jahrhunderts angehören, erscheint nicht unbegründet. Die Gestalt des Gottes ist nackt, die Glieder sind schlank, von dem Haupte wallet lockiges Haar herab, das von einem dichten Lorbeerkranz umschlossen ist. Den rechten Arm streckt der stehend gebildete Gott aus, wie wenn er einen Gegenstand in der Hand getragen: einen Zweig, und zwar einen Lorbeerzweig, wie der Verfasser S. 9 vermuthet, der aus dieser Annahme

Digitized by Google

mit einen Hauptgrund entnimmt, in diesem Apollo den Heilspender, σωτήρ oder salutaris, conservator, wie er auf Münzen und in Inschriften heisst, zu erkennen, indem diesem, bei aller Freiheit in Stellung und Bekleidung, ein zweifaches feststehendes Attribut in dem Lorbeer und in der Lyra zukomme. Aber auf dieses Ergebniss beschränkt sich der Verfasser keineswegs; er hat vielmehr Veranlassung genommen zu weiteren mythologischen und kunstgeschichtlichen Erörterungen, wofür man ihm nur höchst dankbar sein kann. Zu den letztern gehört die ausführliche Erörterung S. 4—8 über das Ueberziehen der Stoffe mit Gold- und Silberblech, welches schon frühe im Orient vorkommt, und vom Verfasser bei den Hebräern, Aegyptern und Persern, ebenso wie bei Griechen und Römern nachgewiesen wird. Einen grossen Theil der Schrift nimmt aber eine Erörterung ein, welche über die verschiedenen bildlichen Darstellungen und Auffassungen des Apollo, je nach den verschiedenen, durch verschiedene Beinamen und Attribute ausgedrückten Beziehungen desselben sich verbreitet und hier uns den ganzen Entwickelungsgang, den die Kunst genommen, von den rohesten Formen an, wo die Menschengestalt noch nicht einmal ausgeprägt war, bis zu dem vollendeten Apolloideal, überblicken lässt. In den Reihenfolgen apollinischer Darstellungen erscheint zuerst der Apollo Agyieus oder Thyräos, als Spitzpfeiler, als Pyramide oder Säule anfänglich dargestellt; dann der Apollo Karneios, der amykläische, bei welchem die alte Säulenform noch überwog, insofern nur Kopf, Hände und Füsse aus derselben hervortreten; der Apollo Philesios oder Didymäos; man sieht, wie nun der Fuss sich immer mehr hebt zu schreitender Bewegung, die Hände ebenso vom Körper sich immer mehr ablösen und ausstrecken, um darauf heilige Attribute, vornehmlich Thiere zu tragen, wie alsbald bestimmte Attribute, Bogen und dergleichen zugelegt werden. Es folgt der Apollo Delios, der A. Smintheus, der A. Lykaios, der A. Pythios, der A. Sauroktonos und zuletzt der Apollo Soter, dessen Darstellung der Verfasser in der aufgefundenen Statuette erkennt. Auf diese Weise erhalten wir einen bestimmten Cyclus Apollinischer Darstellungen, welcher vom Verfasser mit eben so grosser Klarheit als Vollständigkeit im Einzelnen durchgeführt ist, und nur den Wunsch hervorrufen kann, vom Verfasser noch öfters ähnliche Darstellungen zu erhalten.

Das Unterrichtswesen in Frankreich, mit einer Geschichte der Pariser Universität von Ludwig Hahn. Breslau 1848. Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung. (L. F. Maske). XVI und 746 S. gr. 8. in zwei Abtheilungen.

Der Verfasser beabsichtigte mit diesem Werke eine „allseitige, vollständige und treue Darstellung der französischen öffentlichen Unterrichtseinrichtungen und Methoden zu geben", er bescheidet sich, abgesehen von einzelnen in das Ganze eingestreuten kritischen Betrachtungen und eigenen Ideen über Pädagogik, „die Bedeutung seines Unternehmens auf die Mittheilung eines vollständigen Materials einzuschränken" (S. VI.). Wir erhalten demnach hier eine, durch eine historische Uebersicht des frühern Unterrichtswesens in Frankreich eingeleitete, umfassende Darstellung des gesammten Unterrichtswesens nach seinem dermaligen Bestand (d. h. vor dem Ausbruch der Februarrevolution, die übrigens

Digitized by Google

kaum Etwas daran geändert hat), wobei der Verfasser nicht sowohl von dem Wunsche einer Benutzung französischer Einrichtungen für die Förderung des deutschen Unterrichtswesens geleitet war — denn das unmittelbar Nachzuahmende, dürfte nach seinem, wie auch nach des Ref. Ermessen nur sehr Weniges sein — als vielmehr von dem Wunsche, einer gründlichen Belehrung und „der allgemeinen pädagogischen Erleuchtung förderlich zu sein, wäre es auch hie und da nur durch den Aufschluss über die darin schon zu Tage liegenden traurigen Resultate mancher sich in Deutschland erst versuchenden Tendenzen in Methode und Leitung des öffentlichen Unterrichts". Und allerdings kann eine so gründliche, aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung des gesammten Unterrichtswesens und aller darauf bezüglichen Einrichtungen eines Nachbarvolkes, mit dem wir in so vielen Berührungen stehen, das namentlich auf dem Gebiete der Politik und aller dahin zielenden Fragen, unter welchen jedoch die Unterrichtsfrage anerkannt eine der wichtigsten ist, so vielen unserer Landsleute als Muster und Orakel gilt, für uns eben so belehrend und nützlich sein, als sie anderseits geeignet ist, uns die Augen zu öffnen über unsere eigenen Zustände und das jetzt von vielen Seiten erhobene Geschrei nach einer Aenderung oder, wie man es zu nennen beliebt, Reform unseres Unterrichtswesens, des niedern wie des höhern, das zur Selbstständigkeit gelangen, d. h. (richtig verstanden) der bureaukratischen Omnipotenz des Staats immer mehr unterworfen werden soll, wie diess gerade in Frankreich, und hier nicht zum Vortheil einer wahren Bildung und Wissenschaftlichkeit, der Fall ist. Wohl mag man sich an dem Bilde, wie es hier in seiner ganzen Vollständigkeit vom Verfasser vorgelegt ist, spiegeln; man wird dann auch seine Ueberzeugung theilen, dass es jetzt mehr als je gilt, „die humanistischen Bestrebungen einer freien Geistesbildung" zu wahren und zu erhalten gegenüber dem unlautern Realismus, der uns um alle Früchte dieser höhern Geistesbildung zu bringen sucht; dass es jetzt mehr als je darauf ankomme, „das Panier einer gediegenen uninteressirten geistigen Entwickelung hoch zu halten gegen die übertriebenen unverständigen Ansprüche socialer Nivellements", und dass es „jetzt mehr als je Pflicht der Schulregierung, Pflicht aller derer, welche einen Einfluss auf die Gemüther üben, sein wird, die Gesellschaft von dem wuchernden Materialismus zu geistigerem Streben zurückzuführen". Eine solche Ueberzeugung wird sich unwillkührlich einem Jeden aufdrängen, der mit einiger Aufmerksamkeit die Erscheinungen und Tendenzen unserer Zeit verfolgt, aber wir erwarten nicht, wie dies der Verfasser in dem ersten, vor der Februarrevolution niedergeschriebenen Vorwort zu glauben geneigt ist, Förderung jenes geistigen Strebens von einem zukünftigen, engen Anschluss Frankreichs und Deutschlands als der besten Gewähr für einen ruhigen, sichern Fortschritt der europäischen Civilisation; die Geschichte, so weit wir sie rückwärts verfolgen können, scheint dawider zu sprechen; und eben so wenig erwarten wir einen Erfolg von einem Bestreben, welches uns, wenn wir bei der Beobachtung des fremden Erziehungswesens wenig Hoffnungsvolles entdecken, antreiben sollte, „dem an sich so glücklich ausgestatteten Nachbarvolke in brüderlicher Wechselwirkung den sittlichen Ernst und die Weisheit mitzutheilen, welche sich bei uns in dem Werke der öffentlichen Erziehung reiner erhalten haben". Schwerlich würden unsere westlichen Nachbarn sich geneigt finden, solche Mittheilungen bei sich aufzunehmen.

Digitized by Google

Die erste Abtheilung des Werkes gibt einen Ueberblick der Geschichte des öffentlichen Unterrichts in Frankreich von den ältesten Zeiten an, d. h. von der ersten Gründung von Klosterschulen und dem durch Karl den Grossen und seine Nachfolger eingeführten Unterricht an, durch das Mittelalter hindurch, bis zur französischen Revolution und der daraus hervorgegangenen Stiftung der Universität Frankreichs durch Napoleon (S. 1 — 136). Die zweite Abtheilung gibt darauf ausführlich den ganzen gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts nach seinen verschiedenen Branchen und allen den hier bestehenden Einrichtungen. Das erste Buch enthält die allgemeine Verwaltung der Universität, das zweite Buch den Primärunterricht oder das Volksschulwesen, das dritte den Secundärunterricht oder die Gymnasien, das vierte den höhern oder Facultätsunterricht, also das, was wir die Hochschule oder Universität zu nennen pflegen, denn auch hier ist Alles streng nach gesetzlichen Vorschriften und Bestimmungen geregelt; die höhern Specialschulen (wie z. B. die polytechnische) sind ebenfalls in diesen Abschnitt mit eingeschlossen, an den sich im sechsten Buch eine geschichtliche Darstellung der in neuester Zeit um die Unterrichtsfreiheit geführten Kämpfe in Frankreich anreiht.

Diess ist die Eintheilung des Werkes, welches auf diese Weise allerdings geeignet ist, eine vollständige Erkenntniss des gesammten Unterrichtswesens in Frankreich zu geben; wie dies bei keinem andern uns bekannten Werke über diese Gegenstände in gleicher Ausdehnung, Vollständigkeit und Genauigkeit der Fall ist. Es kann mithin dasselbe einem Jeden, der über das französische Unterrichtswesen im Ganzen oder auch über einzelne Theile oder Seiten desselben sich belehren will, aufs Beste empfohlen werden. Das Schlusswort des Verf. S. 741 ff., bedarf kaum einer weiteren Empfehlung; denn es spricht hinreichend durch sich selbst und die darin ausgesprochenen Ansichten und Wünsche des Verfassers in Bezug auf Unterricht überhaupt und dessen Verhältniss zu den zerstörenden Tendenzen unserer Zeit, namentlich zu dem, was er die Veräusserlichung des Lebens nennt und als Hauptquelle der traurigen und beschämenden Erscheinungen unserer Tage] bezeichnet; von dieser Veräusserlichung das allgemeine Bestreben zurückzurufen, das Leben also wieder zu verinnerlichen, zu vergeistigen, scheint ihm die nächste Aufgabe der Erziehung zu sein, und wenn hier allerdings der häuslichen Erziehung und dem in dieser wirkenden geistigen Einflusse ein grosser Theil der Aufgabe anheimfällt, so hat doch auch gewiss die Schule ihrerseits wesentlich zur Lösung dieser Aufgabe mitzuwirken. Sie wird dies aber, nach dem Verfasser, nur dann zu thun im Stande sein, wenn sie sich bestrebt, „den Humanismus als vollständigstes, sicherstes System der geistigen Vorbereitung rein durchzuführen", und eben so auch zugleich es sich zur Pflicht macht, die Gesellschaft über den Werth dieses wahren Humanismus auf jede Weise aufzuklären und von der hohen Wichtigkeit desselben zu überzeugen. So würde der Humanismus damit sein weiteres Ziel erreichen, die Gesellschaft, in der durch ihn das geistige Leben reger geworden, auch den sittlichen und religiösen Ideen wieder zuzuführen, die in Folge jener Veräusserlichung des Lebens, wie sie sich in den materialistischen Richtungen kund gibt, immer mehr dem allgemeinen Bewusstsein zu entschwinden drohen, das dadurch um allen festen Halt gebracht ist. Man wird diesen hier] weiter ausgeführten Ansichten und Betrachtungen nur allgemeine Beherzigung und Beachtung wünschen können.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart, von Dr. Carl Georg Bruns, Professor in Tübingen. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Der Unterzeichnete hat lange vorausgesehen, dass die im neunzehnten Jahrhundert erwachte Bestrebung, Alles auch in materieller Hinsicht auf das römische Recht zurückzuführen, eine verkehrte sei, dass das römische Recht nur die Universalität habe, eine abstracte Technik für die Rechte aller Nationen zu gewähren, damit für alle Völker eine einzige Rechtssprache sei — so dass das römische Recht da jus gentium aber nur in formeller Hinsicht, das Recht formeller Begriffe ist: er hat eingesehen, dass theils die Philosophie unserer Tage, was namentlich der sogenannten historischen Schule in Deutschland vorzuwerfen ist, theils die germanistische Beimischung des Materials im Wege des materiellen Naturrechts oder materiellen Begriffsrechts, welches als usus modernus anzusehen sei, die verführenden Künste unserer Wissenschaft sind: er hat bemerkt, dass neben der Geschichte ein Recht der Gegenwart sein müsse — keine sogenannten Pandecten, kein deutsches gemeines Privatrecht (beides sind nur Theorien), sondern wo ein Gesetzbuch nicht besteht, die andern unmittelbar geltenden Quellen des Particularrechts: und er freut sich, in unserer so furchtbar erregten Zeit, dass der Geist auch hier seinen Durchbruch feiert, und zwar

1) indem sich die Geschichte des Mittelalters und daraus die Geschichte der Gegenwart bildet,

2) dass selbst Germanisten einsehen, wie das gemein deutsche Privatrecht nur die letzte Periode in der geschichtlichen Auffassung des germanistischen Rechts sei, dagegen das wirklich praktische in den Particularrechten liege:

und zur Nachweisung dieser Ansichten führen wir in der ersten Beziehung das eben zu recensirende Buch, in der andern Beziehung aber das deutsche Privatrecht von Gerber und die von demselben vorausgegangene Dissertation, sowie die vielen particularrechtlichen Sammlungen der neuesten Zeit über sächsisches, mecklenburgisches und würtembergisches Recht an.

Dass wir damit nicht erst heute so denken, hätte schon unser Hand-

Digitized by Google

buch über das römische Recht und sofort die Geschichte des Rechts im Mittelalter, ganz in diesem Sinne bearbeitet, nachweisen können. Der Verf. hat auch vor einigen Semestern angefangen, eine Geschichte des Rechts seit dem sechsten Jahrhundert bis auf unsere Zeit zu lesen, und darin namentlich auf die Bearbeitung des Rechts aufmerksam zu machen. Diese Vorlesung war ihm dann nicht eine blosse Literärgeschichte, wie man sie bei Savigny findet, sondern eine Entwickelung der Geschichte des Rechts selbst.

Es ist übrigens sehr schwer, von einer solchen Rechtsgeschichte des Mittelalters zu sprechen. Sie ist in der That die Dogmengeschichte für unsere Zeit. Vorarbeiten dazu hat man gar nicht, und sie müssen auf einem doppelten Standpunkte erst versucht werden:

1) indem man in einer allgemeinen Rechtsgeschichte, welche über alle Rechtslehren geht, bemüht ist, den höheren Standpunkt der Wissenschaft zu zeigen, und zwar nicht blos der Civilrechtswissenschaft, sondern der Gesammtrechtswissenschaft. Darauf hat der Verf. sein Werk über Rechtsgeschichte des Mittelalters berechnet,

2) indem man anfängt, einzelne Rechtslehren zu bearbeiten, und in dieser Richtung kommt das Buch in Betracht, welches wir mit grosser Freude begrüssen, obgleich wir in manchen Einzelnheiten mit dem Verf. nicht einverstanden sind.

Vor Allem vermissen wir an diesem Buche, welches eine Detaillehre zum Gegenstande hat, einen Blick auf die Hauptbegründung derselben. Die Römer haben wohl von jeher zum Eigenthume, dessen Umfang in Beziehung auf jeden Körper unbeschränkt war, eine sehr solide, blos auf Privatverhältnisse sich beziehende Begründungsart vorausgesetzt, deren letzte Sicherheit in der Verjährung ruhte: ihm gegenüber ist der Besitz vielleicht ursprünglich nur in prozessualischer Richtung entstanden, d. h. um die Parteien zu unterscheiden, d. h. denjenigen festzustellen, welcher die Sache vor der Hand behalten solle, während der Gegner den schwierigen Eigenthumsbeweis zu führen hatte, was denn natürlich auch ausser dem Prozesse und lange vor der vindicatio selbst seine Bedeutung äussern musste, also, dass jede Störung des Zustandes an der Sache folgenreich war. An diese Verhältnisse konnten die Deutschen nicht denken, weil sie ihr Recht von der Volksverleihung, welche bei Liegenschaften und Rechten in concreto stattfand, ableiteten, und die römische probatio diabolica nicht verlangten: daher hatten sie auch die Annahme des Besitzes nicht nöthig, und die Gewer ist daher weder mit dem römischen Besitze, noch mit dem römischen Eigenthum zu vergleichen. Warum nun

Digitized by Google

aber im deutschen Rechte den Besitz neben dem Eigenthum dennoch angenommen hat, wäre vor Allem zu untersuchen wichtig gewesen, und hierin hätte das canonische Recht in seiner vermittelnden Tendenz den Schlüssel geboten. Dagegen hat der Verf. lediglich angenommen: das römische Recht habe nur einen Sachenbesitz und keinen Besitz der Rechte gekannt, und diesen nur auf ein paar Beziehungen angewendet; während das canonische Recht den Besitz der Rechte an die Spitze seines Systems gestellt habe. Wenn dieses auch wahr wäre, so hätte es nicht nur besser deducirt werden sollen, sondern es hätte auch noch dargethan werden müssen, dass die juris quasi possessio des römischen Rechts auf den Besitz der Rechte durch die Wissenschaft nicht ausgedehnt worden sei — was dem Verf. unseres Buches auf keine Weise gelungen ist.

Die zwei ersten Abschnitte des Buches „Ueber das römische und byzantinische Recht und über die Glossatoren" sind eigentlich nur Einleitung; allein wir sind mit dieser Darstellung wohl zufrieden, wenn wir auch mit manchem Einzelnen nicht übereinstimmen können, z. B. mit dem §. 5 des ersten Abschnittes, weil, wenn auch in alter Zeit des Besitzes wegen condicirt werden konnte, dieses seit Diocletian und Maximian aufhören musste, weil die ordentlichen und ausserordentlichen Rechtsmittel (Interdicte) denselben Standpunkt hatten, und man selbst die Entschädigung hier sicherer mit der actio in factum gelten machte. Die eigentliche Richtung des Werkes fängt mit dem dritten Abschnitte, dem canonischen Rechte, an. Hier bedauern wir vor Allem, dass der Verf. blos zu seinem singulären Zwecke das canonische Recht in die Hand genommen, und dessen höheren Standpunkt auf keine Weise anschaulich gemacht hat, insbesondere aber auch nicht für unsern besondern Zweck die Rücksicht, welche das canonische Recht auf den germanischen Rechtszustand nehmen musste. Unzusammenhängend mit dem dritten Abschnitte kömmt etwas Aehnliches über die Sache „die Beschützung des factischen Zustandes in der Zeit des Faustrechts und der Uebermacht gewisser Stände" im Anfange des zweiten Abschnittes vor. Das canonische Recht erscheint keineswegs als Wiederholung römischer Ansichten, wie Savigny glaubt, sondern ist als praktisches Recht durchaus der germanischen ersten Periode entnommen, welcher das canonische Recht selbst als Zeugniss der occidentalen Kirche seine Bildung verdankt. Gerne wollen wir zugeben, dass das spolium mit der auch im römischen Rechte streng behandelten vis zusammenhänge und dass auch die Kirche unter der römischen Herrschaft gegen alle gewaltsame Störungen protestirt hat; allein die Ausbildung der exceptio spolii ist die Grundlage für die Annahme des Be-

Digitized by Google

sitzes in der neuern Zeit. Will man den Umstand, dass die Sammler kirchenrechtlicher Quellen ihre Ansichten in früheren kirchenrechtlichen Entscheidungen finden wollten, wobei sie in einer undiplomatischen Zeit durch allerlei Erzählungen angeregt und bestimmt wurden, so deuten, wie unser Verf. gethan hat, in den Worten:

> „Was die Kirche auf dem geraden Wege nicht durchzusetzen vermochte, gelang ihr durch Pseudo Isidor vollständig auf dem Wege des Betrugs und der Fälschung,“

so kann man ihm entgegenhalten, dass in der That die Kirche hier nichts gewonnen hat und nichts gewinnen wollte, wie das Recht, und dass es ihm nie Ernst gewesen sein kann, die Geschichte der pseudoisidorischen Decretalen zu studiren. Einem protestantischen Schriftsteller (in Friede sei es gesagt) ist es gleichsam in die Seele von Jugend auf gewachsen — Lug und Trug der katholischen Kirche unterzulegen, die doch am wenigsten in diesem seinem Zwecke nach so gerechten Falle hätte angenommen werden sollen. Was die Kirche gethan hat, ist ja selbst in den Augen unseres Verf. ein Fortschritt, und seine Anklage passt daher hier am allerwenigsten zu seinen Resultaten. Vielleicht gelingt es dem Recensenten, dereinst etwas Dienlicheres für die pseudoisidorischen Decretalen vorbringen zu können, damit in der Folge nicht mehr in jedem Buche der Vorwurf von Lug und Trug der katholischen Kirche begegne. Zu der Exegese des Verf. im §. 17 würden wir viel bemerken können und müssen, wenn seine Arbeit Einfluss auf das endliche Resultat hätte. Im Uebrigen müssen wir zugestehen, dass das canonische Recht ziemlich gut bearbeitet ist, nur fehlen uns zwei Richtungen, a) dass der Verf. nicht gehörig untersucht hat, dass die ersten gelehrten Behandler des canonischen Rechts gleich an die juris quasi possessio des römischen Rechts gedacht haben, b) dass aber die Stellen des Decrets selbst mehr auf den Geist der Zeit und den gewaltsamen Angriff nicht sowohl des Eigenthums, als vielmehr aller stehenden öffentlichen und Privatrechte dachten, wobei denn freilich zuletzt die Frage kommen müsste, ob nicht auch ein Pächter und Miether sich kann schützen lassen, wo dann freilich der Gedanke entschied, dass diese als Beauftragte des Vermiethers und Verpächters auftreten können, und dadurch sich selbst schützen. Ihr Verhältniss gibt keine dingliche obligatio auf die Sache, sondern erscheint aus dem Standpunkte der Verdingung, wozu ein solcher Temporalpacht in der That gehört. Besser hätte vielleicht entwickelt werden können, dass man mit dem spolium, welches eine wirkliche turbatio voraussetzte, nicht zufrieden sein konnte, indem ein Schutz auch ohne Turbation noch

Digitized by Google

nöthig ist, und dass man deshalb gedrungen wurde, ein possessio ruine summarissimum durch die Praxis und in der Praxis anzunehmen.

Was der Zweck jener zweiten Schule war, welche auf der Wissenschaft der Glossatoren sich bestrebte, ein neues Dogma zu schaffen; die sogenannte systematische Jurisprudenz des Mittelalters — ist nicht gehörig dargestellt, sie hat bekanntlich ihre Häupter in Bartolus, Baldus und Paulus de Castro. Unter ihnen wurde die eigentliche Praxis des Besitzrechts regulirt, sowie alle Lehren des römischen Rechts hier ihre praktische Bedeutung erhielten, weshalb unser Verf. gerade in dieser Bearbeitung den Gegensatz des remedium spolii und summarissimum hätte finden müssen. Aus dieser Zeit kömmt die noch jetzt geltende Theorie. Richtig hat der Verf. S. 266 die berühmte Stelle des Paulus de Castro aufgeführt.

In Hinsicht auf die Darstellung des germanischen Rechts hätte der Verf. besser in das System der Gewehr eingehen sollen; er würde gefunden haben, dass man schon die factische Gewehr dann geschützt hat, wenn eine Befürchtung des Gewaltgebrauchs vorlag, während der eigentliche Schutz der Gewehr aber nur in der Nachweisung des einjährigen Besitzes lag, welcher ein provisorisches Recht gab, dass dann selbst die rechte Gewehr oder das definitive Recht durch die Nachweisung des Titels oder des unvordenklichen Besitzes, d. h. des wahren oder präsumirten Titels, begründet wurde. So würde der Begriff possessorium ordinarium als Schutz des provisorischen Rechts hervorgetreten sein, weshalb man auch im Mittelalter weder in Deutschland noch im nördlichen Frankreich etwas von dem publicianischen Besitz wusste, der, als er in Deutschland praktisch wurde, eben deshalb das possessorium ordinarium, welches aus dem germanischen Rechte kam, vernichten musste.

Auf diese Begründung mittelalterlicher Zustände hätte auch das Recht des Code eine bessere Erklärung finden können, wie bei dem Verfasser.

Zuletzt wollen wir nur eines Punktes noch Erwähnung thun: die Rücksicht auf die neue deutsche Schule. Der Verf. hätte hervorheben sollen, dass auch hier der Geist moderner philosophischer Systeme grosse Gewalt übt: so hat Puchta eine Kantische Idee, ohne vielleicht die Ansicht Kant's erforscht zu haben (S. 386), denn Puchta hat viel von dem verstorbenen Hegel und seiner Dialectik erlernt, die überhaupt in unsern Tagen Freunde und Feinde des verstorbenen Hegel und auch unsern Verfasser beherrscht. Was dadurch selbst in die Exegese des Corpus juris hineingekommen ist auch durch die historische Schule, namentlich Savigny und Puchta, und folglich mehr der Zeit als der Wissenschaft angehört,

Digitized by Google

soll nicht untersucht werden: aber gut würde es sein, wenn auch hier der Subjectivismus niedergehalten, und dasjenige, was in den practischen Bedürfnissen und in den Ansichten des Volkes selbst begründet ist, auf dieselbe Weise in der Gesetzgebung hervorgehoben würde, wie dieses in der That für die meisten Fälle den Franzosen im Code Napoleon gelungen ist. Dann würde es unnöthig sein, jenen philosophischen Vorschlag der Welt zu machen, auf welchen unser Verf. am Ende seiner Arbeit uns hingeführt hat.

Rossmäßler.

Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen mit Beihülfe von S. Cavallari, C. F. Peters und C. Roos. Drei Lieferungen mit sechs topographischen Blättern, fünfzehn Tafeln mit Ansichten, Profilen u. s. w. und achtzehn Seiten erläuternden Textes. Grösstes Querfolio. Berlin, bei Simon Schropp und Comp. (später Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht). 1845 und 1848.

Der physisch-geographischen Untersuchung des gewaltigen Aetna, des grössten Vulkans in Europa, wendete der Verfasser während einer Reihe von Jahren seine ganze Kraft und Thätigkeit zu; von 1836 bis 1843 weilte Sartorius von Waltershausen auf Sicilien. Als Ergebnisse dieser Forschungen erhält die wissenschaftliche Welt einen beschreibenden Theil unter dem Titel: „der Aetna und seine Umwälzungen“ und einen „Atlas.“ Letzterer, wovon wir jetzt zu reden haben, wird sieben bis acht Lieferungen, den vorliegenden gleich, stark werden. Er enthält eine topographische und eine zu colorirende geologische Karte des sicilianischen Feuerberges, sowie eine Auswahl der merkwürdigsten Ansichten des Aetna im Allgemeinen oder einzelne Theile desselben, ferner eine Reihe von Durchschnitten und topographischen Details. Im beschreibenden Theile soll von den geodätischen Vermessungen, die der Karte zum Grunde liegen, die Rede sein, von den wichtigsten physisch-geographischen Verhältnissen des Vulkans, und namentlich auch von den barometrischen Höhemessungen. Daran wird eine umfassende topographische Schilderung des ganzen Gebietes, mit steter Rücksicht auf die Karte, sich reihen. Sodann folgen geschichtliche Untersuchungen über die Aetnaausbrüche, und den Schluss macht eine Entwickelung der geologischen Theorie des Feuerberges.

Digitized by Google

Man sieht aus diesen Andeutungen, dass das Sartorius'sche Werk sich nur eine vollständige Bearbeitung des Aetna, nicht aber eine topographische Beschreibung von ganz Sicilien zur Aufgabe macht; daher musste bald nach Beendigung des letzten vulkanischen Terrains, und der zunächst angrenzenden neptunischen Formationen, die Karte abgeschlossen werden. Selbst Taormina würde für die nächsten Zwecke als überflüssig erscheinen sein; da sich jedoch, neben dem allgemeinen Interesse, welches jeder Reisende, der Sicilien besucht, an jener Oertlichkeit nimmt, auch grosse geschichtliche Erinnerungen daranknüpfen, so kann deren Aufnahme nur Billigung finden.

Mit Interesse liest man Alles, was der Verf. im Vorwort zum Atlas über Art und Weise sagt, wie das Material zur Karte gesammelt wurde, sowie über die Grundsätze, welche beim topographischen Zeichnen und bei Ausführung des Stiches leiteten. Eine eigene, dem Beschauer sehr ins Auge fallende Methode diente für Angabe der Lavenströme u. s. w. Waltershausen rühmt, und mit gutem Grunde, ganz besonders den unermüdlichen Eifer und die grosse Geschicklichkeit, womit sein Freund, der treffliche Künstler Saverio Cavallari, sich der mühevollen Arbeit des Stiches der Aetnakarte unterzogen. — Die topographischen Blätter der Karte, welche den drei ersten Atlaslieferungen beigegeben wurden — Aci Castello, Nicolosi, Aci Reale, Linguagrossa, Mojo und Giarre — lassen, unserer Ueberzeugung gemäss, in keiner Hinsicht Etwas zu wünschen übrig. Unverkennbar waren zumal in der Topographie des Blattes von Linguagrossa und Taormina ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden; die genaue Ausführung der reichen und mannigfaltigen Einzelnheiten in den secundären, den Aetna umgebenden Gebirgsketten zeugen von äusserstem Fleisse und von der grössten Aufmerksamkeit. Auf dem Blatte Aci Reale erblickt man eine der volkreichsten und bedeutendsten Landschaften des Aetna, die, mit Ausnahme von zwei zusammenhängenden Lavenfeldern, seit Menschengedenken von Angriffen des Vulkans verschont geblieben ist. Das östliche Aetnagehänge und ein Theil seines Küstenlandes sind auf dem Blatte „Giarre" dargestellt. Man übersieht hier eine der schönsten und reichsten Gegenden des Vulkans; einen Erdstrich, gesegnet durch unbeschreiblichen Zauber der Natur, durch ewig sich verjüngende, unerschöpfliche Fruchtbarkeit und durch ein glückliches Klima. Drei, aus frühern Jahrhunderten stammende, Lavenströme unterbrechen die bebaute Region; mit Moosen, Gräsern und kleinen Kräutern bedeckt, werden dieselben aus der Ferne nur wenig bemerkt. Die Abhänge des Feuerberges zeigen sich hier vorzuge-

Digitized by Google

weise durchfurcht von tiefen und oft breiten Wasserrissen. Den grössten Theil des Jahres sind dieselben trocken, bei Gewitterregen schwellen sie jedoch plötzlich an, das Wasser aus höhern Aetnatheilen strömt dem Meere zu und führt die grössten Steine, selbst ganze Felsblöcke mit sich. Das Blatt „Mojo“ enthält die Nord- und Nordostabhänge des Aetna, zugleich mit einem Theil des Ringgebirges secundärer und tertiärer Formationen, welches am Meere beim Cap von Taormina beginnt und in weitem Circus den Vulkan gegen Norden, Westen und Süden umgibt. Die sanft auslaufenden, aber meist mit steilen Lava-Terrassen begrenzten Abhänge des Aetna unterscheiden sich, in ihrer äussern Erscheinung, sehr wesentlich von jenen der Süd- und Ostseite; der Gürtel der bebauten Region, dessen Breite von den Niveauverhältnissen abhängt, ist ungleich schmaler. Ausser mehreren älteren Lavenströmen von unbekanntem Ursprung lassen sich vorzüglich vier neuere weit ausgedehnte unterscheiden, deren Quellen theils innerhalb der Grenzen des Blattes liegen.

Die landschaftlichen Ansichten, welche der Atlas enthält, haben vornehmlich den Zweck, Hand in Hand mit der Karte das Bild zu vervollständigen, das sich die Leser vom Aetna und seiner Umgebung entwerfen. Künstlerische Ausführung ist bei diesen Blättern — von denen die mit geologischen Details theils freie Handzeichnungen, theils mit Hülfe der camera lucida gefertigt sind — so weit als möglich berücksichtigt, ohne dass, neben der wissenschaftlichen Nachbildung der Natur, die Treue dem malerischen Effecte geopfert wurde. Scharfe Umrisse mit wenig Schatten entsprachen dem Zwecke des Verf. und seiner Mitarbeiter.

Wir glauben im Interesse des vorliegenden Prachtwerkes nicht nur, sondern auch in dem der Leser unserer Jahrbücher zu handeln, wenn wir auf einige Andeutungen eingehen in Betreff der dargestellten Gegenstände.

Tafel I. und II. enthalten den Aetna, jene von seiner Südseite, diese von der Nordwestseite; erstere Ansicht ist vom Monte Po, einem kleinen Hügel unfern Catania, aufgenommen; bei der zweiten wählte man als Standpunkt den Fuss der Placa von Bronte. Um die Gegenstände, welche auf Tafel I. zu sehen sind, in Umrissen darzustellen, war längeres Studium des Berges erforderlich. Es zeigt sich der Vulkan, wie er, ohne bedeutende Vorsprünge, aus dem zu beiden Seiten flach auslaufenden Fusse, als kegelförmige Centralmasse emporsteigt, auf welcher der heutiges Tages thätige Krater, inmitten eines beinahe wagerechten Plateaus, in Folge vieler Eruptionen, nach und nach aufgebaut worden. Man sieht den Krater mit seinen beiden Hörnern, deren Gestalt, bald steiler, bald

Digitized by Google

facher, in stetem Wechsel begriffen ist, je nach den Aenderungen, welche Ausbrüche zur Folge haben. Unter der Centralmasse des Aetna erblickt man in der mittlern Zone zahlreiche Seitenkratere; der Monte Rosso von Nicolosi nimmt die erste Stelle ein. Mehrere der bedeutenden Lavenfelder und Arme sind angedeutet und zu besserem Verständniss der Zeichnung wurden die Coordinate der interessantesten Oertlichkeiten beigefügt. — Auf Tafel II. zeigt der Vulkan vorzüglich seine Kern- oder Centralbildung, deren obere fast wagerechte Begrenzung besonders hervorspringt, während am Fusse eine ganze Reihe von Seitenkratern wahrzunehmen sind. Der Mittelgrund des Blattes wird durch ältere und neuere Laven gebildet, unter denen der Strom von 1651 Beachtung verdient; an seinem Rande bemerkt man die Kirche Madonna del Riparo, welche, der Sage zu Folge, das nahe Bronte vor dem Untergang schützte.

Tafel III. stellt zwei Gegenstände dar: „la Serra Solfizio tra la Montagnuola e Monte Zoccolaro", und „la Rocca Musarra nella Valle del Bue." Die erste Ansicht zeigt einen Theil vom Süd- und Südwestrande des Valle del Bove, und gewährt, soweit solches in einer allgemeinen Skizze möglich, einen lehrreichen Ueberblick der Lagerungsverhältnisse und der Schichtenstellung in der Kernbildung des Aetna. Auf der rechten Seite des Blattes befindet sich die Ansicht der Rocca Musarra, eines im Valle del Bove freistehenden, mit neuen Laven umgebenen Felsen, der von groben Conglomeraten zusammengesetzt ist.

Eine der interessantesten Basaltformationen Europa's, den grossen Cyclopenfelsen, sieht man auf Taf. IV. Ueber einer Reihenfolge senkrechter, aus dem Meere aufsteigender Basaltsäulen nimmt eine lagerähnliche Basaltmasse ihre Stelle ein, und die höchste Spitze bildet eine Schichte tertiärer Mergel. Unter dieser Zeichnung ist die Ansicht der „Faraglioni della Trezza", der Gruppe der Cyclopenfelsen, angebracht.

Taf. V. enthält das Thal von S. Giacomo in der Nähe von Zafarana, ein schroffer Einschnitt in den östlichen Theil der Kernbildung des Aetna. An den Wänden kommen die Structurverhältnisse, wechselnde Lagen von Tuffen und von krystallinischen Gesteinen deutlich zum Vorschein. Jenes Thal ist der einzige Ort am Vulkan Siciliens, wo in höherer Gegend eine ziemlich starke Quelle entspringt.

Die Berge bei Taormina, wie solche von Riposto aus gesehen sich darstellen, erblickt man auf Taf. VI. Zunächst hinter dem Aetna-Fusse zeigt sich ein Theil der Sandsteinhöhen zwischen dem Vulkan und dem Bette des Alcantara-Flusses. Auf einer schmalen Terrasse über dem Cap liegen die Stadt Taormina und das alte Theater.

Digitized by Google

Wie soeben erwähnt worden, enthält Taf. III. eine Detailansicht des Südrandes vom Valle del Bue; Tafel VII., „Veduta della Valle del Bue", vom Zoccolaroberge aufgenommen, ist bestimmt, zur Vervollständigung der Vorstellung beizutragen, welche sich die Leser von jenem Thal gemacht haben, indem hier dessen beide höchste Wände, die westlichen und die nördlichen, mit Ausführlichkeit dargestellt werden. Der Gipfel des Zoccolaro ist die Stelle, von der man eine der grossartigsten und interessantesten Ansichten des Aetna geniesst. Der Beschauer steht unmittelbar am Rande eines fast senkrechten Abgrundes. Das ungeheuere Amphitheater, im Westen durch sechszehnhundert Meter hohe, sehr steile Gebirge begrenzt, zeigt namentlich hier die innere Bauart des Berges auf das Unzweideutigste. In hundert Gängen und Schichten, durch Umwälzungen, die in frühester Zeit statt gefunden, gegenwärtig dem Beobachter bloss gelegt, lässt sich die Geschichte des mächtigen Feuerberges entziffern. Auf der linken Seite der Zeichnung bemerkt man die, zu bedeutender Höhe emporsteigenden Umrisse der Montagnuola, des Eruptionskegels von 1763. Von hier erstreckt sich, bis zur dampfenden Feueresse des Aetna eine etwa 10° geneigte Ebene, die Böschung des Piano del Lago, und daran stösst eine Reihe wechselnder Schichten von braunen Tuffen und von Lagen alter Lava. Unter dieser Formation beginnen mehrere merkwürdige Fels-Serren von häufigen Gängen durchsetzt. Eine der am meisten verwickelten dieser Serren, welche gegen vierzig Gänge enthält, ist die Serra Cuvigghiuni. Ihre geologischen Verhältnisse lassen sich der grossen Unzugänglichkeit des Terrains halber nur äusserst schwierig erforschen. Zwei andere beachtungswerthe Serren sind die Serra Isoletta und die Serra Giannicola Picola. (Der Verf. macht aufmerksam, dass die Benennung der verschiedenen Oertlichkeiten im Val del Bove oft etwas sehr Unbestimmtes hat, was daher rührt, dass dieses Thal nur hin und wieder von armen Hirten während des Sommers durchzogen wird, und ganz ausserhalb aller Verbindung mit der übrigen Bevölkerung liegt. Reisende, die aus wissenschaftlichem Interesse, obwohl im Ganzen selten, das Val del Bove besuchen, steigen von der Casa Inglese aus in dasselbe hinab und verbringen meist nur wenige Stunden im Thale, da sie vor Abend Zafarama zu erreichen streben. Bei so flüchtigem Verweilen können begreiflich die Namen nicht berichtigt, wohl aber noch verwirrter werden. Sartorius und seine Begleiter bemühten sich, während ihres wiederholten, Wochen und selbst Monate langen Aufenthaltes im Val del Bove die Benennungen der einzelnen Oertlichkeiten möglichst fest zu stellen.) Beim Besuch der Serra Giannicola Picola hat man mit Hin-

Digitized by Google

dermissen eigenthümlicher Art zu kämpfen; die häufig niederstürzenden Steine, welche sich, durch Wind und Wetter, von den Abhängen lösen, rollen fast ununterbrochen mit bogenförmigen Sprüngen der Tiefe zu, und indem sie auf ihrem Laufe immer neue Gesteinmassen in Bewegung setzen, bringen dieselben Wanderer gar oft in Gefahr. Oberhalb der befragten Serra liegen die kleinen Krater von 1811 und 1819, und zwischen beiden der Lavastrom von 1838, gegenwärtig durch den grossen Erguss vom November des Jahres 1842 überdeckt. Den nördlichen Thalrand begrenzt die steile Bergkette der Concazza, an ihrem obern Ende la Rocca della Valle del Bove genannt. Im nahen Tiefthal, als Val del Leone bezeichnet, ragt ein mit ewigem Schnee bedeckter Fels empor. Einen Theil des Vordergrundes der Zeichnung nimmt die Lava ein, welche 1811 aus dem Monte S. Simone strömte. Sie umschliesst einen Doppelkrater, den Monte Lepre, die wahrscheinliche Ursprungsstelle der sogenannten „Sciarra della Femina morta.“ Man sieht diese Lava zuerst in der Mitte des Val del Bove, und sie stammt, nach zuverlässigen Ueberlieferungen, aus dem Jahre 1284, wo König Karl von Anjou starb.

Taf. VIII. lässt ein genaues Bild des Aetna von seiner Nordseite erblicken, eine einsame aber grossartige Wildniss. Die Ansicht, vom Castello di Castiglione aufgenommen, zeigt deutlich, dass der Vulkan aus zwei wesentlich verschiedenen Theilen besteht, aus einem älteren Kern, und aus einem neueren, einer mantelartigen Umhüllung gleich sich anlagernden. An der Westseite nimmt die gewaltige Lava von Collabasso ihre Stelle ein. Geschichtlichen Nachrichten zu Folge, bildete sich dieser Strom im Verlauf von zehn Jahren, von 1614 bis 1624, während welcher Zeit Laven auf Laven ergossen wurden, bis zuletzt ein ganzer Bergzug von nicht geringer Höhe entstand.

Auf Taf. IX. findet man zwei Ansichten der Rocca Capra; sie ergänzen die geologischen Einzelnheiten aus dem Val del Bove. Jener Felsen ist von ähnlicher Beschaffenheit, wie die, nicht sehr weit entfernte Rocca Musarra, von welcher bei Taf. III. die Rede war.

Taf. X. enthält, in verschiedenen Abtheilungen, geologische Durchschnitte. Taf. IV. stellt, wie gesagt worden, eine Ansicht der innern südlichen Wand des Val del Bove dar, zwischen dem Zoccolaro und der Montagnuola. Eine derselben, die Serra del Monaco, findet sich hier, ihrer deutlichen und interessanten Schichtenstellung wegen, besonders abgebildet. Die Hauptmasse besteht aus Lagern von sehr grobem Tuff und von Conglomerat, unter Winkeln von 35 bis 40°, stellenweise selbst noch steiler emporgehoben. Zu einem andern Durchschnitte diente die Lava

Digitized by Google

von 1787, welche unfern der Casa Inglese den Tuff des Piano del Lago überdeckt. Das Profil wurde, durch Einsturz und Bildung einer Spalte, im Jahre 1832 entblösst. Die Structur der Lava, ihr Wechsel aus blasigem und schlackigem Gestein mit dichten Lagen ist sehr deutlich zu beobachten. Die Figuren 3 und 4 auf dieser Tafel stellen einen und den nämlichen Gegenstand von zwei verschiedenen Seiten dar: einen senkrechten Gang, welcher, indem er in Folge des Seitendruckes, in vier wagerechten Aesten in das Nebengestein sich verbreitet, eine beharrliche Erhebung desselben bewirkte; die älteren Schichten wurden nach oben gedrängt und emporgerichtet. Es gibt nur wenige Gänge am Aetna, wo diese Erscheinung sich so bestimmt und deutlich zeigt, wie hier, an einem abgelegenen Orte, der früher von keinem Reisenden besucht worden sein dürfte. In der Einwirkung der Gänge auf das Nachbargestein, welche am Aetna, auch an verschiedenen andern Stellen, bald mehr, bald weniger deutlich wahrzunehmen, findet man gleichsam den Schlüssel zum Verständniss der innern Bauart der Vulkane. Bei näherer Untersuchung zeigt sich das Phänomen eben so unzweideutig am Stromboli, am Vesuv und an der Rocca Monfina, ferner an Basalt-, Porphyr- und Trachyt-Gängen im nördlichen Europa, auf Skye, Mull, Arran u. s. w. Durch diese eigenthümliche Wirkungsart geschmolzener Massen, welche vermittelst des Drucks der Wasserdämpfe in Bergspalten emporstiegen, hatten zu verschiedenen Zeiten gewaltige Umwälzungen und Hebungen statt, die dem Aetna seine gegenwärtige Gestalt verliehen.

Auf Taf. XI. findet man eine Gesammtansicht des Vulkans, eine der schönsten und mannigfaltigsten, wesshalb auch ihre reichen Einzelnheiten mit besonderer Sorgfalt dargestellt werden. Der Aetna zeigt seine drei charakteristischen Spitzen, welche gleichsam die Krone des Berges bilden; der Krater liegt in der Mitte, zur Linken der Montagnuola, zur Rechten die Rocca della Valle del Bove. Von der Montagnuola ab erstreckt sich die Serra del Solfizio bis zu den Thälern von Cava Secca und S. Giacomo, und ist mit allem Detail zu übersehen; hinter derselben erhebt sich die Serra delle Concazze und zwischen beiden ist das Val del Bove versenkt, dessen innere Wände, zum Theil über die vordere Bergkette emporragen.

Auch Taf. XII. stellt den Aetna dar, und zwar von seiner Ostseite. Es zeigen sich auf diesem Bilde theilweise die nämlichen Gegenstände, welche Taf. VII. enthält, nur die äussern Bergabhänge vom Zoccolaro bis zum Monte Nero del Bosco und von der Rocca della Valle del Bove bis zum Monte Timpa Rossa kamen neu hinzu. Auf der linken Seite liegt

Digitized by Google

im Mittelgrunde der Zoccolaro, mit seinen schroffen, geschichteten Abhängen, gleichsam wie ein Bastion am Thaleingange. Sein gegen Norden in einer Bergkette weitauslaufender Fuss, rings von neuen Lavenströmen umgeben, führt den Namen Monte Calanna, und die Ebene zunächst unter demselben Valle di Calanna. Die Lava vom Jahre 1819 stürtzt sich aus dem höher liegenden Piano del Trifoglietto über den Salto della Giumenta ins Calannathal hinab u. s. w. Der Krater des Vulkans ist eben in Eruption begriffen, und ein Aschenschleier fällt aus der in den höhern Luftschichten durch den Nordwind zur Seite gedrängten Rauchsäule, neben welcher eine kleinere von weissem Wasserdampfe emporsteigt. So beobachtete Sartorius und seine Gefährten die Eruption kurz vor Einbruch der Dämmerung den 7. December 1830, und sie wurden von unserm Verf. nach der Natur gezeichnet. Nach ungefährer Schätzung betrug die Höhe der Rauchsäule über dem Krater 1300 Meter.

Die verschiedenen, bis jetzt mitgetheilten Blätter der topographischen Karte enthalten die Meeresufer des Aetna; auf Taf. XIII. ist ein Theil derselben von Aci Reale bis zum Cap von Taormina landschaftlich dargestellt. Die Stadt Aci Reale liegt dicht am Rande einer Bergterrasse von der, über schroffe Abstürtze, eine breite Scala (Treppe) zu einigen Fischerwohnungen und zum Meeresstrande führt. Die steilen, oft senkrechten und selbst überhängenden Ufer jener Terrasse sind in ihrer geologischen Beschaffenheit dem irländischen Giants Causeway und der Insel Staffa nahe verwandt; wie jene bestehen sie aus Basalten, Conglomeraten und Tuffen. Gröbere, regellos gestaltete Massen bilden meist die obere Decke der gegliederten, senkrechten basaltischen Säulen, welche dicht über dem Meeresspiegel einer Reihe von Orgelpfeifen, oder im Niveau desselben dem „Strassenpflaster der Giganten“ vergleichbar sind. Wo der Wellenschlag im Verlauf von Jahrhunderten und Jahrtausenden solche Basaltküsten untergräbt, da entstehen jene mit Basaltsäulen ausgekleideten Grotten, unter denen die des Fingal bekanntlich die erste Stelle behauptet. Ganz ähnliche Erscheinungen, obwohl in geringerem Massstabe, zeigt die, auf Taf. VIII. abgebildete, Grotta della Palombe am Fuss der Scala von Aci. Zur Linken befindet sich ein freier, aus Basaltsäulen bestehender und mit gewaltigen Felsmassen gedeckter Bogen, unter dem man in kleinen Kähnen durchfahren kann.

Tafel XV. hat die, mit der Camera lucida gezeichneten geologischen Details aufzuweisen, die sich vorzüglich auf die Bildungsart der Gänge beziehen, deren genaueres Studium, wie schon einmal angedeutet worden, nach unserm Verfasser den Schlüssel zur Vulkanentheorie liefert.

Digitized by Google

„Vulkanische Gänge," sagt er, „sind als ursprüngliche Leiter der feuerig flüssigen Massen im Innern der Erde zu betrachten, aus denen die Lavenströme hervorquellen; ein Gang würde sich daher zu einem Lavastrom eben so verhalten, wie ein Bach zu einem Landsee, der durch jenen gefüllt wird. Die in einem Gange fliessende feuerige Flüssigkeit wird, wo diese an der Erdoberfläche mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommt, fast eben so schnell erkalten, wie die äussere Rinde eines Lavenstromes, und in beiden Fällen finden ähnliche Erscheinungen bei langsamem Erstarren statt. So zeigen die Lavaschollen nicht selten an der Oberfläche eine Aehnlichkeit mit gerunzelten Häuten, die sich bei der Bewegung halberstarrter Flüssigkeiten zu bilden pflegen; auf dem in Figur 1 dargestellten, von oben gesehenem Gangstücke ist dieselbe Runzelung der Oberfläche zu erkennen. Es geht auf das Augenscheinlichste daraus hervor, dass die Lava im Gange einst als zähe Flüssigkeit in Bewegung gewesen ist, und ihre versteinerten Wellen oder Runzeln, die convex gekrümmt gegen die Peripherie des Vulkans erscheinen, zeigen unverkennbar die Richtung des Flusses von Innen nach Aussen. Obwohl wir in allen Theilen Europas vielleicht über tausend vulkanische Gänge zu beobachten Gelegenheit hatten, so haben wir dennoch nach ihren ursprünglichen Oberflächen, die meist durch Witterung und andere Einflüsse gestört sind, mit Ausnahme dieses einzigen Falles, vergeblich gesucht." Es sei dem Ref. gestattet, bei dieser Gelegenheit einer, wenigstens nicht fern liegenden Thatsache zu gedenken, welche von ihm in den „Basalt-Gebilden" geschildert ward. Auf der erhabensten Stelle des Heimberges bei Fulda findet sich, als Ausgehendes eines mächtigen Basaltganges, welcher den Muschelkalk durchbrochen hat, eine Schlackenmasse, deren Oberfläche an mehreren Stellen mit einander dicht angeschlossenen, unter sich parallelen Rippen besetzt erscheint, deren Breite kaum eine Linie beträgt, während die Höhe noch geringer ist. Andere Rippen oder Leisten, meist stärker als die erwähnten, oft zwei Linien und darüber breit, erheben sich unter Richtungen, welche von denen der ersten sehr abweichen. — Die zweite der auf dieser Tafel zu findenden Skizzen stellt den mittleren Theil der Serra Giannicola dar; der vielen freistehenden Gänge wegen, welche Theaterdecorationen nicht unähnlich sehen, hat man ihn als Teatro grande bezeichnet. Die dritte Skizze zeigt das sogenannte kleine Theater, das in geringer Entfernung vom grossen liegt, aber durch eine Sandfläche von der Serra getrennt wird. Aus demselben steigen fünf verschiedene Gänge empor, von denen der südliche sich wie eine Riesenmauer erhebt; auf beiden Seiten-

Digitized by Google

flächen zeigt er deutliche Sahlbänder und ist in der Mitte wagerecht abgetheilt.

Die drei Ansichten auf Tafel XV. zusammengestellt, sind alle aus dem Val del Bove entnommen. Während auf den Tafeln VII und XII die Felsabstürze der grossen Serra Giannicola im Zusammenhang mit der ganzen Masse des Vulkans enthalten, ist hier nur ein Theil ihres Fusses, die nördliche Schlucht, abgebildet, welche sich bis zur Rückwand des grossen Theaters in der Serra emporzieht. Diese Felsgebilde gehören ohne Zweifel zu den ältesten der aufgeschlossenen Gestein-Lagen des Aetna, deren verwickelte geologische Verhältnisse unser Verf. demnächst vermittelst dieser Zeichnung, in Verbindung mit der Karte, in klareres Licht zu stellen beabsichtigt. Als Hauptmoment bemerkt er vorläufig Folgendes: Der Fuss der grossen Serra Giannicola besteht aus eigenthümlichem verwittertem Trachyt und aus trachytischem Conglomerat. Diese Felsarten bilden, so weit man sieht, die Basis des Vulkans; Trachyte müssen von allen zu Tage kommenden Gesteinen für die ältesten angesehen werden und erscheinen zunächst von zwei ungeheuern „Grünstein"-Gängen durchsetzt, die im Verbande mit mehreren andern sternförmig nach einem Mittelpuncte convergiren, welcher unterhalb der Serra Cuvighiani im Val del Bove liegt. Trachyte, wie „Grünsteine", werden sodann von einer nicht unbedeutenden Zahl phonolithischer, doleritischer und basaltischer Gänge durchsetzt; es verbreiten sich diese, mit manchen wagerechten Seitenverzweigungen, zwischen den ältern Gesteinen und erheben solche aufs Neue. — Die Schlucht von Giannicola, einer der entlegensten Theile des Aetna, den man unter vier bis fünf Stunden von den nächsten Orten nicht erreichen kann, gehört zu den grossartigsten und sonderbarsten Gebirgsgegenden. Reisende Naturforscher, welche den Besuch jener Schlucht beabsichtigen, pflegen vom Rande des Piano del Lago ins Thal hinunter zu steigen und sind meist genöthigt, in einer kleinen Strohhütte zu übernachten. — Die zweite Zeichnung auf Tafel XV stellt eine der zackigsten Serren im Valle del Bove, die Rocca del Corvo dar, und als Gegenstand der dritten Zeichnung wurde die Rocca del Zappino gewählt. Letztere besteht zumal aus braunen, deutlich geschichteten Tuffen und aus groben Conglomeraten.

Der mehrjährige Zeitraum, welcher zwischen dem Erscheinen der ersten und der beiden folgenden Lieferungen dieses Atlasses liegt, ist Ursache, weshalb wir mit unserer Berichterstattung zögerten. Zu den Gründen, die jene Stockung herbeiführten, gehört vor allem des Verfassers im Jahre 1846 nach Island unternommene Reise; sie trennte ihn

Digitized by Google

für zwölf Monate von der Heimath, dagegen wurden manche, früher über Theorie und Bau der Vulkane erlangten Resultate erweitert, bestätigt, theils auch berichtigt. Bis zum Schlusse des Jahres 1852 soll das Ganze vollendet sein. Wir wünschen recht aufrichtig, dass Herrn von Waltershausen bei seinem eben so schönen als grossartigen Unternehmen keine weiteren Störungen und Hemmnisse entgegen treten mögen und er für die so bedeutenden, von ihm der Wissenschaft gebrachten, Opfer in jeder Hinsicht sich entschädigt sehe. Allerdings leben wir in Zeiten politischer Wirren und Stürme, wo die Verbreitung solcher Werke, wie das vorliegende, mit nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat; möge darum unser wohl gemeinter Wunsch nicht in das Bereich der „frommen" sich verwiesen sehen.

Leonhard.

History of Greece. By George Grote, Esq. Vol. III. p. 558. Vol. IV. p. 562. 8. London, John Murray. 1847.

Bereits vor zwei Jahren wurde in diesen Blättern (1846. Nr. 41.) die erste Abtheilung eines Werkes angezeigt, welches seltenen Fleiss, umfassende Gelehrsamkeit mit nüchterner Kritik und glücklicher Combinationsgabe verbindet und eben deshalb die Kenntniss des hellenischen Alterthums wesentlich fördert. Wenn, wie der Bericht zu zeigen trachtete, die mythische Zeit häufig mit etwas zu hoch gesteigertem Purismus aufgefasst und zu weit ausgedehnt wurde, so steht der Verfasser desto fester auf dem Boden der gegenwärtigen zwei Bände. Sie gehen nämlich von der Mitte des sechsten Jahrhunderts bis zur Marathonschlacht und treffen dergestalt, man möchte sagen, auf die Morgendämmerung des hellen Geschichtstages der geistvollsten, regsamsten Nation auf Erden. Die Verschiedenheit der Stämme, die Mannichfaltigkeit der Staats- und Culturverhältnisse, die Armuth von Jahrbüchern und weitern Quellen, bereiten, wie bekannt genug ist, auch hier Schwierigkeiten und Lücken, welche oft kein Scharfsinn lösen, kein Sammlerfleiss ausfüllen kann. Es ist aber schon ein Gewinn, wenn man den Mangel der auf guten Glauben hin überlieferten Einsicht fühlt, oder etliche Bruchstücke des Grundrisses entdeckt, nach welchem ein verschüttetes Gebäude aufgeführt wurde.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Grote, History of Greece.

(Schluss.)

Erdkunde, vergleichende (comparative) Culturgeschichte, Chronologie und Sprachwissenschaft, vor allem aber Kritik der Thatsachen und Verhältnisse —, diese Functionen, bei jeder historischen Forschung auf entlegenen Gebieten unerlässlich, werden hier meistens mit Glück angewandt, die Endergebnisse entweder in die Erzählung verflochten oder, was in den meisten Fällen schicklicher erscheint, besondern Anmerkungen vorbehalten. Die geographisch-topographische Sorgfalt, mit welcher wichtige Oertlichkeiten beschrieben und als fester Schauplatz des Völkerlebens in möglichst helle Beleuchtung gebracht werden, tritt auch in diesen Bänden als lobenswerthe Seite hervor; das gilt namentlich von Macedonien, Thracien, Sicilien und Gross-Griechenland; überall sind neben den ursprünglichen Hülfsmitteln die besten Karten und Reisewerke benutzt, um ein klares Bild der Gegend, des Erdraumes zu geben. Eben so fleissig und meistens glücklich wird der Parallelismus gebraucht, um culturgeschichtliche Momente des Alterthums durch entsprechende ähnliche Züge späterer Verhältnisse zu erläutern, ein Benehmen, welches bei grossen Schwierigkeiten nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern auch für die Völker- und Staatenkunde, richtig angewandt, fruchtbare Endergebnisse liefern kann. Denn die Menschennatur bleibt unter gegebenen Bedingungen der Oertlichkeit und Sitte, des Himmels und Erwerbs ziemlich dieselbe, schlägt aber bei ungleichem Geiste des Stammes, der Verfassung und Religion abweichende Bahnen ein, welchen eigenthümliche Formen des Gedachten und Empfundenen folgen. Manches erscheint gleichartig, ohne es zu sein, und schneidende Gegensätze verschwinden, wenn ein vermittelndes Medium als Inbegriff beiderseitiger Kräfte gefunden und als erklärender Mittelbegriff angewandt wird. Nur muss man sich bei dem Gebrauch der vergleichenden Geschichtsentwicklung vor der Rückkehr des Herderschen Humanitätswassers hüten, welches trotz der guten Absicht nicht im Stande ist, eigenthümliche Flecken und Schroffheiten des Völkerprocesses etwa durch Hinweisen auf eine höhere Welt-

Digitized by Google

ordnung (teleologische Ansicht) wegzuspülen und abzuglätten. Wie der Verfasser bei der Anwendung des vergleichenden Princips verfährt, mögen einzelne Beispiele der Licht- und Schattenseite zeigen. Zweckmässig wird die wilde, trotzige Bergnatur der Oenotrischen Bewohner des Silewaldes und der Umgegend durch den ähnlichen Charakter der heutigen Kalabresen und den schwierigen Feldzug der Franzosen wider dieselben im Jahre 1807 erläutert (III. 520 und 526), der derbe, muthwillige Witz des attischen und parischen Volks während der Ernte und Weinlese (Jambus u. s. w.) mit dem ähnlichen Humor südneapolitanischer Winzer verglichen, welche jeden vorübergehenden Wanderer unbarmherzig necken und mit Schimpfreden verfolgen (IV. 106 nach dem Reisebericht Keppel Craven's); die Schlachtordnung des Datis und Artaphernes bei Marathon, wo die Perser und Saker das Centrum als Ehren- und Königsplatz inne haben, durch die ähnliche Stellung der Türken erläutert, bei welchen der Sultan oder sein Vertreter, der Grossvezier, stets die Mitte behauptet (IV. 468 nach Hammer, Geschichte der Osmanen I. 199); die Phylen- und Phratrientheilung Athens, welche theils dem Princip des Stammes und der Blutsverwandtschaft, theils dem religiös-militärischen Zuge der Häuptlinge und Genossenschaften folgen, durch ähnliche Institutionen des Mittelalters, z. B. der schottischen Clanschaften, der friesischen und dithmarschischen Geschlechter (gentes), der albanesischen Phis oder Phara erläutert (IV. 80. 81. 85.), das mildere Schuldgesetz Solons und die Achtung des Eigenthums bei den attischen Demokraten, dem strengen Schuldverfahren Roms und den hier trotz hemmender Verbote nie ausgehenden Geldwucherern entgegengestellt, auch durch Grundsätze und Beispiele der neuern Finanzkunst beleuchtet (III. 150 sqq.). Diese und andere Fälle der vergleichenden Kritik, für die Beurtheilung politischer und kulturgeschichtlicher Erscheinungen eben so schwierig als fruchtbar, kommen ungesucht und stören den unterrichteten, aufmerksamen Leser nicht, während sie freilich den Anfänger mehr zerstreuen, denn belehren. Bisweilen gelingen auch die Parallelen nicht oder treten wenigstens als Ueberfluss hervor. Die Athener, urtheilt z. B. der Verfasser (IV. 416), bestraften den Dichter Phrynichos, weil er durch das der jüngsten Zeitgeschichte entnommene Drama: Die Eroberung Milets, theils den herkömmlichen, nur an die Heroenwelt geknüpften Kanon der Themen verletzt, theils die volksthümlichen Gefühle (nationale Sympathien) beleidigt hatte. Diese Gründe genügen, dürfte man glauben. Dennoch wird eine unnütze Vergleichung gemacht zwischen den Athenern und Protestanten, welche ein etwaiges Trauerspiel: Tilly zu Magdeburg,

Digitized by Google

um keinen Preis in einer reformirten Stadt würden geduldet haben. Dies will nicht recht passen; führt man doch im neunzehnten Jahrhundert die Oper „Hugenotten" mit Beifall in katholischen und evangelischen Orten auf, so schaudervoll auch der Inhalt ist. — Auch die Eroberung der Insel Kypros im ionischen Kriege durch die Perser und 1570 durch die Türken (IV. 394) bietet keinen treffenden Gegenstand der Vergleichung dar; denn die Grausamkeit der Osmanen im Gegensatz zur verhältnissmässigen Milde des Perservolks gehört als eine müssige Thatsache schwerlich zum eigentlichen Thema der Erzählung.

Mit anerkennenswerthem Fleiss und Scharfsinn wird die Zeitrechnung behandelt und meistens glücklich. Für die seltenen Ausnahmen des Gegentheils möge ein allerdings schwieriges und bestrittenes Beispiel dienen. Gemäss dem bestimmten Zeugniss des Pausanias (III. 4. 1.) begann Kleomenes bald nach dem Regierungsantritt (αὐτίκα) die berühmte Heerfahrt wider Argos und siegte im Hain des Argos; also um Ol. 64, 1. 524 v. C. oder, wenn man nicht buchstäblich deuten will, zwischen Ol. 64, 1. und Ol. 65, 1. (524 — 520 v. C.) Nun erhebt mit seinem, übrigens hinsichtlich der Meinung schwankenden Vorgänger O. Müller (Dorier II. 172. und III. 56.) Hr. Grote ein entschiedenes Bedenken und schiebt die That um etwa dreissig Jahre vorwärts, so dass sie kurz vor dem Fall Milet's (494 v. C.) erfolgen soll. (IV. 430.) Den Beweis findet er in Herodot's an die Milesier und Argiver gleichzeitig ertheilten Orakelspruch (VI. 19 und 77. vgl. VII. 148.). Aber drei Jahre nach dieser angeblich 494 vorgefallenen Doppelscene, Orakel und Argosschlacht, flüchtet Kleomenes und stirbt im Wahnsinn. (491 v. C.) Wo bleibt jetzt das Fussgestell (die Basis) der unläugbaren politischen und militärischen Macht des Königs, welche schon früher im Rachezuge gegen Athen (506 v. C.) und bei andern Gelegenheiten durchbricht? Wie konnte Argos, wenn sein Unglück so spät kam, bei jenem schwierigen Moment der spartanischen Angelegenheiten stille sitzen, wie es doch geschah? — In dem Orakelspruch ist also wohl Früheres und Späteres niedergelegt, die Zeit nicht strenge geschieden. Ueberdies konnten immerhin Milesier und Argiver mit einander den Gott befragen, weil neben der alten Niederlage Argos an einem neuen, Jahre lang dauernden Missgeschick kränkelte, dem Aufstand der Gymnesier (Periöken und Sklaven). Endlich darf man auch nicht, wie es Müller (III. 56.) thut, den Herodotischen Ausdruck: νεωστί neulich, unlängst, buchstäblich fassen; er bezeichnet einen ohngefähren Abschnitt, welcher wie das römische nuper, mehre, ja viele Jahre enthält. Nichts hindert, auch hier diesen weitern Begriff anzunehmen. Des Pau-

Digitized by Google

sanias chronologische Angabe, vielleicht geknüpft an die Ueberlieferungen der Herapriesterin, verdient also Glauben, welcher durch historische Einzelnheiten verstärkt wird, namentlich durch die Heldin und Dichterin Telesilla. Allein, sagt man, diese lebte ja nicht; die Statue, welche sinnend den Helm anschaut, wie wenn er bald aufgesetzt werden sollte, ist Aphrodite. So Müller (II. 1721.), und mit ihm hält auch Grote (IV. 433.) jene Männin, um mit Klopstock zu reden, für keine historische, sondern mythische Persönlichkeit. Eine behelmte Aphrodite in Argos, dem Sitz des Herecultus, ist schon eine Seltsamkeit und ein halbes Wunder. Dieses steigt, wenn man den Orakelspruch näher betrachtet; er bleibt bei der Annahme eines Mythos oder einer Aphrodite rein unerklärlich. Es heisst: „wenn das Weib (ἡ θήλεια) den Mann (τὸν ἄρσενα) besiegt und vertreibt (Herod. VI. 77.).“ Kann das auf die Hera, wie Müller meint, gehen? Unmöglich; der Ausdruck wäre gegenüber der Stadtgöttin zu niedrig. Eine Sterbliche muss dem Sterblichen trotzen; so fordert es die Gleichheit der Waffen. Darum bleibt nur ein sterbliches Weib, hier Telesilla, übrig; sie ist Realität, nicht Fiction, so wenig wie die Jungfrau von Orleans ohne Wesenheit. Die dreifach zusammengezogene Schlange im Orakelspruch (τριέλικτος δράκων) bedeutet Sparta, dessen Wappen die Schlange war. (Apollod. II. 8.)

Die Gründe, welche eine andere chronologische Muthmassung unterstützen sollen, erscheinen gleichfalls ungenügend. Bisher galt nämlich die Ansicht, das Bündniss zwischen Platäa und Athen sei, weil Thukydides im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges für dasselbe 93 Jahre rechne (Thuc. III. 68, nicht 58), um 519 n. Chr. abgeschlossen worden. Diesen Ansatz bestreitet Hr. Grote in der Art, dass er den Act in die Zeit unmittelbar nach dem Pisistratidensturz (510 v. C.) verlegt und zwar hauptsächlich deshalb, weil erstens in der Herodoteischen Erzählung (VI. 108) der für das Geschäft nothwendige Name des Hippias fehle und die Gesandten Platäas sich einfach an die bei einer Festfeier versammelten Athener wendeten und als Flehende am Altar der 12 Götter sich niederliessen. Aber gerade die Wahl dieses Platzes und Heiligthums, welches Pisistratos, des Hippias Sohn, als Archon gestiftet hatte (Thuc. VI. 54), war klug berechnet; sie spricht offenkundig zu Gunsten der Pisistratiden. Der summarische Referent bedurfte also nicht des fürstlichen Namens, die Boten suchen, so zu sagen, das spezielle Denkmal des Oberhauptes auf. Zweitens, Kleomenes, sagt der Verf., konnte, weil die Pisistratiden Gastfreunde Spartas waren (Herod. V. 65. 90), den Platäern nicht aus feindseliger Politik den Rath geben, sich an Athen anzuschliessen, wie doch

Digitized by Google

ausdrücklich Herodotos bemerke. (VI. 108.) Allein das Privatverhältniss konnte an und durch sich allein auf die Handlungsweise des verschlagenen und trotzigen Königs nicht bestimmend zurückwirken. Drittens, die Athener besassen vor der Abschüttelung des Pisistratidenregiments nicht hinlänglich kriegerischen Muth, um, wie es doch geschah, über Theben zu siegen. Dieser Einwurf ist schwach; denn obschon die Athener die volle Entfaltung ihrer militärisch-politischen Kräfte erst als Republikaner bekamen, so waren sie doch immerhin stark genug, um eine Thebanische Colonne anzugreifen und zu schlagen. Sämmtliche Gründe sind also nicht hinlänglich, um den bestimmten, von Thukydides überlieferten chronologischen Moment zu beseitigen und eine neue Zeitrechnung festzustellen.

Wendet man sich von dem meistens erfolgreichen Gebrauch der unentbehrlichen Hülfswissenschaften zu dem Kern der historischen Forschung und Darstellung, so werden hier Gründlichkeit, vielseitige, oft scharfsinnige Behandlungsweise des spröden, zerstreuten Stoffes den Leser fast überall befriedigen. Verfassungslehre, Literatur und Kunst, Sitten und Cultus haben neben der äussern Geschichte des Kriegs, Handels, Verkehrs und der sorgfältig erörterten Colonialgeschichte den gebührenden Platz gefunden. Da der Raum Schranken gebietet, so ist es nur zweckmässig, den Hauptinhalt der einzelnen Abschnitte (Capitel) zu bezeichnen und auf die vorzüglichsten Endergebnisse derselben hinzuweisen, wobei es sich dann von selbst herausstellen wird, dass nicht immer eine glückliche, den organischen Entwickelungsgang der Hellenen verfolgende Abtheilung und Gruppirung der Sachen beobachtet wurde. Wer den Reichthum des alterthümlichen Lebens und die Dürftigkeit der Quellen erwägt, wird es für kaum möglich halten, überall einen strengen, Ursache und Wirkung, Tiefe der geheim schaffenden Kräfte und objectiv-plastische Anschaulichkeit ihrer Aeusserlichkeiten oder Thaten zeigenden Organismus nach dem Ablauf so vieler Jahrhunderte, dem Wegfall so vieler verbindenden Zwischenglieder wieder hergestellt zu erblicken. Eine gewisse Trockenheit, wie sie im Gefolge mühsamen Sammelns zersprengter Bruchstücke sich von Hause aus einfindet, ist unvermeidlich und begleitet den Wanderer bis zu dem Wendepunkt des grossen Nationalkriegs, mit welchem massenhafter Umschwung und meisterhafte, lebendige Berichterstatter, eigentliche Historiker als Nachfolger der Chronisten (οἱ λόγιοι, οἱ λογογράφοι) beginnen. Es ist daher schon Gewinnst, wenn neben den sorgfältig geprüften Landes- und Ortsgeschichten einzelne, das Ganze beherrschende Grundlinien gefunden und angewendet werden. Dahin darf man die Bemerkung zählen (III. 527), dass in dem Zeitraum von 776—560 der eigentliche Pulsschlag des Hel-

Digitized by Google

lenenthums von den Colonieen des Ostens und Westens ausging, während die gemeinsame Muttererde (Centralhellas) gleichsam im halben Bewusstsein ihrer Kräfte schlummerte und erst mit dem orientalischen Conflict den vollen Gebrauch der anvertrauten Mittel und Gaben erlernte. Denn Sparta entwickelte bis zu jenem Wendepunkt nur eine mässige Thätigkeit seines Ehrgeizes und politischen Systems, Athen aber kannte nicht einmal vor dem Sturz der Pisistratiden die welthistorische Bestimmung, als gesetzliche Demokratie und Seemacht mit allen Consequenzen dieses Strebens aufzutreten. Der Verf. hat daher auch mit Recht für den angedeuteten Zeitraum, ohne den Continent zu verabsäumen, ein besonderes Gewicht auf die Wagschaale der Pflanzungen gelegt. Der Gang seiner Forschungen ist nun kurz folgender. — Das neunte Capitel (B. 3. S. 1—64) schildert Corinth, Sikyon, Megara, das Zeitalter der sogeheissenen Tyrannen, deren Begriff nach griechischen Ansichten recht gut entwickelt wird. (S. 16 seq.) Konstitutionelles Königthum sei, heisst es unter Anderm, den Hellenen als organische Entwickelung eigentlich unbekannt geblieben; ihre edelsten Charaktere hätten sich davon keine Vorstellung verschafft, nur den Freistaat in verschiedenen Formen und die absolute, orientalische Monarchie als Gegensätze der Freiheit und Knechtschaft neben einander gestellt. Die Unverantwortlichkeit eines Einzigen habe selbst dem milden Herodotos ein Grauen erweckt und das Urtheil hervorgetrieben: „Er zerstört die vaterländischen Gesetze, nothzüchtigt die Weiber und tödtet ohne Recht“ (Herod. III. 80). Das Tyrannenthum, hin und wieder Versuch eines bürgerfreundlichen Fürstenthums, meistens der Militärherrschaft, führte deshalb als eine Nothbrücke des Ueberganges aus der Parteiwelt des ungeregelten Volks (Demos) und schonungslosen Geschlechterregiments (Oligarchie) zu dem gesetzlichen Boden der geläuterten Volksherrschaft und Aristokratie. Das zehnte Capitel entwickelt Athens politischen Zustand vor Solon, dessen Gesetzgebung und Leben in dem folgenden (11.) Abschnitt ausführlich und vortrefflich geschildert wird. Man vermisst dabei nichts Wesentliches und findet manches Neue, natürlich mit angemessener Begründung. Besonders klar ist nach Böckh die Klasseneintheilung entwickelt (S. 155 seq.), die dritte Abtheilung jedoch nicht, wie der Vorgänger annahm, auf 150, sondern auf 200 Medimnen (= Drachmen) angesetzt. Sollte aber nicht trotz des sogeheissenen Steuerkapitals jede Klasse als Gesammtheit einen regelmässigen Beitrag zu den Staatsleistungen entrichtet haben? Die bekannte, so oft missverstandene Stelle des Pollux (VIII. 130), offenbar dem Aristoteles entnommen, hätte denn doch ihren guten Sinn, wenn die gesammte Korporation (Klasse), nicht der Einzelne,

Digitized by Google

nach dem Tarif, 1 Talent, $^1/_2$ Talent und $^1/_6$ Talent, beitrug, (ἀναλίσκειν εἰς τὸ δημόσιον), was bei der damaligen Wohlfeilheit und den geringen Ausgaben für gewöhnliche Fälle genügen konnte; überdies sorgten ja die 48 noch gültigen Naukrarien abgesondert für die damals unbedeutende Flotte. — Mit Recht und entgegen den currenten Ansichten urtheilt der Verf., auf gute Beweise gestützt, dass die Schwurgerichte, die jährliche Revision der Gesetze, die Eintheilung in Prytanien, Proedrien u. s. w., mit einem Wort, die vollständige Organisation der Volks- und Rathskraft in spätere, dem Clisthenes angehörige Tage fallen, und dass überhaupt Solon mehr die Grundlage der attischen Demokratie denn demokratische Institutionen schuf (S. 166.). — Hier bricht der Verf. den Faden, welchen er unmittelbar weiter zum Pisistratos und Clisthenes führen konnte, plötzlich ab, schildert im 12. Capitel Euboea und die Cycladen, im 13. bis 15. die Ionier, Aeoler und Dorier Vorderasiens, deren Eingeborene, so weit sie in den Hellenismus zunächst eingreifen, im 16. Abschnitt da gestellt werden. Darauf kommen Lyder, Meder, Cimmerier, Scythen (Cap. 17), Phönizier (C. 18), Assyrier und Babylonier (C. 19), Aegypter (C. 20), Phönizier in der Abnahme und Carthager im Aufgang (C. 21). Darauf wird der hellenische Westen in Epirus, Italien, Sicilien, Gallien geschildert (C. 22), das epirotische Colonialwesen beschrieben (C. 23), endlich Akarnanien und Epirus (C. 24) beleuchtet. Die meisten dieser Abschnitte, namentlich die den Orient betreffenden, sind gelehrte, auf eigenem Nachdenken ruhende Abhandlungen, aber sie hängen nur nicht immer mit dem Hauptgegenstande zusammen und stehen an dem unrechten Platz, sind auch wohl zu weitläufig. Eine rein übersichtliche Darstellung der morgenländischen Dinge, etwa dem später beschriebenen Ursprung des Perserreichs vorangestellt, hätte sicherlich genügt. Auch fehlt es an leitenden, zusammenhaltenden Gesichtspunkten; man vernimmt zu viele und zu angehäufte Einzelnheiten ohne höhere, diesen dicken und klebrigen Stoff beherrschende Gedanken. Wenn z. B. der Verf. p. 397 seq. die bürgerlichen Baudenkmale Babylons und später Aegyptens sehr ausführlich schildert, so konnte er den Leser, welcher doch hauptsächlich auf Griechenland blicken soll, etwa mit folgendem Satz orientiren: „Die materielle mechanische Technik der Assyrer, Babylonier, Aegypter gegenüber dem Kanal- und Häuserbau ist ganz modern, massenhaft-utilitarisch, die Griechen aber sehen mehr auf Ideen, auf Schönheit und Ebenmass um ihrer selbst willen.“ — Diese Betrachtungsweise stimmt überdies mit der Charakteristik des Orients, welchem, wie der Verfasser S. 402 gut bemerkt, Mangel an individuellem oder persönlichem Geiste (genius) beiwohnt.

Digitized by Google

Den vierten Band eröffnet eine Ueberschau der Illyrier, Macedonier, Päonier (C. 25), Thracier und thracisch-griechische Colonieen (C. 26), worauf sich der Verf. gen Afrika wendet und die dorischen Pflanzungen in Kyrene, Barca und den Hesperiden in einem an geographisch-ethnographischen Nachrichten reichen Abschnitt (C. 26) schildert. Jetzt erfolgt ein Stillstand für die äussere Orts- und Landschaftsgeschichte; die Forschung blickt einwärts, sucht den politisch-religiös-sittlichen Mittelpunkt des zerrissenen, sporadisch werkthätigen Volksthums (Hellenismus), so weit eine derartige Centralmacht in dem Zeitraum von 776—560 überhaupt hervortritt. Jene erscheint theils in den gemein-hellenischen Festlichkeiten zu Olympia, Delphi, Nemea und am Isthmos, welche daher genauer dargestellt werden (C. 28), theils nach dem Sinken der Epik in der lyrischen Poesie und practischen Lebensphilosophie, deren Verkörperung die sogenannten sieben Weisen übernehmen. Mit glücklicher Schärfe und Kürze werden in dem 29. Capitel diese Richtungen gezeichnet, die vorzüglichsten Lyriker nach den vorhandenen Bruchstücken nicht in allgemeinen, sondern specifischen Zügen geschildert, endlich die Anfänge der Prosa und bildenden Kunst bezeichnet. An dieser Stelle hätte auch wohl schicklicher Weise die ganz an den Schluss des Buchs verlegte Bewegung der jonischen Naturphilosophie Raum gefunden. — Darnach wird der Faden des attischen Entwicklungsganges wieder aufgenommen und in zwei Capiteln (30 und 31) von Pisistratos bis zur Begründung der Demokratie durch die Revolution unter Clisthenes fortgeführt. Diesen Abschnitt dürfte man für das gelungenste Stück des Werks erklären: so vollständig, klar, reich an ächten, politischen Beobachtungen und Grundsätzen ist er. Wie eine beschränkte repräsentative Demokratie, gestützt auf allgemeines Stimmrecht *ohne* Census, Wählbarkeit zu den persönlichen und individuellen Aemtern, z. B. Archonten, Strategen, *mit* Census, auf durchgreifende Gemeindeordnung (Demen mit Phylen verschmolzen), Volksversammlung und Rath, endlich theilweises Volksgericht (Heliaea) — lautern Vaterlands- und Freiheitssinn entwickeln und daneben noch Keime künftigen Fortschritts legen und pflegen konnte — diese einfache, aber noch keineswegs hinlänglich erörterte Wahrheit ist hier ohne Aufnahme fremdartiger Ideale und hineingetragener Begriffe rein factisch an dem Beispiele des attischen Volksstaats bewiesen worden. Man wird kein wesentliches Glied vermissen oder abgerissen vom Zusammenhange des Ganzen als Gegenstand einer todten Antiquitätenanatomie in trauriger Entstellung antreffen. Diess erhellt besonders, wenn man die Schritte betrachtet, welche nach des Verf. richtiger Bemerkung geschahen,

Digitized by Google

um die weise, beschränkte Demokratie des Clisthenes in die unbedingte, bald strauchelnde Volksherrschaft der Zeit zwischen Perikles und Demosthenes umzuwandeln. Das Mass und die Kraft der alten Demokratie nämlich beruhete, heisst es S. 197, auf drei Punkten: 1) auf der Stellung des Archonten als vielbeschäftigten Richters und Theilnehmers an dem militärischen Befehl neben den Strategen; 2) auf der Archontenwahl durch die Stimme und nicht durch das Loos*); 3) auf dem Ausschluss der vierten Solonischen Censusklasse von allen individuellen Aemtern, namentlich dem Archontat, zu welchem Solon's Einrichtung nur die erste Klasse, Clisthenes aber die drei ersten Abtheilungen befähigte. Dagegen gab der Letztere allen Bürgern die Wählbarkeit in den grossen Rath der Fünfhundert, welche ja keine individuelle, sondern collective Beamtung darstellte. Dass aber dabei, wie der Verf. muthmasst, S. 148, nicht Wahl, sondern Loos für je fünfzig Genossen der einzelnen Tribus (Phyle) entschied, ist zu bezweifeln. Denn die Loosämter gelten bekanntlich nach der Theorie und Praxis des hellenischen Alterthums mehr oder weniger als Ausdruck der vollen, radikalen Demokratie, welche in der Reform des Clisthenes fehlt. — Sehr beachtenswerth bleibt die Erörterung des damals auch erst eingeführten, so oft missverstandenen und gemissbrauchten Ostrakismus; „er ist", könnte man den Begriff, wie ihn der Verf. weitläufig entwickelt (S. 205 sqq.), formuliren, „der sittenrichterliche Spruch des souveränen Volks über einen einzelnen Bürger in seinem Verhältniss zur öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt." — Treffend wird bei diesem Anlass die constitutionelle Sittlichkeit (constitutional morality) entwickelt, ein die Volksmasse oder wenigstens die Mehrheit durchdringendes Gefühl der Achtung gegen die Konstitution und die Formen derselben, des rücksichtslosesten, kritischen Freimuths gegenüber den persönlichen Verwesern des Staats, eine Mischung der Freiheit und des freiwillig auferlegten Zwanges, aber desshalb eine schwierige, nur allmählig errungene Volkstugend, wie sie, meint Herr Grote, seit 1688 etwa in der englischen Aristokratie, und seit dem Unabhängigkeitskriege in der nordamerikanischen Demokratie, weniger bei den meisten Schweizerkantonen gefunden werde, ein moralischer Volkstakt, dessen Mangel hauptsächlich die Verbrechen der ersten französischen Revolution trotz der vielfachen Bildung hervorgetrieben habe (S. 205 sqq.). Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheint der Ostrakismus, gleichsam ein für alle

*) Herodot's Zeugniss vom Gegentheil VI., 110. wird mit guten Gründen als anticipirend angefochten.

Digitized by Google

Bürger mögliches Ausnahmsgesetz (privilegium. Andocid. de mysteriis c. 13), als provisorisches Mittel, den Faktionsgeist niederzuhalten und das noch schwache Gefühl der konstitutionellen Sittlichkeit auszubilden. Er entschied über den einen oder andern Repräsentanten der Partei oder des Systems, damit der gesammte Staat nicht zu Grunde gehe oder in unabsehbare Wirren fallen möchte, in sofern, wie richtig bemerkt wird (S. 214), nicht unähnlich dem Benehmen gegen Kronprätendenten in den neuern Monarchien, welche in England den Stuart Karl Eduard, in Frankreich 1815 den Kaiser Napoleon und später den Herzog von Bordeaux der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt wegen ausschlossen. Man muss also aufhören, wider den attischen Brauch als Zeichen der Gewaltthat zu eifern, da ja in den christlichen Königreichen etwas ganz Aehnliches geschah und noch später geschehen wird. Uebrigens findet man in den italienischen und selbst deutschen Republiken des Mittelalters analoge Erscheinungen, nur von grösserer Rohheit und Rechtsverletzung begleitet; sie werden hier übergangen, da sie auch in dem vorliegenden Buche fehlen; überdiess bedarf die attische Demokratie dem Kern nach keiner Apologie; sie hat durch Thaten des Krieges und Friedens sich selbst gerechtfertigt. Herodot's Urtheil: „Früher arbeiteten sie für einen Herrn (δεσπότης), frei geworden arbeitet Jeder mit Freudigkeit für sich." (Herod. V., 78.), ist vollkommen durch den nächstfolgenden Umschwung der Kräfte bestätigt worden, gleich wie auch der Verf. an diesen Satz fruchtbare Betrachtungen über den Geist und das Wesen der wahren Demokratie anknüpft (S. 335 sqq.).

Nachdem also die Lage des hellenischen Continents, namentlich Athens, hinlänglich dargestellt ist, geht Herr Grote wieder auf Asien über. Er schildert mit seiner gewohnten Sorgfalt, vielleicht zu ausführlich, im 3. Abschnitt den Ursprung des Perserreichs und den Begründer desselben, Kyros, die Unterwerfung der Lyder, deren planvolle Verweichlichung in Folge des von Kroisos gegebenen Raths für ein Märchen nicht ohne Grund erklärt wird (S. 268), den Untergang der jonischen, dorischen und aeolischen Freiheit in Vorderasien, verfolgt im 33. Capitel das Wachsthum der persischen Monarchie durch den Fall Babylons, dessen Eroberung, der romantischen Hülle beraubt, mehr auf freiwillige Uebergabe, denn auf Hinterlist und Verrath zurückgeführt wird (S. 286), wie denn bekanntlich die ungeheure Stadt wenig oder nichts verlor, Aegyptens unter Kambyses und der afrikanischen Hellenen, schildert darauf die Wirren des Reichs unter dem falschen Smerdis und die Reorganisation wie dem weitern Ausbau unter Dareios Hystaspis. Es ist zu bedauern, dass Hr. Grote

Digitized by Google

hier nicht die von seinem Landsmann Rawlinson entzifferten Keilschriften benutzte und dadurch manche Lücke seiner Darstellung ausfüllte *). Das 34. Capitel behandelt die ersten Regungen des persischen Eroberungsgeistes gegenüber dem hellenischen Continent, die Abentheuer des Arztes Demokedes und der ihm beigegebenen morgenländischen Agenten, zuletzt den Skythenkrieg. Ob die Geschichte desselben, wie sie Herodot bei vielen einlaufenden Fabeln und Irrthümern gibt, ein reines Phantasiestück sei? — diese Frage, welche der Verf. aufwirft und bejaht, muss man entschieden verneinen. Denn der Gedanke, in dem ungeheuern Skythenviereck zwischen den Karpathen und der Wolga, der Donau und dem Norden in unbestimmten Grenzen die verschiedensten Völker willkürlich und nach reiner Laune einzuschachteln, widerstrebt der bewährten Wahrheitsliebe Herodot's. Dagegen mag er eher geirrt haben, wenn bei ihm (Herodot V., 40) Miltiades nicht aus Furcht vor den Rache suchenden Persern, sondern vor den Skythen die Halbinsel räumt und nicht eher eine gesicherte Stellung gewinnt, bis der jonische Krieg ausbricht und dem kräftigen Manne Gelegenheit bringt, Lemnos zu erobern und für kurze Zeit sein Adoptivvaterland, den Chersones, wieder zu sehen. Die für diesen Gang der Begebenheiten geäusserte Muthmassung (S. 368 und 369) erscheint wohl begründet. — Das 35. Capitel führt den Leser in die Mitte des jonischen Unabhängigkeitskrieges (502—494 v. C.), welcher mit Recht schon desshalb genau erzählt wird, weil er die Pforte zum grossen Conflict zwischen dem Morgen- und Abendlande, dem Princip fester, geordneter Reichsgeschlossenheit und dem beweglichen, intellectuellen Hellenenleben öffnete, mit einem Wort, eine weltgeschichtliche Frage vorbereitete und dem Waffengericht übergab. Die Wechsel des ausserordentlichen Kampfes, der Persernoth, welche bis zur Entscheidung von Platäa nach Pindarischem Ausdruck wie ein Glühstein (μοδρός) über dem Haupt des Hellenenvolks hing, verfolgt der 36. Abschnitt bis zur Marathonschlacht. Alle bekannte Nachrichten und Einzelnheiten sind hier sorgfältig gesammelt und zu einem anschaulichen Ganzen verbunden, welches jede wesentliche Forderung befriedigt. Für die Erklärung der spartanischen Saumseligkeit jedoch, welche sich auf religiös-alterthümliches Herkommen stützt (S. 460), kann man noch einen weniger hervorgehobenen Umstand gebrauchen, die drohende, aufrührerische Stimmung der Messenier, welche nach Platon's Zeugniss (de leg. III. p. 699; Herod.

*) Vergl. die Anzeige der Keilschriften von Holzmann in den Heidelb. Jahrbb. 1847. Nr. 6.

Digitized by Google

V., 49.) die Regierung in Verlegenheit und Zaudern brachte. Dass dabei die schon sichtbare Eifersucht und die Kurzsichtigkeit des bisherigen peloponnesischen Stilllebens auch mitwirkten, bleibt unverkennbar. Der berühmte und glorreiche Sieg wurde übrigens hauptsächlich dadurch gewonnen, dass die Athener nach dem Plan des Miltiades den Feind plötzlich angriffen, als er nach langem Warten und dem Zurückgehen der Reiterei die drohende Gefahr nicht ahndete und über den unerwarteten Sturmlauf (δρόμος) der ganzen hellenischen Linie merklich erschrak. Auf ähnliche Weise, indem sie im günstigen Augenblick angriffen, als Karl der Kühne die Reiterei hatte absitzen lassen, siegten die Schweizer bei Murten. — Mit Recht bemerkt der Verf. (S. 479), dass die marathonische Entscheidung einen raschen Wechsel im öffentlichen Urtheil der meisten Hellenen zu Gunsten des Nationalgefühls hervorbrachte, vergisst aber dabei, die Kehrseite zu beleuchten. Ortseifersucht und aristokratisch-monarchische Tendenzen treten in Theben, Thessalien und anderswo nur zu deutlich als Hemmschuh der Nationalpartei hervor. Selbst die edelsten Naturen folgten diesem gefährlichen Zuge, etwa wie wackere Wortführer des Rheinbundes im Befreiungskriege Deutschlands. Die Alkmäoniden zu vertheidigen, erwähnte z. B. Pindaros im siebenten olympischen Liede nicht einmal Marathon; er preist einen pythischen Sieg des Megacles, verschweigt aber die grosse, gewichtvolle Volksthat. — Mag auch immerhin Miltiades bei der parischen Heerfahrt unbedachtsam und aus zu starkem Selbstvertrauen gehandelt haben, — den Sturz und die Misshandlung des ausgezeichneten Bürgers und Feldherrn darf man mit Hrn. Grote (S. 491 sqq.) nicht gerade rechtfertigen oder entschuldigen. Alkmäonidenhass und Umtriebe der aufstrebenden Hetärie des Themistokles, welcher eine Rolle suchte (Plut. Aristid. c. 2.), benutzten die Blössen und das Missgeschick des etwas rauhen, dem Landdienst und Bestand der Dinge ergebenen Helden, um ihre nautisch-commerziellen Entwürfe durchzusetzen. Diese lagen allerdings im Bereich der attischen Lebensaufgabe und bedurften der Verkörperung durch leitende Staatsmänner, können aber an sich nicht das eingehaltene Benehmen gegen den Vertreter eines abweichenden, politischen Systems weder vom sittlichem noch staatsmännischem Standpunkt aus begründen. So fielen auf ziemlich gleichartige Weise die de Wits bei den Holländern unter den Umtrieben und Streichen der oranischen Partei. — Das letzte oder 37. Capitel gibt eine klare, wohl durchdachte Uebersicht der hellenischen Spekulation, von den Jonikern (Thales, Anaximander u. s. w.) an bis auf Pythagoras und die praktisch-politische Schule desselben. Die ordensmässige, ascetisch-klösterliche Abgeschlossenheit,

Digitized by Google

das strenge Ritual, welches Studien, Andacht, praktische Lebensthätigkeit regelte, die wahrscheinliche Abstufung in verschiedene Grade, welche wie bei den Jesuiten selbst Affiliirte, z. B. den Athlethen Milon, duldete, die mysteriös-symbolische Hülle der Doctrin, für welche Zahlen und Linien neben dem gewöhnlichen mathematisch-wissenschaftlichen Gebrauch vielleicht eine Art hellenisirter Hieroglyphenschrift darstellten, die Verbindung erhabener Wahrheiten mit wunderlichen Auswüchsen der grübelnden Phantasie — diese und andere Zeichen haben der pythagoräischen Gesellschaft eine unvertilgbare Theilnahme wie für die Gegenwart, so für die Nachwelt verschafft. Ein Blick auf den Mann und die Wirksamkeit desselben war daher für die Schilderung der hellenischen Verhältnisse nothwendig, obschon neue Ausbeute nicht gewonnen ist. Der Schluss des Bandes bringt eine kurze Uebersicht der Gesetzgebung des Zaleukos und Charondas, welche allerdings einer kritischen, von dem Verfasser nicht abgeschlossenen Revision bedürfen. Möchte Hr. Grote bald sein vortreffliches Werk fortsetzen, und in Deutschland eine angemessene Uebertragung, wie schon früher gewünscht wurde, erscheinen! Denn das seit dem Frühling reger gewordene politische Leben könnte sogar für die Frankfurter, Berliner und Wiener Gesetzgeber aus den Erfahrungen des geistreichsten Volks auf Erden manche brauchbare Frucht beziehen und gar vielen unbestimmten Wünschen ein praktisches Ziel setzen.

Vorlesungen über die alte Geschichte, von Fried. v. Raumer. Zweite umgearbeitete Auflage.. 2 Bde. 8. Leipzig, bei Brockhaus. 1847.

Dieses Werk ist, wie schon die Zueignung an die Prinzessin von Preussen und die Vorrede beweisen, keineswegs für eigentliche Gelehrte, sondern für das grössere, im besten Sinne des Worts gebildete Publikum bestimmt. Die erste, bereits im Jahre 1821 erschienene Auflage wurde desshalb dem Wesentlichen nach, weil sie den richtigen Ton getroffen hatte, beibehalten und nur da verändert, wo theils neue Enthüllungen für einzelne Völkergeschichten, z. B. die indische, ägyptische, theils erfolgreiche Prüfungen bekannter Gebiete, z. B. der griechischen und jüdischen, Statt gefunden hatten. „Es war", wie der Verf. sich ausdrückt, „keine leichte Aufgabe, das wahrhaft Denkwürdige, Geist und Gemüth Ansprechende, aus der ungeheuern Menge von Thatsachen und Ansichten auszusondern." Allerdings; denn wie kann man bei der ausgedehntesten Menschen- und Weltkunde, wie sie der Urheber dieses Buchs als Reisender,

Digitized by Google

Historiker und Diplomat bis auf diesen Tag entwickelt, das Mass eines feinen deutschen Publikums, die Gelüste und Verdauungsfähigkeit desselben, von vorne herein bestimmen? Denn da muss die Bearbeitung eines historischen Stoffes weder in die Tiefe noch Oberflächlichkeit, weder rechts noch links, sondern gerade auf die Mitte, das berühmte juste-milieu, — gehen, wie in einer vornehmen Gesellschaft vielerlei Gegenstände rasch hinter einander behandeln und, ohne gerade für die eine oder andere Seite ein festes Interesse zu zeigen, das Gespräch im steten Fluss erhalten und jede augenblickliche Stockung, etwa durch Nachdenken und Grübeln, sorgfältig vermeiden. Die Form des Gesprächs und literarischen Verkehrs mit gebildeten Leuten verschiedenartiger Klassen und Stände fordert möglichste Glätte und Verzichtleistung auf etwanige Eigenthümlichkeit. Alle diese und ähnliche Bedingnisse populären Darstellens oft spröder und schwieriger Stoffe hat das vorliegende Werk, so weit Ref. darüber überhaupt und nach mehreren Proben urtheilen kann, nicht nur erfüllt, sondern auch übertroffen. Denn die, den Ursprung der Welt, des Menschengeschlechtes und die orientalischen Weltreiche betreffenden Abschnitte enthalten gar Manches, was auch der Kundige bisher entweder nicht wusste, oder in keinem organischen Zusammenhange erblickte, schlagende Zeugnisse für die Bescheidenheit des Verfassers. Der Gang des dankenswerthen Buchs, aus welchem Junge und Alte, Angehörige aller kirchlichen und politischen Glaubensbekenntnisse für Lehre und Trost reichlich schöpfen können, ist kurz folgender. Der Einleitung, welche vom Schöpfungsact handelt, schliessen sich an die wilden Völker der alten Welt und die Inder (Vorles. 2. und 3.), diesen die Aethioper und Aegypter (Vorles. 4. und 5.), die Assyrer, Babylonier und Meder (Vorles. 6.), die Juden, als Volk Gottes sehr genau beschrieben (Vorles. 7.), die Phönicier (Vorles. 8.), die Perser und Lyder (Vorles. 9.), wobei die neuern Entdeckungen benutzt sind, die Griechen in der mythischen Zeit, wofür die traditionellen Ueberlieferungen einfach und ohne weitere Kritik hingestellt werden (Vorles. 10.), Athens und Spartas Anfänge nebst den messenischen Kriegen (Vorles. 11.), ungefähr in der eben angedeuteten Richtung geschildert, Lycurg und Solon (Vorles. 12. und 13.), mit feinem, eklektischen Takt dem Wesentlichen nach fasslich und gut entwickelt, Zoroaster und die persische Gesetzgebung (Vorles. 14.), als der politisch-religiöse Leitfaden des edelsten Orientalenvolks in der alten Welt mit vorzüglicher Sorgfalt und einer gewissen Vorliebe behandelt. Darauf treten im Morgenlande Darius und was ihm anhängt, im Abendlande Pisistratus und seine Söhne, Miltiades, Marathon als Mittelpunkte der geschichtlichen Bewegung hervor (Voles. 15.), welche im grossen Perserkriege mit den bekannten Führern ihren einstweiligen Abschluss findet (Vorles. 16.), und in der Zeit vom cimonischen Frieden bis zum Ausbruche des peloponnesischen Krieges (Vorles. 17.) ihren Nachklang und politischen Resonanzboden empfängt. Nun erscheinen Perikles und sein Zeitalter als Höhepunkte der attischen Bildung und Ausschlag gebendes Zünglein auf der Wagschale des hellenischen Völkergeschicks, vortrefflich gezeichnet (Vorles. 18.). Dieser wahrhaft antiken Ruhe bei innerm, sprudelndem Leben

Digitized by Google

folgt auf den Fersen der Revolutions- und Bürgerkrieg, in drei Abschnitten geschildert, und fortgeführt bis zum Fall Athens durch Lysander (Vorles. 19—21.). Wie nun bei zerstörten Haus- und Staatssitten die innern Wirren und äussern Zugriffe, besonders von Persien her wuchsen, wird in der 22. Vorlesung entwickelt; die 23., vom Frieden des Antalkidas bis auf den Tod des Epaminondas, zeigt den grossartigen, von Theben ausgegangenen Versuch, die zersplitterten Kräfte der Nation in einem auf Tugend, Waffenübung und Vaterlandsliebe ruhenden Bund zu sammeln und zu verjüngen; wie dieses edle, mehr von ausgezeichneten Persönlichkeiten denn von dem Zeitgeiste getragene Bestreben scheiterte, wie Zerrissenheit, Selbstsucht, Käuflichkeit und Gottesverläugnung die Hellenen für den Unterjochungsplan des Macedoniers Philipp reif machten, wird in der 24. Vorlesung gelehrt. Darnach richtet der Verf. den Blick auf Sicilien, und erzählt die an mannichfaltigen Erscheinungen reiche Geschichte desselben von der Niederlage Athens bis auf den Tod des ächt republikanischen Charakters Timoleon (Vorles. 25.). Die zunächst folgenden Abschnitte entwickeln in klaren, kernhaften Uebersichten den Gang der innern, namentlich kulturgeschichtlichen Verhältnisse, die Finanzen und den Handel (Vorles. 26.), die Literatur (Vorles. 27.), die Religion und die Kunst (Vorles. 28.), die Philosophie bis auf Aristoteles (Vorles. 29) und von da bis zu den Neuplatonikern (Vorles. 30.). Hier besonders ist man dem feinen Takt im Auswählen und gefälligen Zurechtlegen schwieriger und verwickelter Gegenstände volle Anerkennung schuldig. Ueberdiess finden sich manche eigenthümliche, von den gewöhnlichen Vorstellungen abweichende Ansichten und Urtheile ein, welche den Leser zum Nachdenken reizen. So wird z. B. II., 265. eine merkwürdige Meinung des berühmten Jefferson in Betreff der platonischen Unsterblichkeitslehre angezogen. „Ich wage zu behaupten", schreibt der Präsident, „dass wenn es keine bessern Beweise dafür gibt, kein Mensch daran glauben würde." (Jefferson, Memoirs IV., 241. 325.)*). Man muss aber dabei bemerken, dass Jefferson hier wie anderswo nicht sowohl gegen Plato als gegen die theologischen Platoniker eifert, welche den einfachen Kern der Jesuslehre vielfach verkünstelt und in mysteriöse Ueberschwänglichkeit eingehüllt hätten. — Darauf nimmt der Verf. den Faden der Erzählung wieder auf, schildert die Schicksale der Perser, von der Schlacht bei Kunaxa bis zu Darius Kodomannus (V. 31), verfolgt in zwei Abschnitten (V. 32 und 33) die kriegerischen Thaten Alexanders und der Macedonier bis zum Tode des Königs, und gibt in zwei Vorlesungen (34 und 35) ein klares, übersichtliches Bild der Wirren und Streitigkeiten, welche die Zerstückelung der unnatürlichen, Asien, Europa und Afrika umfassenden Weltmonarchie herbeiführen. Die erste Beilage liefert Randglossen zum Euripides,

*) Die Citate sind übrigens, wenigstens nach der Ausgabe von 1829, ungenau. Auf S. 325 findet sich nichts, auf S. 241 auch nichts, wohl aber heisst es S. 249 wörtlich: „I will venture to say, that were there no better arguments than his in proof of it (the immortality), not a man in the world would believe it."

Digitized by Google

die zweite Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den alten Völkern. Dafür wird der Berliner Frauenclub, welcher bei der sogenannten neudeutschen Revolution mit andern weiblichen und männlichen Clubs eine bedeutende, vielleicht welthistorische (!) Rolle spielt, die verdiente Bürgerkrone zusprechen. Denn an einer besondern, gewiss nützlichen Geschichte des weiblichen Geschlechts fehlte es bisher; man schaltete die Thaten der schönern Hälfte immer nur gelegenheitlich in den erschütternden und derben Gang der Männerwelt ein, welche doch, wie bereits Aristophanes in den Ekklesiazusen zeigt, nicht allein, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, die Weltgeschichte macht.

Ueber die Stellung des Geschlechts der Alkmäoniden in Athen, von Prof. Wilhelm Vischer. Basel, 1847.

Diese kleine, in sich abgeschlossene Abhandlung entwickelt ihren Gegenstand auf befriedigende Weise; sie zeigt, auf Zeugnisse und feste Schlüsse gestützt, dass die Alkmäoniden dem alten attischen Adel, den Eupatriden, angehörten und ihren Stammbaum bis auf die Tage, in welchem die Neliden aus Messenien in Attika einwanderten, zurückführten, dass zweitens die Alkmäoniden vor Solon die Sache des Adels mit Wort und That verfochten und drittens nach Solon bei dem Ausbruch neuer Unruhen, von dem Adel theils verlassen, theils bekämpft, anfangs an die Spitze einer neuen Mittelpartei (der Paralier), darauf der reinen, wenn auch noch vielfach beschränkten Demokratie, letzteres unter Cleisthenes, traten. Den Anlass zu diesem gründlichen und gut geschriebenen Aufsatz gab die von Sauppe erhobene Bedenklichkeit, welche von einer Stelle des Isokrates (de bigis. c. 10.) ausgehend, die Alkmäoniden als ein nicht adeliges, sondern bürgerliches, dem Demos angehöriges Geschlecht aufzufassen scheine. Der Sohn des berühmten Alkibiades sage dort, seine Familie stamme väterlicher Seits von den Eupatriden, hinsichtlich der Mutter von den durch ihren Reichthum ausgezeichneten Alkmäoniden ab, ein Gegensatz, welcher letztere vom Adel ausschliesse. Es wird nun bewiesen, dass man in dieser Vergleichung keine schroffe, einander vernichtende Gegensätze, sondern nur hier für den Vater die lange Reihe der Ahnen, dort für die Mutter neben derselben den Glanz des Reichthums entdecken müsse. Die Ebenbürtigkeit der Alkmäoniden erhelle, wird richtig bemerkt, schon aus dem einzigen Umstand, dass während des Kylonischen Aufstandes (Ol. 42, 1. v. C. 612.) ein Megacles, Mitglied jenes Geschlechts, sich unter den Archonten befand (Thuc. I. 126), deren Collegium bekanntlich bis auf Solon nur den Eupatriden zugänglich war. — S. 13 hat sich übrigens ein kleines Versehen in die sonst genaue Monographie eingeschlichen; Pisistratos heirathete nämlich nicht die Schwester, wie es dort heisst, sondern die Tochter des Megacles (Herod. I. 60).

30. Oktober. **Kortüm.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

L. Mariotti, Italien in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von J. B. Seybt. Leipzig, 1848.

Dieser Band bildet eine Fortsetzung des vor zwei Jahren erschienenen und von uns in diesen Jahrbüchern angezeigten Werkes desselben Verfassers: Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung. Der Verfasser (sein eigentlicher Name ist Galenga und er ist gegenwärtig sardinischer Gesandter bei der Nationalversammlung in Frankfurt) hat zwar schon in dem ersten Band eine Schilderung der gegenwärtigen Zustände Italiens aufgenommen, aber nur skizzenhaft. Es war ihm dort die Hauptaufgabe darzustellen, welche historische Ueberlieferungen, fremde Einflüsse, innere Hemmnisse und Bedrückungen Italien in die Richtung und die Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts gebracht hatten. In diesem Bande liegt ihm vor zu schildern, wie Italien zum Bewusstsein seiner traurigen Zustände und der Ursachen seiner Gesunkenheit gelangt ist, wie es von allen Fesseln sich loszuwinden strebt, und welche Hoffnungen aus der Art dieser Bestrebungen sich hegen lassen. Man muss dabei immer im Auge behalten, dass das Werk vor 1848 geschrieben ist.

Die Zeit des eigentlichen Handelns scheint nun für Italien jetzt erst (wenn nicht noch später) zu beginnen; die revolutionären und reformistischen Bestrebungen werden in diesem Buch nur an literarischen Erscheinungen nachgewiesen, und Italien bietet hierin viele Aehnlichkeiten mit Frankreich, wo auch der Revolution eine bedeutende revolutionäre Literatur vorausging, und wo wie in Italien sich grade die bedeutendsten Schriftsteller in diese Richtung warfen. Die Unterschiede zwischen den Bestrebungen beider Völker werden im Verlauf der Untersuchung des Werks in die Augen springen. Der allgemeine und Hauptunterschied, der alles Uebrige in sich fasst und bedingt, lässt sich aber schon jetzt kurz so angeben, dass die Franzosen gegen weltlichen und kirchlichen Despotismus zugleich kämpften, die Italiener auch beide fühlten und erkannten, den kirchlichen Despotismus aber nicht anzutasten wagten, und daher immer ihr eigenes Werk zerstörten.

Der Band ist in zwei Perioden getheilt, wovon die erste von „der Gegenwart“ handelt. Diese Gegenwart, wie sie der Verf. vor Augen hat,

Digitized by Google

ist nun eigentlich schon zur jüngsten Vergangenheit hinabgesunken, denn von den Schriftstellern, welche sie charakterisiren sollen, reicht nur Mazzini mit seiner Thätigkeit in die eigentliche Gegenwart herein. Die zweite Periode hat der Verf. die „der Erhebung" genannt, und sie schildert die Umwandlungen in Italien seit Pius IX. Thronbesteigung. Das erste Kapitel der ersten Periode ist Mazzini überschrieben und soll hauptsächlich die erste Erhebung der italienischen Nationalität besprechen. Wir müssen von vorn herein bekennen, dass uns das Buch nicht befriedigt, dass die ausserordentliche Weitschweifigkeit und der ächt italienische Redefluss uns sehr ermüdet, aber wenig Belehrung geboten hat. Wenn man überhaupt seit einigen Monaten mit den Wörtern Volk und Nationalität viel vorsichtiger umzugehen gelernt hat, so ist auch der Verf. in Allem, was die unglücklichen Geschicke Italiens betrifft, in seinen Urtheilen immer noch zu sehr Italiener, um uns genau belehren zu können, seine Phantasie und sein Herz regieren seine Beobachtungen, er gibt uns das, was er wünscht und hofft, für Wirklichkeit, er sieht nicht ein, dass alle Italiener, die an der Spitze der Bewegungen standen, in denselben Fehler verfallen sind, dass sie mehr Enthusiasmus als Energie besassen, und er giesst seine Galle über die Fremden, welche die Wirklichkeit anders herbeigeführt hatten. Ferrari gibt uns in den kurzen Worten, womit er seine Schilderung der italienischen Revolution einleitet, viel bessern Aufschluss, wenn er sagt: „Seit 50 Jahren zeigt Italien die seltensten Contraste. Es hat die französischen Gesetze erhalten, ohne die geringsten Anstrengungen zu machen, sie zurückzustossen; es hat sie wieder verloren, ohne sie zu vertheidigen. Insurrektionen sind ausgebrochen, ohne ein Hinderniss zu finden; schreckliche Reaktionen haben sie erstickt, ohne Widerstand hervorzurufen. Die Apathie der Völker, die unglückliche Thätigkeit der Verschworenen, die unermüdliche Grausamkeit der Regierungen, der Heroismus der Opfer, die Schwäche der Kämpfenden, Alles setzt in Italien in Erstaunen." Wie wenig aber Hr. Mariotti sein Volk beurtheilen kann, und wie sehr er sich, wie die meisten Italiener in Täuschungen wiegt, zeigt er durch den Ausspruch, dass im Jahr 1830 die Italiener fast ganz reif zu einer vollständigen Revolution gewesen seien, während die immer wiederholten und immer verunglückten Aufstandsversuche und Neckereien kaum des tausendsten Theils, das feste Anklammern der Uebrigen selbst an die elendesten Regierungen, das geduldige Tragen des geistlichen Jochs von Seiten Aller noch eine grosse Unreife und Mangel an Erhebungsfähigkeit des Volks deutlich genug zeigen. Die Verblendung, die man den Handelnden Schuld gibt, ist mehr oder weniger auch der Fehler der Beurtheilenden. Man

Digitized by Google

lese unter Anderm nur auch, wie Balbo die europäischen Zustände zum Besten Italiens eingerichtet wissen will.

Was der Verf. über Mazzini mittheilt, liest sich ganz gut. Der ganze Abschnitt über ihn gibt aber keine gründliche Belehrung weder über Mazzini's Charakter, noch über seine Bestrebungen, noch über die Ursachen ihrer Erfolglosigkeit. Mazzini ist kein Mann, den man für sich allein beurtheilen könnte. Er ist kein Mittelpunkt, dessen Grösse alle Andern anerkennen, um welchen sich die Massen freiwillig schaaren und die Theorie, die sein Geist aufgebaut hat, im Leben verwirklichen. Er hat nur Bedeutung und Leben in dem Leben seiner Partei, das eben nie zur rechten Ausbildung kam, er ist in beständigem Ringen nach Existenz begriffen, und die Wenigen, an die er sich in dem Kampf seiner Leidenschaften anschliesst, sind nur schwache Bretter in einem Schiffbruch. Der Verf. möchte sich wohl ebenso wie Mazzini in der Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse in seinem Vaterland irren, wenn er meint, dass kein Ueberrest feudaler oder patricischer Interessen mehr sei, der der Verbreitung rein republikanischer Principien in den Weg trete, oder dass der leiseste Schatten von Loyalität gegen irgend eine der noch bestehenden Dynastien in den Herzen der Italiener verweile; sondern dass sie im Grund der Seele Alle Republikaner seien, und dass, wenn die Geschicke des Landes durch eine allgemeine Abstimmung geregelt würden, das Resultat eine untheilbare italienische Republik wäre. Wenn Hr. Mariotti so etwas behauptet, so sollte er doch auch angeben, woran es denn eigentlich liegt, dass das Resultat seit 40 Jahren noch immer nicht erfolgt ist, und dass besonders in Neapel der krasseste Absolutismus beständig siegt. Der Verf. hält sich hier zu sehr auf der Oberfläche; er scheint sich von gewissen Sympathien nur ungern loszumachen. Er hat ein tiefes Gefühl für das Unrecht und das Unglück, das seinem Lande bereitet wurde, aber er fasst nicht den eigentlichen Grund, der in der moralischen Verfassung seines Volks liegt, wodurch dieses Unrecht und Unglück möglich und so zu sagen natürlich wurde; daher wird es ihm, wie man aus seiner höflichen und vorsichtigen Kritik jener Zustände sieht, etwas schwer einzugestehen, dass die Ansichten und Pläne Mazzini's und seiner oft sehr untergeordneten Gehülfen auf Täuschungen, Kurzsichtigkeit und auch Narrheit beruhten.

Von Ugo Foscolo, einem der bedeutendsten Italiener der neuern Zeit, erfahren wir in dem 3. Kapitel noch weniger; nichts von seiner dichterischen, politischen und schriftstellerischen Richtung, die oft Hand in Hand gehen oder in einem furchtbaren Brennpunkt in dieser glühenden

Digitized by Google

Seele zusammentreffen, oft aber auch weit aus einander liegen. Der Verf. griff diesen Mann vom entschiedensten Talent, von umfassender enthusiastischer Wirksamkeit in einer für Italien sehr bedeutsamen Epoche, in einer Zeit auf, wo er gebrochen, Flüchtling und verbannt war, wo er für sein Vaterland nur noch kränkende und wehmüthige Erinnerungen hatte, wo seine Hauptthätigkeit fast allein noch darin bestand, sein Leben zu fristen. Wir erfahren nichts von Foscolo's Politik, nichts von den Mitteln, wodurch er sein System zu verwirklichen strebte, nichts von seiner ganzen Wirksamkeit zwischen dem Frieden von Campo Formio und der Mailänder Verschwörung gegen Beauharnais, der Zeit seiner eigentlichen Kraft, nichts von seinen Kämpfen gegen Bonaparte, seiner donnernden Philippika gegen den Consul in Lyon, seinen muthigen und begeisternden Vorträgen auf dem Lehrstuhl der Universität Pavia etc. Dagegen erhalten wir in dem ganzen Kapitel ein Bild seines traurigen Exils in England, seiner Enttäuschungen, der Zerrüttungen seiner äussern Lebensumstände, der Kämpfe gegen Verläumdungen und andere Widerwärtigkeiten. Dabei füllt noch den grössten Theil des Kapitels eine Beschreibung des englischen Charakters in Beziehung auf die Aufnahme der Verbannten und Flüchtigen anderer Nationen. Es ist nicht recht klar, was diese lange Abschweifung, die halb Anklage, halb Rechtfertigung ist, und die zu dem Bild von Foscolo's Geist, Streben und Bedeutsamkeit gar nichts beiträgt, hier bedeuten soll. Aber klar ist, dass ein Mann wie Foscolo, dessen glühender Enthusiasmus und Stolz sehr oft seiner Besonnenheit Abbruch that, sich in dem nüchternen England nicht zurecht finden konnte. Es lässt sich nichts Anderes denken, als dass der Verfasser über eigene persönliche Erfahrungen durch diese Untersuchung ins Klare kommen wollte.

Dagegen ist der Abschnitt über Manzoni und seine Bedeutung in der Literatur, wenn auch nicht erschöpfend, doch vortrefflich geschrieben. Sehr gut ist die krankhafte Hinneigung zur bequemen Ruhe unter der absoluten Herrschaft der Kirche als die Haupttendenz Manzoni's hervorgehoben, welche ihn schon in der furchtbar erregten Zeit unter Napoleon nur geistliche Hymnen singen liess, und auch während der Restauration sein ganzes politisches und literarisches Treiben bestimmte. Auch das vierte Kapitel enthält eine sehr gute Zusammenstellung und Beurtheilung der historischen Romane, welche nach dem Muster von Walter Scott in den letzten zwanzig Jahren Italien überschwemmten. Wir können dem Verf. nur beistimmen, wenn er sich gegen den historischen Roman als Dichtungsart erklärt. Der Jacopo Ortis von Foscolo steht sehr vereinzelt

Digitized by Google

in der italienischen Romanliteratur; er hätte dem Verf. besser in dem 3. Kapitel gedient, die Eigenthümlichkeit in Foscolos Charakter darzulegen. Denn der Ortis ist fast weniger ein Ooman, als das politische und ethische Glaubensbekenntniss des berühmten Italieners. Aber sehr kühn schien uns der Gedanke, dieses Werk hoch über Göthe's Werther zu stellen. —

Mehr als kühn aber scheint uns die Art, wie der Verf. die Bellini'schen Opern im folgenden Kapitel erhebt. „Wenn", sagt er, „der Introduktion und den beiden Finale's in der Norma irgend etwas, selbst von Mozart's oder Beethoven's Schöpfungen gleichkommt, so wollen wir uns gern der Strafe des Marsyas und selbst der des Midas unterwerfen." Als Sardiniens Gesandter ist der Verf. durch das Völkerrecht gegen solche Handgreiflichkeiten gesichert, aber nicht gegen das Urtheil der öffentlichen Meinung und das Lächeln der Sachverständigen. Es ist aber überhaupt sehr unklar, was der Verf. mit diesem kurzen Gefecht wegen der italienischen Oper bezwecken wollte, das als Einleitung zum 5. Kapitel über das italienische Trauerspiel und ganz besonders über Pellico dienen soll. Eine gründliche Untersuchung über die Oper, die Richtung, die sie in Italien genommen hat, die äussern und innern Ursachen, die dazu beigetragen haben, ihren Einfluss und ihre Rückwirkung auf sociales Leben, Volkscharakter, Geschmacksrichtung und selbst Politik, der mit anderseitigen Einflüssen in so innigem Zusammenhang steht, hätte ein vortreffliches Licht auf die gegenwärtigen Zustände geworfen, und wäre hier sehr am Platz gewesen. Dagegen erhalten wir aber gleich darauf eine Erklärung über den niedern Stand der dramatischen Kunst, die eigentlich nichts erklärt. Der Verf. bedauert, dass die unter Manzoni begonnene romantische Reform des Drama's misslungen sei, und gibt die Schuld dem Irrthum, die Theorien der romantischen mit der französischen Schule Viktor Hugo's zu vermengen. Wir haben geglaubt, Viktor Hugo gehöre auch zu der romantischen Schule, und diese habe überhaupt gewisse Kennzeichen, die ihr unter jedem Himmelsstrich und in jeder Zeit gehören. Wir erhalten aber hier eine ganz andere Erklärung: „Romanticismus ist ein abstrakter, conventioneller Begriff, worunter die Italiener die Harmonie der Literatur mit der Zeit und dem Lande, welche ihr das Dasein geben, verstehen; die Uebereinstimmung mit und den Einfluss auf die Gefühle, die Bedürfnisse, den Glauben, die Erinnerungen und die hohe Bestimmung des Menschen in den verschiedenen Stadien der Gesellschaft, wo die Literatur ihn findet. Der Romanticismus ist für uns die Natur, welche Homer dem heroischen Griechenland, Tacitus dem entarteten Rom,

Digitized by Google

Dante dem zerrissenen Italien, Shakespeare dem strebsamen England gab. Romantik nennen wir die Literatur der romanischen Sprachen, so lange als sie ein Ausfluss der romanischen Tugenden, Christlichkeit, Ritterlichkeit und Patriotismus, ist.“ Auf die Folgerungen können wir uns gar nicht einlassen, denn sie sind eben so verworren als diese Erklärung. Aber das ist gewiss, dass aus der italienischen Tragödie künftig so wenig als früher etwas werden wird, so lange die Italiener an äussern Formen oder nach fremden Mustern herumsuchen; so lange sie unentschlossen sind, ob sie die alten Klassiker oder die nordischen Romantiker nachahmen; so lange der Verstand ihrer dichterischen Kraft erst „einen Mittelweg zwischen der Trockenheit der alten und der Ueppigkeit der neuern Schule, zwischen Alfieri und Manzoni, finden“ soll; so lange sie die Tragödie italienisch machen wollen, ohne doch aus der innersten Kraft ihres Volks herauszudichten; so lange sie mehr als Grammatiker, Politiker, Lyriker, denn als Tragödiendichter arbeiten. Der Verfasser unterscheidet zwischen der klassischen Schule Alfieri's mit ihrem dürftigen und kalten Styl und der romantischen Schule Manzoni's, die hier auch nur nach dem äussern Styl bezeichnet wird. Zwischen Beide setzt er die jetzt herrschende vermittelnde Schule, die „mit dem Gerüst des klassischen Drama's den heroischen Dialog in seiner unverletzten Reinheit wieder einführen will.“ An der Spitze dieses letztern Systems stehen Pellico und Niccolini.

Wir wollen dem Verf. in seiner nationalen Ansicht nicht zu nahe treten, dass Pellico ohne die langjährigen Qualen auf dem Spielberg, die seinen hochstrebenden Geist geknickt haben, eine der grössten Zierden der italienischen Bühne geworden wäre. Nur hätte er besonders an den zwei Tragödien, welche Pellico vor seiner Gefangenschaft schrieb, nicht gleich die Mängel nachweisen sollen, die einem Dichter sehr im Wege stehen, um einer der Ersten seiner Nation zu werden. Die „Francesca da Rimini“ verdankt auch, nach Mariotti's eignem Urtheil, ihren Erfolg hauptsächlich den häufigen Anspielungen auf jetzige Zustände, der Erweckung politischer Sympathien durch lange patriotische Tiraden, welche für die Zeit der Handlung in dem Trauerspiel gar nicht passen. Der Verf. nennt sie Silberblicke des Patriotismus, die jetzt in keinem literarischen Werk in Italien zu entbehren sind. Die Analyse der Stücke, die nach der Gefangenschaft geschrieben wurden, ist gut und zeigt uns, wie sich Pellico immer fester in der Ueberschwenglichkeit des Katholicismus verfährt, bis er in seiner letzten Tragödie, Thomas Moore, neue Beweisgründe und Vertheidigungen der Suprematie und Unfehlbarkeit der römi-

Digitized by Google

schen Kirche beizubringen sucht. Pellico's Geist ist allerdings durch die grausame Bedrückung einer elenden Willkühr gebeugt worden; aber die Richtung, die er dann eingeschlagen hat, lässt uns vermuthen, dass er doch nie ein gewaltiger, hervorragender Dichter geworden wäre. Manzoni war nie auf dem Spielberg und ist doch in dieselbe krankhafte Richtung verfallen.

Der andere Dichter, welcher neben Pellico an der Spitze der vermittelnden Schule steht, ist Niccolini. Die vermeintliche Vermittlung besteht aber am Ende nur darin, dass er erst zu der schlechten altklassischen Schule gehörte und dürftig kalte Tragödien wie Polyxena, Medea, Oedipus, oder satyrische Allegorien, fast wie in dem guten 17. Jahrhundert, schrieb, dann aber von den Neuromantikern gewonnen wurde und sich nun allen Ausschweifungen dieser Schule ergab. Dafür ist er von einigen schwachen Seelen in Berlin in Schutz genommen und für einen grossen Tragiker ausgegeben worden. Niccolini ist Lyriker und schreibt seine Tragödien, wie Manzoni und die meisten Andern, selbst auch Alfieri, gethan haben, weil in Italien dies das wirksamste Mittel ist, seine politischen Systeme in aufregenden Tiraden ins Publikum zu bringen. Der ganze Erfolg dieses Mittels ist donnernder Beifall für den Dichter, der im Triumph nach Hause getragen wird, und eine kurze Gemüthsbewegung, wodurch die Verblendung des Volks nur vergrössert wird. Und so erhalten die Italiener weder eine Tragödie, noch eine ernste und männliche politische Erziehung. Wir haben über Niccolini's Arnaldo da Brescia seiner Zeit in den Blättern für literarische Unterhaltung unsere begründete Ansicht mitgetheilt, und können dieselbe trotz dem Unmuth seiner Berliner Vertheidiger noch nicht ändern.

Die Lyriker sind sehr kurz abgefertigt, aber gut beurtheilt; sie treiben, wie sich das leicht denken lässt, fast nur politische Poesie.

Das Kapitel über die Geschichtschreibung ist das ausführlichste. Der Verf. spricht mit einer gerechten Erhebung von dem allerdings lobenswerthen und erstaunlichen Fleiss, womit die Italiener die Dokumente ihrer ältern und neuern Geschichte in allen Ländern, öffentlichen und Privatarchiven sammeln, einem Fleiss, der bis jetzt mit den schwierigsten polizeilichen Verhältnissen zu kämpfen hatte. Die Specialgeschichten einzelner Städte oder kleinerer Länder sind mitunter sehr gründlich und vortrefflich bearbeitet. Der Verf. nennt nur einige und geht kurz darüber weg, um ächt italienisch zu der weitläufigen Besprechung eines Werkes zu eilen, das allerdings von einem furchtbaren Fleiss, aber von einer höchst kleinlichen Auffassung, wie wir sie bei Italienern so häufig treffen,

Digitized by Google

zeugt. Dies ist Pompeo Litta's „Famiglie Celebri d'Italia", bis jetzt in acht Foliobänden erschienen. In alphabetitscher Ordnung wird die Geschichte aller existirenden adligen Familien Italiens gegeben, dabei sehr oft ihrer Eitelkeit Rechnung getragen und ihr Ursprung bis in die Zeiten der römischen Republik hinauf verfolgt. Es ist fast unbegreiflich und ein Zeichen von nationaler Schwäche, wenn die Gelehrten eines Volks einen so peinlichen Fleiss auf so geringfügige Dinge wie die Geschichte der meisten adligen Familien in Italien verwendet, wo man noch bei den meisten die Mühe merkt, ihnen irgend eine Berühmtheit und einen Anspruch der Aufnahme in dem Werk beizubringen.

Die zweite Periode, welche der Verf. die der Erhebung nennt, fängt sehr richtig mit dem Kapitel über die Erziehung an. Ueber dieselbe erhalten wir aber hier ein chaotisches Durcheinander von unklaren Begriffen, Anekdoten, verkehrten Ansichten und Widersprüchen. Es ist weder eine Uebersicht von dem, was bis jetzt geschehen ist, um zu dem von allen Parteien so gewünschten Ziel zu gelangen, noch eine richtige Hervorhebung der schlimmen religiösen und socialen Umstände, die jeder tüchtigen Entwickelung im Wege sind. Der Verf. setzt voran, dass den Italienern im Vergleich mit andern Völkern die Auswanderungslust gänzlich fehlt, dass sie in ihrem Land die reichsten Hülfsquellen für ihre Bedürfnisse finden, dass die Erziehung in Italien sich daher hauptsächlich auf den Ackerbau richten soll. „Es müsste", sagt er, „jedenfalls zu den ersten Grundsätzen der Erziehung gehören, den Italienern einzuprägen, dass ihre Heimath das wahre Land ist, wo Milch und Honig fliesst, dass es nie den darauf verwendeten Schweiss seiner Bebauer mit Undank vergelten könne und werde, dass Armuth und Noth nur eine Folge ihrer Trägheit und ihres Leichtsinns sei." Er schildert darauf den italienischen Bauer als über alle menschliche Begriffe unwissend, ein Gewohnheitsthier, eine pflügende, mähende, dreschende Maschine, mit einem Wort, als ein Geschöpf, das nicht viele Stufen über dem stummen und trägen Thier steht, das seine Arbeit theilt. Dann meint er, die Erziehung des Bauers könne nur durch eine allgemeine Umwälzung in den Begriffen der Menschheit bewerkstelligt werden. Der Bauer muss geehrt werden, damit ihn der Ehrgeiz nicht plagt, für sich oder seine Kinder einen andern Stand zu erstreben. Hier springt der Verf. plötzlich zum Gelehrtenstand und zu den Universitäten über, und wenn man diese Ideenverbindung Anfangs nicht recht begreift, so erfährt man später, dass er die Universitäten in der That für das beste Mittel zur Erziehung der Bauern hält. „Für den jugendlichen Ehrgeiz ist in Italien keine Bahn offen, als die Universität

Digitized by Google

Wer zu träge zu einem Bauer oder Handwerker ist, oder zu stolz zu einem Kleinhändler; wer keine Stimme zu einem Sänger hat, und nicht Muth genug, um als Künstler zu darben, muss natürlich den Gelehrtenstand wählen.“ Wenn die italienischen Universitäten, meint der Verf., bei ihrer ursprünglichen republikanischen Bestimmung bleiben, also Schulen für das Volk, für die Gesammtheit der Gesellschaft, wenn sie die wissenschaftlichen Vorträge nach dem Stand der Handwerker einrichten, so können sie das Höchste erreichen, was in andern Ländern keinen Anstalten, weder landwirthschaftlichen, noch Volksschulen, noch Universitäten möglich ist. Denn die Gelehrsamkeit ist jetzt ein Gewerbe geworden, hübscher und anständiger, aber gewiss nicht nützlicher und achtbarer als viele andere. Die moderne Wissenschaft bedarf eben so wenig noch Männer von ausserordentlichem Genie, als die moderne Religion der Propheten und Märtyrer. Ein Mann von einem sehr gewöhnlichen Verstand kann einen sehr vortrefflichen Arzt oder Advokaten abgeben. Fleiss und Ausdauer sind wichtigere Eigenschaften als ein schöpferisches Genie. Nach allem diesem ist es nach dem Verf. „ganz klar, dass das alte republikanische System der italienischen Universitäten das schwierige Problem der Erziehung durch den Staat fast ganz gelöst hat; denn wenn wir bedenken, dass fast die zweite Stadt in Italien sich einer Universität von guter, schlechter oder gleichgiltiger Beschaffenheit rühmen kann, oder wenigstens ein Gymnasium oder eine hohe Schule hat, so dass thatsächlich jeder Einwohner unmittelbar neben dem Hause der Wissenschaft wohnt, so lässt sich leicht begreifen, dass sie bloss den Unterricht, welchen sie bieten, auszudehnen und volksthümlicher zu machen haben, um den Forderungen aller Klassen der Gesellschaft zu entsprechen.“ Als Muster hierfür werden die Anstalten auf der Insel Sardinien angeführt, und dem Verf. scheint es als sardinischen Gesandten besonders zu schmeicheln, dass es dort ein wirkliches Volk von Doktoren geben soll. „Dieses freundliche und glückliche Eiland kann sich zweier Universitäten rühmen, Cagliari und Sassari, wo man eine rauhe, dem Urzustand nahe stehende Bevölkerung von Ziegenhirten und Holzfällern findet, welche die Wissenschaft bloss um ihrer selbst willen und ohne persönliches Interesse betreiben.“ Man könnte glauben, das bisher über Erziehung Gesagte sei bittere Ironie, aber der Verf. denkt sich im Gegentheil ganz ehrlich die Möglichkeit einer Zeit, wo die ganze Menschheit gleich den sardinischen Schäfern dem Wissen bloss seines besänftigenden, humanisirenden Einflusses wegen nachstrebt, wo sie die Erkenntniss hauptsächlich, wenn nicht ausschliesslich, zu erwerben sucht, um ihre Bestimmung besser zu ver-

Digitized by Google

stehen, um ihre Stellung, welche sie auch sei, mit grösserer Würde einzunehmen, und er ist fest überzeugt, dass alsdann das System der italienischen Universitäten mit der von ihm angegebenen Erweiterung der Volkserziehung eine gesunde Grundlage geben wird. Möge doch eine solche Unschuld nur nicht durch die diplomatische Laufbahn verdorben werden! —

Nicht viel tröstlicher ist das andere Kapitel über weibliche Erziehung. Man weiss nicht recht, ob er seinen Landsleuten Belehrung über eine bessere Methode, oder andern Völkern Materialien zur Beurtheilung der italienischen Zustände auch von dieser Seite geben will. Die Anklagen der Fremden gegen den italienischen Charakter und gegen die Bildung des weiblichen Geschlechts weist er häufig zurück, und zwar oft auf eine sonderbare Weise. Wenn eine Gräfin Pepoli in ihrem Werk über die italienischen Frauen die häuslichen Tugenden der Frauen in England rühmt, so ruft er ganz entrüstet: mit einem solchen Compliment vergelten die Italiener die vielen schmachvollen Beschuldigungen, die man auf ihren Namen gehäuft hat." Der Verfasser hätte den Vergleich mit andern Nationen, der ihn in seinem Werk so oft ärgert, ganz weglassen und sich bloss mit der Erziehung seiner Landsmänninnen, deren allgemeinem Charakter, ihrem Einfluss und ihrer Stellung in der Gesellschaft und in der Literatur beschäftigen sollen. Dieser Einfluss ist viel wichtiger für die Kenntniss eines Volkes, als der Verf. nach der Bearbeitung dieses Kapitels nur entfernt zu ahnen scheint. Wir gehören nicht zu denen, welche Deutschland wegen seiner Erziehungslust über andere Länder erhoben wollen, wir wissen recht gut und räumen dem Verfasser gern ein, dass es auch in Deutschland mit der ächten Bildung des weiblichen Geschlechts nicht sehr glänzend steht, dass die meisten Weiber Mütter werden, ohne auch nur die geringste Ahnung von den überaus wichtigen Pflichten zu haben, die sie bei ihren Kindern bis zum achten Jahre in Hinsicht auf die Gemüthsbildung, auf den Charakter, die Leidenschaften, die ganze Glückseligkeit des künftigen Menschen auszuüben haben, dass die meisten ihre Kinder als ein Spielwerk für sich und eine obscöne Unterhaltung für ihre Freundinnen betrachten (man denke bloss an die unzüchtigen Kleider, die sie ihren Knaben geben); dass die Weiber Vereine für alle möglichen Dinge bilden, die sie zum grossen Theil nichts angehen, aber nie einen für den grossen Zweck der Besserung, Erhebung und Sittigung ihres Geschlechtes. Aber wenn der Verfasser selbst einräumen muss, dass die Töchter in Italien unter der ängstlichen Bewachung ihrer Mütter kaum eine Stufe über dem Pflanzenleben erhalten

Digitized by Google

werden, dass ihnen jede Ueberlegung, jede Erfahrung, jedes eigne Urtheil entzogen wird, so braucht er sich nicht so über die „Fabel“ zu ereifern, dass die Erziehung der Mädchen bis zur Verheirathung in den Klöstern besorgt wird. Denn wo auch die klösterliche Erziehung stattfinden mag, so hat sie immer dieselben schlimmen Folgen. Wenn der Verf. die italienischen Gattinnen mit ihren ehelichen Tugenden, ihrer unbedingten Ergebenheit, Liebe und festen Treue hervorhebt, so wollen wir ihm nicht widersprechen, glauben aber der weitläufigen, mit vielen Redensarten versehenen Auseinandersetzung anzumerken, dass er hier weniger aus einer festen Ueberzeugung so spricht, als um die Italienerinnen gegen die Weiber der Franzosen und Engländer in ein glänzendes Licht zu setzen und sie gegen alle möglichen Anklagen im Voraus zu vertheigen.

Wir können nicht anders, als die zwei folgenden Kapitel, welche die Namen Gioberti und Azeglio an der Stirn tragen, höchst verworren und unklar zu nennen. Es wechselt darin beständig Lobpreisung ehemaliger und jetziger Grösse mit dem traurigen Ueberblick auf die allgemeine Schwäche und Versunkenheit, ein ängstliches Hervorsuchen aller kleinlichen und äussern Anzeichen einer möglichen Erhebung mit leeren Prahlereien und dem Geständniss innerer Mängel. Der Verfasser ereifert sich über die Urtheile der Fremden über seine Nation, und nimmt seine ganze Beredsamkeit mit allen Scheingründen und Spitzfindigkeiten zusammen, um sie zu widerlegen. Hat er es aber mit einem seiner Landsleute zu thun, der sich zu sanguinischen Hoffnungen über die Grösse, die Regsamkeit und die Zukunft Italiens hingibt, so macht er gegen diesen dieselben Meinungen geltend, die er von den Fremden nicht dulden mag. Der Verf. sagt sehr aufrichtig: „Wer, nicht bloss aus dem niedern Volk, sondern von allen Ständen, einwilligt, der Würde, der Energie, dem Stolze, den edelsten Attributen des Mannes zu entsagen, wer es aufgibt, den Verstand und den freien Willen zu gebrauchen, durch den die Vorsehung ihn über das Thier erhebt, dem ist in Italien mehr als in irgend einem andern Land gestattet, in ungestörter Ruhe zu vegetiren.“ Wozu aber auf der andern Seite der Zorn gegen Fremde, die nur halb so harte Urtheile fällen? Dieselbe Verworrenheit zeigt sich bei dem Urtheil des Verfassers über italienische Fürsten und Parteiführer. Dem König von Sardinien hält er eine grosse Lobrede über seinen Charakter, über alle seine Thaten zum Besten der Italiener und seines kleinern Landes; und wenige Seiten später erklärt er ihn für nichtswürdig und nur zu beachten, weil er die einzigen guten Truppen kesitzt. „Karl Albert,

Digitized by Google

sagt er, hat sich als niedrigen und herzlosen Tirannen gezeigt; es ist nicht gut, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen. Seine Abtrünnigkeit 1820 und das Blutbad 1833 sind die einzigen Zeichen, die wir von seiner Hingebung für die Sache des Vaterlands besitzen. Wenige in Italien würden ihm trauen, wenn der Erfolg ohne ihn möglich wäre. Aber sein Heer kann ihm nicht ohne einen Kampf genommen werden, der den Sieger hülflos in die Hände des fremden Tirannen liefern würde. Die Vergangenheit muss vergessen werden. Man muss ihm ehrliche Absichten zutrauen. Wer die schönen piemontesischen Regimenter haben will, muss den König mit in den Kauf nehmen.“ Wir können nicht anders, als glauben, dass der Schriftsteller und eifernde Patriot und der sardinische Gesandte nach Umständen zwei verschiedene Personen sein können, und dass die eine oft vergisst, was die andere gedacht hat. Wenn der Verfasser sich so oft beklagt, dass die Ausländer Italien so streng und ungerecht beurtheilen, so hat er durch sein neuestes Werk, aus dem weder Italiener noch Andere viel lernen können, solche Urtheile nur bestärkt und von Neuem hervorgerufen. Was ihn selbst aber betrifft, seinen Charakter und seine eigentliche Meinung, über die wir am wenigsten klar sind, so muss die Zeit lehren, ob er als Herr Galenga viele Stellen seines Buchs abläugnen oder als Herr Mariotti seine Stelle als Gesandter eines „niedrigen Tirannen“ niederlegen wird.

Ruth.

Zur Gynäkologie. Beiträge von Dr. E. Martin. Heft I. — Die Gebäranstalt und die geburtshülflichen Kliniken der Universität Jena. — Jena bei Frommann 1848. 8. 146 Seiten, mit 4 Steintafeln.

Verfasser vorliegender Schrift, seit 10 Jahren Lehrer der Geburtshülfe für Studirende und Hebammen, und nun seit zwei Jahren auch Director der Jenaer Entbindungsanstalt, beabsichtigt durch deren Herausgabe eine öffentliche Rechenschaft dieser seiner doppelten Wirksamkeit abzulegen und von der fortschreitenden Entwicklung der Anstalt Nachricht zu geben. Das bis jetzt erschienene erste Heft handelt vorzüglich von den äusserlichen Verhältnissen der Gebäranstalt. Wir lernen daraus ihre Geschichte von der Entstehung an kennen und erhalten eine genaue Beschreibung ihrer gegenwärtigen Einrichtung nebst der damit verbundenen stationären Klinik und der vom Verfasser gegründeten Poliklinik. Die eigentlich wissenschaftlichen Ergebnisse sollen in spätern Abhandlungen

Digitized by Google

erscheinen, indessen finden sich schon in diesem Heft viele interessante und belehrende rein geburtshülfliche Mittheilungen, die besonderer Erwähnung verdienen. Von Wichtigkeit sind unter andern die tabellarischen Uebersichten der Leistungen der Kliniken während der Jahre 1838 bis 1847; ferner die Beschreibung und Abbildung einiger alten Zangen, sowie der Zange und des Kopfzerschellers, deren sich der Verfasser bedient. In diesem erkennen wir einen überaus thätigen und umsichtigen Mann, der das sich darbietende Material mit der grössten Gewissenhaftigkeit benützt und zu Gunsten seiner Schüler und der Wissenschaft ausbeutet. Durch diese Schrift wird die bekannte Erfahrung von Neuem bestätigt, dass kleinere geburtshülfliche Anstalten, in denen man die einzelnen Fälle schärfer ins Auge zu fassen vermag, zur Heranbildung tüchtiger Geburtshelfer besser geeignet sind, als ganz grosse Anstalten. Ein Umstand, der bei dem jetzigen Drängen der studirenden Jugend nach grossartigen Instituten gewiss nicht oft und stark genug hervorgehoben werden kann, dem wir es aber wohl hauptsächlich zu danken haben, dass die Geburtshülfe dermalen in Deutschland blüht, wie in keinem andern Land.

Sorgfältige Aufzeichnungen oder Sammlungen von Aktenstücken, die doch sonst bei keiner Gelegenheit zu fehlen pflegen, und wodurch eine genauere Einsicht in die früheren Verhältnisse der Anstalt gestattet wäre, standen dem Verfasser, bei Ausarbeitung des geschichtlichen Theils nicht zu Gebot. Es ist darum nicht zu verwundern, dass er skizzenhaft ausgefallen ist. Hufeland und Loder finden wir bei der Gründung der Gebäranstalt, welche im Jahr 1779 eröffnet wurde, thätig. Letzterer war bis 1803 ihr erster Direktor. Zur Bestreitung der Einrichtungskosten wurden von jeder, zum Abendmahl zugelassenen Person im ganzen Land 1 Groschen erhoben. Sodann mussten alle unehelich Schwangern „gemeinen Bürger- und Bauernstandes“ von Amtswegen in die Anstalt gewiesen werden. Sie besass damals nur 8 Betten, selbst diese wurden nicht voll. Man scheute sich darum nicht zu verordnen (1780), dass die Widerspänstigen zu bestrafen und nöthigenfalls mit Gewalt in die Anstalt zu transportiren seien. Davon sollten sogar Personen nicht ausgenommen sein, die noch vor ihrer Niederkunft getraut wurden. Diese Massregel wurde später zurückgenommen und an ihre Stelle bewilligte man eine Vergünstigung; unehelich Schwangere nämlich, die einen unbekannten Thäter angeben, wurden von der darauf haftenden vierwöchentlichen Zuchthausstrafe befreit, wenn sie sich freiwillig in die Anstalt begaben (1786). Bis zum Jahr 1838 blieb letztere Bestimmung in

Digitized by Google

Wirksamkeit. — Als Loder 1803 einen Ruf nach Halle annahm, wurde der berühmte Joh. Chr. Stark I. (hiess früher Starke) sein Nachfolger im Amt, nachdem er zehn Jahre lang Unterdirector gewesen war.

Nach dessen Tod 1811 wurde ebenfalls der damalige Unterdirektor zur ersten Stelle befördert. Es war dies J. Ch. Stark II., Neffe des Ersten; er verblieb in dieser Stelle bis zu seinem Tode 1837. Zum dritten Mal übernahm ein Stark die Direktion, und zwar der Sohn des Ersten, Carl Wilhelm Stark III. Er starb 1845. Auf ihn gelangte die Direktion an unsern Verf. — Nähere Nachrichten über Personalverhältnisse der genannten Direktoren und der Subdirektoren, unter denen J. G. W. v. Eckart und L. W. v. Froriep besonders anzuführen sind, stehen auf S. 8—13. — Martin bespricht nun die Leistungen der Jenaer Gebäranstalt; wir wollen seiner Eintheilung in drei Zeiträume folgen und einzelne Punkte ausheben.

Erster Zeitraum 1779—1794 (S. 14—17). Die Nachrichten aus diesen 15 Jahren stammen von Loder. Die Anzahl aller Entbundenen beträgt 324 (21—22 jährlich). Davon sind gestorben 8. Wendungsfälle 12. Zangenoperationen 24. „Eine Person hatte gerade unter der Geburtsarbeit einen Wechselfieberanfall, womit sie lange behaftet gewesen war. Die Geburt erfolgte natürlich und das Fieber kam nicht mehr wieder.“ — Die Nachgeburt wurde nie herausgezogen, sondern ganz der Natur überlassen; bisweilen ist sie erst am 3. Tag abgegangen. 141 Hebammen wurden in diesem Zeitraume unterrichtet.

Zweiter Zeitraum 1794—1830 (S. 17—31). Zahl der Gebährenden 855 (25 jährlich). Geborne 873. Knaben 452. Mädchen 421. Zwillingsgeburten 18. Beckenlagen 20. Fusslagen 13. Steisslagen 7. Gesichtslagen 5. Querlagen 5. Wendungen 6. Zangenoperationen 42. Perforationen 3. Mütter gestorben 15. Kinder todtgeboren 63. Nach der Geburt gestorben 50. — „Sonderbar genug war es, dass die Mutter eines mit Hasenscharte behafteten Kindes es sogleich nach der Geburt zu sehen verlangte, indem sie sagte, dass sie sich im 3. Monat ihrer Schwangerschaft an einem solchen versehen habe, und ihr Kind nun auch eine Hasenscharte haben werde.“ — „Der Nabelstrang hatte einige Zoll vom Leibe des Kindes an eine ganz ungewöhnliche Dicke, weshalb derselbe etwas weit von des Kindes Leib unterbunden wurde. Den mütterlichen Theil (?) untersuchte ich, nachdem selbiger durchschnitten war, und fand die Gefässe von gewöhnlichem Durchmesser. Die grosse Menge eiweissähnlicher Feuchtigkeit, welche an der dicken Stelle des Nabelstranges angehäuft war, floss bei einem gelinden Drucke leicht aus; sie

Digitized by Google

war wasserhell und der Nabelstrang daher ungewöhnlich durchsichtig. Der Nabelschnurrest am Kinde begann nach 3 Tagen sehr zu stinken und hinterliess, indem er brandig abfiel, seines grossen Umfangs wegen, ein ziemliches Loch in den Bauchdecken, um welches herum sich mehrere Tage lang sterke Entzündung zeigte. — Bleimittel wurden mit gutem Erfolg äusserlich angewandt; das Loch verwuchs allmählig; der schwächliche Knabe, der bisher nicht saugen wollte, suchte nun die Mutterbrust und gedieh." — Offenbar ist die hier beschriebene Abnormität die in der neuesten Zeit öfter besprochene „Wassersucht des Nabelstrangs" (Ref.). — Durchschnittlich wurden im Jahr 12 Hebammen ausgebildet.

Dritter Zeitraum 1830—1836. (S. 31—64.) Im Jahr 30 wurde die Anstalt in ein neuerbautes bequemeres Haus verlegt und seit der Zeit werden die Vorfälle sorgfältiger notirt. — Geburten 331 — Geborene 332 (44 im Jahr), darunter nur 1mal Zwillinge. Knaben 175, Mädchen 157. — Unter den wenigen verzeichneten Krankheitsfällen verdient folgender besondere Beachtung und vollständige Mittheilung. (S. 35.) „M. F., 30 Jahre alt, aus M., eine kleine, mehr schwächliche als kräftige, sonst aber regelmässig gebaute, zum drittenmal schwangere Person, welche die beiden frühern Geburten ohne besondere Schwierigkeiten überstanden hat, klagte am 13. Mai 1837, nachdem sie den 17. April in die Anstalt aufgenommen war, über Kolikschmerzen, fieberte und litt an serösem Durchfall; wovon sie durch schleuniges Getränk, Hafergrütze, passende Diät, eine Auflösung von Gummi arab. in Aqua melissae mit einem Zusatz von laud. liq. Sydenham. 1 Skrupel und antispasmodische Einreibungen nach einigen Tagen befreit wurde. Nachdem die Kolikschmerzen, die im Leibe herumzogen und deutlich von der Schwangern in den Därmen gefühlt wurden, verschwunden waren, stellte sich ein anhaltender, gegen Abend exacerbirender, gegen Morgen etwas remittirender Schmerz rings um den Nabel herum, ohngefähr in dem Umfang eines Deserttellers, ein, welcher bei jeder Körperbewegung und Berührung heftig zunahm, im Liegen sich verminderte, ebenso im Sitzen, beim Aufrechtstehen und Gehen aber unerträglich wurde. Ebenso verursachte jede Bewegung der Frucht heftige Vermehrung der Schmerzen an dieser Stelle. Der Puls war beschleunigt, die Temperatur der Haut erhöht und letztere trocken anzufühlen, die Kranke klagte über vermehrten Durst und Appetitlosigkeit. Wegen der genauen Begrenzung der Schmerzen rund um den Nabel herum, wegen der Zunahme der Schmerzen bei der Berührung und Bewegung der Frucht, sowie wegen des konstanten Anhaltens derselben und des begleitenden Fiebers, und weil man mittelst des Stethoskops die Placentar-

Digitized by Google

pulsation (?) nicht wahrnehmen konnte, hielt ich diese Krankheit für eine Entzündung der placenta und zwar wegen der heftigen Schmerzen bei der Bewegung der Frucht für Entzündung der Fötalfläche der placenta. Ich liess 8 Blutegel in die Nabelgegend setzen, welche gut zogen und nachbluteten, worauf auch sogleich die Schmerzen merklich nachliessen, aber nicht völlig verschwanden. Bei der schwächlichen Constitution der Person hielt ich einen Aderlass für unzweckmässig. Innerlich verordnete ich Salmiak mit Tart. emet und liq. Minder, und empfahl ruhiges Verhalten, Rückenlage, antiphlogistische Diät. Am andern Tag hatten sich die Schmerzen merklich gemindert, dauerten aber ununterbrochen fort und nahmen bei jeder Berührung und Bewegung zu. Zur Zertheilung und Verhütung eines Extravasats liess ich unguent. ciner. und de digit. purp. nebst Liniment. ammon. in die Haut um den Nabel herum einreiben. Die innern Mittel, antiphlogistische Diät und ruhiges Verhalten wurden fortgesetzt. Am 25. Mai waren alle Schmerzen im Unterleib, sowie das Fieber völlig verschwunden. Die Person fühlte sich wieder ganz wohl, konnte herumgehen und befolgte ihre frühere Lebensweise.“ Die Geburt erfolgte am 3. Juni naturgemäss. „Auf der Fötalfläche der Nachgeburt befanden sich 2 Blasen, von denen die eine die Grösse einer welschen, die andere die einer Haselnuss hatte, und die beide mit einem gelblichen serösen Exsudate angefüllt waren. Das Exsudat befand sich unter dem Chorion und Amnion und war als Produkt der vorausgegangenen Entzündung anzusehen. An der Peripherie der placenta fand man stellenweise zwischen den genannten Häuten und dem parenchym die kleinen Streifen von mehr lymphatischem Exsudate. Die beiden serösen Exsudate sassen in der Nähe der Insertion des Nabelstrangs, ziemlich in der Mitte des Mutterkuchens. Zu bemerken ist noch, dass der Nabelstrang bei der Geburt des Kindes um den Hals des letztern herumgeschlungen war, wodurch sich auch wohl die bei den Bewegungen der Frucht zunehmenden Schmerzen während des Bestehens der placentitis noch deutlicher erklären lassen.“ Martin ist geneigt zu glauben, dass hier weniger eine Entzündung, als vielmehr eine Apoplexie des Mutterkuchens im Spiel war. Wenn auch jedenfalls die zwei mit Serum gefüllten Blasen auf Bluterguss zu beziehen sind, so wüsste Ref. doch nicht, was sich mit Fug gegen die Annahme einer Entzündung einwenden liesse. Die Symptome sprechen für eine solche; übrigens schliessen sich Bluterguss und Entzündung nicht aus.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Martin, zur Gynäkologie.

(Schluss.)

(S. 38.) Die Kindeslagen sind in 288 Geburtsfällen genau angegeben. Die 1. Schädellage (rechtes Scheitelbein voraus) kam 217mal vor, die 2. (linkes Scheitelbein voraus) 58mal. 1. Gesichtslage (rechte Gesichtshälfte voraus) 1mal, desgleichen 1mal 2. Gesichtslage (linke Gesichtshälfte voraus). 4mal 1. Steisslage (linke Hinterbacke voraus), 3mal Fusslagen. — (S. 40.) 5mal kam die Hand neben dem Kopf vor, 1mal mit einem Fuss. 3 Querlagen, die Kinder starben trotz der Wendung, 1mal auch die Mutter. Beckenenge 4mal, darunter 1 Fall von gleichmässig verengtem Becken. Der grössten Anstrengung gelang es zwar, den Kopf eines todten Kindes mittelst der Zange zu Tag zu fördern, allein die Mutter musste solcher Hülfe nothwendig unterliegen. Die künstliche Frühgeburt wäre in diesem Fall angezeigt gewesen. Der Kaiserschnitt hätte selbst noch mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, als die Anlegung der Zange. Auf S. 42 ist die Historie vollständig erzählt. Der gerade Durchmesser des Beckens betrug $3^1/_4''$, der Querdurchmesser $4''$, die schrägen $4^1/_4''$. — Ein Anfall von Starrkrampf und einer von Wahnsinn während der Geburt hoben sich sogleich nach der Entbindung. (S. 46.) — 3mal Vorfall der Nabelschnur, wobei jedesmal das Becken stark geneigt gewesen sein soll. — Die fehlerhafte Behandlung der Nachgeburt, die man sich selbst überliess, rügt M. mit Recht und belegt das Gefahrvolle der Unthätigkeit in der 5. Geburtsperiode durch ein Beispiel, das tödtlich endete. (S. 49.) — Blutung während der letzten Schwangerschaftswochen in Folge theilweiser Lösung des Mutterkuchens nach einem Sturz. Die placenta zeigte 3 grössere mit Blutwasser, 2 mit lymphatischer Feuchtigkeit gefüllte Blasen; ausserdem 5—6 reichlich erbsengrosse Blasen. Also auch hier Bluterguss in der placenta. (S. 52.) — Wendungen wurden 5 vorgenommen, Zangenoperationen 16, Extractionen an den Füssen 9. Es starben 20 Mütter, davon 1 an ruptura uteri, 1 an rupt. vaginae, 16 an Puerperalfiebern. Unter 332 Kindern wurden 23 todt geboren, 18 starben nach der Geburt. Von den angeborenen Missbil-

Digitized by Google

dungen sind 2 Kröpfe zu nennen. — Ganz eigenthümlich ist folgende Missbildung: Hinter der Gelenkverbindung des Unterkiefers auf der linken Seite zeigte sich eine Stecknadelknopf-grosse Oeffnung der Haut, welche zu einem etwa 1″ langen, beinahe senkrecht zwischen den Halsmuskeln hineindringenden Kanal führte, in dessen Umkreis weder eine Härte, noch eine Spur von Sugillation oder Entzündung sich fand. Am 2. Tag nach der Geburt stellte sich hinter dieser Oeffnung eine Verhärtung der Haut, jedoch ohne Geschwulst, ein und aus der Oeffnung selbst kam Eiter zu Tage. Nach einigen Tagen war die Härte der Haut fast verschwunden, die Eiterabsonderung hatte aufgehört, der Kanal blieb aber unverändert. (S. 61.) — Von einem Mädchen, das in der Beckenlage geboren worden, heisst es: „Merkwürdig war es, dass vom 3. Tage nach der Geburt an, 3 Tage hinter einander täglich 5—6 Tropfen Blut aus den Geschlechtstheilen abgingen, welche auf den Windeln gefunden wurden. Man sah, dass dieses Blut aus der vagina und nicht etwa aus der urethra, oder von einem andern benachbarten Theile hervorkam.“ — Aus derartigen Fällen, die sich mitunter ereignen, hat man früher eine menstruatio praecox machen wollen. Zu beachten ist, dass das Kind mit dem Steiss zuerst kam. Vielleicht lässt sich diese räthselhafte Erscheinung ganz einfach in Folge des Drucks unter der Geburt erklären. Nichts ist gewöhnlicher als Anschwellung der Geburtsglieder der Kinder bei Steissgeburten, Referent sah einmal einen Knaben mit vollständig erigirtem penis geboren werden. Inzwischen mag ein derbes Touchiren die vaginal-Blutung begünstigen. — In dem Zeitraum von 1830—1838 wurden 84 Hebammen (12 jährlich) instruirt.

Vom Jahr 1838 an ist Martin an der Jenaer Entbindungsanstalt thätig und von nun an erhalten wir sorgfältige Berichte über alle Vorfälle. Sie sind meist tabellarisch zusammengestellt und bilden die 3. Abtheilung der vorliegenden Schrift von S. 116—148. Vorher geht aber die Beschreibung der gegenwärtigen Einrichtung der Gebäranstalt und der Kliniken, sie bildet die 2. Abtheilung von S. 65—115; während der bis jetzt besprochene historische Theil die 1. Abtheilung darstellt.

Das in den Jahren 1829—1830 neu erbaute, mit 40 Betten ausgestattete Gebärhaus wird umständlich beschrieben, zur Erläuterung ist auf Tafel I. der Grundriss beigegeben. Es werden dann die dienstlichen Verhältnisse des angestellten Personals, das Verhältniss der Pfleglinge zur Anstalt, die Kasseneinrichtung und endlich die Methode des Unterrichts erörtert. Referent unterlässt es, auf alle diese Dinge hier speciell einzugehen, indem er auf die Schrift selbst verweist, doch kann er die Be-

Digitized by Google

merkung nicht unterdrücken, dass die Beschreibung einen durchaus befriedigenden Eindruck hinterlässt; die Anstalt erscheint als eine wohl organisirte, allen billigen Anforderungen zu Pflege-, Heil- und Lehrzwecken entsprechende. Mit Vergnügen unterschreiben wir Alles, was über den Werth der Poliklinik gesagt ist. Sie sollte allerdings bei keiner Anstalt fehlen, denn der Unterschied zwischen Gebärhaus- und Privatpraxis ist so gross wie zwischen den Exercirübungen auf dem Paradeplatz und einer Schlacht. — Sehr dürftig ist die Instrumentensammlung der Anstalt ausgestattet, denn die meisten Stücke gehören dem Direktor an*). Darunter sind aber mehrere, die unsere Aufmerksamkeit fesseln.

S. 74. „Nr. 1. (Tafel 2. Figur 1.) Eine ohne Zweifel aus der ältesten Zeit des Zangengebrauchs stammende, nach manchen Umständen zu urtheilen der Zange Grégoire's d. J. verwandte (vielleicht von Grégoire d. V. angegebene) Kopfzange, deren Urheber mir jedoch unbekannt ist, da weder von dem frühern Besitzer derselben, J. Ch. Stark I., eine Notiz darüber vorliegt, noch auch dies Instrument bis jetzt abgebildet oder beschrieben ist. Ed. v. Siebold urtheilt, dass die Zange sehr alt und denen von Grégoire und Dusée nah verwandt sei. — Diese gerade Zange ist ganz von Stahl gefertigt, hinsichtlich ihrer Gestalt im Allgemeinen der Bing'schen ähnlich, 11″ 6‴ lang; davon kommen 5″ 4‴ auf die nach Aussen umgebogenen Griffe, 11‴ auf das Schloss, 5″ 3‴ auf die ungefensterten, schwach ausgehöhlten schlanken Löffel, deren grösste Breite 13‴ beträgt. Die Weite der Kopfkrümmung beträgt 11‴; die beiden Enden der Löffel stehen kaum 3‴ aus einander. Die Arme sind im Schlosse gekreuzt und liegen in einem Falz über einander, wie bei der Zange Grégoire's; auch steht an dem untern linken Blatt ein hindurchgeschlagener Stift mit einem Knopf und 2seitlichen Einkerbungen hervor, welchem eine runde Oeffnung in dem obern rechten Blatt entspricht. An dem rundlichen Griff des letztern ist mittelst einer beweglichen Hülse ein Schieber befestigt, an dessen obern Ende eine runde Oeffnung, zum Durchlassen des Stiftknopfes beim Schliessen bestimmt, in einen länglichen geraden schmälern Einschnitt führt, welcher beim Vorschieben der Hülse in die seitlichen Einkerbungen des Stiftes eingreift und damit den Schluss der Blätter vollendet. Auf dem Schieber ist ein S mit einer Krone darüber eingehauen.“ Dass dies Instrument sehr alt ist,

*) Was soll man aber dazu sagen, wenn eine Universität, resp. Gebäranstalt, wie die Münchner auch nicht einmal eine Spur einer Instrumentensammlung besitzt?

Digitized by Google

unterliegt keinem Zweifel; ebenso wenig, dass es aus der Familie Grégoire stammt. Vater oder Sohn? das ist jetzt die Frage. Die Entscheidung ist schwierig, da über die Verbesserung, welche G. d. V. angebracht hat, nur hie und da ungenügende Andeutungen zu entdecken sind. Ref. ist noch zu keiner festen Ansicht über den Erfinder dieses Instrumentes gelangt, hofft aber ein Ergebniss seiner Forschungen bald in einem grössern Werk über die Geburtszange niederlegen zu können.

Mr. 2. (Tafel 2. Figur 2.) „Ein ebenfalls, wahrscheinlich den ältesten Zangen beizuzählendes Instrument ist mit einem angehängten Zettel, auf welchem von J. Ch. Stark I. geschrieben stand: „Strassburger oder Schurig's Zange", in des Verfassers Besitz gelangt. Doch findet sich weder in den einschlagenden Capiteln der Embryologie Schurigs, noch in einem Geschichtswerk eine Beschreibung oder Abbildung der Zange. Sie ist, wie die vorher beschriebene, eine gerade, durchaus von Stahl gefertigte, reichlich 12″ lange Zange, im Totalhabitus derjenigen ähnlich, welche Mulder als von einem Unbekannten herstammend abgebildet hat (Tafel II. 4 und 5.). Die gefensterten Löffel sind 6″ 9‴ lang, an ihrer grössten Breite 1″ 6‴ breit und weichen in einem Winkel von 179° auseinander, ihre oberen Enden stehen im geschlossenen Zustand 6‴ von einander, die Kopfkrümmung beträgt 2″ 7‴. Die stählernen Griffe sind unter dem Schloss viereckig, davon weiter entfernt rund gearbeitet, und biegen sich in Widerhaken um. Am eigenthümlichsten ist der Schluss, welcher dadurch bewirkt wird, dass der aus der Mitte des am Schlusse 8‴ dicken Griffes hervortretende, unten nur 2‴ dicke, 5‴ breite, rechte Löffel (dessen Fenster nur 4″ 4‴ lang ist) flach durch das 7″ lange, unten fast 3‴ breite Fenster des linken Löffels, welches als Halbkanal in den Schlosstheil des hier ebenfalls 8‴ dicken Griffes fortgeführt ist, hindurchgeschoben, gedreht und dann erst in das Schloss gefügt werden muss. Auf dem Schlosstheil des linken Blattes ist Jena eingehauen." — Als Referent die Abbildung dieser Zange sah, hatte er eine rechte Freude, denn er erkannte im Augenblick, dass die vorliegende Zange nicht von Schurig stamme, sondern die des Dr. Schurer sei, nach der er schon lange eifrig, aber vergebens gesucht hatte. Bei Schweighäusser findet sich nämlich schon eine Notiz über diese Zange, da er das Mulder'sche Werk anzeigt, resp. die deutsche Ausgabe von Schlegel (Archives de l'Art des Accouchemens Strasbourg 1801. p. 184.), welche J. Rist unverändert in seinen: Essai historique et critique sur le forceps, Strasbourg 1808, aufgenommen hat. Sie lautet: „Die Zange des Dr. Schurer von Strassburg, welche gegen das

Digitized by Google

Jahr 1738 erfunden worden und fast gar nicht bekannt ist, findet sich darin nicht; sie hat Aehnlichkeit mit der Chapman'schen,*) und die Eigenthümlichkeit, dass das Fenster des einen Löffels viel länger ist, als das des andern, damit, wenn der eine angelegt ist, sein Griff das Fenster des andern aufnehme, wie der Faden ein Nadelöhr aufnimmt. Es ist dies eine ganz besondere Art der Vereinigung, welche bis jetzt kein Schriftsteller beschrieben hat. (Die Zange befindet sich in der Sammlung des Bürgers J. Dan. Lobstein, Geburtshelfer am Bürgerhospital in Strassburg.)" — Soweit Schweighäusser. Von Hinze (Chronolog. Uebersicht aller geburtsh. Instrumente bis zum Jahr 1792) erfahren wir, dass Jacob Schurer 1728 Professor der Arzneigelahrtheit in Strassburg war, und sich bei dem in der Gebärmutter zurückgebliebenen, bereits perforirten und ausgeleerten Kindskopfe einer gezähnten, 11″ langen, von ihm erfundenen Zange bedient habe. — Des Referenten Nachforschungen über die in Rede stehende merkwürdige Zange ergaben, dass ihr Besitzer im Jahr 1816 bankerott wurde, seine Habseligkeiten versteigerte und dann nach America auswanderte. Schon schien alle Hoffnung verloren, dieser Zange habhaft zu werden, da taucht sie nun unvermuthet in Jena auf. Ueber die Identität der Zangen kann kein Zweifel obwalten. Die Beschreibungen stimmen vollkommen überein. Die einzige Abweichung tritt bei der Art der Vereinigung der Blätter auf. Schweighäusser will das eine Blatt über das andere geschoben haben, und zwar vom Griff an, wobei der Arm mit kurzem Fenster zuerst angelegt sein müsste. Martin dagegen lässt den langgefensterten Arm zuerst anlegen und dann den andern durchstecken. Ein Widerspruch liegt darin nicht, im Gegentheil geht die Uebereinstimmung der beiden Instrumente um so klarer daraus hervor. Offenbar hatte sich J. Ch. Stark I. bei der Etikette verschrieben und Schurig statt Schurer gesetzt.

Das Instrument von Schurer mit seiner merkwürdigen Vereinigungsart steht übrigens nicht vereinzelt da. Referent erinnert sich, dass Johnson sie ebenfalls angebracht hatte. In neuester Zeit haben sie Beatty in Manchester und Ziegler in Edinburg, desgleichen Bourdeaux in Montpellier wieder aufgenommen.

Zum ersten Mal wird auf Seite 78 die Zange von J. Ch. Stark II. beschrieben, von der drei Exemplare vorhanden sind. „Das eine ist derb,

*) Ganz dieselbe Bemerkung machte E. v. Siebold, da ihm Martin eine Abbildung zugeschickt hatte.

Digitized by Google

fast plump und schwer, 14″ lang, das andere ist weniger stark, aber 1″ länger, das dritte sehr zierlich und leicht, kaum 14″ lang. Die Griffe sind mit Holz belegt, stiefelförmig, $5^1/_4$ — $6^1/_4$″ lang, die gefensterten Löffel $8^1/_4$ — $8^3/_4$″ lang. Das Schloss wie bei Smellie. Bemerkenswerth (denn ohne Zweifel älter als an der d'Outrepont'schen Zange) ist eine kleine Hervorragung an der äussern Seite der Schlossgegend jedes Blattes, welche auf den fast scharfen Rand des am gegenüber liegenden Schlosstheil eingefeilten Halbkanals passt, und einigermassen das Auf- und Niederschieben der Blätter im Schloss verhindert. Die Löffel zeigen einen schlanken Hals, sie weichen 11 — 16‴ vom Schlosse abwärts in einem Winkel von 25 — 33° auseinander, sind an ihrer grössten Breite bis 18‴ breit, und stehen an ihrem Ende 4 — 5‴ auseinander. Die Kopfkrümmung beträgt 2″ 4 — 6‴, die Beckenkrümmung nicht völlig 3″ und letztere ist minder steil, als bei der Zange von J. Ch. Stark I.[a] — Nun erübrigt noch, ehe wir zur dritten Abtheilung übergehen, die Instrumente zu besprechen, welche der Verfasser in Gebrauch hat. — Die im Jahr 1839 angegebene Kopfzange ist $14^1/_2$″ lang; die Griffe sind wie bei Busch etc. 4″ 6‴ lang, das Schloss 8 — 9‴, die Löffel 9″ 4‴. Das Schloss ist englisch, mit festen doppelten Backen und mit einem an dem Anfang eines jeden Löffels auf der Aussenseite hervorspringenden Leistchens, um das Auf- und Niederschieben zu mässigen (wie an den Zangen von Herholdt und Joerg R.). Die Halstheile der Löffel bis zu den Fenstern sind 4″ lang, die grösste Breite der in einem Winkel von 36° auseinander weichenden Löffel beträgt fast 1″ 8‴. Die Kopfkrümmung beträgt 2″ 5‴, die Entfernung der obern Enden 4‴, die Beckenkrümmung 3″ 3‴, diese zieht sich durch die Griffe fort, deren Enden beim Auflegen 6‴ emporstehen. Die Zange wiegt 1 Pfund 12 Loth und ist auf Tafel III. abgebildet. — Wenn man früher die Griffe der Zangen zu lang gemacht, und dadurch einen unmässigen Druck ausgeübt hat, so scheint man heut zu Tage, um diesen Fehler zu vermeiden, gerade in den entgegengesetzten zu verfallen, man macht die Griffe zu kurz. Dies kann man manchen neuern englischen Zangen vorwerfen und vielleicht nicht mit Unrecht der in Rede stehenden. Die Löffel sind mehr als doppelt so lang, denn die Griffe. Die sichere Wirkung des Instruments scheint uns dadurch in Frage gestellt zu sein, und wir möchten uns nicht dafür verbürgen, dass dasselbe bei einer schweren Entbindung nicht vom Kopf abgleite. Es ist das Federn bei solcher Länge der Löffel nicht wohl zu vermeiden, es sei denn, dass man sie ungemein dick arbeiten liesse.

Digitized by Google

Der von Martin im Jahr 1843 angegebene Kephalotribe (S. 111. Tafel IV.) ist das zierlichste Instrument dieser Gattung. „Die Löffel sind natürlich ungefenstert, die Kopfkrümmung ist schwach, $1\frac{1}{2}''$ — gegen die Spitzen, die nur $1'''$ Zwischenraum lassen, $1''$. — Stärker ist die Beckenkrümmung, wenn auch nicht so stark wie bei Langheinrich. Sie beträgt für die Löffel $3''$ $6'''$, zieht sich aber durch die Griffe fort, so dass deren Enden $1\frac{1}{2}''$ über den Horizont sich erheben. Die ganze Länge ist $18\frac{1}{2}''$, das Gewicht 2 Pfund 29 Loth. Das rechte Blatt ist wegen eines flach gedrückten $1\frac{1}{2}''$ langen Kanals für die Schraube um $\frac{3}{4}''$ länger als das linke, in dessen unterem Ende die Schraubenmutter sich befindet. Verfasser hat nämlich den ursprünglichen Apparat von Baudelocque wieder aufgenommen, nur setzt er den Schraubenstock nicht durch eine Kurbel, sondern durch einen Knebel in Bewegung, der durch eine Oese des Schraubenstocks gesteckt wird. Die Löffel sind $9''$ lang und beginnt mit einem Vorsprung, um das Auf- und Niedersteigen zu mässigen, sie sind matt hohl geschliffen, an ihrer breitesten Stelle $1\frac{1}{4}''$ breit, $1''$ $8'''$ dick, über dem Schloss hingegen $11'''$ dick. Der hinlänglich starke Schlosstheil ist so einfach, wie an der Kopfzange des Verfassers: ein englisches mit doppelten Backen, $1\frac{3}{4}''$ lang. Die Griffe sind oben und unten mit Holz belegt, $7\frac{3}{4}''$ lang, $6'''$ dick, $7'''$ breit. Widerhaken wie an der Zange. — Die mit doppeltem Gewinde versehene, $4''$ $7'''$ im Durchmesser haltende Schraube ist mit ihrem $1''$ $10'''$ langen Kopfe $6''$ $8'''$ lang, der Kopf derselben ist durchbohrt, um einen $4\frac{1}{2}''$ langen, reichlich $5'''$ starken abgerundeten Knebel von Horn hindurchzustecken."

3. Abtheilung. — Tabelle A. In den Jahren 1838—1847 waren 595 Geburten vorgefallen (gegen 60 in jährlichem Durchschnitt). Geboren wurden 602, Knaben 308, Mädchen 294. Mütter gestorben 13. Kinder todtgeboren 13. Nach der Geburt verstorben 23. — Die Poliklinik ist seit 1843 eingerichtet und behandelte 438 Frauen und 142 Kinder.

B. Tabellen über die Gesundheitsstörungen. Genaue Angabe der Krankheiten und des Ausgangs für Mutter und Kind. 1. Störungen der Schwangerschaft. 37 Nummern. 2. Geburtsstörungen. 13 Nummern. 3. Krankheiten der Wöchnerinnen und Säugenden. 39 Nummern. 4. Krankheiten der Neugebornen und Säuglinge. 56 Nummern.

C. Uebersicht der Kindeslagen. Schädellagen 562 (erste 377, zweite 185). Gesichtslagen 5 (erste 2, zweite 3). Beckenlagen 23. Darunter Steiss I. 10. Steiss II. 2. Fuss I. 2. Fuss II. 5. Gemischte Beckenlagen 3. Unvollkommene Kinnlage 1. Querlagen 8.

Digitized by Google

D. Nachweis über die Operationen. 1. Künstliche Eröffnung des Muttermundes 8. 2. Zerreissung der Eihäute 54. 3. Wendung 20 (es starben 2 Mütter und 7 Kinder). 4. Extractionen an den Füssen 14 (6 Kinder kamen todt). 5. Zangenoperationen 79 (Mütter starben 2, Kinder 10). 6. Kephalotripsie 2 (1 Mutter starb). 7. Künstliche Frühgeburt 2 (1 Mutter und 1 Kind blieben todt). 8. Kaiserschnitt 2 (1 Mutter ging zu Grunde). 9. Lösung und Wegnahme der Nachgeburt 23 (1 Mutter starb).

Auf Seite 140—147 gibt der Verfasser über die Resultate der bedeutenderen Operationen Erläuterungen und erörtert besonders die Ursachen, welche einen üblen Ausgang herbeigeführt haben. — Damit schliesst das erste Heft. — Der hier mitgetheilte Auszug reicht vollkommen hin, um die Gediegenheit der vorliegenden Schrift und ihres Verfassers zu zeigen. Den nachfolgenden Heften sehen wir mit Vergnügen entgegen, indem wir in ihnen zum Voraus eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft erblicken.

Dr. L. Rau.

Naturgeschichte und Abbildungen des Menschen der verschiedenen Rassen und Stämme nach den neuesten Entdeckungen und vorzüglichsten Originalien bearbeitet von H. R. Schinz, Med. Doct. und Professor der Naturgeschichte in Zürich u. s. w. Dritte vermehrte Auflage. Lithographirt und herausgegeben von der J. Honegger'schen lithographischen Anstalt in Zürich. 1845. VI. und 137 Seiten in Fol. auf schönem Papiere und mit 55 Tafeln ausgezeichneter Abbildungen.

Die Wissenschaften überhaupt sind theils solche, welche nur die Männer von dem Fache, die eigentlichen Gelehrten selbst, angehen, theils solche, welche sich in den ganzen Kreis der gebildeten Menschheit ausbreiten. Zu den letztern gehören vorzüglich die Geschichte und Naturgeschichte. Und in diesen beiden sind es besonders zwei Werke, welche jetzt allgemein sehr anziehen: die schon in ihrer dritten Auflage erschienene „Naturgeschichte und Abbildungen des Menschen, von Schinz“ und der „Kosmos, von Alexander von Humboldt.“ Gleichwie der Letztere es zeigt, wie das Weltall und zumal die Oberfläche unserer Erde mit ihren Erdtheilen und Völkern den Menschen durch ihre Künste und Wissenschaften, Entdeckungen und Erfindungen in dem Laufe der vor uns

Digitized by Google

liegenden Jahrhunderte bekannt geworden ist, und uns eine Geschichte einer physischen Weltanschauung, eine Weltbeschreibung und ein Weltgemälde darbietet; so gibt uns Herr Schinz, in Wort und Bild, eine physische Anschauung bloss des gegenwärtigen Menschengeschlechtes, eine Menschenbeschreibung, ein Menschengemälde. Sein Wort, seine Beschreibungen, sind ebenso geistvoll und gründlich, einfach und klar, als sein Bild, seine sehr gut lithographirten Abbildungen wohl versinnlichend und veranschaulichend sind. Daher hat sein Werk bei allen Gebildeten, welche sich über sich und den Menschen überhaupt belehren wollten, eine so allgemeine Theilnahme gefunden, dass wir hier die dritte, und zwar sehr zweckmässig vermehrte Auflage vor uns haben. Diese hat, da Herr Schinz durch anderweitige Arbeiten in der letzten Zeit sehr in Anspruch genommen war, Professor Eichelberg mit ihm gemeinschaftlich unternommen, und in dieser dritten Auflage haben sie zunächst die Naturgeschichte des Menschen und die verschiedenen Rassen von der der Säugethiere getrennt, so dass nun die Menschen als selbständiges Werk erscheinen; und es ist so dem geistig-vernünftigen Menschen die ihm gebührende Absonderung von der tief unter ihm stehenden Thierwelt geworden. Sodann ist der gesammte Stoff sowohl in dem Ganzen (in zwei Hauptabtheilungen), als in seinen Abschnitten und Rubriken besser geordnet und dadurch dem Leser eine klarere Uebersicht möglich gemacht. Endlich ist dieser Stoff auch hauptsächlich durch eine ausführlichere Beschreibung der innern und äussern Organisation des menschlichen Körpers sehr vermehrt, und sind selbst auch neue Tafeln Abbildungen, namentlich fünf zur Veranschaulichung der verschiedenen Organe und anatomischen Theile des Menschen hinzugefügt worden.

Gehen wir jetzt zu dem Inhalte des schönen und guten Werkes selbst über, so behandelt es den Unterschied zuerst zwischen dem Menschen und den Thieren, und sodann zwischen dem Menschen und Menschen, oder gibt es in zweien Abtheilungen, in einer kleinern und in einer grössern: 1) eine allgemeine Naturgeschichte des Menschen, und 2) eine specielle Naturgeschichte des Menschengeschlechtes oder der verschiedenen Menschenrassen und Völker, welche auf der Erde leben.

Die erste Abtheilung umfasst Alles, was der Mensch physisch ist und was auf seine natürliche irdische Existenz Bezug hat. Dieselbe gliedert sich wieder in zwei Unterabtheilungen, die uns über den ganzen organischen Bau des menschlichen Körpers und über seine naturhistorischen Verhältnisse und Eigenschaften belehren.

Digitized by Google

Der Körper des Menschen besteht nämlich aus verschiedenen Theilen, welche in sofern Organe genannt werden, als sie alle eine bestimmte, zur Erhaltung des ganzen Lebens dienende Verrichtung haben. Diese Organe sind theils einfache oder innere, theils zusammengesetzte oder äussere. Jede Anzahl jener innern Organe aber, welche zu einem bestimmten Zwecke in nächster Beziehung zu einander stehen, bildet ein sogenanntes organisches System; und dieser Systeme sind es sechs: das Knochensystem, welches 253 einzelne Knochen zählt, das Muskelsystem, es sind der Muskeln 470, das Nervensystem, die Verdauungsorgane, die Athmungsorgane und die Blutgefässe. Und von diesen wird zunächst auf eine höchst lehrreiche Weise gehandelt. — Die äussern Organe sind als höhere Ausbildungen der innern zu betrachten, und bilden die Vermittler zwischen der Aussenwelt und der Seele des Menschen, indem sie an bestimmten Stellen des Körpers äusserlich auftreten, um die äussern Erscheinungen und Eindrücke aufzufassen und der Seele zur Vorstellung zu bringen. Sie sind die Thore, durch welche die Vorstellungen zu uns gelangen, durch welche unsere Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt wird. Ohne dieselben könnte unsere Seele nicht thätig sein. Und es sind diese äusseren Organe unsere fünf Sinne: der Gefühls-, der Geruchs-, der Geschmacks-, der Gehör- und der Gesichtssinn. — Die Nerven in Sonderheit verbreiten sich wie Adern durch den ganzen menschlichen Körper, und sind netzartig verzweigt. Der Hauptstamm derselben und das Centrum des Systems sind das Gehirn und das Rückenmark, und jenes ist das einzige Organ, durch welches das, was wir Seele nennen, das Göttliche und Unsterbliche in uns, sich offenbart. Ohne Mitwirkung des Gehirns hat gar kein Bewusstsein Statt und wüssten wir von unserm eigenen Dasein Nichts. Alles Denken, alles Empfinden, alles willkürliche Handeln kann nur durch das Gehirn oder dessen Mitwirkung geschehen. Da wir nun alle diese Thätigkeiten der Seele zuschreiben, so ist das Gehirn der Sitz der Seele. Von dem Bau unseres Hirnes hängen zugleich unsere geistigen Eigenschaften ab; dies jedoch nicht, als ob die Beschaffenheit der Seele auf der Beschaffenheit des Gehirnes beruhe; sie ist nur mehr oder minder fähig, sich äussern oder nicht äussern zu können, je nachdem das Gehirn eine Beschaffenheit hat. Nur auf solche Weise bestimmt der Bau unsers Gehirnes unsere Denkart und Handlungsweise, namentlich bei unrichtig sogenannten Seelenkrankheiten, bei Blödsinn und Wahnsinn; die Seele selbst kann nie krank werden, weil sie etwas Höheres, Geistiges, Unsterbliches ist. Nur das Organ, durch welches sie sich allein äussern kann, das Gehirn, kann vollkommener oder unvollkommener

Digitized by Google

wirken; die Seele bleibt gleich, nur ihre Wirkung verändert sich, niemals ihre Kraft.

In der zweiten Unterabtheilung der ersten Abtheilung redet Herr Schinz von zwölf Dingen: von des Menschen aufrechtem Gange, Körpergrösse, Nahrungsmitteln, Lebensperioden, Alter und Körperschönheit, so wie von dem Zahlenverhältnisse beider Geschlechter, der Anzahl der Menschen überhaupt, dem Alter des Menschengeschlechtes, dem ersten Wohnsitze der Menschen, der Abstammung derselben und der Sprachenverschiedenheit. Und wir geben auch hier die Hauptresultate seiner Forschungen.

1) Der völlig aufrechte Gang, bei festem Auftreten mit der ganzen fleischigen Fusssohle, ist eine dem Menschen ausschliesslich zukommende Eigenschaft.

2) Wie man sich fälschlich oft unter den Wilden sehr grosse und starke Menschen denkt, eben so irrig ist es zu glauben, das Menschengeschlecht sei einst viel grösser und stärker gewesen, und der einzelne Mensch habe in der ersten Zeit der Erde einen weit höhern Wuchs erreicht und einen viel stärkern Körperbau gehabt. Es hat ja weder ganze Riesen- noch Zwergvölker gegeben. Höchst merkwürdig ist auch die Thatsache, dass Völker von der bedeutendsten Grösse neben den kleinsten Nationen wohnen, wie z. B. die Patagonen neben den Feuerländern, die Schweden und Finnländer neben den Lappen. Der Mensch ist auch in seinem Naturzustande keineswegs stärker, sondern im Gegentheile schwächer als in dem civilisirten. Die grössten Menschen sind die selbst auch nur 6 Schuh hohen Patagonen, von deren vermeinter Riesenhöhe man sich sehr irrige Begriffe macht; die kleinsten die nur 4 Schuh hohen Eskimos und Buschmänner.

3) Der Mensch ist dazu bestimmt von verschiedener Kost zu leben, und der alleinige Genuss einer und derselben Speise, auch wenn sie an und für sich noch so gesund wäre, sagt der Gesundheit nicht zu. Von der frühesten Jugend an wird der Geschmackssinn nach der Gewohnheit des Landes gebildet, und bei dem einen Volke wird etwas für schmackhaft und vortrefflich gehalten, was andere Völker anekelt. Je heisser ein Land, je wärmer das Klima überhaupt ist, desto mehr ist die Pflanzenkost zuträglich; je kälter dagegen das Klima ist, desto nahrhafter muss die Kost sein, desto mehr ist der Mensch an Fleischnahrung gebunden, und desto zuträglicher ist sie für seinen Körper. So wie man das Klima verändert, muss man auch seinem Einflusse gemäss leben, wenn man gesund bleiben will. — Und es gehört zu den merkwürdigen Eigenschaften

Digitized by Google

des Menschen, dass fast unter allen Völkern eine vorherrschende Neigung da ist, sich geistiger Getränke zu bedienen, um sich zu berauschen.

4) Perioden des Menschenlebens nehmen Einige nur vier, Andere aber sechs an: die Kindheit, das Knaben- und Mädchenalter, das Jugendalter, das Mannesalter, das Grossalter und das Greisenalter.

5) Die Erde hat sich im Allgemeinen nicht verschlechtert; die Menschen sind weder kleiner noch schwächer geworden; sie erreichen noch immer das Alter, welches sie in den ältesten geschichtlichen Zeiten erreicht haben. Das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens ist noch heute, wie zu Mosis Zeiten, 80—85 Jahre; und von 10,000 erreicht nur Einer das Alter von 100 Jahren. Und noch heute gibt es Menschen, welche bei einem ausserordentlichen Alter es über diese 100 Jahre hinaus bringen.

6) Nach den europäischen Begriffen von Schönheiten sind die Völker, welche wir Kaukasier nennen, die schönsten, und zwar zählen wir darunter noch jetzt die Bewohner des Kaukasus. Alles abgewogen, scheinen die Frauen der gemässigten Zonen den Preis der Anmuth zu verdienen und ihre Reize sich am längsten zu erhalten. Eine ansehnliche Grösse, Kraftausdruck in der ganzen Muskulatur, ein starker Bart, ausgewirkte bestimmte Gesichtszüge und Beharrlichkeit in jedem Unternehmen sind es, was den Mann ziert.

7) Nach gemachten Berechnungen scheint es ausgemacht, dass im Allgemeinen die Zahl beider Geschlechter ungefähr sich gleich bleibt. In Europa hat man beinahe allenthalben gefunden, dass mehr Knaben geboren werden als Mädchen; dass aber die Sterblichkeit unter jenen im ersten Jahre etwas grösser sei als bei diesen, sich also die Zahl ziemlich ausgleiche. Gute Ehen sind die Stützen des Staates und jeder bürgerlichen Gesellschaft. Das Cölibat ist die Hauptquelle aller Ausschweifungen. Alle Länder, alle Städte, wo es wenig Unverheirathete gibt, stehen sittlich höher und in ihren Grundlagen fester. Noch hat man kein Volk kennen gelernt, bei welchem nicht die Ehe eingeführt wäre. Im Gegensatze zur Vielweiberei ist bei einigen Völkern Indiens die Vielmännerei. Vielweiberei vermehrt die Bevölkerung nicht in dem Grade, wie man annehmen sollte; noch viel weniger wird diese durch die Vielmännerei begünstigt. Ackerbau und Viehzucht vermehren die Bevölkerung und geben derselben sichern Unterhalt.

8) In Allem kann die Zahl der jetzt lebenden Menschen sich gegen 900 Millionen belaufen. Welche Massen von menschlichen Wesen: Weisse und Gelbe, Rothe, Braune und Schwarze! Die Weissen leben

Digitized by Google

ursprünglich fast alle in Europa und in allen den von da ausgegangenen Colonien; die Schwarzen in Afrika und Australien, die Rothen in Amerika, die Gelben und Braunen in Asien und Australien. Aber auf dem Erdballe sind in allen Welttheilen grosse, ganz unbewohnbare Strecken. Diese nehmen 2,355.000 Quadratstunden ein, und da die ganze Erdoberfläche der Festländer sich auf 6,293,000 Quadratstunden erstreckt, so ist mehr als ein Drittheil der Erde für die Vermehrung der Bevölkerung nicht geeignet.

9) Halten wir uns an die Bibel und sehen wir die Bücher Mosis als die wirkliche, wahre Geschichte der Entstehung der Menschen an, so sind alle Fragen, wie lange der Mensch die Erde bewohne, bald beantwortet. Allein die Mosaische Ueberlieferung kann dem Naturforscher nicht genügen. Er kennt noch ein älteres Buch, welches Gott selbst geschrieben hat und kein Mensch: dieses ist die Natur. Forscht er in dieser mit unbefangenem Geiste, so findet er unwidersprechlich, dass die Erde älter ist als 6000 Jahre, dass die Mosaische Schöpfungsgeschichte höchstens den Zeitpunkt bezeichnet, in welchem unsere Erde ihre jetzige Gestalt angenommen hat und dem frühere Schöpfungen nothwendig voran gegangen sein müssen, welches Moses selbst durch seine Schöpfungstage, unter welchen er aber nicht Tage, sondern Zeiträume von grosser Ausdehnung verstand, andeutete. Das Wie und Wann die Erde geschaffen worden, gehört unter das unerforschliche. Aber es gab gewiss eine Zeit, in welcher der Mensch noch nicht auf der Erde existirte; er wurde durch die göttliche Allmacht in das Dasein gerufen; allein höchst wahrscheinlich in der spätesten Periode der jetzigen Schöpfung. Er ist eines der jüngsten Geschöpfe auf dieser Erde. Es gab eine thierische Schöpfung, ehe der Mensch Zeuge davon war; er ist mithin jünger als die Erde selbst, welche vielleicht Millionen Jahre ohne ihn bestanden hat.

10) Fast allgemein nimmt man an, die ersten Menschen hätten auf hohen Gebirgen gelebt und seien von da nach und nach in die Thäler und Ebenen gewandert. Dieser Ansicht tritt auch Herr Schinz bei. Nur fragt es sich, von welchem Gebirge oder welchen Gebirgen das Geschlecht der Menschen ausgegangen sei. Die Antwort hierauf richtet sich darnach, ob man annimmt, die Menschheit sei nur von Einem Menschenpaare und auf Einem Höhepunkte der Erde, oder von mehrern Menschenpaaren und auf mehrern Höhenpunkten der Erde entstanden.

11) Nun sagt Herr Schinz: Wir haben eben so wichtige Gründe, anzunehmen, dass die Menschheit von mehr als Einem Paare abstamme, als dass alle Menschen von Einem einzigen Paare ausgingen; und es scheint

Digitized by Google

wirklich mehrere Menschenrassen zu geben, welche jede von einem eigenen Adam abstammen. Wie viele solcher Urstämme es gab, ist jedoch nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Drei zeichnen sich besonders aus: die Kaukasische oder Weisse, die Mongolische oder Gelbe und die Aethiopische oder Schwarze Rasse; die Oceanier, Melanier und Amerikaner sind weniger bestimmbar und könnten eben so gut durch Vermischung entstanden, als ursprünglich sein. — Und Herr Schinz lässt nun den kaukasischen Urstamm aus den Gegenden um den Kaukasus entweder in dem alten Kolchis, dem jetzigen Grusien, oder in Armenien oder in Persien, den mongolischen von den Gebirgen Tibets oder von dem Himalaja, und den äthiopischen Hauptstamm von dem Atlas oder von den Mondgebirgen ausgehen. Ja, sagt Herr Schinz, diese Rassen entstanden nicht einmal gleichzeitig, so dass gar wohl eine Rasse älter sein kann als die andere. Auch findet man in sehr vielen Gegenden Spuren, dass einst Völker dort gelebt haben, welche einen weit höhern Grad der Cultur gekannt hatten, als die jetzigen Bewohner. Diese Völker sind aber ganz verschwunden; nur die Trümmer ihrer Werke zeugen von ihrem einstigen Dasein. Es können daher ganze Urrassen verschwunden sein.

12) Die Sprache ist einer der Hauptcharaktere der Menschen, und noch ist kein Volk gefunden worden, welches nicht irgend eine Sprache redete. Doch sie gibt uns keinen Aufschluss über das Alter der Menschheit, sondern sie deutet wohl eher nur auf die Theilung der Rassen hin und lässt auf mehrere ursprüngliche Menschenstämme schliessen, ohne uns aber zu etwas Positivem zu führen.

Wenden wir uns jetzt zu der zweiten Abtheilung, zu der speciellen Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, so unterscheiden sich alle auf der Erde lebende Völker durch die verschiedene Gesichts- und Schädelbildung, durch die verschiedenen Verhältnisse des Schädels zu den Gesichtsknochen und des ganzen Kopfes zu dem übrigen Körper, durch die verschiedene Hautfarbe und Beschaffenheit der Haut selbst, durch die verschiedene Farbe und den Bau der Haare, und endlich durch die Farbe und Stellung der Augen. Nach diesen Unterschieden haben die Naturforscher die Menschheit in gewisse Rassen getheilt; und zwar ist der Erste, durch welchen dies geschah, der berühmte Anatomiker Peter Camper, welcher zeigte, dass eine Linie, die man in Gedanken von der Oberlippe gegen die Stirn hinzieht, bei den verschiedenen Menschenrassen sich mehr oder weniger dem rechten Winkel nähert, und zwar bei dem Kaukasier am meisten, bei dem Neger und Hottentotten am wenigsten, weil hier die Stirn am stärksten zurücktritt, der Mund dagegen vorsteht und

Digitized by Google

sich der Thierschnauze nähert. Der berühmteste und bekannteste unter diesen Naturforschern ist aber Blumenbach. Derselbe gründete seine Eintheilung auf die Schädelform. Die breitesten Schädel haben die Mongolen; die Kaukasier haben ihn von mittelmässiger Breite, und bei den Aethiopiern ist er am schmalsten. Allein zwischen diesen bemerkt man Schädelformen, welche den deutlichen Uebergang von einer Rasse zur andern machen; und Blumenbach hat noch zwei Rassen weiter angenommen: die Malajen und Amerikaner. Nach ihm gibt es also fünf Menschenrassen, gleichwie wir fünf Erdtheile haben. Jedoch auch in Blumenbach's Eintheilung fanden nicht die Gelehrten alle, so viele ihm auch beistimmten, vollkommen Befriedigung; und es stellten besonders die Franzosen Cuvier, Lacepède und Bory von St. Vincent und der Engländer Prichard neue Eintheilungen auf. Hr. Schinz findet im Allgemeinen die Eintheilung in fünf Hauptrassen, welche sich wieder in fünfzehn Unterrassen theilen, am meisten der Natur entsprechend, ungefähr so, wie sie Bory von St. Vincent aufgestellt hat, und nimmt die von diesem begründete Eintheilung, wie sie Kamp in der Einleitung zu seinem Werke über das Thierreich vorschlägt, an. Sie ist die nachstehende:

I. Rasse. Kaukasier. Adamitische Rasse. Sie begreift: 1. die wahren Kaukasier, 2. die Araber, 3. die Hindus. — II. Rasse. Mongolen. Sie zerfällt in: 1. die eigentlichen Mongolen oder Skythen, 2. die Chinesen, 3. die Hyperboräer. — III. Rasse. Aethiopier. Dahin gehören: 1. die Neger, 2. die Kaffern, 3. die Hottentotten. — IV. Rasse. Melanier. Diese umfassen: 1. die Papus, 2. die Alfuros, 3. die Neuholländer, 4. die Tasmanier oder Diemensländer. — V. Rasse. Malajen. Diese begreifen: 1. die gelben Ozeanier, 2. die eigentlichen Malajen. — VI. Rasse. Amerikaner. Sie zerfallen in: 1. die Südamerikaner, 2. die Nordamerikaner.

Nach dieser Eintheilung führt Hr. Schinz die Beschreibung dieser Rassen auf sehr anziehende Weise ausführlich durch, insonderheit die wahren Kaukasier wieder in den persischen, südeuropäischen, germanischen und slavischen Stamm scheidend. Ihm zu folgen würde uns natürlich hier zu sehr in das Einzelne führen. Wir erlauben uns nur auf gewisse Erscheinungen hinzuweisen, wie sie bei den verschiedensten Völkern der Erde und zu den verschiedensten Zeiten vorkommen. So glauben nämlich die Araukaner in Südamerika, wie einst die alten Germanen, an eine ewige Dauer der Seele. Das Leben jenseits ist ihnen nur eine bessere, genussreichere Fortsetzung des jetzigen Lebens; daher geben sie dem Verstorbenen Alles mit, was er zur weiten Reise bedarf: Waffen, das

Digitized by Google

beste Pferd, Reitzeug, die nährenden Körner der Araukaria. Dem Reichen wird sein Silberschmuck mitgegeben. Sie sehen auch oft die alten Weiber als Hexen an, und haben die gefährliche Lanze, verfertigen selbst die Kochgeschirre, essen Pferdefleisch und üben die Blutrache. — Nicht minder hoffen die Patagonen ein zukünftiges Leben nach dem Tode, in welchem sie des höchsten Glückes theilhaftig werden. Dieses Glück besteht nach ihrer Vorstellung in einer beständigen Trunkenheit und in dem Ueberflusse alles dessen, was ihnen auf dieser Erde angenehm ist. Auch die Mongolen begraben bei dem Tode eines Mannes seine Waffen und sein Lieblingspferd mit demselben. — Die Mandans in Nordamerika tragen, wie einst die Teutonen, auf dem Kopfe zwei Ochsenhörner. — Gleichwie in dem fünfzehnten Jahrhunderte die deutschen Rittervereine höchst sonderbare Titel und Insiegeln hatten und z. B. die Gesellschaften der Scharhölzer zum Falken und Fische, der Fürspange (Agraffe) im gekrönten Steinbocke, des Esels, des Windes (Windhundes), des Wolfes, des Bären, des Einhornes etc. bestanden; also ist ein merkwürdiger Gebrauch der Ureinwohner des eigentlichen Nordamerikas, dass sie, besonders die Häuptlinge, sich gleich sonderbare Namen geben, und sich z. B. den schwarzen Vogel, das Rebhuhn, den Kranich, das harte Herz, den kleinen Stern, den ziehenden Regen, die kleine Schildkröte etc. nennen. Und wie wir in Norwegen der Berserker und in dem Morgenlande der Assassinen wilde Begeisterung hatten, so besteht noch heute bei den in dem Innern des Landes wohnenden Javanern das sogenannte Aufrührmachen, d. h. auf irgend eine Weise in Zorn gebracht und zur Rache gereizt, berauschen sie sich mit Opium, bedecken sie mit ihren langen schwarzen Haaren ihr Gesicht, ergreifen sie ihren schlangenförmigen Dolch (Kris) und ermorden sie Jeden, der ihnen begegnet, bis sie, wie tolle Hunde, todt geschlagen werden. — Wie man die Schneide- und Hundszähne der ägyptischen Mumien gewöhnlich stumpf findet, und die alten Aegyptier die Sitte hatten, die Schneide- und Eckzähne der beiden Kinnbacken mehr oder weniger abzufeilen; ja gleichwie auch die Sunna, der eine der vier Grundpfeiler des Islams sagt: „Gott fluchet unter den Weibern den Schminkenden und den Geschminkten, den Haarausreissenden und den Zähnefeilenden und allen denen, die der Schönheit willen das Meisterstück der Schönheit verderben“: also schauen wir heute noch das Feilen der Zähne bei den Negern in Afrika, — (sie feilen nämlich die Zähne spitzig und geben der Krone einen dreizackigen Einschnitt,) — und das Spitzigschleifen und Firnissen der Zähne bei den Malajen auf Sumatra.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Schinz, Naturgeschichte des Menschen.

(Schluss.)

Vornehme Leute vergolden selbst zuweilen die Zähne der untern Kinnlade. — Und wie endlich die alten Germanen, welche ihren Körper sehr nackend trugen, denselben mit Kopf-, Ohr-, Hals-, Arm- und Fussringen und Bändern, mit Drahten und Schnüren mit Bernstein, Glaskorallen, Thonkorallen und glänzenden Steinchen schmückten: also erscheinen uns eben solche Schmucksachen noch heute bei vielen mehr oder minder nackend gehenden Völkern der Erde. Um nur einzelne Beispiele zu geben, so tragen die von Vanikoro selbst halbpfundschwere Ringe in ihren dicken Ohrlappen: das Paar der silbernen Ohrringe der Araukaner wiegt oft zwei Pfund, so dass besondere Schnüre als Stirnbänder diesen Schmuck befestigen und die Ohren vor dem Zerreissen schützen müssen. Ueberhaupt fast alle Urvölker Brasiliens durchstechen die Ohren, einige auch die Lippen und Backen, und stecken allerlei Dinge, wie Zähne, Federn, Holzpflöcke, in dieselben. Die Frauen der Patagonen haben drei Zoll breite silberne Ohrgehänge. Die Ohrgehänge der Armringe tragenden Bewohner von Ombai stellen eine Art von Kamm dar. Die von Tanna und Eromanga haben Gehänge von Schildkröten in der Nase und in den Ohren. Die auf den Karolinen-Inseln sind nicht nur mit Arm- und Halsbändern geschmückt, sondern stecken auch Blumenkränze in die Ohrlöcher oder gar in die Nasescheidewand. Die Dakotas haben Wampurschnüre in derselben. Häufiger bedienen sie sich jedoch der Glasperlen, die sie auch in Strängen um den Hals legen. — Die Buschmänner tragen Glaskorallen um den Hals, und um die Handgelenke ein Paar eiserne oder kupferne Ringe und ähnliche von hartem Leder. Nicht minder haben die Saki- und Fores-Indianer messingene Hals- und Armbänder, sowie an dem Gürtel mancherlei Schmuck von Glasperlen. Die schwarzen Papus tragen Armbänder von blendender Weisse, welche sie aus der dicken Schale grosser Kegelschnecken sehr künstlich verfertigen. Die Bewohner von Neuguinea haben Amulete, welche Götzenbilder vorstellen. Sie befestigen dieselbe

Digitized by Google

hinten am Halse durch ein Halsband aus Thierzähnen. Alle Botokuden sind gänzlich nackt und nur mit einfachen Hals-, Schenkel- und Armbändern geschmückt. Die Frauen der Ando-Peruaner zieren Hals, Schultern und auch die Arme mit Bändern von Glaskorallen. Die Weiber der Feuerländer bedecken sich den Hals und die Arme mit Ringen und Halsbändern aus Muscheln; gleichwie die von Tauna und Eromanga Ringe von Kokosschalen um die Arme haben. Die Kaffern tragen an den Armen und Schenkeln Ringe von Elfenbein und an den Füssen Sandalen. Um den Hals binden die Weiber mancherlei Schnüre von Steinchen, Muscheln, Glaskorallen oder wohlriechenden Holzstückchen. An dem linken Oberarme sieht man einen bis zehn Elfenbeinringe; an dem rechten wird ein Lederriemen mit mehreren aufrecht stehenden Pantherzähnen, und an dem Handgelenke werden kupferne oder eiserne dünne Armbänder, welche an einer Stelle offen sind und sich durch Biegen anschliessen, getragen. — Die Weiber der Malajen auf Java haben auf dem Haupte goldene, mit Edelsteinen geschmückte Haarnadeln von hohem Werthe, sowie Ohrringe von sehr verschiedener Form und Grösse und goldene Armbänder. Die Frauen der Malajen auf Sumatra befestigen ihren zierlich gestickten und mit Gold- und Silberblättchen geschmückten Gürtel vorn mit einer Agraffe von Golddraht und tragen goldene und silberne Armbänder oder Ringe. Die Neger lieben als Putz besonders Glaskorallen, vorzüglich rothe, auch Armbänder von Glaskorallen oder Jaspis. In den Ohren der Papus von Neuguinea hängen grosse hölzerne Ohrringe; an dem Halse tragen sie eine Schnur und an dem Oberarme verschiedene Armbänder. Die von Waigiu haben Armbänder aus Rinde und Muscheln. Ja, gleichwie bei den Alemannen und Franken, so finden wir auch bei den Patagonen eigene Zängchen, und zwar silberne, mit welchen sich die Männer die Barthaare ausreissen. — Dazu reiben alle Ozeanier Haut und Haare mit Fett ein; färben jene Menschen, z. B. die Neger, die von Neuguinea, die Neuholländer und die Urvölker Brasiliens den Körper mit schwarzen, okergelben oder rothen Farben, bedecken sie denselben mit Einschnitten und tättowiren sie ihn. Zumal die Nukahivaner haben das Tättowiren wahrhaft bis zu einer Kunst gebracht. — — Die Chinesen haben eine Nationalausdünstung, welche an den starken Geruch des Lauchs erinnert; die Japaner sind die fleissigste und gesittetste Nation von Asien; die Neuholländer stehen vielleicht neben den Buschmännern am tiefsten; und Krusenstern hält die so herzensguten Ainos für das beste aller Völker.

Karl Wilhelmi.

Digitized by Google

Die Jakob Bernoullische Funktion. Von Dr. J. L. Raabe, Professor. Zürich, Druck und Verlag von Orell, Füssli und Comp. 1848. 51 S. in 4.

Wenn man die ins Unendliche fortlaufende Reihe:

$$a_1 + 2^m a_2 x + 3^m a_3 x^2 + \ldots + p^m a_p x^{p-1}$$
$$+(p+1)^m a_1 x^p + (p+2)^m a_2 x^{p+1} + (p+3)^m a_5 x^{p+2} + \ldots + (2p)^m a_p x^{2p-1}$$
$$+(2p+1)^m a_1 x^{2p} + (2p+2)^m a_1^{2p+1} + (2p+3)^m a_3 x^{2p+2} + \ldots + (3p)^m a_p x^{3p-1}$$
$$+$$
$$\vdots$$

an der äussersten Gränze ihrer Konvergenz (d. h. bei $x=1$) summirt, wobei m eine ganze, positive Zahl, Null mitbegriffen, a_1, a_2, ... a_p endliche Konstanten sind, so wird man auf einen Ausdruck geführt, der die sogenannten Bernoullischen Zahlen einschliesst, und den Jakob Bernoulli zur Darstellung der Summe

$$\sum_{r=1}^{r=n-1} r^m$$

benützt hat. Diesen Ausdruck bezeichnet der Herr Verfasser der vorliegenden Schrift durch $B(z)$ und heisst ihn die „Bernoullische Funktion", deren Eigenschaften abzuleiten diese Arbeit des sonst schon vielfach gekannten Verfassers sich zum Ziele steckt.

Im ersten Abschnitte wird die genannte Reihe, an der äussersten Gränze ihrer Konvergenz, summirt, d. h. der Werth der Funktion $B(z)$ bestimmt; im zweiten werden eine Reihe Eigenschaften dieser Funktion aufgestellt und sodann die gefundenen Ergebnisse auf die Reduktion des Integrals

$$\int_0^\infty x^m \varphi(\sin ax, \cos bx)\, dx$$

im dritten Abschnitte angewendet.

Gehen wir etwas näher auf den Inhalt der interessanten Schrift ein. Um die Summe zu bestimmen, verfährt der Herr Verfasser durch Induktion, indem er nämlich zunächst ihren Werth für $m=0$, $m=1$, $m=2$, $m=3$ bestimmt, und daraus dann eine rekurrirende Bestimmung schliesst, die er durch den bekannten Schluss von m auf $m+1$ bestätigt. Nachdem diese rekurrirende Formel gefunden ist, wird aus derselben durch eine Reihe höchst lehrreicher analytischer Umbildungen der unabhängige Ausdruck für dieselbe gefunden. Nimmt man an, dass B_1, B_2, B_3 ..... die bekannten Bernoullischen Zahlen bedeuten, und setzt man

Digitized by Google

$$B(z)=\frac{z^{m+1}}{m+1}-\frac{1}{2}z^{m}+\frac{1}{2}\cdot\frac{m}{1}B_1z^{m-1}-\frac{1}{4}\frac{m.(m-1)}{1.2.3}\frac{(m-2)}{}B_2z^{m-3}$$
$$+\frac{1}{6}\frac{m(.m.-1.)}{1.\ 2.}\frac{....(m-4)}{3.\ 4.\ 5.}B_3z^{m-5}-.....,$$

welche Reihe mit z oder z^2 abbricht, je nachdem $m(>1)$ gerad oder ungerad ist, so findet man die verlangte Summe:

$$-p^m\sum_{k=1}^{k=p}B\left(\frac{k}{p}\right)a_k,$$

für $m>1$. Ist $m=0$, so ist sie $-\sum_{k=1}^{k=p}\frac{k}{p}a_k$, für $m=1$: $-\frac{1}{2}p\sum_{k=1}^{k=p}$
$\left(\left(\frac{k}{p}\right)^2-\frac{k}{p}\right)a_k$, immer unter der Bedingung, dass

$$\sum_{k=1}^{k=p}a_k=0$$

sei. Wie schon bemerkt, sind die Entwicklungen, die zu diesem Ergebniss führen, sehr lehrreich, und beweisen die Meisterschaft ihres Urhebers in der Behandlung derartiger Aufgaben. Nur zu S. 14 möchte Referent fragen, ob es nicht gerathener gewesen wäre, in einer solchen, für sich bestehenden Schrift, statt auf ein anderes Werk hinzuweisen, den Beweis der gebrauchten Sätze lieber zu geben, da die Schrift in Hände gelangen wird, in denen das grössere Werk des Herrn Verfassers sich nicht befindet. Dieselbe Bemerkung möchte auch zu S. 43, 44, 50 gemacht werden dürfen, wenn auch die dort aufgeführten Sätze sich nicht schwer beweisen lassen.

Der zweite Abschnitt ist, wie oben bemerkt ward, der Erforschung der Eigenschaften der soeben definirten Funktion $B(z)$, der „Bernoullischen Funktion" gewidmet. Zunächst wird in $B(z)$ unterschieden, ob m gerade oder ungerade sei. Ist m in dem obigen Ausdrucke von $B(z)$ gerade, (gleich 2m), so bezeichnet der Herr Verfasser die Funktion mit $B^{II}(z)$; für m ungerade $(2m+1)$ mit $B^{I}(x)$, während immer $B(z)$ die allgemeine Form der Funktion bezeichnet. Von den allgemeinen Eigenschaften der Bernoullischen Funktion, welche in diesem Abschnitte entwickelt werden, heben wir zunächst folgende hervor:

$$B(1+z)-B(z)=z^m,\ B(1-z)+(-1)^mB(z)=0,$$
$$B(0)=0,\ B(1)=0,\ B^{II}(\tfrac{1}{2})=0.$$

Ist $m-r$ eine gerade Zahl, $r<m$, so ist:

$$B_r(0)=0,\ B_r(\tfrac{1}{2})=0,\ B_r(1)=0,\ B_m(0)=-B_m(1)=-\tfrac{1}{2}.1.2.3.$$
$$...m,\ B_m(\tfrac{1}{2})=0,$$

Digitized by Google

wo $B_r(z)$ den r^{ten} Differentialquotienten von $B(z)$ bedeutet. Ist $m-r$ ungerade, so ist: $B_r^1(1) = B_r^1(0)$.

Aus diesen Grundeigenschaften kann leicht gefolgert werden, dass

$$1^m + 2^m + 3_m + \ldots + r^m = B(r)$$

Andere Sätze zeigen eine Analogie der Funktion $B(z)$ mit der bekannten Legendreschen Funktion $\Gamma(x)$. Solche sind z. B.:

$$\sum_{r=1}^{r=n-1} B^{11}\left(\frac{r}{n}\right) = 0,$$

$$\sum_{r=0}^{r=n-1} B^{11}\left(z+\frac{r}{n}\right) = \frac{1}{n^{2m}} B^{11}(nz),$$

$$\sum_{r=0}^{r=n-1} B^{1}\left(z+\frac{r}{n}\right) - \sum_{r=1}^{r=n-1} B^{1}\left(\frac{r}{n}\right) = \frac{1}{n^{2m+1}} B^{1}(nz).$$

Eine Reihe Entwickelungen von Integralformeln, welche die Bernoullische Funktion einschliessen, sowie die Anwendung der erhaltenen Ergebnisse auf die Aufstellung von zurückleufenden Bestimmungen der Bernoullischen Zahlen bilden den Schluss dieses Abschnittes.

Der dritte Abschnitt enthält die Reduktion des Integrals:

$$\int_0^\infty x^m \varphi(\sin ax, \operatorname{Cos} bx)\, dx,$$

welche durch die Summirung der früher angeführten Reihe bewerkstelligt wird. Das allgemeine Ergebniss sind die folgenden Formeln, in denen m ganz, positiv und >1 ist.

$$\int_0^\infty x^m \varphi(\operatorname{Sin} ax, \operatorname{Cos} bx) = -(2r\pi)^{m+1} \int_0^1 B(z)\, \varphi(\operatorname{Sin} 2r\, a\pi z, \operatorname{Cos} 2r\, b\pi z)\, dz,$$

$$\int_0^\infty \varphi(\operatorname{Sin} ax, \operatorname{Cos} bx)\, dx = -2r\pi \int_0^1 z\, \varphi(\operatorname{Sin} 2r\, a\pi z, \operatorname{Cos} 2r\, b\pi z)\, dz,$$

$$\int_0^\infty x\, \varphi(\operatorname{Sin} ax, \operatorname{Cos} bx)\, dx = -\tfrac{1}{2}(2r\pi)^2 \int_0^1 (z^2 - z)\, \varphi(\operatorname{Sin} 2r\, a\pi z, \operatorname{Cos} 2r\, b\pi z)\, dz,$$

vorausgesetzt, dass

$$\int_0^1 \varphi(\operatorname{Sin} 2r\, a\pi z, \operatorname{Cos} 2r\, b\pi z)\, dz = 0.$$

Die Grössen a und b stellen beliebige, positive, rationale Zahlen vor. r ist ebenfalls rational und positiv, und muss so gewählt werden, dass ra, rb ganze Zahlen sind, die keinen Faktor gemeinschaftlich haben.

Die allgemeinen Formeln werden sodann auf die Reduktion folgender Integrale angewendet:

$$\int_0^\infty x_m \operatorname{Sin} x_n\, dx, \quad \int_0^\infty x_m \operatorname{Cos} x_n\, dx,$$

und die erhaltenen Resultate, in Verbindung mit einer Reihe scharfsinniger Betrachtungen, zur Entwicklung einer Reihe von Formeln angewen-

Digitized by Google

det, die namentlich zur Summirung der reziproken Potenzreihen der ganzen Zahlen dienen.

Zu diesem dritten Abschnitte hat Ref. nur zu bemerken, dass zu Anfang desselben die Angabe des Grundes fehlt, warum r in der so eben aufgeführten Weise bestimmt werden muss. Auch ergibt sich das Integral

$$\int_0^\infty x^m \varphi(\mathrm{Sin}\, ax, \mathrm{Cos}\, bx)\, dx,$$

nicht so unmittelbar aus der dem Ganzen zu Grunde liegenden Reihe, indem diese letztere vielmehr zunächst gibt:

$$\int_0^{2r\pi} \varphi(\mathrm{Sin}\, ax, \mathrm{Cos}\, bx)\, [x^m + (2r\pi + x)_m + (4r\pi + x)_m + \ldots\ldots\ldots]\, dx,$$

was nur dann mit dem obigen Integrale zusammenfällt, wenn ra und rb ganze Zahlen sind, ferner immer

$$\varphi\left(\mathrm{Sin}\,(2m\pi + ax), \mathrm{Cos}\,(2m\pi + bx)\right) = \varphi\left(\mathrm{Sin}\, ax, \mathrm{Cos}\, bx\right)$$

ist. Zugleich folgt daraus, dass das Zeichen der Unendlichkeit so zu verstehen ist, dass in dem Integrale

$$\int_0^{2_m\pi} x_m \varphi(\mathrm{Sin}\, ax, \mathrm{Cos}\, bx)\, dx,$$

n alle ganzen Zahlen bis ins Unendliche durchläuft. Dass aber ra und rb theilerfremd (prim) zu einander sein sollen, ergibt sich daraus, dass im andern Falle die vorgelegte Reihe in mehrere identische zerfallen würde. Doch, wie gesagt, diese Erläuterung wäre wohl nicht unnöthiger Weise beigefügt worden.

Als Beitrag zur Kenntniss einer nicht unwichtigen analytischen Funktion, ferner als Muster scharfsinniger und darum lehrreicher Entwicklungen ist somit die vorliegende Schrift sehr zu empfehlen.

Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. In zwanglosen Heften herausgegeben von Johann August Grunert, ordentl. Prof. zu Greifswald. Erster Theil. Erstes Heft. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Verlag von E. B. Schwickert. 1848.

Die meteorologische Optik beschäftigt sich mit den optischen Erscheinungen in der Atmosphäre, insoferne nämlich atmosphärische Einflüsse einwirken auf die Lichterscheinungen; zu ihr gehören also die Erscheinungen des Regenbogens, der Höfe um Sonne und Mond, die Re-

Digitized by Google

fraktion u. s. f. Dieser Theil der Wissenschaft ist also in besonderem Grade auf Beobachtungen hingewiesen, da erst genaue Beobachtungen die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der aufgestellten Theorien nachweisen können. Eben desshalb aber ist die Gründung einer besondern Zeitschrift für diesen einzelnen Zweig der optischen Wissenschaften wichtig, damit namentlich in ihr die Ergebnisse der Beobachtung, neben der Theorie, niedergelegt werden können. Es ist eine vielbewährte Erfahrung, dass die Gründung solcher Zeitschriften für Wissenschaften, die vorzüglich auf die Beobachtung hingewiesen waren, diese letztern erst zur Blüthe brachte, da sie erst fortlaufende und zusammenhängende Beobachtungen, zumal an verschiedenen Orten, möglich machten. Für die meteorologische Optik hat nun der viel verdiente oben genannte Mathematiker die Herausgabe einer solchen Zeitschrift übernommen. Dieselbe soll enthalten:

1) Abhandlungen, streng wissenschaftlich gehalten, die Hilfe der Analysis und Geometrie, so weit als nöthig, in Anspruch nehmend, durch welche die Theorie der Lichterscheinungen in der Atmosphäre weiter gefördert werden kann.

2) Mehr populär und überhaupt möglichst elementar gehaltene Aufsätze, welche die Theorie der verschiedenen Lichterscheinungen in der Atmosphäre einem grössern Kreise von Lesern näher führen.

3) Uebersetzungen von einschlagenden Aufsätzen aus fremden Zeitschriften, und wird es der Herausgeber sich zur besondern Aufgabe machen, in dieser Beziehung absolute Vollständigkeit zu erreichen, so dass die Zeitschrift ihren Besitzern zugleich ein vollständiges Repertorium alles Wichtigen darbietet, was im Auslande auf dem Gebiete der meteorologischen Optik erscheint oder schon erschienen ist.

4) Aufsätze, die sich mit der genauen Beschreibung wichtiger Phänomene der meteorologischen Optik beschäftigen, denen treue Abbildungen beigegeben werden sollen. Bei Beschreibung von Phänomenen früherer Zeit soll dabei auf die ursprünglichen Quellen, in denen dieselben sich aufgezeichnet finden, zurückgegangen werden, da die abgeleiteten Quellen bei Erscheinungen, die nicht periodisch wiederkehren und deren genaue Beschreibung darum höchst wichtig ist, gar oft mangelhaft sind. Ueberhaupt soll die Geschichte der meteorologischen Optik ganz besonders mit in den Kreis der Zeitschrift gehören.

5) Mittheilungen genauer Messungen von hieher gehörenden Erscheinungen. Genaue Messungen sind bei allen derartigen (Erfahrungs-) Wissenschaften ein nicht zu umgehendes Erforderniss. Werden daher dem Herausgeber solche mitgetheilt, so wird er sie in der Zeitschrift

Digitized by Google

schleunigst abdrucken lassen, wie dies z. B. in den „astronomischen Nachrichten“ mit den astronomischen Messungen geschieht. Der Herr Herausgeber hält es darum auch für sehr zweckmässig, dass, wenn auch nicht eigene, zu diesem Zwecke bestimmte Observatorien errichtet, doch die schon bestehenden meteorologischen Observatorien mit den zu genauen Messungen der Lichterscheinungen in der Atmosphäre erforderlichen Instrumenten ausgerüstet und die bei diesen Anstalten beschäftigten Gelehrten veranlasst werden, diesen Beobachtungen neben den übrigen meteorologischen Beobachtungen künftig ihre besondere Aufmerksamkeit und ihren besondern Fleiss zu widmen.

6) Mittheilung genauer Berechnungen in solcher Weise angestellter Beobachtungen. Ziehen es die Beobachter nicht vor, die oft ziemlichen Zeitaufwand in Anspruch nehmende Berechnung ihrer Beobachtungen selbst auszuführen, so stehen dem Herausgeber hinreichende Kräfte zu Gebote, dieselben unter seiner Aufsicht ausführen zu lassen. Die Berechnung der eingesandten, in den Kreis der Zeitschrift fallenden Beobachtungen wird jeder Zeit so schnell als möglich mitgetheilt werden, in welcher Rücksicht der Herausgeber kein Opfer scheuen wird.

7) Abhandlungen über die künstliche Nachbildung optischer Erscheinungen, wie dies von Babinet, Bravais, Brewster u. A. geschehen ist.

8) Endlich besondere Abhandlungen über den Zusammenhang der Lichterscheinungen in der Atmosphäre mit den übrigen in derselben vorgehenden Erscheinungen, und über die Bedeutung der erstern für die letztern, sowie überhaupt Alles, was die Verbindung der meteorologischen Optik mit der Meteorologie im Entferntesten berührt und zur Erweiterung dieser Wissenschaft beitragen kann, in den Kreis der Zeitschrift, der absichtlich so viel als möglich zu erweitern gesucht worden ist, gezogen werden wird, um in derselben Alles zu vereinigen, was für die meteorologische Optik von Wichtigkeit sein kann, und das Zurückgehen auf andere Werke in den meisten Fällen ganz unnöthig zu machen.

Da der Herr Herausgeber nicht weiss, ob das Unternehmen Bestand haben werde, hat er für dasselbe den Titel „Beiträge“ gewählt, durch den zugleich angezeigt werden soll, dass dasselbe beliebig abgeschlossen werden kann. Dass beigesetzt ist: „und zu verwandten Wissenschaften“, zeigt an, dass auch solche Aufsätze in der Zeitschrift Platz finden sollen, die Erscheinungen behandeln, die zwar an und für sich nicht zur meteorologischen Optik gehören, zur Aufklärung von Erscheinungen dieser letztern Art aber dienen sollen, so z. B. die Krystallisation des Eises u. s. f. Auch Erscheinungen wie das Nordlicht, die Sternschnuppen, die, strenge

Digitized by Google

genommen, ebenfalls nicht zur meteorologischen Optik gehören, können in den „Beiträgen“ behandelt werden.

Welche Erscheinungen überhaupt ins Gebiet der meteorologischen Optik gehören, wird eine nächste Abhandlung der Zeitschrift genauer bestimmen; einstweilen verweist der Herausgeber auf: Repertoire d'Optique moderne ou Analyse complète des travaux modernes relatifs aux phénomènes de la lumière; par M. l'Abbé Moigno. I. Partie. Paris. 1847. Troisième Section. Résumé d'Optique météorologique.

Nachdem so der Zweck der Zeitschrift angegeben, wenden wir uns zum vorliegenden ersten Hefte derselben.

Um den im Allgemeinen streng wissenschaftlichen Charakter der Beiträge anzudeuten, hat der Herausgeber dieselben mit einer geometrisch-analytischen Abhandlung über den Regenbogen begonnen, und hat, wie er sagt, den Versuch gemacht, die Theorie dieser Erscheinung so weit zu führen, als dies bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft überhaupt möglich sein dürfte, ohne sich dabei auf die neuere Theorie des Lichtes viel einzulassen.

Die Theorie des Regenbogens, wie sie Newton dargestellt, darf als Muster der Erklärung einer Naturerscheinung dargestellt werden. Seine Theorie ist eine rein geometrische, so wie sie sich auch nur auf den Fall kugelförmiger Tropfen bezieht. Eine analytische Theorie, die den allgemeinern Fall ellipsoidischer Tropfen einschliesst, fehlt noch, so wie auch die Erklärung der neben dem Regenbogen auftretenden farbigen Bogen noch keineswegs festgestellt ist. Deswegen hat der Herausgeber diese Arbeit hier aufgenommen und durchgeführt.

Nach einigen einleitenden Sätzen über die Lage von Strahlen, die in einem Kreise zurückgeworfen und zweimal gebrochen werden und wobei besonders die klare Unterscheidung in §. 2 hervorzuheben ist, gibt der Verfasser zunächst die Theorie, wie sie im Wesen die Newton'sche ist und wie sie auch gewöhnlich gegeben wird (§. 1—§. 9), wenn auch die Entwicklungen eleganter und vollständiger sind. Der Satz, auf den Alles ankommt, dass, wenn Θ der Winkel ist, den der aus dem kreisförmigen Tropfen ausfahrende Strahl mit dem in ihn eintretenden macht, während i der Einfallswinkel ist,

$$\frac{d\Theta}{di} = 0$$

sein muss, könnte vielleicht am unmittelbarsten in folgender Weise gezeigt werden, welche die Hülfe des Taylorschen Satzes nicht in Anspruch nimmt (§. 5), da in diesem Falle doch nicht so ganz klar ist, was es

Digitized by Google

sagen will, $\Delta\Theta$ solle für unendlich kleine Werthe von Δi der Null besonders nahe kommen: $\Delta\Theta$ sei die Aenderung, welche Θ erleidet, wenn sich i um die Grösse Δi ändert. Soll nun der Fall der wirksamen Strahlen eintreten, d. h. sollen die ausfahrenden Strahlen parallel sein, wenn auch die eintretenden (unendlich wenig) verschiedene Einfallswinkel haben, so muss $\Delta\Theta$ in Bezug auf Δi unendlich klein sein, d. h. wenn Δi selbst unendlich klein (der ersten Ordnung) ist, so muss $\Delta\Theta$ ein Unendlichkleines höherer Ordnung sein, d. h. es muss mindestens:

$$\frac{d\Theta}{di} = 0$$

sein, was bekanntlich ausdrückt, dass $\Delta\Theta$, in Bezug auf Δi, unendlich klein ist. Da $\frac{d^2\Theta}{di^2}$ endlich ist, so kann also $\Delta\Theta$ nur ein Unendlichkleines der zweiten Ordnung sein, wenn Δi ein Unendlichkleines der ersten Ordnung ist. Sobald einmal dieser Satz festgestellt ist, ergibt sich die ganze geometrische Theorie des Regenbogens sehr leicht. Da man findet, dass im Falle von n innern Zurückwerfungen:

$$\frac{d^2\Theta}{di^2} = \frac{2n(n+2)}{(n+1)^2} \text{ tang. } i,$$

so folgt daraus, dass für die wirksamen (den Regenbogen bildenden) Strahlen, Θ ein Minimum ist.

Für die Fälle von 1, 2, 3, 4 innern Zurückwerfungen enthält der §. 6 die ausgeführten Rechnungen, woraus, nach in allen Lehrbücher aufgeführter Weise, sich sämmtliche Erscheinungen, die den eigentlichen Regenbogen betreffen, erklären.

In §. 7 wird, für den Fall, dass Θ für die wirksamen Strahlen gegeben ist, der Brechungsexponent bestimmt, zu welchem Ende Gleichungen des dritten und vierten Grades aufgelöst werden müssen, was in der vorliegenden Abhandlung geschehen ist.

In den folgenden §§. 10—14 wird, mit Anwendung der analytischen Geometrie und mit Zugrundelegung der ellipsoidischen Gestalt der Regentropfen, die Gleichung des austretenden Strahles bestimmt für den Fall von einer oder zwei Zurückwerfungen und immer zwei Brechungen. Zu den Entwickelungen auf S. 41 ff. bemerkt Referent nur, dass es ihm zweckmässig schiene, wenn eine Figur beigegeben wäre, namentlich um die Doppelfälle in Bezug auf U_1, U', U_2, U_1' klar zu machen. Diese Figur ist zwar nicht schwer zu entwerfen, nach den im Anfang der Abhandlung so deutlich gemachten Unterscheidungen wäre sie jedoch vielleicht zu erwarten gewesen.

Digitized by Google

Die folgenden §§. 15—22. wenden nun die allgemeine Theorie der vorangegangenen §§. auf den Fall kugelförmiger Tropfen an. Zunächst werden die Formeln gegeben, welche die Lage eines austretenden Strahles bestimmen, wenn er im Innern des Regentropfens eine, zwei, drei Zurückwerfungen erlitten hat und sodann die Bedingung eingeführt, dass die austretenden Strahlen wirksame sein sollen. Da die analytisch-geometrische Betrachtung immer weit allgemeinerer Natur ist, als die bloss geometrische, so ist auch die jetzige Betrachtung eine vollständigere, als die zu Anfang der Abhandlung. Als allgemeine Ergebnisse folgen z. B., dass die Aufgabe, im Falle einer innern Zurückwerfung, nur möglich ist, wenn der Brechungsexponent zwischen 1 und 2 liegt; im Falle zweier innerer Zurückwerfungen, wenn derselbe zwischen 1 und 3 liegt. Die Fälle des §. 22 treten beim Regenbogen nie ein, da immer $\mu < 1$ sein wird.

Die folgenden §§. 23—27. führen nun, sich anschliessend an die allgemeinen Formeln der §§. 10—14., also mit Zugrundelegung der ellipsoidischen Gestalt der Tropfen, die Bedingung der wirksamen Strahlen ein, und bestimmen darnach die Lage des ausfahrenden Strahles; während in §. 28 abermals kugelförmige Tropfen angenommen und die Formeln auf den Fall von $n-1$ innere Zurückwerfungen ausgedehnt werden. Dabei ergibt sich, als Verallgemeinerung der oben angeführten Resultate, dass die Aufgabe in diesem Falle nur möglich ist, wenn der Brechungsexponent zwischen 1 und n liegt.

Da, wie schon bemerkt, die Erklärung der Bildung des Regenbogens nach Newtons Untersuchungen in allen vollständigen Lehrbüchern der Physik aufgeführt ist; so wurde sie hier nicht gegeben; dagegen enthalten die §§. 29—31 die allgemeine Untersuchung über die Fälle, in denen die Bildung eines Regenbogens überhaupt bei kugelförmigen Tropfen möglich ist, indem diese Untersuchung sich auf die Ergebnisse der frühern allgemeinen Forschungen stützt. Diese Untersuchung ist abermals ein Muster von Deutlichkeit der Unterscheidung von zusammengesetzten Fällen, wie wir dies in den Schriften des Herrn Verfassers zu bemerken vielfach Gelegenheit haben. Auf S. 109 ff. wäre eine Figur wohl auch nicht unzweckmässig gewesen. Die Theorie der ellipsoidischen Form der Regentropfen ist auf die Erklärung des Regenbogens noch nicht angewendet worden, da dies einer spätern Abhandlung vorbehalten bleiben soll. Nachdem dadurch die Theorie des eigentlichen Regenbogens als geschlossen betrachtet werden kann, wendet sich der Herr Verfasser zu den farbigen Ringen, wie sie sich neben dem eigentlichen oft

Digitized by Google

doppelten) Regenbogen zeigen. Es bilden sich nämlich innerhalb des Haupt- (ersten) Regenbogens, oder ausserhalb des Neben- (zweiten) Regenbogens sogenannte überzählige Regenbogen, farbige Ringe, deren Entstehungsweise verschieden erklärt wird. Der Herr Verfasser sucht eine Erklärung derselben zu geben, von der sogleich die Rede soll.

Zuerst nimmt er Gelegenheit, die Theorie der Lichtbrechung, nach der bekannten Newtonschen Weise, darzustellen. Offen gestanden, wünschen wir diesen Theil, §§. 32—36., vollständig weggelassen, Es ist in unserer Zeit wohl allgemein angenommen, dass die Newton'sche Theorie des Lichtes nicht zur Erklärung der optischen Erscheinungen genügt. Schon in der Theorie der Lichtbrechung gibt sie zunächst das Resultat, dass in stärker brechenden Mitteln die Geschwindigkeit des Lichtes grösser sei, während das Umgekehrte der Fall ist, in welcher Beziehung z. B. auf den Cours de Physique von Lamé (erste Ausgabe) §. 589 verwiesen werden kann. Ebenso ist der Satz, den die Gleichung (204) unseres Buches ausspricht, keineswegs richtig, wenn er gleich aus der Newtonschen Theorie folgt, in welcher Beziehung auf §. 477 des eben genannten Werkes verwiesen werden kann. Damit aber, dass die genannte Formel nicht allgemeingiltig ist, fallen auch die Resultate des §. 38 weg, die nur insofern richtig wären, als man annähme, dass die Grösse $\frac{n^2-1}{d}$, worin n der Brechungsexponent, d die Dichtigkeit des Mittels ist, constant sei, was keineswegs allgemein bewiesen ist. Die Wellentheorie des Lichtes erklärt alle Erscheinungen der Lichtbrechung so einfach, dass sie darin gewiss vollständig der Newtonschen vorzuziehen ist.

Die Erklärung nun, die der Herr Verfasser von den überzähligen Regenbogen gibt, besteht darin, dass er sie als Regenbogen ansieht, welche durch Tropfen entstehen, die eine grössere Dichte haben, als die Tropfen, welche den Hauptregenbogen bilden, oder, um in dem Sinne der Undulationstheorie zu sprechen, durch Tropfen, in denen das Licht sich langsamer bewegt, als in den Regentropfen von gewöhnlicher Dichte. Bedenkt man, dass Wasser bei 4^0 Temperatur seine grösste Dichte hat, dass ferner die obern Regionen der Atmosphäre kälter sind, als die untern, dass endlich die überzähligen Bogen in ihrem Hauptglanze sich nur in der Höhe zeigen, so ist diese Erklärung an und für sich nicht unwahrscheinlich. Nimmt man z. B. in S. 20 ff. $\mu = 0{,}74$ an, was auf eine nur weniger bedeutende Dichte sich bezieht, so findet sich (ungefähr) $\theta = -40^0 10'$, d. h. es würde sich ein Bogen innerhalb des Hauptregenbogens bilden. Das entscheidende Kriterium wird die Anordnung

Digitized by Google

der Farben bei den überzähligen Bogen sein. Ist diese dieselbe wie bei dem Regenbogen, so kann die gegebene Erklärung angenommen werden. Darüber müssen genaue Beobachtungen entscheiden. Das Kriterium, das in §. 38 angegeben ist, ist, wie schon bemerkt, höchst unzuverlässig, da die Theorie, auf der es beruht, selbst unzuverlässig ist.

Nachdem der Verfasser noch eine Art angegeben hat, Messungen an Regenbögen anzustellen, stellt er zum Schlusse Ansichten von verschiedenen Physikern über die überzähligen Regenbögen zusammen. Die meisten, namentlich Young und Arago, betrachten die Erscheinung als ein Interferenzphänomen, während andere Physiker ganz anderer Meinung sind, wie Brandes, der sie auf eine ähnliche Art erklärt, wie die Höfe um die Sonne, wenn sie mit dünnen Wolken bedeckt ist.

Eine kleine Notiz über die Krystallform des Eises aus dem „Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jakob Berzelius, III. Jahrgang," bildet den Schluss des vorliegenden ersten Heftes.

Dies die Uebersicht des Inhalts des ersten Heftes. Das zweite soll sich bereits unter der Presse befinden. Bei dem Ziele, das die Zeitschrift sich vorgesteckt, wird sie der Anerkennung nicht entgehen, zumal der Herr Herausgeber derselben, dessen „optische Untersuchungen", von denen wir den dritten Theil wohl bald erwarten dürfen, schon früher in diesen Blättern angezeigt wurden, in dem, was sie sich vorgesteckt, eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen veröffentlicht hat, die sich theilweise auch in seinem „Archiv der Mathematik und Physik" befunden. Ist auch die gewaltige Bewegung und Aufregung dieser Tage streng wissenschaftlichen Arbeiten nicht günstig, so dürfte sie doch einer Zeitschrift von vorliegender Art minder ungünstig sein, da die Kenntniss der Naturerscheinungen mit Recht immer mehr einen Theil einer gebildeten Erziehung ausmacht. Mit der Wiederkehr der Ruhe und einer festern Ordnung wird dann gewiss das Interesse für solche Unternehmungen sich vermehren.

Oktober 1848. **Dr. J. Dienger.**

Digitized by Google

Handwörterbuch der lateinischen Sprache. Von Reinhold Klotz, Professor an der Universität zu Leipzig. — In zwei Bänden. — Dritte Lieferung: Animus — Augustus. (S. 417 bis 624 oder: Bogen 27 — 39.) Lex. 8. — Braunschweig, Druck und Verlag von Georg Westermann. 1848.

In ziemlich rascher Aufeinanderfolge erscheinen die Fortsetzungen dieses Werkes, jedoch nicht so, dass sich über die Vollendung desselben, auch abgesehen von zufälligen Störungen, irgend eine wahrscheinliche Berechnung mit einiger Aussicht auf Zuverlässigkeit anstellen liesse. Auf der andern Seite muss man sich aber noch wundern, wie Verfasser und Verleger eines so viel Musse und Muth fordernden Werkes in einer so wenig ruhigen, glücklichen und hoffnungsfrohen Zeit, wie die gegenwärtige ist, Ausdauer genug haben können, dem Sprichwort inter arma etc. zum Trotz, wo sich das silent leges so sehr bewährt, sich durch das ebenso wahre silent Musae nicht von der Fortsetzung abschrecken zu lassen. Wir begrüssen also dieses neue Heft, das die muthigen Männer vom Stapel laufen liessen, mit dem Wunsche, dass die Zeit der Herausgabe des vierten, die vielleicht jetzt schon da ist, aufmunternder sein möge, als die leider mit so günstigem Erfolg gekrönten Bemühungen zur Förderung gänzlicher Entsittlichung und Barbarisirung des Volkes hoffen lassen.

Was die von uns schon zweimal besprochene Ausdehnung oder fast Ausspinnung bedeutenderer Artikel betrifft, deren Inhalt zwar sehr erwünscht sein kann, aber die Unmöglichkeit herbeizuführen schien, das Werk in den versprochenen Rahmen von zwei Bänden zu fassen, so glauben wir in diesem neuen Hefte etwas mehr Beschränkung zu bemerken, was auch gewiss ohne Schaden für den Gehalt, durch Verminderung der Beispiele geschehen kann, von denen manche, einem und demselben Autor entnommen, nur die Zahl vermehren, ohne neue Belehrung zu gewähren, besonders bei Bedeutungen und Constructionen, die sich fast von selbst verstehen und häufigen Gebrauch als ganz natürlich erscheinen lassen. So hat z. B. hier der Artikel animus noch 16 Columnen, bei Freund 12; atque bei Klotz 12, bei Freund 11; aber schon atqui hat bei Klotz $1\frac{1}{2}$, bei Freund $2\frac{1}{2}$ Columnen, und der Inhalt dieses 414 Columnen starken Heftes (von animus bis Augustus) nimmt bei Freund 410 Columnen ein: immer noch ein Missverhältniss, aber doch, wie wir wahrnehmen, im Einlenken begriffen.

Wenn sich Referent auch diesesmal nicht damit begnügt, bloss das Fortschreiten des Werkes und den sich gleich bleibenden Fleiss des Ver-

Digitized by Google

fassers anzuzeigen, und etwa eine Anzahl der tüchtigsten und wirklich ausgezeichneten Artikel von grösserem Umfang und grösserer Wichtigkeit zu nennen, wobei zugleich die Selbstständigkeit des Verfassers in ihrem Werth und Licht erscheint; so glaubt er durch eine Anzahl sich an Einzelnes anknüpfender Bemerkungen nicht nur sein fortgesetztes Interesse an dem Werke zu bethätigen, sondern auch, da Rückwirkung auf das einmal Vorhandene nur bei einer etwaigen neuen Auflage denkbar ist, theils für den Gebrauch des schon Fertigen einiges Berichtigende oder Ergänzende anzubieten, theils durch die Art der Bemerkungen anzudeuten, welche Rücksichten, übrigens bei eher mehr als weniger beschränkendem Raumaufwand, in manchen Fällen bei etymologischen, orthographischen und sprachvergleichenden Punkten, bei Angabe des Verhältnisses des Lateinischen zum Griechischen insbesondere, bei Vergleichung der Poesie und der Prosa, der verschiedenen Zeitalter und Stylgattungen, der eigentlichen und der figürlichen Ausdrucksweise noch genommen werden könnten, obgleich auf alles dieses im Ganzen bereits sehr geachtet ist und einige Erörterungen, z. B. über die Schreibung von arcesso und accerso ausführlich genug sind. Schweifen wir denn auch einmal auf das Gebiet der Kritik ab, so wird der philologische Leser sich dadurch nicht belästigt fühlen, der Nichtphilologe ohnehin die ganze Recension überschlagen.

Als ausgezeichnete und zugleich längere Artikel heben wir zuerst ohne weitere Bemerkungen hervor: animus, annus, ante, antiquus, aperio, appareo, appello, apud, aqua, arbiter (und die verwandten), arbor, arcesso, arguo, arma, ars (m. d. v.), artus, arx, as, asper, assentio (m. d. v.), assum (adsum), at, atque, auctor (m. d. v.), audeo, audio (beide m. d. v.), augur (m. d. v.), aufero. Und nun bemerken wir: Unter animus war bei der Phrase alieno a te animo (S. 417 a. med. aus Cic. pr. Deiot. 9, 24.) vielleicht gut, anzudeuten, das Adj. stehe gleichsam participialisch für alienato. — Ebd. b. gehört die Stelle aus Tac. Agr. 30: Magnus mihi animus est, hodiernum diem initium libertatis fore nicht unter die Bedeutung (des Worts animus) Stimmung, Muth: sondern, da der Acc. c. Inf. folgt, bedeutet es s. v. a. spes oder exspectatio (animi), also „hoffnungsfroher Muth.“ — Ebd. wird gesagt, animus stehe, wiewohl selten, absolut von bangem Muthe und Besorgniss. Das ist freilich selten, was nur einmal oder vielmehr keinmal vorkommt. Es steht nämlich Ter. Heaut. 2, 2, 3: concurrunt multae opiniones, quae mihi animum exaugeant. Dort fordert der Sinn: den Muth benehmen, und da exaugere doch nicht vermindern heissen kann, so soll

Digitized by Google

animus Besorgniss heissen oder gar Entmuthigung. Und so sagt denn ein alter Glossator bei Faërnus: quae me terreant; animum autem dicit, quam illi praesens efficit metus sollicitam cogitationem; und in der die Ruhnken'schen Dictata in Terent. enthaltenden Ausgabe von Bruns (Halae 1811. 8.) lesen wir zu exaugeant geradezu die Glosse (animum) deminuant. Das bedarf nun keiner Widerlegung. Um exaugeant zu retten, corrigirt nun Bentlei: concurrunt multa, opinionem hanc quae mihi animo exaugeant, so dass opinionem exaugere so viel sei, als suspicionem augere, wie Ter. Eun. 3, 1, 46. sage: auge magis suspicionem. Da blickt Bentlei'scher Scharfsinn, aber auch Bentlei'sche Kühnheit heraus. Acidalius dagegen, Palmerius und Guyetus vermutheten (was auch Böcler nicht missbilligt) exangeant, dass man etwa auch von angere eine Nebenform angere anzunehmen hätte, und ein Compositum exangere, das freilich sich sonst auch nicht findet; aber die Analogien für eine solche doppelte Conjugationsform finden sich zahlreich genug. Man vergleiche: tondere, attondere, fervere, fulgere, stridere, tergere, frendere, scatere, cluere, olere, irridere, claudere (hinken), connivere, excellere, abnuere, sorbere, glubere (abgesehen von denen mit verschiedener Bedeutung: iacere, parere, pendere); dann die Deponentia: tuor und tueor, contuor, intuor, obtuor. Da es auch ein exsugere (exugere) gibt (Plaut. Epid. 2, 4, 5.), so dachte Ref. auch schon, ob nicht animum exugeant gestanden sein könnte? Gibt indessen auf diesen Einfall wenig, da animum exsugere wohl sonst nicht vorkommen mag, auch hier nicht passt. Darin aber hat Bentlei auf jeden Fall Recht, dass animum exangeant sich nicht durch eine erst fast zu diesem Zwecke gemachte Conjectur empfehlen lasse, wenn man nämlich bei Plaut. Stich. I, 1, 54. für maerore augeor lese maerore angeor; da maerore augeri ganz so richtig gesagt ist, als in der Dichterstelle bei Cic. de Finn. II, 4: tanta laetitia auctus sum, ja wie das noch passendere Terenzische (Heaut. IV, 1, 5.) herus damno auctus est ironisch steht. Zu S. 418 a. unter III, wo gesagt wird, animus stehe zuweilen für das, was das Theuerste ist — besonders auch in der Anrede, wie anime, konnte auch, neben vita und anima, noch animule verglichen werden, welches Plaut. Casin. I, 1, 46 und Men. II, 3, 11. hat, und auch von Herrn Klotz S. 411. a. angegeben ist. —

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Klotz, Handwörterbuch der latein. Sprache.

(Schluss.)

S. 418 a. b. wird die Stelle aus Cic. Tusc. I, 25, 62. besprochen: quorum (astrorum) conversiones omnesque motus qui animus vidit, is docuit similem animum suum eius esse, qui ea fabricatus esset in caelo, und gesagt: es sei an der Lesart sämmtlicher Handschriften nicht zu zweifeln, da Cicero gerne ein solches Wort wiederhole, z. B. ebend. I, 22, 52. animo ipso animum videre und III, 3, 5. qui vero probari potest, ut sibi moderari animus non possit, quum ipsam medicinam corporis animus invenerit „und was dergleichen mehr ist.“ An diesen beiden Beispielen und mehreren dergleichen ist nun freilich gar nicht zu zweifeln. Das erste ist so, dass es gar nicht auffällt, weil man gar nicht anders sagen kann; das zweite fällt eben so wenig auf, wo animus absichtlich neben corporis als Gegensatz steht, ob Cicero es gleich weglassen und dafür quum idem ipsam corporis medicinam invenerit schreiben konnte. Unser Beispiel aber ist ein ganz anderes, und es hilft gar nichts, wenn Herr Klotz etwas weiter oben sagt, die Lateiner haben bisweilen gleichsam die ursprüngliche Bedeutung des Wortes vergessend oder ausser Acht lassend in einem und demselben Satze, zuerst von der ganzen Persönlichkeit, sodann in einer einzelnen Beziehung dasselbe Wort animus gesetzt, wobei er Off. I, 23, 80. anführt: Fortis vero animi et constantis est non perturbari in rebus asperis — — — — — — sed praesenti animo uti et consilio, nec a ratione discedere. Hier wird die verschiedene Bedeutung von animus durch das Zwischeneingeschobene weniger auffallend gemacht, als an der oben besprochenen Stelle. Unser Verfasser hat in seiner grössern Ausgabe der Tusc. mit Or. und dem Ref. das animus nach qui eingeklammert, aber in der kleinern von der Klammer wieder befreit; darauf in den Nachträgen und Berichtigungen zu seiner Ausgabe (1843), so wie schon früher in Jahns Jahrbüchern 1835. 10. S. 222 animus vertheidigt, namentlich in den Nachträgen gesagt, wenn zu ändern sei, so werde man wohl am besten die Conjectur animo aufnehmen, wiewohl am Ende qui animus vidit auf dasselbe hinauslaufe, wie qui

Digitized by Google

animo vidit. An sich freilich wohl. Aber Herr Klotz setzt gleichwohl hinzu: „Mögen Andere urtheilen!“ Referent hält nun wirklich dafür, dass man am besten thun würde, animo zu corrigiren, da die Endsylben der Wörter wegen der Abbreviaturen leicht verwechselt werden konnten (hier o und 9 = us); denn so wie der Text jetzt heisst, ist das Durcheinanderwerfen der Bedeutungen von animus doch gar zu grell: quorum [astrorum] conversiones — qui animus vidit, is [animus] docuit similem esse animum suum [i. e. animum animi!] eius [i. e. dei], qui ea [astra] fabricatus esset in caelo. — S. 418 b. med. wird eine Stelle aus Cic. de consulatu suo (Non. Marc. p. 204.) angeführt, II, 79 in den Fragmenten bei Orelli: Atque animo pendens noctu eventa timebat. Dazu bemerken wir gelegentlich: Um den Hiatus wegzuschaffen, lesen Einige noctis, wo dann die kurze Sylbe des Genitivs erst durch die Betonung der Arsis in der Cäsur verlängert werden muss; Orelli vermuthete nocturne, wo dann die Elision und die vorletzte lange Sylbe des Worts den Vers fehlerfrei macht. Referent aber vermuthet, es möchte hier der alte, von den Abschreibern nicht verstandene oder in Folge einer Abbreviatur falsch gelesene Genitiv noctus gestanden sein, wovon der Ablativ noctu als Adverbialform gebraucht wird. Da eine Erörterung hierüber nicht hierher gehört, so wollen wir hier bloss, zum Behuf einer Untersuchung, als Grundlage einige Citate niederlegen, nämlich G. J. Vossii Aristarchus de Analogia IV, 18. p. 243 und II, 12. p. 735 der Quartausgabe, der Folioausgabe p. 352 a. und 233 a. b.; Hartung über die Casus S. 229. 234.; K. L. Schneider, lat. Formenl. (Ausf. Gramm. II, 1.) S. 329 ff.; Haase zu Reisig's Vorles. über lat. Sprachwiss. §. 243. S. 205. Ist nämlich noctu wirklicher Ablativ, wie aus der von Vossius angeführten Stelle hac noctu erhellt; so steht der Annahme von noctus nichts im Wege. — S. 424 a. unten steht ein falsches Citat, nämlich Stat. V, 762. Es muss heissen 752. — S. 423 b. med. gehört wohl die bekannte Stelle aus Horat. A. P. 175 multa ferunt anni venientes commoda secum, multa recedentes adimunt — nicht unter die allgemeine Bedeutung des Worts annus, sondern unter 2. (die Jahre, in Beziehung auf das menschliche Leben). — Zu S. 426 b. wird ganz richtig bemerkt, dass das lateinische ante stammverwandt sei mit dem griechischen ἀντα und ἀντι, auch mit dem deutschen ent- (welches sogar im 16. Jahrhundert in der Zusammensetzung Entchrist oder Endtchrist (Antichrist) erscheint). Es konnte aber dabei gesagt werden, dass es in der Form ant- gleichfalls im Deutschen erscheine, und zwar in den Wörtern Antlitz und Antwort. Vgl. J. L. Frischs teutsch-latein. Wörterbuch S. 30. —

Digitized by Google

Doch glaubt Referent, die unter B. angegebene Adverbialbedeutung von ante hätte der zuerst gestellten (als Präposition) vorausgehen sollen. Vgl. Krügers Gramm. d. lat. Spr. I. §. 249 b. D. 292. — S. 427 b. oben sollte es in der Stelle aus Cic. de rep. I, 18, 30 nicht caeli scrutantur plagae heissen, sondern plagas. — S. 434 med. sollte die Stelle Cic. pro Sulla 8, 23 die für anteiri citirt ist, vorzugsweise vor denen aus Seneca und Tacitus ausgehoben sein. Sie heisst: se aequales tui abs te anteiri putant. — S. 435 a. unten, unter anthelius (ἀντήλιος) sollte auch gleich die eigentliche Schreibung anthelius (ἀνθήλιος) angegeben, und bemerkt sein, dass jenes die jonische Form sei, die auch nach Phrynichus besser attisch sein soll. — Warum steht wohl nicht S. 438 b. bei antiae, arum f. „das vorhängende Haupthaar" erstlich, dass comae zu ergänzen, also das Wort eigentlich ein Adj. sei? zweitens, dass es das griechische ἀντίαι, vom Adjectiv ἀντίος ist? Dass comae zu ergänzen sei, hat schon Scheller erkannt, hat aber das Wort von ante, welches freilich zu derselben Wurzel gehört, abgeleitet, wie nach ihm Freund und vor ihm Forcellini. Die ältern Etymologen sind nahe daran gewesen, das griechische ἀντίαι anzubringen, z. B. Becmanus (de Originn. L. L. Ed. Hanov. Wechel. 1649.) p. 232 sq., G Jo. Voss, de Etymol. L. L. v. Antiae p. 32, b. und M. Martini im Lex. Etymol. v. Antiae. — Der Letztere bringt zwar auch, wie die beiden Andern, die griechische Erklärung des Wortes aus alten Glossarien bei, setzt aber unter einem Worte desselben Stammes (Antiades, ἀντιάδες) die Herleitung von ἀντίαι richtig bei. — S. 442 b. schreibt Herr Klotz die Stelle des Lucilius bei Nonius p. 42, 76, 2. [unter antiquus] so:

> Quin potius vitam degat sedatus quietam
> Quanto antiquius, quam facere hoc fecisse videatis.

Referent findet in den ihm zu Gebote stehenden Sammlungen der Fragmente des Lucilius und Ausgaben des Nonius:

Quin potius vitam degas sedatu' quietam,
Quam tu [N. Quantu] antiquiu', quam facere hoc, fecisse videris [N. videatis].

Ist das obige etwa die Lesart Gerlachs, dessen Ausgabe des Lucilius uns nicht zu Gebote steht? — S. 447 a. oben, unter anxius ist aus dem Auct. bell. Afr. 71 die Phrase angegeben: anxium aliquem habere. Daraus könnte nun der Schluss gezogen werden, man könne sagen: ego te anxium habeo, was doch nicht vorkommt. Wir würden deswegen entweder die Stelle citirt haben, wie sie lautet: hostium levis armatura anxium exercitum nostrum habebat, oder sagen: „aliquid aliquem anxium habet; wo anxium habere ängstigen heisst." — Ebend. sollte unter Anxur

Digitized by Google

(nicht bloss unter Anxurus) auch stehen, dass es bei den Volskern ein Beiname des Juppiter gewesen sei. Denn wenn auch gleich die Form Anxurus in der Literatur die allein vorkommende sein mag, so findet sich doch der Juppiter Anxur auf Münzen und Gemmen. Vergl. Rasche, Lex. rei numm. v. Anxur, und Schlichtegroll, Dactyliotheca Stosch. I. n. 20. p. 93 ff. — Ebend. stände unter a, bei apage, statt absolut, besser reflexiv oder medial. — Unter aper, S. 448 b., wird das Epitheton nemorivagus citirt aus Catull 61, 72; es steht aber 63, 72 im carmen de Aty. Doch ist dieses Gedicht wirklich in mehreren Ausgaben das 61te. — Unter aperio, S. 449 a. oben, gefällt uns die Ableitung aus ἀπερόω, abziehen, aufziehen, vergl. mit operio, von ἐπερόω, über- oder zuziehen, besser, als die von pario, gebären, ans Licht bringen, oder von einem perio, decken, oder gar von πεπαρεῖν, die ein neuerer Etymolog annimmt. Freilich, wenn man aperio, aufdecken, operio, darauf decken, also zudecken, und comperio (mit Freund), ganz aufdecken, herleitet, so kann das perio, decken, einleuchtend scheinen. Allein, wenn opperior (das doch auch von einem mit ob zusammengesetzten Stamme perio oder perior herkommen muss, auch schwerlich von ob und parari, wie Döderlein will, abzuleiten ist), warten oder erwarten heisst, so kann operio nicht auch von einem perio, decken, herkommen, zumal da es gegen alle Analogie ist, das b vor p, anstatt es zu assimiliren, wegzuwerfen, wie dies auch bei sub eben so wenig, als bei ab und ob geschieht. — Ebend. S. 150 a. bemerken wir unter aperio, dass, wenn Herr Klotz ganz richtig sagt, aperire de aliqua re sei eine seltene Construction, er einen Wink geben konnte, das de aliqua re sei eigentlich keine Construction von aperire, so wenig, als wenn man im Deutschen sagen wollte: eröffnen von einer Sache, sondern eine grammatisch-rhetorische Figur, die Synesis, wo aperire für dicere oder exponere (wie Corn. Nep. Praef. extr. et in hoc exponemus libro de vita exc. impp.) steht, nämlich quae dicenda sunt oder dici possunt de aliqua re; und ähnlich verhält es sich mit den Constructionen unter γ, δ und ε. — Warum sind wohl S. 452 a. unter apex die metallenen apices der Salier nicht berührt, die diesen in einer ziemlich eigenthümlichen Gestalt zukamen? Man vergleiche die Erörterungen und Abbildungen bei Gutberleth: De Saliis Martis sacerdotibus (Franeq. 1704. 8.) p. 52 — 61. — S. 456 a. oben steht durch einen Druckfehler: intentificirt statt identificirt. — S. 460 b. steht unter apparo falsch Lucret. II, 1197. statt 1109. — S. 461 b. unter appellatio passt zu der aus Cic. ad Att. V, 20, 4 ausgehobenen Stelle: voluit hac appellatione inani nobis esse par (wo

Digitized by Google

übrigens nicht angegeben ist, was denn das für eine inanis appellatio sein soll:) die Bedeutung, die unter b. α. angegeben wird (Namensverleihung) nicht: sondern eher Benennung oder Titel. Es ist nämlich von dem Titel Imperator die Rede. — S. 462 b. unter appellere (unten) ist aus Virg. Aen. VII. 39. falsch ausgehoben Ausoniis — expulit oris für appulit. — S. 463 a. finden wir unter appellare eine gute Unterscheidung der Bedeutung dieses Verbums von alloqui, compellare und affari: eine Art von Bemerkungen, der wir häufig zu begegnen wünschen. Der Raum, den sie kosten würden, liesse sich leicht durch einige Beschränkung der Belegstellen, die öfters zu zahlreich für denselben Ausdruck gehäuft sind, gewinnen. — Ebend. b. die Stelle aus Senec. Controv. II. 15: appellata est, sc. de stupro — steht nicht S. 199. Bip., sondern S. 196. — S. 468 b. wird unter apponere eine und dieselbe Stelle des Plautus zweimal citirt, das erstemal wegen der Bedeutung und weiter unten wegen der Form des Verbums (apposivi) ungleich: das zweite Citat ist das richtigere. — S. 464 b. heisst es unter Appendix aus Appulej. Metam. V. 24: Psyche — sublimis erectionis appendix: aber die uns zu Gebote stehenden Ausgaben haben das gewiss richtigere evectionis. — S. 465 b. steht aus Liv. V. 19, 1. Vehos statt Vejos. — S. 468 a. unten ist in der Stelle aus Cic. Acadd. IV. 22, 48: vilam für villum geschrieben. Ist dies wohl in Folge der Bemerkungen Osann's zu Cic. de Rep. I. 38. 59. V. 3, 5. geschehen? — S. 468 b. oben steht falsch aus Ovid. Trist. III. 1, 39: cur tam apposita velatur ianua lauro, für tamen. — S. 535 a. unter arvum steht aus Liv. Andron. bei Festus p. 181, 21. Müll. arvaque putria —. Ist das eine Emendation von Müller? Wir haben dessen Ausgabe nicht zur Hand. Dass patria nicht recht ist, welches in Petr. Scriver. Collectann. vett. Tragg. p. 5. steht, hat man schon längst erkannt. Dafür hat nun Scaliger ad Varron. (in Conjectann.) p. 51. arva petrita gegeben. (Ed. Varronis, Amst. 1623. Durdr. 1619. 8.) Bothe hat in den Fragmm. Poëtt. Latt. Scenn. I. p. 14. arvaque petraea geschrieben, wahrscheinlich aus eigener Conjectur. Patriae hat auch die Ausgabe des Festus, ap. Santandr. 1593. 8. mit den Anmerkungen von Antonius Augustinus, Jul. Caes. Scaliger, Fulv. Ursinus u. A. Uebrigens ist wirklich putris terra, putre solum, putris ager, putris campus bei Dichtern und bei Columella, und putria mag wohl das rechte sein. — Unter arx S. 535 b. ist ein Vers aus Plaut. Bacch. IV. 8, 59 seq. citirt: illa autem in arcem abiit aedem visere Minervae. Man merkt sogleich, dass, was zwar für den Sinn und das Lexikon gleichgültig ist, dem Verse etwas fehlt; und schlägt man nach, so findet man, dass es abivit heissen muss. Gerade

Digitized by Google

so ist es, wie hier beim jambischen Senar unter demselben Worte S. 536 a., wo aus dem Sen. Trag. citirt wird Oed. 185. (eigentlich 184 seq.): Tum vapor ipsam arcem corporis flammeus urit, wo die Anapäste in der ersten Hälfte des zweiten Verses die Wortstellung corporis arcem fordern und die Ausgaben auch haben. — Unter as S. 537 a. steht die Stelle aus Ov. Medic. Fac. v. 66. citirt: contere: in hac solidi sexta face assis est. Es ist aber v. 60; der 66. endigt aber auch auf est. — Unter attollo steht S. 600 a. aus Plaut. Casin. 4, 4, 1. nova nuptu, für nupta. — S. 601 a. wäre vielleicht unter attondeo gleich von Anfang besser gesagt worden, man finde auch an Einer Stelle einen Infinitiv attondi für attondere, statt dass es hier am Ende, mit der Stelle, wo es vorkommt, steht. Diese Stelle ist aber nicht richtig citirt, sondern gerade wie bei Freund, Veget. 2, 28, 36. Es ist nämlich nicht der bekanntere Vegetius Renatus de Re Militari, sondern der Vegetius, der die Mulomedicina geschrieben hat, und bei diesem steht die angeführte Stelle I. 56. p. 285. ed. Bip. im 3. Bde. der Scrr. Rei Rust. — Unter au wird bemerkt, dass au oft in ein o übergehe, wie pomus umgekehrt im Deutschen in Baum auseinander gehe. Dazu bemerken wir, dass der o-Laut unverändert in einigen deutschen Dialekten (Böhm) und im Holländischen, boom, geblieben ist. — Ebend. bemerken wir zu den Formen aucella oder aucilla (für avicula), dass damit das italienische augello, vielleicht auch das deutsche Vögel verglichen werden kann. Die Endung el vom lateinischen Deminutiv tritt auch im deutschen Esel, aus asellus, hervor. — S. 607 a. oben unter auctor ist ganz richtig unter β gesagt, es werde auch von dem gebraucht, der die Handlungen einer unmündigen Person zur Vollgültigkeit durch seine Zustimmung bringt, wie vom Curator der Frauen, der bei jeder einzelnen Handlung als auctor erscheint. Gut. Nun wird aber Cic. pro Caecina 25, 73. zum Belege citirt: quem (Druckf. f. quam) dotem (mulier) nullo auctore dixisset! dann §. 72: quod mulier sine tutore auctore promiserit. Hier sind nun die Beispiele, als Beweis für die besprochene Bedeutung, verkehrt gestellt. Das letztere sollte offenbar voranstehen: sine tutore auctore, d. h. ohne Genehmigung, Bestätigung oder Beirath ihres Curators (dieser ist der tutor); so dass auctore gleichsam participialisch steht, für qui auctor esset: der, wie Hr. Kl. ganz richtig sagt, bei jeder einzelnen Handlung als auctor erscheint. Dann erst, nachdem das sine tutore auctore vorangegangen ist, konnte das andere, nullo auctore gesagt und richtig durch das ergänzte tutore, i. e. qui tutor esset, verstanden werden, wie es Hr. Kl. verstanden wissen will. — S. 609 b. wird levare auctoritatem aus Acadd. II. 22, 69. angeführt, wo es das

Digitized by Google

Ansehen vermindern heissen soll, wie de Or. II. 37, 156. auctoritatem imminuere. So gewiss es nun ist, dass levare auch vermindern heisst, so ist es doch in der Bedeutung des Herabsetzens, Herabwürdigens, Verkleinerns, kurz, im schlimmen Sinne in Cicero's Sprachgebrauche sonst nicht begründet: vielmehr, wo levare bei Cicero erscheint, finden wir es vom Vermindern des Schlimmen und Unerwünschten gebraucht: curam, angorem, aegrimoniam, sollicitudinem, ignominiam, miserias, laborem, calamitatem, infamiam, molestiam, criminationem, supplicium, exsilium, rei atrocitatem, oder levare aliquem mit dem Ablativ des Gegenstandes oder der Beschwerde, von der sich Jemand erleichtert fühlt, oder des Mittels, wodurch es geschieht. Will man aber für die Bedeutung, die in der Stelle Acadd. pr. II. 22. stattfinden soll, eine andere Stelle de N. D. III. 4, 9. anführen, wo 3 Handschriften des Davisius und 8 andere vom Ref. gebrauchte nebst 4 alten Ausgaben bieten: perspicuitas enim argumentatione levatur; (es geht nämlich voraus: Nam ego neque in causis si quid est evidens, de quo inter omnes conveniat, argumentari soleo:) so sprechen dagegen alle gute Handschriften, welche elevatur haben, und Davisius hat sehr Unrecht zu sagen: utraque lectio bene se habet. Sicher ist in jenen Handschriften das e (von elevatur) von dem e des vorhergehenden argumentatione absorbirt worden, und an der von uns besprochenen Stelle Acc. II. 22, 69: inconstantia levatur auctoritas das elevatur aus den werthvollen Ausgaben Ascens. 1511. Crat. 1527. Herw. 1534 und 1540 aufzunehmen oder vielmehr herzustellen. Die angeführten drei Dichterstellen, zwei aus Attius und eine aus Horatius (Epp. II. 2, 10.), beweisen Nichts für Cicero's Sprachgebrauch. Die aus Horatius ist der fast sprichwörtlich gewordene Halbvers: Multa fidem promissa levant. Die aus Attius von Freund, unter levare, angeführten Stellen stehen überdies am Schlusse von jambischen Senaren, wo das e von Solchen weggeworfen sein kann, die nicht wussten, dass cursum eleves und illorum elevas ebenso gut den Trimeter schliessen kann, als levet und levas. In der Fabel des Phädrus IV. 2, 5: qui facere quae non possunt, verbis elevant ist der Ciceronische Sprachgebrauch beobachtet. In der 10. Fabel des III. Buches ist im 7. Vers in der Burmann'schen Ausg. mit dem neuen Commentar (Mitav. 1773. 8. p. 174.) Sed fabulosam ne vetustatem elevent, wie wir, nach der Elision, bei Attius vorschlagen. Und so liest bei Phädrus auch Schwabe. S. dessen Note, sowie die Burmann'sche. — S. 612 a. ist aus Justin. V. 9. audendum aliquid pro patria — votus (statt ratus) geschrieben, und ebend. b. aus Hor. Ep. II. 2, 149. quanto plura parasti, tanta plura petis statt tanto plura cupis. — Wenn es ebd.

Digitized by Google

zu der Stelle aus Plaut. Asin. I. 1, 11. heisst audere, stehe einmal mit vorausgehender Negation und folgendem quin, so ist dies zwar richtig: es heisst: ut non audeam, quin promam omnia: allein ohne die Grammatik zu sehr in das Lexikon hereinzuziehen, konnte doch gesagt sein, die Construction sei durch eine Art von σύνεσις hier, statt: ut profecto facere non possim, quin — oder: ut facere non posse mihi videar, quin —. S. 615 b. aus Ter. Phorm. pr. 21. steht Benedictis für bene dictis. — Wenn S. 616 b. unten gesagt wird, das Participium audiens komme substantivisch für Zuhörer oder Zuhörerin vor, so ist dies nur von Beispielen, wie die aus Cicero, Livius und Quinctilian ausgehobenen sind, gültig, z. B. audientis animus, audientium animi, assensus audientium, affectus audientium, also im Genitiv, aber nicht mit dem Genitiv, z. B. fuit Plato audiens Socratis, Aristoteles Platonis. Dagegen ist in der Formel dicto audientes bei Cic. pro Deiot. 8, 23 (wo Soldan obedientes liest) und in dem Plautinischen dicto audiens und audiens imperii das audiens nicht eigentlich substantivisch. — Zum Schlusse nur noch ein paar Bemerkungen zu dem reichhaltigen und sehr gut angeordneten Artikel atque von S. 584 bis 590, auf 12 Columnen (Freund fast 11, Hand im Tursellinus I. nicht weniger als 60 Seiten). S. 586 a. oben ist eine Stelle aus dem Briefe des Serv. Sulpic. bei Cic. ad Famm. IV. 5, 14. falsch citirt, denn sie ist §. 6 und in der Ausg. von B. Weiske (Claror. Viror. Epp. quae in Cic. Epp. servatae exstant) §. 12. p. 355. und dort heisst es: nullus labor est, quem non — minuat, wofür hier durch einen Druckfehler quam steht. Ein schlimmerer ist ebend. b. oben in der Stelle aus Cic. de Or. I. 40, 184, wo es heisst: praesidium dicentibus atque opem amicis, statt pr. clientibus. — S. 587 a. unten führt der Verf. aus Turpilius ap. Non. p. 15, 30. an: ne me attiga, atque aufer manum, ohne Etwas beizufügen. Aber zehn Seiten weiter unten (S. 597) unter attigo (Inf. attigere) sagt er, wo er dieselbe Stelle anführt: „Eine Form attigare (an jener Stelle des Turpilius) anzunehmen ist zu misslich, da Nonius nur die erste Form (attigere) anerkennt und attigas herzustellen sein möchte.“ — Vielleicht hätte unter demselben Artikel (atque) auch die zwar jetzt beseitigte, aber von bedeutenden Kennern des altrömischen Rechts lange verfochtene Bedeutung des Wortes atque in dem ersten Fragmente der ersten Tafel der Zwölftafelgesetze erwähnt werden können, wo man las: Si in ius vocat, atque eat — welches Fragment noch in der sechsten Ausgabe von J. A. Bachii Hist. Jurisprud. Rom., verm. von A. C. Stockmann (Lips. 1807. 8.) so gelesen und S. 37 erklärt wird: Si quis aliquem in jus vocat, vocatus statim (oder nach Andern illico) sequitor. Man vergl. auch

Digitized by Google

J. N. Funccii Leges XII. Tabb. ed. Rintel. 1744. 4. p. 49. des Ref. Ausg. von Cic. de Legg. II. 4. und dazu den IV. Excurs p. 489 f. Dirksen: Ueber die Zwölf-Tafel-Fragmente S. 131 ff. Doch, wie gesagt, es konnte vielleicht bei einem so ausgedehnten Artikel, wie bei manchen andern, in einer Schlussbemerkung angedeutet werden, dass die Annahme, atque bedeute auch alsbald, auf einer falschen Lesart und Deutung jenes Fragments zu beruhen scheine, und die scheinbaren Beweise dafür aus andern Stellen und Schriftstellern bei genauer Ansicht in Nichts zerfallen.

Wir sind am Ende unserer Anzeige und glauben, für die Bedeutung des Werkes, nicht zu weitläuftig gewesen zu sein.

Palaestra Ciceroniana. — Materialien zu lateinischen Stylübungen für die oberste Bildungsstufe der Gymnasien. — Von Dr. M. L. Seyffert, Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. — Ipsis artibus inest exercitatio. Auct. Dial. de Orat. XXXIII. — Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Brandenburg, 1847. Druck und Verlag von Adolph Müller. XIV. und 328 S. 8.

Dass von diesem Buche, welches sich wahrlich nicht dadurch empfiehlt, dass es Lehrenden wie Lernenden ein Bequemlichkeitspolster unterlegte, und Jenen Mühe, Diesen das Denken ersparte, wie man es heut zu Tage so sehr liebt, nach sechs Jahren schon eine neue Auflage nöthig geworden ist, das ist wohl ein Beweis, dass die Bemühungen unserer überstürzenden und umstürzenden Reformatoren des höhern Schulwesens noch nicht so viel Boden gewonnen haben, als Diejenigen wünschen möchten, welche den einzig richtigen Weg zur Vorbereitung auf alle wahrhaft wissenschaftlichen Studien der Jugend versperren, verrammeln, verbarricadiren oder gar abgraben wollen. Und so begrüssen wir denn theils wegen dieser thatsächlichen Widerlegung der zerstörungssüchtigen Anstürmer, theils wegen seines bewährten innern Gehaltes dieses Buch bei seiner zweiten Erscheinung mit aufrichtiger Freude, und, obgleich etwas verspätet, mit der Ueberzeugung, dass es doch nicht zu spät sey, wenn auch diese Anzeige nicht erst unsern Lesern dasselbe bekannt zu machen braucht, jetzt noch unsere Ansicht über die neue Ausgabe auszusprechen, da das Werk wegen seines gediegenen Gehaltes wohl noch mehrere Auflagen erleben dürfte. Der Verf. nennt diese zweite Ausgabe eine vermehrte, und doch hatte die erste 18 Seiten mehr. Aber der Druck ist enger und das beträgt bei einer solchen Seitenzahl viel. Die Wahrheit

Digitized by Google

ist, dass wir den Commentar sehr und fast auf allen Seiten erweitert finden. Aber auch verbessert nennt er mit vollem Rechte diese Ausgabe: denn sie ist es in Form und Stoff. Die Verbesserungen herauszuheben, gestattet uns weder Raum noch Zeit: aber freuen wird sich derselben Jeder, der sie zu benützen versteht. Es sind aber die Erweiterungen nicht blos im Commentar zu finden, sondern auch in Texteszugaben. Zuerst nennen wir unter N. VI. (Miscellen) vier neue Aufgaben (27 bis 30): Ueber Augustus' letzte Worte, von F. Jacobs; Zur Charakteristik Tibull's, von F. Haase; Die Nemesis der Griechen, von K. Zell; Der Zweck der Gelehrtenschule, von L. Döderlein. Nach des Ref. Ansicht wäre die zweite Aufgabe, die von der Delia, der Geliebten des Tibullus, handelt, besser weggeblieben, wenn schon im Ausdruck keine Art von Unschicklichkeit zu rügen ist. Die Besprechung der Sache selbst scheint uns nicht passend für diejenigen, die daran ihren lateinischen Styl üben sollen. Bedeutendere und zugleich gehaltreiche Zugaben sind die zwei ganz neuen Capitel N. XIII. in 18 Aufgaben vertheilt, von F. A. Wolf, über die Opfer, und die Parallele zwischen Achilleus, Patroklos und Hektor, von K. Zell, aus seiner Schrift: Ueber die Iliade und das Nibelungenlied: Cap. XIV. in vier Aufgaben. So geistreich Wolf's Aufsatz ist, so können wir doch seinen Ansichten über das Opferwesen und dessen Ursprung nicht ganz beipflichten. Es blickt daraus zu oft etwas Schroffes und ein Standpunkt hervor, von dem wir bei Betrachtung solcher Urzustände und der Denkart der ältesten Völker ohne Verkennung ihrer Gefühlsweise nicht ausgehen können und dürfen.

Unsere Bemerkungen im Einzelnen wollen wir nun vorzüglich an die bisher besprochenen neuen Beigaben anknüpfen, um dem Verf. das Interesse an seinem Buche auf's Neue zu bethätigen.

Gleich am Anfang des XIII. Abschnittes, im 1. Cap. der Wolf'schen Abhandlung, fiel uns im deutschen Text eine Stelle auf, von der wir glaubten, sie sey durch einen Druckfehler entstellt. Es heisst dort: „Aber Wenige haben Gelegenheit, sich in Untersuchungen darüber einzulassen, wie eine Gewohnheit einst in der Welt entstanden, die uns gegenwärtig bei den gereinigten Begriffen von der Gottheit, die wir einer höhern Aufklärung und einer bessern Religion verdanken, nothwendig äusserst beleidigend und anstössig vorkommen muss, sobald man sie im wahren Geiste des Zeitalters betrachtet, in welchem sie entstand, und nicht, wie oft geschehen ist, willkürliche Vorstellungen dabei zum Grunde legt.“ Wir sahen Wolf's Vermischte Schriften S. 243 nach. Dort steht es ebenso. Und doch kann der Sinn dieser Worte kein anderer seyn, als: Wenn

Digitized by Google

man die Opfer im wahren Geiste des Zeitalters, in welchem die Opfer entstanden, betrachtet, und nicht willkürliche Vorstellungen dabei zum Grunde legt, so müssen sie uns gegenwärtig nothwendig äusserst beleidigend und anstössig vorkommen.“ Musste W. aber nicht sagen wollen: „Uns müssen die Opfer gegenwärtig äusserst beleidigend und anstössig vorkommen, sobald wir sie nicht im Geiste des Zeitalters, in welchem sie entstanden, betrachten, sondern willkürliche Vorstellungen dabei zum Grunde legen“ —? Ist dies aber so, so muss es in Wolf's Text heissen: „sobald man sie nicht im Geiste des Zeitalters, in welchem sie entstanden, betrachtet, sondern blos — willkürliche Vorstellungen dabei zum Grunde legt.“ Und in diesem Sinne hätten wir bei der Aufnahme erst den Text emendirt, wie den entstellten Text eines Classikers. Gleich auf der folgenden Seite (269. Z. 2.) ist wieder ein sinnstörender Fehler, gründete statt gründen (auf Gedanken, die sich bezogen), der sich aber in W's. verm. Schr. S. 244 nicht findet. — Für eine Verbesserung des manchmal sehr eckigen und seltsamen Ausdrucks, dem man das Jahr 1785, in welchem er geschrieben ist, gar sehr ansieht, möchten wir es doch nicht rechnen, dass S. 272. Z. 12 steht: Uebrigens ist die ganze Verehrungsart — so arg (statt so roh, wie W. schrieb): dagegen hätte wohl die gleich darauf folgende Phrase: „zeugt von so unvollkommenen Begriffen über die Gottheit“ verbessert werden dürfen, sowie S. 273. Z. 4: „wir sehen den Gebrauch in das Zeitalter des ersten Menschen hingesetzt“, oder: S. 274. Z. 17: „Bewunderung hat vielleicht niemals einer Gottheit das Dasein gegeben“, auch Z. 23: „Dinge, deren Wirkungen ihn nicht sehr nahe andringen“. Solche Dinge in einer Schrift für Schüler, die so Etwas nachahmen möchten, zu ändern, ist nicht nur nicht Unrecht, sondern Pflicht: und darum war auch in dem aus Zell (s. a. O.) aufgenommenen homerischen Vers: Jetzt sei man der Mild' des jammervollen Patrokles, das Mild' in Milde zu verbessern, aber nicht Zell's Jetzo in Jetzt zu verändern. Doch wenden wir uns von diesen weniger bedeutenden, und doch nicht unbedeutenden Dingen zu einigen Zweifeln, die uns über die Wahl lateinischer Ausdrücke aufgestossen sind. — S. 272. Not. 15. soll „auf den untersten Stufen der Cultur“ gegeben werden durch in infimo cultu et humanitate collocatus. Ref. glaubt, dass infimus weder zu cultus noch zu humanitas passe: wohl aber ginge an: in infimo cultus et humanitatis gradu collocatus oder constitutus. Ebend. Not. 25: „ein sehr würdiges Geschäft eines Gesetzgebers“ (ein eines Gesetzgebers sehr würdiges Geschäft) soll übersetzt werden durch praeclarus oder antiquissimus. Das Erste ist ein zu allgemeiner Lobspruch: das Zweite passt gar nicht,

Digitized by Google

ausser wenn es hiesse: ein als heilige Pflicht ehrwürdiges Geschäft. Etwas Anderes ist es, wenn ich von einem Gesetzgeber, seinem Thun und seiner Gesinnung sprechend, sage: nihil ei antiquius fuit, nihil is suo muneri accommodatius existimavit, quam ut religionibus stabiliret ea, quae legibus sanxisset. — S. 273. Not. 10. soll „aus dem trostlosen und fast thierischen Leben" heissen können: ex misera (profligata) illa immanique vita. Es wird also dem jungen Stylisten freigestellt, ob er etwa lieber misera oder profligata wählen wolle: und es ist darauf zu wetten, dass Viele zu profligata greifen werden, und das ist nicht das Rechte für trostlos. Freilich bedeutet in der zweiten Catilinarischen Rede, 1, 2: quanto — illum maerore afflictum esse et profligatum putatis? „niedergeschlagen": aber dieser Sinn ergibt sich aus dem vorausgehenden afflictum, und würde dennoch für unsere Stelle nicht recht passen, da aber hier auf profligata vita gleich immanique (fast thierisch) folgt; so würde jedem Lesenden nicht niedergebeugt und trostlos dabei einfallen, sondern heillos und ruchlos. — S. 274. Not. 8. sollen die Worte „wirkt am Frühesten, wie am Stärksten" gegeben werden: illius motus (sunt) ut antiquissimi, ita —. Das ist aber gerade umgekehrt. Es müsste heissen: ut —, ita antiquissimi. — S. 274 f. Not. 19: Sehr lange aber muss es dauern —, ehe er sich zu dem Gedanken erheben kann — da wird angegeben: Nec vero, nisi longissimo tempore praeterito —, non poterit — eo progredi. — Was kann das non vor poterit Anderes, als gerade das Gegentheil sagen von dem, was gesagt werden will? — S. 275 und 276 stossen wir auf die Druckfehler Roheit und abentheuerlich, die wir nur deswegen rügen, weil manche Schüler sie für die rechten Schreibungen halten könnten. — S. 278. Not. 6. möchten wir für „vor sich hin auf den Boden giessen" eben nicht das hier empfohlene ob se profundere empfehlen: lieber das eingeklammerte ante pedes oder ad pedes. Man müsste denn mit einem ältern Etymologen, dessen sich Ref. nicht mehr erinnert, behaupten: ostendere sei soviel als obstendere (bis hierher richtig), d. h. ob se tendere, vor sich hin strecken: welches falsch ist *). — S. 282. Not. 9. finden wir für „vor unserer Zeitrechnung" angegeben: ante hanc temporum rationem: freilich besser als ante nostram aeram: allein es geht doch nicht. Wohl kann man sagen temporum ratio non convenit, die Zeitrechnung trifft nicht zu, d. h. es ist ein Anachro-

*) Derselbe Etymolog musste dann consequenter Weise auch absens durch ab se ens, sustentare durch sub se tentare und asportare durch ab se portare erklären.

Digitized by Google

nismus: aber „unsere Zeitrechnung“ kann doch richtiger durch nostra temporum describendorum oder computandorum ratio ausgedrückt werden, sowie das hier stehende „1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung“ würde die lästige Umschreibung fordern: mille fere annis ante quam nostra annorum computandorum (oder numerandorum) series (oder ratio) describi coepta est. — S. 285. Not. 9. lauten Wolf's Worte: „Den heutigen zärtlichen (d. h. verzärtelten) Töchtern unsers Vaterlandes, die bei dem Abwürgen eines Vogels leicht gefährlichen Zufällen ausgesetzt sind, sieht man es jetzt (ein überflüssiges Wort!) wenig mehr an, aus was für Speisen in uralten Zeiten ihre löwenmuthigen (W. löwenmüthigen) Stammväter Kräfte zogen.“ — Hier wird gerathen, die Worte: „leicht gefährlichen Zufällen ausgesetzt“ durch ad omnes casus rerum gravissimarum obiectae zu geben. Eine gute Phrase: nur bedeutet sie etwas ganz Anderes, als der ironische Verf. des Aufsatzes sagen wollte. Wir würden etwa sagen: Nostrae aetatis mulierculas, quae mortifero fere horrore contremiscunt, cum aviculam iugulari vident, vix credas habuisse avos tam leonum similes, qui u. s. w. — Zu den aus Zell's Vorlesungen über die Iliade und das Nibelungenlied ausgehobenen Aufgaben will Ref. nur noch Eine Bemerkung machen. S. 290. Not. 20 und 21. werden zu dem Deutschen: „lodert — in aller Heftigkeit auf, sobald sein Rechtsgefühl oder sein Stolz verletzt wird,“ die Ausdrücke aequitas und magnitudo animi, magnificentia empfohlen. Zum erstern, aequitas, citirt Hr. S. seine Anmerkung zum Lälius des Cicero, S. 106 ff., die wir nicht nachsehen können. Blicken wir aber in Zell's Text etwas weiter unten, so ist das Rechtsgefühl des Achilles offenbar, als das Gefühl seines Rechts; denn er sagt: „Das Gefühl des Zornes und der Rache treiben ihn bis zur Wildheit und Grausamkeit: er wird nicht müde, Hektor's Leiche im Staube zu schleifen, und erbarmungslos lässt er die troischen Jünglinge an dem Scheiterhaufen des Patrokles schlachten.“ Auch die Prädikate, die ihm Homer gibt, μεγαλήτωρ, μεγάθυμος, sprechen nicht die moralische Eigenschaft der Grossmuth, vielmehr die Eigenschaft des Hochsinnes, wohl auch der Hochherzigkeit aus. Wir halten deswegen dafür, es wäre mehr im Sinn des deutsch Gesagten, zu schreiben: si quid iniuriae se passum oder si qua iniuria se affectum existimat, und nimmt man die Worte „sein Stolz“ dazu, so dürfte wohl das Rechte sein: si quid indignum se passum, si quo honore, quem petebat, se fraudatum sentit. — Gehen wir den ganzen Charakter des Homerischen Achilles durch, die uneigennützigen Eigenschaften des Rechtsgefühls und der Grossmuth, wenn einem Andern Unrecht geschieht, oder wenn man die Befriedigung des Rachedurstes sich

Digitized by Google

versagt, finden sich bei ihm nicht, kaum eine Spur davon. Uebersichtlich zusammengestellt finden sich alle den Achilles berührenden Stellen in einem jetzt wenig bekannten Buche: Homericus Achilles Caroli Drelincurtii Penicillo delineatus per convicia et laudes. Ed. alt. Lugduni Batav. MDCXCIV. 4. 156 S.

Mit diesen wenigen Bemerkungen wollten wir blos unser Interesse an diesem Buche und an seiner etwaigen Vervollkommnung bethätigen, nicht aber dasselbe in irgend Jemands Augen herabsetzen. Es wäre deswegen nichts billiger, als wenn wir auch die trefflichen Erweiterungen und Verbesserungen des Commentars heraushöben. Aber deren ist eine so grosse Zahl und Bedeutsamkeit, dass wir einen bedeutenden Raum in Anspruch nehmen müssten. Schon der Anfang des Commentars über das Wort Kenner, und die verschiedenen Arten, es gut lateinisch auszudrücken, gibt einen sprechenden Beleg dafür; die Note über Gelehrte S. 12 *f.* Ebd. S. 13 über sonst —. Doch es ist unnöthig, eine Aufzählung anzufangen, da ein blosses Nennen der Angaben, ohne Besprechung und Nachweisung ihres Werthes und Gehaltes, zwecklos ist, und am Ende schon ein Blick in das sehr bereicherte Register eine oberflächliche Uebersicht davon geben kann. Ein Lehrer, der das Werk in der ersten Auflage lieb gewonnen hat, (und deren sind, hoffen wir, viele,) wird diese zweite mit Freude und gerechtfertigter Erwartung sich aneignen, und in einer Menge von Stellen die fortgesetzte Forschung über schwierige grammatische Fragen nebst klarern Entwickelungen und kritischen Winken finden, und sehen, wie der Verf., unbestochen von berühmten Namen oder rechthaberischen Vorgängern, doch mit der würdigen Haltung des sich selbst nicht für infallibel haltenden Mannes, dem Unhaltbaren und Falschen, wo er es findet und der Beachtung für werth hält, entgegentritt.

Ulm, Oktober 1848. **G. H. Moser.**

Géographie d'Aboulféda traduite de l'Arabe en français et accompagnée de notes et d'éclaircissemens par M. Reinaud membre de l'Institut de France etc. Tome I. Introduction générale à la Géographie des Orientaux avec trois planches. Tome II. première partie, contenant la traduction de la première moitié du texte Arabe. Paris imprimerie nationale. 1848. 464 et 327 P. in 4.

Acht Jahre sind es nun seitdem H. Reinaud, gemeinschaftlich mit H. v. Slane, den arabischen Text des vorliegenden Werks herausgegeben,

Digitized by Google

schon damals wurde dem Publikum auch eine Uebersetzung desselben in Aussicht gestellt, sie erscheint aber jetzt mit einer Zugabe, oder vielmehr mit einer Einfassung, die allein genügen würde, Hrn. Reinaud einen Platz unter denjenigen Gelehrten zu sichern, deren Ruhm nur mit der Wissenschaft selbst erlöschen kann. Dieser den bescheidenen Titel „Einleitung zur Geographie der Morgenländer" tragende erste Band enthält nämlich Nichts weniger als die Lebensbeschreibung aller berühmten Geographen unter den Völkern des Morgenlandes, sowie die Geschichte der geographischen Wissenschaft und Systeme bis auf Abulfeda herab. Die Einleitung ist in vier Paragraphen eingetheilt, welche folgende Ueberschriften haben:

1) Notice d'Aboulféda.
2) Géographes Arabes et Persans antérieurs à Aboulféda.
3) Doctrines Géographiques des Arabes et des orientaux en général.
4) Traité spécial d'Aboulféda et plan suivi dans cette traduction.

Abulfeda's Biographie füllt die ersten 38 Seiten der Einleitung aus; sie ist theils aus der vor dem arabischen Texte gedruckten Vorrede, theils aus dem letzten Theile der von Reiske und Adler herausgegebenen Chronik des Abulfeda geschöpft. Wir lassen hier, da Abulfeda's Name auch bei unsern Geographen und Historikern volksthümlich geworden, die Hauptzüge dieser Lebensbeschreibung folgen.

Abulfeda ward in Damask, wohin seine Eltern sich vor den Tartaren zu flüchten genöthigt waren, im Jahre 672 der Hidjrah (1273 n. Chr.) geboren. Seine Familie war seit hundert Jahren im Besitze des Fürstenthums Hamat, und zur Zeit seiner Geburt herrschte Mohammed, ein Bruder seines Vaters Ali, unter dem Namen Almalik Almansur (der siegreiche Fürst) ziemlich unbeschränkt über Hamat, obgleich er die Oberherrschaft des ägyptischen Sultans Kelawun anerkannte.

Abulfeda's Eigenname ist Ismail, später nahm er, nach der Sitte seiner Zeit- und Glaubensgenossen, einen Titel an, welcher seinen religiösen Eifer bezeichnen sollte, dieser war: Emad Eddin (Pfeiler des Glaubens). Als er die fürstliche Würde erhielt, nannte er sich Almalik Assalih (der fromme Fürst), ward aber vom Sultan von Egypten Almalik Almuajjad (der von Gott Gestärkte) genannt. Der Name Abulfeda, unter dem er in Europa bekannt geworden, bedeutet: Vater der Aufopferung. Wie alle muselmännischen Fürsten jener Zeit erhielt Abulfeda in seiner frühesten Jugend Unterricht in der arabischen Sprache und Literatur, so wie auch in der islamitischen Geschichte, Theologie und Jurisprudenz. Aber auch in den Waffen musste er sich schon als Knabe üben und an

Digitized by Google

die Mühseligkeiten des Krieges sich gewöhnen. Er war erst zwölf Jahre alt, als er mit seinem Vater der Eroberung der Veste Markab beiwohnte. Im Jahre 1289 finden wir ihn unter dem Heere, welches die Stadt Tripoli nahm, und im folgenden Jahre befand er sich unter den Truppen von Hamat, welche bei der Erstürmung von Acre am thätigsten waren und der Herrschaft der Christen im Morgenlande ein Ende machten. Auch an dem Feldzuge gegen die Armenier, welcher im Jahre 1292 statt hatte und in dessen Folge die Festung Rum genommen ward, welche den Euphrat beherrschte, nahm Abulfeda Theil. Im Jahr 1298 befehligte er eine Abtheilung Reiterei bei dem Heere, das, auf Befehl des Sultans Ladjin, zweimal nach Kleinarmenien drang und die Festung Hamus nahm. Auch in dem folgenden armenischen Feldzuge, in welchem die Araber bis Sys vordrangen, zeichnete sich Abulfeda aus und ebenso in dem Kriege gegen die Tartaren, bei Palmyra und in der Ebene von Soffar im Jahre 1302 und 1303. Im folgenden Jahre erfüllte er zum erstenmale die Pflicht der Pilgerfahrt nach Mekka und besuchte auch zugleich das Grab des Propheten in Medina und das Abrahams in Hebron. Im Jahre 1309 verband er sich mit denjenigen Emiren, welche Malik Nassir wieder auf den egyptischen Thron setzten; er besuchte ihn in Damask und folgte ihm nach Kahira, wo er als Lohn für seine Dienste die Statthalterschaft von Hamat erhielt. Im Jahre 1312 reiste er abermals nach Kahira und Diesmal, ward ihm der Titel eines Fürsten von Hamat, Marra und Barin verliehen, den seit dem Tode seines Vetters Mahmud Keiner mehr geführt hatte. Die Einkünfte der Stadt Marra sollten jedoch für die Emire verwendet werden, welche sich seit dem Tode Mahmuds im Fürstenthume Hamat niedergelassen hatten.

In demselben Jahre pilgerte Abulfeda abermals nach Mekka. Der Sultan ertheilte ihm nicht nur die Erlaubniss hiezu, sondern schenkte ihm auch die Reisekosten und stellte es ihm frei, sich der Pilgerkarawane anzuschliessen oder allein zu reisen. Hr. Reinaud führt hier die eigenen Worte Abulfeda's an, die er aber, von Monradgea d'Ohsson irre geleitet, nicht ganz richtig übersetzt hat. Abulfeda erzählt nach dieser Uebersetzung; „Nous allames au mont Arafat où nous fîmes les stations d'usage, de là nous vinmes à Mina et nous nous acquittames des cérémonies prescrites; plus tard, jallai visiter la chapelle omra. En effet, je mis dans ce pelerinage, ainsi que le permet l'Imam Schaféy, quelque intervalle entre ces diverses cérémonies, tandis que la première fois je m'en etois acquitté de suite."

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 57. HEIDELBERGER 1848.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Géographie d'Aboulféda par Reinaud.

(Schluss.)

Referent hat schon in seinem Leben Mohammeds (S. 291) die irrige Meinung d'Ohsson's in Betreff der verschiedenen Ceremonien der Pilgerfahrt berichtigt. Es gibt keine Kapelle, noch irgend eine heilige Stätte, welche Omra heisst, sondern das Zeitwort Omra, eigentlich Omratu, bedeutet im Allgemeinen nur ein Besuch der bekannten heiligen Plätze in und um Mekka. Ausser der in bestimmten Monaten vorgeschriebenen Wallfahrt nach Mekka, welche das Wort hadj oder hidjat bezeichnet, ist, nach Ansicht der orthodoxen Theologen, ein nochmaliger Besuch des Tempels, unter denselben Ceremonien, wie bei der Wallfahrt, mit Ausnahme des Aufenthalts auf dem Berge Arafat, jedem Gläubigen geboten. Diese Ansicht stützt sich auf die Worte des Korans*): „Vollbringet die Wallfahrt und den Besuch des Tempels (alhadja wa-l-Omrata). Nach einer von Djabir aufbewahrten Tradition soll freilich der Prophet erklärt haben, Hadj allein sei geboten, Omra aber bloss eine freiwillige gottgefällige Handlung. Diese Tradition wird aber als ungiltig betrachtet, weil sie auch einer Andern von dem Chalifen Omar widerspricht, der im Namen des Propheten, sowohl omra als hadj, als ein göttliches Gebot erklärt hat. Nun kann man auf verschiedene Weise die doppelte Pflicht des hadj und Omra erfüllen. Entweder zu verschiedener Zeit, auf zwei Reisen (ifrad), oder in einem und demselben Jahre und zwar entweder zugleich, ohne dazwischen das Pilgergewand abzulegen (ikran), oder mit einer kleinen Unterbrechung (tamattu'). Ersteres ist die vollkommenste Art sich seiner Verpflichtungen zu entledigen, dann kömmt Letztere und die unterste Stufe nimmt die mit ikran (Verbindung) bezeichnete Art ein. Bei der ersten Pilgerfahrt hatte Abulfeda Omra und hadj verbunden, diessmal aber beide mit einiger Unterbrechung verrichtet „nach der Vorschrift des Imam Schafei" nicht „ainsi que le permet l'Imam Schafey", da

*) Sur II. V. 192.

Digitized by Google

er ja gerade in diesem Jahre die bessere Art diese Ceremonien auszuüben gewählt hatte.

Im Jahr 1315 führte Abulfeda die Truppen von Hamat zum Heere das unter dem Oberbefehle des Seif Eddin Tonkoz die Stadt Malatia nahm und bewachte selbst eine Seite der Stadt zur Zeit der Uebergabe. Bei dem nochmaligen Besuche den er im folgenden Jahre dem Sultan von Egypten machte, erhielt er auch die Einkünfte der Stadt Marra wieder. Er hielt des Nachts seinen Einzug in Hama bei der Rückkehr von dieser Reise, um den Leuten den Aufwand zu ersparen den sie bei solchen Gelegenheiten zu machen pflegten, denn man begnügte sich nicht damit die Stadt zu verzieren, sondern man belegte auch alle Strassen wo er durchritt mit Teppichen. Bald nach seiner Rückkehr gab ihm der Sultan einen neuen Beweis seiner Gunst, indem er alle von ihm versandten Waaren für zollfrei erklärte. Es musste übrigens dem Sultan, abgesehen von den persönlichen Verdiensten Abulfeda's, daran gelegen sein, sich auf jede Weise der Treue eines Fürsten von Hama zu versichern, dessen Gebiet einerseits an das Griechische grenzte und andrerseits den Einfällen der Tartaren und der mit ihnen verbündeten Beduinen ausgesetzt war. Im Jahre 1319 erhielt endlich Abulfeda, welcher gemeinschaftlich mit dem Sultan nach Mekka pilgerte, den Titel Sultan, den die Sultane von Egypten bisher keinem ihrer Vasallen zu führen gestattet hatten. Abulfeda starb als Sultan von Hamat in seiner Residenz, als er kaum das 58. Lebensjahr zurückgelegt hatte und ward von Gelehrten und Dichtern nicht weniger als von Staatsmännern betrauert. Er war nicht nur als Geograph und Geschichtschreiber berühmt, sondern auch als Grammatiker, Dichter und Rechtsgelehrter ausgezeichnet. Selbst in den mathematischen und medicinischen Wissenschaften war er als Schriftsteller aufgetreten. Ausser dem vorliegenden Werke und der von Reiske und Adler herausgegebenen und übersetzten Chronik, hinterliess er noch eine poetische Bearbeitung des juridischen Werkes Hawi, medicinische Abhandlungen unter dem Titel Kennasch und ein unbekanntes Buch unter dem Titel Kitab Almawazin.

Ueberschätzen dürfen wir indessen die literarischen Verdienste Abulfeda's nicht. Zu einer Zeit wo die besten Werke, sobald sie einen grössern Umfang hatten, selten und nur in grossen Bibliotheken zu finden waren, war es schon verdienstlich, wenn Jemand aus diesen voluminösen Werken ein Kleineres compilirte, das leichter durch Abschrift zu verbreiten und darum auch mehr gelesen werden konnte, als diejenigen Quellen aus denen es geschöpft wurde. So suchte man zum Beispiel bis jetzt ver-

Digitized by Google

gebens nach einer vollständigen Handschrift der Annalen des Tabari, oder nach einem Exemplare der beiden grössern Geschichtswerke Masudi's, von denen die auf vielen europäischen Bibliotheken vorhandenen „Goldenen Wiesen" nur ein Auszug sind. Selbst von der schon weniger voluminösen Chronik des Ibn Athir, die jedoch immerhin mehr als noch einmal so stark als die des Abulfeda sein mag, hat man erst vor Kurzem eine vollständige Handschrift erlangt. Letztere hat Abulfeda in seiner Geschichte der Chalifen am Stärksten ausgebeutet, häufig sogar wörtlich ausgeschrieben, ohne aber, wie gesagt, desshalb zu verdienen als Plagiator verschrien zu werden. Wie Ibn Athir gibt auch Abulfeda nur ungenügende Nachricht über die muselmännischen Dynastien in Afrika und Spanien. Hie und da lässt er eine Stelle von Ibn Athir aus, fährt dann in der Erzählung mit denselben Worten wieder fort, wodurch Manches dunkel oder gar entstellt wird. So berichtet z. B. Ibn Athir, übereinstimmend mit europäischen Quellen, Kassr Jana (die Stadt Enna in Sicilien) ward von den Arabern im Jahre 244 der Hidjrah (858—859 n. Chr.) eingenommen. Abulfeda erzählt aber die Einnahme von Enna unter den Begebenheiten des Jahres 237. Diess kömmt nun daher, weil Ibn Athir unter dem Jahre 237, in welchem Abbas Ibn Fadhl Statthalter von Sicilien ward, alle von demselben auch später gemachten Eroberungen herrechnet, bis auf die von Kassr Jana, die im Jahre 244 Statt fand. Abulfeda hat aber Alles, was von den Jahren 238 bis 244 geschah, ausgelassen und erst bei den die Einnahme von Kassr Jana betreffenden Begebenheiten, ohne Zeitangabe, seinen Autor wieder ausgeschrieben, so dass man glauben muss, sie gehören auch noch in das Jahr 237. Von wirklichem historischen Werthe sind nur die Theile, in welchen Abulfeda die Geschichte seiner Zeit schreibt, während das von Hrn. Reinaud an ihm gepriesene Verdienst „qu'au lieu de rechercher les recits merveilleux et étranges il s'attache aux faits historiques et à ce qui offre un interet positif" auch auf Ibn Athir zurückfällt.

In wie weit Abulfeda als Geograph auf Originalität Anspruch machen kann, ist um so leichter zu bestimmen, als man weiss, dass er nur Egypten, Syrien, den nördlich von Mekka gelegenen Theil von Arabien und den südlichen und südöstlichen Theil von Kleinasien mit eigenen Augen gesehen. Seine Führer in Betreff der ihm unbekannten Länder sind besonders Alistachri, Ibn Haukal, Edrisi, Albirani, Ibn Said, Ibn Athir, eine arabische Uebersetzung der Geographie von Ptolomäus und zwei andere Werke, welche er unter dem Titel Alazizi und Kitab Alatwal citirt. Nicht selten beruft er sich übrigens auch auf mündliche Be-

Digitized by Google

richte von Reisenden. Hr. Reinaud begnügte sich aber nicht damit uns mit dem Leben und den Schriften der genannten Vorarbeiter Abulfeda's bekannt zu machen, sondern er liefert uns im zweiten und dritten Paragraphen eine vollständige Geschichte der Geographie unter den Orientalen bis auf Abulfeda nebst einem Abriss der Geschichte seiner Nachfolger bis auf unsre Zeit. Wie schwierig aber eine solche Aufgabe war, kann nur der beurtheilen, welcher die Geschichte der morgenländischen Literatur überhaupt und die Beschaffenheit der orientalischen Bibliotheken kennt. So leicht es auch ist in den vielen biographischen Werken der muselmännischen Gelehrten Auskunft über das Leben und die Schriften eines berühmten Theologen, Grammatikers oder Poeten zu erhalten, so schwierig wird es bei denselben genügende Nachrichten über einen Historiker oder gar über einen Geographen und Mathematiker zu finden.

Von einem wissenschaftlichen Studium der Geographie konnte natürlich bis zur Zeit Mamuns, wo mathematische Werke ins Arabische übersetzt wurden, keine Rede sein, auch haben die Araber die griechische Bezeichnung dieser Wissenschaft beibehalten und sie nur in Djagrafia entstellt. Indessen mussten nothwendigerweise in Folge der Eroberungen der Araber und der Obliegenheit aller Muselmänner nach Mekka zu pilgern viele geographische Bemerkungen gesammelt werden, wie wir denn auch von einem der Omejjadischen Chalifen wissen, dass er den Emir von Kordova aufforderte ihm über die neuen Eroberungen geographische und statistische Nachrichten einzusenden. Unter Manssur wurde in den Schulen zuerst Mathematik gelehrt *) und ein astronomisches Werk aus dem Sanscrit übersetzt. Unter Mamun wurden nicht nur griechische Geographen und Mathematiker ins Arabische übersetzt, sondern auch Observatorien gegründet, eine neue Messung der Schiefe der Ekliptik angeordnet, wonach die astronomischen Tafeln berichtigt wurden und geographische Karten verfertigt, welche noch Masudi gesehen und denen er den Vorzug über die des Marinus von Tyrus gibt, dessen Geographie ebenfalls ins Arabische übersetzt ward. Der ausgezeichnetste geographische Schriftsteller unter Mamun war sein Bibliothekar Abu Djafar Mohammed Alcharizmi. Er schrieb nach Ptolomäus ein Werk, welches er Rasm Alardh (Beschreibung der Erde) nannte und das Hr. Reinaud für dasselbe hält, das auch unter dem Titel Rasm Alrob Almamur (Beschreibung des bewohnten Viertheils) vorkömmt, denn auch in der Meinung, dass nur ein Viertheil der Erde bewohnt ist, die übrigen drei

*) S. des Ref. Geschichte der Chalifen. Bd. II. S. 81.

Digitized by Google

Viertheile aber entweder wegen ihres Klima unbewohnbar oder mit Wasser bedeckt sind, sind die Araber in die Fusstapfen der Griechen getreten. Alcharizmi bearbeitete auch das Sindhind, oder Siddhanta (absolute Wahrheit) aufs Neue, das schon unter Manssur aus dem Sanscrit übersetzt worden. Von dem Sindhind hat sich eine von Adelard im 12. Jahrhunderte verfertigte lateinische Uebersetzung erhalten, aus der unter Andern hervorgeht, dass schon Alcharizmi von der Trigonometrie Gebrauch machte für deren Erfinder man gewöhnlich Albateni hielt, der um ein halbes Jahrhundert später lebte, und dass folglich die Trigonometrie indischen Ursprungs ist. Wir übergehen was Hr. R. hierauf von Alfergani sagt, weil dieser Mathematiker und Geograph zur Genüge durch Golius bekannt ist. Der erste Araber der sich auf dem Gebiete der beschreibenden Geographie versuchte, war Nadhr Ibn Schumeil, ein geborner Bassraner, der sich in Chorasan niederliess und über die naturhistorische, statistische und climatische Beschaffenheit dieser Provinz schrieb. Neben diesem hätte Hr. R. den berühmten Philologen Assmai nennen können, welcher Verfasser ähnlicher Werke ist und nur ein Paar Jahre *) jünger als Nadhr war, der im Jahre 123 der Hidjrah geboren wurde. Statt dessen geht Hr. R. auf Amru Ibn Bahr Aldjahidh über, der ein Werk hinterliess unter dem Titel: Kitab Alamsar waadjaïb Albuldan (Buch der Städte und Merkwürdigkeiten der Länder). Was nun das Gebiet der Reisebeschreibungen dieser Periode betrifft, so nimmt das von dem Kaufmann Suleiman im Jahre 237 der Hidjrah (851 n. Chr.) geschriebene Buch, welchem später der falsche Titel „Salsalat Altawarich" gegeben wurde, den ersten Platz ein. Der wahre Titel dieses Werkes, das, wie schon früher in diesen Blättern angezeigt wurde, Hr. Reinaud mit einer französischen Uebersetzung und zahlreichen Anmerkungen herausgegeben, war wahrscheinlich: „Achbar Alsyn Walhind" (Nachrichten über China und Indien). Auf Alfergani folgte Alkindi und Abu Maschar die aber auch mehr Mathematiker als Geographen waren. Ersterer lieferte jedoch die beste Uebersetzung des Ptolomäus und sein Schüler Ahmed Ibn Althajjb ist Verfasser des Buches „Almasalik Walmamalik" (Strassen und Fürstenthümer) das von Masudi sehr gelobt wird.

Gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts unternahm Sallam Altardjman, auf Befehl des Chalifen Alwathik billahi, eine Reise, welche zum Zweck haben sollte, die Völker Gog und Magog aufzusuchen, die nach

*) Ibn Kuteiba setzt Assmais Geburt in das Jahr 128 d. H. Ibn Challikan in das Jahr 122—123.

Digitized by Google

muselmännischer wie nach biblischer Tradition im fernen Norden gesucht wurden. Er durchreiste Armenien und Georgien, überstieg den Caucasus, umging das Kaspische Meer und kehrte über die Bucharei und Chorasan nach Mesopotamien zurück. Sein Reisebericht, den wir durch Edrisi kennen, hätte die geographische Wissenschaft bedeutend gefördert, wenn er nicht so viel Fabelhaftes enthielte, dass selbst die leichtgläubigen und wundersüchtigen Araber ihn nicht ohne Misstrauen aufnahmen. Zu den Geographen des neunten Jahrhunderts gehört noch: Abu-l-Kasim Obeid Allah Ibn Chordadbeh der auch ein Werk unter dem Titel: Almasalik walmamalik hinterliess, das die Oxforder Bibliothek besitzt *); ferner: Kodama, der eigentlich ein Werk für Administrationsbeamte schrieb, das aber kostbare statistische, topographische und geographische Notizen enthält **) und Ahmed Ibn Abi Jakub, ebenfalls ein Administrationsbeamter, der ein Werk unter dem Titel Kitab Alboldan (Buch der Länder) verfasste, das die Petersburger Bibliothek besitzt. Er hinterliess ausserdem noch eine Geschichte und Beschreibung von Kleinasien, von der aber keine Handschrift bekannt ist.

An der Spitze der Geographen des vierten Jahrhunderts der Hidjrah steht Abu Abd Allah Mohammed Aldjaihani, Vezir und später sogar Reichsverwalter der Samaniden, der nach Berichten von Reisenden aus den fernsten Ländern die er um sich zu versammeln pflegte, ein Buch schreiben liess, das den Titel hat „Kitab Almasalik fi Marifat Almamalik" (Buch der Wege zur Kenntniss der Reiche) und alle derartige Vorarbeiten an Reichthum des Stoffes bei Weitem übertraf. Dieses verlorene Werk scheint besonders über Indien viele neue Angaben enthalten zu haben, denn Edrisi citirt aus demselben gar Manches, was man bei andern Geographen nicht wieder findet.

Während sich aber Aldjaihani in seinem Diwane über die Erde und ihre Bewohner zu belehren suchte, sah sie Abu-l-Hasan Ali, Ibn Husein Almasudi (gestorben im Jahre 345, d. h. = 956 n. Chr.) mit eignen Augen. Er sagt selbst in einer Vorrede wie einst der Dichter Abu Tamam „ich bin soweit nach Westen vorgedrungen, dass mir der Osten ganz aus der Erinnerung geschwunden, dann rann ich auch soweit

*) Hr. R. führt aus diesem Werke eine Stelle an, welche über die Handelszüge der jüdischen Kaufleute Auskunft gibt, sie werden alraniah genannt, wofür Hr. R. alrahdaniah (die Wegkundigen) zu lesen vorschlägt. Ref. glaubt dass es alrabbaniah heissen soll.

**) Ein Bruchstück von diesem Werke ist erst vor Kurzem durch H. Slane in der Bibliothek Kuprili zu Konstantinopel aufgefunden worden.

Digitized by Google

in den Osten hinein, dass ich bis auf den Namen des Westens vergass." Diesen Vers konnte er mit allem Rechte auf sich anwenden, denn seine Reisen erstreckten sich einerseits von dem Atlantischen Ocean bis an das Chinesische Meer und andererseits vom Caspischen Meere bis an das Erythreische. Masudi ist zwar mehr Historiker als Geograph, seinen geschichtlichen Berichten schickt er aber soviel Geographisches voraus, dass er auch unter den Geographen einen hohen Rang einnimmt. Leider sind, wie schon erwähnt, seine beiden grössern Werke unbekannt, aber auch in den uns erhaltenen „goldnen Wiesen" bespricht er der Reihe nach die verschiedenen Regionen der Erde und die Völker die sie bewohnen, von den Pyrenäen bis nach China und von der Küste von Sofala bis in das Innere von Russland. Auch sein Werk „Kitab Altanbih walischraf" (das Anzeigende und Belehrende) ist reich an geographischen Notizen, nicht weniger sein „Kitab Aladjaib" (Buch der Wunder), obgleich sie in Letztem, wie schon der Titel andeutet, so schwer von fabelhaften Zusätzen zu scheiden sind, dass Manche sogar zweifeln, ob Masudi Verfasser dieses Werkes ist. Masudi war auch mit dem Kaufmanne Abu Zeid aus Syraf befreundet, den Hr. Reinaud aus sehr plausiblen Gründen für den Verfasser des oben genannten Werkes „Salsalat Altawarikh" hält. Auch die aus der 1001. Nacht bekannten „Reisen Sindbads", welche ihrem Wesen nach mit den Berichten des Kaufmanns Suleiman und Abu Zeid übereinstimmen, glaubt Hr. R. als ein arabisches Produkt des vierten Jahrhunderts d. H. ansehen zu dürfen, indem er die Unzulänglichkeit der Beweise derjenigen Gelehrten darthut, welche sie für ein älteres persisches oder indisches Erzeugniss halten. Nachdem nun der Verfasser noch die Reise des Misar Abu Dulaf nach der Tartarei, Indien und China und die des Ahmed Ibn Fozlan an die Ufer der Wolga erwähnt *), geht er auf zwei andere Zeitgenossen Masudi's über, die in ihren Werken die ganze damals bekannte Welt umfassen. Diese sind unter dem Namen Alistachri und Ibn Haukal bekannt. Ersterer, Verfasser des Buches der Climata (Kitab Alakalim), das Hr. Möller herausgegeben und vor Kurzem Hr. Mordtmann ins Deutsche übersetzt hat, war, wie sein Name andeutet, aus Istachr (dem alten Persepolis) und begann seine Reisen im Jahre 340 d. H. Letzterer war aus Bagdad, verliess aber in früher Jugend schon seine Vaterstadt, theils aus Begierde

*) Die Fragmente aus dem Werke des Misar Abu Dulaf die uns spätere Geographen erhalten, hat Schlözer (Berlin 1845) herausgegeben, die aus dem Reiseberichte des Ibn Fozlan verdanken wir Hrn. Frähn (Petersburg 1823).

Digitized by Google

fremde Länder kennen zu lernen, theils in der Hoffnung durch Handel seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen. Beide durchwanderten fast sämmtliche Länder, in welchen die Gesetze des Korans herrschten. Im Industhale begegneten sie sich und theilten sich gegenseitig ihre Beobachtungen mit. Alistachri gab dann Ibn Haukal sein Manuscript mit der Bitte etwaige Unrichtigkeiten zu verbessern. Ibn Haukal that diess, kam aber dann auf den Gedanken ein eigenes Werk zu schreiben, indem er jedoch die Methode und Eintheilung Alistachris beibehielt und nur in manchen Theilen ausführlicher und genauer war. Der Titel dieses Buches ist „Kitab Almasalik walmamalik (Buch der Strassen und der Reiche). Wegen seiner Aehnlichkeit mit dem von Alistachri, ist man später auf den Gedanken gekommen, beide Werke in eins zu verschmelzen. Eine solche Bearbeitung des Ibn Haukal ist auch ins Persische übersetzt worden und dann von Ouseley ins Englische. Den Schluss der Geographen des vierten Jahrhunderts d. H. bildet der von Abulfeda häufig citirte Hasan Ibn Ahmed Almuhallebi, dessen Werk auch den allgemeinen Titel, „Buch der Wege zur Bestimmung der Grenzen der Reiche" führt, das aber auch Alazizi (der Azizite) genannt wird, weil er es in Egypten, am Hofe des Fatimidischen Chalifen Aziz-Billahi geschrieben.

Wir übergehen, um nicht den uns gegönnten Raum zu überschreiten, das was Hr. R. von den Mathematikern dieser Periode berichtet und wenden uns zu den drei grössten Geographen des fünften Jahrhunderts d. H.: Abu-l-Rihan Mohammed Albiruni, Abu Abd Allah Mohammed Almukaddesi und Abu Obeid Allah Abd Allah Albekri. Albiruni, d. h. der aus der Stadt Birun, am Ufer des Indus, stammende, brachte seine Jugend in Charizm zu, wo er Philosophie, Medicin und Mathematik studirte. Hier machte er die Bekanntschaft Avicenna's und ward auch mit ihm an den Hof des Gazneviden Mahmud berufen, um die Muselmänner über Indische Zustände zu belehren. Avicenna zog die Unabhängigkeit vor, Albiruni folgte aber diesem Rufe und überschritt mit dem muselmännischen Heere den Indus, verweilte viele Jahre in Indien, studirte die Sanskritsprache und übersetzte unter Anderem aus dieser Sprache ins Arabische auch ein Buch unter dem Titel „Patanjali" des Raschid Eddin, Verfasser der Geschichte der Mongolen, benutzt hat und über Indien und China viel Belehrendes enthält. Ein Originalwerk Albirunis, das aber nicht näher bekannt ist, führt den Titel „Ruinensammlung vergangener Jahrhunderte." Ein Anderes, das die Pariser Bibliothek besitzt und „Geschichte von Indien betitelt ist, entwirft ein Gemälde der lite-

Digitized by Google

rarischen und wissenschaftlichen Zustände Indiens zur Zeit des Einfalls der Gazneviden. Das wichtigste geographische Werk das häufig von Abulfeda angeführt wird, schrieb Albiruni nach dem Tode des Sultan Mahmud und widmete es dessen Sohne Masud, daher es auch „Alkanun Almasudi" heisst. Ein Theil dieses Werkes, das Abulfeda besonders wegen seiner Genauigkeit in Bestimmung der Länge und Breite lobt, befindet sich in Oxford.

Almukaddesi, d. h. der Jerusalemite, ist Verfasser eines Werks, dem er den Titel gab „die schönste Eintheilung zur Kenntniss der Climata", der berühmte Bibliograph Hadji Chalfa, der in Konstantinopel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schrieb, hatte es zur Hand und sagt darüber: Es ist ein kostbares Buch, das die Beschreibung der ganzen Welt, der Erde, Meere, Berge, Flüsse u. s. w. enthält, aber nicht nach Climata, sondern nach den verschiedenen Ländern eingetheilt ist. Es ist ein Buch das sowohl Reisenden als Gelehrten unentbehrlich ist. Der Verfasser hat selbst einen grossen Theil der Länder, die er beschreibt, bereist und eigene Messungen angestellt und nur zuverlässige Berichte aufgenommen, in Betreff der Länder die er nicht mit eigenen Augen gesehen u. s. w."

Albekri, d. h. der dem Stamme Bekr angehörende, war ein Andalusier. Sein Vater Abd Alaziz hatte die höchsten Aemter unter den Fürsten aus dem Hause Abbad verwaltet. Nach dessen Tode und dem Untergange der Abbaditen lebte Bekri in Almeria wo er im Jahre 487 d. H. (1094 n. Chr.) starb. Er hinterliess eine vortreffliche Beschreibung von Spanien und Afrika, von welcher die Pariser Bibliothek einen Theil besitzt, aus dem Hr. Quatremère im 12. Bande der „notices et extraits de la bibl. du roi" sehr bedeutende Auszüge mitgetheilt hat. Er ist auch Verfasser eines geographischen Wörterbuches, das sich jedoch nur über die im Koran in den Traditionsbüchern und alten Gedichten vorkommenden Ortsnamen erstreckt und das die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand besitzt.

Ein ähnliches Wörterbuch schrieb zu Anfang des zwölften Jahrhunderts der als Commentator des Corans berühmte Imam Abu-l-Kasim Mahmud Alsamachschari, er nannte es: „Buch der Berge, Orte und Gewässer." Die bedeutendsten Geographen dieses Jahrhunderts sind: Abu Hamid Mohammed und Abu Abd Allah Mohammed, bekannt unter dem Namen Aledrisi (besser Idrisij aus dem Geschlechte des Idris das in Westafrika herrschte). Abu Hamid, geboren in Granada im Jahr 473 d. h. (1080 n. Chr.) machte im Jahr 511 eine Reise nach Sicilien, im

Digitized by Google

folgenden nach Egypten, im J. 516 nach Bagdad. Im J. 525 schiffte er sich auf dem Kaspischen Meere ein und besuchte das Land der Chozaren und Bulgaren und zu wiederholtenmalen die Mündung des Oxus. Im J. 555 befand er sich wieder in Bagdad und schrieb für den Vezier Aun-Eddin Jahja Ibn Hobeirah sein Buch: „Sammlung merkwürdiger Beobachtungen zur Kenntniss der Seltenheiten des Abendlands.“ Zwei Jahre später schrieb er in Mossul das Werk: „Geschenk für Verständige und Auswahl von Merkwürdigkeiten.“ Ersteres ist unbekannt, Letzteres befindet sich aber handschriftlich zu Paris und erhielt wegen der vielen seltnen Nachrichten über ferne Länder eine grosse Berühmtheit unter den Orientalen. Beide wurden von dem berühmten Cazwini benutzt, obgleich sie Manches enthalten, was eine gesunde Kritik verwerfen muss.

Der Sherif Edrisi, gegen das Ende des 11. Jahrhunderts in Ceuta geboren, lebte bekanntlich im Jahre 548 d. H. (1154 n. Chr.) in Sicilien am Hofe Roger's II. und schrieb für diesen Fürsten das berühmte Werk „Ergötzung für Reiselustige.“ Masudi, Ibn Haukal, Kudama, Ibn Chordadbeh und Djaihani dienten ihm als Führer in Betreff der östlichen Länder, den Westen beschrieb er aber theils nach eigener Anschauung, theils nach den mündlichen Berichten zahlreicher Reisenden, die zu jener Zeit Sicilien besuchten und vieler Gelehrten die am Hofe des Fürsten lebten. Da dieses Werk von Hr. Jaubert ins Französische übersetzt wurde, so wäre es überflüssig, hier noch ein Weiteres darüber zu sagen, wir bemerken nur noch, dass Hr. R. aus dem Sicilischen Dichter Ibn Beschrun nunmehr bewiesen hat, was schon früher von Andern vermuthet wurde, dass Edrisi ein zweites geographisches Werk für Roger's Sohn Wilhelm geschrieben, das uns nicht erhalten, das aber von Abulfeda benutzt wurde. Es führte den Titel „Raudhu-l-uns wanuzhatu-l-nafsi (Garten der Menschheit und Ergötzlichkeit der Seele).

Neben diesen classischen Werken nennt Hr. R. auch hier wieder manche Reisebeschreibungen die den eigentlichen Geographen von grossem Nutzen waren. Die bedeutendsten Reisenden dieser Epoche waren Mohammed Ibn Djobeir und Ali Ibn Abu Bekr Alherawi.

Ibn Djobeir, geboren zu Valencia im Jahre 1145, lebte bis zum Jahre 1184 am Hofe eines Fürsten aus dem Geschlechte der Almohaden zu Granada. Unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt schiffte er sich nach Egypten ein, ging landaufwärts bis Kus, besuchte dann Medina und Mekka, durchreiste Mesopotamien und Syrien, schiffte sich in St. Jean d'Acre nach Sicilien ein und kehrte von hier aus im Jahre 1185 wieder nach Granada zurück. Seine Reisebeschreibung ist sowohl in historischer als

Digitized by Google

geographischer Beziehung von Wichtigkeit, wie wir aus dem Auszuge ersehen, den Hr. Amari im „Journal Asiatique" mitgetheilt, auch beabsichtigt Herr Dozy eine vollständige Herausgabe derselben, nach einer Handschrift der Leydner Bibliothek. Eine zweite Handschrift dieser interessanten Reisebeschreibung befindet sich im Escurial.

Alherawi, d. h. der aus der Stadt Herat in Chorasan stammende, war ein Sofi und besuchte als Bettelmönch theils aus Frömmigkeit theils aus Reiselust, alle in religiöser oder historischer Beziehung merkwürdigen Plätze. Er war in Jerusalem im J. 1173 als diese Stadt in der Gewalt der Christen war, in Constantinopel verkehrte er mit dem Kaiser Manuel, in Sicilien beobachtete er eine Irruption des Aetna. Im Jahr 1191 ward er auf einer Seereise von einem zur englischen Flotte gehörenden Schiffkapitän der wichtigsten Materialien die er auf seinen vielen Reisen gesammelt hatte, beraubt, daher auch seine beiden hinterlassenen Werke nicht so ausführlich sind, als sich von einem so berühmten Reisenden erwarten liess. Diese beiden Reisenden wurden nur noch von Ibn Batuta übertroffen der schon ein Zeitgenosse Abulfedas war, der aber wie es scheint seine Berichte nicht selbst geschrieben, sondern erst bei der Rückkehr von seinen Reisen sie einem Gelehrten aus dem Gedächtnisse mitgetheilt, der sie dann ordnete und herausgab. Diesem Werke, das sich, wie seine Reisen, nicht blos über die islamitischen Länder, sondern fast über die ganze damalige Welt erstreckt, gab er den Titel: „Geschenk an Beobachter über Länder, Merkwürdigkeiten und Reisewunder." Der Redacteur dieses Werkes hiess Mohammed Ibn Djozai Alkelbi und lebte, wie Ibn Batuta selbst in seinen letzten Lebensjahren, am Hofe des Sultans von Marokko, Abu Inan. Ein gewisser Mohammed Albailuni gab später eine Art Compendium dieser Reisebeschreibung heraus, welches Hr. Lee ins Englische übersetzt hat. Vom grössern Werke sind bisher nur Auszüge im Journal Asiatique de Paris mitgetheilt worden.

Es bleibt uns nun noch, um die Reihe der bedeutendsten Vorarbeiter Abulfeda's zu schliessen, von den drei grossen Geographen zu reden übrig, die unter den Namen Yakut, Ibn-Said und Kaswini bekannt sind.

Jakut Ibn Abd Allah, ein geborener Grieche, ward in seiner Kindheit zum Gefangenen gemacht und an einen Kaufmann aus Bagdad verkauft, der ihm wahrscheinlich diesen arabischen Namen gab. Dieser Kaufmann liess seinem Sklaven, an dem er viele Fähigkeiten entdeckte, Unterricht in der arabischen Sprache und Literatur ertheilen, bildete ihn zum Kaufmann heran und liess ihn mehrere Geschäftsreisen nach dem

Digitized by Google

persischen Meerbusen und dem südwestlichen Arabien machen. Als Jakut seine Freiheit erlangte, trieb er den Bücherhandel und hielt sich bald in Syrien, bald in Mesopotamien, bald in Chorasan auf. Er war in Charizm als Djengischan mit seinen Horden sich den Ufern des Oxus näherte, er entkam jedoch noch glücklich nach Spanien, wo er im Jahr 627 d. H. (1229 n. Chr.) starb. Jakut hinterliess ein grosses geographisches Wörterbuch, dem eine sehr ausführliche Einleitung vorausgeschikt ward. Bei jedem Worte wird zuerst die richtige Aussprache festgesetzt, was in arabischer Schrift von grossem Werthe ist, weil nicht nur die Vokalen fehlen, sondern auch manche Consonanten sich blos durch Punkte von einander unterscheiden, so dass es nothwendig wird die Buchstaben mit Namen zu nennen. Er geht dann auf die Etymologie des Wortes über, an die er zuweilen sehr interessante grammatikalische Bemerkungen knüpft. Bei grossen Städten wird gewöhnlich auch die astronomische Lage angegeben, die Zahl der Bewohner, ihr Glaube, ihre Sprache, ihr Handel u. s. w. Nicht selten wird auch eine kurze Geschichte der Stadt und ihrer berühmten Männer hinzugefügt, während bei den Ländern auch auf ihre naturhistorische Beschaffenheit im weitesten Sinne des Wortes Rücksicht genommen wird. So nimmt z. B. das Wort Bagdad sechs grosse Folioseiten ein, Mekka und Damask vier. Dass nichtmuselmännische Länder und Städte kürzer abgethan werden, versteht sich von selbst, denn Jakut ward ein so eifriger Muselmann, dass er den Beinamen „Schehab Eddin" (Fackel des Glaubens) erhielt und ward in so zarter Jugend seiner Heimat entrissen, dass ihm auch ihre Sprache unbekannt blieb. Doch verdanken wir diesem Manne die Berichte Ibn Fozlan's über Russland, von denen schon früher die Rede war. Abulfeda scheint dieses Wörterbuch nicht benutzt zu haben, um so häufiger führt er aber das zweite an, welches sich blos über die Namen erstreckt, welche verschiedene Städte oder Länder mit einander gemein haben (Kitab Almuschtarik), und das erst vor Kurzem Hr. Wüstenfeld herausgegeben hat. Noch gibt es ein Compendium des grossen Wörterbuches, in welchem der etymologische, astronomische und biographische Theil ausgelassen ist, andere Partieen aber verbessert und vermehrt sind. Hr. Reinaud glaubt dass dieses Compendium von Jakut selbst verfasst und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von einem gewissen Safi Eddin Abd Almumin Ibn Abd Alhakk aufs Neüe umgearbeitet ward.

Ibn Said, dessen Geographie Abulfeda, besonders in den von Europa und Westafrika handelnden Theilen, stark benutzt, ward im Jahr 610 d. H. (1214 n. Chr.) zu Granada geboren. Er hiess Abu-l-Hasan

Digitized by Google

Nureddin Ali Almaghrebi. Seine Jugend brachte er in Sevilla zu, wo sein Vater Gouverneur war. Dieser arbeitete an zwei historischen Werken, deren Vollendung er auf dem Todenbette seinem Sohne empfahl. Um den letzten Willen seines Vaters auf die vollkommenste Weise zu erfüllen, beschloss Ibn Said vorher die Städte zu besuchen, welche in jener Zeit noch der Sitz islamitischer Gelehrsamkeit waren. Er hielt sich in Kahira, Massul, Bassra, Haleb, Damask, Mekka, besonders aber in Bagdad auf, wo er allein 36 Bibliotheken vorfand. Nach Tunis zurückgekehrt, legte er zuerst die letzte Hand an die beiden Werke seines Vaters, von denen das eine die Annalen des Westens und das Andere die des Ostens enthält, dann schrieb er aber auch eine „Djagrafie", in welcher er im Allgemeinen Edrisi zu Grund legte, aber nicht nur die bei Edrisi mangelnde astronomische Bestimmung hinzufügte, sondern sie auch noch mit allen seit jenem Autor gemachten geographischen Entdeckungen bereicherte. Die Pariser Bibliothek besitzt die Handschrift die Abulfeda benutzt hat, die aber, obgleich sie mit dem Original collationirt ward, doch nicht fehlerfrei ist und Abulfeda selbst zu manchen Irrthümern Veranlassung gegeben hat.

Zakaria Ibn Mohammed Alkaswini (aus Caswin in Persien) verliess, wie Ibn Said, seine Heimat, um in der Chalifenstadt seinen Studien obzuliegen, welche sowohl die Jurisprudenz als die Naturwissenschaften und Geographie umfassten. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, sein Tod fällt in das Jahr 682 d. h. (1283 n. Chr.) Kaswini ist durch ein naturhistorisches und ein geographisches Werk berühmt geworden. Ersteres führt den Titel: „Wunder des Geschaffenen und Merkwürdigkeiten des Vorhandenen." Es zerfällt in eine Einleitung und zwei Theile. Die Einleitung enthält eine allgemeine Classification der Wesen und ihrer Fakultäten, nach der Methode der griechischen Philosophen, besonders nach Aristoteles. Der erste Theil handelt von dem, was der Verfasser „die Dinge von Oben" nennt, nämlich von der Sonne, dem Monde, dem Gestirne, von Engeln und Genien u. s. w. Der zweite Theil handelt „von den untern Dingen", d. h. von der Erde, den Elementen, den Winden, Meeren und Flüssen, Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menschen.

Das geographische Werk Kaswinis heisst: „Denkmale der Länder und Geschichte ihrer Bewohner." Die Ortsnamen sind auch in alphabetischer Ordnung aufgezählt, aber das Ganze in sieben Climata getheilt, so dass die Benutzung dieses Werks nicht so bequem ist wie die des Wörterbuchs von Jakut. Doch scheint Kaswini manche Quellen benutzt zu haben, die seinem Vorgänger unbekannt waren, so dass sich manches

Digitized by Google

Neue darin findet, was dessen Herausgabe wünschenswerth machte. Hr. Wüstenfeld hat bereits, auf Kosten der deutschen morgenländischen Gesellschaft, dieselbe begonnen, während Hr. Clément-Mullot sich seit Jahren mit den Vorarbeiten zur Herausgabe des naturhistorischen Werks beschäftigt.

Nachdem wir nun dem Verf. bis zu den Zeitgenossen Abulfeda's gefolgt sind, müssen wir in Betreff der folgenden auf das Werk selbst verweisen und hinsichtlich des Inhalts des dritten Paragraphen uns darauf beschränken, ihn nur so anzugeben wie es Hr. R. selbst, um das Nachschlagen zu erleichtern, gethan: Traditions Grecques, Indiennes et persanes conservées dans l'Alcoran. Mansions lunaires et anouas. Orientation chez les Arabes. Rose des vents. Origine de la boussole. Orientation des cartes chez les arabes. Quart habité du monde. Système Indien. Ile de Lanka. Chateau fabuleux de kang — dix. Division de la terre en sept climats. Latitude et longitude. Premier Méridien. Méridien central et coupole d'Aryn, en Orient et en Occident. Limites assignées au monde, à l'est et à l'ouest. Moyens employés pour fixer la longitude et la latitude. Graduation des cartes. mesures itinéraires. Valeur d' un degré terrestre. Reforme opérée par les Arabes, notamment pour la longueur de la mer méditerranée. Tableau général de la Géographie, extrait des tables d'Albateny. Opinions de Massoudy, Alistakhry, Ibn Haucal, Edrisi et Ibn Sayd. Précis de nos connaissances sur l'Inde, dans l' antiquité et au moyen âge. Thibet. Tartarie et Chine. Navigation des mers orientales dans l'antiquité et au moyen âge. Iles Laquedives et Maldives. Empire de la Malaisie au IX. siecle de l'ère chrétienne. Ports de la Chine; la Chine jadis plus accessible. Première introduction du Christianisme en Chine. Système des sept mers orientales. Moussons. Origine des Malais. Voyages d'Ibn Bathoutha dans les mers orientales. Relation d'Abd Alrazzac. Hydrographie des mers orientales.

Den Inhalt des letzten Paragraphen werden wir in einem zweiten Artikel besprechen, den wir uns bis zur Vollendung des ganzen Werkes vorbehalten.

Die in der Einleitung beigedruckten Karten enthalten: 1) Carte générale des traités d'Alistakhry et d'Ibn Haucal. 2) Carte générale du traité d'Edrisi. 3) a. Carte d'Albateny. b. Carte de Massoudy. c. Rose des vents.

Der erschienene Theil der Uebersetzung enthält die Prolegomena des Verfassers und die Beschreibung von Arabien, Egypten, Westafrika, Spanien, von den Inseln der westlichen Meere und den nördlichen Regionen der Erde. Nach einer brieflichen Mittheilung des Hr. R. ist die

Digitized by Google

zweite Hälfte der Uebersetzung schon unter der Presse, so dass die gelehrte Welt mit Gewissheit in Bälde einem vollendeten Werke entgegensehen darf, für das sie dem Verfasser zu Dank und Bewunderung verpflichtet wird.

Weil.

Jordano Bruno par Christian Bartholmèss. 2 Tomes. 8°. Paris librairie philosophique de Ladrange Tome I. 1846, 377 pages; Tome II. 1847, 433 pages.

Durch die Thätigkeit der neueren philosophischen Schule in Frankreich, die hauptsächlich von Cousin ihre Anregung und Leitung empfängt, sind in den letzten Jahren eine Reihe von verdienstvollen Arbeiten über Geschichte der Philosophie erschienen. An sie schliesst sich das vorliegende Werk an. Es theilt im Ganzen deren Verdienste: den Besitz eines vollständigen, seltnen und für Privatkräfte oft ganz unzugänglichen Materiales, das nur so grosse und reiche Bibliotheken wie die Pariser darbieten können, und eine sehr genaue und gewissenhafte Verarbeitung des angesammelten Stoffes. Aber es ist auch nicht frei von deren Mängeln, die meistens in dem Standpunkte der Schule, dem Eklekticismus, und in der den Franzosen zur zweiten Natur gewordenen Schönrednerei, dem Streben nach Eleganz des Styls und rhetorisch abgerundeten Phrasen ihren Grund hat. Doch überwiegen die Vorzüge des Werkes die Mängel bei weitem, und es kann mit Wahrheit eine Bereicherung der geschichtlichen Literatur der Philosophie genannt werden. Eine Darlegung des Inhaltes wird diesen Ausspruch bestätigen.

Das Werk zerfällt in zwei Bände. Der erste Band ist ganz der Biographie Bruno's gewidmet, und an sie schliessen sich neun Anhänge, gleichzeitige Persönlichkeiten, gelehrte Anstalten und philosophische Schulen betreffend. Die Lebensbeschreibung selbst umfasst nicht weniger als 316 Seiten. Der zweite Band enthält eine Charakterschilderung Bruno's von Seite 1—48, eine ausführliche Inhaltsangabe seiner Werke in sehr genauen Auszügen je nach dem philosophischen Gehalte derselben, von Seite 49—234, eine Darstellung seiner philosophischen Lehren v. S. 235—372 und endlich eine Schlussabhandlung, worin die philosophischen Grundansichten Bruno's charakterisirt und beurtheilt werden, von Seite 373—425. Eine Liste der angeführten Schriftsteller beschliesst den Band, von Seite 427—433. Aus diesem Inhaltsverzeichniss erhellt schon die Reichhaltigkeit des Materiales. Gehen wir nun zum Einzelnen über.

Digitized by Google

Zunächst und auf den ersten Anblick wird die Ausdehnung der Lebensbeschreibung überraschen. Wenn man weiss wie ausserordentlich dürftig die bisher bekannten Nachrichten über Bruno's Leben sind, so wird man sich zur Vermuthung geneigt fühlen, der Verfasser werde neue Quellen aufgefunden haben aus denen er reichlichere Nachrichten über Bruno geschöpft habe. Das ist aber keineswegs der Fall. Der bekannte Brief des Scioppius bei Gelegenheit von Bruno's Verbrennung durch die Inquisition bildet immer noch die Hauptquelle, und was er nicht gibt muss aus andern ärmlichen Notizen nothdürftig zusammengestoppelt werden. Neue bisher unbenutzte Quellen standen dem Verfasser nicht zu Gebot und existiren auch wohl überhaupt nicht. Der Verfasser schlug daher einen andern Weg ein. Er sucht diese kargen Nachrichten dadurch zu ergänzen und zu beleben, dass er sie mit einem ausführlichen Hintergrund ausstattet, indem er an den Faden der Lebensnachrichten eine reiche Schilderung der Zeitverhältnisse und Zeitgenossen anknüpft, mit welchen Bruno in seinem vielbewegten unstäten Leben in Verbindung tritt. Auf diese Weise gelingt es dem Verfasser nicht bloss ein anziehendes und belebtes Bild des sechzehnten Jahrhunderts und seiner verschiednen Culturzustände in philosophischer und religiöser Beziehung zu zeichnen, sondern auch die geistige Richtung des Nolaners selber aufzuhellen und zu erklären. Denn es kann nicht zweifelhaft sein, dass jeder auch der ausgezeichnetste und selbständigste Geist zunächst aus der Bildung seiner Zeit begriffen werden muss, weil er aus ihr hervorgeht und in ihr wurzelt, wenn auch die Zeitbildung in dem Einzelnen je nach seiner Individualität und seiner persönlichen Bildung sich eigenthümlich bricht und abspiegelt. Der Verfasser beginnt demnach in dem ersten Buch mit einer Schilderung der italiänischen Cultur im 16. Jahrhundert, zuerst ihrer freigeistigen Glanzperiode unter Leo X, dann der nach 1550 eintretenden kirchlichen Reaktion, deren Werkzeuge der Jesuitenorden und die Inquisition waren, und durch deren Einfluss der geistige Aufschwung des italiänischen Volkes in Wissenschaft und Literatur gebrochen und vernichtet wurde. In dieser reaktionären Periode, um das Jahr 1550 — denn ganz genau lässt sich sein Geburtsjahr nicht angeben — wird Bruno geboren, diese Reaktion vertreibt ihn aus Italien, und ihr fällt er endlich zum Opfer. Sein engeres Vaterland Neapel, von welchem Nola nur wenige Stunden entfernt liegt, seufzte unter dem Drucke der spanischen Willkürherrschaft und war noch überdies in der Jugendzeit Bruno's von den Landplagen der Pest und häufiger Erdbeben heimgesucht.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bartholmèss, Jordano Bruno.

(Fortsetzung.)

Schon in früher Jugend scheint also Bruno, nach seinen eignen Aeusserungen zu schliessen, den Kampf mit dem Unglücke begonnen zu haben, den er durch sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte. Wahrscheinlich in Folge desselben trat er als Jüngling in den Dominikanerorden — das Nähere dieses Schrittes ist unbekannt. — Diesem gelehrten Orden verdankt Bruno den Anstoss zu seiner wissenschaftlichen Bildung, zugleich aber auch wohl zu seinem Widerwillen gegen die Kirchenlehre und gegen Aristoteles, der in den Mönchsschulen noch unbedingt herrschte und als stützenden Pfeiler der Rechtgläubigkeit betrachtet wurde, obgleich sein Ansehn ausserhalb der Kirche schon längst wankend geworden war. Die Platonische Lehre, verbunden mit neuplatonischen und kabbalistischen Spekulationen, war durch die von den Medicis gestiftete florentinische Akademie glänzend vertreten, und in Neapel selbst war unter Porta und Telesius eine vom Schulzwange freie geistige Richtung rege, die sich eines Theils an die ältere griechische Naturphilosophie vor Plato, andern Theils an die neu erwachende Naturforschung anschloss und mit dem Studium der alten Literatur und der Pflege der Poesie Hand in Hand ging. Die alten Denker Grossgriechenlands aus der Blüthezeit der italiotischen und sicilischen Pflanzstädte, ein Pythagoras, Parmenides, Empedokles, mit Stolz als Landsleute betrachtet und hochgefeiert, wurden zu Mustern genommen, und man schmeichelte sich nach anderthalbtausendjähriger Unterbrechung ihre Schule fortzusetzen. Dieser Richtung wandte sich auch Bruno zu; von seiner genauen Bekanntschaft mit den alten Denkern zeugen nicht bloss unzählige Stellen seiner Schriften, sondern auch die ganze sie durchwehende Denkweise, die nicht bloss mit der mönchischen, sondern auch mit der kirchlichen einen schreienden Gegensatz bildet. Ganz im Besonderen aber hatten die astronomischen Neuerungen des Kopernikus in seiner jugendlichen Seele gezündet. Die neue Weltordnung, von Kopernikus vorsichtig noch als Hypothese vorgetragen, hatte in seiner Ueberzeugung Wurzel gefasst, und für ihn nicht bloss

Digitized by Google

die Erde von ihrer bisher allgemein angenommenen Stelle in der Mitte der Weltkugel verdrängt, sondern diese selbst, die ganze alte Weltanschauung, zertrümmert. Die Unendlichkeit der Welt, die Grundlage der ganzen modernen Weltanschauung, ist auch das Fundament seines philosophischen Ideenkreises, und Alles, was dieser Eigenes hat, fliesst aus dieser unerschöpflichen Grundidee. Schon vor Bruno hatte der Kardinal Nikolaus von Cusa diese und die damit verbundenen Ideen von der Einerleiheit Gottes und der Welt und von der Einheit aller Wesen aufgestellt, und es ist wohl möglich, dass Bruno die Keime seiner Ansichten von dem „göttlichen Kusaner", wie er ihn nennt, empfangen hat. Wie dem auch sei, jedenfalls ist diese Idee die Quelle und der Mittelpunkt seiner Ansichten, und war entscheidend für seine ganze philosophische Richtung.

Auf diese Weise erklärt der Verfasser den Bildungsgang Bruno's aus den in der Zeit schon vorhandenen Elementen. Ob Bruno auch die Logik des Lullus, mit der wir ihn später die aristotilische Logik an den Universitäten werden bekämpfen sehen, schon in Italien angenommen habe, darauf geht der Verfasser nicht weiter ein. Aber dies ist kaum wahrscheinlich. Der Lullismus Bruno's hängt mit seiner Lehre durchaus nicht organisch zusammen, und macht keinen integrirenden Theil seines Ideenkreises aus. Er erscheint mehr als ein äusseres Handwerksgeräthe, mit welchem Bruno nicht ohne Charlatanerie das Publikum der Universitäten an sich zu locken und sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben suchte. Näheres über die Lebensschicksale Bruno's in Italien bis zu seinem männlichen Alter kann der Verfasser nicht angeben, da die Quellen schweigen. Es scheint ihm nur nach einzelnen Andeutungen wahrscheinlich, dass Bruno schon frühzeitig mit seinen Ordensobern und der Kirche in Händel gerieth, in deren Folge er sein Kloster verliess und schon in Italien ein unstätes Leben führte. Die Schriften, vermuthlich polemischen Inhaltes, die er in dieser Zeit schrieb und auf die er in seinen späteren Werken hin und wieder anspielt, sind verloren gegangen. Die Angriffe, die er sich durch seine Streitigkeiten zuzog, müssen aber nicht bloss literarische gewesen sein, denn er spricht in einem Gedichte von „Gefängniss und Ketten" denen er entronnen. Dies muss, wie es scheint, nicht bloss bildlich verstanden werden, und so erklärt es sich dann leicht, wie er dazu kam, Italien zu verlassen. Als den wahrscheinlichsten Zeitpunkt seiner Flucht nimmt der Verfasser das Jahr 1580 an (nach Scioppius wäre es 1582); also das angehende Mannesalter Bruno's. Dies ist der Inhalt des 1. Buches.

Digitized by Google

Das zweite Buch zeigt uns Bruno in Genf, „dem Zufluchtsort aller armen Kinder Gottes, die in Frankreich, Italien, Spanien, England oder anderswo verfolgt wurden", wie Beza in seinem Leben Kalvin's sagt. Kalvin war um diese Zeit schon sechzehn Jahre todt und Beza führte in dessen Geiste das Kirchenregiment, wie die Staatsregister des Jahrs 1580 beweisen, nach denen Henricus Stephanus, der Sohn des grossen Stephanus, ins Gefängniss gesteckt wurde, weil er „ein skandalöses Buch gedruckt und sich gegen den Herrn von Beza verfehlt hatte." Die Anklageakte der Inquisition gegen Bruno, welche Ranke in den venetianischen Archiven aufgefunden hat, behauptet ausdrücklich den Aufenthalt Bruno's in Genf. In den Genfer Archiven findet sich aber davon keine Spur. Man muss also annehmen, dass Bruno's Bleiben in Genf nicht lange dauerte (nach dem Verfasser höchstens 1 Jahr), und dass er es verliess, ehe er mit Beza in einen Konflikt gerieth. Dieses zweite Buch umfasst, wegen des absoluten Mangels an Nachrichten, nur wenig Seiten.

Das dritte Buch enthält den Aufenthalt Bruno's in Frankreich. Zunächst ging Bruno über Lyon nach Toulouse. Nachdem er an der dortigen Universität einen „furorem scholasticum" gegen sich erregt hatte, offenbar durch seine Lehre von Seiten des Universitätspersonals, fand er es für gerathen, seinen Stab weiter zu setzen, und ging nach Paris. Sein erster Aufenthalt an dieser Universität fiel in die Jahre 1582 und 1583, 10 Jahre nach der Pariser Bluthochzeit, in die noch immer fortdauernden Religionskriege mit den Hugenotten. An der Pariser Universität, der Sorbonne, herrschte noch unumschränkt Aristoteles und die Scholastik; die neue Richtung der Zeit, die klassische Philologie („der Hellenismus"), die elegante Literatur, die sich an Ronsard anschloss, und die freiere Philosophie, war in dem neu gegründeten College royal de France vertreten. Hier fand daher Bruno bei den von den geistigen Kämpfen schon angeregten Gemüthern einen günstigern Boden. Er lehrte die Lullische „Kunst", jenes logische Kunststück, wodurch auch die leeren Köpfe zu einer überraschenden Gedankenfülle gelangen sollten, und erregte durch die Lebendigkeit seiner Vorträge, durch die Redefülle seiner Improvisationen, ja auch durch seinen Schwulst und seine Uebertreibungen den Zulauf und selbst den Enthusiasmus seiner Zuhörer. Dabei scheint er sich der Gewogenheit Königs Heinrich III. erfreut zu haben, der die Italiäner überhaupt begünstigte; wenigstens sind ihm mehrere Werke Bruno's theils aus dieser Zeit, theils aus einer noch mehrere Jahre spätern, während seines Aufenthaltes in Deutschland, gewidmet. Trotz dieser günstigen Aufnahme ging aber Bruno doch schon nach Jahresfrist nach England

Digitized by Google

und kehrte erst im Jahre 1585 wieder nach Paris zurück. Diesen zweiten Pariser Aufenthalt knüpft der Verfasser gleich an den ersten an; — es lässt sich nicht recht absehen, wesshalb. Folgen wir daher dem geschichtlichen Faden.

Der Aufenthalt in England macht den Inhalt des vierten Buchs aus. Dieser Aufenthalt scheint die Glanzperiode in Bruno's Leben gewesen zu sein. Er wohnte bei dem französischen Gesandten, einem Herrn von Castelnau, und scheint auch am Hofe der Königin Elisabeth Zutritt gehabt zu haben. Hier in England lehrte er zum erstenmal mündlich und in Schriften nicht mehr die Lullische Kunst, sondern seinen ächten und eigenthümlichen Ideenkreis; er trug die neuen astronomischen Lehren des Copernikus vor und entwickelte daraus seine eigenen Ansichten über die Unendlichkeit des Weltalls und was damit zusammenhing. Er war der Vertreter der neuen Weltanschauung gegenüber der alten ptolemäischen, die noch allgemein in England, und nicht blos an den Universitäten, in Geltung stand, die selbst noch ein Baco theilte. Bei einer grossen akademischen Feierlichkeit zu Oxford im Juni 1583, bald nach seiner Ankunft in England, trat er in einer grossen öffentlichen Disputation, die er uns selbst beschreibt, mit seiner neuen Lehre auf. „Die Erde ist unbeweglich, die Welt endlich und beweglich", lehrte die Universität mit Aristoteles und Ptolemäus; „die Erde dreht sich und die Welt ist unendlich", sagte Bruno, und stützte sich auf Philolaus und Copernikus. Die Disputation war heftig, und Bruno blieb Sieger. Nach diesem glänzenden Antritt bewarb sich Bruno um die Erlaubniss, an der Universität Oxford Vorlesungen zu halten. Er that dies in einem Schreiben, dessen auffallendster Theil der Titel ist, den er sich beilegt, und in welchem sich in der That der ganze Mann mit allen seinen Extravaganzen abmalt. Er nennt sich: Philotheus Jordanus Brunus, einer ausgearbeiteteren Theologie Doktor, einer reineren und unsträflichen Philosophie Professor, in den vorzüglichsten Akademien Europas bekannter, anerkannter und ehrenvoll aufgenommener Philosoph, nirgends als bei den Barbaren und Ungebildeten ein Fremder, der schlummernden Gemüther Aufwecker, der hochmüthigen und widerspänstigen Unwissenheit Bezähmer, der in seinen sämmtlichen Handlungen eine allgemeine Menschenliebe beweist, den die Verbreiter der Dummheit und die Heuchler verabscheuen, den die Rechtschaffenen und Wissbegierigen lieben u. s. w. Nach erhaltener Erlaubniss las er auch wirklich zwei Kollegien, das eine über Physik oder Kosmographie, worin er das Copernikanische System auseinandersetzte, und das andere über Psychologie und Metaphysik, das seine All-Eins-Lehre enthielt:

Digitized by Google

.... Et unus et idem es ....
Immota omnino rerum substantia simplex,

und seine Unsterblichkeitstheorie, worin er als wahrer Pythagoräer das irdische Leben einen Tod, und den Tod die Erhebung zum wahren Leben nannte:

Persentire datur paucis quam vivere nostrum hoc
Sit periisse, mori hoc sit verae adsurgere vitae.

In diesem von ihm selbst heraufbeschworenen Kampfe der Ptolemaisten und der Copernikaner, der Aristoteliker und der Pythagoristen zog aber Bruno den Kürzern und musste Oxford verlassen, das noch lange nachher, bis zu Locke's Zeit, dem Scholasticismus anhing und die Philosophie überhaupt wenig pflegte.

Die übrige Zeit brachte Bruno in London bei seinem Beschützer Castelnau zu, und genoss den Umgang Sidney's und seiner dichterischen Freunde Spenser, Harvey, Dyer u. A. m. Obgleich dies mehr ein literärischer als ein philosophischer Kreis war — Sidney selbst ist der Verfasser eines damals vielgelesenen und auch auf dem Kontinent übersetzten Schäferromanes —, so scheint doch auch Bruno seine philosophischen Ansichten demselben mitgetheilt zu haben, wenigstens klingen sie in einem Gedichte Sidney's wieder:

„Then farewell, World, thy uttermost I see,
Eternal love, maintain thy life in me."

Eine Reihe italiänischer Schriften Bruno's verdanken dieser Zeit ihr Entstehen, und die reichlichen Lobsprüche Elisabeth's, die sie enthalten, bezeugen, dass die grosse Königin die Gewogenheit, welche sie der italiänischen Literatur überhaupt zuwandte, auch auf Bruno ausdehnte. Später kam ihm diese Gunst theuer genug zu stehen.

Als Sidney im Spätherbst 1585 nach Holland zur Armee ging, wo er im folgenden Jahre 1586 seinen Tod fand, und der französische Gesandte, Bruno's Beschützer, nach Paris zurückkehrte, verliess auch Bruno England und kam nach Paris. — Hier endet das vierte Buch.

Kehren wir nun zum dritten Buche zurück, worin dieser zweite Pariser Aufenthalt Bruno's gleich hinter dem ersten folgt; Bruno versuchte es diesmal, wie in Oxford, so nun auch in der Sorbonne, einem der Hauptsitze des orthodoxen Scholasticismus, das Ansehen des Aristoteles zu erschüttern. Zu diesem Ende hielt er zu Pfingsten 1586, als er schon an seine Abreise von Paris dachte, eine grosse öffentliche Disputation, in welcher unter seinem Vorsitze einer seiner Schüler, Hennequin, die aristotelische Lehre angriff. Die Gegenstände der Disputation

Digitized by Google

waren die nämlichen wie in Oxford: Articuli de natura et de mundo a Nolano in principibus Europae academiis propositi. Der Erfolg scheint aber ein ähnlich ungünstiger gewesen zu sein, wie in Oxford, so dass Bruno für gut fand, sich durch seine Abreise seinen Gegnern zu entziehen. Bruno ging nun nach Deutschland.

Den Aufenthalt in Deutschland schildert das fünfte Buch. Die erste Universität, die er besuchte, war Marburg, wo er den 26. Juli 1586 als römischer Doktor der Theologie immatrikulirt wurde, die Erlaubniss zu lesen jedoch nicht erhielt, obgleich hier die Philosophie des Aristoteles nicht mehr herrschte, sondern der des Ramus Platz gemacht hatte. Bruno ging also weiter, nach Wittenberg. Hier ward er freundlich aufgenommen und erhielt die Erlaubniss zu lehren. Er brachte zwei Jahre in Wittenberg zu und las zunächst über Rhetorik nach Aristoteles, und über Dialektik nach Lullus, d. h. über die sogenannte Lullische Kunst, und erfreute sich des Beifalls der Jugend und der Achtung und Duldung der Professoren. Dieses Verhältniss gereicht der Universität und ihrem wissenschaftlichen Sinne zur höchsten Ehre. Es beweist, dass der Geist Melanchthon's sie noch nicht verlassen hatte, denn Bruno erkaufte es keineswegs durch ein furchtsames Schweigen über seine Grundsätze. Er veröffentlichte im Gegentheil mehrere seiner Schriften gegen die Aristotelische Lehre und für die des Copernikus während seines hiesigen Aufenthaltes. Aber obgleich die peripathetische Philosophie nach Melanchthon's gereinigter Auffassung, und mit ihr das alte ptolemäische Weltsystem an der Universität noch in voller Geltung stand, so liess man Bruno doch gewähren, und ebenso wie man Rheticus, dem kühnsten der unmittelbaren Schüler des Copernicus, hatte erlauben wollen, die Beweglichkeit der Erde zu lehren, so liess man auch Bruno über das „Hirngespinnst des Ptolemäus“ lachen. In seiner Abschiedsrede vom 8. März 1588 erkennt Bruno selbst auf eine für beide Theile ehrende Weise diese Mässigung und Duldung an: „Obgleich ich“, sagt er, „nach meiner Art, vielleicht zu heftig von der Vorliebe für meine Ansichten hingerissen, in meinen Vorlesungen vortrug, was nicht allein Ihr nicht billigtet, sondern was auch die seit so vielen Jahrhunderten, und so zu sagen in der ganzen Welt, angenommene Philosophie angriff, so habt Ihr doch nicht, nach der Weise eines und des andern Ortes, die Nase über mich gerümpft, kein Schulauflauf wurde gegen mich angestiftet, sondern Ihr habt nach Euerer Menschenfreundlichkeit so gehandelt, dass Ihr in Bezug auf Euch, auf Andere, auf mich, auf Alle als Weise erschienen seid.“ Zur Erklärung dieser erfreulich auffallenden Erscheinung mag zum Theil we-

Digitized by Google

nigstens die Bemerkung dienen, dass Bruno mit den Wittenbergern doch Eines gemein hatte: den Hass gegen die römische Kurie. Denn in derselben Rede sind heftige Angriffe gegen den Pabst und beredte Lobsprüche Luther's.

Von Wittenberg ging Bruno an die katholische Universität nach Prag, wo zugleich der Kaiser Rudolph II. seinen Hof hielt. Auch hier liess er Theses drucken adversus hujus tempestatis mathematicos atque philosophos, die dem Kaiser Rudolph gewidmet waren. Hier scheint er aber gar keinen günstigen Boden gefunden zu haben, und wir sehen ihn bald darauf an dem Hofe zu Braunschweig, wo er vom regierenden Herzoge Julius wohlwollend aufgenommen und zum Lehrer seines Sohnes Heinrich Julius ernannt wurde. Schon im Sommer 1589 starb jedoch Julius, und Bruno's Zögling Heinrich Julius trat die Regierung an. Bruno blieb nun als besoldeter Lehrer an der von Julius gestifteten Universität Helmstädt. Von dem Ansehen, dessen er genoss, zeugt, dass die Universität ihn bei der Leichenfeierlichkeit für den verstorbenen Herzog zu einem der Festredner wählte, und er selbst hebt in seiner oratio consolatoria den Gegensatz zwischen seiner jetzigen Stellung und seinen früher erlittenen Verfolgungen hervor. Dies dauerte aber nicht lange; denn ein in den Archiven der Universität aufbehaltener Brief an den Rektor der Universität vom 6. Okt. 1589 enthält eine Klage Bruno's gegen den Helmstädtischen Pastor Boethius, der ihn von der Kanzel herunter excommunicirt hatte. Und obgleich dieser Handel scheint beigelegt worden zu sein, so machten ihm doch die Theologen, besonders Hoffmann und sein Anhang das Leben so sauer, dass er im Jahre darauf Helmstädt verliess. Mit Julius Heinrich selbst blieb er aber in gutem Einvernehmen, wie aus den Dedikationen seiner Werke erhellt.

Zu Ende des Jahres 1591 befand sich Bruno zu Frankfurt a. M., wo er seine letzten Schriften herausgab. Von hier ging er so plötzlich weg, dass der Druck noch nach seiner Abreise von seinem Verleger Wechel beendigt wurde. „Tandem cum ultimum duntaxat superesset operis folium .... casu repentino a nobis avulsus .... per litteras rogavit ut quod sibi per fortunam non liceret, nos pro se suo nomine praestaremus", sagt Wechel in seiner Zueignungsepistel an den Herzog Heinrich Julius. Von Frankfurt scheint Bruno durch die Schweiz nach Italien gereist zu sein; aus einem von Eglin, einem Züricher und Schüler Bruno's, 1595 nach der Handschrift Bruno's herausgegebenen Werke, scheint ein Aufenthalt desselben in Zürich hervorzugehen. Damit schliesst das fünfte Buch.

Digitized by Google

Im 6. Buche endet Bruno's Lebensbeschreibung mit seiner Gefangennehmung und seinem tragischen Tode. Die Gründe, welche Bruno zur Rückkehr nach Italien bewogen, sind und bleiben räthselhaft, wenn nicht das Heimweh nach zehnjähriger Abwesenheit die Haupttriebfeder war. Eine Stelle in dem Briefe eines Zeitgenossen, des Philologen Acidalius, eines Brandenburgers, datirt aus Bologna vom 12. Febr. 1592, bezeugt, dass Bruno, vermuthlich noch im Jahr 1591, nach Padua gekommen war, und daselbst lehrte. Weiter weiss man Nichts von seinem dortigen Aufenthalt. Er muss, wie es wahrscheinlich ist, auch dort sich Gegner zugezogen und die Aufmerksamkeit der Inquisition auf sich gezogen haben, denn er wurde im September 1592 auf Betreiben des Paters Inquisitor in die Gefängnisse der Republik Venedig gebracht, zu deren Gebiet Padua gehörte; in derselben Zeit, als Galilei in Padua seine Vorlesungen über die mathematischen Wissenschaften eröffnete. In den Archiven von Venedig fand sich noch das Protokoll der Anklage Bruno's und der Forderung seiner Auslieferung an die Inquisition zu Rom. Ranke hat dies Aktenstück veröffentlicht. Es datirt vom 28. Sept. 1592, klagt den Nolaner nicht bloss als Ketzer, sondern sogar als Heresiarch an (imputato non solo de eretico, ma anco di eresiarca), sowohl wegen seiner Schriften, „in denen er die Königin von England und andere ketzerische Fürsten sehr lobt, und über die Religion in nicht geziemender Weise schreibt", als auch wegen seines Aufenthaltes in Genf und England, und verlangt seine Auslieferung an den Grossinquitor, S. Excellenz San Severina. Die Venetianische Behörde, die Savi, schienen aber nicht geneigt, den Gefangenen auszuliefern, sondern gaben die ausweichende Antwort: Da die Sache von Bedeutung und Wichtigkeit sei und die Beschäftigungen dieser Staatsbehörde zahlreich und schwierig, so hätte für den Augenblick kein Entschluss gefasst werden können. So blieb Bruno sechs Jahre in Venedig im Kerker. Im Jahre 1598 wurde er aber doch ausgeliefert, und brachte nun noch zwei Jahre in den Kerkern der Inquisition zu Rom zu. Der traurige Ausgang dieses Processes, der endlich die Verdammung zum Scheiterhaufen zur Folge hatte: „ut quam clementissime et citra sanguinis effusionem puniretur", wie die gebräuchliche Formel lautete, die Standhaftigkeit Bruno's, der es verschmähte, sich durch Widerruf zu retten, und das übrige Detail seiner Verbrennung am 17. Febr. 1600, das Alles ist schon aus dem Briefe des fanatischen Scioppius bekannt.

Dies ist der Inhalt der 3 ersten Kapitel des sechsten Buches. Das 4. Kapitel beschäftigt sich mit einer Reihe von anekdotenhaften Einzelheiten, die sich an Bruno's Verurtheilung anknüpfen, wie sie die Liebhaber

Digitized by Google

der Ana und der literärischen Kuriositäten zusammen zu schleppen pflegen; das 5. endlich mit den eigentlichen Ursachen seiner Verurtheilung, dem Vorwurfe des Atheismus, mit welchem die Zeitgenossen des Bruno bei ihren literärischen und religiösen Kämpfen gegen einander freigebig waren, und dergleichen mehr. Nach dem Bisherigen bedarf es keines besondern Beweises, dass Bruno fiel als ein Opfer der kirchlichen Reaktion, durch welche wenigstens die von der Reformation noch nicht angesteckten katholischen Länder vor einer freieren Geistesrichtung bewahrt werden sollten.

Das siebente Buch schildert die Aufnahme Bruno's und seiner Lehre bei der Nachwelt; es enthält die Geschichte seines Nachruhms, welcher aus ungerechter Nichtachtung und fast völliger Verschollenheit während des 17. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Deskartischen Schule, kaum um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und zwar durch einen Gegner Bruno's, Lacroze, anfing aufzuwachen, dann durch Jacobi zu einer billigen Anerkennung sich erhob, darauf in unsern neuesten spekulativen Schulen, besonders durch den Anstoss Schelling's in seinem bekannten Dialoge Bruno, zu einer ungegründeten Ueberschätzung stieg, und jetzt endlich erst zu einer auf umfassendes Studium seiner Werke gegründeten, von Missachtung und Ueberschätzung gleich entfernten unpartheiischen Beurtheilung zu reifen scheint.

Zu einer solchen trägt das hier besprochene Werk bei, und neue Auflagen der Werke Bruno's machen dieselbe zugänglicher. Schon 1830 wurden die italiänischen Schriften Bruno's in zwei Bänden durch Wagner und seit 1834 seine lateinischen Schriften durch Gfrörer herausgegeben. Schade, dass die letzte Ausgabe unvollendet zu bleiben scheint.

Damit endet die Lebensbeschreibung. Die nun folgenden Anhänge enthalten theils Beweisstücke und Urkunden, sowie den Brief des Scioppius und das Protokoll der Savi, theils Excursionen über im Buch berührte Gegenstände, die der Verfasser in dem Context seines Buches nicht unterbringen konnte.

Aus diesem soviel wie möglich das Wesentliche enthaltenden Auszuge wird sich der lobende Theil des zu Anfang ausgesprochenen Urtheils erhärten. Der tadelnde Theil würde nur durch grössere Auszüge verfehlter, in Anordnung des Stoffes oder in der stylistischen Ausarbeitung mangelhafter, Stellen nachzuweissen sein, was wir uns im Interesse der Leser ersparen. Wir haben zu geben versucht, was auch den Nichtfachgelehrten interessiren kann; das Verfehlte wird Jedem bald in die Augen fallen, der das Buch zur Hand nimmt. Es lässt sich darauf zurückführen,

Digitized by Google

dass der Verfasser den Stoff nicht auf das streng Nöthige zu beschränken wusste, dass er das Wesentliche nicht genug hervorhebt, und dass die einzelnen Materialien oft nur lose aneinandergereiht oder gar zusammengeschüttet und keineswegs zu einem enggegliederten Ganzen vereinigt sind. Die Lebensbeschreibung ist mit Einem Wort keineswegs ein historiographisches Kunstwerk — was der Verfasser vielleicht nicht einmal bezweckte — sondern eben nur eine gelehrte Arbeit. Ausgedehnte Belesenheit in der Literatur des 16. Jahrhunderts und gewissenhaftes Quellenstudium sind aber rühmliche Verdienste des Verfassers.

Der zweite Band des Werkes wendet sich nun mehr an den Philosophen vom Fach, denn er stellt die Lehre Bruno's dar. Zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit wird erst eine allgemeine Schilderung des Charakters und der geistigen Begabung Brunos vorausgeschickt. Diese füllt das erste Buch in drei Kapiteln; das erste Kapitel enthält die eigentliche Charakterschilderung, das zweite beschäftigt sich mit Bruno's schriftstellerischer Eigenthümlichkeit und seinem Styl, das dritte endlich stellt eine Vergleichung an mit den verwandten Geistern: Vanini, Campanella, Telesio und Spinoza. Den Mittelpunkt aller Stärken und Schwächen Brunos sieht der Verfasser in einer überwiegenden Einbildungskraft, nicht jener melancholischen und weichen, sondern jener heftigen und bis zum Ungestüm feurigen Gattung, die, verbunden mit einem durchdringenden Scharfsinn, aber nicht hinlänglich gezügelt von einer nüchternen Urtheilskraft in dem Nolaner jene Verschmelzung des Dichters und des Denkers, des Poeten und des Philosophen hervorgebracht habe, die ihm zunächst seine eigenthümliche Stellung in der Geschichte der Philosophie anweist. Obgleich mit einer ausgedehnten Belesenheit ausgerüstet, durch welche ihm bei seinem ungeheuren Gedächtnisse jeden Augenblick das bunteste Material für seine Denkschöpfungen zu Gebote gestanden, so sei er doch gerade dieser vorherrschenden Einbildungskraft wegen, mehr zum rein spekulativen Denken als zur wissenschaftlichen Verarbeitung wirklicher Beobachtung und Erfahrung geeignet gewesen: Quoique fort instruit il était plus audacieux que studieux, plus speculatif qu' observateur, sagt der Verfasser. Mit diesen intellektuellen Eigenschaften hängen nun auch seine sittlichen aufs Engste zusammen. Mit jener vorwiegenden Phantasie war ein heisses südländisches Blut und ein sehr stark hervortretendes Selbstgefühl verbunden, das sich nicht blos in einem edlen Streben nach Ruhm und Auszeichnung, sondern auch in den kleinlichen Künsten der Eitelkeit, der Selbstbespiegelung, ja der aufschneidenden Prahlerei Luft machte, gerade je weniger die herrschende Denkweise seiner Zeitgenossen geneigt war, ihm Gerechtigkeit

Digitized by Google

widerfahren zu lassen. Was ihm Andere verweigerten, ertheilt er sich selbst mit vollen Händen. Dabei aber ist er frei von aller Verstellung und hat die dem italiänischen Nationalcharakter gewöhnlich beigelegte List und Feinheit durchaus nicht. Er ist geradeaus, aufrichtig und spricht, was er für Wahrheit hält, wie er es denkt, ohne Schminke, heftig, ja rücksichtslos in einem Grade, der aller Klugheit und Vorsichtigkeit ermangelt. Aus derselben Quelle fliesst daher auch seine Paradoxensucht und seine Verachtung der gewöhnlichen Meinungen und Vorurtheile, seine Opposition gegen den Katholicismus und seine Angriffe auf das Christenthum. In allem diesem zeigt sich eine gleiche Heftigkeit und Masslosigkeit. Soweit das erste Kapitel.

Das zweite entwickelt nun den schriftstellerischen Charakter Bruno's, seinen Styl. Zunächst gehört es zu Bruno's schriftstellerischen Verdiensten, dass er seine Bücher nicht blos lateinisch, sondern auch in seiner Muttersprache, italiänisch, schrieb. Aber in beiden Sprachen ist sein Styl keineswegs klassisch. Bruno schreibt, wie es scheint aus Grundsatz oder weil er sich nicht die nöthige Zeit nimmt, so wie er spricht. Man kann also denken, dass in seinem Styl ebensowenig Mass ist, als in seinem Charakter; sein Styl ist lebendig, heftig, deklamatorisch und höchst ungleich. Dabei ist er, wie der ganze Charakter Bruno's, unausgegohren, mit allen Fehlern des damals in allen Literaturen, besonders aber der italiänischen, herrschenden schlechten Geschmacks, dem Schwulst, dem Haschen nach witzigen Gegensätzen und Spitzen, den Concetti's. Zu dieser Buntscheckigkeit trägt noch bei die häufige Einmischung von Späßen, komischen, burlesken, ja cynischen Einfällen mitten in die Behandlung ernsthafter wissenschaftlicher Gegenstände, die Vermischung der Prosa mit Versen, die Zusammenstellung des Antiken und Modernen, des Heidnischen und Christlichen in Einem Zuge. Sylphiden werden mit Amazonen zusammengestellt, Herkules mit Amadis, der Sündenfall Adams mit der Empörung des Prometheus, Alcibiades mit dem heiligen Johannes, Alcibiades wird der Johannes des Sokrates und Johannes der Alcibiades Jesu Christi genannt, das Buch der Weisheit und die Aeneide, Ovid und Salomo werden neben einander citirt. Es bedarf dabei kaum der Bemerkung, dass diese Vermischung des Christlichen und des Heidnischen, des Antiken und Modernen der Charakter der gesammten cinquecentistischen Literatur und Kunst ist und allerdings nach der freigeistischen Richtung der Glanzepoche Italiens unter Leo X. stark schmeckt.

Das dritte Kapitel beschliesst diese Schilderung durch eine vergleichende Zusammenstellung Bruno's mit Vanini, Campanella, Spi-

Digitized by Google

noza, kurz den übrigen Hauptvertretern der pantheistisch speculativen Richtung.

Dieses ganze erste Buch gehört zu den ausgearbeitetsten und besten Theilen des Werkes. Es fehlt nur an Zusammendrängung der einzelnen Züge und an einer strengern geordneten Zusammenstellung zu einem einheitlichen Ganzen; es ist zu viel aus dem Sacke geschüttet.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit den Schriften Bruno's. Sie bilden eine sehr bunte Reihe und bestehen nicht bloss aus wissenschaftlichen Abhandlungen und akademischen Gelegenheitsschriften: Reden und Thesen, sondern auch aus Poesien: einer Komödie, Satiren, Sonette und Kanzonen. Ein Theil der wissenschaftlichen Werke und zwar gerade die besten und abstraktesten sind in Versen, in lateinischen Hexametern, ein anderer Theil sind in Dialogen geschrieben, eine Form die im 16. Jahrhundert sehr beliebt und allgemein angewandt war. Sie werden im Allgemeinen als Gelegenheitsschriften charakterisirt, von denen kein einziges nach Inhalt und Form so selbständig und vollendet sei, dass es als ein klassisches Werk betrachtet werden könne, das auch noch für die Nachwelt mehr als historischen Werth habe. In den lateinischen Schriften ist die Sprache unrein, mit scholastisch barbarischen Worten und Wendungen vermischt, der Versbau oft sehr vernachlässigt, die italiänischen, die eine sprachlich bessere Form haben, sind von den oben gerügten Geschmacksfehlern entstellt. Einen desto grösseren bibliographischen Werth hatten dagegen die Schriften Bruno's, indem sie bis zu ihrem Wiederabdruck in der neuesten Zeit zu den sehr seltenen Büchern gehörten, die zum Theil kaum aufzutreiben waren und mit ausschweifenden Preisen bezahlt wurden. Ein Dutzend derselben, der ersten schriftstellerischen Periode Bruno's angehörig, sind ganz verloren gegangen, und sind nur noch durch ihre Citationen in den späteren Schriften dem Namen nach bekannt. Der Verfasser theilt diese nach der Sprache in 2 Serien, indem er die eine aus den italiänischen, die andern aus den lateinischen Schriften bestehen lässt. Die meisten italiänischen Schriften sind in London entstanden und herausgegeben, wo die italiänische Literatur und Sprache unter Elisabeth in besonderer Gunst stand; die lateinischen Schriften sind an den verschiedenen Orten des Kontinentes gedruckt, welche Bruno auf seinen Wanderzügen berührte und wo er sich kürzere oder längere Zeit aufhielt.

Das erste der italiänisch geschriebenen Werke ist ein Lustspiel: Il Candelajo, der Leuchter. Es hat keinen philosophischen Gehalt, sondern ist ein blosses literarisches Erzeugniss, das jedoch unter den damals

Digitized by Google

zahlreich aufschiessenden Komödien, meist Nachbildungen des Plautus und Terenz eines der bessern ist. Die übrigen italiänischen Schriften sind Dialoge zum Theil mit Versen untermischt, für die gebildete Welt bestimmt. Der berühmteste oder berüchtigste dieser Dialoge, und so lange er noch zu den literarischen Seltenheiten gehörte, von den Bücherliebhabern am begierigsten aufgesucht, hat den Titel: Spaccio de la bestia trionfante, Austreibung des triumphirenden Viehes. Da man in den confessionellen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte sich gegenseitig mit solchen Ehrennamen traktirte, Luther ein Büffel genannt, der Papst mit dem apokalyptischen Thiere indentificirt wurde, so dachte man sich unter diesem Titel einen wüthenden Angriff auf die Kurie oder gar auf das Christenthum. Statt dessen beschäftigt sich der zwischen Jupiter und den übrigen mythologischen Gottheiten stattfindende Dialog mit der Vertreibung der alten meist von Thieren hergenommenen Sternbilder aus der Astronomie und ihrer Ersetzung durch neue, die moralische Sinnbilder enthalten; und in einem beigefügten erklärenden Sendschreiben wird diess allegorisch von der Vertreibung der Laster aus dem menschlichen Herzen und ihrer Ersetzung durch die entgegengesetzten Tugenden erklärt. Wenn nicht der Leser selbst weitere Hintergedanken in das Buch hineinträgt, so kann er in dem Gegenstande selbst weder eine Satire auf den Katholicismus noch auf das Christenthum finden. Dagegen sind allerdings einzelne Seitenhiebe hier und da im Gespräche angebracht, z. B. gegen diejenigen, welche lehren die guten Werke seien zur Seligkeit unnütz; „welche sagen, dass zwar das Gute thun gut, das Böse thun bös sei, „dass aber wie viel Gutes man thue, und wie viel Böses man vermeide, „man dadurch weder würdiger noch auch Gott angenehmer werde, und „dass um dies zu werden, man nur zu glauben und zu hoffen brauche, „nach den Formeln ihres Katechismus."

Andre Stellen dagegen enthalten freisinnige und würdige Ansichten, so z. B. folgende Stelle über den Zweck der Religionen, welche der Sophia, der göttlichen Weisheit, in den Mund gelegt wird: „Es ist eine „profane Thorheit zu glauben, die Götter verlangten angebetet zu werden, „ihrer selbst wegen, und nicht ausschliesslich des Nutzens wegen, den „ihre Verehrer daraus ziehen, des Ruhmes und Glücks der Sterblichen „wegen. Ja es ist mit den Religionen wie mit den Bäumen, welche „wachsen und blühen, damit die Menschen die Früchte davon pflücken. „Die Götter wollen angebetet und gefürchtet sein, damit das menschliche „Geschlecht dadurch beglückt, und die Laster ausgerottet werden, die es „zerstören. Die Religionen und die Staatseinrichtungen ..... sollen das

Digitized by Google

„Gefühl für Ruhm entflammen, dieses Gefühl, aus welchem der Fortschritt „der Völker hervorgeht, die Beförderung der Wissenschaften wie der „Sieg der Waffen, die Zunahme des Geistes sowohl bei den Einzelnen „wie bei der Gesammtheit.“ Wenn auch diese und ähnliche Stellen nicht aus der gewöhnlichen kirchlichen Denkweise hervorgehen und in dem Munde eines vormaligen Mönches fremdartig genug klingen, so sind sie doch weit davon entfernt irreligiös zu sein.

Einen ganz ähnlichen, noch mehr satirischen Inhalt hat der Dialog Cabala del cavallo Pegaseo, die jüdische Geheimlehre vom Pegaseischen Pferde. Pegasus wird in diesem Dialoge dem Esel gegenübergestellt, jene als das Sinnbild der begeisterten Wissenschaft, dieser als das Sinnbild aller Dummheit und Unwissenheit. Es ist ein Gegenstück zu des Erasmus Lob der Dummheit, nur dass die in dem Dialog enthaltene Satire schärfer und bitterer ist.

Zuerst wird die mönchische Ansicht von der Moral angegriffen, nach welcher die Tugend mit dem Wissen unvereinbar wäre, und der Mensch um sich Gott wohlgefällig zu machen sich verdummen müsste, „de telle sorte que l'homme juste et saint, l'homme de Dieu, possederait tous les attributs qui distinguent l'âne, la simplicité, l'impassibilité, l'impéritie, et s'efforcerait de ressembler de plus en plus non à Dieu mais à l'âne; comme si le fond de la religion était la stupidité; comme si la piété au lieu d'être studieuse, solide, grande, éclairée, devait être ignorante, mesquine, frivole, superficielle.“ Auf diese folgt die fingirte Unwissenheit der philosophischen Zweifler, der Pyrrhoniker, die da behaupten, dass man Nichts wissen könne, ausser das Eine: dass man Nichts wisse, d. h. ein Esel sei. „On nè sait rien avec certitude, on ne peut rien savoir, affirme le Pyrrhonien, sinon cette chooe unique: Je suis et ne suis qu'un âne.“ Dann kommt an den Reihen die wirkliche Unwissenheit der Schule, der scholastischen Doktoren, der Anhänger des Aristoteles, qui jurent sur les paroles d'un maître, qui ne s'est pas entendu lui même, en un mot, qui tatonnent et ânonnent. Aristoteles selbst kommt bei diesem Angriff bös weg und wird durch die Seelenwanderung in gerader Linie von einem Esel abgeleitet. „Aber, schliesst Bruno, der „Esel herrscht nicht blos in der Schule. Er hat sich überall eingedrängt, „an die Höfe und in die Gerichte, in die Kirche und in die Tempel, „ebensogut wie in die Universitäten und die Akademien. Er hat sich „aller Berufsarten und aller Auswege des menschlichen Geistes bemächtigt. „Man kann sagen, dass es mehr Esel in der Gesellschaft der Menschen

Digitized by Google

„gibt, als Menschen in der Gesellschaft der Esel. Er ist die wahre „bestia trionfante."

Eine speciellere Polemik enthält der Dialog la Cena de le Ceneri, das Gastmahl am Aschermittwoch. Er ist gegen das Ptolemäische Weltsystem gerichtet, und vertheidigt die Lehre des Kopernikus sowohl gegen die „falschen Philosophen", d. h. gegen die scholastischen Parpatetiker, als gegen die „falschen Theologen", die da meinen das kopernikanische Weltsystem streite mit dem Christenthum. In diesem Dialoge herrscht eine übergrosse Lebendigkeit: „es ist darin, sagt Bruno selbst in einem späteren Werke, vielleicht eine zu grosse Verschiedenheit des Tons, ein bizarres Gemisch von Farben und Effekten, aber man muss den Titel berücksichtigen (d. h., dass das Gespräch ein Gastmahl in der Carnevalszeit enthält) und nur an die Lehre denken, die es darstellt." Diese Lehre besteht ohngefähr in folgenden Sätzen: Man muss bei den Himmelserscheinungen den Augenschein von der Wirklichkeit unterscheiden; man muss das Weltall als unendlich betrachten, und weder einen Mittelpunkt noch einen Umfang desselben annehmen wollen. Man muss zugeben, dass unsere Erde von demselben Stoff und derselben Form ist, wie die übrigen Gestirne, dass Alles, was geschaffen ist, sich bewegt und lebt, und ein lebendiges Wesen, ein Beseeltes ausmacht; endlich, dass diese unermesslichen beseelten Wesen nach so weisen und vernünftigen Gesetzen sich bewegen, dass sie so zu sagen vernunftbegabte Wesen, „Animali intellettuali" bilden. Diese Sätze werden im Dialog mehr nur angedeutet als ausgeführt, führen aber nichtsdestoweniger schon zum eigentlichen Kern und Mittelpunkt der Lehre Bruno's.

Diesen Kern seiner Lehre bringt Bruno in zwei Dialogen zur Sprache, welche er selbst i fondamenti de l'intiero edifizio de la nostra filosofia nennt. Es sind dies die Dialogen: de la Causa, Principio et Uno, und: de l'Infinito, Universo e Mondi; in dem Einen entwirft er die Grundzüge seiner Lehre von der Gottheit, seiner Theologie; in dem Andern seine Lehre von der Welt, seine Kosmologie. Beide Gegenstände führen in die innersten Gebiete der Metaphysik, und Bruno zeigt sich bei ihrer Behandlung als einen mit der Schulmetaphysik durchaus vertrauten, mit dem ganzen Apparat der scholastischen Bildung ausgerüsteten Denker. Er ist Nichts weniger als ein blosser Dilettant in der Philosophie, wie man aus seinen poetischen Werken vielleicht zu schliessen geneigt sein könnte.

Im Dialoge de la Causa Principio et Uno handelt Bruno von der Ursache und dem Principe des Weltalls, in dem Sinne von Ursubstanz. Als solche betrachtet er nicht die Materie, sondern den Geist. Er bemüht

Digitized by Google

sich nachzuweisen, dass die Spuren eines unendlichen, durch das Weltall verbreiteten, Geistes unzählige seien, dass der Geist, indem er sich in Allem finde, auch von Allen Quelle und Ursprung sei. Er fasst den Geist als Weltseele, als Beseelung, Leben des Weltalles auf, er erklärt wieder, wie die Alten, das Weltall in allen seinen Theilen belebt, beseelt. „Es widersteht uns, sagt er, in dem Weltall ein lebendiges Wesen zu „erblicken, und demungeachtet können wir uns keine Form (im Aristo„telischen Sinne) denken, die nicht die Wirkung, der direkte oder in„direkte Ausdruck einer Seele wäre. Denn der Geist allein ist im Stande „zu formen und zu bilden. Es wäre ohne Zweifel abgeschmackt unsere „Kunsterzeugnisse, die nur mittelbare Wirkungen des Geistes sind, für „lebendige Formen zu erklären. Mein Tisch, als Tisch, ist nicht belebt, „aber da er seinen Stoff aus der Natur hat, so ist er demgemäss aus le„benden Theilen zusammengesetzt. Es gibt Nichts, sei es auch noch so „niedrig und gemein, das nicht Geist enthalte. Diese geistige Substanz „bedarf nur um Pflanze oder Thier zu werden, der passenden Bedingungen", demgemäss betrachtet er die Materie selbst als aus dem Geist hervorgegangen. Materie und Geist sind so eng mit einander verbunden, „dass diese beiden Dinge, obgleich verschieden, doch nur eine einzige Substanz ausmachen."

Die Gottheit ist unmittelbar in der Welt dargestellt. „Der religiöse Glauben, sagt Bruno, zeigt die Gottheit ausserhalb der Welt; die Philosophie soll ihn nachweisen innerhalb der Formen und Existenzen des Weltalles, wo er sich mit allen seinen Vollkommenheiten abspiegelt. Auf diese Weise gelangt man zur Idee einer höchsten Einheit, und diese Einheit kennen ist der Zweck aller Philosophie, aller Kenntniss der Natur. Alle Einzeldinge sind nur Modifikationen dieser höchsten Einheit, sie nehmen, obgleich auf verschiedene Weise an der Einen einzigen allgemeinen Substanz Theil. Ebenso wie die entgegengesetzten Begriffe in Bezug auf die Erkenntnisse, aus Einem Princip hervorgehen, ebenso haben, in Bezug auf die Existenz, einander wirklich entgegengesetzte Dinge nur eine und dieselbe Substanz Wer diese Einheit erkannt und erfasst hat, der hat Alles erfasst; wer nicht bis zu dieser Einheit hat vordringen können, der hat Nichts begriffen. Je mehr unsre Vernunft die Wege der höchsten Vernunft sich aneignet, welche zu gleicher Zeit das ist, was begriffen wird, und das was begreift, desto mehr sind wir im Stande das Ganze der Dinge aufzufassen." So lauten die Schlussworte des Dialogs.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Bartholmèss, Jordano Bruno.

(Schluss.)

Schon in diesen kurzen Auszügen treten die wichtigen Probleme hervor, die Bruno anregt, und die ihn zum Vater der neuesten spekulativen Schule machen. Die Grundideen zur Schellingschen und Hegelschen Lehre klingen hier schon an.

Zu diesem Hauptwerke Bruno's bildet der Dialog de l'Infinito, Universo e Mondi die Fortsetzung. Die Unendlichkeit der Welt selbst, nicht blos des leeren Raumes wie in der älteren Weltanschauung, sondern auch des den Raum Erfüllenden, mit Einem Worte die moderne Weltanschauung im Gegensatz zur alten, machen den Gegenstand dieser Schrift aus. Die Consequenzen dieses Begriffes der Unendlichkeit der Welt, auf die übrigen Theile des Begriffskreises, den religiösen, den moralischen u. s. w., werden nachgewiesen. So z. B. werden die populären und die älteren wissenschaftlichen Wahnvorstellungen vom Himmel berichtigt: „Es gibt „nur Einen Himmel, d. h. einen allgemeinen, Alles umfassenden Raum, einen „Raum der die unzähligen Welten in sich enthält. Unsere Erde hat, wenn „man will einen eigenen Himmel, d. h. eine Athmosphäre, in welcher sie „sich bewegt; so haben auch die andern unzähligen Erden jede ihren „Himmel, aber diese verschiedenen Himmel bilden zusammen nur Einen „einzigen Himmel, den Ozean der Gestirne.“ Besonders hebt Bruno auch die moralischen Konsequenzen der neuen Weltanschauung, ihren Einfluss auf die Erhebung und den Adel des Gemüthes hervor: „Eine so gross„artige Ansicht macht uns die kindischen Gedanken und die blinden Gott„heiten der Menge verächtlich. Wir wissen, dass der Himmel überall „ist, weil uns von allen Seiten die Unendlichkeit umgibt. Ja, wenn wir „von dem Unendlichen umfasst sind, so finden wir uns weit von der „Noth, weit von den leeren Aengsten, von den thörichten Sorgen, welche „diejenigen verzehren, deren Begierde auf die Erreichung eines Gutes „gerichtet ist, das man in der Entfernung glaubt, das aber, in der Wirk„lichkeit, nahe bei uns und in uns ist. Wir sind befreit von der Furcht

Digitized by Google

„dass der Himmel auf uns stürze, wir sind auch der Hoffnung quitt hin„aufzusteigen oder hinabzufahren.“

Einen noch specielleren Bezug zur Moral hat endlich die letzte italiänische Schrift Bruno's: gli eroici furori, die heroische, höhere Begeisterung; eine Reihe von Sonetten, Kanzonen, Devisen, Epigrammen, in welchen theilweise mit wirklich erhabenem Feuer, theilweise aber auch mit allem falschen Flitterprunk des damaligen poetischen Ungeschmackes die Liebe zum Idealen, zur Gottheit, im Gegensatze zur irdischen Liebe gefeiert wird. Es ist eine mehr als wunderliche Vermischung dantischer Mystik mit petrarchischer Lyrik und platonisch-geistiger Schwärmerei, wie sie nur in dem heissen Blute eines Südländers gähren kann, und wofür wir Nordländer kaum ein Verständniss haben. Die Poesien dieser Schrift machen auf den Leser um so weniger Eindruck, als sie in der Form vernachlässigt, und entfernt von klassischer Vollendung sind, und daher nicht einmal einen reinen Kunstgenuss gewähren.

Damit schliesst die Zergliederung der italiänischen Schriften Bruno's und zugleich unsere ausführlichere Berichterstattung. Das Mitgetheilte scheint hinreichend, das allgemeinere Interesse zu befriedigen, das auch in einem weiteren Leserkreis für die Lehre Bruno's und die Schrift des Verfassers angenommen werden kann. Was nun folgt, interessirt nur den Fachgelehrten, den Philosophen von Beruf, ja zum Theil nur den Geschichtschreiber der Philosophie; diese müssen aber das Werk selbst zur Hand nehmen.

Der dritte Abschnitt des zweiten Buches umfasst nämlich die lateinischen Schriften Bruno's. Zunächst kommen diejenigen, die sich mit der Lullischen Kunst beschäftigen: das erste ist beim ersten Aufenthalte Bruno's in Paris 1582 geschrieben, und enthält den Kern seiner sämmtlichen Bemühungen um die Lullische Kunst, es heisst: De compendiosa architectura et complemento artis Lulli. An diese Schrift schliessen sich zwei andere in demselben Jahr in Paris erschienene: Cantus Circaeus das Zauberlied und De Umbris idearum, in welchen die in der neuesten Zeit wieder aufgewärmten Künste der Mnemonik, die Unterstützung des Gedächtnisses vermittelst der Ideenverbindung durch Bilder u. dgl., gelehrt werden. Denselben Inhalt haben: Explicatio triginta sigillorum et ars reminiscendi, London 1583; de lampade combinatoria Lulliana und de progressu et lampade venatoria logicorum, beide 1587 in Wittenberg erschienen. Das in Prag 1588 herausgegebene Buch de specierum scrutinio et lampade combinatoria Lulliana enthält nur einen Auszug der beiden vorhergehenden. Die Mnemonik behandelt wieder das 1591 in Frank-

Digitized by Google

furt publicirte De imaginum, signorum et idearum compositione; eine Reihe von Definitionen enthält die erst nach Bruno's Tode 1609 in Marburg gedruckte Summa terminorum metaphysicorum, — eine Rhetorik nach Aristoteles das 1612 in Frankfurt erschienene Artificium perorandi. Wir haben schon oben unsere Meinung dahin geäussert, dass diese Schriften keinen integrirenden Theil von Bruno's eigentlichem philosophischem Ideenkreise ausmachen. Hr. Bartholmess ist nicht dieser Meinung, sondern bemüht sich, einen inneren Zusammenhang nachzuweisen, und behandelt daher auch diese Schriften mit grosser Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit und gibt eine recht gute Uebersicht, sowohl über die von Lullus versuchte Reform oder vielmehr Verballhornung der Aristotelischen Logik, als auch über die von Bruno selbst an der Lullischen Lehre versuchten Verbesserungen.

Die bedeutendsten lateinischen Schriften Bruno's, die seine eigentliche Lehre behandeln und den in den letzten italiänischen Dialogen skizzirten Ideenkreis ausführlicher darstellen, sind die in Frankfurt a. M. 1591 erschienenen gewöhnlich unter dem Titel de Minimo und de Maximo citirten Lehrgedichte. Das erste heisst genauer De minimo, magno et mensura; das zweite besteht aus zwei gesonderten Theilen: de Monade, Numero et Figura, und de Immenso, Innumerabilibus et infigurabili Universo. Beide Lehrgedichte bilden Ein Ganzes, sind in demselben Jahr erschienen, und zeugen in der äusserst vernachlässigten Form und den schlechten Versen von der grossen Hast und Eilfertigkeit, mit der sie abgefasst worden sind; sie bilden ein mehr absonderliches als erfreuliches Gemisch von trockenen Abstraktionen und dichterischen Aufschwüngen, in welchem Metaphysik, Mathematik, Physik, Dialektik mit einander abwechseln, und alle die Sünden gegen den Geschmack vorkommen, die schon in den übrigen Schriften gerügt wurden. Neben den Lehren der alten philosophischen Schulen des Pythagoras, Plato, Demokrit etc. ist besonders der Einfluss der verwandten Schriften des Kardinals Kusa bemerklich. Viele Stellen bleiben ihrer inneren Unklarheit wegen auch dem geduldigsten Leser unverständlich, — atra nocte obscuriores klagt schon Brucker, — obgleich Bruno die einzelnen rhythmischen Abschnitte selbst in Prosa kommentirt. Der Verf. hat auf 34 Seiten eine möglichst genaue Analyse dieser Lehrgedichte gegeben. Damit endet das zweite Buch.

Das dritte Buch enthält endlich unter dem Titel: Idées de Bruno, eine systematische Darstellung der Lehre Bruno's. Die erste grössere Hälfte umfasst auf 92 Seiten den formalen Theil der Lehre, Bruno's Ansichten von der Natur des Wissens und der philosophischen Methode, unter

Digitized by Google

dem Titel Système de la science; die zweite kleinere Hälfte auf 43 Seiten den eigentlichen realen Gehalt seines philosophischen Ideenkreises, die ihm eigenthümlichen Ansichten über das All und die Natur der Dinge, unter dem wunderlichen Titel: Tableau des Etres. Die erste Hälfte behandelt jene formalen Fragen, z. B. Bruno's verschiedene Versuche, das ganze Gebiet der Wissenschaften einzutheilen, seine spekulative Methode, seine Ansichten von der Evidenz als Kriterium der Wahrheit, seinen Skepticismus, seinen Eklekticismus u. s. w.; Dinge, in welchen Bruno's Verdienst und Eigenthümlichkeit durchaus nicht liegt — mit einer Breite und Wichtigkeit, die sich nur dadurch erklärt, dass die Cousin'sche Schule, der jetzige französische Eklekticismus, auf diese untergeordneten Fragen selbst einen zu grossen Werth legt. Es ist aber eine gewöhnliche Erscheinung, dass die Geschichtschreiber der Philosophie durch die Brille der Schule sehen, zu der sie gehören. Eine Nachweisung der Quellen, aus denen Bruno bei seiner ausgedehnten Belesenheit schöpft, schliesst diese erste Hälfte. Die zweite kleinere Hälfte, welche einen Abriss des eigentlichen selbstständigen Ideenkreises Bruno's enthalten soll, befriedigt am wenigsten. Die wesentlichsten Punkte des Systemes, Bruno's eigenthümliche Ansichten, das was in dem Entwickelungsgange des Denkens zuerst und vorzugsweise ihm angehört, ist zu wenig hervorgehoben und verschwimmt in anderem unwesentlicherem Detail. Es fehlt ein zusammenfassender Ueberblick, die Anordnung und Gruppirung in grössere Massen. Dazu kommt, dass die Ansichten Bruno's nach Schulansichten bemessen werden, bei denen der Verf. vergisst, dass sie nicht mehr und nicht weniger Hypothesen sind, wie die nach ihnen beurtheilten Ansichten Bruno's. So z. B. bedauert der Verf., dass Bruno und seine Gesinnungsgenossen das allgemeine Leben in der Natur nicht scharf genug von der anfänglichen und willensfreien Schöpfung trennten. Aber eine solche erkennt ja eben Bruno's Pantheismus gar nicht an.

Die Schlussabhandlung, Conclusion, welche die bisherige Darstellung von Bruno's Lehre mit einer Beurtheilung abrunden soll, leidet an denselben Gebrechen. Die grossen Fragen der Transcendenz und der Immanenz, des Theismus und des Pantheismus, der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit Gottes etc. kommen in derselben, wie sich erwarten liess, zur Sprache, aber auf eine höchst ungenügende Weise. Die Cousin'sche Schule nimmt, nach einer vorübergehenden Hinneigung zur Hegel'schen Spekulation in deren glänzendster Zeit, in diesen Fragen selbst eine unbestimmte und schwankende Zwitterstellung ein, und es ist ihr keineswegs gelungen, die Gegensätze zu versöhnen oder auszugleichen. Diesen

Digitized by Google

Standpunkt der Schule merkt man denn auch dem Verf. an. Er fühlt z. B. recht gut, dass der Ausgangspunkt aller dieser Fragen die Unendlichkeit der Welt ist. Er geht also auch auf die Erörterung dieses Begriffes ein, aber in einer solchen Weise, dass die Stelle zur Charakterisirung seiner philosophischen Denkschärfe hier stehen mag: Il n'est pas douteux que Bruno ne soit fondé à demander, qu'étendant logiquement à l'effet (?) les attributs de la cause, on déclare l'univers infini, comme l'être qui l'a créé. Mais l'infinité de l'effet sera-t-elle pour cela identique à l'infinité de la cause? Bruno dit quelque part: Celui qui compte les étoiles est aussi en état de déterminer le nombre des objets qui composent l'univers. Ce serait donc réduire et abolir la toute-puissance et l'omni-science de Dieu, que de soutenir, qu'il ne peut assigner de limites au monde ni connaitre la quantité des êtres créés. Or si Dieu a ce pouvoir son infinité non seulement ne se confond pas avec l'infinité de l'univers, mais en diffère éminemment. Celle-ci est à la fois finie et infinie; infinie à l'égard de la capacité de l'esprit humain; finie à l'égard de la puissance divine. L'univers nous apparait infini, d'une part, parceque nous sommes hors d'état d'en deviner les confins, et de l'autre, parceque nous sommes forcés de le considérer comme l'ouvrage de Dieu. Il doit être fini, parcequ'il est nécessairement déterminé par son auteur, comme il est connu et gouverné par lui. Il est infini, en tant qu'effet d'une cause infinie; il est fini, en tant qu'effet distinct de sa cause. Il est infini aussi long-tems que l'être infini veut qu'il le soit, il est fini, puisqu'il dépend de l'être infini etc. etc.

Das Abstrakt-Spekulative ist demnach nicht die Glanzseite des Werkes, sondern diese liegt in der Behandlung des Historischen und in der fleissigen und gewissenhaften Quellenforschung.

Professor **Röth.**

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

Badische Programme.

Bei dieser Zusammenstellung der am Schlusse des Schuljahres 1848 erschienenen Programme, soweit sie eine wissenschaftliche Beigabe enthalten, müssen wir uns auf die schon früher wiederholt gemachte Erklärung beziehen (s. zuletzt diese Jahrbb. 1847. p. 938), dass hier von keiner eigentlichen Kritik die Rede sein kann, da, wo es blos unser Wunsch ist, ein grösseres Publikum auf den wissenschaftlichen Inhalt aufmerksam zu machen, der in diesen Gelegenheitsschriften, die in der Regel nicht in den buchhändlerischen Verkehr kommen, niedergelegt ist. Der schon früher eingeschlagenen, alphabetischen Ordnung folgend, beginnen wir mit Carlsruhe, dessen Programm die folgende Abhandlung beigegeben ist:

Horaz. Die 28. Ode des I. Buchs. Nebst einem Anhange über V. 14 und 15 der 37. Ode des I. Buchs. Von E. Kärcher. Carlsruhe. Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei, 1848. 23 S. in gr. 8.

Die Ode, welche den Gegenstand dieser Erörterung bildet, ist eine von denjenigen, welche in der neuesten Zeit insbesondere die Aufmerksamkeit der gelehrten Ausleger des Horatius auf sich gezogen haben, woraus denn sehr verschiedene Auffassungsweisen derselben hervorgegangen sind. Um so wünschenswerther, ja nothwendig konnte die Aufnahme dieser Frage erscheinen, die hier zu einer Lösung gebracht ist, welche wir wenigstens ohne Anstand als eine solche bezeichnen zu müssen glauben, wodurch das Verständniss des Ganzen, die Tendenz und Absicht der Dichtung, wie die richtige Auffassung des Einzelnen möglich gemacht wird. Es läuft aber die Ansicht des Verfassers, welcher die früheren Versuche, Sinn und Bedeutung der Ode zu ermitteln, sorgfältig geprüft, aber keineswegs befriedigend gefunden hat, darauf hinaus, dass an der dialogischen Form, (wie billig) allerdings festzuhalten, das Ganze aber nicht blos für eine Ironie oder für einen Spott auf den menschlichen Stolz und Dünkel anzusehen, sondern darin eine bittere Persiflage enthalten sei auf Theologie und Philosophie, namentlich auf die Auferstehungslehre, wie sie in den Schulen der Philosophen, zunächst der gefeierten und vorzugsweise hochgeehrten Pythagoreer, gelehrt werde, die mit all' ihrer Weisheit, mit all' ihrer Spekulation doch nicht über das hinauskommen können, was nun einmal auch das Loos aller andern Menschenkinder ist, dass also in dieser Hinsicht Allen auf gleiche Weise ein gleiches Loos — das Todesloos — bevorstehe, und Keiner, auch der gelehrteste und weiseste sich diesem entziehen könne, dass er vielmehr mit dem sich begnügen müsse, was jedem Andern, auch dem Geringsten, zukomme — mit einem Grab. Dies ist die Grundidee, die der Verfasser in einer ebenso ansprechenden als überzeugenden Weise entwickelt, und in den einzelnen Theilen dieser Ode nach allen Beziehungen weiter verfolgt, was wir in der Schrift selbst nachzulesen bitten. Ein um dieselbe Zeit zu Plauen er-

Digitized by Google

schienenes Programm von Meutzner soll, wie wir aus einer Anzeige ersehen, dieselbe Ode behandeln und als Grundidee gleichfalls die Verspottung Pythagoreischer Philosophie, insbesondere der Lehre von der Seelenwanderung, betrachten. So würde also auch diese Untersuchung ein gleiches Resultat erzielt haben, wie das hier gelieferte.

Von Constanz ward diesmal ausgegeben:

Der griechische Hymnendichter Synesius von Cyrene mit einigen Uebersetzungsversuchen von Professor Friedrich Reess. Constanz, 1848. Druck von J. Stadler. VII und 56 S. in gr. 8. Mit dem Motto aus Augustin. Confess. 1, 15, 2: Tibi Domine serviat, quidquid utile puer didici; tibi serviat quod loquor et scribo et lego et numero.

Wenn das kurze Vorwort für den Verfasser und sein ernstes Streben, die von unserer Zeit fast vergessenen und jedenfalls vernachlässigten Schätze christlicher Poesie mehr, als bisher dies der Fall war, der Jugend zur Anschauung und zum lebendigen Bewusstsein zu bringen, unwillkürlich einnimmt, so verdient der von ihm hier gemachte Versuch, einen der Meister der christlichen Lyrik wieder in die Erinnerung der Jugend zurückzuführen, doppelten Dank und gerechte Anerkennung, um so mehr, als der Verfasser, verlassen von literärischen Hülfsmitteln, mit grössern Schwierigkeiten in der Ausführung zu kämpfen hatte, und hier blos auf die eigenen, schon in früheren Jahren begonnenen Forschungen beschränkt war. Er schildert zuerst das Leben des Synesius, wobei er, zur Charakterschilderung dieses Mannes, auch einige längere und bezeichnende Stellen aus der mit Recht gefeierten Rede desselben über das Königthum mittheilt; in eine nähere Beleuchtung seiner (Platonischen) Philosophie und des Verhältnisses, in dem er damit zu dem später angenommenen und als Bischof eifrig gepflegten Christenthum trat, hat sich der Verf. weniger eingelassen, da dies seinem nächsten Gegenstande einer Schilderung des durchaus edlen und würdigen Charakters des Mannes, ferner lag; er gibt aber §. 2 einen Ueberblick der Schriften des Synesius, die von einem Verzeichniss aller Ausgaben sowie der einzelnen Erläuterungsschriften begleitet ist; §. 3 bringt eine Würdigung der Hymnen, die mit andern Betrachtungen und Urtheilen über religiöse, zunächst christliche Poesie überhaupt verbunden ist, und jedenfalls alle Beachtung verdient. Dass diese Hymnen nicht für den kirchlichen Gebrauch bestimmt waren, und insofern von den Hymnen eines Ambrosius u. A. wohl zu unterscheiden sind, wird auch vom Verf. mit gutem Grund angenommen. Er macht in dieser Hinsicht auf den ganz subjectiven Charakter dieser poetischen Ergüsse aufmerksam, die selbst in der äussern Form, in welche sie gefasst sind, dem Gebrauche beim Cultus Schwierigkeiten darbieten würden. Auch die Einmischung Platonischer Vorstellungen, von denen der Dichter bei aller Hingebung an das von ihm aufgenommene Christenthum nicht ganz sich frei machen konnte, gibt wie manches Andere in Sprache und Ausdruck diesen Hymnen ein Gepräge, das sie für den öffentlichen Cultus minder eignete. Im Uebrigen stimmen wir dem über den Charakter dieser Hymnen vom Verfasser ausgesprochenen Urtheil ganz bei, und können nur wünschen, dass es ihm möglich sein werde, diese

Digitized by Google

Forschungen über einen der edelsten Geister spätgriechischer Zeit noch weiter fortzusetzen. Die deutsche, vom griechischen Text begleitete Uebersetzung einiger Hymnen (I. III. Vers 459—534. V. VII.), welche dieser Abhandlung beigefügt ist, hält sich so weit als möglich an das griechische Original, sowohl im Text als im Metrum, und sucht die grossen Schwierigkeiten, welche in der kaum wiederzugebenden mystischen Fülle der Gedanken wie des Ausdrucks liegen, zu bewältigen.

Das Programm von Donaueschingen führt uns wieder in die vorchristliche Zeit zurück; es enthält:

Einiges über die griechischen Frauen im historischen Zeitalter. Nach P. van Limburg-Brower von C. B. A. Fickler. Heidelberg, Druckerei von Georg Mohr, 1848. IV und 39 S. in gr. 8.

Der Verfasser, der uns früher mehrfach mit Gaben aus dem Bereiche vaterländischer Geschichtsforschung beschenkt hatte, ist, wie er ausdrücklich bemerkt, davon „zu einer Zeit abgegangen, da man kaum ohne Schmerz den Namen des Vaterlandes aussprechen konnte"; er hat seinen Stoff diesmal aus der klassischen Zeit der Griechen gewählt, „welche der Gegenwart so weit entrückt ist, dass die Furchen der Leidenschaft, von denen freilich auch jene verunstaltet war, dem Blicke entschwinden, dass ihr brudermörderisches Blut edler Rost des Alterthums bedecket". Wir erhalten aus einer vom Verfasser schon früher unternommenen deutschen Bearbeitung des (früher in diesen Blättern mehrfach besprochenen und nach Verdienst gewürdigten) grösseren Werkes von P. van Limburg-Brower: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs (Gröningen 1833 ff.) einen aus dem zweiten Bande entnommenen Abschnitt, welcher ein Bild des häuslichen Lebens der Hellenen, zunächst der Frauen, ihrer Stellung im Hause und des Einflusses, den sie auf Haus und Staat, auf das Familienleben wie auf das öffentliche Leben äusserten, entwerfen und hier insbesondere die sittliche Seite des Ganzen hervorheben soll. Der Verfasser, indem er die Darstellung des fremden Gelehrten in entsprechendem deutschen Gewande wiedergibt, hat den Werth der Mittheilung, deren Ergebnisse in einem Schlussabschnitt (§. 6. p. 37 ff) passend zusammengestellt sind, durch manche eigene Zusätze und Beigaben zu erhöhen gesucht.

Als Beigabe des Freiburger Programms erschien:

Ueber den deutschen Sprachunterricht an Gelehrtenschulen. Von C. Duffner. Freiburg 1848, bei Franz Xaver Wangler. 53 S. in gr. 8.

Mehrfache wahrgenommene Missstände in der Behandlung des deutschen Sprachunterrichts, über dessen Wichtigkeit unter allen Einsichtsvollen gewiss nur Eine Stimme herrschen kann, haben den Verfasser veranlasst, seine desfallsigen Ansichten zur Beseitigung dieser Missstände in dieser Abhandlung näher auszuführen, welche zuerst die allgemeinen Grundsätze entwickelt, nach welchen bei Ertheilung dieses Unterrichts verfahren werden sollte, dann aber zu dem

Digitized by Google

Besondern übergeht und hier dasjenige festzustellen sucht, was nach den vier vom Verfasser angenommenen Stufen dieses Unterrichts auf einer jeden derselben zu leisten ist. Was der Verfasser dabei von den Behörden verlangt, hat er in einem Schlusswort S. 52 f. zusammengestellt.

Das Heidelberger Programm bringt dieses Mal:

Zur Erinnerung an Gottfr. Christian Lauter, Doctor der Theologie, Professor und alternirendem Director des vereinigten Gymnasiums in Heidelberg. Ein Vortrag am Schlussacte des Schuljahres 1846, von F. S. Feldbausch. Heidelberg, Druck der G. Reichard'schen Buchdruckerei. 1848. 20 S. in gr. 8.

Dieser Vortrag führt uns das wohlgelungene Bild eines der früheren Vorsteher der Anstalt vor, dessen segenreiches, aufopferndes Wirken für die Anstalt in den Herzen vieler seiner Schüler dankbar fortlebt und hier einen würdigen Ausdruck gefunden hat. Die äussere Veranlassung zu diesem Vortrag, bei dem auch diejenigen, welche der Person des Mannes ferner standen, gerne verweilen werden, gab eine dem Gedächtniss Lauter's von Schülern und Verehrern desselben gemachte Stiftung. Ueber die literärische Wirksamkeit Lauter's bringen die am Schluss beigefügten Bemerkungen vollständige Auskunft.

Als Beigabe zu dem Mannheimer Lyceumsprogramm erschien:

Beitrag zu einer anregenden Erklärung des Homer nach dem Elemente des Sittlich-Schönen: 1. des achten Gesanges der Odyssee, 2. einiger Platonischer Stellen aus Homer, von F. A. Nüsslin. Mannheim, Buchdruckerei von Kaufmann. 1848. 53 S. in gr. 8.

Im ersten Theile durchgeht der Verfasser den achten Gesang der Odyssee in der Weise, dass er den Inhalt der einzelnen Abschnitte, Bestimmung und Zweck derselben zum Gegenstande von Erörterungen macht, die den sittlichen Gehalt, der Alles durchdringt und belebt, was in diesem reichen Gemälde uns entgegentritt, nachweisen und damit allerdings auch beitragen sollen, „die Empfänglichkeit für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen bei unserer Jugend zu fördern", während sie hoffen und erwarten können, „auch unter den Erwachsenen, bei welchen die Liebe für das einfache Grosse noch nicht erstorben ist, eine freundliche Aufnahme zu finden". In diesem Sinne ist auch der andere Theil der Schrift gehalten, welcher in der Besprechung einiger Stellen der Platonischen Apologie (aus cap. 7. 16. 30.) ähnliche Rücksichten verfolgt, wie sie auch in der besonders erschienenen Bearbeitung dieser Apologie (s. weiter unten) überall hervortreten.

Von dem Lyceum zu Rastatt wurde ausgegeben:

Curae Theocriteae ad Adoniazusas sive Idyllium XV pertinentes, quibus praeter disputationem de difficilioribus aliquot locis inest specimen editionis, ab hujus opusculi auctore paratae necdum in publicum emissae, et trium codicum

Digitized by Google

Parisinorum nec non Parisinae principis editionis, Gourmontianae nempe, circa annum MDX in lucem emissae hucusque incognitae accurata notitia. Lycei Rastadini Programma, quod collegii nomine proposuit Franciscus Weissgerber. 1848. Rastadii, excudebat Guil. Mayer. 51 S. in gr. 8.

Die wörtliche Mittheilung des ausführlichen Titels mag uns der Mühe entheben, im Einzelnen näher den Inhalt dieser über die Adoniazusen des Theocrit sich verbreitenden Abhandlung anzugeben; nach einer längeren Vorrede S. 10 ff. unter der Aufschrift Prolegomena: De XV Idyllii indole deque locorum quorundam difficiliorum explanatione wird Einzelnes in kritischer und exegetischer Hinsicht besprochen, dann folgt S. 32 ff.: Index Codicum et manu scriptorum et typis excussorum, quibus in curanda hac mea editione usus sum; dann S. 40 ff. als Probe einer neuen Ausgabe dieses Idylls, zuerst das lateinische Argumentum und dann ein mit ausführlichen Noten unter dem Text begleiteter Abdruck der sechs ersten Verse, sowie S. 50 in einer tabellenartigen Uebersicht: Specimen variae lectionis.

Platon's Apologie des Sokrates, übersetzt und erläutert zunächst für gebildete Leser von Friedrich August Nüsslin. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, Verlag von Tobias Löffler. 1848. XII und 152 S. in gr. 8.

Wir könnten füglich hier an das erinnern, was schon im Jahre 1838 bei dem erstmaligen Erscheinen dieser in einer vielfach verbesserten und theilweise sogar weiter ausgeführten Gestalt hier vorliegenden Bearbeitung der Platonischen Apologie bemerkt worden ist; s. diese Jahrbb. 1838. p. 300 seq.: allein wir halten es für unsere Pflicht, zurückzukommen auf die ganze Anlage dieser Schrift und die Tendenzen, welche ihrer Bearbeitung und Ausführung zu Grunde liegen. Denn diese beabsichtigt vor Allem in Kern und Inhalt des Alterthums einzudringen, auf diese Weise die höhere geistige und sittliche Seite desselben zur Anschauung zu bringen, und darauf hin auch besonders bei dem Unterricht den Blick der Jugend, die zur wahren Humanitas geleitet werden soll, zu richten. Dies ist aber jetzt fast mehr als je nothwendig, wo Gefahren von allen Seiten der ernsten Pflege der Wissenschaft drohen und eine tüchtige, die bemerkten Zwecke in der That fördernde Jugendbildung der einzige Damm sein kann gegen eindringende Rohheit und Barbarei, wie sie die natürliche Folge der Alles überstürzenden und dadurch nur Anarchie hervorrufenden Besserungslust ist. Und wenn eine solche Jugendbildung, wie sie soll, auf die klassischen Studien sich stützt, so wird sie nur dann ihrer Pflicht genügen können, wenn sie den geistigen Kern des Alterthums, der auch dessen sittlichen Gehalt ausmacht, hervorzuheben und daran unsere Jugend zu nähren und zu kräftigen versteht. In diesem Sinne hat der Verfasser schon bald ein halbes Jahrhundert durch Lehre und Schrift gewirkt: er hat viele tüchtige Schüler herangebildet und in ihnen das Interesse und die Begeisterung für die höheren Güter des Lebens anzuregen gewusst: er hat sich dann auch bemüht, ausserhalb der Schule, diesen Geist des Alterthums zur Anerkennung zu bringen bei einem Publikum das, wenn es sich auch ein gebildetes nennt, doch der wahren und ächten Geistesbildung oft noch sehr ferne steht: und von diesem Streben gibt auch

Digitized by Google

diese wiederholte Bearbeitung eines der edelsten Werke Platonischen Geistes ein Zeugniss, dem die dankbarste Anerkennung nicht ausbleiben kann. Durchweg gibt sich in der neuen Ausgabe die bessernde Hand kund, die Einzelnes berichtigend oder erweiternd, das Ganze für die höheren Zwecke, denen es dienen soll, entsprechender zu machen bestrebt ist, mag man auf Einleitung und Uebersetzung oder die auf die letztere folgenden Anmerkungen blicken. Zu der Einleitung ist jetzt S. XII seq. eine ausführliche Uebersicht des Inhalts nach seinen einzelnen Theilen, ein bequemes Schema der ganzen Rede, hinzugekommen, wodurch der Ueberblick erleichtert und der Gedankengang zu bequemer Anschauung gebracht ist. Dass in der Uebersetzung, welche die Forderungen der Treue mit Takt und Geschmack zu bewahren weiss, Einzelnes hier und dort geändert oder vielmehr gebessert ist, wird dem aufmerksamen Blicke nicht entgehen. Insbesondere aber sind es die Anmerkungen, in welchen wir wesentliche Aenderungen oder vielmehr Erweiterungen, und zwar recht erwünschte, des früheren Bestandes antreffen. Es sind zwar dieselben zunächst nicht für Gelehrte bestimmt, sondern für gebildete Freunde des Alterthums, welchen das volle Verständniss der Platonischen Schrift auf diese Weise erschlossen werden soll: indess wir stehen keinen Augenblick an zu erklären, dass auch der Kundige, der Mann von Fach, aus ihnen Manches lernen kann, nicht blos, was das nächste und unmittelbare Verständniss des Textes selbst und seines Inhalts betrifft, sondern auch im Allgemeinen, was die Erklärung alter Denkmale für ein grösseres Publikum betrifft, das mit der geistigen und sittlichen Grösse des Alterthums bekannt gemacht, nicht aber durch grammatische oder sprachliche Forschungen, wie sie in den engen Kreis des gelehrten Fachstudiums gehören, unterhalten sein will. Der Lehrer, der mit seinen Schülern die Apologie oder eine ähnliche Schrift Platon's liest, wird Manches hier finden, was ihm einen Wink, eine Anleitung geben kann, in dem oben bemerkten Sinne anzuknüpfen, und so den sittlichen Geist des Alterthums immer mehr zum klaren Bewusstsein seiner Schüler zu bringen. Um nun noch Einiges im Einzelnen zu berühren, was diese zweite Ausgabe von der früheren unterscheidet, so bemerken wir, dass S. 52 — 54 der Verfasser die Frage nach der Aechtheit des Ganzen durch die schon von Thiersch wider Ast vorgebrachten Gründe für beseitigt erachtet, und darum auch mit Recht darauf sich nicht weiter eingelassen hat, während er dagegen die Frage, ob die Apologie die wirklich von Sokrates gehaltene Vertheidigungsrede oder ein eigenes Werk Plato's sei, näher bespricht und die verschiedenen Ansichten der verschiedenen Bearbeiter der Schrift anführt. Schwerlich wird man, hat man einmal die Aechtheit der Schrift, d. h. ihre Abfassung durch Plato (die doch nach unserm Ermessen sich nicht wird bestreiten lassen) angenommen, anders im Wesentlichen urtheilen können, als Fr. A. Wolf, „der geniale Wiedererwecker und Gründer eines kritischen Studiums der Platonischen Schriften", man wird in der Apologie ein ächtes Produkt Platonischen Geistes erkennen, der nicht mit einer treuen, einfach-nackten Copie der Wirklichkeit, des wirklichen Sokrates, sich begnügt, sondern, wie immer, diesen in dem Lichte der reinsten Menschlichkeit und Wissenschaftlichkeit gehalten, darstellt oder gewissermaassen verklärt und bei aller äussern Treue der Charakterzeichnung wahrhaft idealisirt. Und darin liegt mit für uns das Erhebende, Geist und Herz Stärkende der ganzen, von dem Charakter der reinsten Sittlichkeit getragenen

Digitized by Google

Erscheinung. S. 55 beginnen die Anmerkungen, die im Einzelnen manchen Zusatz und selbst grössere Ausführung erhalten haben, namentlich in Allem dem, was mit der sittlichen Würdigung des Ganzen und allen den darauf zielenden Fragen zusammenhängt, oder einzelne sachliche Punkte betrifft, welche mit das Verständniss des Ganzen fördern und vervollständigen. So ist, um ein Beispiel anzuführen, die Frage nach dem Verhältniss des Aristophanes zu Sokrates, namentlich auch in Rücksicht der Wolken, vom Verf. zu cap. III. pag. 61 ff. ausführlicher besprochen worden und hier die Aeusserung eines Mannes mitgetheilt, der, als Staatsmann wie als gründlicher Kenner und Freund der Wissenschaft hochverehrt von Allen, es nicht verschmähte, in den Stunden seiner Musse sich zu stärken an dem frischen Born Griechenlands und Roms; wir meinen den verstorbenen Minister von Reizenstein, dessen Ansicht über das Verhältniss des Aristophanes zu Sokrates sich allerdings derjenigen Ansicht nähert, die auch wir früher in diesen Jahrbb. 1846. p. 638 über diesen Gegenstand entwickelt haben. Noch Manches der Art liesse sich anführen, wenn es anders nöthig wäre, um als Beleg dessen zu dienen, was wir über den Charakter des Ganzen und die Tendenz, der insbesondere diese Anmerkungen dienen sollen, vorher bemerkt haben. Möchte darum diese Bearbeitung eben sowohl in jüngeren wie auch in weiteren Kreisen Leser und Freunde finden, die von einer Zeit der sittlichen Erschlaffung und Verwirrung aller moralischen Begriffe gerne den Blick wegwenden zu den lauteren Quellen Platonischen Geistes!

Chr. Bähr.

Geschichte des Herzogthums Steiermark. Von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular zu Admont, k. k. Professor u. s. w. Vierter Theil. Grätz 1848, bei Damian und Sorge. 557 S. in gr. 8.

Ueber die früheren Bände s. diese Jahrbb. 1845. p. 211 ff. 1846. p. 304. 1847. p. 297 ff. Der vorliegende vierte Band bringt den Schluss der im vorhergehenden Bande begonnenen Darstellung der inneren Verhältnisse und des inneren Lebens im Steirer Lande während der mittelalterlichen Epoche von 493—1300 p. Chr.; die Ansichten jener Zeit in Religion und Moral, sammt dem damit verbundenen Aberglauben, die Wohlthätigkeitsanstalten und andere Sitten und Einrichtungen, wie sie in jener Zeit hervortreten, werden geschildert: ein eigener Abschnitt ist der wissenschaftlichen Bildung während jener Epoche gewidmet: es werden hier alle die der Steiermark angehörigen Schriftsteller, so weit sie in diese Periode fallen und mithin als Zeugen der geistigen Entwicklung und Bildung gelten können, der Reihe nach aufgeführt und nach ihrem ganzen Wirken geschildert. (S. 81 ff.) Auch hier wird manche Notiz aus unbenutzten handschriftlichen Quellen beigebracht, Manches überhaupt erwähnt, was nicht blos für die Culturgeschichte des Landes, dem das ganze Werk bestimmt ist, von Belang ist, sondern in das Gebiet der allgemeinen Literärgeschichte überstreift. Von S. 125 ff. bis an den Schluss dieses Bandes folgt die (äussere) Geschichte des Steirer Landes von 489—1192 p. Chr. in mehreren Abschnitten, deren erster bis zu dem Tode Karls des Grossen (814) reicht, mit-

Digitized by Google

hin die Geschicke des Landes schildert während der ostgothischen Herrschaft und nach deren Auflösung unter den verschiedenen, das Land durchziehenden, und nach kürzerer oder längerer Dauer sesshaft gewordenen Völkerschaften bis zur Vereinigung mit dem Reiche Karls des Grossen. Der zweite Abschnitt S. 211 ff., welcher die Geschichte des Landes bis zum Jahre 1056 fortführt, zeigt uns die Steiermark, wie sie zuerst in dem Reiche Bojoarien enthalten, dann davon wie von Kärnthen sich trennt und in zwei selbstständige Marken sich spaltet bis zum Eintritt der Gaugrafen des Traungaues als Markgrafen der obern Mark. Der dritte Abschnitt (S. 291 ff.) zeigt die obere Mark unter den Traungauer Markgrafen, dann die Vereinigung des ganzen Landes zu einer Markgrafschaft und deren Erhebung zum Herzogthum unter diesen Traungauer Markgrafen, sowie die nach dem Aussterben dieser Markgrafen erfolgte Vereinigung der Steiermark mit Oesterreich unter den babenbergischen Herzogen, von 1056 bis 1192. Mit aller Genauigkeit und Sorgfalt des Details wird alles Einzelne berichtet: alle Stiftungen angegeben, wie z. B. die des Stiftes Admont (S. 309 ff.) und überhaupt Nichts übergangen, was von einigem Belang und für eine solche Specialgeschichte von Bedeutung erscheint; handschriftliche Quellen und Dokumente wurden im Einzelnen hier und dort ebenfalls benutzt. Wenige Länder deutscher Zunge werden sich überhaupt einer solchen Specialgeschichte erfreuen, wie sie hier von Steiermark vorliegt: dabei ist die Uebersicht des Ganzen ungemein erleichtert durch die am Rande stets angebrachten kurzen Inhaltsangaben: eine überhaupt nachzuahmende Sitte, die für den Leser und auch für den, welcher ein Buch, das kein Register zum Nachschlagen besitzt, hier und dort zu Rathe ziehen, zu benutzen und zu vergleichen genöthigt ist, manche Vortheile bietet. Und so schliessen wir unsere Anzeige mit dem Wunsch, dass die jetzt obwaltenden Ereignisse keine nachtheilige Rückwirkung auf die Fortsetzung dieses gründlichen und verdienstlichen Unternehmens ausüben möchten, das, wenn auch nicht durch eine glänzende Darstellungsweise ausgezeichnet, doch durch eine besonnene und ruhige Haltung des Ganzen, durch eine auf die (unter dem Text stets angeführten) Nachweise und Stellen sich stützende Darstellung unter den derartigen Specialgeschichten deutscher Länder gewiss eine ehrenvolle Stellung einnimmt.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, zum Selbststudium und für Vorlesungen, von Dr. Johann Georg Theodor Grässe, Bibliothekar S. M. des Königs von Sachsen und Inspector des königl. Münzkabinets. Ein Auszug aus des Verfassers grösserem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. Dritter Band. Geschichte der Literatur vom Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Erste Abtheilung. Geschichte der Poesie. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung. 1848. XII und 1090 S. in gr. 8. (Auch mit dem besondern Titel: Geschichte der Poesie Europas und der bedeutendsten aussereuropäischen Länder vom Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit etc.)

Ueber den ersten und zweiten Band dieses Handbuchs, worin die alte

Digitized by Google

Welt und das Mittelalter behandelt ist, s. diese Jahrbb. 1845 p. 141 ff. 1846 p. 633. 782 ff. Dass die dritte Periode, die Neuzeit, nicht in gleicher Weise, wie die frühern sich mit Einem Bande werde abschliessen lassen, war bei der ungeheuern Masse des Stoffs vorauszusehen, wenn anders nicht das Ganze in einer Weise zusammengedrängt werden sollte, welche nur zum Nachtheile desselben ausgefallen wäre, und es, nach Anlage und Behandlung, den früheren Bänden ungleich in der Ausführung hätte erscheinen lassen. Wir glauben daher, dass die Theilung des gewaltigen Stoffs in zwei Bände eben so sehr durch die Nothwendigkeit geboten, als im Interesse des Buches und der Zwecke lag, welche durch dasselbe gefördert werden sollen; wir glauben auch, dass sie im Sinne aller derjenigen lag, welche dieses Buch gebrauchen und vor Allem Vollständigkeit in allen Nachweisungen und literarischen Notizen über die einzelnen auf dem Gebiete der Literargeschichte mehr oder minder hervorragenden Erscheinungen verlangen, insofern sie über Einzelnes entweder in der Kürze befriedigend belehrt, oder doch jedenfalls mit denjenigen Schriften oder Notizen bekannt werden wollen, aus welchen weitere und nähere Belehrung über jeden einzelnen Punkt im Detail gewonnen werden kann. Denn für diese Zwecke wüssten wir in der That kein Werk zu nennen, was durch den Reichthum und die Fülle eines wohlgeordneten Materials besser entsprechen könnte, als das vorliegende, das, wenn man nur einen Blick in die jedem Paragraphen folgenden Noten, welche diese Nachweisungen und Notizen, die Angabe der einzelnen Schriften und deren Ausgaben u. s. w. enthalten, werfen will, als eine wahre Riesenarbeit zu bezeichnen ist, da es gleichmässig die poetische Literatur aller Völker der Erde befasst. Nach einer Einleitung, in welcher auch über die Entstehung der Universitäten und über die Erfindung der Buchdruckerkunst das Nöthige bemerkt ist, beginnt die lateinische Poesie, mit Einschluss der macarischen Poesie; dann folgt die italienische, und zwar nach ihren einzelnen Abtheilungen: Epos, Lehrgedicht und Satire, Fabel, Lyrik, Drama und Volkspoesie. Zwischen Lyrik und Drama ist auch der Roman und die Novelle eingeschoben, was auch eben so bei der Poesie der andern Völker der Fall ist. Auf die italienische Poesie folgt, in gleicher Weise nach den einzelnen Zweigen der Poesie geordnet, die spanische Poesie, die portugiesische, die französische, die englische sammt der schottischen und nordamerikanischen, dann die deutsche, die natürlich in einem grösseren Umfang von dreihundert Seiten gehalten ist; an sie unmittelbar reiht sich die holländische, vlämische, friesische, schwedische und dänische Poesie in kürzerer Schilderung an; es folgt dann die neugriechische und die serbische, die russische, böhmische und polnische Poesie, selbst die wenig bekannte Poesie einiger andern slavischen Stämme wird berücksichtigt; die windisch-slowenische, dalmatinisch-ragusanische, bulgarische, slawonische, slowakische; dann folgt die moldau-walachische Poesie, darauf die tscherkessische und georgische, die ungarische und jüdische Poesie; den Schluss macht Asien: die hindostanische, türkische, persische, armenische, malaiische und chinesische Poesie. Zur Vollendung des Ganzen fehlt nun noch der zweite Theil, welcher die eigentlichen Wissenschaften und deren Literatur enthalten soll. Der Verfasser glaubt sich hier kürzer fassen und Alles in den Rahmen dieses einen Theiles unterbringen zu können, ohne Nachtheil für die Uebersichtlichkeit des Ganzen. Auch soll dann ein genaues Sach- und Perso-

Digitized by Google

nenregister folgen, was bei einem solchen Werke für eine durchaus nothwendige Zugabe anzusehen ist.

Abriss der Mechanik zum Gebrauche beim Unterrichte an höheren Lehranstalten von J. W. Deschwanden. Zürich, Verlag von Orell, Füssli und Comp. 1848. (XIX und 132 S. in 8.)

Es ist althergebrachte Sitte, die Mechanik in zwei Theile zu trennen — die Lehre vom Gleichgewichte und die von der Bewegung, oder in Statik und Dynamik. Diese Trennung ist aber keineswegs eine natürliche, aus dem Wesen der Mechanik fliessende, sie ist vielmehr durch den Entwicklungsgang der Wissenschaft im Laufe der Zeit so geworden, da die Alten eigentlich blos Statik kannten und die Dynamik mehr der neuern Zeit angehört. Das Gleichgewicht ist weiter nichts als ein besonderer Zustand der Bewegung, und bei der Allgemeinheit, welche die Betrachtungsweise der Neuern in Anspruch nimmt, ist darum die Trennung dieses besondern Falles und seine Hinstellung als abgesonderte Wissenschaft nicht zu billigen. Weist ja der oberste Grundsatz der Statik, das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten, unmittelbar darauf hin, dass die ganze daraus fliessende Wissenschaft mit der Dynamik zusammenfalle! Demungeachtet finden wir die Trennung durchgeführt selbst in ganz neuen Werken, so z. B. in dem klassischen Werke Poissons. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat darum mit Recht sich auf den allgemeinern und also auch wissenschaftlichern Standpunkt gestellt, die organische Verbindung, die zwischen Statik und Dynamik besteht, aufrecht zu erhalten, und sie nicht gewaltsam zu trennen und eben dadurch das an und für sich leicht Verständliche und Klare zu einem Schweren und Dunkeln zu machen. Hat er auch keineswegs die Wissenschaft allgemein dargestellt, oder sich bis zu den allgemeinsten Gesetzen der Bewegung erhoben, so ist doch schon dadurch, dass er jene Verbindung nicht löste, sein Buch lehrreich und empfehlenswerth. Sodann ist die Eintheilung des Ganzen ebenfalls empfehlenswerth. Er theilt nämlich sein Buch in vier Abschnitte: Bewegung; die mechanischen Verbindungen; die Kräfte; die mechanischen Verbindungen und die Kräfte. Auf den Inhalt dieser vier Abtheilungen wollen wir nun etwas näher eingehen, woraus man denn zugleich den Grund und die Berechtigung dieser Abtheilung ersehen wird.

Der erste Abschnitt, von der Bewegung handelnd, erläutert zunächst den Begriff des Weges und der Geschwindigkeit und den Zusammenhang derselben mit der Zeit. Die Erläuterung geschieht durch die Betrachtung der Bewegung eines Punktes in Bezug auf einen andern. Daneben tritt nun noch als bestimmendes Element der Bewegung eines Punktes die Richtung seines Weges auf. Sie wird erst nothwendig zu betrachten sein, wenn die Bewegung eines Punktes in Bezug auf zwei andere Punkte betrachtet wird. So wie die Geschwindigkeit, so kann auch die Richtung unverändert bleiben oder sich ändern. Darum scheiden sich gleichförmige und ungleichförmige, geradlinige und krummlinige Bewegungen. Die Zusammensetzung zweier gleichzeitiger Ge-

Digitized by Google

schwindigkeiten eines Punktes — das Parallelogramm der Geschwindigkeiten — bildet den natürlichen Schluss dieses ersten Abschnittes.

Hat Referent gegen den Gedankengang im Allgemeinen nichts einzuwenden, da er denselben für natürlich und für den Unterricht geeignet hält, so sind ihm doch Einzelheiten aufgefallen, die er gerne anders gesehen hätte, da dadurch die Bestimmtheit und Schärfe der Anschauung mehr gesichert gewesen wäre. Auf einiges Derartige will er hier aufmerksam machen.

S. 6 ist die Geschwindigkeit durch sich selbst definirt. Es heisst nämlich: „Man untersucht gewöhnlich die Näherung oder Entfernung während einer Sekunde, und nennt das Stück, um welches sich zwei Punkte von unveränderlicher Geschwindigkeit in einer Sekunde nähern oder von einander entfernen, ihre Geschwindigkeit.“ Dass eine derartige Erläuterung Nichts besagt, ist klar.

Ebenso würde Referent auf derselben Seite statt der Gleichung 1a lieber

$$w = vt$$

setzen, da er meint, dass der Satz, der Weg sei gleich der Gesehwindigkeit, multiplizirt mit der Zeit, die einfachste Anschauungsweise für diesen Fall sei. Doch ist der Unterschied nicht so erheblich. Uebrigens ist die Ableitung in unserm Buche, „t mal kleiner (soll heissen: t mal so klein) als w“, zunächst von der Idee eines ganzen t hergenommen. In S. 9 ist ohnehin die einfachere Betrachtung nachträglich aufgeführt.

In S. 7 muss in Zeile 1 stehen „Bewegungen“ statt „Geschwindigkeiten“, da „veränderliche Geschwindigkeit“ nirgends definirt ist. Die Ableitung der Gleichung 1b derselben Seite ist sehr oberflächlich, zudem ist keineswegs eine deutliche Erläuterung des Begriffs Geschwindigkeit bei veränderlichen Bewegungen gegeben, und Deutlichkeit ist das erste Erforderniss bei jedem Unterrichte. Die Ableitung der genannten Gleichung muss durch die Gränzmethode geschehen. Sei nämlich w der Weg eines geradlinig bewegten Körpers am Ende der Zeit t; dieser Weg wächst um das Stück Δw, während die Zeit t um Δt zunimmt, so dass $w + \Delta w$ der Weg des Körpers am Ende der Zeit $t + \Delta t$ ist. Je kleiner nun Δt ist, um desto genauer wird man die Bewegung des Körpers während dieser Zeit als gleichförmig ansehen können, und wenn Δt unendlich klein wird, so wird diese Betrachtung streng richtig sein. Nun versteht man unter der Geschwindigkeit v eines veränderlich bewegten Körpers am Ende der Zeit t den Weg, den der Körper in der Sekunde nach Umfluss der t Sekunden durchlaufen würde, wenn die Bewegung des Körpers dieselbe bliebe, als die sie war am Ende der t Sekunden. Da aber, für ein unendlich kleines Δt, Δw der Weg des Körpers, und seine Bewegung gleichförmig ist, so folgt nun leicht, dass $\Delta w = v\Delta t$, d. h. $v = \frac{\Delta w}{\Delta t}$ sein wird, vorausgesetzt, dass Δt unendlich klein sei. Alsdann aber verwandelt sich $\frac{\Delta w}{\Delta t}$ in $\frac{dw}{dt}$ und man erhält die genannte Gleichung.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die Gleichung (S. 10)

$$w = \int_0^t v \, dt$$

ergibt sich unmittelbar aus der vorigen und bedarf keineswegs der in unserm Buche gegebenen Ableitung aus der Summation der Elemente; sie gilt aber nur, wenn der Weg von Anfang der Bewegung her gerechnet werden soll.

Dasselbe, was wir soeben über Ableitung der Gleichung 1b gesagt, gilt auch für S. 10. Die Grösse $\frac{dv}{dt} = \frac{d^2w}{dt^2}$ gibt nämlich an, um wie viel die Geschwindigkeit v in einer Sekunde zunehmen würde, wenn vom Zeitpunkte t an diese Zunahme gleichförmig bliebe. Die Ableitung muss daher ebenfalls auf der obigen entsprechende Weise geführt werden.

Das Gesetz des Parallelogramms der Geschwindigkeiten dürfte ebenfalls deutlicher abgeleitet sein. Newton's Beweis bleibt hiebei immer zu empfehlen. Der nun verstorbene Professor G. W. von Langsdorff hat in seinem trefflichen Werkchen: „Lehrbuch der Elementar-Mechanik mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten allgemeinen Prinzipien der Statik und Dynamik und ihrer Anwendung auf Maschinen." Stuttgart 1845" Seite 6 denselben sehr gut dargestellt. Die Zusammensetzung mehrerer Geschwindigkeiten — das Vieleck der Geschwindigkeiten, würde hier auch nicht am unrechten Orte sein.

Die S. 18 und 19, (Nr. 11) gegebenen Entwicklungen sind erst recht verständlich, wenn, wie oben gefordert wurde, in S. 7. die Geschwindigkeit, auch bei veränderlicher Bewegung, besser definirt ist.

Der zweite Abschnitt handelt von den mechanischen Verbindungen. Steht ein Punkt mit andern Punkten in mechanischer oder geometrischer Verbindung, so kann die Gestalt des von ihm durchlaufenen Weges und das Verhältniss seiner Geschwindigkeit zu der Geschwindigkeit anderer Punkte entweder ganz oder zum Theil auch ohne die Kenntniss der wirkenden Kräfte bestimmt werden. Sind z. B. zwei Punkte genöthigt, immer in gleicher Entfernung von einander zu bleiben, so dass sie zu einander in Ruhe sind, so sind dieselben in fester mechanischer Verbindung. Können sie dagegen ihre Entfernung ändern, aber nicht beliebig, sondern nach einem gewissen Gesetze, so sind sie in lockerer mechanischer oder geometrischer Verbindung. Der befolgte Gang ist nun der, dass zunächst das Verhältniss der Geschwindigkeit zweier fest mit einander verbundener Punkte untersucht wird, und zwar wenn beide frei beweglich, oder beide auf vorgeschriebenen Wegen beweglich, oder der eine frei und der andere auf vorgeschriebenem Wege beweglich ist. Oft hat

Digitized by Google

die vorgeschriebene Bahn selbst wieder eine Bewegung und auch dieser Einfluss wird untersucht. Spezielle Anwendungen schliessen diese ersten Betrachtungen, sie umfassen Bewegungen auf einer schiefen Ebene, den Hebel, Bewegung eines senkrecht stehenden Stabes durch einen Keil u. s. f.

Die folgenden Betrachtungen umfassen die Beziehungen bei drei und mehrern mit einander fest verbundenen Punkten. Drei Punkte stellen eine Ebene fest, und durch eine feste Ebene in seinem Innern ist auch ein Körper festgestellt. Diese Betrachtungen dehnen sich also auf feste Körper aus. Man findet hier, dass jede Bewegung eines ganzen Körpers in eine fortschreitende und zwei drehende Bewegungen zerlegt werden kann, welche letztere zwei wieder in eine einzige zusammengesetzt werden können.

Bei der Betrachtung der Bewegung einer mit einem Punkte fest verbundene Linie ist als wichtigster Fall der hervorgehoben, dass die bewegte, mit dem Punkte verbundene Linie eine andere gegebene Linie immer berühren soll, wobei noch vorausgesetzt ist, dass die beiden Linien einfach gekrümmt seien und stets in der gleichen Ebene liegen. Es wird nun die Geschwindigkeit des Berührungspunktes auf den sich berührenden Linien besimmt, wenn der Punkt verschiedene Bewegungen macht, je nachdem nämlich, ob er eine fortschreitende oder eine drehende Bewegung in der mit ihm fest verbundenen Linie hervorruft. Da die Linie keine andere, als eine aus beiden zusammengesetzten Bewegungen haben kann, so ist es leicht das Verhältniss der Geschwindigkeiten des Berührungspunktes auf beiden Kurven zu bestimmen, wenn die Geschwindigkeit des gegebenen Punktes bekannt ist. Möglicher Weise könnte die zweite Linie selbst auch eine Bewegung haben, doch ist dieser Einfluss leicht zu berücksichtigen. Als besonderer Fall ist die Bewegung einer exzentrischen Scheibe um einen festen Punkt, die einen ebenfalls um einen festen Punkt beweglichen Hebel in Bewegung setzt, betrachtet.

Bei der Bewegung zweier fest mit einander verbundener Linien ist nur der Fall berücksichtigt, in welchem jede der beiden Linien stets durch einen gegebenen festen Punkt hindurchgeht.

Was endlich die lockere mechanische Verbindung anbelangt, so ist sie begreiflich sehr mannigfaltig. Der wichtigste Fall ist wohl der, da alle Punkte des bewegten Körpers nur durch vorgeschriebene Wege gehen können, und ihre Geschwindigkeiten in gegebenen Verhältnissen zu einander stehen. Diese Fälle führen aber leicht auf das Vorangegangene zurück.

Wie man sieht, ist der Gegenstand dieses Abschnittes nicht erschöpft, konnte es auch wohl nicht sein, da er ein äusserst ausdehnbarer ist. Die für die Anwendung auf Maschinen wichtigsten Fälle sind jedoch aufgezählt und erörtert.

Einzelne Bemerkungen, die Referent zu machen hätte, wären u. A. die folgenden:

In S. 24 wäre es besser, die Ableitung des Verhältnisses $\frac{bb_1}{aa_1}$ nicht zunächst auf unendlich kleine Grössen einzuschränken. Nähme man aa_1, bb_1 zuerst endlich an und liesse es dann unendlich klein werden, so erhielte man das nämliche Resultat, ohne die Betrachtungsweise des Buches, die, wie über-

haupt derartige, schon von vornherein unendlich kleine Grössen setzende Betrachtungen, nicht scharf genug ist. Auch ist der Fall $b = 90^0$ ausgeschlossen, da alsdann b_1d mit cb zusammenfällt. Für den Fall, dass $bc = ac.\ \cos\varphi$, ist $v_a = o$, und wenn $ac = bc\cos\varphi$, ist $v_b = o$, was in S. 26 und 27 zu bemerken ist.

Die letzte Formel in S. 29 folgt leicht aus γ_a, da $bc = o$, $\varphi = 90^0 + \alpha$, $ac^1 = bc^1\cos\varphi^1$; ebenso ist S. 30 oben: $a = o$, $a^1 = 90$, γ_a und $\gamma_b{}^1$ von verschiedenem Zeichen nach S. 29.

In S. 35 fehlt die Angabe des Gesetzes der Zusammensetzung drehender Bewegungen, wie es z. B. auch Langsdorff in dem oben angeführten Werkchen S. 10 gegeben. (Poisson Mechanik §. 543.)

In S. 42 sollten die Kriterien näher angegeben sein, nach denen man die Anwendung des positiven oder negativen Zeichens in den Formeln 10_b zu bestimmen hätte. Ebenso ist die Erörterung in S. 46 unklar und zudem durch Druckfehler ganz unverständlich gemacht. Man hat dort $cc_1e_1 + o = 180$, denn cc_1 parallel mit ao_1, c_1e_1 parallel co, also da $o = 180 - a - c$: $cc_1e_1 = a + c$; ebenso $c_1e_1c = 90 - c$, $e_1cc_1 = 90 - a$. Daraus folgt:

$$\frac{cc_1}{ee_1} = \frac{\cos c}{\sin(a+c)},\quad ce_1 = vdt.\ \frac{\sin(a+c)}{\cos c}$$

und dann die Formeln 12_a und 12_b.

Der dritte Abschnitt handelt von den Kräften, als den Ursachen der Bewegung. Nachdem erläutert worden, was man unter diesem Begriffe zu verstehen habe, ihre Richtungen und Angriffspunkte definirt sind, werden die wichtigsten und bekanntesten Kräfte, sowohl die die Bewegung fördernden als die sie hemmenden aufgezählt und das Gesetz ihrer Wirksamkeit, insoferne es etwa bekannt ist, angegeben. Solche Kräfte sind: die Schwere, der Magnetismus und die Elektrizität, die Festigkeit der Körper, die Elastizität, die Ausdehnungskraft, die Adhäsion, die Capillarkräfte, die Muskelkraft; die Reibung, die Steifigkeit der Seile und Riemen und der Widerstand der Mittel.

Sodann wird der Begriff der Arbeit einer Kraft eingeführt, und die Kräfte immer durch Gewichte ausgedrückt. Da dieser Begriff für die Anwendung der Mechanik ein äusserst wichtiger ist, so ist seine Einführung in die Elemente in jeder Beziehung lobenswerth.

Die Wirkungen der Kräfte äussern sich durch die Geschwindigkeiten, welche die von ihnen getriebenen Körper annehmen und die Kräfte, wenn sie unveränderlich sind, sind proportional der Zunahme der Geschwindigkeit in gleichen Zeiten. Daraus ergibt sich, dass wenn P eine Kraft (ein Gewicht) bedeutet, die auf einen Körper vom Gewichte (z. B. beide in Pfund ausgedrückt) G wirkt, g die bekannte Beschleunigung der Schwere ist, die von jener Kraft hervorgebrachte Beschleunigung gleich $\frac{Pg}{G}$ ist. Daraus folgt die bekannte Gleichung

$$\frac{dv}{dt} = \frac{Pg}{G},\quad v = g\int_0^t \frac{P}{G}\,dt + v_1,$$

wo v_1 die Geschwindigkeit im Anfange der Bewegung war. Ist die bewegende Kraft die Schwere, so ist $P = G$. Ist w der zurückgelegte (geradlinige) Weg, so findet man bekanntlich

$$G\,\frac{v^2 - v_1^2}{2g} = \int_0^w P\,dw$$

und es folgt daraus, dass die Grösse $G.\,\frac{v^2 - v_1^2}{2g}$ gleich der Arbeit der Kraft P in der Zeit t ist. Nun ist $\frac{Gv^2}{2g}$ die lebendige Kraft des Körpers, dessen Gewicht G und dessen Geschwindigkeit v ist, woraus nun leicht der bekannte Zusammenhang zwischen lebendiger Kraft und Arbeit hervorgeht. Dass hier $\frac{Gv^2}{2g}$ statt wie gewöhnlich $\frac{Gv^2}{g}$ die lebendige Kraft heisst, ist gewiss natürlicher. Auch ist nur zu loben, dass der Begriff der Masse geradezu weggelassen wurde, da er offenbar unnöthig ist. Der Grund der Benennung und die Bedeutung der lebendigen Kraft $\frac{Gv^2}{2g}$ (oder der Wirkungsfähigkeit, wie sie sonst auch heisst) ist ebenfalls erläutert. Hat nämlich ein Körper vom Gewichte G die Geschwindigkeit v, so kann er ein Hinderniss (gleich dem Gewichte) P durch den Weg w treiben, bis er zur Ruhe kommt, also noch die Arbeit Pw ausüben, wenn

$$Pw = \frac{Gv^2}{2g}$$

ist.

In ähnlicher Weise wird die Bewegung eines Körpers bestimmt, auf den mehrere Kräfte mit gleichem Angriffspunkte wirken. Daraus ergibt sich dann das Parallelogramm der Kräfte als einfache Folgerung. Wie schon oben gezeigt wurde, ist das Gleichgewicht nur ein besonderer Fall der Bewegung, der nämlich, da die Geschwindigkeitszunahme, d. h. dv, Null ist. Daher ergeben sich für diesen Fall sehr leicht die Gleichungen, d. h. Bedingungen, des Gleichgewichts. Den Schluss des Abschnittes bildet die Bestimmung der Zentrifugalkraft.

Zu diesem ganz vortrefflich durchgeführten Abschnitt hat Referent nur wenige Bemerkungen zu machen.

S. 50 würde er statt „Trägheit" setzen „Beharrung"; in S. 54 ist der Werth von m falsch angegeben, da er = 0,003665 sein sollte (s. Müller Physik II. S. 298); endlich würde in S. 58 (N. 35) die Bemerkung, dass der Weg mA^1 von einer fremden Kraft herrühre, nicht ausser ihrem Orte sein. Nochmals aber muss er dazu lobend anführen, dass statt des Begriffs der Masse immer nur das Gewicht eingeführt ist. Die Anschauung wird dadurch klarer und das Verständniss somit leichter.

Der vierte Abschnitt — die mechanischen Verbindungen und die Kräfte — betrachtet die Bewegung von Körpern, auf die Kräfte einwirken und die zugleich in mechanischer Verbindung stehen. Zunächst werden die Gleichungen der Bewegung eines Körpers gebildet, der sich auf einer vorgeschriebenen Bahn bewegen muss, woraus dann die Bedingungen des Gleichgewichts in diesem Falle leicht folgen. Sodann werden die Gleichungen der (fortschreitenden) Bewegung eines Systems von Körpertheilchen gebildet, woraus sich abermals die Gleichungen des Gleichgewichts ergeben. Das Prinzip der

Digitized by Google

virtuellen Geschwindigkeiten ist die unmittelbare Folge derselben. Als einzelne Fälle zur Bestimmung des Gleichgewichts werden die Gleichgewichtsbedingungen bei einer Schraube, einer Seilwelle und einem um eine feste Axe beweglichen Körper angegeben. Sodann wird die Bewegung eines um eine feste Axe drehbaren Körpers betrachtet und auf die Bewegung des Pendels die Resultate angewendet. Ein Versuch, die Bewegung eines frei schwebenden Körpers, der von beliebigen Kräften bewegt ist, zu bestimmen, sodann die Bestimmung der Kettenlinie und die Betrachtung des (senkrechten) Stosses zweier Körper bilden den eigentlichen Schluss des Abschnittes.

So sehr Referent mit der Behandlung im dritten Abschnitt einverstanden war, so wenig kann er es mit der in diesem vierten sein. Wie man aus der angegebenen Uebersicht ersehen kann, ist dieser Abschnitt, der die Mechanik hätte sollen zum Abschluss bringen, äusserst dürftig und mager ausgefallen, und doch sollte er, als die allgemeinen Gesetze umfassend, der vollendetste sein. Abgesehen von dieser Armuth des Stoffes scheint aber auch die Behandlung selbst nicht empfehlenswerth.

Zunächst nämlich glaubt Referent, die Theorie der Kräftepaare, wie sie Poinsot in seinen vortrefflichen Eléments de Statique dargestellt, sei hier unerlässlich, da nur mit ihrer Hülfe die Bewegung eines Systems von Körpertheilchen oder auch eines einzigen Körpers, auf den mehrere Kräfte wirken, klar und anschaulich aufgefasst werden kann. Zumal der Satz, dass jede Bewegung eines festen Körpers in eine fortschreitende des Schwerpunktes und eine drehende um denselben zerlegt werden kann, ist anders kaum deutlich zu machen, wenn man ausser den mathematischen Formeln auch noch eine lebendige Anschauung fordert. Statt jeder wirkenden Kraft, ihr Angriffspunkt mag sein, wo er will, kann man nämlich eine ihr parallele und gleiche Kraft im Schwerpunkt anbringen, nebst einem Kräftepaar, dessen Elemente jene Kraft und die Senkrechte vom Schwerpunkt auf ihre Richtung sind. Verfährt man so mit allen Kräften, so ersieht man leicht die Art der erfolgenden Bewegung. In der Weise, wie die Behandlung im vorliegenden Buche geschehen, sieht man wohl, dass Alles wahr ist, aber man weiss nicht, ob nicht vielleicht auch noch andere Bewegungen erfolgen können, oder in welcher Weise die Kräfte die sich ergebenden Bewegungen hervorbringen, sowie, ob die wirkenden Kräfte durch die hervorgegangenen Bewegungen auch vollständig erschöpft sind. Das ist aber ein wesentliches Erforderniss eines anschaulichen Unterrichts und eine unumgängliche Grundlage für eine vernünftige und sich selbst bewusste Anwendung der Mechanik. Durch diesen Hauptmangel musste die ganze Behandlung unklar werden.

Auf S. 78 fehlt der Nachweis, dass, wenn ein Körper auf einer vorgeschriebenen Bahn sich bewegen muss, die Zentrifugalkraft von den senkrecht zur Bahn zerlegten Kräften herrührt, worüber Coriolis „Lehrbuch der Mechanik fester Körper", deutsch von Schnuse (Braunschweig, 1846) §. 19 nachgelesen werden kann.

S. 98, bei der Bestimmung der Bewegung eines festen Körpers um eine Axe, fehlt die Bestimmung des auf diese Axe ausgeübten Druckes. Freilich ist diese Bestimmung nur dadurch leicht gemacht, dass man die Theorie der Kräftepaare zu Grunde gelegt hat. Uebrigens hat Poisson (Mechanik §. 387, 393)

Digitized by Google

diesen Druck durch die Betrachtung der sogenannten verlorenen Kräfte bestimmt. Immerhin besser als gar nicht, wie in unserm Buche. Wie schon oben gesagt wurde, es ist nicht angegeben, in welcher Weise die Kräfte in ihren Wirkungen erschöpft sind. Die Betrachtung der Bewegung eines festen Körpers um einen festen Punkt fehlt völlig.

Bei der Bestimmung der Bewegung eines frei schwebenden festen Körpers (S. 102 ff.) fehlt natürlich die deutliche Angabe des Zusammenhangs zwischen den Kräften und der durch sie hervorgebrachten fortschreitenden und drehenden Bewegung des Körpers. Auch ist aus unserm Buche keineswegs deutlich, warum gerade der Schwerpunkt als Drehpunkt gewählt wird. Allerdings heben sich die Zentrifugalkräfte um ihn herum auf; allein es ist dies keineswegs der Grund einer solchen Annahme. Man hat nachzuweisen, um den Satz zu beweisen, dass ein fester Körper sich um seinen Schwerpunkt drehe, dass diesem Punkt, und nur diesem, von allen Punkten des Körpers die Eigenschaft zukomme, dass der Körper sich um ihn, gerade wie um einen festen Punkt dreht, der ausserhalb des Körpers und also auch ausserhalb seiner Bewegung liegt. Sieht man also von der fortschreitenden Bewegung ab, so wäre der Schwerpunkt unbeweglich, d. h. hemmt man die fortschreitende Bewegung, was auf die drehende keinen Einfluss hat, so muss die Bewegung nur um den Schwerpunkt erfolgen. (Siehe Coriolis § 38.)

S. 105 (N. 59) sind wieder eine Anzahl sinnstörender Druckfehler, so muss es dort heissen:

$$dw = \frac{gPdt}{G}, \quad ab \,.\, vdt = dw, \quad v = \frac{P \,.\, bb_2 \,.\, t}{2T_1} \quad \text{u. s. f.}$$

Die Betrachtung der Kettenlinie (S. 106 f.) ist mangelhaft, sowie die Betrachtung des (senkrechten) Stosses zweier festen Körper zu speziell ist.

Den Schluss bildet eine Art Anhang über das Gleichgewicht und die Bewegung der Flüssigkeiten. Nur wenige Betrachtungen über wenige der wichtigsten Fälle bilden denselben. Zu S. 123 bemerken wir, dass dort γ als konstant angenommen ist, was so ohne Weiteres nicht zulässig ist. Eine strengere Herleitung dieser Gesetze, sowie eine allgemeinere Betrachtung findet man in dem Résumé des Leçons données à l'école des ponts et chaussées sur l'application de la Mécanique à l'établissement des Machines, par M. Navier, II Partie. Das in unserm Buche Gegebene ist zu kurz, um klar zu sein.

Ueberhaupt sind die allgemeinern Sätze nicht mit der gehörigen Gründlichkeit erläutert. Entweder bleibe man auf dem Boden des Einzelnen stehen, oder wenn man sich in das Allgemeine begibt, so behandele man es auch allgemein, sonst ist eine helldunkle Vorstellung das Ergebniss des Unterrichts, und es ist besser Nichts als Derartiges. Von den allgemeinern Sätzen der Mechanik abgesehen, enthält also das vorliegende Buch sehr empfehlenswerthe Betrachtungen, die beim Unterrichte wohl zu beherzigen sein werden. Freilich sind Anwendungen äusserst spärlich gezogen, was jedoch der Verfasser, als ausser seiner Absicht gelegen, erklärt.

Gewissermassen als Fortsetzung des genannten Werkes, zumal als Ausführung des letzten Abschnittes, über die Bewegung der Flüssigkeiten ist zu betrachten:

Digitized by Google

Ueber die in den Beharrungszustand gelangte Bewegung der Flüssigkeiten. Von J. W. Deschwanden. Zürich, Verlag von Orell, Füssli und Comp. 1848. 8. 92 S.

Der Verfasser versteht darunter, dass in irgend einem Punkte eines begrenzten Raumes, von beliebiger, aber unveränderlicher Grösse und Gestalt, in dem eine unzusammendrückbare Flüssigkeit sich bewegt, dieselbe eine solche Bewegung haben soll, dass sowohl die Richtung als Geschwindigkeit dieser Bewegung stets unverändert bleibe. Dabei können die Flüssigkeitstheilchen entweder blos durch den Raum hindurch (also ab- und zu-) fliessen, oder sie können stets darin bleiben, indem sie sich in demselben blos herumbewegen.

Daraus folgt dann, dass, wie der Verf. ebenfalls zeigt, man die ganze Flüssigkeitsmasse innerhalb des betrachteten Raumes in Fäden (Kanäle) zerlegt denken kann, durch welche ein gewisses Flüssigkeitstheilchen unausgesetzt hindurchfliesst. Das Prinzip der lebendigen Kräfte gibt, in einem solchen unendlich dünnen Kanal, leicht das Verhältniss der Geschwindigkeiten in zwei verschiedenen Punkten, wenn man die Pressungen kennt, die in jenen Punkten statt haben.

Bekanntlich pflanzt sich in ruhenden Flüssigkeiten ein in irgend einem Punkte auf die Flüssigkeit ausgeübter Druck gleichförmig durch die ganze Masse fort; bei bewegten Flüssigkeiten aber weist der Verfasser, freilich auf eine nicht allzu verständliche Weise, nach, dass in einer bewegten flüssigen Masse ein in irgend einem Punkte auf dieselbe ausgeübter Druck sich nur in einer Fläche unverändert fortpflanzt, welche durch den gepressten Punkt geht und zu allen Wegen, welche die Flüssigkeitstheile beschreiben, in ihrem Durchschnittspunkte mit denselben normal steht. Namentlich vermisst Referent dabei den Beweis, warum es überhaupt eine Fläche geben müsse, in der der Druck gleichförmig ist, da alsdann freilich aus der Gleichung auf S. 6 folgt, dass dieselbe normal auf der Axe der Elementarkanäle stehen muss. Mit diesem Grundsatz sucht dann der Verf. die allgemeinen Gleichungen aufzustellen, durch die die Bewegung einer flüssigen Masse bestimmt werden kann (S. 14). Diese Gleichungen sind aber nicht der Art, dass sie vollständig ausreichen, namentlich ist die Krümmung der Elementarkanäle eingeführt, deren Bestimmung unmöglich ist, und die also besondere Annahmen fordert, die denn auch ziemlich willkürlich gemacht sind. Als neu ist bei diesen Betrachtungen nur aufzuführen, dass auf die Wirkung der Zentrifugalkraft, die bei krummliniger Bewegung der Flüssigkeitstheilchen mit auftritt, Rücksicht genommen wurde.

Die gefundenen (sogenannten) allgemeinen Gleichungen werden dann auf eine Reihe einzelner Fälle angewendet und zwar für geradlinige Bewegung der Flüssigkeiten; parallele und nicht parallele geradlinige Bewegung, wie in offenen geradlinigen, zylindrischen (prismatischen) oder konischen (pyramidalischen) Kanälen und auf krummlinige Bewegung der Flüssigkeitstheilchen. Der letzte Fall umfasst wieder die Bewegung eines rechteckig gekrümmten Flüssigkeitsstrahls unter mehrere Voraussetzungen für die Krümmung, sodann die Bewegung in gekrümmten Röhren, die Bewegung eines geraden runden Flüssigkeitsstrahls, der durch ein Hinderniss nach allen Seiten seiner Axe symmetrisch vertheilt wird, und endlich den Ausfluss von Flüssigkeiten aus Gefässen.

Digitized by Google

Wie schon gesagt sind die Annahmen, die zur Ergänzung der mangelnden Allgemeinheit nothwendig wurden, bedeutend willkürlich gemacht, so dass nur die Erfahrung beweisen kann, inwiefern sie zulässig sind oder nicht. Da überall gesucht ist, die Geschwindigkeit in jedem Punkte der Flüssigkeit, den Druck daselbst, die entsprechende Dicke des Wasserstrahls u. s. f. zu bestimmen, die Reibungen im Allgemeinen aber wenig beachtet sind, obgleich sie gewiss einen bedeutenden Einfluss haben, so kann, wie gesagt, nur die Erfahrung über die Zulässigkeit der willkürlichen Annahmen entscheiden. Derartige Erfahrungen und Beobachtungen konnte der Verf. nicht anstellen, daher denn auch die vorliegende Arbeit nur das Ergebniss gewisser theoretischer Voraussetzungen ist, über deren Werth also auch nicht entschieden werden kann. Jedenfalls aber ist die Arbeit mit vielem Scharfsinn durchgeführt und verdient darum die Beachtung der Praktiker, die dann über ihr Verdienst zu entscheiden haben.

Beiträge zur meteorologischen Optik und verwandten Wissenschaften. In zwanglosen Heften herausgegeben von J. A. Grunert, ord. Prof. in Greifswald etc. Erster Theil. Zweites Heft. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig, Verlag von E. B. Schwickert. 1848.

Das erste Heft dieser Beiträge wurde unlängst in diesen Blättern angezeigt, und es liegt nun das zweite bereits schon vor. Auch der Inhalt dieses zweiten Heftes ist ein lehrreicher und es wird somit die Zeitschrift das erfüllen, was von ihr versprochen wurde.

Zunächst enthält das vorliegende Heft eine aus den Quellen gezogene Beschreibung der drei wichtigsten älteren Hof- und Nebensonnen-Phänomene, nämlich das in Rom von Scheiner am 20. März 1629 zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags beobachtete und von Descartes und Gassendi beschriebene, das zu Danzig von Hevel 1660 und 1661 beobachtete und von ihm selbst ausführlich beschriebene und endlich das zu Petersburg von Lowitz den 18/29. Juni 1790 beobachtete und von ihm ebenfalls beschriebene.

Das erste ist ein Nebensonnen-Phänomen, verbunden mit farbigen Ringen; vier Sonnen glänzten neben der wirklichen und drei verschiedene Ringe enthielten diese Nebensonnen. Ein zweites grossartigeres Phänomen beobachtete Scheiner im Jahre 1630 ebenfalls in Rom. Sechs Nebensonnen waren sichtbar; sie lagen in den Durchschnitts- und Berührungspunkten von fünf Kreisen, die theils roth, theils weiss waren.

Hevel beobachtete in Danzig den 30 März 1660 (1 Uhr nach Mitternacht) zwei Nebenmonde mit weissen, sehr langen, häufig sich hin und her bewegenden Schweifen. Zugleich umgaben den Mond zwei grosse weisse Kreise, die von zwei rothen Kreisen berührt wurden. Das Schauspiel währte beinahe drei volle Stunden. Den 6. April 1660, Abends 5 Uhr 30 Minuten, beobachtete derselbe drei Nebensonnen, zwei ebenfalls mit langen, weissen Schweifen versehen, sowie einen farbigen grössern Kreis um die Sonne, derselbe war von einem farbigen Bogen berührt. Den 17. Dezember 1660, 6 Uhr 30 Min. Mor-

Digitized by Google

gens, zeigte sich um den Mond ein doppelter farbiger Kranz, weiter um ihn ein farbiger Kreis mit zwei geschweiften Nebenmonden, und im Berührungspunkte eines andern farbigen Bogens mit diesem Kreise ein dritter Nebenmond. Den 20. Februar 1661, 11 Uhr, zeigten sich sechs Nebensonnen am Himmel, in den Durchschnitts- und Berührungspunkten von sechs Kreisen oder Kreisbögen, die theils farbig, theils weiss waren. Endlich beobachtete Hevel den 6. September 1661, 6 Uhr Abends, eine Gegensonne, im Durchschnitt zweier farbiger Bögen.

Weitaus das prachtvollste der beobachteten Phänomene dieser Art war aber das von Lowitz am 29. Juni 1790 (n. St.), Morgens 7 Uhr 30 Min., in Petersburg beobachtete. Fünf Nebensonnen und eine der Sonne ähnlich glänzende Stelle waren am Himmel, sowie nicht weniger als zehn Kreise oder Kreisbögen, die theils weiss, theils roth gefärbt waren. Auch Aepinus hat einige solcher Erscheinungen in Petersburg beobachtet.

Diese Erscheinungen sind von dem Kandidaten Kuhse aus den Quellen beschrieben. Deutliche Abbildungen, insoweit sie aus den Quellen zu erhellen waren, sind beigegeben.

Den übrigen, weitaus grössern Theil des vorliegenden Heftes bilden zwei zusammengehörige Abhandlungen des Herausgebers über die Lehre von der Dämmerung. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Grund- und Erfahrungsgesetze der Lichtbrechung zeigt der Hr. Verf., wie man aus der bekannten Höhe des ersten, zweiten u. s. f. Dämmerungsbogens und der bekannten Tiefe der Sonne unter dem Horizonte die Höhe der Atmosphäre, d. h. die Höhe derjenigen Luftschichten bestimmen könne, welche das Licht in bemerkbarer Stärke noch zurückzuwerfen im Stande sind. Die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte kann aus der Zeit, wo die Höhe des Gipfels des Dämmerungsbogens gemessen wurde, dem dieser Zeit entsprechenden Stundenwinkel der Sonne und ihrer Deklination berechnet werden. Nach Auflösung dieser ersten Aufgabe schreitet der Verf. zur Bestimmung des Tages, an dem die kürzeste Dämmerung wahrgenommen wird und zur Bestimmung der Dauer dieser kürzesten Dämmerung. Man weiss nämlich, dass im Allgemeinen die Dämmerung andauert, bis die Sonne eine gewisse, unveränderliche Tiefe unter dem Horizont (18° ungefähr) erreicht hat. Die Aufgabe besteht also darin, den Tag zu bestimmen, an dem die Sonne die kürzeste Zeit braucht, um jene Tiefe zu erreichen.

Nennt man δ die Deklination der Sonne an jenem Tage, die (für uns) positiv ist, wenn die Sonne nördlich, negativ, wenn sie südlich vom Aequator sich befindet, $\bar{\omega}$ die Polhöhe des Beobachtungsortes, α den Winkel, um den die Sonne unter dem Horizonte sein muss, wenn die Dämmerung aufhören soll (beiläufig 18°), so zeigen eine Reihe scharfsinniger Betrachtungen, dass δ aus der Gleichung

$$\sin \delta = - \sin \bar{\omega} \operatorname{tang} \tfrac{1}{2} \alpha$$

bestimmt werden muss.

Daraus folgt, dass $\bar{\omega} < 81^0$ sein muss, wenn man von einer kürzesten Dämmerung reden soll, ferner dass es zwei Tage gebe, an denen dieselbe statt habe und endlich, dass die betreffende Deklination immer negativ sein muss.

Digitized by Google

Berechnet man sodann den Winkel ε (in Graden) nach der Formel

$$\sin \tfrac{1}{2}\varepsilon = \frac{\sin \tfrac{1}{2}\alpha}{\cos \omega},$$

so gibt $\frac{1}{15}\varepsilon$ (in Stunden) die Dauer der kürzesten Dämmerung an.

Der zweite Theil dieser Abhandlungen ist nun wirklichen Berechnungen der Höhe der Atmosphäre (im oben angegebenen Sinne) gewidmet. Lambert (Photometria sive de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae. Augustae Vindelicorum, MDCCLX) hat über die Höhe des Gipfels des Dämmerungsbogens und die gleichzeitige Tiefe der Sonne unter dem Horizonte den 19. November 1759 in Wien die genauesten Beobachtungen angestellt und aufgezeichnet. Diese Beobachtungen, und zwar sämmtliche, hat der Hr. Verf. nun zur Bestimmung der Höhe der Atmosphäre angewendet. Unter der Voraussetzung, die von Lambert gemessenen Höhen des Dämmerungsbogens hätten dem ersten Dämmerungsbogen entsprochen, ergibt sich aus den berechneten 9 Beobachtungen, die um 5 Uhr 19, 25, 31, 36, 43, 48, 54, 59 Min. und 6 Uhr 4 Min. angestellt wurden, die Höhe der Atmosphäre gleich 4,57; 5,41; 6,01; 6,95; 7,58; 8,22; 8,59; 9,17 Meilen, wie man sieht, keinerlei Zusammenstimmung. Nimmt man an, jene Beobachtungen hätten den zweiten Dämmerungsbogen betroffen, so erhält man als Höhe der Atmosphäre: 0,68; 0,82; 0,98; 1,12; 1,33; 1,49; 1,69; 1,83; 1,99 Meilen, ebenfalls keine Zusammenstimmung. Beide Ergebnisse haben das Merkwürdige, dass die Höhe der Atmosphäre immer grösser erhalten wird, je später die angewandte Beobachtung angestellt wurde. Daraus scheint hervorzugehen, dass die Zurückwerfung des Lichtes durch die Lufttheilchen keineswegs, wie bisher angenommen wurde, die einzige Ursache der Dämmerung ist, da sonst bei den gewiss genauen Beobachtungen Lambert's ein solches Auseinandergehen der Resultate nicht statt haben würde. Die Sonnenatmosphäre hielt auch schon Keill (Introductio ad veram Astronomiam) für Einfluss auf die Dämmerung übend. Jedenfalls aber sind weitere und genaue Beobachtungen dieser Erscheinung nothwendig, da dadurch erst einiges Licht über diese, keineswegs noch erklärte Erscheinung verbreitet werden kann.

Das Resultat der geführten Untersuchungen ist somit ein negatives, wenigstens insofern, als dadurch erhellt, dass die bis jetzt angestellten Beobachtungen zu einer, nur einigermassen vollständigen Kenntniss oder Erklärung der Dämmerungserscheinungen nicht hinreichen. Dieses Ergebniss ladet daher zu weitern genauen Beobachtungen ein, deren Mittheilung ohnehin in den Kreis der vorliegenden Beiträge gehört. Hinsichtlich der in §. 5 berührten Verbesserung wegen der terrestrischen Refraktion verweisen wir, was im Buche nicht geschehen ist, auf eine lesenswerthe Abhandlung desselben Verfassers in seinem „Archiv für Mathematik und Physik", 10. Theil, hin.

Den Schluss des vorliegenden Heftes bildet die Zusammenstellung von zwei Reihen von Beobachtungen, über die Brechungsexponenten des Eises für die verschiedenen Farben, welche Beobachtungen Bravais in dem Journal de l'Ecole polytechnique, XXXIème Cahier, (1847) mitgetheilt hat.

Dr. J. Dienger.

Digitized by Google

Friderici Jacobsii Laudatio. Scripsit E. F. Wuestemann. Gothae, typis exscripsit et sumtus fecit officina Stollbergiana. 1848. XII und 94 S. in gr. 8.

Es wird, es kann wohl unter Allen, die dem seligen Jacobs nahe standen, nur Eine Stimme sein, dass der Verfasser dieser Laudatio vorzugsweise berufen war, das Gedächtniss seines Lehrers und seines vieljährigen Freundes in einer solchen Weise zu feiern, als es hier geschehen ist. Denn abgesehen von diesen persönlichen Verhältnissen, die hier doch auch mit in Anschlag zu bringen sind, ist der Verf. bekannt als einer der Meister der Sprache Roms, die er, in gebundener wie ungebundener Rede, trefflich zu behandeln versteht. Ein Jacobs aber kann nur, gleich den ihm vorangegangenen Meistern der holländischen Philologie, einem Hemsterhuis, Ruhnken, Wyttenbach, in einer lateinischen Laudatio verherrlicht werden. Und darum wollen wir, die wir in Jacobs nicht blos den Gelehrten, sondern auch den Menschen verehrten, dessen ganzes Wesen die studia humanitatis durchdrungen hatten, uns freuen, dass diese Darstellung des Lebens und Wirkens eines der edelsten Geister Deutschlands in Hände gerathen ist, die vor andern befähigt waren, ein solches Lebensbild uns vorzuführen, das, durch den Inhalt wie die Form gleich ansprechend, auch da, wo man Jacobs nur aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kannte, theilnehmende Freunde und zahlreiche Leser finden wird. Sie werden dann auch am besten sich überzeugen, ob Jacobs wirklich, wie uns in einer von derartigen Redensarten strotzenden Literärgeschichte dargestellt wird, eine der vielen Mittelmässigkeiten war, deren Sammelplatz Gotha einst gewesen! Bemisst man freilich, wie es jetzt oft geschieht, die Tüchtigkeit im Leben wie in der Wissenschaft meist nur nach dem Grade der Wühlerei, der politischen oder kirchlichen, der Befähigung zu gemeiner Intrigue und Verläumdung, so war Jacobs gleich einem von Lindenau, von Hoff, Encke und Andern, eine Mittelmässigkeit, ja eine Null: denn sein Streben war ein ernstes und würdiges, rein auf dem Gebiete der Wissenschaft, und fern von dem politischen Getreibe des Tags, in welchem die Führer des jungen Deutschlands sich mit Schmach bedeckt haben.

Der Verf. hat seine Schilderung in die Form einer Rede, einer Trauerrede eingekleidet, wie sie ja bekanntermassen auch schon im alten Rom verdienten Männern zu Theil geworden ist. Und sie lässt sich in der That diesen laudationes des alten Roms auch nach mehr als achtzehn Jahrhunderten würdig an die Seite stellen! Sie gibt ein Lebensbild des Mannes, ein Bild seines gelehrten Wirkens wie seines persönlichen Charakters: beides als Muster für junge Leute, die der Wissenschaft sich weihen. Die gelehrte Thätigkeit, die vielseitige Bildung des Mannes, die ihren Mittel- und Ausgangspunkt im Alterthum gefunden hatte, und hier in jeder Beziehung Ausgezeichnetes und Bleibendes geleistet hat, bildet den Inhalt des ersten Abschnittes dieser Rede. Hier wird uns zuvörderst geschildert die gründliche Kenntniss der beiden Hauptsprachen des classischen Alterthums, die sich in seltenem Grade bei Jacobs vereinigt fand und die Grundlage seiner weitern, so reichen und umfassenden Thätigkeit auf dem Felde der Kritik wie der Auslegung bildete. Aber das Alterthum der Griechen und Römer war ihm keine blos sprachliche oder kritische Uebung, kein todtes, der lebendigen Wissenschaft unserer Zeit, ja unserm gan-

Digitized by Google

zen Leben fern liegendes Element: „antiquitatem omnis vitae magistram ac ducem esse voluit; veteribus plurima invenienda, tentanda fuisse, eadem nobis discenda modo et cognoscenda — per haec non solum animos nostros generoso antiquitatis sensu ex purissimis nobilissimorum scriptorum fontibus hausto imbui sed ad omnem vitae sapientiam et elegantiam nos institui. Et hunc unum esse hujus studii fructum liberali homine dignissimum“ (p. 25. 26). So dachte Jacobs: unsere jüngere Generation, die vor Allem nöthig hätte, an dem befruchtenden Geiste des Alterthums sich zu nähren und zu bilden, denkt zum Theil anders: und die Wähler, die sie zu ihren Zwecken benutzen, lassen es nicht fehlen, durch freches Absprechen, durch Herbeiziehen der Tagespolitik die Jugend einem ernsteren Streben abzuwenden und der Quelle wahrer Bildung zu entfremden. „Nimirum non desunt nostra aetate, ruft unser Verf. S. 27 aus, qui quum animo sint ab humanitatis studiis alieno aut eorum odio quodam ducantur, non alia quidem de causa, nisi quod in pudenda eorum ignoratione versantur, juvenibus dissuadeant plurimum operae collocare in latini sermonis usu elegantiore sibi comparando, dictitantes, eos qui hoc in genere praestent ita hoc consecutos esse, ut tamen a patrii sermonis elegantia abfuerint.“ Wenn der Verf. die Blindheit solcher Menschen hervorhebt, wenn er gerade an dem Beispiel von Jacobs zeigt, wie dieser Mann mit gleicher Gewandtheit, ja Eleganz in der Sprache des alten Rom wie in der Muttersprache sich bewegte, so wird ihm Jeder beipflichten, der kein gänzlicher Ignorant in diesem Fache ist, und aus Erfahrung gelernt, wie wahr und richtig Niebuhr sich ausspricht, wenn er die Uebungen im lateinischen Styl als eine Schule eines jeden guten Styls, also auch des deutschen, erklärt. Uebrigens droht der gedeihlichen und gründlichen Pflege der Alterthumsstudien wahrhaftig jetzt weniger Gefahr von Seiten der rohen Massen, als von Seiten der gelehrten Dilettanten, die jetzt in die Literatur und Wissenschaft sich eindrängen, jede gründliche Bildung, weil sie ihnen abgeht und weil sie ihren egoistischen Zwecken im Wege steht, als Mittelmässigkeit oder als veraltetes, unfruchtbares Wissen schmähen, und so im eigentlichen Sinne die Jugend verführen. Vor ihr gebärden sie sich als die allein wahren Patrioten, als die ächten Vaterlandsfreunde, während sie da, wo es gilt, durch die That diese ächte Vaterlandsliebe zu beweisen, ohne Aussicht auf äussern Vortheil oder auf Macht, sich feige verstecken. Auch hier erblicken wir Jacobs in schönstem Lichte, als einen warmen Freund des Vaterlandes, der selbst zu einer Zeit, wo es gefahrvoll war, diesen Patriotismus durch die That zu bewähren wusste: „En, rufen wir mit dem Redner aus, habetis verum patriae amorem, multum illum diversum ab eorum qui hodie in vocis usurpatione multi sunt inani declamatione“. Einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters war anerkanntermassen das, was die römische Sprache mit dem unvergleichlichen Ausdruck humanitas bezeichnet: Jacobs besass diese seltene, ja immer seltener werdende Eigenschaft in einem solchen Grade, dass er wohl eine antike Natur im edelsten Sinne des Wortes zu nennen war, und ein uns eben auch entrissener Humanist, Gottfried Hermann, ihn als das vollkommenste Muster wahrer Humanität bezeichnen konnte. Wir müssen es den Freunden und Verehrern Jacobs — und er zählt deren wahrhaftig nicht wenige unter uns — überlassen, das, was der Verf. über diesen schönen Zug seines Lehrers und Freundes bemerkt und im Einzelnen weiter ausführt, in der schönen Rede selbst nachzu-

Digitized by Google

lesen. Diese wendet sich, nachdem noch Einiges über einige andere Eigenschaften bemerkt ist, in denen Jacobs gleichfalls jungen Männern als Vorbild und Muster leuchten kann, zur Darstellung der amtlichen Thätigkeit in ihren verschiedenen Beziehungen: zur Bibliothek, zum Münzkabinet, zur Schule. Was Jacobs in den beiden ersten Beziehungen geleistet hat, zeigt eine Gewissenhaftigkeit, eine Sorgfalt und einen Fleiss, der, so mustergültig er auch in jeder Hinsicht ist, doch schwerlich von einer Zeit gewürdigt werden dürfte, wo das, was nicht der Politik des Tages, oder richtiger gesprochen, der Wühlerei dient, wenig Anklang findet. Bei dem, was Jacobs in einem Zeitraum von zwei und zwanzig Jahren für die Schule geleistet, verweilt der Verfasser etwas länger wie billig: wir freuten uns daraus zu sehen, welche Anerkennung in engeren wie weiteren Kreisen dem Manne zu Theil ward, der nur lebte, um Andern nützlich zu sein, und keine, auch die beschwerlichste Mühe scheute. Ueberhaupt erscheint uns in der ganzen Persönlichkeit des Mannes ein seltener Verein von liebenswürdigen Eigenschaften, die unwillkürlich Jeden an Jacobs fesselten, und ihm das Wohlwollen und die Zuneigung Aller, die mit ihm in irgend eine Berührung kamen, zuführten. Bei diesem Bilde der reinsten und edelsten Persönlichkeit fehlten auch nicht die häuslichen Tugenden, die wahre Pietät gegen seine Eltern, die theilnehmende und aufopfernde Liebe zu seiner Familie und allen Angehörigen, zu lieben und treuen Freunden, deren er in der ihm theuren Heimath nicht wenige besass! Das Alles hat uns der Verf. in dieser Rede vorgeführt und in einer Sprache, die uns nirgends Ton und Ausdruck der alten Römerwelt vermissen lässt. Wir können keine weiteren Auszüge daraus mittheilen; die Rede selbst, die aus Einem Guss geformt ist, darf auch nicht stückweise gelesen werden. Dass sie in die einzelsten Lebensverhältnisse des Mannes nicht eingeht, keine eigentliche Lebensskizze mit allem Detail enthält, sondern mehr im Allgemeinen ein Bild der Persönlichkeit wie der Thätigkeit des Mannes zeichnet, lag im Zweck und in der Natur derselben: ohnehin hatte Jacobs selbst das Alles in seinen schon 1840 erschienenen Personalien besprochen, hier hatte er ja auch über seine verschiedenen Schriften das Nöthige bemerkt, was hier zu wiederholen nicht verlangt werden konnte. Die Anmerkungen, die dem Schluss der Rede folgen, sind eine nicht unwillkommene Beigabe, indem sie einzelne Nachweisungen bringen, Anderes, was in der Rede nur mit wenig Worten angedeutet werden konnte, weiter ausführen und besprechen; einige bisher nicht durch den Druck bekannte Mittheilungen bilden S. 76 ff. die drei Briefe G. Hermann's an Jacobs, und ein vierter vom 2. April 1847, der auf die Nachricht von dem Hinscheiden von Jacobs sich bezieht. Wir wollen, da inzwischen Hermann auch seinem Freunde in das Jenseits gefolgt ist, aus diesem Briefe das Urtheil, das Hermann über seinen Freund fällt, hier mittheilen und damit unsere Anzeige dieser auch typographisch so vorzüglich ausgestatteten Schrift beschliessen:

„Wenn ein Mann, wie dieser (Jacobs), aus dem Leben austritt, der in der langen Zeit seiner Laufbahn nach allen Seiten hin nicht blos durch seine unermüdliche Thätigkeit die trefflichsten Früchte hervorgebracht, sondern auch durch seinen Charakter überall ein Vorbild der edelsten Gesinnung und reinsten Humanität war, ist es, als ob ein hell leuchtender Stern am Himmel erloschen wäre und man nur noch die dunkle Stelle erblickte, die man nicht ohne Sehn-

Digitized by Google

sucht nach dem Lichte ansehen kann. Aber eine solche Sehnsucht in dem Herzen Aller, die ihn kannten, zurückgelassen zu haben, ist zugleich das ehrenvollste Zeugniss für sein Leben und der schönste Trost, der den Seinigen bleibt."

Möchte dem, der diese Zeilen niederschrieb, auch nicht ein Freund fehlen, der in gleichem Sinne und Geist und in einer so würdigen und kraftvollen Sprache sein Gedächtniss der Nachwelt überliefere!

Nonnulla de aedilibus municipiorum. (Von Professor Ch. G. Lorenz zu Grimma.) Typis Officinae Grimensis. MDCCCXLVIII. 12 S. in gr. 4to.

An die im Jahr 1843 erschienene Schrift des Verfassers De praetoribus municipalibus (s. diese Jahrbb. 1846. p. 626 ff.) reiht sich die vorliegende passend an, eben sowohl hinsichtlich der Verwandtschaft des Inhalts als der gründlichen Weise, mit welcher hier ein Gegenstand behandelt ist, der zwar schon früher in dem umfassenden Werke des Everard Otto (De aedilibus coloniarum et municipiorum, Lips. 1731. 2. Ausg.) besprochen worden, ohne dass jedoch eine schärfere Behandlung und Erörterung desselben, wie sie diese Abhandlung bringt, dadurch überflüssig wurde, im Gegentheil diese Schrift als ein Otto's Untersuchungen theilweise berichtigendes und ergänzendes Supplement angesehen werden kann. Der Verf. beginnt mit einer Frage nach der Abtheilung und nach dem ursprünglichen Sinne des Wortes aedilis, wobei er verschiedene, in neuester Zeit erhobene Deutungsversuche (von Christiansen, von Niebuhr, der an die aedes Cereris denken will) ablehnt. Auch die Ansicht von Dirksen, welche das Wort aedilis für eine allgemeine Bezeichnung von Magistraten jeder Art ansieht, indem da, wo ein besonderer Geschäftskreis sich daran knüpfe, dies durch einen besondern damit verbundenen Zusatz ausgedrückt werde, widerspricht der Verfasser, aus den Inschriften nachweisend, dass da, wo wirklich zu aedilis ein solcher weiterer Zusatz (z. B. duumvir u. dgl.) vorkomme, eine Trennung zu machen sei, weil mit diesem Worte kein mit dem Aedilis verbundenes, sondern ein davon verschiedenes Amt gemeint sei. Nur die Aediles quinquennales, die auch bisweilen blos Quinquennales genannt werden, könnten ausgenommen werden, wiewohl hier eigentlich ein anderes Verhältniss stattfindet, das darum auch vom Verf. unter Verweisung auf Otto näher besprochen wird. Daran knüpft sich nun eine weitere Erörterung über die Quatuorviri (auch Triumviri und selbst Octoviri) aediliciae potestatis, die auf Inschriften öfters vorkommen, einmal auch ein Praefectus aediliciae potestatis. Otto hielt dieselben für gleich mit den Quatuorviri aediles, welche mit den Aedilen der Stadt Rom verglichen werden: dies kann aber, wie hier gezeigt wird, nicht genügen, ebenso wenig können sie, wie Puchta anzunehmen geneigt war, mit den Quatuorviri juri dicundo gleichbedeutend genommen werden, indem, wie Inschriften bezeugen, beide Aemter neben einander vorkommen, also nicht identisch sein können. Der Verfasser will darum lieber an solche Municipalmagistrate denken, welche neben der Jurisdiction auch die Geschäfte der Aedilen besorgten, oder vielmehr an Aedilen, welchen ausser ihrem nächsten Berufe, als Aedilen, auch die jurisdictio duumviralis übertragen gewesen (s. p. 6); in manchen Städten,

Digitized by Google

zumal kleineren, wählte man Beamte, welche das ganze Gemeinwesen in seinen verschiedenen Branchen unter dem Namen Aediles leiteten: ihre Zahl belief sich — eben nach dem Stand der Bevölkerung und nach dem Umfang der Geschäfte — auf zwei oder drei oder vier, die als Aedilen den verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorstanden, und die, um sie von den duumviri oder quatuorviri anderer Städte zu unterscheiden und zugleich auch ihren Geschäftskreis mit dem Worte selbst anzudeuten, quatuorviri aedilicine potestatis, bisweilen auch einfach aediles (wie bei Cicero ad Fam. XII. 11., wofür in der Inschrift bei Orelli Nr. 571 triumviri aedilicine potestatis) genannt wurden. So denkt sich der Verf. die Sache: wir glauben, er hat den richtigen und natürlichen Weg gefunden zur Lösung der sich hier durchkreuzenden Schwierigkeiten.

Was die Origines der Aedilität in den Städten von Latium betrifft, so sind wir allerdings ausser Stand, diese historisch nachzuweisen: es treten uns die ersten Spuren entgegen aus einer Zeit, wo schon Alles der Herrschaft Roms bereits unterworfen war; ob nun schon vor dieser Zeit die Städte Latiums Aedilen hatten, oder ob sie dieselben erst nach dem Beispiele Roms bei sich einführten, ist der streitige, durch bestimmte Zeugnisse aus den uns noch zugänglichen Quellen nicht zu erledigende Punkt; Otto spricht sich in dem oben genannten Werke für die erstere Ansicht aus, ebenso Schubert, während Lipsius, Niebuhr und Dirksen das ganze Institut der Aedilität als ein altlateinisches ansehen, das von da her nach Rom gekommen und daselbst aufgenommen worden. Der Verfasser schliesst sich dieser Ansicht an, die wir, bei dem analogen Verhältniss der Prätur und Dictatur, jedenfalls für wahrscheinlicher und begründeter halten, als die andere. Demnach betrachtet der Verf. die Aedilen als ein in Latium unter diesem Namen erfundenes und aufgenommenes Institut, zu welchem die „cura aedium, lucorum solemnium, annonae, aliarum rerum ad salutem publicam spectantium" gehörte (p. 7), wiewohl der ursprüngliche Umfang des Geschäftskreises dieser Behörde sich nicht näher angeben lasse: der Nutzen und die Zweckmässigkeit derselben aber daraus hervorgehe, dass kein Städtchen ohne eine solche Behörde sein wollte und selbst ein aedilis pagi (bei Orelli Nr. 3984) vorkommt. Solche Aedilen, die in solchen Städten als die einzigen Behörden vorkommen, beriefen dann auch den Gemeinderath und leiteten, neben der Besorgung der Aedilitätsgeschäfte, zugleich die Gemeindeversammlung, sie sprachen Recht, waren also zugleich Friedensrichter und Justizbeamten, ja sie hatten sogar bisweilen die Aufsicht über den Census: und so scheuten sich auch angesehene Männer nicht, dieses Amt zu bekleiden. Dass solche Aedilen schon vor der römischen Kaiserzeit vorkommen, zeigt das Beispiel von Arpinum bei Cicero a. a. O.; indess finden sie sich nicht in den römischen Colonien, sei es, dass die Bevölkerung derselben stärker war oder man überhaupt die Verwaltung hier lieber nach dem Vorbild der Metropole einrichtete; wohl aber kommen sie in den Municipien und Präfecturen Italiens vor, wo sie vielleicht aus älteren Zeiten her sich erhalten hatten. Nach diesen Erörterungen geht der Verfasser über auf die Aedilen, die zu Arpinum vorkommen, eben sowohl nach den Stellen Cicero's als nach den Inschriften: und so werden noch andere, in Inschriften erwähnte, derartige Aedilen besprochen; wenn aber die summi aediles in der Stelle des Juvenalis III. 186. nicht in diesem Sinne aufgefasst werden, in dem sie doch nach unserer Meinung den besten Gegensatz zu dem vorher erwähnten

Digitized by Google

populus und der orchestra bilden, mithin die dreifache Abstufung der Bevölkerung (plebs, decuriones, magistratus) hier angedeutet ist, so können wir dem Verfasser darin nicht beistimmen, weil er, wie uns dünkt, hier die durch den Zusammenhang des Ganzen gebotene Erklärung abzuweisen scheint; er will nämlich an die „aediles inferioris dignitatis, ludorum editores" denken, welche hier „summi" aus dem Grunde heissen sollen: „quia in ludis, quibus praeessent, dignitate et honore inter caeteros magistratus eminebant". Dies will uns nicht zusagen, zumal wenn wir den Gegensatz der summi Aediles zu populus und orchestra betrachten. Liegt nicht die andere Auffassungsweise dem Sinne des Ganzen näher und ist sie nicht selbst in der Bedeutung des Wortes summi begründet?

Zwölfter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit von Karl Wilhelmi, Decan und erstem evang. prot. Pfarrer in Sinsheim, Director der dortigen Alterthumsgesellschaft u. s. w. Sinsheim 1848. Auf Kosten der Gesellschaft. 94 S. in gr. 8.

Dieser Bericht bringt in seiner ersten Abtheilung den Schluss der in früheren Berichten begonnenen Uebersicht germanischer Grabstätten der Vorzeit, soweit sie bis jetzt bekannt geworden sind, indem er an die im eilften Bericht (s. diese Jahrbb. 1848. p. 158) gelieferte Zusammenstellung der im Donaugebiet befindlichen Gräber, die Uebersicht der uralten Grabstätten (an hundert) in den südlichsten Theilen der Gebiete der Elbe und Oder knüpft und damit diese ganze Gräberstatistik unserer Vorzeit abschliesst. Wir können dem Verfasser nur unsern vollen Dank aussprechen, dass er dies schwierige Unternehmen in einer so genauen wie erschöpfenden Weise zu Stande gebracht und damit für die gesammte deutsche Alterthumskunde eine Grundlage geschaffen hat, deren sie bisher entbehrte. Die zweite Abtheilung betrifft die eine Stunde von Sinsheim gelegene Burg Steinsberg bei Weiler, die auf der höchsten Kuppe des ehemaligen Kraichgaues, 1118 Fuss über der Meeresfläche hervorragend, in der neuesten Zeit die Blicke unserer Alterthumsforscher insbesondere (und mit Recht) auf sich gezogen hat. Der Verfasser gibt zuerst eine genaue Beschreibung, entwickelt dann die Gründe, die ihn für die Annahme eines deutschen (also nicht römischen) Ursprungs dieser Burg bestimmen, und knüpft daran, zur weiteren Bekräftigung dieser Annahme, eine kurze Geschichte der Burg, deren erste Anlage wahrscheinlich ins eilfte Jahrhundert zurückgeht. Dass jeder einzelne Punkt aufs Genaueste belegt und nachgewiesen ist, konnte man bei der Gründlichkeit des Verfassers erwarten; in ein und achtzig Noten sind die nöthigen urkundlichen und historischen Nachweise beigefügt: denn es war dem Verfasser, wie er ausdrücklich bemerkt, bei seiner Darstellung besonders darum zu thun, die Ansicht zu widerlegen, welche in dieser Burg eine römische Anlage erkennen wollte.

Digitized by Google

INTELLIGENZBLATT.

Nr. 6. *November* und *Dezember.* **1848.**

Literarische Anzeigen.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien neu und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die

Universität und das Universitätsstudium.

Von

Professor **Dr. L. Strümpell.**

Gr. 8. Geheftet 15 Ngr.

Die

Cooptation der Römer.

Eine sacralrechtliche Abhandlung.

Von

Dr. L. Mercklin.

Gr. 8. Geheftet 2 Thlr.

Den Gegenstand dieser Abhandlung bildet die römische Priesterwahl, ein Problem, dessen Lösung die römische Verfassungsgeschichte bisher vermisste. Der Herr Verfasser hat durch die Berücksichtigung der verwandten Wahlformen der politischen Körperschaften einen breiteren Standpunkt genommen und somit einen umfassenden Beitrag zur Charakteristik des römischen Socialwesens geliefert.

Mitau und Leipzig, 1848.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Bei **Jul. Bädeker** in Elberfeld und Iserlohn erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Nr. IX. des Archivs für das Studium

der

Neueren Sprachen und Literaturen.

Eine Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von

Ludw. Herrig und **Heinr. Viehoff.**

Jahrgang 1849. Preis 4 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Einundvierzigster Jahrgang, 1848.

	Seite
Ackner, M. J., Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Andeutungen. 1. Lief.	308
Adami gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum ex recensione Lappenbergii. Ed. Pertz.	155
Altmeyer, J. J., Du Droit d'Asyle en Brabant au commencement du XVIIIième siècle.	335
Appel à l'opinion pour la suppression du Budget des Cultes.	641
Archiv ou Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau. Publié par Groen van Prinsterer. I. Série. vol. 8.	25
Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde. Herausgegeben von G. H. Pertz. IX. Bd.	216
Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen.	806
Aufzeichnungen des Grafen Friedr. Wilh. von Bismark.	163
Autobiography and Correspondence of Sir S. d'Ewes. Ed. by J. O. Halliwell. 2 Bde.	83
Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichts- und Alterthumskunde. 11—13. Jahrg.	228
Bäumlein, W., Ueber die griechischen Modi und Partikeln κέν und ἄν.	468
Bartenstein, Dr., das Friedrichshaller Bitterwasser.	133
Barthelmess, Chr., Jordano Bruno. 2 Tomes.	911
Bauerkeller's Handatlas der allgemeinen Erdkunde, von Ewald. 3—10. Heft.	159
Beiträge zur Geschichte und Literatur. Herausgegeben von Dr. Heinr. Kurz und Placid Weissenbach. I. Bd. 3. Heft.	76
— — zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. III. Bd.	78
Bergmann, J., Früheste Kunde über den Bregenzerwald etc.	147
— —, Ueber die Sotte Comuni.	604
Bergwerksfreund, der, ein Zeitblatt für Berg- und Hüttenleute. XI. Bd.	708
Bericht, Zweiter, des historischen Vereins der Pfalz.	153
— — —, der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.	568
— — —, über den Alterthumsverein im Zabergau.	578
Bethmanni Chronicon Novaliciense. Ed. Pertz.	154

Digitized by Google

Seite

Bidaut, E., Mines de houille de l'arrondissement de Charleroi. . 614
Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe. . 205
Boegner, J., Das Erdbeben und seine Erscheinungen. . . . 109
Bruns, Dr. C. G., Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart. 801
Budik, P. A., Vorschule für bibliothekarisches Geschäftsleben. . 428
Carmoly, Itinéraires de la terre sainte de XIII—XVI et XVIIIième siècle. 334
Ciceronis de Republica librorum fragmenta recensuit et adnotatione instruxit Fr. Osannus. 431
— — Oratio de praetura Siciliensi. Herausgegeben von Fr. Creuzer und G. H. Moser. 783
Clement, Dr. K. J., Der Franzos und seine Sprache. . . . 775
Commentatio de compositione Iliadis et Odysseae. 474
Cotta, B., Gangstudien oder Beiträge zur Kenntniss der Erzgänge. 1. Heft. 192
Credner, Heinr., Geognostische Karte des Thüringer Waldes. . 297
Danzel, Th. W., Gottsched und seine Zeit. 761
Deschwanden, J. W., Abriss der Mechanik zum Schulgebrauch. . 943
— — —, Ueber die in den Beharrungszustand gelangte Bewegung der Flüssigkeiten. 951
Döderlein, Dr. L., Reden und Aufsätze. II. Sammlung. . . . 317
Dornseiffen, J., Dissertatio de Sex. Pompejo Magno etc. . . 316
Dozy, Dr. R. P. A., The history of the Almohades. . . . 97
— —, Ouvrages arabes. 554
Duffner, C., Ueber den deutschen Sprachunterricht an Gelehrtenschulen. 936
Düntzer, H., Die Sage von Dr. J. Faust. (Der Schatzgräber. I. Bd.) 700
Egger, M. E., Aperçu sur les origines de la Littérature Grecque. . 475
Eichert, O., Wörterbuch zum Cornelius Nepos. 320
Eisenmann, Dr., Das Friedrichshaller Bitterwasser. 153
Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen von 1813. 1814. 1. Heft. 498
Esquiros, A., Paris, oder die Wissenschaften, öffentliche Anstalten und die Sitten im 19. Jahrhundert. I. Bd. 302
Exploration scientifique de l'Algérie. Sciences physiques, Géologie et Minéralogie. 388
— — — — — — — Sciences historiques. X. . 560
Feldbausch, Zur Erinnerung an Chr. Lauter. 937
Fickler, Einiges über die griechischen Frauen im historischen Zeitalter. 936
Fischer, Fr., Die Metaphysik vom empirischen Standpunkte aus dargestellt. 239
Flügel, Dr. J. G., Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch in zwei Theilen. 318
Förtsch, Dr., Quaestionum Tullianarum particula altera. . . 140
Fournet, J., Aperçus sur le magnétisme des minerais et des roches. 611

Digitized by Google

	Seite
Freiesleben, J. C., Vom Vorkommen der Silbererze in Sachsen. I. und II. Abtheilung.	725
Fuchs, Dr. W, Beiträge zur Lehre von den Erzlagerstätten.	192
Funke, Dr. G. L., Die Polizeigesetze und Verordnungen Sachsens. II. Bd.	309
Gachard, M., Correspondance de Guillaume de Taciturne, prince d'Orange. Tome I.	328
Gagern, H. C. E. von, Civilisation. I. Theil.	20
Ganganelli — Papst Clemens XVI. — Seine Briefe und seine Zeit.	181
Geib, Karl, Deutscher Musentempel.	777
Giebel, Dr. C. G., Fauna der Vorwelt. I. Bd. III. Abth.	530
Girault de Prauzey, Monumens arabes d'Egypte et d'Asie mineure.	95
Gok, C. Fr. von, Der römische Grenzwall. (Urkunden und Beiträge zur älteren Geschichte von Schwaben und Südfranken.) II. Theil.	117
Goldschmidt, M. Ferd., Histoire politique de Guillaume III.	22
Grässe, Dr. J. G., Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte. III. Bd. 1. Abth.	941
Graves, Essai sur la topographie géognostique du département de l'Oise.	452
Gross, R., Geographischer Schulatlas. 2. Lief.	308
Grote, G., History of Greece. Vol. III. IV.	816
Grunert, J. A., Ueber die mittlere Entfernung einer Figur etc.	459
— — , Beiträge zur meteorologischen Optik. I. Theil. 1. Heft.	870
— — , — — — — — — — — I. Bd. 2. Heft.	952
Guyot, A., Note sur la distribution des espèces de roches dans le bassin erratique du Rhone.	615
Hagen, Fr. H. v. d., Ueber die ältesten Darstellungen der Faustsage.	693
Hahn, J. C., Geschichte der Mauren in Spanien.	314
— , L., Das Unterrichtswesen in Frankreich.	798
Hammer-Purgstall, von, Khlesl's Leben. II. Bd.	365
Heer, das, von Innerösterreich von 1809 unter Erzherzog Johann. 2. Ausgabe.	359
Helbig, K. G., Grundriss der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen.	315
Held, Zur Charakteristik des Chors in der Antigone des Sophokles.	478
Herbst, Dr. G., Geognostische Karte der Umgegend von Weimar.	301
Hermann, L., Die heidnischen Grabhügel des Lautergrundes etc.	579
Hesiodi Opera et Dies. Ed. D. J. van Lennep.	787
Hettner, Dr. H., Vorschule der bildenden Kunst der Alten. I. Bd.	410
Hoffmann, Dr. F. W., Volksfassliche Erdkunde.	300
Holland, Dr. W. L., Ueber Crestiens de Troies und zwei seiner Werke.	315
Hornung, J., Essai historique etc.	632
Jahn, Alb., Römische Kaisermünzen zu Biel im Kanton Bern.	563
Jahresbericht, Eilfter, der Sinsheimer Alterthums-Gesellschaft, von K. Wilhelmi.	158
— — — , Zwölfter, — — — — — — —	960

Digitized by Google

Seite

Jürgens, Karl, Luther's Leben. 1. Abth. 3. Bd. . . . 1
Kärcher, E., Ueber die 28. Ode des I. Buchs des Horaz. . . 934
Karsten, S., De tetralogia tragica et didascalia Sophoclea. . . 477
— —, — — — — — — — — . . 732
Keil, O. T., Quaestionum Tullianarum specimen P. II. . . . 140
— , H., Analecta Grammatica. 771
Kind, Dr. Th., Neugriechische Anthologie. 2. Ausgabe. . . 627
Klemm, G., Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. VI. Bd. . 314
— —, Fantasie über ein Museum für die Culturgeschichte. . 580
Klotz, R., Handwörterbuch der lateinischen Sprache. 1. Lief. . 247
— —, — — — — — — — 2. Lief. . 541
— —, — — — — — — — 3. Lief. . 878
Koch, M., Beiträge zur Geschichte der Stadt Botzen. . . 150
— —, Reise in Süddeutschland und am Rhein. . . . 622
Köler, Dr. Fr., Sammlung spanischer Sprüchwörter. . . . 314
Kölle, Fr., Italiens Zukunft. 185
Kriegk, Dr. G. L., Die Völkerstämme und ihre Zweige. . . 778
Kurr, Dr. J. G., Beiträge zur fossilen Flora der Juraformation Würtembergs. 455
Lasaulx, E. von, Ueber das Studium der griechischen und römischen Alterthümer. 47
— —, Ueber den Entwicklungsgang des griechischen, römischen und deutschen Lebens. 47
— —, Ueber die Bücher des Königs Numa. 47
Lecoq, H., Des glaciers et des climats, ou des causes atmosphériques en géologie. 451
Lersch, Dr. L., Apollon, der Heilspender. 797
Levallois, J., Mémoire sur le gisement du sel gemme dans le département de la Moselle. 615
Lindenschmid, Gebr. W. und B., Das germanische Todtenlager bei Selzen in Rheinhessen. 263
Livii Patavini Historiarum libri I—IV. Mit Anmerkungen von G. Chr. Crusius. 3—6. Heft. 144
— — — — V—X. Ed. G. Chr. Crusius. 7. Heft. 786
Lorenz, Ch. G., Nonnulla de aedilibus municipiorum. . . . 958
Lutteroth, Appel à l'opinion etc. 641
Malortie, Dr. C. E. von, Der Hannöversche Hof unter dem Kurfürsten Ernst August und der Kurfürstin Sophie. 312
Manès, M. W., Statistiques minéralogiques etc. du département de Saône et Loire. 451
Mariotti, L., Italien. Deutsch von J. B. Seybt. . . . 833
Martens, C. von, Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben etc. 491
Martin, Dr. E., Zur Gynäkologie. 1. Heft. 844
Martins, Ch., Mémoire sur les températures de la mer glaciale. . 612

Digitized by Google

	Seite
Melly, D. Ed., Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters. I. Theil.	58
Memorie del Prof. Carlo Gemmellaro.	452
Metzler, W., Commentatio de philosophiae in Gymnasiis studio.	501
Meyer, Ed., Studien zu Göthe's Faust.	702
Michiels, A., Etudes sur l'Allemagne. vol. I. II.	331
Mills, Robert, The American Light-House Guide.	275
Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI.	569
Moné, F. J., Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. I. Bd. 2. und 3. Lief.	585
Monnard, Ch. und L. Vulliemin, Histoire de la Confédération Suisse. Traduite de l'Allemand. Tome XVI.	63
— — — — — — — — — — — — Tome XVII.	349
— — — — — — — — Histoire de Flandre. Tome I—III.	321
Muchar, Dr. A. von, Geschichte des Herzogthums Steiermark. IV. Th.	940
Münch, Dr. E., Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. IV. Bd.	311
Murchison, Geologie des europäischen Russlands und des Urals. Bearbeitet von G. Leonhard. 1. Abth.	116
Naumann, C. F. und B. Cotta, geognostische Specialkarte von Sachsen.	159
Nöggerath, Dr. J., Der Bergschlüpf an den Unkeler Basaltsteinbrüchen bei Oberwinter.	32
— — — —, Die Entstehung und Ausbildung der Erde.	303
— — — —, Sammlung von Gesetzen in Berg-, Hütten- etc. Angelegenheiten.	452
Nostitz, Karl von, Leben und Briefwechsel.	481
Nüsslin, F. A., Beitrag zu einer anregenden Erklärung des Homer.	937
— — — —, Platon's Apologie des Sokrates.	938
Oelsner-Monmerqué, Dr. G., Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsner's Schriften.	679
Osanni, F., Commentationum de L. Annaei Senecae scriptis. Spec. III.	758
Ovidii Nasonis Metamorphoses. Herausgegeben von F. S. Feldbausch. 3. Ausgabe.	785
Palmieri, Nic., Saggio storico e politico sulla costituzione del regno di Sicilia infino al 1816.	381
Parthey, G. et M. Pinder, Itinerarium Antonini Augusti et Hierosolymitanum.	415
Pelz, E., Geschichte Peters des Grossen.	340
Pepe, General Wilhelm, Denkwürdigkeiten. I. II. Theil.	659
Péquignot, Esquisses littéraires.	357
Perrey, A., Mémoire sur les tremblements de terre dans le bassin du Rhin.	453
— — , — — — — — — — — — — — Danube.	610
Perron, Précis de Jurisprud. Musulmane.	560
Petzhold, Dr. J., Anzeiger der Bibliothekswissenschaft. Jhrg. 1845. 1846.	627
Pfaffenhoffen, F. de, Essai sur les Aspres Comnéanis.	538

Digitized by Google

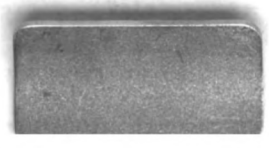
Seite

Pipitz, F. E., Studien über Oesterreich in den Jahren 1838—1848. 632
Pomponii fragmentum de origine juris. Ed. Fr. Osannus. . 745
Raabe, Dr. J. L., Die Jakob Bernoullische Funktion. . . . 867
Rahden, von, Wanderungen eines alten Soldaten. I. II. Theil. 172
Raumer, R. von, Vom deutschen Geiste. 670
— — Fr. —, Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Bde. 829
Reess, Fr., Synesius von Cyrene, der griechische Hymnendichter. 935
Reichlin-Meldegg, Dr. K. Alex. von, Die deutschen Volksbücher von Joh. Faust. I—III. Bändchen. 702
Reinaud, M., Géographie d'Aboulfeda. Tome I. II. 1. . . 894
Rengger's Leben und Briefwechsel. Herausg. von F. Wydler. 2 Bde. 71
Réponse de M. Libri au rapport de M. Boucly. . . . 624
Riedel, Dr. H., Algemeene Oude Historie. I. II. Deel. . 347
— — —, Algemeene Geschiedniss van de Romeinen. I. II. Deel. 348
Rink, Dr. H., Die nikobarischen Inseln. 26
Ross, J. Cl., Voyage of discovery and research in the southern regions etc. Vol. I. II. 516
Roth, Dr. H., Das kalte Schwefelwasser zu Bad Weilbach in Nassau. 135
Russegger, J., Reisen in Europa, Asien und Afrika. III. Bd. 718
Sadi's Rosengarten, übersetzt von K. H. Graf. . . . 98
Sandberger, Dr. Fr., Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau. 305
Schäfer, Dr. A., Geschichtstabellen zum Auswendiglernen. . 316
Scheible, J., Das Kloster. II. III. Bd. 698
Schinz, Dr. H. R., Naturgeschichte und Abbildungen des Menschen. 856
Schödler, Dr. Fr., Die höheren technischen Schulen. . . 455
Schwarz, C., Hebräisches Lesebuch mit Beziehung auf Ewald's Sprachlehre. 465
Scriptores rerum Silesicarum. 3. Band. Herausgegeben von G. A. Stenzel. 23
Scylacis Periplus ex recensione B. Fabricii. 790
Seyffer, O. E. J., Geschichtliche Darstellung des Galvanismus. 581
Seyffert, Dr. M. L., Palaestra Ciceroniana. 2. Aufl. . . . 899
Siciliens Revolutionen bis auf den heutigen Tag. . . . 387
Simon, V., Observations sur les roches et les fossiles. . . 454
Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Für 1848. 101
— —, Dr. E., Die Sage vom Faust. 697
Sophoclis Tragoediae. Edidit Ed. Wunderus. Vol. I. Sect. III. 479
Sprichwörter, die deutschen. Gesammelt. 462
Staffler, J. J., Das deutsche Tirol und Vorarlberg. 2 Bände. 620
Stark, Dr. C. B., Quaestionum Anacreonticarum libri duo. . 790
— — —, De Tellure deaque ejus imagine a Manuele Phile descripta. 796

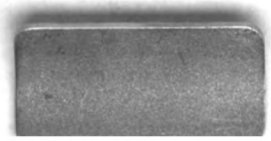
Digitized by Google

	Seite
Stillfried, von, und Dr. J. Märker, Hohenzollerische Forschungen. I. Theil.	123
Stricker, Dr. W., Germania. I. Bd.	480
— —, II. Bd. 1. 2. Heft.	639
Sugenheim, S., Geschichte der Jesuiten in Deutschland. 2 Bde.	10
Symbolae literariae. Ed. doctorum in gymnasiis Batavis societas. Fasc. VI—VIII.	466
Taciti Opera. Emendavit et commentariis instruxit L. Doederlein. Tome II.	35
Tavel, C. de, Mémoires de Rovérea. Tome I.	355
— — Tome II.	671
Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. Ed. Fr. Poppo. Vol. III. Sect. I.	479
Uebersicht der geologischen Verhältnisse der Schweiz.	617
Viehoff, H., Commentar zu Göthe's Gedichten. 2 Theile.	508
Vischer, W., Ueber die Stellung des Geschlechts der Alkmäoniden in Athen.	832
Wächter, Dr. C. G. von, Beiträge zur deutschen Geschichte.	633
Wagner, Fr. W., Poetarum Tragicorum Graecorum fragmenta. Vol. III.	788
Walpole, Horace, Denkwürdigkeiten. I. II. Band.	659
Weil, Dr. G., Geschichte der Chalifen. II. Band.	91
Weissgeber, Fr., Curae Theocriteae ad Adoniazusas.	937
Wiebel, K. W. M., Die Insel Helgoland.	616
Wiesner, Dr. Ad., Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur.	234
Wüstemann, E. F., Friderici Jacobsii Laudatio.	955
Zeitschrift des Vereines für rheinische Geschichte u. s. w. zu Mainz. I. Bd. 2. Heft.	576
Zell, Dr. K., Die römischen Elogien und König Ludwigs Walhallagenossen.	258
— — —, De Aristotele patriarum religionum aestimatore.	
Zellweger, J. K., Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich. I. 1.	687
Zur Geschichte des deutschen Befreiungskrieges.	161
— — — des ehemaligen ostpreussischen National-Cavallerie-Regiments in den Feldzügen von 1813 und 1814.	177

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google